


eference



Allgemeine

Deutsche Biographie.

Einundfünfzigster Band.



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Einundfünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Kálnoky — Lindner.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1906.

Kálnoky: Graf Gustav K. Am 10. October 1881 starb plötzlich der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Freiherr v. Haymerle, der erst zwei Jahre vorher an die Stelle Andrássy's getreten war; ein wohlwollender, vielseitig gebildeter Herr, ein erfahrener Diplomat, von maßvollem, ausgeglichenem Wesen, ein gerader, einfacher und zuverlässiger Charakter. Zum Nachfolger ersah der Kaiser den Botschafter in Petersburg, Grafen Gustav Kálnoky, aus, dessen Thätigkeit er schon seit längerer Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgte. Graf K. hatte für die unerwartet frei gewordene Stelle weder candidiren wollen, noch schreckte er vor der schwierigen Mission, als sie ihm angeboten wurde, zurück; er meinte nur, er sei den heimathlichen Verhältnissen zu sehr entfremdet, und nicht geeignet, sich im parlamentarischen Parteileben zu bewegen. Der Kaiser ging über diese Einwendungen hinweg und vollzog am 20. November die Ernennung. So wurde Graf K. „Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern" und Vorsitzender im gemeinsamen Ministerrathe, dem damals Graf Bylandt-Rheydt als Kriegsminister und Szlavy als gemeinsamer Finanzminister und oberster Verwalter der occupirten Provinzen Bosnien und Herzegowina angehörten.

Graf K. war mit verhältnißmäßig kurzer Unterbrechung seit 27 Jahren im Auslande beschäftigt gewesen und in Oesterreich-Ungarn außerhalb eines sehr engen Kreises nur wenig bekannt. Man erinnerte sich, daß er Anfang der siebziger Jahre seinen damaligen Posten als Vertreter beim Vatican aufgegeben hatte, weil ihm, wie es hieß, die Haltung des liberalen Grafen Andrássy in den Beziehungen zur Curie nicht behagte. Also eine selbständige Natur und in seiner Gesinnung conservativ. Diejenigen, die gelegentlich Näheres über ihn gehört hatten, sagten ihm Hochmuth nach, aber zugleich einen scharfen Verstand, der auch die Anerkennung seiner beiden Vorgänger gefunden habe. In seiner äußeren Erscheinung war Graf K. ein Mann von mittlerem Wuchs, eher leicht gebaut; das Antlitz war von klugen braunen Augen belebt und das Lächeln, das zuweilen um den Mund spielte, schien ironisch. Er machte den Eindruck eines kaltblütigen, eleganten Aristokraten, der sich nicht imponiren läßt, eines Mannes von Geist und festem Willen. — Am 9. December traf K. in Wien ein. Es war der Tag nach dem furchtbaren Ringtheater-Brand, und schwerlich hat irgend Jemand in der von Entsetzen und Trauer erfüllten Bevölkerung die Ankunft des neuen Ministers beachtet, dem die Ereignisse eine Aufgabe stellen sollten, viel größer und schwieriger als man damals voraussehen konnte.

* * *

Graf Gustav Kálnoky war auf Schloß Lettowitz in Mähren am 29. December 1832 geboren. Seine Mutter war eine geborene Gräfin Schrattenbach und Erbin des Gutes Prödlitz. Der Vater, Graf Gustav, entstammte einer siebenbürgischen Familie und war selbst noch in Hermannstadt zur Welt gekommen; Lettowitz war erst ein Erbtheil von großmütterlicher Seite, aus dem Besitze des Grafen Blümegen, der zur Zeit Maria Theresia's Minister gewesen war. In den ungarischen Grafenstand war anno 1697 der Kanzler Samuel Kálnoky, Herr auf Köröspatak, erhoben worden, so daß der nachmalige österreichisch-ungarische Minister des Aeußern auf Vorfahren, die hohe Staatsstellungen eingenommen hatten, zurückblicken konnte. Die Kálnokys entstammten dem Székler Volk, dem in Siebenbürgen angesiedelten Brudervolk der Magyaren, und hatten von Altersher zu den „Primoren“, den Vornehmen, gehört, die im Frieden und im Kriege an der Spitze ihrer Nation standen. Auch die Andrássys sind aus dem tapferen Széklerblut hervorgegangen.

In Lettowitz lebte die Familie Kálnoky in einfachen Verhältnissen, und weder der Vater noch die Mutter und die Kinder kamen mit den Wiener Salons in Berührung. Von den drei Knaben war Gustav der zweite, nach ihm kamen Töchter, von denen sich die jüngste, die nachmalige Herzogin von Sabran, zu einer blendenden Schönheit entfaltete, und schließlich wieder ein Sohn, Hugo, der jetzt der Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft ist, die den Namen fortpflanzt. Die beiden Aeltesten genossen den Unterricht im Hause, und einer der Erzieher, die nacheinander in Lettowitz auftauchten, war der Benedictiner Béla Dudik, der sich als Historiograph Mährens einen guten Ruf gemacht hat und der vielleicht den Grund zu dem lebhaften Interesse legte, das Graf K. den Geschichtsstudien widmete. Gleich dem Bruder Alexander — Graf Hugo hat später dieses Beispiel ebenfalls befolgt — ging Graf Gustav blutjung, mit 17 Jahren, zur Cavallerie. Er wurde Husarenofficier und zeichnete sich als ungewöhnlich guter Reiter aus; auch der Kaiser bewunderte einmal seine Kunstfertigkeit. Im Verkehr war er schüchtern, man fand in Wien seinen Dialekt und seine Haltung provinzial und erst einige hülfreiche hohe Damen, die sich des jungen Mannes gesellschaftlich annahmen, darunter besonders Fürstin Schwarzenberg, führten ihn in die Welt ein und ermuthigten ihn, sich auf dem Parkett freier zu bewegen. Er hatte die Zwanzig schon erreicht, als es ihn lockte, den Beruf zu wechseln. Der damalige Minister des Aeußern, Fürst Felix Schwarzenberg, der das Ansehen des Kaiserstaats nach 1848 wieder hergestellt und hoch erhoben hatte, war von der Armee hergekommen; er war Rittmeister, dann Weltmann und Diplomat, dann wieder ein schneidiger General gewesen, ehe er als Minister Preußen bei Olmütz demüthigte. Auf die jungen Officiere von aristokratischer Abkunft übte er einen großen Eindruck und K. war nicht der einzige, der dem Vorbild nacheifern wollte. Auch war die militärische Laufbahn überfüllt, während es in der Diplomatie an Nachwuchs fehlte. Im April 1852 berief ein jäher Tod den Fürsten ab, und sein Nachfolger Buol kam Kálnoky's Ansuchen, in die Diplomatie aufgenommen zu werden, wenig freundlich entgegen. Aber in K. war ein Gedanke, der sich einmal festgesetzt hatte, nicht so leicht auszutilgen und ebenso war und blieb es seine Art, daß zuweilen eine lang gehegte Neigung oder Abneigung plötzlich die Form eines unerschütterlichen Entschlusses annahm — was später bei denen, die ihn während seiner Ministerschaft nur als bedächtig überlegenden Mann kannten, das Urtheil hervorrief, daß er eine widerspruchsvolle Natur sei. So entschied er sich während einer Parade mit einem Male vom Fleck weg zum Ministerium zu reiten, um dem Grafen Buol mündlich seine Bitte

vorzulegen, und diesmal war er glücklicher. Doch mußte er seine Energie nun daran wenden, sich, während er noch Militärdienst leistete, auf die Diplomatenprüfung vorzubereiten. Er schrieb ein ausgezeichnetes Französisch, aber sonst waren seine Kenntnisse ziemlich lückenhaft, und eiserner Fleiß war nöthig. Im Juli 1854 legte er die Prüfung ab. Er wurde hierauf nach München und Berlin geschickt, und im December 1859 kam er als Legationssecretär nach London; auf diesem Posten, den er bis 1871 behielt, wurde er 1866 Legationsrath. In London war nachmals der, um fast ein Jahrzehnt jüngere Plener, der später im österreichischen Parlament zu führender Stellung gelangte und dann Finanzminister wurde, sein College. K. hat Plener stets seine Sympathie bewahrt.

Die Londoner Zeit war Kálnoky's Lehrzeit, und und dort entwickelte sich sein Wesen, sein Wissen und sein Können. Er lernte nicht nur interessante Menschen und große Verhältnisse kennen, er studirte auch, um das Versäumte nachzuholen, mit consequentem Ernst Sprachen, Geschichte und Litteratur. Er hat es damals und späterhin verstanden, in überraschender Weise den Tag auszunützen und war ein unermüdlicher und zäher Arbeiter. Auch zu gewissenhaftem Besuche der Museen blieben ihm Stunden übrig, und nebenbei übte er noch sein Zeichen- und Maltalent und zwar besonders gerne an humoristischen Stoffen. Er gewann Freude am Sammeln, brachte kostbare Drucke zusammen, darunter schöne Elzevire, und wenn er auf Reisen war, wußte er überall irgend ein Stück, das Aufmerksamkeit verdiente, für sich selbst oder zu Geschenkzwecken aufzustöbern. Der freien Natur stand er ziemlich gleichgültig gegenüber; sie sagte ihm nichts, und er wußte nichts mit ihr anzufangen. Das Reiten betrieb er als Virtuos; es machte ihm Vergnügen, seine ererbte und geschulte körperliche Gewandtheit zu bethätigen; die Jagd aber hat er nie gepflegt. Er war und blieb vorwiegend Cultur- und Verstandesmensch, etwas kühl und skeptisch in der Auffassung, seiner Urtheilskraft sicher, mißtrauisch gegen Alles, was ihm formlos, verworren oder nebelhaft schien, im ganzen mehr kritisch als schöpferisch angelegt. Wenn er schrieb, war sein Stil klar und bestimmt, und die Berichte, die er in Vertretung des Botschafters Grafen Apponyi nach Wien sendete, erweckten das Interesse des Kaisers. Als er nach kurzer Thätigkeit in Rom als Geschäftsträger und nach längerer Disponibilität, die durch den Mangel eines passenden Postens verursacht war, zum Gesandten in Kopenhagen ernannt wurde, beobachtete er dort nicht nur die Vorgänge bei Hofe, sondern er verfolgte auch die geistige Bewegung, und es finden sich in den Acten Berichte vom Grafen K. über die Bedeutung von Georg Brandes, die, wie versichert wird, verdient hätten, einem weiteren Kreise bekannt gemacht zu werden. Einer entschiedenen geistigen Potenz, wenn sie ihm nicht ganz gegen den Strich ging, pflegte er die gebührende Achtung nicht zu versagen. Dabei war er sich aber vor allem im höchsten Grade des Werthes bewußt, den der Zusammenhang mit einer festgegründeten Vergangenheit, die Zugehörigkeit zu einem ehrenvollen alten Geschlechte für den Einzelnen besitzt. Es dünkte ihm ein großer natürlicher Vorzug, ein Kálnoky zu sein und diese Vorstellung trug nicht wenig dazu bei, seine Charakterstärke noch zu erhöhen. Warum er in Rom, wo er sich gesellschaftlich sehr wohl fühlte, nicht länger geblieben ist — man erzählt, es habe sich dort sogar der einzige Fall ereignet, daß er einer Dame wärmere Huldigungen zollte — haben wir schon gestreift. Sein Stolz verbot es ihm, eine Politik zu vertreten, die er nicht billigte. „Graf Kálnoky", so urtheilte über ihn ein hochstehender Diplomat, „hatte vielleicht noch mehr Charakter als Verstand." Sich zu beugen, war

nicht seine Sache, und was er im eigenen Namen nicht that, das that er um so weniger im Namen seines Kaisers.

* * *

Während Graf Kálnoky in Kopenhagen war, schrieb einmal der Kaiser auf einen seiner Briefe die Bemerkung nieder, es sei schade, daß eine solche Kraft nicht voll ausgenützt werde. Auch Graf Andrássy hatte von der Tüchtigkeit und dem Verstande Kálnoky's, ohne gerade viel Sympathie für seine Natur und Geistesrichtung zu fühlen, die beste Meinung; als sich K. im Sommer 1879 in Wien aufhielt, schlug er ihm vor, nach Petersburg zu gehen, wo der Botschafterposten durch die Erkrankung des Freiherrn v. Langenau vacant geworden war; doch sollte dies nur ein Provisorium sein und K. sollte nur den Titel eines Gesandten führen. K. wird damals wohl schon geahnt haben, daß Graf Andrássy nicht mehr lange sein Chef bleiben werde und daß daher auf die Bedingungen, unter denen er sich nach Petersburg begab, wenig ankomme. Er nahm den Vorschlag an, im October trat Andrássy zurück, und dessen Nachfolger Freiherr v. Haymerle ernannte ihn im Januar 1880 zum Botschafter. Der neue Minister schätzte K. sehr hoch. Der ernste, bedächtige Diplomat bürgerlicher Abstammung hatte seit lange eine Vorliebe für den ernsten und bedächtigen aristokratischen Berufsgenossen, und als sein Vorgesetzter lernte er ihn immer mehr würdigen. Als die Baronin Haymerle — so erzählt Arneth in dem Rückblick, den er Haymerle gewidmet hat — einmal ihrem Bruder als eifrigem Sammler von Autographen die Handschrift Kálnoky's schenkte, sagte scherzend ihr Gemahl: „Als Zukunftsmusik“. Und ernst werdend fügte er hinzu: „Ich werde ihn einmal zu meinem Nachfolger vorschlagen“. Vorläufig war er sein wichtigster Mitarbeiter, um so wichtiger, als K. sehr aufrichtig überzeugt war, daß Oesterreich-Ungarn und Rußland gute Freunde sein sollten.

Gerade während K. in Petersburg war, handelte es sich darum, die Störung des Verhältnisses zu Rußland zu beseitigen. Sie wurde um so unangenehmer empfunden, als Bismarck zu verstehen gab, daß das soeben geschlossene Bündniß die Entfremdung zwischen Berlin und Petersburg nicht verschärfen dürfe, daß er vielmehr eine Annäherung anstrebe und in der Orientfrage dem russischen Standpunkt näher als dem österreichischen stehe. Die Russen hatten versprochen, Bulgarien und Ostrumelien zu räumen, und 1880 räumten sie es nach wiederholtem Andrängen Oesterreichs und Englands wirklich. Aber daß ihnen der Berliner Congreß alle Früchte ihres Feldzuges für immer genommen haben sollte, wollten sie nicht zulassen, und Fürst Bismarck, dem sie die Hauptschuld an dem Verlauf des Congresses beimaßen, war um der Versöhnung willen bereit, ihnen nach Kräften beizustehen. Der russischen Diplomatie erschien es besonders werthvoll, den in San Stefano ausbedungenen Umfang des neuen Balkanstaates, in dem sie ihren Vasallen und Vorposten erblickte, wenigstens annähernd zu erreichen und Bulgarien und Ostrumelien, die der Congreß auseinandergerissen hatte, zu vereinigen. Damit erklärte sich nun das Wiener Cabinet bedingungsweise einverstanden, und es kam unter Mitwirkung Kálnoky's im Sommer 1881 eine Vereinbarung zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland zu Stande, die zwar später gegenstandslos wurde und die auch während ihrer Gültigkeit die Kühle Rußlands nicht in Freundschaft umsetzen konnte, die aber wenigstens dazu beitrug, daß die Temperatur, die fortwährend innerhalb bedenklich niedriger Grenzen schwankte, nicht geradezu unter Null sank. In dem Abkommen (das dem Publicum zuerst durch Friedjung's biographische Skizze über K. bekannt ge-

worden ist), versprach Oesterreich-Ungarn, der Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens „si elle se faisait par la force des choses“ zuzustimmen und sich inbezug auf einen streitigen Punkt des Dardanellenvertrages der russischen Auffassung anzubequemen. Dafür erhielt es das Recht, die Occupation Bosniens und der Herzegowina in eine Annexion umzuwandeln, ein Recht, das mit der Gültigkeitsdauer des Vertrages, also 1884, erlöschen, aber während derselben nicht von der vorherigen Verwirklichung des bulgarischen Punktes abhängen sollte. Uebrigens machte das Wiener Cabinet, um Rußland keinen Anlaß zu Verdruß zu geben, selbst dann keinen Gebrauch davon, als — schon unter der Ministerschaft Kálnoky's — der bosnische Aufstand dazu ausreichenden Anlaß bot.

* * *

Während Kálnoky in Petersburg war, hatte sich infolge des Mordes am 13. März 1881 der Herrscherwechsel vollzogen, und die revolutionäre That brachte wider Willen den Panslavismus in den Vordergrund. So lernte K. in bewegter Zeit das Terrain kennen, das ihn als Minister am meisten beschäftigen sollte und zugleich griff er zum ersten Male handelnd in die hohe Politik ein. Er wuchs dort zu dem fast selbstverständlichen Nachfolger Haymerle's heran — wenn man nicht etwa Andrássy zurückberufen wollte. Auch er selbst hatte, als die Nachricht von Haymerle's Tode eintraf, das Gefühl, zum mindesten nicht übersehen werden zu können und unterließ es, seinen schon erwirkten Urlaub anzutreten, um sich nicht den Anschein zu geben, daß er als Bewerber an Ort und Stelle auftreten wolle. Er wußte, daß er dem Posten, wenn er ihn erhielte, gewachsen sein würde und war vermuthlich nicht im mindesten überrascht, als er ihm thatsächlich angetragen wurde. Welche Bedenken er trotzdem glaubte geltend machen zu müssen, haben wir schon erwähnt; sie hatten mit der äußeren Politik nichts zu thun, und der Kaiser konnte ruhig über sie hinweggehen. Die wichtigste Aufgabe war, mit Rußland nicht auseinander zu kommen, und dazu war K., damals ein ausgesprochener Russophile, jedenfalls der geeignetste Mann. Drei Monate vorher hatte die Zusammenkunft der Kaiser und Kanzler von Deutschland und Rußland in Danzig stattgefunden, und der Zar telegraphirte damals an Kaiser Franz Joseph, daß er sich sehr glücklich gefühlt habe, „unsern Freund, mit dem uns gemeinsame Bande der herzlichsten Zuneigung verknüpfen“, wiederzusehen. Trotzdem befand sich, als K. von Petersburg abging, das Verhältniß zu Rußland, wie er später einmal selbst in der Delegation gestand, „in einem wenig behaglichen Zustande, weder gut, noch ganz schlecht, sondern schwankend“. Wenn der Zar dem Kaiser Wilhelm, seinem Großoheim, oder dem Kaiser Franz Joseph persönlich gegenüberstand oder persönlich mit ihren leitenden Ministern sprechen konnte, überwog in ihm das Vertrauen in ihren guten Willen und ihre Loyalität; wenn er wieder in der Heimath war, seine glänzenden Officiere und stattlichen Regimenter musterte und ringsum den Wiederhall Katkow'scher und Skobelew'scher Worte hörte, überwog die Erbitterung, daß Rußland für sein vergossenes Blut so wenig erreicht habe, während die Oesterreicher in Bosnien herrschten und Deutschland den ersten Rang in Europa einnahm, und überwog das Mißtrauen gegen Bismarck und seinen wirklichen und angeblichen Einfluß. Der bosnische Aufstand ließ der in Rußland herrschenden Stimmung wieder bis auf den Grund blicken.

Der Aufstand, der Bosnien, die Herzegowina und das südliche Dalmatien ergriff, war schon im Gange, als Graf K., zum Minister des Aeußern er-

nannt, in Wien eintraf. Es war merkwürdig, daß, nachdem sich der Occupation im J. 1878 die Mohamedaner mit den Waffen widersetzt hatten, sich nunmehr Christen erhoben, und vielleicht war thatsächlich Begünstigung der katholisch-kroatischen Bevölkerung gegenüber der orthodoxen serbischen mit daran Schuld. Bezeichnend und verdächtig aber war es jedenfalls, daß Montenegro die Erhebung fast offen unterstützte. Das Kriegsministerium traf sehr energische Verfügungen, im März war die Bewegung niedergeworfen, und Ende April wurde an die Stelle Szlavy's zum gemeinsamen Finanzminister und obersten Verwalter Bosniens der bisherige Sectionschef im Ministerium des Aeußern, Benjamin v. Kallay ernannt, der sich als ein Organisator ersten Ranges erwies und in mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit dem Lande Ruhe, Fortschritt und Aufschwung gebracht hat. Für K. mußte außer der Haltung des Fürsten von Montenegro besonders lehrreich die Haltung der russischen Presse sein, die seinen Amtsantritt als ein Vorzeichen einer entgegenkommenden Politik Oesterreich-Ungarns begrüßt hatte und nun über den Freiheitskampf der südslavischen Brüder in helle Freude gerieth. Er konnte daraus ersehen, daß seine Berufung nichts an den ihm nun schon bekannten Verhältnissen geändert hatte. Was die amtliche russische Politik betrifft, so stand sie seit des neuen Kaisers Thronbesteigung (März 1881) unter dem Einflusse der Panslavisten zum mindesten insoweit, als Herr v. Giers — ein maßvoller und ruhiger Mann, mehr Beamter als selbständiger Politiker, der Vertreter und seit Anfang April 1882 der Nachfolger des kranken Gortschakow — eigentlich nur allzu heftige Regungen zu mildern und die diplomatischen Formen für die Entschlüsse Alexander's III. zu liefern hatte. Der Kaiser war von Deutschenhassern umgeben und als Minister des Innern hatte er an seine Seite den ehrgeizigen und scrupellosen Ignatiew berufen, dem die russischen Agenten, die auf dem Balkan thätig waren, mit verständnißvollem Eifer nachstrebten. Im Januar hielt General Skobelew am Jahrestage der Erstürmung der Turkmenenfestung Geok Tepe eine Rede mit scharfen Bemerkungen gegen Deutschland und gegen das, die Bosnier mit Gewalt unterwerfende Oesterreich-Ungarn, eine Rede, wegen deren Giers dem Grafen K. sein Bedauern aussprach, die aber für den Liebling der Panslawisten keine andere schlimme Folge hatte als daß er eine Reise ins Ausland antreten mußte. Die Reise führte ihn nach dem schönen Paris, und als er zurückkehrte, hielt er in Warschau eine neue, diesmal hauptsächlich gegen Deutschland gerichtete und mit Complimenten für die Polen verzierte Rede, in der er erklärte, man wisse, wie der Zar über die große slavische Sache denke. Alexander citirte den stürmischen Kriegsmann und Agitator zu sich, wahrscheinlich um ihm im stillen eine Mahnung zu ertheilen, aber man hörte nicht, daß er in Ungnade gefallen wäre. Nur wurde den Officieren verboten, künftig noch politische Reden zu halten und Kaiser Alexander sendete ein Geburtstagstelegramm an Kaiser Wilhelm. Hatte Gortschakow einst nach dem Krimkrieg die Parole ausgegeben, Rußland sammle sich, aber es schmolle nicht, so schien jetzt die Parole zu sein, Rußland sammelt sich und es grollt.

Die Stimmung Rußlands konnte nicht ohne Wirkung auf die südeuropäischen Länder bleiben, und überall fühlte man sich ermuthigt, gegen Oesterreich-Ungarn unfreundlich aufzutreten. Montenegro war nach seiner Gewohnheit kühn vorangegangen; in Serbien hatte man sich mit handelspolitischen Widerhaarigkeiten begnügt, die übrigens schon vor Kálnoky's Eintreffen bezwungen waren; in Rumänien wurde gegen die Wiener Anträge betreffend die europäische Donaucommission in so heftigen Formen protestirt, es kam dabei so viel populäre Gehässigkeit namentlich gegen Ungarn zum Vorschein und schließlich

brachte selbst die Thronrede König Karol's einen so scharfen Passus gegen Oesterreich-Ungarn, daß noch wenige Tage vor Kálnoky's Ankunft in Wien die diplomatischen Beziehungen zu dem damals jüngsten Königreiche Europas (Karol war im Mai gekrönt worden) abgebrochen wurden. Ein Ministerwechsel in Bukarest und die Zurückziehung der angefochtenen Stelle der Thronrede erleichterte zwar die Beilegung, aber noch lange grollte die Stimmung in Rumänien fort, und noch im Juni 1883 brachte auf einem Festmahl in Jassy, dem der König beiwohnte, der Senator Gradisteanu einen Trinkspruch aus, in welchem er sehr deutlich auf Siebenbürgen und die Bukowina, als auf zu erlösende Provinzen anspielte. Graf K. begnügte sich nicht mit der Weglassung des Trinkspruches im Bericht des rumänischen Amtsblattes, sondern verlangte eine officielle Verleugnung, die auch erfolgte. Sein sicheres Auftreten, die Einsicht des Königs und des Ministers Bratiano und die Macht der Thatsachen führten die Wendung herbei. Rumänien fühlte sich in der Donaufrage durch Rußland bald mehr als durch Oesterreich eingeengt und auch die Erinnerung an die Vorgänge während des letzten Türkenkrieges that das ihrige. Als König Karol im August 1883 beim Kaiser Franz Joseph erschien und Bratiano dann im September mit Kálnoky in Wien und mit Bismarck in Gastein conferirte, und bald danach eine Audienz beim Kaiser selbst hatte, erhob sich in Rumänien nur wenig Widerspruch gegen die dadurch angekündigte Annäherung. Im Orient überzeugte man sich eben allmählich doch immer mehr von der Schädlichkeit einer mit den gegebenen Verhältnissen nicht rechnenden Phantasiepolitik und es wurde immer klarer, daß es jetzt vor allem darauf ankomme, das Erworbene zu sichern und nutzbar zu machen. Auch in Serbien, wo die radicale Partei Oesterreich wegen Bosniens leidenschaftlich zürnte, brachte Milan (den im März 1882 die Skupschtina zum König erhoben hatte, wozu ihm der k. und k. Gesandte als Erster gratulirte) trotz vieler Schwierigkeiten den Standpunkt zur Geltung, daß das Land auf gute Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn angewiesen sei. Milan stattete einen Besuch in Wien ab und wurde freundlich aufgenommen. Im November 1883 suchten ihn die Radicalen durch einen Aufstand zu stürzen, wurden aber schnell niedergeschlagen. Auf eine besonders harte Probe stellte die Pforte die Geduld des Grafen K. Der Ausdruck „conférence à quatre“ wurde ein Schrecken der Zeitungsleser. Diese aus den Bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns, Serbiens, Bulgariens und der Türkei bestehende Conferenz sollte über den Anschluß der von Wien über Belgrad nach Saloniki und andererseits nach Constantinopel gehenden Linien verhandeln, und es dauerte fünfzehn Monate bis die Pforte, die der Angelegenheit immer neue bedenkliche Seiten abzugewinnen und ihre Zustimmung immer wieder zu verklausuliren wußte, endlich für eine klare Entscheidung zu haben war, welche es ermöglichen sollte, die beiden wichtigsten Städte des Reiches in directe Schienenverbindung mit Europa zu setzen. Noch weitere fünf Monate dauerte es, bis im October 1883 die Convention ratificirt wurde. Man konnte am Ende dieses Jahres sagen, daß die Schwierigkeiten im Südosten beigelegt waren.

Wie dem Urtheil der Völker des Südostens Oesterreich-Ungarn als der Unterdrücker von Stammesgenossen erschien, so auch dem Urtheil des Volkes im Südwesten — des italienischen, das die Vorstellungen aus der Zeit, in welcher die kaiserliche Regierung für die Erhaltung der Herrschaft in der Lombardei und Venetien kämpfte, in phantastisch übertriebener Form auf Triest und Welschtirol übertrug und die Erlösung der Brüder und womöglich auch die Annexion Deutsch-Südtirols und der vorwiegend slovenischen Küstenländer verlangte. Es ist bemerkenswerth, daß alle Nachbarvölker Oesterreich-

Ungarns zwar die Erhaltung der habsburgischen Monarchie als Nothwendigkeit erklären, fast jedes aber — die Deutschen und die Russen bilden die Ausnahme — mit der Reserve, daß gerade ihm und nur ihm ein möglichst großes Stück davon abgegeben werde. Diesen naiv begehrlichen Standpunkt nahmen in Italien auch viele Politiker von Ansehen ein, und die irredentistische Bewegung im Königreiche reizte die Irredentisten in Oesterreich zu radicalem Vorgehen an. Die italienischen Regierungen selbst, denen die Bewegung nicht wenig Unannehmlichkeiten bereitete, wechselten in ihrer Haltung gegenüber dem Irredentismus; da indeß Freiherr v. Haymerle, der von 1877—1879 Botschafter in Rom war, in sehr glücklicher Weise Festigkeit und Liebenswürdigkeit zu vereinigen wußte, so gestalteten sich zu jener Zeit die Beziehungen ganz günstig. Bald danach ließ die tunesische Angelegenheit den Italienern das schon früher ersehnte Bündniß mit Deutschland immer wünschenswerther erscheinen. Fürst Bismarck erwiderte, daß sie sich zuerst an Oesterreich-Ungarn wenden sollten, und hier war Frhr. v. Haymerle, nunmehr Minister, zum Entgegenkommen bereit. Die Annäherung selbst zu vollenden, war ihm versagt. Er war nicht mehr am Leben, als Ende October 1881 König Humbert und Königin Margherita in Wien ihren Antrittsbesuch abstatteten, auf dem sie von den beiden führenden Cabinetsmitgliedern begleitet waren. Zu einem Vertrage kam es damals noch nicht, und in Wien wollte man vielleicht noch mehr als in Berlin den Schein vermeiden, daß die Kaisermächte den Anschluß Italiens etwa suchten. Es konnte Oesterreich-Ungarn vielmehr nur erwünscht sein, daß der zur Unruhe neigende Nachbar, dem es leicht geworden war, sich auf seine Kosten zu vergrößern, nun auch den Werth der österreichischen Freundschaft recht hoch veranschlagen lernte. Immerhin waren die Wege gebahnt und K. hatte nur ein angefangenes Werk zu vollenden, als er im Mai 1882 mit dem Botschafter Grafen Robilant einen für fünf Jahren gültigen Vertrag abschloß, der, so viel man weiß, das beiderseitige Neutralitätsversprechen für den Fall eines Angriffes von dritter Seite auf einen der beiden Theilnehmer enthielt. Graf Robilant, der übrigens persönlich mit K. auf bestem Fuße stand und seine volle Achtung genoß, soll die Meinung ausgesprochen haben, daß Italien von Oesterreich-Ungarn und Deutschland mehr hätte erzielen können, wenn es nicht als Bittsteller erschienen wäre. Speciell Oesterreich-Ungarn hatte jedoch damals keinen Grund, sich Italien gegenüber weiter zu binden, und Graf K. war ein ruhig berechnender Staatsmann, unzugänglich für Lockungen einer decorativen oder schwärmerischen Politik. Er ging nur von realen Schätzungen aus und betrachtete Italien in jedem Sinne, auch dem Range nach, als Dritten im Bunde. Er ließ sich dabei nicht etwa durch religiöse Abneigungen gegen Italien leiten, und Rom war auch für ihn die Hauptstadt des Königreichs. Allerdings respectirte er den päpstlichen Stuhl als eine besonders für Oesterreich-Ungarn wichtige Macht und vermied es sorgfältig ihn irgendwie zu verletzen. Als einmal in der Delegation von 1891 die Clerikalen das Thema der weltlichen Herrschaft des Papstes berührten und seine Antwort den Unmuth der Italiener dadurch erregen konnte, daß sie die Möglichkeit einer künftigen für den Papst günstigeren Fassung des Garantiegesetzes zugab, lehnte er eine Anregung, seine Erklärungen zu retouchiren ab. „Was ich gesagt habe, habe ich gesagt", äußerte er.

Kurz nach dem Abschluß des Bündnißvertrages gab es in Triest, gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers, ein irredentistisches Attentat, und bald danach ein zweites und drittes, und die verhängten Strafen riefen in Italien Erregung hervor. Allmählich aber lebte sich das neue Verhältniß doch ein. Ein intimes und nützliches Zusammenwirken zwischen Oesterreich und Italien

ergab sich während der bulgarischen Wirren, in deren Zeit auch die Erneuerung und Erweiterung des Vertrages fällt.

* * *

Die Behandlung der bulgarischen Wirren sollte die Hauptarbeit in Kálnoky's staatsmännischer Laufbahn werden. Die Bulgaren haben nächst sich selbst vor allem Oesterreich=Ungarn die Erhaltung ihrer nationalen Selbständigkeit zu verdanken, und es ist Kálnoky's großes Verdienst, das Werk vollbracht zu haben, ohne zu Rußland in einen unheilbaren Gegensatz zu gerathen, ein Erfolg, der nur durch äußerste Vorsicht und durch Schonung in der Form zu erreichen war. Seine Festigkeit in der Sache freilich genügte, um mehrmals die ausgesprochene Unzufriedenheit Bismarck's zu verursachen, der sich durch die Haltung des Verbündeten neuen Verdächtigungen seitens der ohnedies mißtrauischen Russen ausgesetzt sah und alles aufbot, um Oesterreich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. K. aber war der Ueberzeugung, daß hier außer dem Schicksale Bulgariens die Großmachtstellung Oesterreichs auf dem Spiele stehe und zwar nicht nur wegen der Rückwirkung jenes Schicksals auf die strategischen Verhältnisse auf dem Balkan, sondern gewiß auch weil es wirthschaftlich nachtheilig und ein Bekenntniß der Schwäche gewesen wäre, wenn Oesterreich=Ungarn schweigend zugesehn und etwa — eine Combination, die einmal Bismarck im December 1885 im Gespräch mit dem württembergischen Minister v. Mittnacht gar nicht übel fand — England die Führung und die Rolle des Schutzherrn in Sofia und Belgrad überlassen hätte. Bismarck vertrat die deutschen Interessen und K. die österreichisch=ungarischen, und es ist ehrenvoll für K., daß er der überlegenen historischen Gestalt des großen Kanzlers gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten wußte. Andererseits mußte K. der gerade entgegengesetzten Kritik Andrássy's Widerstand leisten, die vielleicht nicht nur aus der radicalen Verschiedenheit der Temperamente entsprang, sondern auch aus der menschlich begreiflichen Stimmung des gestürzten Ministers gegen seinen Nachfolger. Die größte Schwierigkeit aber war die Behandlung Rußlands, besonders des empfindlichen, von namenlosem Stolze erfüllten Alexander's III. Der Feldzug seines Vaters gegen die Türkei war politisch ein unklar gedachtes und durchgeführtes und schließlich halb mißglücktes Unternehmen. Außer einigen Grenzberichtigungen blieb von ihm nur die Belebung des slavischen Gefühls zurück, die nun ausgenützt werden sollte, und speciell in Bulgarien eine vorläufige Vormundschaft, die man in eine dauernde verwandeln zu können glaubte. Es waren dort russische Generäle und Officiere angestellt, die ein bleibendes Protectorat errichten sollten. Durch die Gewalt der Umstände und die Fehler Rußlands ging diese Hoffnung verloren, was Oesterreich=Ungarn selbstverständlich willkommen sein mußte. Aber nicht Oesterreich=Ungarn hatte die bulgarische Frage aufgeworfen; Russen und Bulgaren hatten es gethan. Es brauchte nur fest auf dem Boden des Berliner Vertrags zu bleiben, damit sie in der, Oesterreich=Ungarn wünschenswerthen Richtung, in der Richtung der Selbständigkeit der Balkanvölker, gelöst wurde. Daran hielt sich Graf K. und weder nach rechts noch nach links, weder durch Einschüchterung noch durch Beifall ließ er sich von seiner Linie abdrängen. Er war nicht der Mann, um für den Beifall zu arbeiten; Lobpreisungen, besonders aus der Menge, konnten ihn, bei seinem Stolze, eher verstimmen. Aber Thatsache ist, daß in der bulgarischen Angelegenheit, abgesehen von den allerersten Stadien, die außerrussische öffentliche Meinung Europas fast immer auf seiner Seite war.

Um die Mitte des Jahres 1882 trat in Petersburg zunächst eine, für die Beziehungen zu Oesterreich und Deutschland günstige Wandlung ein, die mit der Ersetzung Ignatiew's durch den Grafen Tolstoi begann. Im Innern wurde die nationalistisch-demagogische Richtung eingedämmt, und was die auswärtige Politik betrifft, so bot Mittelasien Spielraum genug zur Machtentfaltung; man konnte dort die errungenen Erfolge verwerthen und neue vorbereiten und dadurch den Engländern in der Nähe ihres empfindlichsten Punktes an den Leib rücken. Ende des Jahres erschien Giers auf dem Wege nach Italien bei Bismarck, Anfang 1883 bei K., und im November 1883 war er wieder bei Bismarck, im Januar 1884 neuerdings in Wien. Das Dreikaiser-Verhältniß wurde wieder gepflegt, und der im Juni 1882 zum Botschafter am k. und k. Hofe ernannte Fürst Lobanow, der an der vielgeschäftigen und plumpen Politik der Slavophilen nie rechten Geschmack fand, erwies sich dabei als bereitwilliger Förderer. Das Jahr 1884 brachte eine weitere Vorschiebung der russischen Grenze in Asien, und wenn Rußland dadurch die Engländer unzufrieden stimmte, so wurde der Wunsch um so aufrichtiger, sich gut mit den beiden Kaisermächten zu stellen. Nachdem K. im August 1884 Bismarck in Varzin besucht hatte, fand am 15.—17. September eine Zusammenkunft der von ihren Ministern des Aeußern begleiteten drei Monarchen in Skierniewice statt.

Der auf Bosnien und Bulgarien bezügliche Vertrag von 1881 war vermuthlich schon vorher, mit dem Termine von 1887, erneuert worden; es scheinen aber in Skierniewice besondere Freundschaftsversicherungen ausgetauscht worden zu sein, die den Zaren über die Gesinnungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns überhaupt und insbesondere darüber beruhigen konnten, daß der von einigen seiner Diplomaten und Generäle zweiten und dritten Ranges genährte Verdacht, die Schwierigkeiten, denen sie in Bulgarien begegneten, würden von Wien und Berlin her geschürt, falsch sei. Dieser Verdacht wurde nämlich unablässig erhoben, seit sich Fürst Alexander im J. 1881 der ihm von den Russen auferlegten ultrademokratischen Verfassung, die ihm das Regieren unmöglich machte, entledigt hatte. Der russische General Sobolew, eine Zeitlang bulgarischer Kriegsminister, erklärte in einem anonym erschienenen Revue-Artikel geradezu, der Fürst habe durch jenen Staatsstreich das moralische Band mit Rußland zerrissen und sich Oesterreich und Deutschland genähert, die in ihm einen Wegweiser zur Germanisirung der Südslaven sähen; er folge den Weisungen der deutschen Diplomatie, die ihn Oesterreich-Ungarn und zum Theil auch der Türkei zulenke. Die Reibungen zwischen Russen und Bulgaren hatten aber ganz andere Gründe als Sobolew behauptete und die Panslavisten glaubten. Das befehlshaberische Auftreten der russischen Generale verletzte die bulgarischen Politiker und Beamten, die socialen und materiellen Ansprüche der russischen Officiere, die alle höheren militärischen Stellungen innehatten, collidirten mit den Ansprüchen der bulgarischen Officiere, die kein Vorwärtskommen für sich sahen, und all dies schuf den Russen eine immer unangenehmere Situation in Bulgarien. Immer aber fanden sie es am bequemsten, die deutsche Abkunft des Fürsten und seine angeblich deutschen Verbindungen für die Schwierigkeiten verantwortlich zu machen und sie lebten sich immer mehr in den Gedanken ein, daß seine Absetzung unbedingt nöthig sei. Die Anhänger des Fürsten erzählten denn auch als ganz bestimmt, daß General Sobolew ihn einmal bei Nacht gewaltsam habe entführen wollen und daß der Plan erst im letzten Augenblick gescheitert sei. Im September 1883 wurde die Spannung so groß, daß Sobolew und sein ebenfalls russischer Ministercollege Kaulbars ihre Entlassung nahmen. Graf K. enthielt sich sorg-

fältig jeder Einmischung in die bulgarischen Verhältnisse, obgleich er sich gewiß darüber klar war, daß sich dort einmal Verwicklungen ergeben könnten; er wollte jedem Conflict mit Rußland ausweichen und vermuthlich hatte er auch das Vertrauen, daß sich Bulgarien, ob mit oder ohne Ostrumelien, nicht so leicht in eine russische Provinz werde verwandeln lassen. Uebrigens war ein besonderes Interesse Rußlands an dem von ihm befreiten Bulgarien durch die Thatsache der Abschließung jenes Vertrages unstreitig anerkannt. Ein Versprechen österreichischer Nichteinmischung wurde jedoch weder vor, noch während, noch nach der Zusammenkunft von Skierniewice abgegeben. Dies geht schon daraus hervor, daß, als später Fürst Bismarck den Standpunkt vertrat, Bulgarien sei ausschließlich russisches Einflußgebiet, Graf K. nicht wußte, worauf diese Behauptung gestützt werden könne, und Graf Andrássy auf Wunsch des Kaisers Franz Joseph befragt wurde, ob vielleicht er sich durch eine mündliche Zusage in diesem Sinne gebunden habe, was er bestimmt verneinte. Uebrigens hat auch die russische Diplomatie selbst nie behaupten können, daß Oesterreich-Ungarn eine solche Verbindlichkeit eingegangen sei.

Rußland wartete vorläufig noch mit der Vereinigung von Bulgarien und Ostrumelien, weil es Bulgarien, so lange der Battenberger in Sofia saß, nicht vergrößern wollte. Dem Fürsten Alexander, der im August 1885 Herrn v. Giers in Franzensbad besuchte, um sich mit ihm über seine schwierige Lage auszusprechen und die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen, erklärte der Minister sogar ausdrücklich, daß die Dreikaisermächte augenblicklich die Ordnung im Orient nicht stören lassen wollten und allen Vereinigungsbestrebungen entschieden entgegentreten würden. Es war kurz nach der Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und Rußland in Kremsier, und um so mehr Autorität kam dieser Erklärung zu. Aber wenige Tage später vollbrachte ein Aufstand in Philippopel, zur größten Ueberraschung des Battenbergers, Rußlands und aller Welt ohne alle Mühe die That, über deren Zulassung oder Verhinderung, über deren Nützlichkeit oder Gefährlichkeit so viel von den Staatsmännern gesprochen worden war. Die Russen verdächtigten Alexander der Urheberschaft, und die meisten europäischen Beurtheiler und im ersten Augenblick wie es scheint, auch Graf K., hatten Rußland im Verdacht.

Graf K. erkannte nun wohl sehr bald, daß sich hier etwas vollzogen hatte, was der wünschenswerthen, selbständigen Entwicklung der Balkanvölker zu Gute kam; aber abgesehen davon, daß die Anerkennung der einen Revolution einen Aufstand in Macedonien und Erhebungen in Griechenland und Serbien zur Folge haben konnte, verlangte vor allem das Verhältniß zu Rußland, daß man ein ihm so ausgesprochen in die Quere kommendes Ereigniß nicht billige. Auf der Botschafterconferenz in Constantinopel vertraten daher die drei Kaisermächte den Standpunkt der Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes durch die Macht der in ihren Rechten verletzten Türkei. Der Plan und mit ihm die Conferenz scheiterte an dem Widerspruche Englands, und als sie auseinander ging, war Fürst Alexander durch seine Siege über die Serben schon in seiner Stellung befestigt. Am 13. November hatte König Milan nach sechswöchentlichen militärischen Vorbereitungen, für welche die Mehrheit der Skupschtina alles Nöthige bewilligte, den Krieg erklärt. Milan war der Gedanke unerträglich gewesen, daß Bulgarien über Serbien hinaus und zum Balkan-Großstaat heranwachse, und er fürchtete, daß die gleiche Vorstellung im serbischen Volke verhängnißvoll für die Sicherheit seines Thrones werden könne, der ja erst zwei Jahre vorher durch einen gefährlichen Aufstand bedroht worden war. Die russischen Officiere in Bulgarien hatte der Zar nach dem Philippopler Aufstande abberufen, und König Milan zweifelte nicht an seinem

Erfolge über das seiner Führer beraubte bulgarische Heer; zum mindesten eine werthvolle Grenzberichtigung glaubte er erzwingen und die serbische Armee durch einen ruhmvollen Feldzug noch fester an sich schließen zu können. Er rechnete auch auf die Sympathien Oesterreich-Ungarns, und diese Sympathien fehlten ihm nicht. „Zu Serbien stehen wir, so erklärte Graf K. am 31. October auf eine Anfrage in der Delegation, im Verhältniß eines Freundes und wohlmeinenden Nachbarn, der unter Umständen gute Rathschläge giebt. Auf die Freiheit der Entschließungen Serbiens beanspruchen wir keinen entscheidenden Einfluß; die Frage zu beantworten, ob Oesterreich-Ungarn die Interessen Serbiens unter allen Umständen zu schützen gedenke, hieße: Serbien einen Freibrief für alle möglichen Unternehmungen geben." Graf K. ermuthigte denn auch den König keineswegs zum Losschlagen; er rieth ihm sogar ab, schon aus dem sehr einfachen Grunde, weil er eine schwere Verantwortlichkeit übernommen hätte, wenn er nicht abgerathen haben würde. Aber andererseits konnte Oesterreich-Ungarn nicht durch Androhung von Gewalt die Serben zwingen, die Aenderung der Situation an ihrer Ostgrenze ruhig hinzunehmen, nachdem es ihnen im Westen den Weg nach Bosnien versperrt hatte. Oesterreich-Ungarn konnte also nur Rathschläge ertheilen; indeß konnte Milan sich wohl denken, daß es ihn in unerwartet schlimmen Eventualitäten nicht fallen lassen werde. Die während des Krieges aufgetauchte Behauptung, daß der österreichisch-ungarische Militärattaché im serbischen Hauptquartier die Operationen leitete, war eine Legende.

Die unerwartet schlimme Eventualität trat ein. Die serbische Armee wurde geschlagen und bald stand Alexander der Weg ins Innere des Landes offen, wo sein Erscheinen vielleicht eine Erhebung gegen Milan zur Folge gehabt hätte. K. beauftragte den Gesandten in Belgrad, Grafen Khevenhüller, sich in das Lager Alexander's zu begeben, um einen Waffenstillstand zu erwirken. Da Alexander die Mahnung ablehnend beantwortete, nahm es Graf Khevenhüller auf sich, „den Punkt auf das i zu setzen" und zu erklären, daß bei weiterem Vordringen der Bulgaren österreichisch-ungarische Truppen sofort einmarschiren und ihnen entgegenrücken würden. Graf K. selbst hätte sich wohlweislich enthalten, eine solche Drohung auszusprechen. So lange der bosnisch-bulgarische Vertrag dauerte, war es gegen die Abrede, daß Oesterreich-Ungarn oder Rußland, ohne sich vorher freundschaftlich verständigt zu haben, eine so wichtige Action wie die Besetzung eines Balkanstaates unternahm. Das Auftreten Khevenhüller's erregte denn auch, obwol ihm die That nicht folgte, die Unzufriedenheit Rußlands. Indeß, das serbische Heer und Milan waren gerettet. Der serbische Ministerpräsident Garaschanin that freilich so, als wären durch die österreichisch-ungarische Intervention die serbischen Heere verhindert worden, die Bulgaren in Stücke zu reißen; Milan aber wußte, daß er Oesterreich-Ungarn Dank schulde und daß hier seine Stütze sei. Er schloß eine schriftliche Vereinbarung mit K. ab, die Serbien unter gewissen Bedingungen den Schutz der Nachbarmonarchie vertragsmäßig sicherte und die auch sonstige wichtige Bestimmungen enthielt. Er blieb ein warmer Freund Oesterreich-Ungarns und erst nach seinem Rücktritte, unter seinem zu früh zur Regierung gelangten Sohne begannen zeitweilig wieder die Wühlereien gegen die kaiserliche Herrschaft in Bosnien.

Die bulgarische Angelegenheit selbst beschäftigte die europäische Diplomatie nach der Beendigung des Feldzuges zunächst insofern, als nunmehr das Schicksal Ostrumeliens zu regeln war, was in der Weise geschah, daß der Fürst von Bulgarien für fünf Jahre zum Generalgouverneur von Ostrumelien ernannt wurde. Das Einvernehmen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland dauerte

wenigstens äußerlich fort und fand einen ceremoniellen Ausdruck darin, daß sich Ende Juli 1886 der Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, mit seiner Gemahlin auf Einladung des Zaren nach Peterhof begab. In denselben Tagen hielt sich Graf K. bei Bismarck in Kissingen auf und Anfang August war Kaiser Franz Joseph bei Kaiser Wilhelm in Gastein. Das Drei-Kaiser-Verhältniß war deutlich markirt. Eben jetzt aber stand unmittelbar das Ereigniß bevor, durch das es gesprengt wurde. Verschwörer, die von russischen Agenten angestiftet und bezahlt waren, nahmen den Fürsten Alexander am 21. August 1886 in Sofia bei Nacht gefangen und brachten ihn außer Landes. Eine Gegenrevolution führte ihn zwar im Triumph zurück; aber nach einer Unterredung mit dem russischen Consul in Rustschuk sendete der Fürst eine Depesche an den Zaren, in der er sich, offenbar in der Hoffnung, Gnade und Versöhnung zu finden, bereit erklärte, die Krone, „die er von Rußland empfangen, in die Hände von Rußlands Herrscher zurückzulegen“, und da ihm der Zar antwortete, daß sein Bleiben für Bulgarien schädlich wäre, beschloß er am 3. September, das Land für immer zu verlassen. Das vierzehntägige Drama, dem ganz Europa mit Spannung und stürmischer Theilnahme gefolgt war, wurde zu einem politischen Wendepunkt. In Oesterreich und mehr noch in Ungarn war man gegen Rußland tief erregt; mit Empörung sprach man davon, daß die russische Politik in einem fremden Lande, dem das Recht der Selbstregierung verliehen war, Gewalt anwende und Anarchie hervorrufe, um es seinem Willen zu unterwerfen und sich eine Position in der Flanke Oesterreich-Ungarns und auf dem Wege nach Constantinopel zu verschaffen. Die Mahnung Andrássy's, daß man sich zu sehr an Rußland gebunden habe, und daß man es dadurch nur zu immer rücksichtsloserem Auftreten ermuthige, schien nun der öffentlichen Meinung Ungarns berechtigt. Ausführlicher war diese Mahnung in einer, dem Publicum allerdings unbekannt gebliebenen Denkschrift vom Herbst 1885 niedergelegt worden, in der er das Zusammengehen mit Rußland tadelte und schon damals verlangte, daß man offen für die Sache Bulgariens eintrete und den Augenblick benütze, um die freie Entwicklung des Orients sicherzustellen. Graf K. hatte darauf in einer Gegenschrift erwidert, daß auch Andrássy selbst seinerzeit von einem Zusammenwirken mit Rußland ausgegangen und auf diesem Wege zu Erfolgen gelangt sei und daß er, K., im Falle russischer Vertragsverletzungen selbstverständlich alle nöthige Energie aufbieten werde. Es zeigte sich bald, daß durch das System Kálnoky's, wenn man davon absieht, daß ein früheres Eingreifen vielleicht die Person des Battenberger's gerettet hätte — nichts versäumt war; vielmehr lernte Bulgarien in den Jahren der Bedrängniß erst recht den Werth der Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns für die Balkanvölker schätzen und jedenfalls brachte eine vorsichtigere Politik die geringere Kriegsgefahr mit sich. Das System Andrássy's wäre vorzuziehen gewesen, wenn dessen weitgesteckte Ziele erreicht werden sollten, die (wie man vermuthen kann) darin bestanden, im Orient eine gründliche Neuordnung herbeizuführen, Oesterreich-Ungarn als Beschützer an die Spitze der Balkanstaaten zu stellen und Rußland vom Balkan auszuschließen. So hohe Pläne verfolgte K. nicht. Aber jetzt, nach der Entführung des Fürsten Alexander, war auch für ihn der Moment gekommen, in dem ein entschiedenes Auftreten nöthig war, und die allgemeine Erregung forderte, daß man nicht nur im Stillen, sondern in voller Oeffentlichkeit auf das antwortete, was in voller Oeffentlichkeit geschehen war. Am 30. September erklärte der ungarische Ministerpräsident Tisza im Abgeordnetenhause, Oesterreich-Ungarn würde eine, in den Verträgen nicht bestehende Festsetzung eines Protectorats oder bleibenden Einflusses einer einzelnen Macht verhindern. So tief sich Kaiser Alexander

durch diese Aeußerung verletzt fühlte, so konnte doch Graf K. auch in der Delegation, die im November tagte, das Gesagte nur wiederholen. Umsomehr fühlte er sich dazu genöthigt, als inzwischen der, zum diplomatischen Vertreter Rußlands in Sofia ernannte bisherige Militärattaché in Wien, General v. Kaulbars, seine Agitationsreise in Bulgarien unternommen hatte, deren Zweck es sein sollte, die national gesinnte Regentschaft zu beseitigen und einen Fürsten, der nichts anderes als ein russischer Statthalter gewesen wäre, etwa den Fürsten von Mingrelien oder den Grafen Ignatiew, einzusetzen. Das herausfordernde Auftreten Kaulbars' und seine Rechtsverletzungen irritirten auch den sonst allezeit kühlen K. In seiner Rede in der ungarischen Delegation behandelte er das Ereigniß freilich nur als etwas Nebensächliches und Episodisches. Er sprach sich überhaupt ungemein discret und behutsam aus, war aber in der Sache selbst sehr bestimmt. Er betonte, daß er dem russischen Cabinett gegenüber, mit dem das Einvernehmen fortbestehe, seinen Standpunkt so lange wie möglich auf freundschaftlichem Wege geltend machen werde. Er erklärte zugleich ausdrücklich, daß eine dauernde oder auch nur vorübergehende militärische Besetzung des Landes oder der Küstenplätze oder die Entsendung eines russischen Commissärs, der die Regierung des Landes an sich nehmen würde, kurz irgend etwas, was einer „Confiscation der Selbständigkeit" gleichkäme, unzulässige Handlungen wären, gegen die Oesterreich-Ungarn entschieden Stellung nehmen würde. Er verwies darauf, daß Italien und England in der bulgarischen Sache mit Oesterreich-Ungarn übereinstimmten und über Deutschland sagte er, daß Bismarck zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, ohne sich für die Wünsche der einen oder der anderen Macht zu entscheiden, im Interesse des Friedens vermittle.

Graf K. hatte also, wenngleich in den höflichsten Formen, einen deutlichen Wink nach Petersburg gerichtet und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang gründete er auf die Vertragstreue und Friedensliebe des Zaren und auf das vermittelnde Wirken Deutschlands. Diese kaltblütige, fast gelassene Art der Abwehr, die sich so sehr bewähren sollte, gefiel dem Grafen Andrássy nicht; er fand darin zu wenig Kraftgefühl und zu wenig Bürgschaft für einen Erfolg. Das Dreikaiser-Verhältniß und das Streben, in den Orientfragen jedesmal vor allen anderen Staaten mit Rußland ein Einverständniß zu erzielen, tadelte er; die Wirkung des deutschen Bündnisses werde dadurch abgeschwächt und Deutschland werde mit einer, oft ganz unmöglichen Vermittleraufgabe beladen. Ueberdies fehle in den Ausführungen Kálnoky's die Erklärung, daß Oesterreich-Ungarn nöthigenfalls auch ganz allein mit aller Entschlossenheit den Berliner Vertrag, so lange keine andere Rechtsgrundlage geschaffen sei, vertheidigen würde. Schließlich gab sich indeß Andrássy mit einer zweiten Rede Kálnoky's zufrieden, in welcher der Minister versicherte, daß er das deutsche Bündniß ganz besonders pflege, aber auch hinzufügte, daß er auf ein freundschaftliches Verhältniß zu Rußland großen Werth lege, und jedenfalls hatte Andrássy mit seinen Einwendungen erreicht, daß Berlin und Petersburg die Stimmung in Oesterreich-Ungarn nun genau kannten. Das Dreikaiser-Verhältniß war ohnedies nicht mehr lange zu halten. Nach dem Ablauf des bosnisch-bulgarischen Abkommens im J. 1887 erfolgte keine neue Vereinbarung. Das Dreikaiser-Verhältniß hatte nicht verhindert, daß bei jedem Anlaß Mißtrauen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auftauchte und daß Rußland in der Mißhandlung des Berliner Vertrages soweit ging als ohne offenen Bruch mit Oesterreich-Ungarn möglich war; den offenen Bruch scheute man auf beiden Seiten, und auch Fürst Bismarck that sein Möglichstes, um nicht eine Situation entstehen zu lassen, die Deutschland genöthigt hätte, Oesterreich-Ungarn kriegerische

Bundeshilfe zu leisten. Er wünschte, daß besonders Oesterreich-Ungarn Zugeständnisse mache, sei es, weil er thatsächlich mehr zur russischen Auffassung neigte, sei es, weil er es für zweckmäßiger hielt, gerade den Bundesgenossen zurückzuhalten. Denn K., so vorsichtig er auftrat, war doch in der Hauptsache von seinem Standpunkt nicht abzubringen. Er blieb dabei, daß der Berliner Vertrag die Selbständigkeit Bulgariens verlange. Für diese Auffassung wollte sich Bismarck, der den Standpunkt vertrat, auf dem Berliner Congreß habe es Jedermann so verstanden, daß Rußland den vorwiegenden Einfluß in Bulgarien auszuüben habe, nicht exponiren. In seiner Reichstagsrede vom Januar 1887 sagte er, er lasse sich von Niemand das Leitseil um den Hals werfen und mit Rußland brouilliren, und er verglich das Interesse der deutschen Liberalen für Bulgarien mit dem Interesse von Hamlet's Schauspieler für Hekuba. Es gebe übrigens, fügte er hinzu, wirklich mit einander concurrirende österreichisch-ungarische und russische Interessen, und es sei Deutschlands Aufgabe, diese Schwierigkeit möglichst zu ebnen, auf die Gefahr hin, in Oesterreich und mehr noch in Ungarn für russisch und in Rußland für österreichisch zu gelten. In einem Privatgespräch mit Kaulbars, der im Mai 1887 nach Berlin kam, soll Bismarck die gegen ihn gerichteten Worte Kálnoky's als taktlos und und ungeschickt bezeichnet haben und auch zum württembergischen Minister Mittnacht äußerte sich Bismarck unzufrieden mit Kálnoky's Haltung, die ihm wohl unbequem genug sein mochte. Aber K. konnte nicht um einen Schritt weniger weit gehen, ohne Oesterreich-Ungarns Ansehen und Interessen preiszugeben. Andererseits handelte er klug, indem er die Hand des Vermittlers nicht losließ und diesem dadurch einen Theil der Verantwortlichkeit gegenüber Rußland überließ. Es war für Deutschland sicherlich ein unangenehmes Dilemma, daß sein Verbündeter auf einem Vertragsrechte bestand, das sein Freund und gefährlicher Nachbar in der Auslegung und in der Praxis zu beugen suchte. Daß Bismarck sich dem russischen Standpunkt annäherte, fand in Rußland jedenfalls nicht die geringste Anerkennung. Bei dem Mißtrauen gegen Deutschland und dem Aerger über die eigenen Mißerfolge in einem slavischen Lande galt vielmehr diese Haltung des deutschen Reichskanzlers bei den einflußreichsten Panslavisten als ein neues Zeichen von diabolischem Macchiavellismus und hielt das Wachsthum der Freundschaft für Frankreich nicht auf.

Eben um die Zeit als Bismarck seine Hekuba-Rede hielt, schien die Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland besonders bedenklich. Um die Jahreswende tauchten in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn selbst sogar Allarmgerüchte auf, denen Graf K. allerdings im „Fremden-Blatt" scharf entgegentrat; doch unterbreitete die Regierung den im Februar 1887 wieder zusammen berufenen Delegationen eine außerordentliche Militärforderung von 52½ Millionen Gulden für „Maßnahmen defensiver Natur". Dabei aber glaubte Graf K. schon erklären zu können, daß die bulgarische Frage nicht mehr den bedrohlichen Charakter trage wie vor einigen Monaten, sondern daß die allgemeinen Besorgnisse mehr „durch die Wechselwirkung zwischen Ost und West verursacht" seien, womit auf die damalige Boulangistengefahr in Frankreich angespielt war. In der That hatten die Bulgaren schon im November eine Annäherung an Rußland gesucht, waren aber zurückgewiesen worden, obwol sie sich bereit erklärten, den Schwager des Zaren, den Prinzen Waldemar von Dänemark, zum Fürsten zu nehmen. Rußland wollte eben keinen selbstbewußten Fürsten in Bulgarien, und einen bloßen Satrapen wiesen die Bulgaren zurück. Eine von ihnen entsendete Deputation besuchte jetzt die europäischen Hauptstädte und bot überdies im Geheimen dem Prinzen Ferdinand von Coburg, der

damals österreichisch-ungarischer Officier war, den Thron an. Eine Versöhnung schien wenigstens möglich. Dafür aber wuchs eine andere Gefahr: es mehrten sich die Freundschaftskundgebungen zwischen Panslavisten und französischen Chauvinisten.

In dieser Zeit, im Februar 1887, wurden die Verträge zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien einerseits und zwischen Deutschland und Italien andererseits erneuert und erweitert. Deutschland und Italien sicherten einander Beistand im Falle eines Angriffes durch Frankreich zu, während Oesterreich-Ungarn und Italien Verabredungen in Bezug auf den Orient trafen, dessen Freiheit zu erhalten, auch als ein italienisches Interesse erkannt wurde. Man hatte also jetzt thatsächlich einen Dreibund, und der italienische Ministerpräsident Robilant, wenngleich er eben damals wegen Schwierigkeiten mit Abessinien zurücktrat, konnte mit Befriedigung auf das Ergebniß blicken, das Italien, zum Theil durch seine Haltung, erreicht hatte. Der Eindruck des Ereignisses war in Frankreich und in Rußland sehr stark, und er wurde noch stärker, als an die Spitze des umgebildeten italienischen Ministeriums Anfangs August, nach Depretis' Tode, Crispi gelangte, der Anhänger einer starken und großen Politik. Graf K. war indeß nach wie vor von der ernsten Absicht geleitet, mit Rußland in Frieden und Freundschaft auszukommen. Er wollte zwar etwaige russische Uebergriffe auf dem Balkan, die für Oesterreich-Ungarn gefährlich werden konnten, verhindern; dabei aber war er nicht nur bemüht, einem Bruch mit Rußland, wenn irgend möglich, auszuweichen, es stand auch für ihn, als einen durchaus conservativen Politiker, außer Frage, daß Oesterreich-Ungarn die besten Beziehungen zu dieser Macht anstreben müsse. Im Frühjahr 1887 ließ er sich eben so sehr angelegen sein, wie der deutsche Reichskanzler, die Abmachungen, die den Inhalt des sogenannten Drei-Kaiser-Verhältnisses bildeten, zu verlängern. Minister Giers behandelte diese Anregungen dilatorisch, und als Fürst Bismarck, um zur Klarheit über die Situation zu gelangen, den Botschafter Schweinitz anwies, sich direct an den Kaiser Alexander zu wenden, zeigte es sich, daß die bulgarischen Stürme doch große Hindernisse zwischen Wien und Petersburg aufgehäuft hatten. Der Zar erklärte dem deutschen Botschafter, er könne das Allianzverhältniß mit der habsburgischen Monarchie, die ganz unter dem Einfluß Ungarns stehe und in der sowol er selbst wie Rußland von Presse und Parlament beschimpft würden, nicht fortsetzen; mit Deutschland allein den Vertrag zu verlängern, sei er bereit. Fürst Bismarck lehnte nicht ab, und so entstand jener „Rückversicherungsvertrag", den er auf russischen Wunsch geheim hielt und erst neun Jahre später der Oeffentlichkeit enthüllte. Deutschland versprach darin wohlwollende Neutralität, falls Rußland unprovocirt angegriffen würde und Rußland sagte das Gleiche im Falle eines französischen Angriffes auf Deutschland zu. Das Dreikaiserbündniß aber war auseinandergegangen, und K. führte im J. 1887 ein Einvernehmen zu Dreien zwischen Oesterreich-Ungarn, Italien und England herbei, das die Balkanhalbinsel und Constantinopel gegen einen eventuellen russischen Angriff schützen sollte. Diesem Einvernehmen schloß sich Fürst Bismarck selbstverständlich nicht an; aber immerhin nahm er es zustimmend zur Kenntniß.

K. war, wie gesagt, von dem Rückversicherungsvertrage nicht unterrichtet; es lag jedoch nahe für ihn, die Möglichkeit einer solchen Vereinbarung in Betracht zu ziehen, umsomehr als er der Ansicht war, daß schon zur Zeit des Dreikaiser-Bündnisses eine Separat-Abmachung zwischen Berlin und Petersburg existirt habe. Bei seinem Besuche in Friedrichsruh im September 1887 fühlte er sich in seiner Vermuthung, daß zwischen Deutschland und Rußland ein besonderes Verhältniß bestehe, bestärkt, denn es fiel ihm auf, daß Bismarck, der

sonst immer offen mit ihm gesprochen hatte, eine gewisse Reserve bewahrte, wenn die Rede auf Rußland kam. Wenige Monate später, am 6. Februar 1888, ließ übrigens der Fürst in seiner großen politischen Darlegung im Reichstag die Bemerkung einfließen, daß Deutschland außer den Verträgen mit Oesterreich-Ungarn und Italien auch noch andere habe. — K. nahm die guten russisch-deutschen Beziehungen vom praktischen Standpunkte und stellte sie in seine Rechnung ein.

Die russische Politik in Bulgarien hatte sich in einen Engpaß verrannt, aus dem sie sich nur auf zweierlei Weise befreien konnte: Entweder durch Gewalt und Verletzung des Berliner Vertrages; und in dem Falle drohte der Widerstand Oesterreich-Ungarns und drohte die Besetzung irgend einer wichtigen Position in der Nähe der Dardanellen durch die Engländer. Oder durch das Eingeständniß, daß man die Kraft der bulgarischen Nationalbewegung unterschätzt hatte, daß man sich wol auch durch Zankow und die wenigen anderen bulgarischen Russenfreunde hatte täuschen lassen und daß man mit Leuten ernsthaft unterhandeln müsse, die den Willen des Zaren in Bulgarien nicht anerkennen wollten. Da sich Rußland weder zu dem Einen noch zu dem Andern entschließen wollte, setzte es nach dem sehr ruhmlosen Abgange des General Kaulbars die Taktik fort, die zuerst gegen Alexander angewendet worden war. Mit Geld wurde nicht gespart, und von dem Gesandtschaftspalais in Bukarest wurden in der ersten Hälfte des Jahres 1887 neue Verschwörungen organisirt, während zugleich Zankow von der Pforte verlangte, daß sie militärisch gegen sein widerspenstiges Vaterland einschreite. Die Regentschaft, mit Stambulow an der Spitze, zeigte sich den Schwierigkeiten gewachsen, fürchtete aber, auf die Dauer unterliegen zu müssen, wenn nicht definitive Verhältnisse geschaffen würden. Graf K., an den sie sich wendete, enthielt sich jedes positiven Rathes. Er begnügte sich damit, als Wachposten vor dem Berliner Vertrage zu stehen, also in einer Position, in der er rechtlich unangreifbar war und die er gegen Gewalt getrost auch mit der Waffe hätte vertheidigen können; darüber hinaus mußten sich die Bulgaren selbst helfen. Hätten sie sich etwa durch Annahme eines russischen Satrapen als Fürsten geholfen, so konnte ihm Oesterreich-Ungarn noch immer seine Anerkennung verweigern und England und Italien hätten das gleiche gethan; aber eine solche Eventualität war nicht zu befürchten, so lange die Nationalpartei, die sich nach jedem Abfall immer wieder mühelos ergänzte, nicht durch Verschwörungen, Geld oder innere Eifersüchtelein zerstört war. Sie suchte nach einem Fürsten, und nachdem Alexander von Battenberg zwei Mal abgelehnt hatte, entschied sie sich endgültig für Ferdinand von Coburg, der die Candidatur annahm. Am 7. Juli wurde er von der großen Sobranje gewählt, am nächsten Tage nahm er die Wahl an, und obwol er zunächst seine Abreise noch zu verschieben gedachte, um vorher eine Annäherung bei Petersburg zu versuchen, ließ er sich doch dazu bestimmen, rasch zu handeln und traf am 11. August auf bulgarischem Boden, am 22. August in feierlichem Zuge in Sofia ein. Er fand dort eine Aufforderung der Pforte vor, das Land sofort zu verlassen; überdies erfuhr er, daß Rußland der Pforte mitgetheilt habe, es beabsichtige sofort einen General abzuschicken, der Bulgarien und Ostrumelien provisorisch zu regieren und die Wahl eines neuen Fürsten durch eine neue Sobranje anzuordnen hätte und daß dieser Vorschlag die Zustimmung Deutschlands und Frankreichs erhalten habe. Auch brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Artikel, in dem er streng verurtheilt wurde, weil er in frivoler Weise den Frieden Europas aufs Spiel setze. Aber thatsächlich war mit seiner Ankunft in Sofia die bulgarische Frage über das ge-

fährliche Stadium hinausgebracht und sie ging jetzt auf geradem Wege der Lösung entgegen. Freilich dauerte es noch lange, bis sich Rußland mit der vollzogenen Thatsache versöhnte, und inzwischen mußte Oesterreich-Ungarn weiter auf Wache bleiben. Graf K. bewahrte seine Vorsicht, konnte sich nun aber doch schon zuversichtlicher in der Oeffentlichkeit ausdrücken. „Der Prinz ist nicht der Candidat Oesterreich-Ungarns", sagte er in Beantwortung einer Interpellation, die Graf Andrássy am 5. November an ihn richtete; „er ging nach Bulgarien als Candidat Bulgariens. Bulgarien kann seinen Fürsten frei wählen, doch ist die Zustimmung der Pforte und aller Mächte nöthig. Wir anerkennen die bulgarische Regierung als de facto bestehende. Als einen legal auf dem bulgarischen Throne befindlichen Fürsten können wir den Prinzen nicht anerkennen, haben also amtliche Beziehungen mit ihm bisher vermieden. Wir werden Alles aufrichtig unterstützen, was die Interessen und das Wohl der Balkanvölker zu fördern geeignet ist und sind bemüht, auch andere Mächte zu Freunden dieser Völker zu machen. Die bulgarische Frage ist eine Quelle von Beunruhigung, aber nicht der wesentlichste Punkt der Unsicherheit."

Am 16. und 17. September war K. in Friedrichsruh gewesen. Am 1. October traf bei Bismarck der zum Ministerpräsidenten aufgestiegene Crispi ein. Nach seiner Gewohnheit sprach sich Crispi über alles, was ihm am Herzen lag, sehr lebhaft aus. Er hatte das volle Gefühl der Bedeutung des Augenblicks und nahm es mit in seine Heimath. Daß er noch auf der Rückreise einem Journalisten gegenüber außer seiner Friedensliebe auch seine Ueberzeugung betonte, Italien habe allen Grund, Rußlands Vordringen bis Constantinopel zu fürchten, warf vielleicht für Petersburg auch einen neuen Schatten auf Bismarck. Jedenfalls war Bismarck dort wieder in stärksten Verdacht gerathen, und gefälschte Briefe stellten ihn als Mittelpunkt einer Intrigue für Ferdinand von Coburg dar. Die Stimmung war wieder ganz antideutsch, und Bismarck fand es für zweckmäßig, Rußland wenigstens die finanzielle Hilfe Deutschlands zu entziehen, indem er am 10. November durch die Reichsbank erklären ließ, daß sie russische Papiere nicht mehr belehne. Am 18. November, als sich Kaiser Alexander einen Tag in Berlin aufhielt, benützte der Kanzler die Gelegenheit, ihm klar zu machen, daß jene Briefe Fälschungen orleanistischen Ursprungs seien und ihm seine Neutralität in der bulgarischen Sache zu beweisen. Der Kaiser glaubte ihm; aber schon einen Monat später war der Groll und das Mißtrauen wieder da. So natürlich erschien den, an Weltpolitik gewöhnten Russen das Interesse Deutschlands an den orientalischen Angelegenheiten und so naheliegend schien es ihnen, bei Bismark immer verborgene, vor allem aber slavenfeindliche Absichten zu suchen, daß sie — er mochte thun was er wollte — auch in der neuesten bulgarischen Wendung seine Hand zu erblicken glaubten. Das deutsch-österreichische Bündniß erschien ihnen mehr denn je als eine Kriegsmaschine und die Niederwerfung Rußlands und Frankreichs sein Zweck. Der Zar neigte selbst zu sehr zu solchen Auffassungen, um sich von ihnen nicht bald wieder gefangen nehmen zu lassen, und gewiß war daher die Aufklärung der öffentlichen Meinung der Zweck, den Bismarck verfolgte, als er — wie wahrscheinlich ist — in Wien die Publication des Bündnisses vorschlug. Ob nicht auch das Verlangen mitwirkte, durch die Publication und die sich unmittelbar an sie anschließende große Rede seine Stellung gegenüber dem Nachfolger des sterbenden Kaisers Wilhelm zu befestigen? Möglich ist es immerhin. In der Einleitung zu der Veröffentlichung hieß es, daß sie erfolge, „um den Zweifeln ein Ende zu machen, welche an den rein defensiven Intentionen desselben auf verschiedenen Seiten gehegt und zu

verschiedenen Zwecken verwerthet werden", und damit konnte Graf K. ganz einverstanden sein.

Unablässig hatten in den letzten Jahren Truppenverschiebungen aus dem Innern Rußlands an die deutsche und österreichische Grenze stattgefunden, militärisch wichtige Punkte waren befestigt, das Netz der strategischen Bahnen war erweitert worden; aber seit dem Winter 1887/88 nahmen die Rüstungen Rußlands noch zu und sie wurden nun auf deutscher und österreichischer Seite durch entsprechend gesteigerte Vorkehrungen beantwortet, sodaß die polnischen Gebietstheile der drei Reiche, der Schauplatz dieser Anstalten, aus dem bestehenden Mißtrauen reichlichen Vortheil zogen. Im Februar erschien in Oesterreich-Ungarn eine neue Wehrvorlage, im Frühjahr wurden Regimenter aus anderen Provinzen nach Galizien verlegt. Die Ansprache, mit welcher der Kaiser die Delegationen eröffnete, stellte eine fortwährende Unsicherheit der politischen Lage Europas fest und bezeichnete als Ursache der Inanspruchnahme der Wehrkraft der Monarchie die unausgesetzte Steigerung der Militärmacht und der Schlagfertigkeit der übrigen Staaten. „Indem auch Oesterreich-Ungarn seine Entschlossenheit zeige, mit ebenbürtigen Kräften und traditionellem Patriotismus für die Vertheidigung seiner Interessen und der des allgemeinen Friedens einzustehen, erfülle es eine erhabene Pflicht und werde es ihm mit Gottes Hilfe auch fernerhin gelingen, etwa drohende Gefahren zu bannen." In Rußland aber wurden herausfordernde Reden gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland gehalten, die im Publicum den Glauben, daß ein Zusammenstoß sich auf die Dauer nicht werde werde vermeiden lassen, erhöhten. An dieser gespannten Situation war nun wirklich zum großen Theile Bulgarien Schuld, aber nicht das damalige Stadium der Frage, sondern das abgelaufene. Rußland hatte sich eine moralische Niederlage zugezogen und wollte zeigen, daß es sich trotzdem ebenso stark fühle und daß es ebenso respectirt werden müsse wie früher. Kaiser Alexander wollte keinen Krieg; darin stimmten auch die Berichte der Botschafter in Petersburg überein; aber es schien auch vorsichtigeren Beurtheilern möglich, daß er durch die Stimmung, die er selbst schaffen half, zum Kriege fortgerissen würde. Die Schlußbilanz des letzten Türkenfeldzuges war eigentlich erst jetzt gezogen und sie ergab, daß er gewinnlos geführt worden war, während die Engländer nun schon in Aegypten saßen, die Franzosen in Tunis, die Oesterreicher in Bosnien. Vergebens erinnerte Bismarck daran, daß Bosnien schon vor dem Feldzuge durch Rußland selbst als österreichische Interessensphäre bezeichnet war; man verzieh ihm nun um so weniger, daß er Bulgarien nicht für Rußland hatte retten können. Gegen Oesterreich-Ungarn war der russische Kaiserhof beinahe unhöflich, als über das Haus Habsburg die Katastrophe des Kronprinzen Rudolf hereinbrach, und alle Höfe ließ Kaiser Alexander seine Mißstimmung fühlen, als er in einem Trinkspruch vom 13. Mai 1889 den Fürsten von Montenegro als seinen einzigen Freund bezeichnete.

Für K. handelte es sich, seit Ferdinand von Coburg in Sofia regierte, hauptsächlich darum, zur Befestigung der dortigen Verhältnisse beizutragen. Er wünschte, daß der Sultan, als Suzerän, die Mächte zur Anerkennung Ferdinand's einlade; dazu aber fand die Pforte, von Rußland eingeschüchtert, nicht den Muth. Auch hätte sich schwerlich, wenn sie den Wunsch erfüllt hätte, irgend etwas in den Beziehungen der einzelnen Staaten zu Bulgarien geändert, weder in denen der freundlich gesinnten, noch in denen der anderen. Für Bulgarien war es vorläufig werthvoll genug, daß nicht nur das vorsichtige Wiener Cabinet amtlich mit der Regierung verkehrte, sondern daß der Kaiser selbst dem Fürsten und dem Fürstenthum Beweise des Wohlwollens

gab, und daß dieses Beispiel befolgt wurde. Europa gewann Vertrauen in die Dauerhaftigkeit der bulgarischen Verhältnisse, und trotz der russischen Proteste fand sich auch die Finanzwelt bereit, der bulgarischen Regierung Credit zu gewähren. Es gelang aber mit der Zeit dem Grafen K., auch die Beziehungen zu Rußland wieder zu verbessern, und dabei war ihm der Botschafter Fürst Lobanow behilflich, der später, als Minister des Aeußern, die Front der russischen Politik nach Asien verschob, und der schon damals der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß es verfehlt sei, immer neue Opfer für den Balkan zu bringen. Noch im vorletzten Jahre von Kálnoky's Ministerschaft, im J. 1894, wurde eine Art negativer Verständigung erzielt. Minister Giers ließ durch den Fürsten Lobanow in Wien erklären, daß Rußland in Bulgarien nichts Selbständiges unternehmen und sich in die inneren Verhältnisse nicht einmengen wolle, so lange Oesterreich-Ungarn die gleiche Zurückhaltung in Bezug auf Serbien beobachte. Damit war der Ausgangspunkt für die Politik gegeben, die seither zu dem Zusammenwirken der beiden Mächte geführt hat. Die Annäherung wurde enger, nachdem sich der Thronwechsel in Petersburg vollzogen hatte, und als zum Nachfolger des Ministers Giers, der Ende Januar 1895 starb, Fürst Lobanow ernannt wurde, war diese Berufung nach Kálnoky's Urtheil die sichere Gewähr für eine Aera der Freundschaft zwischen den beiden Kaisermächten.

So hatte denn K. bedeutende Erfolge errungen, die ihm innerhalb und außerhalb Oesterreich-Ungarns ein wohlverdientes Ansehen verliehen, und als Bismarck zurücktrat, war unzweifelhaft er die hervorragendste Autorität im Dreibunde. Der Kaiser schätzte ihn hoch, und wenn er es an seinem österreichischen Ministerpräsidenten, dem Grafen Taaffe, liebte, daß er auch in schwierigen Situationen die gute Laune nicht verlor, so achtete er es an K., daß er bedenkliche Lagen nicht zu verschleiern suchte und mit nüchterner Strenge die Dinge darstellte, wie sie ihm, von allen Seiten betrachtet, erschienen. „In seinem Verkehr mit den auswärtigen Vertretern war Graf K., so sagt ein competenter Gewährsmann, sehr höflich. Seine Zeit in müßigem Geplauder mit ihnen zu verlieren, liebte er nicht; wer aber wirklich Geschäfte mit ihm zu besprechen hatte, fand jederzeit die Thür zu seinem Arbeitszimmer offen. So zurückhaltend er von Natur war, ließ er sich doch gerne gehen, wenn er Vertrauen gewonnen hatte, und ebenso wie er sich dann sehr offen gegen sein Gegenüber aussprach, erlaubte er auch diesem eine unumwundene Aussprache, was die Erledigung der Geschäfte bedeutend erleichterte und förderte. Die fremden Diplomaten sagten ihm zu seinem Lobe nach, daß, wer sein Cabinet verließ, genau wußte, woran er war und sich darauf verlassen konnte, daß das, was der Minister gesagt hatte, genau der Wahrheit entsprach und daß K. die in einer solchen Stellung wichtige Gabe besaß, in den besten Formen und ohne Phrase nur das zu sagen, was zur Sache gehörte, entgegengesetzte Ansichten anzuhören und nie schroff zurückzuweisen. Er verdankte es diesen Eigenschaften, daß ihm die auswärtigen Cabinette vollstes Vertrauen entgegenbrachten, was ihm bei der Erfüllung seiner Aufgaben selbstverständlich wesentlich zu Statten kam."

Im dienstlichen Verkehr mit seinen Beamten ließ sich K. auf Discussionen nicht gern ein. In den Ansichten, die er sich einmal, in gewohnter reiflicher Ueberlegung, gebildet hatte, war er so leicht nicht zu erschüttern und ihre etwaigen Einwendungen hielt er, da er sich über alles was vorlag, schon in seiner Weise vollständig klar geworden war, für überflüssig. Ein ihm vorgelegtes Concept kam selten ungeändert zurück.

K. arbeitete so viel wie möglich selbst und war von früh bis Abend

thätig. Ein Ritt in den Prater war die einzige Unterbrechung seiner Tagesarbeit. Die Abende waren zumeist der Lectüre gewidmet und es war erstaunlich, wie viel er, trotz der Kürze der ihm zur Verfügung stehenden Zeit, gelesen hatte. In die Gesellschaft nahm er nichts von seinen Sorgen mit, wie er denn überhaupt eine Scheidewand zwischen Amt und Leben aufrichtete. Er war im Salon heiter, sogar witzig, oft von recht schneidendem Witz, und sprach über Alles, ausgenommen über Politik, die nicht berührt werden durfte. Wenn eine der Damen dieses Thema anschlug, vielleicht gar ihm ihre politischen Sympathien oder Antipathien einzuflößen suchte, so wußte er mit einer liebenswürdigen Wendung auszuweichen. Auch Persönliches erfuhr man nicht von ihm; bei seiner großen Selbstbeherrschung sagte er nur was er sagen wollte. In dem prägnanten Nachruf, den ihm Plener im „Fremden-Blatt“ gewidmet hat, wird über ihn geurtheilt, daß er eine „innerlich einsame Natur“ war. Mit seinen Sympathien war er karg. Sie galten seinen Geschwistern, besonders seiner Schwester, der Herzogin von Sabran, und für Freunde behielt er nichts übrig; am nächsten stand ihm noch der um zweiundzwanzig Jahre jüngere Freiherr v. Aehrenthal (der jetzige Botschafter in Petersburg), für dessen Entwicklung und diplomatische Zukunft er sich interessirte. Was seinen Verkehr betrifft, so kennzeichnet man ihn vielleicht am besten, wenn man sagt: Geistreiche oder unterrichtete Nicht-Aristokraten waren davon nicht grundsätzlich ausgeschlossen.

Graf K. hatte nicht die Schmiegsamkeit, die man sonst für Diplomaten als unerläßlich betrachtet; er hatte sie weder nach oben, noch nach unten, und wenn er sich um Lob oder Tadel der öffentlichen Meinung nicht kümmerte, so verließ ihn sein ruhiges, kühles Selbstgefühl auch nicht gegenüber den höfisch höchstgestellten Personen und ebensowenig den Mächtigsten gegenüber, selbst nicht, wenn er mit Bismarck conferirte. Als der junge österreichisch-ungarische Minister des Aeußern zum ersten Male mit ihm in Salzburg zusammen kam, machte seine Persönlichkeit und sein Auftreten auf den deutschen Reichskanzler den günstigsten Eindruck. Fürst Bismarck äußerte damals, er habe mit dem Grafen K. in zwei Stunden mehr Geschäfte abgemacht als mit seinem Freunde Andrássy in ebensoviel Tagen. Dies Urtheil war um so höher anzuschlagen, als, wie bekannt, Bismarck große Sympathien für den genialen ungarischen Staatsmann empfand und dessen außergewöhnliche politische Begabung sehr hoch schätzte. Die praktische, kühle Art, wie Graf K. die Geschäfte auffaßte und zu behandeln wußte, war dem deutschen Reichskanzler bequemer als die längeren Auseinandersetzungen Andrássy's, der, wie er es selbst nannte, bei der Discussion „laut dachte“, das Für und das Wider erwog und dann erst zu einem Facit kam, eine Gewohnheit, welche die Klarheit zuweilen beeinträchtigt haben soll. Fürst Bismarck schätzte außerdem die große Zuverlässigkeit seines österreichisch-ungarischen Collegen sehr hoch und wußte genau, daß K., was er einmal gesagt und für richtig erkannt hatte, auch in seinem Handeln vertreten würde. Daß der in den Ueberlieferungen einer früheren Schule aufgewachsene Aristokrat und Politiker begreiflicherweise vor und nach dem Jahre 1866 keine Begeisterung für Preußen, noch für ihn persönlich fühlte, war Bismark wohlbekannt. Aber ebenso sicher war er und er konnte fest darauf rechnen, daß „der frühere Feind“ mit der Zeit die Ueberzeugung gewonnen hatte, wie heilsam das Bündniß mit dem neuen deutschen Reiche für sein Vaterland sein mußte. Er wußte, daß Graf K. die unerschütterliche Bundestreue seines kaiserlichen Herrn in jeder Beziehung unterstützte und danach handelte.

Das nämliche ruhige und kühle Selbstgefühl, das die persönliche Haltung Kálnoky's kennzeichnete, verlieh er auch der politischen Haltung Oesterreich-

Ungarns. Volksthümliche Bewegungen unterschätzte er keineswegs, sondern stellte sie, wie sein Verhalten in der bulgarischen Frage bewies, nach ihrer vollen Kraft in Rechnung. Auch eine Denkschrift, die er zur Zeit des Ministeriums Taaffe verfaßte und dem Kaiser überreichte, zeigt deutlich, als welcher starke Factor ihm das Nationalgefühl erschien. In dieser Denkschrift warnte er davor, die Deutschen durch fortgesetzte Mißachtung und durch Erfüllung aller tschechischen Wünsche zum Irredentismus zu treiben, mahnte, die Ruthenen zu berücksichtigen und erinnerte daran, daß Ungarn den Rumänen und den Siebenbürger Sachsen mehr zumuthe, als für die auswärtigen Beziehungen gut sei. Doch sollten allerdings, so meinte er, die Magyaren, da sie außerhalb der Grenzen der Monarchie keinen nationalen Rückhalt besäßen und auf die Monarchie angewiesen seien, neben den Deutschen die erste Rolle spielen. „Die Führung des Reiches einerseits auf jene Nationalität zu basiren, deren Interessen am festesten mit dem Fortbestande desselben verknüpft sind, andererseits aber auf jene Nationalität, deren moralischer Abfall an die Existenzfragen der Monarchie rühren würde, ist, so setzte K. in seiner Denkschrift aus einander, die logische Rechtfertigang des dualistischen Systems in Oesterreich-Ungarn vom Standpunkte der auswärtigen Politik.“

Graf Taaffe wußte wohl, daß K. mit ihm in den Grundfragen der inneren Politik nicht übereinstimme, und als er vollends, im October 1893 eine Wahlreform durchführen wollte, deren Zweck es hauptsächlich war, die deutsche Linke zu beseitigen und die extremen Parteien zugleich zu verstärken und gegen einander auszuspielen, verheimlichte er vor K. diesen Plan. Der in den Schlußworten von Kálnoky's Denkschrift ausgesprochene Grundsatz: „möglichste und allseitige Concordanz der inneren Politik mit den Principien, Aufgaben und Interessen der auswärtigen“ setzt zum mindesten voraus, daß die Leiter der beiden Fächer einander von wichtigen Beschlüssen Kenntniß geben. Nun erfuhr der Minister des Aeußern erst gleichzeitig mit dem Publicum von der Absicht einer Veränderung, die auf die Zusammensetzung der Delegationen und auf die Richtung des Staatslebens selbst den größten Einfluß haben mußte. Die Absicht wurde durch den Zusammenschluß der gemäßigten und conservativen Parteien des Abgeordnetenhauses vereitelt und das Ministerium Taaffe durch ein aus ihnen gebildetes Coalitionsministerium, mit dem Graf K. gute Beziehungen unterhielt, ersetzt. Graf K. konnte also insofern mit dem Gang im Innern zufrieden sein. Aber dafür nahm in Ungarn eine Bewegung zu, die er von Anfang an mißbilligt hatte und deren Folgewirkungen er schließlich erliegen sollte.

Der sogenannte Wegtaufen-Streit ließ es der ungarischen Regierung zweckmäßig erscheinen, den Geistlichen die Führung der Standesamtsregister aus der Hand zu nehmen, und ein Theil der liberalen Partei wollte den Anlaß benützen, nach Ungarn die obligatorische Civilehe zu verpflanzen, wofür außer sachlichen Gründen auch der Wunsch sprach, das etwas verblaßte Ansehen der Partei aufzufrischen. Graf K. hatte es von seinem politischen Standpunkte aus getadelt, daß man in Galizien bei den Ruthenen römische Propaganda trieb; jetzt tadelte er es um so schärfer, daß die römische Curie herausgefordert werden sollte. K. war nicht clerikal. Man sah ihn nie in einer Kirche, und Engländer hätten ihn wahrscheinlich einen Agnostiker genannt. Aber das Freidenkerthum, das in die Oeffentlichkeit oder gar in die Politik trat, widersprach seinem conservativen Sinn und war ihm antipathisch. Auch durchkreuzte es seine Zirkel, wenn man mit Rom Händel anfing. Zu den wenigen Dingen, die ihn nervös machen konnten, gehörte es, wenn man die päpstliche Weltmacht herausforderte. Außerdem war er der Ueberzeugung, daß die Masse der Bevölkerung

der Neuerung feindlich gesinnt sei. Zweimal wies das ungarische Magnatenhaus die vom Abgeordnetenhause beschlossene Reform zurück, und man wußte in Ungarn, daß Graf K. dem Kaiser zur Seite gestanden hatte, als er das Verlangen zurückwies, durch einen Pairsschub den Widerstand zu brechen. Infolge dieser Zurückweisung demissionirte das ungarische Ministerium, Wekerle-Szilagyi. Da gelangte nun Graf K. zu der Ansicht, daß, wenn die Civilehe unvermeidlich sei, doch wenigstens eine conservative Regierung sie einführen solle. Diese Ansicht beruhte auf einer falschen Voraussetzung; so lange in Ungarn der Adel und die Intelligenz auf einander angewiesen sind und beide fast nur von politischen Interessen beherrscht werden, ist eine Regierung, die nicht von einer starken öffentlichen Strömung getragen wird, unmöglich und solange auch kann diese Strömung nur national und liberal sein. Der Versuch, den zu unternehmen Graf Khuen-Hédervary ausersehen war, mißlang, und nachdem Wekerle und Szilagyi wieder berufen waren, im Magnatenhaus gesiegt hatten und dann zurücktraten, weil sie das Vertrauen des Monarchen nicht besaßen, wurde er neuerdings unternommen und mißlang neuerdings. Von all diesen Eingriffen blieb in Ungarn eine starke Gegnerschaft gegen K. zurück, dem man es überdies nicht verzieh, daß er sich dagegen ausgesprochen hatte, den Sohn Ludwig Kossuth's in das Land einzulassen und daß er die Rumänenpolitik der Regierung, die ihm in Bukarest Schwierigkeiten bereitete, mißbilligte.

Graf K. hielt, wie gesagt, eine Uebereinstimmung der innern und der äußern Politik für nöthig, eine Uebereinstimmung, die allerdings gerade in Oesterreich-Ungarn am nöthigsten wäre, die aber gerade hier am schwersten zu erzielen ist, da die Monarchie aus zwei von einander unabhängigen Staaten besteht. Seit jeher hatte K. daher den Gedanken gehegt, daß über den beiden Regierungen eine gemeinsame Spitze errichtet werden müßte. Als er noch Gesandter in Petersburg war und Andrássy den Ministerposten verließ, richtete K., gleich allen Gesandten, ein Abschiedsschreiben an den scheidenden Staatsmann, und in diesem Briefe, den Andrássy als den gescheitesten unter den ihm zugekommenen bezeichnete, gab er jenem Gedanken Ausdruck. Er sagte darin, daß Andrássy in schlagender Weise die Frage gelöst habe, ob bei der dualistischen Gestaltung der Monarchie eine Großmachtpolitik, eine einheitliche Action, überhaupt möglich sei und fällte das treffende Urtheil, eine Großmachtpolitik sei die Bedingung für das Gedeihen der Monarchie, denn wenn der Impuls zu einem gemeinsamen Ziele, der treibende Staatsgedanke fehle, der die vielfältigen heterogenen Elemente in einer bleibenden Bewegung erhält, so trete eine faule Stagnation ein, die selbst zur Zersetzung führen könne. Für eine Großmachtpolitik sei jedoch eine einheitliche oberste Leitung und zwar als bleibende verfassungsmäßige Institution — ein Reichskanzler — unentbehrlich. Diese Institution solle nicht der dualistischen Gestaltung nahetreten; der Reichskanzler solle das Reichsinteresse zu wahren haben und dafür verantwortlich gemacht werden können. „Die Zukunft", sagte er, „birgt manche ernste Gefahr. Oesterreich-Ungarn braucht sie nicht zu fürchten, wenn es einig und entschlossen ist im Wollen und im Handeln. Treten die Gefahren näher, so muß die Führung des Reiches einer Hand anvertraut werden. Und dann ergiebt sich der Reichskanzler von selbst." Zum Schluß sprach er die Hoffnung aus, daß Graf Andrássy einmal der Träger dieser Reform sein werde. Graf Andrássy war gestorben (1890) ohne an sie herangetreten zu sein. Er wußte zu gut, daß sich Ungarn gegen die Einführung eines Reichskanzleramtes wehren würde, und seither ist ja selbst der Begriff und das Wort „Reich" in Ungarn verpönt worden. Aber was nicht im Gesetz ausgesprochen ist, kann innerhalb gewisser Grenzen in

Wirklichkeit im Stillen bestehen, wenn der Minister des Aeußern das unbedingte Vertrauen der Krone besitzt und wenn die Chefs der beiden Regierungen seine geistige Autorität anerkennen. In diesem Sinne glaubte K. in den letzten Jahren einen Einfluß ausüben zu können und zwar in conservativer und in Bezug auf die Nationalitätenfragen mäßigender Richtung, und eben darüber ist er gestürzt.

Nachdem die Mission Khuen's gescheitert war, setzten die Ungarn durch, daß zum Ministerpräsidenten der Präsident des Abgeordnetenhauses, Baron Banffy, ernannt wurde, der unter den Parteikoryphäen nur in zweiter Reihe stand, sich aber als Beamter den Ruf eines energischen Chauvinisten erworben hatte. Der Kampf um die kirchenpolitischen Gesetze hatte sich, eben wegen Kálnoky's Parteinahme, zu dem in Ungarn stets populären Kampf „gegen Wien" zugespitzt. K. merkte, daß es zu einer Auseinandersetzung kommen müsse, und es lag in seiner Natur, ihr nicht aus dem Wege zu gehen. Als der päpstliche Nuntius Agliardi auf einer Reise in Ungarn Ansprachen hielt, in denen er die Kirchenpolitik der Regierung angriff, konnte auch K. dies nicht billigen; auf eine Anfrage, die Banffy anläßlich einer ihm bevorstehenden Interpellation an ihn richtete, gab er dieser Ansicht Ausdruck und erklärte sich bereit, falls die ungarische Regierung es für nöthig erachte, bei der Curie Einspruch zu erheben. Banffy beantwortete darauf die Interpellation mit Berufung auf K. und zwar in einer Weise, die dessen Urtheil über Agliardi schärfer erscheinen ließ und fügte hinzu, daß K. Vorstellungen bei der Curie schon erhoben habe. Darauf veröffentlichte K., erregt über diese Darstellung des Sachverhalts, in der „Politischen Correspondenz" eine ungemein heftige Notiz gegen Banffy, die dazu führte, daß beide ihre Demission gaben. Der Kaiser, der sich von K. nur ungern überzeugen ließ, daß es zweckmäßiger sei, sein Entlassungsgesuch als das des ungarischen Ministerpräsidenten anzunehmen, bewilligte schließlich K. den Abschied in einem ungewöhnlich anerkennenden Handschreiben. Am 15. Mai 1895 trat K. zurück, nachdem er den Grafen Goluchowski, früheren Gesandten in Bukarest, zu seinem Nachfolger empfohleu hatte. Eine dreizehnjährige Laufbahn war plötzlich abgeschlossen — beendet scheinbar durch einen Zufall, in Wirklichkeit durch den tiefen Gegensatz zwischen dem conservativen Staatsmann, der sich für das Schicksal der Gesammtmonarchie in erster Reihe verantwortlich hielt und der vorwärtsdrängenden herrschenden Partei in Ungarn.

K. überlebte seinen Rücktritt nur um wenige Jahre. Er verbrachte seine Zeit zum größten Theile in Zurückgezogenheit auf seinem Gute in Mähren und war in Wien ein seltener Gast. Wenn ihm seine Freunde hier begegneten, empfingen sie alle den Eindruck, daß er sein Schicksal mit Ruhe und Würde trage, obwol er gewiß schwer darunter gelitten hat, daß nach seinem Sturze Viele sich von ihm zurückzogen. Bis an sein Ende blieb sich K. treu. Er lehnte es ab, sich über Angelegenheiten, die seine Amtsthätigkeit betrafen, zu äußern und testamentarisch hinterließ er seine Papiere dem Ministerium. Am 13. Februar 1898 starb er, erst 66 Jahre alt.

Wir haben nur Weniges hinzuzufügen. K. hat das Glück gehabt, daß ihm durch die Ereignisse eine Aufgabe von großer Bedeutung zugewiesen wurde und daß diese Aufgabe seiner Natur entsprach. Für die Offensive war er nicht geschaffen und in den wenigen Fällen wo er sie versuchte, griff er fehl. In der Defensive aber war er ein Meister: scharfsichtig, an Alles denkend, Nichts übereilend, kaltblütig und unbeugsam. Mit diesen Eigenschaften hat er in gefährlicher Zeit an der Erfüllung der Mission Oesterreich-Ungarns gearbeitet, an der Erhaltung und Entwicklung der Selbständigkeit der Balkanvölker, und

hat den Frieden in Ehren gewahrt. Er hat die defensive Großmacht Oesterreich-Ungarn glänzend repräsentirt und in Europa Figur gemacht. Das Gefühl für die Einheitlichkeit des Reiches war in ihm noch eine lebendige Kraft; die Tradition wirkte in ihm noch wie etwas Gegenwärtiges. Stolz und aufrecht, Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, diente er der alten Dynastie und dem Reiche. „Dem Grafen Andrássy war es gelungen", so urtheilt ein ausländischer Diplomat von hohem Ansehen, „der habsburgischen Monarchie nach den schweren Schicksalsschlägen, die sie betroffen, die Stellung wieder zu erringen, die ihr im Rath der europäischen Mächte gebührt. Dem Grafen K. aber war es gegeben, diese Stellung in seltener Weise noch zu befestigen. Dieses große Verdienst ist bei seinen Zeitgenossen unbegreiflicher Weise nie recht gewürdigt worden."

Außer den allgemein zugänglichen, insbesondere den im Text angeführten Quellen wurden für die vorstehende Arbeit gelegentliche eigene Eindrücke und die werthvollen persönlichen Mittheilungen von Freunden und Bekannten des verstorbenen Ministers benützt, denen der Verfasser hiermit auch öffentlich seinen wärmsten Dank ausspricht.

B. Molden.

Kaltenbach: Rudolf K., geboren zu Freiburg im Breisgau am 12. Mai 1842, † zu Halle a. S. im November 1893. Er studirte in Freiburg, Berlin, Wien, promovirte 1865, war 1865—67 Operationszögling an der chirurgischen Klinik von v. Dumreicher in Wien, 1867—73 Assistent von A. Hegar in Freiburg, habilitirte sich 1868 als Privatdocent daselbst, wurde 1873 Prof. extraordinarius und 1883 nach Gießen als Prof. ordinarius der Geburtshülfe und Gynaekologie und Director der Entbindungsanstalt und Frauenklinik berufen. 1887 ging er in gleicher Eigenschaft nach Halle als Nachfolger von Olshausen, wo er jedoch bereits am 21. November 1893 plötzlich starb.

v. Dumreicher war sein Onkel und so folgte er 1866 im Kriege Oesterreichs Fahnen und erwarb sich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz das k. k. goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Den deutsch-französischen Krieg machte K. 1870 bei der Belagerung von Straßburg mit. Er erkrankte schwer am Typhus und erhielt auch damals eine Ordensdecoration für seine Pflichttreue. Während seiner Assistentenzeit bei Hegar zog er sich eine Blutvergiftung zu, von der er sich sehr schwer erholte und eine Kniegelenksynostose davontrug. Mit diesen schweren Infectionskrankheiten, die er überstanden hatte, hing wol auch sein früher Tod mit 51 Jahren zusammen. In Gießen machte er sich dadurch verdient, daß er den Bau der neuen Klinik durchsetzte und bei dem Project des Baues mitwirkte.

K. hatte, wie Fritsch in seinem Nachruf hervorhebt, in Freiburg von seinem Lehrer Hegar seine wissenschaftliche Richtung erhalten. „Strenge Logik beim Stellen der Indicationen, consequentes Handeln in der Therapie, Sorgfalt und ausgezeichnete Technik beim Operiren, Zuverlässigkeit beim Beurtheilen der Erfolge, das waren die Eigenschaften, die Kaltenbach auszeichneten, die ihn zu einem im In- und Auslande hochgeachteten Vertreter unseres Faches machten. Dabei war Kaltenbach ein sehr gewissenhafter akademischer Lehrer und ein fleißiger Schriftsteller. Keine Frage der modernen Gynaekologie und der Geburtshülfe giebt es, in der Kaltenbach nicht sein stets bewährtes Urtheil abgegeben hätte." Diese vorzügliche Anerkennung Kaltenbach's von Fritsch kann Referent, der denselben schon seit seiner Berliner Studienzeit kannte, nur wörtlich unterschreiben. K. war ein trefflicher Mensch, Gatte, Vater und Freund. Von seinen zahlreichen Aufsätzen und Schriften erwähnen wir folgende:

„Ueber Albuminurie und Erkrankungen der Harnorgane in der Fortpflanzungsperiode“ (Archiv f. Gynaekol. III, 1—37. 1872); „Ueber eine Scheidencyste“ (ebd. V, 138); „Beitrag zur Anatomie und Genese des Uterus prolapsus“ (Zeitschr. f. Geb.h. u. Gyn. I, 452. 1877); mit Hegar zusammen gab er „Die operative Gynaekologie“ (Erlangen 1884) heraus, in 3 Auflagen erschienen; „Laparotomie bei fibrösen Uterustumoren“ (Zeitschr. f. Geb.h. u. Gyn. II, 183); „Hyperplasie am Ende der Schwangerschaft“ (ebd. II, 225); „Tiefe Scheiden- und Cervicabrüche bei der Geburt“ (ebd. II, 277); „Wendung aus Kopflage“ (III, 182); „Combinirte Wendung nach Braxton Hicks“ (ebd. III, 185); „Die Lactosurie der Wöchnerinnen“ (ebd. IV, 161); „Sectio Caesarea bei Carcinom des Rectum“ (ebd. IV, 191); „Verletzungen der weiblichen Genitalien“ (ebd. IV, 287); „Laparomyomotomie“ (ebd. X, 74); „Demonstration 1. eines doppelten primären Tubencarcinoms und 2. einer geplatzten linksseitigen Tubenschwangerschaft“ (ebd. XVI, 209. 1889); „Ueber Selbstinfection“ (Arch. f. Gynaek. XXXV, 489); „Ueber Placenta praevia“ (ebd. XXXVI, 522); „Ventrofixatio uteri“ (ebd. XXXVI, 531); „Sarcom der Gebärmutter“ (ebd. XXXIX, 139); „Unterrichtsmittel“ (ebd. XL, 234); „Geburtsmechanismus“ (ebd. XL, 332. 1891). Sein letztes und ausgezeichnetstes Werk war sein „Lehrbuch der Geburtshilfe“ (Stuttgart 1893, XX u. 524 S. mit 102 Abbildungen im Text und 2 Tafeln), in welchem er seine eigenen, im Verlaufe einer langen Lehrthätigkeit gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen niederlegte, ein Werk, welches trotz der existirenden zahlreichen deutschen Lehrbücher über dasselbe Gebiet von der gesammten Kritik als ein treffliches bezeichnet wurde, aber mit seinem bald nachher erfolgten Tode keine weiteren Auflagen erlebte. Zum Schlusse aber möchte ich noch die schönen Worte von Fritsch (l. c. S. 1130) hier citiren: „So hat Kaltenbach, wenn ihm auch zum Schmerze seiner Fachcollegen ein langes Leben nicht beschieden war, dennoch in der kurzen Zeit seines Wirkens eine volle Mannesarbeit, eine große Fülle werthvoller Ergebnisse seiner Studien uns hinterlassen. So lange es eine deutsche Gynaekologie giebt, wird Kaltenbach's Name in Ehren genannt werden“.

Biogr. Lexikon von Gurlt u. Hirsch III, 440. 1886. — Pagel, Biogr. Lexikon 1901, S. 838, m. Portr. — Fritsch, Nachruf; Ctrlbl. f. Gynaek. 1893, Nr. 49. F. v. Winckel.

Kaltenmoser: Max K., Genremaler, geboren am 1. December 1842 zu München, † am 4. April 1887 ebendaselbst. Als der ältere Sohn des durch seine minutiös ausgeführten, das Volksleben im Schwarzwald und Vorarlberg darstellenden Genrebilder so wohlbekannten Kaspar K. (A. D. B. XV, 46 ff.) genoß der Jüngling das Vorbild und den Unterricht seines Vaters, bezog 1858 die Akademie und bildete sich unter Philipp Foltz und Arthur v. Ramberg. Frühzeitige Studienreisen nach Schwaben und Tirol schärften die Beobachtungsgabe und lieferten allerlei erwünschte Stoffe und Vorarbeiten, namentlich hübsche Interieurs, welche gleichsam von selbst einluden, sich durch zweckmäßige Staffirung zu Bildern erheben zu lassen. Der Vater konnte bei seinem Tode (1867) mit der tröstlichen Ueberzeugung scheiden, den Sohn als würdigen Erben seines guten Namens zu wissen. Schon 1866 brachte der junge K. eine „Kinderstube“ in den Kunstverein und 1867 eine „Sonntagsruhe“, welch' letzteres Bild als vollgültiges Zeugniß seiner Reife gleich angekauft wurde. Darauf folgten 1868 „Der Findling“, „Großväterliche Ermahnung“, „Häusliches Glück“ und die „Blumenfreundin“; 1869 „Nach dem Gottesdienst“, der „Geburtstag“, eine „Häusliche Scene“ und andere ansprechende, an Beyschlag und weitere Zeitgenossen erinnernde Bilder. Der

Maler machte Glück mit seinen Producten und war außerordentlich fleißig, obwol es mit seiner Gesundheit, ähnlich wie bei seinem Bruder Albert K., nicht am besten stand. Während letzterer, erst 26 Jahre zählend, schon 1871 aus dem Leben schied (A. D. B. XV, 47), kräftigte sich Max K. im Winter 1869 auf 1870 durch einen Aufenthalt an der Riviera, so daß er von erhöhter Lebenslust getragen, zu neuem Schaffen zurückkehren konnte. Jedes Jahr zeitigte nun einige neue, ansprechende und coloristisch gute Bilder, z. B. 1870 die „Mußestunde“ und „Gute Nachricht“, 1872 „Interessante Lektüre“, 1873 „Würfelspieler“ und „Abschied“ (mit künstlichen Lichteffecten wie bei Moriz Feuer-Müller); 1875 „Schattenspiel“ oder „Der Vater kann Alles“ (als Holzschnitt im „Daheim“ 1884); 1877 das „Stadtfräulein unter der Dorfjugend“, 1878 „Abendunterhaltung“ und „Dorfleben“, 1879 „Schlechtes Bier“, 1880 „Ein Schelm“, dann die „Vorbereitung zur Prozession“ und die „Improvisirte Kegelbahn“ u. s. w. Die letzten Jahre verbitterte unserem Künstler eine stete Kränklichkeit, bis ihn nach langen Leiden der Tod erlöste. Von seinen zahlreichen Studien, Skizzen und Entwürfen erschien im Mai 1878 eine Ausstellung im Kunstverein, welche einen neuen Beweis bot von dem tüchtigen Können und Streben des, gleich seinem Bruder Albert, nur zu frühe abgerufenen Malers.

Vgl. Nekrolog in Beil. 232 d. Allgem. Ztg. v. 22. August 1887. — Kunstvereins-Bericht für 1887, S. 69. — Fr. von Bötticher, 1895. I, 638. — Singer, 1896. II, 306 (6 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Kameke: Georg von K., königlich preußischer General der Infanterie, einer alten pommerschen Familie entsprossen, der Sohn eines Officiers, am 14. Juni 1816 zu Pasewalk geboren, trat am 1. Januar 1834 bei der 2. Pionierabtheilung zu Stettin in den Dienst, wurde am 30. September 1836 Officier, am 1. Juli 1838 Premierlieutenant und, nachdem er im Pionier- und im Fortificationsdienste sowie in der Adjutantur seiner Waffe verwendet gewesen, am 22. October 1850 zum Hauptmann im Generalstabe, am 19. Juni 1855 zum Major befördert und im Januar 1856 zur Gesandtschaft in Wien commandirt. Im Frühjahr 1858 kehrte er von dort insofern zu seiner Ursprungswaffe zurück, als er in die Ingenieurabtheilung des Kriegsministeriums berufen wurde, der er, zuletzt als Chef, bis zum Sommer 1861, also während der Vermehrung und Neugestaltung des Heeres durch König Wilhelm I. und Roon, angehörte. Dann wechselte er die Waffe, indem er zur Infanterie übertrat. Nachdem er kurze Zeit sich beim Kaiser Franz-Garde-Grenadierregimente mit ihrem Dienste näher bekannt gemacht hatte, wurde er am 22. Juni 1861 zum Commandeur des 11. Infanterieregiments in Breslau ernannt, zwei Jahre später aber von neuem in den Generalstab versetzt. Zunächst als Chef des Generalstabes beim VIII., am 12. December 1865 aber beim II. Armeecorps, an dessen Spitze bis zum Beginne des Krieges vom Jahre 1866 Kronprinz Friedrich Wilhelm stand. K. machte den Feldzug in jener Stellung auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen mit. Die Verleihung des Ordens pour le mérite sprach die Anerkennung seiner Leistungen aus. Nach Friedensschlusse wurde er wieder Ingenieur. Zuerst als Inspecteur der 2. Ingenieur-Inspection. Aber schon nach Jahresfrist, am 3. October 1867, trat er an die Spitze der Waffe, indem er mit Wahrnehmung der Geschäfte der General-Inspection des Ingenieurcorps und der Festungen beauftragt ward.

Der Krieg gegen Frankreich brachte ihm zum Theil eine ganz andere, aber auch hier wieder eine an Abwechslung reiche Thätigkeit. Bei der Mobil-

machung im Juli 1870 erfolgte seine Ernennung zum Commandeur der zum VII. Armeecorps Zastrow und mit diesem zur I. Armee Steinmetz gehörenden 14. Infanteriedivision. Mit dieser griff er gleich bei Beginn der Feindseligkeiten folgenschwer in den Gang der Ereignisse ein, indem er die von der Heeresleitung nicht beabsichtigte Schlacht bei Spicheren herbeiführte. Am Tage ihres Stattfindens, dem 6. August, hatte er Befehl erhalten, von Lebach aufbrechend, bei Güchenbach (12 km nordnordwestlich von Saarbrücken) ein Freilager zu beziehen. Als er gegen 9 Uhr dort eintraf wurde ihm gemeldet, daß der Feind im Abzuge von Saarbrücken auf Forbach begriffen sei. Auf seine Anfrage, ob er folgen und zu diesem Zwecke die Saar überschreiten dürfe, erhielt er von Zastrow die Weisung, nach eigenem Ermessen zu handeln. K., eine frische, selbständige Natur, unternehmend, unerschrocken, findig, von gesundem Optimismus beseelt und leichten Sinnes, brach auf und war, sobald er Fühlung mit dem Feinde gewonnen hatte, zum Angriff entschlossen. Er übernahm die Rolle, welche dem Commandeur der anderen Infanteriedivision des VII. Armeecorps, der 13., dem General v. Glümer (s. A. D. B. XLIX, 399 f.) gebührt hätte. Gegen Mittag begann der Kampf. Es war ein hartes und blutiges Ringen, welches zunächst der 14. Infanteriedivision allein oblag, und fast vier Stunden dauerte es bis Verstärkungen von anderen Seiten eintrafen und die Entscheidung herbeiführten. Es war kein Sieg, denn die Franzosen waren nicht geschlagen, aber es war ein großer Erfolg. Der Feind trat den Rückzug an und auf beiden Seiten brachte der Ausgang eine gewaltige moralische Wirkung hervor (Cardinal v. Widdern, Kritische Tage. Erster Teil, III. Band, 3. Heft. Berlin 1900). Die nächste Gelegenheit am Kampfe sich zu betheiligen war dem General v. K. am 14. August geboten. Seiner Sinnesart entsprechend hatte er seine Hülfe freudig zugesagt, als die von General v. der Goltz (s. A. D. B. XLIX, 449) eingeleitete Schlacht von Colombey-Nouilly ihn rief. Durch einen wirksamen Flankenangriff trug er sofort nach seinem Eintreffen wirksam zur Entscheidung des Tages bei. Die Schlacht vom 18. August, in welcher die 14. Infanteriedivision im Corps- und Armeeverbande bei Gravelotte focht, bot ihrem Führer keine Gelegenheit zu persönlichem Hervortreten. Dann nahm dieser an der Einschließung von Metz theil. Als die Feste gefallen war erhielt er Befehl, mit seiner Division zur Eroberung von Diedenhofen zu schreiten. Die angestellten Erkundungen zeigten, daß die Festung durch einen Handstreich nicht zu nehmen sei. Er schloß sie daher zunächst eng ein. Als schweres Geschütz zur Stelle geschafft war, ließ er in der Nacht vom 21./22. November Batterien erbauen und eröffnete am Morgen des letzten Tages das Bombardement, infolge dessen der französische Commandant am 23. die weiße Flage aufziehen ließ. Die Verhandlungen wegen der Uebergabe führten indessen nicht zum Ziele. Das Feuer begann von neuem. Da capitulirte am 24. Abends die Besatzung und am 25. zog K. in die Stadt ein. (Spohr, Die Belagerung von Thionville. Berlin 1875.) Doch schon wartete seiner eine neue Aufgabe. Es wurde ihm der Befehl über die Belagerungstruppen vor Montmédy und über die Beobachtungstruppen von Longwy übertragen. Die letzteren marschirten zu diesem Zwecke am 27. November von Diedenhofen ab, mit den ersteren rückte K. am 28. nach Montmédy, wo, nachdem am 5. September ein Handstreich seinen Zweck verfehlt hatte, seit Mitte November Einschließungstruppen sich befanden. Am 7. December begann der Batteriebau, am 12. die Beschießung, welcher nach sechsunddreißigstündiger Dauer die Capitulation und am 14. die Uebergabe der Festung folgte. (Spohr, Die Beobachtung &c. von Montmédy. Berlin 1877.) Beide Erfolge hatten ganz geringe Opfer gefordert. An der Erfüllung der ihm alsdann zunächst

gestellten Aufgabe, die schon seit den Tagen von Sedan beobachtete Festung Mézières zu Fall zu bringen, hinderte den General v. K. seine Abberufung von dort behufs Uebernahme der Oberleitung des Ingenieurangriffes auf Paris, welche ihm bis zum Ende des Krieges verblieb. Als dieses herbeigeführt war, wurde K. eine ihn hoch ehrende Rolle zugewiesen, indem ihm das Commando der nach Abschluß des Präliminarfriedens von Versailles am 1. März in Paris einrückenden und bis zum 3. d. M. dort verbleibenden Truppen übertragen ward. (Heyde und Froese, Geschichte der Belagerung von Paris. Berlin 1874/75.) Reiche äußere Ehren und eine der von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigung entnommene Dotation erkannten den Werth der von ihm geleisteten Dienste an.

Nach der Heimkehr aus dem Felde trat er in die Stellung als General-Inspecteur des Ingenieur- und Pioniercorps und der Festungen, wozu er am 18. Februar 1871 ernannt war, zurück, wurde am 1. Januar 1873 zum Vertreter des kränkelnden Kriegsministers General Graf Roon berufen und am 9. November d. J. zu seinem Nachfolger ernannt. Fast zehn Jahre lang hat er, am 22. März 1875 zum General der Infanterie befördert, diesen Posten bekleidet, an dessen Inhaber die in jener Zeit ihm obliegende Aufgabe des Ausbaues der deutschen Wehrverhältnisse auf der durch Wiederaufrichtung des Kaiserreiches im J. 1871 geschaffenen Grundlage besonders hohe Anforderungen stellte. Der Beistand einer großen Zahl von leistungsfähigen und arbeitsfreudigen Gehülfen auf allen Theilen des ausgedehnten Arbeitsgebietes setzte ihn in den Stand, sie mit Erfolg zu lösen. Am 3. März 1883 veranlaßte ihn jedoch die Haltung des Reichstages, welcher die von K. vertretenen Forderungen der Regierung für das Heer andauernd ablehnte, zum Rücktritte. Er lebte fortan auf seinem Gute Hohenfelde bei Colberg, starb aber zu Berlin am 12. October 1893. Seinen Namen trägt ein nördlich von Metz am linken Moselufer bei Woippy gelegenes Fort.

B. v. Poten.

Kampen: Johann Albert van K. Am 25. October 1842 in Danzig als Sohn des Kaufmanns und späteren Predigers der Mennonitengemeinde Jakob van K. geboren, besuchte K. von Michaelis 1851 bis Ostern 1863 das unter dem Director F. W. Engelhardt stehende städtische Gymnasium seiner Vaterstadt. Er studirte darauf bis Michaelis 1864 in Halle Theologie, bezog sodann die Universität Göttingen, von jetzt sich ausschließlich philologischen Studien widmend; im December 1867 promovirte er daselbst und bestand im August 1868 sein Staatsexamen, nachdem er schon Ostern 1868 mit der Ablegung seines Probejahrs am Städtischen Gymnasium in Danzig begonnen hatte. Dies unterbrach er, um Michaelis 1868 einer Aufforderung seines Landsmannes Joachim Marquardt folgend, eine Lehrerstelle am herzoglichen Gymnasium Ernestinum in Gotha anzunehmen, die er seit 1869 definitiv, 1878 mit dem Titel „Professor“ bis Januar 1891 verwaltete. Ein plötzlich auftretendes schweres Herzleiden veranlaßte ihn da Urlaub zu nehmen. Von Ostern 1869 bis zu seiner Erkrankung war er nebenbei als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an dem Marien-Institut (höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar) thätig und seit 1878 auch regelmäßiger Mitarbeiter des Geographischen Institutes von Justus Perthes in Gotha. Am 13. Juli 1891 starb er im Alter von erst 49 Jahren zu früh für Schule und Wissenschaft, für die er folgende Werke geschaffen: „De parasitis apud Graecos sacrorum ministris“, Diss. inaug. 1868; „Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum. Series I: XV ad Caesaris de bello Gallico commentarios tabulae“, Gotha, mit 6 Seiten Text, zuerst lieferungsweise von

1878 an erschienen (eine zweite Serie, die Schlachtenpläne zu Livius bieten sollte, kam leider nicht zur Ausführung); „Orbis terrarum antiquus in scholarum usum descriptus. Tabulae XVI cum XXX tabellis“, Gotha 1884; Ed. II 1888, ein Atlas der alten Welt, der namentlich in den Schulen Italiens eingeführt ist und bis heute dort einen bedeutenden Absatz findet; „Tabulae Maximae (I Graecia, II Italia, III Gallia, IV Imperium Romanum)“, Wandatlas zur alten Geschichte, in dem das für Schulzwecke unstreitig richtige Princip der Anschaulichkeit vollkommen durchgeführt ist; „Die Helvetierschlacht bei Bibrakte“ (mit 2 lithographirten Karten, Programm des Gymnasium Ernestinum in Gotha 1878); über die Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum in Petermann's Mittheilungen XXV (1879), S. 216 ff.; zahlreiche Recensionen in Petermann's Mittheilungen 1879—91. Unvollendet hinterließ er: Justus Perthes' Atlas Antiquus. Taschenatlas der alten Welt. 24 Karten in Kupferstich. (Dieser Atlas ist mit Namenverzeichniß, und seit der 6. Auflage auch mit einem Abriß der alten Geschichte von dem Unterzeichneten herausgegeben worden. Gotha 1893, 6. Aufl. 1898 u. s. w.)

Vgl. über van Kampen: A. v. Bamberg in Bursian's Biogr. Jahresbericht 74 (1892), S. 15 f.; — ders. im Gothaer Gymnasialprogr. 1892, S. 25 f. — A. Supan in Petermann's Mitthlgn. XXXVII (1891), S. 208.

M. Schneider.

Kannler: Konrad K., ketzerischer Mystiker, um 1380. — Im Januar 1381 wurde der Laie Konrad K., über dessen Lebensstellung nichts näheres bekannt ist, zu Eichstädt von dem dortigen bischöflichen Inquisitor, dem Domherrn Eberhard von Freyenhausen, wegen Ketzerei belangt. Bei dem mit ihm angestellten Verhöre berief er sich auf ihm gewordene göttliche Offenbarungen, durch die er völlige Sündlosigkeit zugesichert erhalten habe und von dem Empfang der Sacramente für immer entbunden worden sei. Durch Versenkung in die Gottheit habe er es dahin gebracht, daß er mit Gott eins und damit in den Zustand absoluter Vollkommenheit versetzt worden sei; auch durch die schwersten sittlichen Vergehen würde diese seine Vollkommenheit nicht beeinträchtigt. Als zweiter Adam und Antichrist werde er nach gewisser Zeit die Welt predigend und Wunder wirkend durchwandern und das jüngste Gericht abhalten; dann werde der Beginn eines dritten Menschenalters folgen, das alle Gerechten ins Paradies führen solle. Nachdem K. bei dem ersten Verhör die Aufforderung zum Widerruf seiner Ketzereien aufs entschiedenste abgelehnt hatte, ließ er sich nach Ablauf weniger Tage bei einer zweiten Verhandlung zur Abschwörung aller ketzerischen Sätze bestimmen und bezeichnete die ihm gewordenen Visionen als teuflisches Blendwerk. Der Inquisitor ließ sich daran genügen und nahm K., über dessen normalen Geisteszustand man billig im Zweifel sein kann, unter Verhängung von kirchlichen Bußen wieder in den Schoß der Kirche auf.

H. Haupt, Ein Beghardenprozeß in Eichstädt vom Jahre 1381, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte V, 487 ff.; — Derselbe, Artikel Brüder des freien Geistes, in der Realencykl. f. prot. Theol. u. Kirche S. 471, 50 ff.

Herman Haupt.

Kapff-Essenther: früherer bürgerlicher und ausschließlicher litterarischer Name der Erzählerin Franziska Blumenreich (s. A. D. B. XLVII, 24 bis 26), die gehaltvollst Alfr. Klaar (anonym) „Berliner Neueste Nachrichten“ 1899 Nr. 50, gut E(mma) (Cou)vely Zeitschrift „Die Frau“ VII, 157/8 behandelt; vgl. Biogr. Jahrbuch u. Dtschr. Nekrolog IV, 280 (L. Fränkel).

L. Fränkel.

Kapp: Ernst K., Geograph, einer der Hauptvertreter der Schule Karl Ritter's, wurde am 15. October 1808 zu Ludwigstadt im bairischen Oberfranken als jüngster Sohn eines mit zwölf Kindern gesegneten wenig bemittelten Justizamtmannes geboren. Da beide Eltern frühzeitig starben, verlebte der Knabe theils bei Verwandten, theils unter Fremden eine mühselige und wenig freudenreiche Jugend. Einen guten Unterricht genoß er erst, als ihn sein als geographischer Schriftsteller bekannter ältester Bruder Friedrich, damals Gymnasialdirector in Hamm in Westfalen, in sein Haus aufnahm. Bereits mit 17 Jahren bezog er die Universität Bonn, um sich der classischen Philologie zu widmen. Nach Absolvirung des Trienniums wurde ihm durch Vermittlung seines Bruders eine Lehrerstelle am Gymnasium in Hamm übertragen, die er aber schon 1830 mit einer besser dotirten und aussichtsreicheren in Minden vertauschte. Hier fand er neben seinem Amte Zeit und Gelegenheit, sich eingehend mit philosophischen, historischen und geographischen Studien zu beschäftigen. Besonders vertiefte er sich in die Ideen Hegel's und Karl Ritter's. Die Lehren dieser beiden Denker befruchteten seine pädagogische Thätigkeit und regten ihn auch zu eigenen schriftstellerischen Versuchen an. Zunächst erschien ein „Beitrag zur Begründung eines sicheren Ganges des geschichtlich-geographischen Unterrichts mit besonderer Rücksicht auf die untere Gymnasialbildungsstufe" (Minden 1831). Darin schlug er vor, da die Geographie eine historische Wissenschaft und die Geschichte gleichsam in Bewegung gesetzte Geographie sei, beide Unterrichtsfächer in engem Zusammenhang und wechselseitiger Durchdringung zu behandeln. Diese Abhandlung würde jedenfalls in weiteren Kreisen anregend gewirkt haben, wenn sie nicht allzu theoretisch gehalten und in einem ziemlich ungelenken und schwer verständlichen Stil abgefaßt gewesen wäre. Ihre Grundgedanken legte er bald darauf in einer zweiten hauptsächlich für Elementarlehrer bestimmten Schrift „Die Einheit des geschichtlich-geographischen Schulunterrichts" (Minden 1833) in etwas populärerer Form nochmals dar. Um zu zeigen, wie er sich die praktische Durchführung seiner Ideen vorstellte, gab er gleichzeitig einen „Leitfaden beim ersten Schulunterricht in der Geschichte und Geographie" (Minden 1833) heraus, der ziemlichen Anklang fand und bis 1870 sieben Auflagen erlebte. Bald darauf veröffentlichte er für die Hand der Schüler unter dem Titel „Hellas, historische Bilder für den Jugendunterricht" (Minden 1833) eine Sammlung von geschichtlichen Dichtungen. Daß er auch die Leistungen früherer Pädagogen, die sich mit der Methodik des historisch-geographischen Schulunterrichts beschäftigt hatten, kannte und beachtete, bewies er in seiner nächsten, als Schulprogramm erschienenen Schrift „De incrementis quae ratio docendae in scholis historiae et geographiae cepit" (Minden 1836), in der er die betreffende ältere Litteratur sorgfältig zusammenstellte. In den nächsten Jahren vertiefte er sich immer weiter in die Gedankenwelt Karl Ritter's, namentlich auch in dessen geschichtsphilosophische und metaphysisch-teleologische Speculationen. Wie bei diesem seinem Vorbilde entfalteten sich seine Ideen allmählich aus der pädagogischen Praxis. Als reifes Ergebniß langjährigen Nachdenkens erschien endlich sein zweibändiges Hauptwerk „Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darlegung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens in ihrem inneren Zusammenhange" (Braunschweig 1845—46). Darin wollte er die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Philosophie darlegen, deren Object die Erde ist, „nicht blos in ihrem Fürsichsein, sondern als Prophezeihung des im Menschen zur Erscheinung kommenden Geistes, als Hintergrund aller geschichtlichen Färbung und als Material der Verklärung der Dinge, mit einem Worte, die Erde, wie sie bestimmend auf die Entwicklung des Geistes einwirkt und hinwiederum vom

Geiste bestimmt und verändert wird". Das Werk enthält außer einer Einleitung über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte drei Theile. Der 1. behandelt die physische Geographie, schildert die Erde als Planeten, beschreibt ihre Oberfläche und die auf ihr wirkenden Kräfte und entwickelt bereits andeutungsweise jene Grundgedanken der Biogeographie, welche später Friedrich Ratzel weiter ausgebaut und systematisch behandelt hat. Der 2. Theil umfaßt die politische Geographie und zeigt den Menschen als das ordnende Princip der Natur. Er sucht nachzuweisen, daß wie der Einzelmensch an seinem Körper seinen Einzelleib, so die Menschheit an dem Erdkörper ihren Allleib habe. Von dieser Annahme ausgehend behauptet er, daß der Entwicklungsgang der Menschheit in ihrer Gliederung nach einzelnen Völkern durch die Gliederung der Erdoberfläche in gesonderte Festlandsräume bedingt und beherrscht worden sei. Als gestaltendes Princip für die Architektonik der Erdräume erkennt er das Wasser und zwar in seinen Erscheinungsformen als Fluß, als Mittelmeer und als Ocean. Daher entfaltet sich nach seiner Darlegung die politische Geographie historisch als Beschreibung der potamisch-orientalischen, der thalassisch-classischen und der oceanisch-germanischen Welt. Er will damit sagen, daß die ältesten Staaten an den großen Strömen des Orients entstanden, die der classischen Culturperiode an einem inneren Meere und die der nachclassischen, durch die Vorherrschaft der Germanen gekennzeichneten am offenen Weltmeere. Der dritte Theil der philosophischen Erdkunde endlich beschäftigt sich mit der Culturgeographie. Er behandelt zunächst die Geographie der Raumcultur, dann die der Zeitcultur und steigt im Schlußabschnitt von der Verklärung der Natur zu kühnen, von Mystik durchwehten Speculationen auf.

Das gründlich durchdachte und ideenreiche Werk fand namentlich bei den Schülern Ritter's Beifall und Anerkennung. Auch auf manche Geographen der folgenden Generation, namentlich auf Friedrich Ratzel, der es in seiner Anthropogeographie mehrfach erwähnt, hat es anregend gewirkt. Doch erwuchsen ihm auch zahlreiche Gegner, die dem Verfasser vorwarfen, er hafte allzu äußerlich am Formalismus Hegel's, übersehe ganz die naturwissenschaftliche Grundlage der Erdkunde und suche seinen Mangel an empirischer Kenntniß durch gewagte philosophische Speculationen zu verschleiern. Die Kritiker griffen einzelne gewaltsame Constructionen und auffällige logische Entgleisungen heraus, mißbilligten den Stil des Verfassers, den sie als dunkel und schwülstig bezeichneten, und wiesen nach, daß er weder in seinen geschichtlichen noch geographischen Ausführungen überall auf dem Boden der neuesten Forschungen stand.

Bei der Bearbeitung dieses Hauptwerkes hatte K. allmählich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Geographie nicht nur eine historische, sondern auch eine politische, tief in das Leben des Staates und der Gesellschaft eingreifende Wissenschaft sei Diese Einsicht führte ihn zunächst zu theoretischer und bald auch zu praktischer Beschäftigung mit der Politik. Am besten hat er seine politischen Grundanschauungen in einer kleinen Schrift „Der constituirte Despotismus und die constitutionelle Freiheit" (Hamburg 1849) dargelegt, in der er in äußerst bilderreicher Sprache auf die Nothwendigkeit einer liberalen Umbildung des alten Feudalstaates und einer naturgemäßen Lösung der socialen Frage hinwies. „Ihr mögt", heißt es darin, „mit den Papierballen ersterbender Ergebenheitsadressen die Risse des alten mittelalterlichen Staatsgebäudes noch so subtil verkleben: die Risse bleiben, sie erweitern sich, und das Papier reißt mit. Da braucht's Steine, gute feste Quadern! Ganze Außenmauern müssen neu aufgeführt werden! Der Hofraum und die Rüstsäle

müssen verengert, die engen Zellen für das Dienst- und Arbeitspersonal müssen erweitert werden. Luft und Licht müssen überall unbeschränkten Zutritt haben. Fort mit den dumpfigen Souterrains, fort mit den schmalen krummen Wegen der Wendeltreppen! Zugeworfen die verdächtigen unterirdischen Gänge und Burgverließe, verrammelt die geheimen Thüren und Auswege, weggeräumt den Feudalschutt! Und nun noch große offene Fenster und Thüren, daß alles Volk draußen schauen kann, was drinnen geschieht, und vor allem oben Eine geräumige helle Kammer mit erquicklicher Aussicht!" Durch eine derartige Sprache erregte er das Mißfallen seiner vorgesetzten Behörde, die ihn durch mancherlei Zurücksetzungen ihr Uebelwollen empfinden ließ, umsomehr, als er öffentlich erklärte: „Die vorhandenen Autoritäten sind abgenutzt und haben sich überlebt". Durch Einleitung eines Disciplinarverfahrens schwer gekränkt legte er 1849 sein Schulamt freiwillig nieder, lehnte mehrere Berufungen, die aus anderen Städten an ihn ergingen, entschieden ab, verließ mit seiner Familie Deutschland und begab sich nach Nordamerika. Nach längeren Irrfahrten fand er bei Sisterdale in Texas eine zweite Heimath. Er vertauschte die Feder mit dem Spaten, rodete ein Stück Urwald aus und legte eine Baumwollfarm an, die trotz mancher Fehlschläge glücklich gedieh und ihn vorwärts brachte. Auch sein älterer Bruder Alexander, Gymnasialdirector in Soest und sein Neffe Friedrich, der später als Geschichtschreiber und Parlamentarier hervortrat, folgten seinem Beispiel und ließen sich in den Vereinigten Staaten nieder. Nachdem er 16 Jahre fern von der Culturwelt gelebt hatte, kehrte er 1865 besuchsweise nach der alten Heimath zurück. Die politische Umgestaltung Deutschlands, die durch den Krieg des folgenden Jahres hervorgerufen wurde, erregte frohe Hoffnungen und erweckte den Wunsch in ihm, seinen Lebensabend im Vaterlande zu verbringen. Er ließ sich in Düsseldorf nieder und betrieb ernsthaft wissenschaftliche Studien. Vom politischen Parteiwesen hielt er sich fern, doch verfolgte er es als aufmerksamer Beobachter. In den ersten Jahren beschäftigte ihn namentlich eine gründliche Umarbeitung seines Hauptwerkes, das er unter dem veränderten Titel „Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung" erscheinen ließ (Braunschweig 1869) und das trotz seiner veralteten teleologischen Grundgedanken den Beifall so urtheilsfähiger Sachkenner wie Oscar Peschel fand (Ausland 42, 1869, S. 198—204). Acht Jahre später veröffentlichte er als reife Frucht fast dreißigjährigen Nachdenkens sein letztes Werk „Grundlinien einer Philosophie der Technik" (Braunschweig 1877), in dem er auf Grund seiner bei der Culturarbeit im Urwalde gewonnenen Erfahrungen versuchte, „die Entstehung und Vervollkommnung der aus der Hand des Menschen stammenden Werkzeuge als erste Bedingung seiner Entwicklung zum Selbstbewußtsein darzulegen". Seitdem lebte er im Kreise seiner Familie in körperlicher und geistiger Rüstigkeit noch nahezu 20 Jahre, ohne indeß mit größeren litterarischen Erzeugnissen hervorzutreten. Am 30. Januar 1896 starb er zu Düsseldorf nach nur eintägiger Krankheit.

Dtsche. Rundschau f. Geographie u. Statistik XX, 1898, S. 40—43.

Viktor Hantzsch.

Kapp: Friedrich K., politischer Geschichtschreiber, geboren in Hamm (Westfalen) am 13. April 1824, † in Berlin am 27. October 1884. Als Sohn des bekannten Hammer Gymnasialdirectors bezog K. 1842 die Hochschule in Heidelberg, wo er juristischen und philosophischen Studien oblag. 1844 ging er an die Universität Berlin und leistete gleichzeitig seinen militärischen Dienst. 1845 kam er als geprüfter Auscultator zum Oberappellations-

gerichte nach Hamm; aber das Jahr 1848 warf ihn aus der geregelten Laufbahn des Juristen. Zuerst wandte er sich in Frankfurt a. M. der Journalistik zu, wurde jedoch schon in den Septemberaufstand verwickelt und mußte nach Brüssel flüchten. Eine Zeitlang war er dann Hofmeister im Hause des geistreichen Russen Herzen und besuchte in dieser Stellung auch Paris und Genf. Sein lebhafter innerer Antheil an den politischen Bewegungen führte ihn schon 1849 nach der Pfalz, wo er am Aufstand theilnahm und deshalb neuerlich flüchten mußte. Nun stand sein Entschluß fest, das Vaterland ganz zu verlassen und sich in Amerika eine neue, feste Existenz zu gründen; eine ebenso muthige wie hingebende Braut, die Tochter des Commandanten von Köln, Generals Engels entschloß sich das ungewisse Loos zu theilen; so ist der 25jährige Jüngling durch den Ernst des Lebens rasch zum Manne gereift und fortan, ein Bild echter und edelster Männlichkeit, erfaßt er seinen Beruf als Vermittler zwischen Deutschland und Amerika in mannichfachsten Beziehungen als Leiter eines überseeischen Geschäfts, als Correspondent fremder Zeitungen, als Geschichtschreiber der jüngsten Entwicklung des deutschen und amerikanischen Geistes. — 1855 erwarb K. das amerikanische Bürgerrecht, worauf er im folgenden Jahre in die Advocatur von New-York aufgenommen wurde; ein weiteres Jahr später war er Besitzer eines Hauses in Mansfield-Square, das bald ein vielbesuchter Mittelpunkt für die Deutschen in der amerikanischen Weltstadt wurde.

Mehr als 20 Jahre dauerte Kapp's Aufenthalt in den Vereinigten Staaten; ein gesuchter Rechtsanwalt, ein treuer, unermüdlicher Berather aller Deutschen, die in der neuen Welt ein neues Glück suchten, war er bald nicht minder ein bedeutender Factor für die Entwicklung des republikanischen Lebens in den Vereinigten Staaten selbst. Seine ausgesprochene Gegnerschaft gegenüber den Südstaaten war vom ersten Besuche in Florida (1852) an ebenso aus einem tief ethischen Gefühl des Erbarmens mit der Sklavenbevölkerung wie aus einem klaren Bewußtsein der civilisatorischen Aufgabe der germanischen Rasse in Amerika entsprungen. In diesem Geiste war schon die kleine Schrift über „die „lateinischen Bauern“ (1852) verfaßt, der bald sein erstes Werk über die Sklavenfrage (1854) folgte; es war ein Grundproblem für die Entwicklung der Vereinigten Staaten, dem er mit klarem, vorausschauenden Blicke auf die kommenden Ereignisse zu Leibe ging. Außer einer wesentlich erweiterten Neubearbeitung seiner „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika“ (1861) ist insbesondere seine active Theilnahme an der Antisklavereibewegung, sein offenes Eintreten für den Republikanismus, seine Pflege des deutschen Einflusses auf den Gang der amerikanischen Politik, sein hervorragender Einfluß auf die Wahl Abraham Lincoln's zum Präsidenten hervorzuheben, wodurch er die Sache der Civilisation mächtig gefördert hat.

Aufs innigste verband sich mit Kapp's politischem Wirken für die culturelle Hebung und Erstarkung des amerikanischen Gemeinwesens die Liebe und die Sorge für seine deutschen Landsleute in der neuen Welt. Auch für sie ist K. der Geschichtschreiber und der praktische Helfer in aller Noth geworden. In den Biographien des amerikanischen Generals F. W. v. Steuben (1858) und des amerikanischen Generals Joh. Kalb (1862) zeigte er, was bedeutende Deutsche schon in älterer Zeit für die Entwicklung des Freistaates geleistet haben; 1855 schrieb K. eine Darstellung der traurigen Verhältnisse in der Colonie des „deutschen Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“, des damals sog. Adelsvereins, welche 1842 in sehr unvollkommener Weise gegründet war und unter beispielloser Mißerfolgen litt, bis das geweckte Selbstbewußtsein der Colonisten bessere Tage schuf. Den „Soldatenhandel deutscher

Fürsten nach Amerika" 1775—1783 geißelte er als eine Episode aus der Zeit tiefster Verkommenheit deutschen Wesens (1864, 2. Aufl. 1874); auch die „Beziehungen König Friedrich's d. Gr. zu den Vereinigten Staaten" (1871) gehören noch in diesen Kreis der Studien zur Vorgeschichte des Deutschthums in Amerika. Abschließend sollte die groß angelegte und auf reichem Quellenstudium beruhende „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" werden, von der jedoch nur der 1. Band erschien, der „Die Deutschen im Staate New-York bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts" behandelt (1868, neue Bearbeitung 1884).

Sollten diese Geschichtswerke den Deutschen das Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung für das öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten wecken, so war K. anderseits unablässig bemüht, ihnen bessere Existenzbedingungen zu schaffen und insbesondere die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten günstig zu beeinflussen. Schon 1866 nahm er die Stellung eines Regierungscommissärs zum Schutze der Einwanderer in New-York an und waltete seines mühsamen Amtes mit schönsten Erfolgen bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland. Auch die Monographie über die Einwanderung in New-York und über Auswanderung 1871 sind aus dieser praktischen Hülfsthätigkeit hervorgegangen.

Eine weitere Gruppe von Schriften sollte die Deutschen mit wichtigen Verhältnissen Amerikas vertraut machen und so weiterhin zu einer Vermittlung zwischen beiden Völkern beitragen. Dahin gehören sein „Tagebuch" (1865) über die politischen Vorgänge während des Bürgerkriegs, über die Monroedoctrin (1865), über die New-Yorker Stadtverwaltung (1871), über Staat und Kirche in der Union (1872), sowie seine „Gesammelten Aufsätze aus und über Amerika" (1876, 2 Bde.), die Biographie von Justus Erich Bollmann (1880). Ueberall zeigt sich hier K. als der ebenso gerecht wie klug urtheilende Politiker, dessen Hauptziel darin bestand, „die Amerikaner mit dem Antheil des deutschen Elements an ihrer Geschichte und die Deutschen mit dem innersten Wesen eben dieser Geschichte bekannt zu machen" (Bunsen).

Im April 1870 mit der Morgenröthe des neuen Deutschen Reiches kehrte K., zahlreichen Aufforderungen seiner Freunde und innerem Heimathsdrange folgend, nach Europa zurück. Die Universität Bonn hatte ihm schon 1868 das Ehrendoctorat verliehen. In Berlin bereitete er sich ein behagliches Heim. Sofort eröffnete sich ihm ein reiches Feld politischer Wirksamkeit: 1871 zum Stadtverordneten gewählt, 1872—77, 1881—84 Reichstagsmitglied, 1874 auch Mitglied des preußischen Landtags, blieb er mit kurzen Unterbrechungen als Nationalliberaler, später Deutsch-Freisinniger auf der parlamentarischen Arena; seine Hauptverdienste in dieser Stellung sind in der Behandlung überseeischer und Auswanderungsfragen gelegen; ein vollständig ausgearbeiteter Entwurf eines Auswanderungsgesetzes ist leider über Commissionsberathungen nicht hinausgekommen. Auch die agrarischen Fragen, durch die amerikanischen Weizenimporte mächtig angeregt, unterzog er eingehendem Studium; eine 1879 unternommene Reise quer durch den nordamerikanischen Continent bereitete die Schrift über „Die amerikanische Weizenproduction" (1880) vor, in welcher K. gegen die Mißwirthschaft des nördlichen Capitals, wie ehedem gegen die Sklavenhalter im Süden, eiferte, den Ausbau des ungeheuren Weizenbodens durch kleinere Farmer als die Zukunft der amerikanischen Landwirthschaft vorhersagte und den Vortheil Europas daraus in der gesicherten Versorgung mit der Brotfrucht erblickte. — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich K. auch intensiv mit einer Geschichte des deutschen Buchhandels, deren 1. Band posthum 1886 erschien, ein Werk ebenso reich an Thatsachen wie an Ausblicken

auf die Entwicklung des deutschen Buchgewerbes. — Am 27. October 1884 starb K. nach kurzem Krankenlager an den Folgen einer schon in Amerika erworbenen krankhaften Anlage.

Außer vielen Nekrologen in deutschen Zeitungen vgl. insbesondere die Biographie von Jul. Rodenberg und von Georg v. Bunsen (Volkswirthschaftliche Zeitfragen Heft 49, 1885, mit Bildniß).

v. Inama.

Kapp: Gustav K., Politiker der Siebenbürger Sachsen, geboren am 15. December 1831 in Hermanstadt, † ebenda am 13. Mai 1884, war der Sohn des Hermannstädter Senators S. Kapp, der Stammbaum der Mutter führt in Pfarrer- und Lehrerfamilien, zuletzt in ein Mühlbächer Bürgerhaus. Die besten Traditionen der Vergangenheit waren in dem Elternhaus lebendig, das durch den frühen Tod des Vaters einen herben Verlust erlitt. Nach Absolvirung des Hermannstädter Gymnasiums 1850 besuchte er die Hermannstädter Rechtsfacultät und trat 1852 in den Stadtdienst als Kanzlist ein, um rasch zum Rath (Senator) aufzusteigen, erst von der absoluten Regierung in die Stelle ernannt, dann nach Wiederherstellung der Verfassung von seinen Mitbürgern dazu gewählt, 1877 wurde er Bürgermeister. Sein Verdienst als Stadtbeamter bestand vor allem darin, daß er in die zerrütteten Finanzen seiner Vaterstadt Ordnung brachte und dabei zugleich zu einer modernen städtischen Verwaltung den Weg bahnte. Mit dem Amt eines Senators war zugleich die Inspection und Leitung einer Anzahl Stuhldörfer verbunden, für die K. in seiner ordnungsliebenden Weise, immer unter humansten Formen, besonders sorgte. Ein Ausfluß seiner tiefen Einsicht in das Wesen der modernen volkswirthschaftlichen Entwicklung war die Gründung eines Vorschußvereins in Hermannstadt.

Neben diesen Arbeiten, in die er stets seine ganze milde und doch so entschiedene Persönlichkeit hineinlegte, ist er nahezu sein Leben lang ein hervorragender Politiker seines Volkes gewesen, dessen Wirksamkeit die Periode umspannt, die das Hineinfügen des sächsischen Volkes in das neue Ungarn und dabei den schweren Kampf um sein Recht und seine nationale Entwicklung umfaßt. Daß K. auf der Seite der Vertheidiger des einen wie der anderen stand, ist selbstverständlich. Auf dem Klausenburger Landtag, dem letzten siebenbürgischen (1865), machte K. seine ersten Erfahrungen und stellte sich auf die Seite Jener, die verfassungsmäßige Bürgschaften für den Fortbestand der sächsischen Municipalverfassung, die Autonomie der Kirche und Schulen, den Gebrauch der deutschen Sprache verlangten. Als der Landtag die unbedingte Anerkennung der Union Siebenbürgens mit Ungarn aussprach und die Abgeordneten Siebenbürgens nun in den ungarischen Reichstag gewählt wurden, da befand sich unter den sächsischen Vertretern neben Rannicher (s. d. Art.) als Hermannstädter Abgeordneter auch K. (1868). K. war es, der die ersten Programmpunkte bei den Neuwahlen aufstellte, um eine Richtlinie für das politische Verhalten seines Volks zu schaffen, die bis heute nachwirken. In den kommenden Jahren war er der anerkannte parlamentarische Führer der Sachsen im ungarischen Reichstag, der unentwegt für das Recht in die Schranken trat, wie er an der Schaffung des „Siebenbürgisch-deutschen Wochenblatts“ 1868 und 1874 an jener des „S. D. Tageblatts“ hervorragenden Antheil hatte, das Organ der Sachsen, das im Volk das Verständniß für den Kampf um das Recht mehrte und stärkte. Zu gleicher Zeit mußte der gleiche Kampf in der sächsischen Nationsuniversität, der obersten Vertretung des Sachsenlandes, geführt werden und die Hauptvertreter waren mit K. Franz Gebbel (s. d. Art.), Albert Arz v. Straußenburg, seit 1874 auch

Dr. Wolff, die Alle zusammen mit K. in innigster Freundschaft dem bedrängten Volk das Vorbild selbstloser Hingabe an die idealen Güter des Volkslebens boten. Es handelte sich in dem Kampf zuerst um die Vertheidigung des eigenen Municipiums der Sachsen, das 1876 gegen die Zusicherung des 44 Ges. Art. von 1868 aufgehoben wurde, dann gegen die zunehmenden Magyarisirungstendenzen der Regierung. Daneben wußte K. sich und den Volksgenossen durch Theilnahme an allgemeinen Fragen, durch seinen vorurtheilslosen Blick und unantastbaren Charakter Ehre und Achtung zu erwerben. Seine unbedingte Zuverlässigkeit sicherte seinem Wort stets Einfluß und Erfolg. Langsam und bedächtig im Ueberlegen war er zäh und unentwegt im Handeln. Der schwere Kampf von Seite der Sachsen gegen die für Ungarn zuletzt verhängnißvolle Regierung Kol. Tisza's — verhängnißvoll, weil die ethischen Momente im Volks- und Staatsleben immer mehr vor der nackten Gewalt zurücktraten — war nur möglich, wo solche unantastbare Charaktere die Führer waren. Bei der Bedeutung, die die evangelische Kirche unter den Sachsen hat, war es selbstverständlich, daß K. — auch mit Bischof Teutsch (s. d. Art.) eng befreundet — auch am kirchlichen Leben innigen Antheil nahm und als Mitglied des Hermannstädter Presbyteriums, des Bezirksconsistoriums, der Landeskirchenversammlung an der Fortentwicklung der evangelischen Kirche im Geist der Reformation mithalf. Es ist fast ein tragischer Zug, daß die durchaus friedliche Natur Kapp's, die etwas frauenhaftes an sich hatte, im politischen Kampf sich aufreiben mußte. Er hatte daneben doch Zeit auch für andere Fragen, die die Geister bewegten: Kunst, Litteratur, Musik; im Freundeskreis vergaß er das öffentliche und persönliche Leid, das ihn drückte — er blieb nach einjähriger Ehe Wittwer —, befriedigt von dem Gedanken, seinem Volk zu dienen und seiner Liebe sicher. Der treue Mann starb nicht 53 Jahre alt und gehört zu Jenen, die unvergessen bleiben.

E. Steinacker, G. Kapp. Hermannstadt 1898.

Fr. Teutsch.

Kappel: Vinzenz Ludwig K., Freiherr von Savenau, hoher österreichischer Staatsbeamter, Organisator auf dem Gebiete der Finanzadministration. Er wurde am 17. December 1798 zu Graz in Steiermark geboren. Nach an der Universität zu Wien zurückgelegten juridischen Studien wollte er sich der Professur widmen, trat jedoch 1821 in den finanziellen Staatsdienst bei der Examinatur in Wien; 1828 von Wien nach Prag befördert wurde er als Vorstand der dortigen Examinatur mit wichtigen Untersuchungen betraut; zum Kammerrath ernannt diente er in Prag mit Auszeichnung bei der Oberbehörde (Cameralgefällenverwaltung). 1841 wurde K. zum ersten Rath der Cameralgefällenverwaltung nach Graz versetzt, deren Amtsbereich damals die Kronländer Steiermark, Kärnten und Krain umfaßte. Im J. 1842 wurde K. mit dem Titel und Range eines Gubernialrathes ausgezeichnet.

Nachdem im J. 1849 der Aufstand in Ungarn niedergeworfen worden war, handelte es sich darum, dieses Königreich und die partes adnexae in administrativer, judicieller und finanzieller Beziehung vollständig neu zu organisiren; Finanzminister Philipp Frhr. v. Krauß sandte daher zur Organisirung der Finanzbehörden Kroatiens, Slavoniens und des kroatischen Litorale K. nach Agram, wo er 1850 zum Ministerialrath befördert wurde, nach der mühevollen Durchführung dieser schwierigen Organisation wurde K. 1852 zum Finanzlandesdirector in Böhmen ernannt. Im J. 1854 wurde er für die bei der Reorganisirung in Kroatien und Slavonien erworbenen Verdienste mit dem Ritterkreuze des österreichischen Leopoldordens ausgezeichnet und infolge dessen in den erblichen Ritterstand erhoben; er wählte das Prädicat „von

Savenau" zur Erinnerung an jene Länder, in denen er kurz vorher eifrig und erfolgreich gewirkt hatte. Im J. 1863 wurde er zum Finanzlandes-directions-Vicepräsidenten ernannt, in welcher Stellung er bis 1865 wirkte. In diesem Jahre wurde er von dem Ministerpräsidenten Graf Richard Belcredi, der, früher Statthalter in Böhmen, Kappel's umfassende administrative und organisatorische Kenntnisse schätzen gelernt hatte, nach Wien berufen, zum Sectionschef und Ministerstellvertreter für den Verwaltungsdienst im Finanzministerium ernannt. Da war K. die Aufgabe zugefallen, nach des Kaisers eigenen Worten „Ordnung in dieses Ministerium zu bringen". Ende 1865 wurde K. das Commandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens verliehen, infolge dessen er in den erblichen Freiherrnstand erhoben wurde; außerdem besaß er die Commandeurkreuze erster Classe mit dem Sterne des königlich sächsischen Albrechtsordens und des herzoglich ernestinischen Hausordens.

Als im Sommer 1866 nach den schweren Ereignissen, die Oesterreich betroffen, in Wien Conferenzen stattfanden über die Frage der Neugestaltung des Kaiserreichs in Verfassung und Verwaltung, bekämpfte K. als Centralist die Concessionen an Ungarn; das bot seinen Gegnern im Ministerium, insbesondere dem Grafen Moritz Esterhazy, erwünschte Gelegenheit gegen K. zu machiniren, so daß er am 28. Juli 1866 in den Ruhestand versetzt wurde, was um so leichter gelang, als er von Wien abwesend in Budapest weilte, wohin die seiner Ueberwachung anvertrauten Staatscassen der Kriegsereignisse wegen gebracht worden waren.

Den Ruhestand genoß er nicht lange; er starb am 8. August 1868 in Mauer bei Wien. Sein Sohn Karl Maria K., Frhr. v. S., lebt und wirkt seit Jahren als Tondichter und Musikschriftsteller in Graz in eifriger und erfolgreicher Weise.

Nach Mittheilungen des Sohnes. Franz Ilwof.

Kappeler: Karl K., schweizerischer Staats- und Schulmann, geboren am 28. März 1816 in Frauenfeld, Kanton Thurgau, † am 20. October 1888 in Zürich. Der Vater, ein Bierbrauer, ließ den begabten Knaben die Lateinschule in Frauenfeld sowie das Gymnasium in Zürich durchlaufen. Dann studirte K. an den Universitäten Zürich, Heidelberg und Berlin die Rechte, vollendete nach bestandenem Staatsexamen seine Bildung durch einen Aufenthalt in Lausanne und Paris, ließ sich in Frauenfeld als Advocat nieder und wurde in kurzer Zeit einer der gesuchtesten Anwälte des Kantons. 1843 wurde er in den thurgauischen Großen Rath gewählt, wo er anfänglich zu der conservativen Opposition gegen das in Kern (siehe diesen) verkörperte radicale Regiment gehörte. In der Zeit der Sonderbundswirren aber gewann er die Ueberzeugung, daß eine große Neugestaltung im Werden sei und daß vor dem materiellen Rechte einer neuen Zeit das formale der alten zurücktreten müsse, und schloß sich der großen liberalen Fortschrittspartei an, die 1848 den schweizerischen Bundesstaat schuf und seither stetig fortentwickelt hat. Der thurgauische Große Rath wählte ihn 1849 zum Obergerichtsschreiber, welches Amt er indeß nur bis Ende des Jahres bekleidete, 1852 zum Mitglied und Präsidenten des Obergerichts und 1856 zu seinem eigenen Vorsitzenden. Ein besonderes Verdienst erwarb sich K. um die 1853 eröffnete thurgauische Kantonsschule, die er als Präsident der Aufsichtscommission in ihren ersten Jahren leitete und bei beschränkten Mitteln vortrefflich einrichtete.

Seit 1848 gehörte K. als Vertreter des Kantons Thurgau im Ständerathe der schweizerischen Bundesversammlung an und errang als bedeutender Redner und unermüdlicher Arbeiter ein solches Ansehen im schweizerischen Parlamente, daß ihn der Ständerath vier Mal, 1851, 1854, 1872 und 1881,

zu seinem Präsidenten ernannte und daß er regelmäßig als Mitglied und oft als Berichterstatter der wichtigsten Commissionen zu amten hatte. Im Beginn des Jahres 1854 hielt er als Berichterstatter der ständeräthlichen Hochschulcommission bei den Berathungen über Errichtung einer eidgenössischen Universität eine glänzende Rede zu deren Gunsten. Als das vom Nationalrath bereits beschlossene Gesetz, durch das Universität und Polytechnikum in enger Verbindung miteinander hätten geschaffen werden sollen, vom Ständerath verworfen wurde, wandelte K. dasselbe rasch in einen Gesetzentwurf für ein Polytechnikum allein um und setzte dessen sofortige Berathung durch, so daß ihm an der 1854 beschlossenen Gründung des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich ein wesentlicher Antheil zukam.

Dies war wol der Grund, der den Bundesrath bewog, K. am 3. October 1857 als Nachfolger Kern's, der den Gesandtschaftsposten in Paris übernahm, zum Präsidenten des schweizerischen Schulraths zu ernennen, in welcher Eigenschaft ihm die ständige Leitung der polytechnischen Schule oblag. Infolge dessen siedelte K. von Frauenfeld nach Zürich über und bekleidete nun bis zu seinem Tode, 31 Jahre hindurch, das wichtige Amt mit ausgezeichnetem Erfolge, rastlos bemüht, die seiner Obhut anvertraute Anstalt zu fördern und weiter zu entwickeln. Er verstand es, ihr immer reichere finanzielle Mittel, wie sie für ihre Ausgestaltung erforderlich waren, zuzuwenden, wobei ihm sein directer Einfluß auf die über das Budget entscheidende Bundesversammlung zu statten kam. Unter ihm wurden die Lehramtsschule am Polytechnikum zu einer wahren Hochschule der Mathematik und der Naturwissenschaften ausgebildet, die landwirthschaftliche Abtheilung der Anstalt neu hinzugefügt und für Chemie und Physik großartig ausgestattete Institute geschaffen. Was Kappeler's Namen aber weit über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt machte, war der sichere Blick, den er bei der Auswahl der Lehrkräfte bewies. Es genügte ihm nicht, sich bei den ersten Autoritäten jedes Faches nach geeigneten Candidaten zu erkundigen; er reiste selber den in Frage kommenden Persönlichkeiten nach und tauchte bald in dieser, bald in jener Stadt unversehens in den Hörsälen auf, um sich ein eigenes Urtheil über die Lehrgabe des Betreffenden zu bilden, und fast immer traf er das Richtige. So wurde das Zürcher Polytechnikum durch K. eine technische Hochschule ersten Ranges, und manche von den Männern, die er als junge Docenten nach Zürich zog, sind später in die höchsten Stellungen gelangt, welche die Wissenschaft zu vergeben hat. So sei z. B. nur daran erinnert, daß die drei ordentlichen Professoren für Mathematik an der Universität Berlin, Schwarz, Frobenius, Schottky, ehemalige, von K. berufene Lehrer des Zürcher Polytechnikums sind. Auch um die Hebung des schweizerischen Mittelschulwesens erwarb er sich entschiedene Verdienste, indem er die kantonalen Realschulen, die durch Verträge mit dem Polytechnikum ihren Abiturienten den unmittelbaren Uebertritt an die höhere Anstalt sichern wollten, nöthigte, sich durch Anfügung neuer Jahrescurse, Verbesserung ihrer Lehrpläne u. s. w. zu vervollkommnen.

K. barg unter einem derben, beinahe grotesken Aeußern eine durchdringende Verstandesschärfe und Menschenkenntniß sowie eine seltene Festigkeit des Willens. Von dem, was er als im Interesse der Anstalt liegend erkannte, ließ er sich durch keine Nebenrücksichten irgend welcher Art ablenken; warf man ihm doch vor, daß er bei Berufungen systematisch die Ausländer auf Kosten der Schweizer bevorzuge, weil er sich einfach nach der Tüchtigkeit des Candidaten richtete, ohne nach dem Heimathschein zu fragen. Seine Anträge waren stets so gründlich und umsichtig verbreitet, daß die Oberbehörde, der Bundesrath, nur in den seltensten Fällen anders zu entscheiden wagte. Im Herbst 1881

verzichtete er mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter auf eine Wiederwahl in den Ständerath, dem er 33 Jahre lang angehört hatte und noch in den Bundesrevisionsberathungen 1871/72 und 1873/74 als Mitglied und Berichterstatter der Revisionscommission wesentliche Dienste geleistet hatte. Dagegen versah er das Amt des Schulpräsidenten mit ungebrochener Rüstigkeit und Frische, bis ein Schlagfluß den Dreiundsiebzigjährigen mitten aus seiner fruchtreichen Wirksamkeit hinwegraffte.

Reden von Prof. C. F. Geiser, Vicedirector des eidgen. Polytechnikums, und von Oberst Bleuler, Vicepräsident des eidgen. Schulraths, gehalten bei Kappeler's Beerdigung (Schweiz. Bauzeitung 1888, Bd. XII, Nr. 17 und 18, auch separat). — Nekrologe der Neuen Zürcher Zeitung 1888, Nr. 295, der Thurgauer Zeitung 1888, Nr. 250—252. — Mittheilungen der thurgauischen Staatskanzlei. Wilhelm Oechsli.

Kapper: Siegfried K., mehrseitig verdienter Schriftsteller, Dichter und Ethnograph, wurde am 21. März 1821 zu Smichow, einem Vororte von Prag, von jüdischen Eltern geboren. Während der Knabe seinen ersten Unterricht in der tschechischen Volksschule erhielt, bereitete ihn sein Vater, der 1795—1816 in verschiedenen Instituten der Schweiz, des Elsaß und Süddeutschlands als Lehrer gewirkt hatte, durch den Unterricht im Deutschen vor, worauf er 1830 bis 1836 das Gymnasium auf der Kleinseite in Prag besuchte und dann an der dortigen Hochschule bis 1839 Philosophie studirte. Nachdem er ein Jahr lang eine Hofmeisterstelle bekleidet hatte, ging er nach Wien, wo er sich 1841 bis 1846 dem Studium der Medicin widmete und sich 1847 die Doctorwürde erwarb. Schon in Prag war er neben seinen Alters- und Studiengenossen Friedrich Bach, Moritz Hartmann und Alfred Meißner dichterisch productiv gewesen und hatte besonders als glücklicher Vermittler slavischer Volkspoesien selbst in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden; als Wiener Student veröffentlichte er dann seine „Slavische Melodien“ (1844) und seine Gedichte in böhmischer Sprache „Cêské listy“ (d. i. Böhmische Blätter, 1846), von denen sich die letzteren eines außerordentlichen Erfolges rühmen konnten. K. war übrigens der erste Jude, der tschechisch schrieb. Unmittelbar nach Abschluß seiner Studien folgte K. einem Rufe als Arzt nach Karlstadt an der türkisch-kroatischen Grenze, und er that dies um so bereitwilliger, als ihm hierdurch Aussicht geboten ward, sein Studium des Südslaventhums, dem er sich seit Jahren zugewendet, durch eigene Anschauung zu erweitern und zu ergänzen. In diesem Bestreben durch südslavische und serbische Dichter und Gelehrte, wie Wuk Stefanowitsch Karadschitsch, Iwan Mazuranitsch und Emmerich von Tkalac, gefördert, bereiste er Bosnien, die Herzegowina, Dalmatien, die Inseln des Quarnero und kehrte im Februar 1848 nach Wien zurück, ursprünglich in der Absicht, sein Studium auch über die unteren Donauländer auszubreiten. Indeß bestimmte ihn der Ausbruch der Märzereignisse und seine persönliche Theilnahme an denselben, vorerst noch in der Kaiserstadt zu verbleiben und für die Versöhnung der sich damals schon bekämpfenden verschiedenen Nationalitäten durch Wort und Schrift zu wirken, ein zwar wohlgemeintes Bestreben, das ihm aber sowol von deutscher als auch von tschechischer Seite nur bittere Enttäuschung eintrug. Dann war er in gleichem Sinne besonders für das „Konstitutionelle Blatt“ thätig als Berichterstatter, zuerst über den Verlauf der Revolution in Wien, später über die Verhandlungen in den Reichstagen zu Wien und Kremsier und über die Ereignisse auf dem ungarischen Kriegsschauplatze. Nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung nahm K. seinen früheren Plan wieder auf und bereiste in den Jahren 1850 und 1851 wiederholt Slavonien, die Wojwodina, Serbien, Bulgarien, die Moldau und Walachei.

Die auf diesen Reisen gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen legte K. theils in selbständigen Reiseschriften, wie „Südslavische Wanderungen“ (II, 1851), „Christen und Türken. Reisebilder von der Save bis zum eisernen Thor“ (1854), theils in einer Reihe von Feuilletons unter dem Titel „Ein Ausflug nach Bukarest“ in der „Kölnischen Zeitung“ nieder. Diese Arbeiten zeugen von scharfer Beobachtung, Geist und historischem Sinn und zeichnen die eigenthümliche Wirklichkeit der südslavischen Länder treu und lebenswahr. Ihnen schloß sich an als ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte die historische Monographie „Die serbische Bewegung in Süd-Ungarn“ (1851), welche anonym erschien. Poetische Ergebnisse dieser Reisen waren die „Gesänge der Serben“ (II, 1852), in denen er eine Auswahl der schönsten Volkspoesien der Serben darbot, und dann seine bedeutendste Schöpfung, die epische Dichtung „Lazar, der Serbenczar. Nach serbischen Sagen und Heldengesängen“ (1851; 2., verb. Aufl. u. d. T. „Fürst Lazar. Epische Dichtung“, 1853). Dieses Epos ist nicht, wie manche Kritiker aus dem Titelzusatz geschlossen haben, eine bloße Uebersetzung serbischer Volksrhapsodien, die K. zu einem künstlerisch geordneten Ganzen zusammengestellt und dort, wo Lücken auszufüllen gewesen, ergänzt habe; es ist vielmehr durchgehends eine organisch auf dem Boden der serbischen Sage, Geschichte und einiger Volksliederfragmente aufgebaute, dem Dichter wesentlich eigene Schöpfung, die das Leben und Denken des serbischen Volkes mit farbenvoller Treue veranschaulicht. „Ein kräftiger Realismus hält den romantischen und idealen Elementen die Wage; viele Schilderungen sind voll lebendiger Charakteristik; die eingeflochtenen Nachbildungen der Volkslieder sind fließend wie selbstverfaßte und bewahren doch die nationale und individuelle Eigenthümlichkeit.“ In den Jahren 1852 und 1853 unternahm K. weitere Reisen durch Deutschland und Italien; als er sich dann 1854 mit einer Schwester seines Freundes Moritz Hartmann verheirathet hatte, ließ er sich in Dobris bei Prag als Stadtarzt nieder. Von hier aus machte er als freiwilliger Arzt und zugleich als Berichterstatter für die „Kölnische Zeitung“ den Feldzug in Piemont und der Lombardei (1859) mit und übersiedelte im Herbst 1860 als praktischer Arzt nach der böhmischen Kreisstadt Jungbunzlau. Inzwischen war er auch als Schriftsteller nicht unthätig gewesen und hatte außer einigen novellistischen Arbeiten, wie „Herzel und seine Freunde. Bilder aus dem böhmischen Schulleben“ (1853), „Falk. Eine Erzählung“ (1853) und „Das Vorleben eines Künstlers. Roman“ (1855) auch „Die Handschriften von Königinhof und Grünberg. Altböhmische Poesien aus dem 10. bis 12. Jahrhundert“ (1859) herausgegeben. Seine Vorliebe für Wanderungen und slavische Poesie blieb ihm auch im höheren Mannesalter, wovon seine Schriften „Das Böhmerland. Wanderungen und Ansichten mit Illustrationen“ (1863), „Märchen aus dem Küstenlande“ (1865), „Serbische Nationalpoesie“ (II, 1871) und „Gusle. Serbische Gedichte“ (1874) Zeugniß geben. K. starb während eines Aufenthalts in Pisa am 7. Juni 1879.

Wurzbach's Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich X, 451. — Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter III, 450. — Heinrich Kurz, Litteraturgeschichte IV, 362. Franz Brümmer.

Kappler: August K., Kaufmann und Forschungsreisender, wurde am 10. November 1815 in Mannheim als Sohn eines Lehrers geboren. Da der Vater frühzeitig starb und die Familie in Mittellosigkeit zurückließ, wuchs der Knabe unter Fremden auf und konnte sich keine höhere Bildung aneignen. Nachdem er die Elementarschule durchlaufen hatte, widmete er sich dem Kaufmannsstande. Da ihm in der Heimath das Glück nicht günstig war und er überdies eine unbezwingliche Sehnsucht nach fernen Ländern empfand, begab

er sich im Alter von 20 Jahren nach Holland, um eine Commisstelle in einer der Colonien zu suchen. Leider fand er keinen ihm zusagenden Posten, und um nicht zu verhungern, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in Harderwijk für die niederländische Colonialarmee anwerben zu lassen. Sein Wunsch, nach Java versetzt zu werden, ging nicht in Erfüllung, vielmehr wurde er nach Surinam eingeschifft und diente hier sechs Jahre lang zuerst als gemeiner Soldat, dann als Corporal, endlich als Fourier. Anfangs gehörte er der Garnison des Forts Zelandia bei Paramaribo an. Später verweilte er auf den Posten Armina am Maroni, Victoria am Surinam und Saron am Saramacca. Als Corporal erhielt er das Commando über verschiedene kleine Truppenabtheilungen im Innern des Landes. Da ihm eine leichte Auffassungsgabe eigen war, erlernte er allmählich die holländische, französische und englische Sprache, sowie durch steten Verkehr mit den Buschnegern und den übrigen Eingebornen das Negerenglisch und die verschiedenen Mundarten der Indianer. Im November 1841 nahm er seinen Abschied vom Militär und kehrte über Holland nach Stuttgart zurück, doch fand er keine geeignete Stellung und bemerkte auch, daß ihm das deutsche Klima nicht mehr zusagte. Er beschloß deshalb nach Surinam zurückzukehren und sich dort dauernd niederzulassen. Um sich eine Existenz zu gründen, knüpfte er mit dem Stuttgarter Naturaliencabinet und anderen öffentlichen Museen Unterhandlungen an und erhielt von diesen den Auftrag, Naturalien aller Art zu sammeln. Vor seiner Abreise verfaßte er über seine bisherigen Expeditionen in das Innere von Surinam einen Bericht, der bald darauf in der Zeitschrift „Ausland“ veröffentlicht wurde (1843, S. 1235 ff.). Im Juli 1842 traf er wieder in Guayana ein und unternahm nun von Paramaribo aus theils im Ruderboot, theils zu Fuß eine Reihe ergebnißreicher Streifzüge in das Hinterland. Mit den gesammelten Pflanzen, Schmetterlingen, Vogelbälgen und anderen Naturalien betrieb er, ohne anfangs irgend ein Geschäftscapital zu besitzen, einen schwunghaften und einträglichen Handel nach Europa. Um alle Ansprüche befriedigen zu können, schloß er Freundschaft mit Plantagensklaven, Buschnegern und freien Indianern, die ihm allerhand für ihn unerreichbare Seltenheiten aufspürten und gegen ein Billiges überließen. Als sich sein Kundenkreis immer mehr erweiterte, begab er sich mit einer reichen und werthvollen Collection von Naturalien im Juni 1845 zum zweiten Male nach Holland und Deutschland. Nachdem er verschiedene neue persönliche Beziehungen zu Museumsverwaltungen und Händlern angeknüpft hatte, kehrte er im nächsten Frühjahr wieder nach Surinam zurück. Da ihm aber das unruhige Leben eines umherziehenden Sammlers auf die Dauer nicht behagte, beschloß er sich in einer gesunden und fruchtbaren Gegend Surinams dauernd niederzulassen. Am meisten gefiel ihm das Gebiet des Flusses Maroni, der die Grenze zwischen dem holländischen und französischen Guayana bildet und den er schon von seiner Soldatenzeit her kannte. Mit Genehmigung der Colonialverwaltung wählte er sich fünf Stunden oberhalb der Mündung dieses Stromes ins Meer einen hochwasserfreien, vom Fieber nur selten heimgesuchten Platz aus und erbaute dort mit Hülfe einheimischer Arbeiter eine Ansiedlung, die er Albina nannte, und wo er nun bis 1879 lebte. Er verständigte sich in friedlicher Weise mit den umwohnenden Buschnegern und Indianern, die den Stämmen der Caraiben und Arowaken angehörten, ließ sie Naturalien sammeln, legte mit ihrer Hülfe eine ausgedehnte Pflanzung an, auf der er Tabak, Cacao und andere Nutzgewächse anbaute, ließ sie in den Uferwäldern Holz fällen, für das er auf den Antillen und in Holland Absatz fand, und errichtete außerdem einen Kaufladen, in dem er europäische Waaren nicht nur an die Eingebornen, sondern

auch an die französischen Sträflinge verhandelte, die das andere Ufer des Flusses bewohnten. Da ihm die holländische Colonialverwaltung wohlgesinnt war, ernannte sie ihn zum Posthalter und übertrug ihm die Ueberwachung der farbigen Uferbewohner und des gesammten Stromverkehrs. Theils in amtlicher Eigenschaft, theils aus eigenem Forschertriebe unternahm er nun zahlreiche oft höchst mühselige und gefahrvolle Reisen in das Innere des Landes und erwarb sich auf diese Weise im Laufe der Jahre allmählich eine gründliche Vertrautheit mit allen Verhältnissen der Colonie und ihrer Bewohner. Im Interesse seiner Handelsgeschäfte fuhr er außerdem mehrfach nach den Antillen und noch fünf Mal nach Europa. Auf einer dieser Fahrten im Herbst 1852 brachte er als Frucht seiner Mußestunden ein Manuscript mit, in dem er die Erlebnisse seiner Soldatenzeit in holländischer Sprache schilderte. Er ließ es in Holland drucken („Zes jaren in Suriname. Schetsen en tafereelen uit het maatschappelijke en militaire leven in deze kolonie“, Utrecht 1854, 2 Bde.) und gab auch eine deutsche Uebersetzung heraus („Sechs Jahre in Surinam oder Bilder aus dem militärischen Leben dieser Colonie und Skizzen zur Kenntniß seiner socialen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse“, Stuttgart 1854). Das Buch zeigt zwar die mangelhafte wissenschaftliche Vorbildung des Verfassers, bot aber in anspruchsloser Form vieles Neue und fand darum verdiente Anerkennung. Während dieses Aufenthaltes in Deutschland verheirathete er sich auch, da er nicht dauernd mit farbigen Frauen zusammen zu leben wünschte. Auch verpflichtete er contractlich eine Anzahl württembergische Waldarbeiter und Landleute, ihm nach seiner neuen Heimath zu folgen, um dort den Versuch einer deutschen Pflanzungscolonie im größeren Maßstabe als bisher zu wagen. Im Sommer 1853 traf er mit seiner Frau und den neuen Ansiedlern in Albina ein. Anfangs schien das Unternehmen zu gedeihen. Die Colonisten richteten sich rasch häuslich ein und begannen mit der Urbarmachung des Bodens. Die Regierung begünstigte sie und ernannte K. zum Bürgermeister und Standesbeamten des neuen Ortes. Bald aber entstanden Streitigkeiten, die K. durch sein Dazwischentreten nur verschlimmerte, Krankheiten brachen aus, allgemeine Unzufriedenheit riß ein, und obwol mehrfach Nachschub aus Deutschland eintraf, löste sich die Colonie theils durch Todesfälle, theils durch Wegzug allmählich wieder völlig auf. Nur K. mit seiner Familie blieb zurück und mußte nun statt der deutschen Arbeiter chinesische Kulis anwerben. Viele Jahre hindurch führte er ein sehr unruhiges Leben, da ihn geschäftliche Sorgen und Schwierigkeiten aller Art bedrängten. Um sich zu erholen, unternahm er von Zeit zu Zeit Reisen ins Ausland oder nach dem Innern der Colonie. Besonders bemerkenswerth ist eine Wanderung zu den Buschnegern im Herbst 1857, denen er Geschenke der Regierung brachte und die er vergeblich zur Annahme eines Herrnhuter Missionars zu bewegen suchte, sowie eine Fahrt im Ruderboot, die er 1861 in Begleitung einer holländisch-französischen Grenzregulirungscommission durch bisher unerforschte Gegenden den Maroni und dessen Quellflüsse Lava und Tapanahoni aufwärts bis zur Grenze der Schiffbarkeit zu Vermessungszwecken ausführte. Ueber diese Expedition veröffentlichte er in Petermann's Mittheilungen (1862, S. 173 bis 179) einen interessanten Bericht. Auch sonst beschäftigte er sich in seinen Mußestunden vielfach mit schriftstellerischen Arbeiten. Da er seine Manuscripte in Guayana nicht verwerthen konnte, brachte er sie auf seinen Reisen gelegentlich mit nach Europa und ließ sie hier drucken. Besondere Beachtung fand ein Aufsatz im „Ausland“ (1875, S. 651 ff.) über die von ihm mehrfach besuchte Insel Guadeloupe und ein Buch „Over kolonisatie met Europeanen in Suriname“ (Amsterdam 1875), worin er nachwies, daß es unter Anwendung der

nöthigen Vorsichtsmaßregeln entgegen der allgemeinen Annahme wohl möglich sei, tropische Pflanzungscolonien mit Hülfe europäischer Arbeiter anzulegen und zu erhalten.

Nachdem er 43 Jahre in Guayana gelebt und sich durch seine ausgebreiteten Handelsgeschäfte trotz vieler Unglücksfälle ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, beschloß er seinen Lebensabend in der alten Heimath zuzubringen. Er übergab deshalb die Ansiedlung Albina seinem Neffen, der ihm seit langer Zeit ein getreuer Gehülfe gewesen war, suchte um seine Pensionirung nach und kehrte im Juli 1879 nach Stuttgart zurück. Da er noch sehr rüstig war, unternahm er in den nächsten Jahren mehrere große Reisen durch Italien, nach dem Orient und um die Erde. Die Ruhepausen benutzte er zur Ueberarbeitung seiner Tagebücher und zur Aufzeichnung seiner reichen Erfahrungen. Als Frucht dieser Bemühungen erschien zunächst ein etwas übereilt hervorgebrachtes Werk „Holländisch Guiana. Erlebnisse und Erfahrungen während eines 43jährigen Aufenthaltes in der Colonie Surinam“ (Stuttgart 1881, mit einer Karte), das auch ins Holländische übersetzt wurde („Nederlandsch-Guyana. Vertaald door F. L. Postel.“ Winterswijk 1883), aber trotz der Fülle neuen Stoffes nur mäßigen Beifall fand, da es völlig ungesichtet in wirrem Durcheinander Berichte über persönliche Erlebnisse, über Ausflüge und Entdeckungsfahrten, sowie Schilderungen des Lebens in der Ansiedlung Albina, in den französischen Strafcolonien des rechten Maroni-Ufers und in den Dörfern der Buschneger und Indianer, vermischt mit allerhand unzusammenhängenden naturgeschichtlichen Bemerkungen und Beobachtungen enthält. Besser sind einige umfangreiche Aufsätze in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften: „Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch Guiana“ (Globus 1880. 38, S. 121 ff.), „Surinam und seine Vegetation“ (Ausland 1885, S. 96 ff.), „Die Thierwelt in Holländisch Guiana“ (Ausland 1885, S. 537 ff.) und „Surinam“ (3. und 4. Jahresbericht des württembergischen Vereins für Handelsgeographie, Stuttgart 1886). Aus der Zusammenarbeitung dieser Aufsätze und der wesentlichen Ergebnisse der früheren Bücher entstand endlich das letzte und wichtigste Werk seines Lebens: „Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Colonisation“ (Stuttgart 1887, mit Abbildungen und einer Karte). Dasselbe behandelt systematisch und übersichtlich in gesonderten Abschnitten das Land und seine Bodengestalt, die Pflanzen- und Thierwelt mit besonderer Hervorhebung der nützlichen Erzeugnisse, die klimatischen Verhältnisse, die Bewohner und ihre socialen Zustände, die Stadt Paramaribo, die Verwaltung der Colonie, endlich die Möglichkeit einer Besiedelung durch Europäer und deren Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht. — Kurz nach dem Erscheinen dieses Buches starb K. am 20. October 1887 in Stuttgart an den Folgen wiederholter Schlaganfälle drei Wochen vor Vollendung seines 72. Lebensjahres. Er war ein einfacher, überaus fleißiger und strebsamer Mann von gesundem Geist und Körper, von bedeutender Willens- und Thatkraft, voll Wahrheitsliebe und Redlichkeit. Er würde auf wissenschaftlichem Gebiete noch weit mehr geleistet haben, wenn es ihm nicht an der nöthigen Vorbildung gefehlt hätte.

Ausland 1877, S. 899. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 10, 88—90. — Geographisches Jahrbuch 12, 374.

Victor Hantzsch.

Karl Anton Joachim Zephyrin Friedrich Mainrad, Fürst von Hohenzollern, geboren am 7. September 1811 zu Schloß Krauchenwies bei Sigmaringen, † am 2. Juni 1885 zu Sigmaringen, Sohn des Erbprinzen, dann Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen aus seiner 1808 zu Paris

geschlossenen Ehe mit der Antonia Maria, Prinzessin Murat, einer Nichte Joachim Murat's, der außerdem drei Töchter entsprossen. Eine sehr sorgfältige Erziehung ward ihm zu Theil: unter seinen häuslichen Lehrern wird der Geistliche Rath Emele hervorgehoben; im Jahre 1823 kam er auf das Gymnasium zu Regensburg, wo er den Religionsunterricht des Generalvicars Heinrich Friedrich Sailer (s. A. D. B. XXX, 177 ff.), des späteren Bischofs, genoß und im Hause der Fürstin Therese von Thurn und Taxis, der Schwester der Königin Luise von Preußen, Aufnahme fand. Das Jahr 1826 verbrachte er auf dem Lyceum zu Rastatt, und studirte dann drei Jahre lang auf der Akademie zu Genf, wo er den Griechen Kapo d'Istrias, den Schweizer General Dufour kennen lernte. Im Sommersemester 1829 bezog er die Universität Tübingen und ging dann nach Göttingen, wo er nach Schluß der Universität infolge des revolutionären Putsches vom Januar 1831 noch Privatvorlesungen hörte; hier traf er mit dem Kronprinzen Maximilian von Baiern zusammen. Bei einem sich anschließenden Aufenthalte in Berlin wurde er von dem Oberst Wagner, dem bekannten Ingenieur, Mitgliede der Militär-Studiencommission, in den Militärwissenschaften und im Staatsrechte unterrichtet; hier kam er zuerst mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen in freundschaftliche Berührung. So vielseitig ausgebildet kehrte er nach Sigmaringen zurück, wo ihm sein Vater den lebhaften Antheil an seinem Bildungsgange durch die Schrift bekundete: „Ansichten und Anleitung über das Leben mit besonderer Berücksichtigung auf Stand und Beruf. Von Karl zu Hohenzollern-Sigmaringen seinem einzigen Sohn gewidmet an dessen zwanzigstem Geburtstage 1831", die Erfahrungen und Erinnerungen des eignen Lebens in belehrender Form dem Sohne übermittelte.

In Sigmaringen widmete sich der nunmehrige Erbprinz — im October 1831 folgte sein Vater dem Fürsten Anton Aloys in der Regierung — den Verwaltungsgeschäften, namentlich der kleinen Militärmacht: die beiden Fürstenthümer Hohenzollern stellten mit dem Fürstenthum Lichtenstein zusammen ein Bataillon Infanterie.

Am 21. October 1834 vermählte sich K. A. — zum badischen Generalmajor ernannt — zu Karlsruhe mit der Prinzessin Josephine Friederike Luise von Baden, der zweiten Tochter des Großherzogs Karl Ludwig und der Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleon's I. Vier Söhne und zwei Töchter entsprossen dieser glücklichen Ehe; nach einigen Jahren trat die Erbprinzessin zum katholischen Glauben ihres Gatten über.

Die im Juli 1833 verkündete „Verfassung" des Fürstenthums hatte K. A. zum Mitarbeiter. Diese Verfassung aber und die wohlwollende Verwaltung hinderten nicht, daß im März 1848 auch hier die Staatsgewalt der revolutionären Bewegung erlag. Fürst Karl übergab bereits im März beim ersten Aufflackern der Empörung dem Sohne als „Vollmachthaber" die Leitung der Geschäfte, und trat ihm am 27. August 1848 die Regierung förmlich ab. Aber auch die liberalen Maßnahmen, die der neue Fürst aus voller Ueberzeugung traf, hinderten nicht den Fortgang der Bewegung, die in der Bildung eines revolutionären „Sicherheitsausschusses" unter Führung eines Advocaten gipfelte, worauf K. A. am 27. September sein Fürstenthum verließ, bis er am 10. October 1848 mit Hülfe bairischer Truppen die Ordnung wieder herstellen konnte.

Diese Erfahrungen, dieser Undank, der seine besten Absichten gelohnt, reiften in K. A. den Entschluß, der Regierung des Fürstenthums, der Souveränität, zu entsagen, ein Entschluß, den bereits sein Vater im April 1848 ernstlich ins Auge gefaßt hatte. K. A. ging selbst nach Frankfurt a. M., um

mit der, mit den Rechten und Pflichten der ehemaligen Bundesversammlung bekleideten, deutschen provisorischen Centralgewalt — die von sich aus schon die Mediatisirung der Fürstenthümer Hohenzollern erwogen hatte — über die Bedingungen der Abtretung zu verhandeln. Im December 1848 richtete er direct an die preußische Regierung die Aufforderung, Hohenzollern in den Besitz der Krone Preußen zu übernehmen, wie es die trotz sechshundertjähriger Trennung nicht vergessene Stammesverwandtschaft und wiederholte Erbeinigungsverträge geboten, und reiste am 20. December selbst nach Berlin zur Förderung seines Antrages. Zwingend erschienen die anarchischen Bestrebungen, die in Hohenzollern dauernd zu bleiben drohten, ohne daß die eigene Macht zu ihrer Niederdrückung ausreichte, während zu einer wahrhaft constitutionellen Regierung, wie sie K. A. aufrichtig erstrebte, die absolut nöthige Summe von Intelligenz für die Ständekammer in dem Ländchen nicht zu finden war; ferner die Finanzzustände, die bei der geringen, fast nur feldbauenden Bevölkerung, trotz mäßiger Steuern und unbedeutender Schuldenlast eine gedeihliche Entwicklung nicht versprachen, zumal wenn die von der Reichsverfassung geforderten organischen Einrichtungen, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Erhöhung des Militärcontingents von 360 auf 920 Mann, durchgeführt werden sollten; besonders aber die Unsicherheit über die fürstlichen Domänen, welche die Verfassung von 1833 zwar als Fideicommiß anerkannt hatte, ohne aber festzusetzen, was als Bestandtheil des Domanialvermögens anzusehen sei, sodaß der Fürst die trostlose Alternative hatte: entweder beständige Fehde mit den Ständen um seinen Besitz, oder Verzicht auf die Domänen gegen eine Civilliste, die vielleicht von Anfang an ungenügend blieb.

So fest entschlossen war K. A., die Regierung für sich und seine Nachkommen niederzulegen, daß er im Falle der Ablehnung Preußens vom Könige Friedrich Wilhelm IV. die agnatische Zustimmung erbat zur Fortsetzung der Verhandlungen mit der Centralgewalt zum Behufe der Einverleibung des Fürstenthums in einen der Nachbarstaaten.

Noch ehe die Verhandlungen mit Preußen abgeschlossen waren, zog der badische Aufstand von 1849 die Hohenzollernschen Lande von neuem in die revolutionären Kreise, und zum zweiten Male verließ K. A. sein Land, das Ende Juli 1849 von Truppen des Prinzen von Preußen, der vor Rastatt stand, besetzt wurde, bereits im Bewußtsein der nun eintretenden Souveränität Preußens in „jenem interessanten und wichtigen Ländchen“, dieses „so wichtigen politischen Actes“, wie der Prinz schreibt. Der Abtretungsvertrag selbst wurde zu Berlin am 7. December 1849 abgeschlossen, und von K. A. am 5. Februar 1850 ratificirt. Sein Verzicht hatte auch die gleichzeitige Abtretung des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen an Preußen durch dessen kinderlosen Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin, dessen Erbe K. A. gewesen wäre, zur Folge. Die Hauptbedingung der Abtretung war die Sicherung der von der Fürstlichen Hofkammer verwalteten Güter ꝛc. „als wahres Fürstlich Hohenzollernsches Stamm- und Fidei-Commiß-Vermögen“, das, ebenso wie das fürstliche Allodialvermögen, im Besitze des regierenden Fürsten bleiben sollte. Auch wurde K. A. eine Jahresrente von 75 000 Thalern „als Entschädigung“ zugebilligt. Sein Titel, bisher „Durchlaucht“, war „Hoheit“, den König Wilhelm bei der Krönungsfeier am 18. October 1861 in „Königliche Hoheit“ verwandelte. Nach dem Tode des Fürsten von Hechingen am 3. September 1869 nannte sich K. A. „Fürst von Hohenzollern“ ohne den Zusatz „Sigmaringen“.

Ueber die Misère der revolutionären Zustände durfte K. A. das Bewußtsein erheben, daß er mit diesem Auslöschen seines Minimalstaates einen Schritt vorwärts that auf der Bahn zu Deutschlands Einheit, seiner Größe, seiner

Macht; diesem Gedanken gab er bei der feierlichen Uebergabe des Landes am 6. April 1850 mit schönen Worten Ausdruck: „Soll der heißeste Wunsch meines Herzens, soll das Verlangen aller wahren Vaterlandsfreunde erfüllt werden, soll die Einheit Deutschlands aus dem Reiche der Träume in Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein; ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf dem Altare des Vaterlandes nieder“.

Auch mit seiner Person stellte sich K. A. in den Dienst des neuen Vaterlandes, seinen soldatischen Neigungen gemäß. Bereits im November 1849 zum preußischen Generalmajor und zum Chef des 26. Infanterieregiments, das im Juli Hohenzollern besetzt hatte, ernannt, wurde er im Mai 1850 der 12. Division zu Neisse in Schlesien beigeordnet, wo er in der alten Fürstbischöflichen Residenz seine Hofhaltung aufschlug, hier, wie auch späterhin überall, eine weitgehende Gastlichkeit als echter Grand Seigneur entfaltend. Am 17. April 1851 erhielt er ebendort das Commando der 12. Infanteriebrigade, am 15. April 1852 das der 14. Division in Düsseldorf; am 22. März 1853 wurde er Generallieutenant. Schloß „Jägerhof“ bei Düsseldorf wurde nun für viele Jahre der eigentliche Wohnsitz der fürstlichen Familie, die dort in weiten Kreisen der Bevölkerung große Beliebtheit gewann, wozu Karl Anton's mit Liebe und Verständniß gepflegten künstlerischen Bestrebungen wesentlichen Antheil hatten. Im Sommer siedelte K. A. gewöhnlich nach seiner schönen Schweizer Besitzung, der Weinburg bei Rheineck am Bodensee, über. Neben seinen militärischen Pflichten — über deren Erfüllung der Prinz von Preußen 1857 urtheilt: „Fürst Hohenzollern hat im Ganzen sehr gut manoeverirt“ — wurden K. A. mehrfach diplomatische Aufträge zu Theil, wiederholte Sendungen nach Paris zu Napoleon III., der dem Fürsten bei ihren verwandtschaftlichen Verbindungen — auch eine Schwester Karl Anton's, Friederike, war dem italienischen Staatsmanne Joachim Napoleon Pepoli, einem Enkel Joachim Murat's, vermählt — wohlgeneigt war.

Von besonderem Werthe wurde dieser Aufenthalt am Rheine für K. A. durch vielfachen Verkehr mit dem Prinzen von Preußen, der als Militärgouverneur der Provinzen Rheinland und Westfalen in Koblenz residirte. In wesentlichen Anschauungen übereinstimmend flößte K. A. dem Prinzen eine so hohe Werthschätzung und solches Vertrauen ein, daß er dazu berufen ward, in der mit dem Antritte der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen anhebenden „Neuen Aera“ eine hervorragende Rolle zu übernehmen: am 5. November 1858 berief ihn der Prinz-Regent an Stelle des Frhrn. v. Manteuffel zum Präsidenten des Staatsministeriums.

Wie das ganze „Ministerium der Neuen Aera“, so wurde K. A., „der ehrenwerthe, patriotische und wahrhaft gebildete Fürst“, ausgestattet mit „Weite und Unbefangenheit des Blicks“, dabei „eine ehrliche Soldaten-Seele wie Wenige“, mit großen Erwartungen willkommen geheißen, namentlich auch für die deutsche Politik Preußens. Aber bereits in der äußeren Politik gegenüber dem italienischen Kriege von 1859 vermochte K. A. nicht die Dinge nach seinem Willen zu zwingen, und in der großen Frage der inneren Politik, der Armeereorganisation, bei der er Roon „eine treue Stütze“ war, versagten bei dem „politischen Unverstande“ seiner Partei, der Liberalen, den „großen Kindern“, seine politischen Mittel. Daß K. A. persönlich „über die neue Armeeorganisation fiel“, läßt sich doch nicht sagen, so pikant die „Vorbedeutung“ auch ist: „er werde von den Fahnen gestürzt werden“, die daran anknüpfte, daß ihn bei der Krönungsfeier zu Königsberg die mit ihrem Stockständer umkippenden Fahnen der Armee unter ihrem Gewichte begruben. Niemand hat besser erkannt, woran sein bestes Streben scheitern mußte, als K. A. selber: „Um auf der politischen

Schaubühne wirksam auftreten zu können, muß zunächst das Gefühl der Sicherheit, der Gewißheit und der Erkenntniß der eigenen Kraft und Tüchtigkeit vorherrschen. Dieses Gefühl mangelt mir gänzlich, und die Ueberzeugung, die ich von meiner Unzulänglichkeit habe, ist das Bleigewicht, welches ununterbrochen bis heute (1861) auf meiner Stellung gelastet hat. Ich werde also weder wirken noch nützen können, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil mein Bischen Verstand meinem Herzen ganz unterthan ist. Herz und Gemüth treiben mich zum Könige, weil vielleicht Niemand mehr als ich die unerschöpfliche Fundgrube des edlen und wahren königlichen Herzens zu würdigen vermag. In ihm wohnen nur Weisheit und Güte, und diese Eigenschaften lähmen vollständig die geringe Thatkraft, über welche ich gebieten kann. Um gründlich zu helfen, gehört aber dem Könige gegenüber ein eiserner Charakter, der, rücksichtslos die edlen Seiten desselben ignorirend oder ihnen Schach bietend, auf das Ziel hinarbeitet, welches als das dem Staatswohle entsprechende anerkannt wird".

Nicht ohne Einfluß war auch der wankende Gesundheitszustand des Fürsten: nach dem jähen Tode seiner ältesten Tochter Stephanie im Juli 1859, die erst im Mai 1858 dem Könige Dom Pedro von Portugal vermählt worden war — seine zweite Tochter Marie Louise heirathete 1867 den Grafen Philipp von Flandern — trat ein gichtisches Fußleiden hervor, dessen Grund eine Erkältung bei einem französischen Seemanöver gelegt hatte. Nach mehrfachen längeren Beurlaubungen, u. a. nach Hyères am Mittelmeer, wo er im Winter 1861/62 schwer erkrankte, trat er im März 1862 von den Ministerpräsidiumsgeschäften zurück; am 22. September 1862 enthob ihn König Wilhelm in einem überaus warmen, anerkennenden Schreiben definitiv seiner Stellung. Dies Schreiben trägt die Gegenzeichnung Bismarck's: die „Neue Aera" war vorüber, das Zeitalter Bismarck's stieg herauf. Es ist ein Ehrentitel für K. A., daß auch er, trotz anfänglichen Zögerns „den Bock zum Gärtner zu setzen", schließlich doch dem Könige den Namen Bismarck's — den er zuerst bei der Warschauer Entrevue vom October 1860 eingehend kennen gelernt hatte — als Minister des Aeußeren nannte: „wenn es auf Talent, Muth und Kenntniß ankäme"; er hätte noch hinzusetzen können, daß Bismarck das besaß, was ihm fehlte: die leidenschaftliche Lust, die Dinge zu beherrschen, staatsmännischen Ehrgeiz in höchster Potenz, während K. A. nicht so sehr aus Neigung, als viemehr aus Pflichtgefühl in die politische Arena trat. Freilich theilte K. A. in der Conflictszeit die ablehnende Haltung des Kronprinzen gegen Bismarck, um doch schließlich zu dem Endurtheile zu kommen: „Ich bin kein unbedingter Lobredner Bismarck's, allein er ist für Deutschland und Preußen unentbehrlich und geht nur nach großen Zielen und Zwecken".

So kehrte K. A. in seinen militärischen Wirkungskreis nach Düsseldorf zurück, wo seine Familie überhaupt verblieben war. Bereits am 22. November 1858 war er zum commandirenden General des VII. Armeecorps ernannt, am 31. Mai 1859 zum General der Infanterie befördert worden; am 14. Juli 1859 wurde er Militärgouverneur von Westfalen. Von dem Commando des Armeecorps wurde er auf seinen Antrag am 28. Juni 1860 wieder entbunden, doch wurde er am 17. März 1863 zum Militärgouverneur auch der Rheinlande, am 7. April 1863 zum Mitgliede der Ingenieurcommission ernannt, so daß er wohl Gelegenheit hatte, seiner ausgesprochenen Vorliebe für militärische Thätigkeit zu leben, soweit ihm sein immer steigendes Fußleiden das gestattete, das ihn bei regster geistiger Frische vorzeitig zum „Invaliden" zu machen drohte. Doch besuchte er im Herbst 1863 das Lager von Châlons und konnte im Feldzuge von 1864 immerhin noch im Hauptquartiere Wrangel's

„zeitweise anwesend“ sein, wo er u. a. mit dem Kronprinzen zusammen vor Fredericia recognoscirte. Auch sein Sohn Karl befand sich beim Obercommando als Ordonnanzofficier des Kronprinzen. Nach dem Wiener Frieden ward er mit der Vertretung des Königs beim Einzuge der österreichischen Truppen in Wien betraut.

Während des Feldzuges von 1866 hatte K. A. die nicht leichte Aufgabe, mit sehr geringer Truppenzahl von seinem Hauptquartiere Koblenz aus die Operationen der Mainarmee im Rücken zu sichern; der König lohnte seine Verdienste mit dem pour le mérite: nur als Sterbenden schmückte die gleiche Auszeichnung seinen dritten Sohn Anton, der als Lieutenant im 1. Garderegiment zu Fuß auf dem Schlachtfelde von Königgrätz tödtlich verwundet worden war; „er soll enorm brav gewesen sein“ schrieb der König an die Königin. Der Erbprinz Leopold, als Oberstlieutenant im Hauptquartiere des Kronprinzen, erwarb sich das Ritterkreuz mit Schwertern des Königlichen Hausordens von Hohenzollern.

War K. A. bisher bei den großen deutschen Fragen der Revolution und der inneren Politik Preußens in erster Linie betheiligt gewesen, so trat er jetzt auch mit den großen europäischen Fragen in engste Berührung: mit der Orientfrage und mit der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges.

Kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 wurde Karl Anton's zweiter Sohn Karl, Premierlieutenant im preußischen 2. Garde-Dragonerregiment, zum Fürsten von Rumänien gewählt, und gestützt und geleitet vom Rathe des Vaters, der bei aller Unsicherheit der Verhältnisse doch die Möglichkeit einer großen Zukunft für sein Haus in diesem Rufe erkannte, war er dorthin gegangen. Als der Sohn kraft seiner inneren Tüchtigkeit in mühevoller Arbeit sein Fürstenthum erst selbst zum Staate geschaffen und dann auf dem blutigen Felde vor Plewna die Königskrone errungen, hatte K. A. die stolze Freude, daß sein Geschlecht, dessen Stammsitz die junge Donau umspüle, nun auch die Mündungen des gewaltigen Stromes beherrsche. Die Sorge für diesen Sohn beanspruchte dauernd Karl Anton's Gedanken, und mit kluger Umsicht wußte er seine weitreichenden Verbindungen — von König Wilhelm und Napoleon bis zum „Publicisten“ Geffcken und Bankier Bleichroeder — zum Vortheile Rumäniens einzusetzen. Je mehr ihn das Fortschreiten seines Leidens an äußerer Bewegung hinderte, desto intensiver hielt er an geistigem Zusammenhange durch regen Briefwechsel fest, der freilich vorzugsweise auf Conjecturalpolitik angewiesen war, aus dem aber durchweg ein klares, gesundes und unbefangenes Urtheil hervorleuchtet, das sein stark ausgeprägter Familiensinn keineswegs trübte.

Die rumänische Sache war den Hohenzollern nicht zum letzten durch das stillschweigende Einverständniß mit dem Kaiser Napoleon geglückt. Bei der zweiten, ungleich wichtigeren Exspectanz, die sich Karl Anton's Familie zeigte, der spanischen Throncandidatur, war diese Prämisse nicht zu gewinnen. K. A. sah nach 1866 „die Décadence der Napoleoniden nicht in zu weiter Ferne“; er hielt Frankreich einem geeinten Deutschland für nicht gewachsen und glaubte daher an Erhaltung des Friedens. Immerhin war er, als zuerst die spanische Krone seinem ältesten Sohne, dem mit der portugiesischen Infantin Antonia Maria vermählten Erbprinzen Leopold, angetragen wurde, doch dafür, Napoleon zu sondiren, was aber wegen der Sorge der Spanier vor vorzeitiger Bekanntwerdung und wol auch auf Bismarck's Abrathen unterblieb. Ganz klar liegt dieser Punkt heute noch nicht; Bismarck war wol der Ansicht, daß eine Abweisung durch Napoleon die an sich so gute Sache von vorn herein

unmöglich mache, während sich Napoleon bei seinen nahen Beziehungen zu den Hohenzollern dem fait accompli der Wahl gegenüber möglicherweise zu einem Geschehenlassen verstehen werde.

Während nun der Erbprinz bei den vor Augen liegenden Schwierigkeiten sehr wenig für die Candidatur gestimmt, und König Wilhelm — der als Chef des Gesammthauses Hohenzollern wol befragt werden mußte, wenn auch die Entscheidung bei K. A. stand, dem Familienoberhaupte der fürstlichen Linie — der Candidatur abhold, sie höchstens nicht zu verbieten, keineswegs sie zu fördern gewillt war, traten K. A. nach leichtem Schwanken, und Bismarck von Anfang an fördernd und treibend auf den Plan, jener zunächst aus dynastischen, dieser aus politischen Gründen. Und hätte K. A. nicht den hohen Einsatz, den eigenen Sohn — nahe genug lag doch der Gedanke an das Schicksal Maximilian's von Mexiko — wagen, den „großen historischen Moment für das Haus Hohenzollern, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals wiederkehren wird" ungenutzt vorüber lassen sollen? Nicht Eitelkeit war es, die ihn blendete: „es sind nicht die Vorzüge unsrer Dynastie — zu solcher Ueberhebung sind wir nicht berechtigt — sondern bloß die Abwesenheit gewisser Mängel, die uns eine historische Stellung zuweist". Und hoch über den dynastischen Interessen stand auch ihm das Wohl des Vaterlandes. Als des Sohnes Widerstreben zu des Vaters Genugthuung überwunden schien, da war doch K. A. der erste, auf diese große Aussicht zu verzichten, sowie er erfuhr, daß sein ursprüngliches Bedenken wegen ungünstiger Aufnahme in Frankreich nur zu berechtigt war; grade diesen raschen Entschluß rechnete er sich zu wahrem Verdienste an: „Dadurch daß ich im richtigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Veröffentlichung der Entsagung neutralisirt habe, ist vielleicht der preußisch-französische Krieg populär, d. h. ein deutscher Krieg geworden. Durch einige Verzögerung meinerseits hätte der Krieg eine dynastische Färbung bekommen, und ganz Süddeutschland hätte Preußen in Stich gelassen". Der correcten und patriotischen Haltung Karl Anton's auch hierbei wird volle Anerkennung gezollt werden dürfen, ohne doch diesem Schlusse beizutreten: es wird dabei bleiben, daß Bismarck's Emser Depesche dem Kriege den nationalen Stempel aufgeprägt hat.

Karl Anton's körperliches Leiden verbot ihm jede active Betheiligung an diesem Kriege; auch der Erfüllung seiner heißesten Wünsche, der Kaiserproclamation zu Versailles, mußte er fern bleiben. Zwei seiner Söhne aber zogen mit ins Feld, der Erbprinz Leopold im Hauptquartiere der Armee des Kronprinzen, und der vierte Sohn Friedrich als Rittmeister im 2. Gardedragonerregiment. Schmerzlich lastete dieses erzwungene Stillsitzen auf K. A.: „Mein militärisches Wissen und Können ist durch meine Invalidität auf die härteste Probe gestellt — ich muß zurückbleiben, wo alle Geschlechter Deutschlands ihren höchsten Ehrgeiz darin finden, Blut und Leben für Deutschlands Ehre einzusetzen. Ich höre bloß von Lazaretten, Johannitern und Charpie sprechen — alles schöne Dinge, aber für mich eine entsetzliche Qual. Sowie die Campagne aus ist, reiche ich meinen Abschied ein — es ist nicht möglich, der Armee anzugehören, ohne Lorbeer und Gefahr mit ihr getheilt zu haben".

Diesen Entschluß führte er auch aus: am 15. April 1871 wurde er von dem Posten als Militärgouverneur entbunden, nur das Amt als stellvertretender Präses der Landesvertheidigungscommission, zu dem er am 9. Januar 1868 berufen worden war, behielt er fortan noch bei. Am 15. September 1877 wurde er zum Chef des Hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40 ernannt, das jetzt seit dem 27. Januar 1889 seinen Namen: „Fürst Karl Anton von Hohenzollern" trägt.

Im Juli 1871 verließ K. A. Düsseldorf, um seinen ständigen Aufenthalt auf dem Residenzschlosse zu Sigmaringen zu nehmen. Anschaulich schildert er sein Leben dort: „Bei meiner sonstigen Invalidität ist es für mich eine Genugthuung, daß ich geistig stets jung und frisch bleibe. Der große Umfang meiner Geschäfte gibt mir neben der Korrespondenz nach auswärts den Tag über viel zu thun. Auch mein sehr gut assortirter Stall macht mir viel Freude, und anstatt zu reiten, was ich nicht mehr kann, kutschire ich selber meine Pferde. Noch keinen Moment habe ich es bereut, in meine alte Heimath zurückgekehrt zu sein. Das Eigenthum hat doch seinen großen Reiz und das Gefühl unabhängiger Existenz läßt sich durch nichts anderes ersetzen, namentlich, wenn man unfähig zur Erfüllung anderer Pflichten geworden ist".

Als guter Hauswirth hatte K. A. seinen Besitz sehr ansehnlich vermehrt: über Baden, Baiern, Böhmen, Holland, Württemberg, die Schweiz, Brandenburg, Pommern, Posen und Schlesien waren seine Liegenschaften zerstreut. Die Pflege dieser Besitzungen war ihm eine Freude, namentlich der Ausbau des Sigmaringer Residenzschlosses, wie er vordem die mit Preußen gemeinsam im J. 1842 unternommene Wiederherstellung der Stammburg Hohenzollern mit besonderem Interesse gefördert hatte. Die feierliche Einweihung dieses „gemeinschaftlichen Haus- und Familien-Eigenthums" fand am 3. October 1867 statt. Ueber die von K. A. im Residenzschlosse eingerichtete „Kunsthalle" für alte Gemälde und alte kunstgewerbliche Gegenstände, urtheilte der Kronprinz: „Selten sah ich etwas so künstlerisch angeordnet"; auch Waffensammlung, Münzcabinet und Hofbibliothek entstanden unter Karl Anton's sachkundiger Fürsorge — „unschuldige Zerstreuungen, die ich mir bei meiner sonstigen Bewegungsunfähigkeit gönne". Aber auch als wirklicher Mäcenas förderte er die Kunst, indem er manchem aufstrebenden Talente die Mittel zu seiner Ausbildung darbot, wie denn überhaupt vornehme Wohlthätigkeit als wesentlicher Zug zu seinem Charakterbilde gehört.

K. A. war ein Katholik mit ausgesprochen kirchlicher Richtung, wie er auch seinen Kindern einprägte: „die kirchlichen Pflichten streng zu erfüllen, aber so, daß die todte Form niemals die innere Wesenheit überwuchere". Als ihm von Verheirathung seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales gesprochen wurde, erklärte er: „er könne sie nicht protestantisch werden lassen" — ein schöner Zug confessionellen Ehrgefühls. Ebenso wich er einem von der Kaiserin Eugenie angeregten Heirathsprojecte seiner Tochter mit dem italienischen Kronprinzen aus, um seine guten Beziehungen zum Papste nicht zu stören. Aber er war ein entschiedener und bewußter Gegner ultramontaner politischer Machtbestrebungen; wie er in Frankreich das Schüren der Clerikalen zum Kriege mit Preußen seit 1866 mit Besorgniß verfolgte, so erkannte er auch nach 1871 die Gefahr, daß die ultramontane Partei gegen das neue deutsche Reich und den evangelischen Kaiser mit Erfolg intriguiren würde. Im Culturkampfe erklärte er dem Kaiser, daß er selbst auf dem Boden der Maigesetze stehe, wenn er auch den kleinlichen Ausführungsmodus nicht gutheiße; Vermeidung theoretisch-dogmatischer Streitigkeiten, aber „die konkreten Fälle jedesmal mit größter Energie zur Lösung zu bringen" rieth er dem Kaiser an, und erblickte das Heilmittel in „kühnen, heilenden Schnitten", in der Einführung der Civilehe, der Loslösung der Kirche von der Schule, der Einführung von Staatsexamina für die Geistlichen.

Im Staatsleben sah K. A., auch hierin dem Kronprinzen besonders nahe stehend, „von jeher in einem gesunden Konstitutionalismus das Korrektiv für Willkür und die Stütze für ein kräftiges Regiment"; „freisinnig seinen ganzen politischen Ueberzeugungen nach" erkannte er doch in dem durch Geld und

Presse herrschenden Einflusse des internationalen Judenthums „eine Krankheitserscheinung Europas“.

Im Familienleben war er „das ideale Vorbild eines Vaters“, bei strengster Familiendisciplin seinen Kindern „der beste Freund“.

Noch war ihm vergönnt am 17. März 1881 sein fünfzigjähriges Militärjubiläum, und am 21. October 1884 mit der Fürstin Josephine — einer „deutschen Mutter, mild und weich, immer voller Sorge um jeden einzelnen ihrer Lieblinge“, ihrer Kinder, — die goldene Hochzeitsfeier zu Sigmaringen zu begehen, die glänzend und würdig verlief, in Anwesenheit des Kaisers und des Kronprinzen und vieler anderer Fürstlichkeiten, von Deputationen der Stadt Düsseldorf und der dortigen Künstler, unter lebhafter Theilnahme der hohenzollernschen Bevölkerung.

Seit Jahren an den Rollstuhl gefesselt, in dessen Handhabung er eine große Gewandtheit erlangt, von Schmerzen gequält, die er heroisch ertrug, schienen die Jahre ohne merkliche Veränderung „mit leisem Hauche über ihn hinzuziehen“; aber seine Körperkräfte waren verzehrt: seit Mitte Mai 1885 ernstlich erkrankt, starb er am 2. Juni um 10 Uhr Vormittags im Residenzschlosse zu Sigmaringen, umgeben von seiner Familie, im 74. Lebensjahre. Am 6. Juni 1885 wurde er in der Familiengruft in der Klosterkirche zu Hedingen beigesetzt; der deutsche Kronprinz schritt hinter seinem Sarge. „Im Leben treu seinem Kaiser und dem Vaterlande, im Tode treu seinem Gotte, so schied Fürst Karl Anton aus dem Leben, ein echter deutscher Mann, ein echter Hohenzoller.“

Als „Quelle“ ist von Druckwerken eigentlich nur die Veröffentlichung: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen“, 4 Bände, Stuttgart 1894—1900, zu bezeichnen, die eine Auswahl von Briefen Karl Anton's an seinen Sohn Karl, gelegentlich auch andere werthvolle Notizen über ihn bringt; sie erweckt den lebhaften Wunsch nach möglichst weitgehenden Mittheilungen aus dem zweifellos höchst reichhaltigen Schatze der Registratur Karl Anton's, die nicht nur für seine eigne Biographie, sondern auch für die allgemeine Zeitgeschichte von erheblichem Interesse sein werden. — Herzog Ernst von Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Berlin 1889. — R. Haym, Das Leben Max Dunckers. Berlin 1891. — M. Duncker, Zum Jubelfeste des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. 1884 (in: Abhandlungen aus der Neueren Geschichte. Leipzig 1887). — Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten. Berlin 1891. — K. Th. Zingeler, Karl Anton von Hohenzollern und die Beziehungen des Fürstlichen Hauses Hohenzollern zu dem Hause Zähringen-Baden. Sigmaringen 1884. — M. Schmitz, Fürst Karl Anton von Hohenzollern und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte. Berlin und Leipzig 1890.

Herman Granier.

Karl, Prinz von Lothringen-Commercy, kaiserlicher Feldmarschall, war ein Sohn des Prinzen Franz Julius Maria aus einer Nebenlinie des lothringischen Hauses und Fürsten von Commercy, aus seiner Ehe mit der Prinzessin Anna, einer natürlichen, aber anerkannten Tochter des regierenden Herzogs von Lothringen Karl IV. Prinz K. wurde 1661 geboren und früh für den Krieg erzogen. Sein Gönner, der berühmte Feldherr Karl V. von Lothringen, brachte ihn in den Dienst des deutschen Kaisers, in welchem ihm schon zwei im J. 1685 bei der Belagerung von Neuhäusl und 1686 bei der Belagerung von Ofen erhaltene schwere Wunden ein stolzes Bürgerrecht verliehen. Beim ersten Generalsturm auf Ofen am 27. Juli 1686 ließ er

sich trotz seiner Verwundung auf das Pferd heben und ritt unter dem Jubel der Soldaten die Bresche hinauf. In Anerkennung seiner kriegerischen Verdienste wurde er schon am 11. October 1686 zum Generalmajor und am 23. November desselben Jahres zum Inhaber des Regiments zu Pferd Mercy de Billets (1774 als Kürassierregiment Rothschütz aufgelöst) ernannt. In der Schlacht von Mohacs 1687 bewies er seinen Mut durch eine denkwürdige That. Sein Regiment hatte in einem vorausgegangenen Gefechte seine Leibstandarte verloren. Als das Regiment vor Beginn der Schlacht mit andern wider die Türken in Schlachtordnung aufgestellt war, verließ ein sogenannter Bravi die Reihen der Türken und tummelte, mit einer Ropi oder Fahnenlanze bewaffnet, übermüthig seinen Gaul zwischen beiden Heeren. Mit den Worten: „Ich muß meinem Regimente eine Standarte holen" bat Prinz K. den commandirenden Herzog von Lothringen um Erlaubniß, den Türken anzugreifen; er verfehlte ihn aber mit der Pistole; der aufgeregte Bravi versäumte nicht seinen Vortheil und rannte dem Prinzen die Fahnenlanze in die Seite. Der Prinz hielt jedoch mit der linken Hand die des Gegners samt der Lanze fest, ließ aus der rechten die Pistole fallen, ergriff den Säbel und versetzte dem Türken einen so gewaltigen Hieb, daß ihm der Kopf und ein Theil des Leibes gespalten wurde. Jetzt erst zog sich der Prinz die befahnte Lanze aus dem Leibe und gab sie dem Kornett mit den Worten: „Diese werden Sie wohl besser bewahren, da sie mit meinem Blute gezeichnet ist."

Während der Belagerung von Belgrad 1688 wurde Prinz K. als Commandant der dritten Sturmcolonne abermals verwundet; er avancirte noch in demselben Jahre zum Feldmarschalllieutenant. Als solcher zog er mit Eugen nach Italien. 1692 zum General der Cavallerie befördert, machte er in diesem Jahre den Zug in die Dauphiné mit, nahm an der Belagerung von Embrun teil und verlor durch einen Musketenschuß drei Zähne. Im folgenden Jahre focht er bei Marsaglia. Am 12. Mai 1696 zum Feldmarschall befördert, wurde er noch in demselben Jahre durch ein kaiserliches Dankschreiben für die in der Schlacht bei Zenta (11. September) geleisteten Dienste ausgezeichnet; hierauf nahm er an dem Streifzuge des Prinzen Eugen nach Bosnien teil. Nachdem er sich durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit in Ungarn neue Wunden geholt hatte, zeichnete er sich im spanischen Erbfolgekriege 1701 im Treffen bei Carpi, 1702 beim Ueberfall auf Cremona aus, übernahm hierauf das Commando der Blokade von Mantua am linken Mincio-Ufer, führte auf die Nachricht von dem Gefechte bei S. Vittoria trotz schwerer Erkrankung Verstärkungen dorthin und blieb in der heißen, aber siegreichen Schlacht von Luzzara am 15. August 1702, von mehreren Kugeln tödtlich getroffen, auf dem Felde der Ehre. Ein kühner, fast waghalsiger Mann, eine ritterliche Persönlichkeit, ein Vorbild aller Soldatentugenden, wurde er auch von den Soldaten hoch verehrt; seine gewinnende, sorgende Weise hat ihm die Herzen seiner Truppe stets zugewendet und ihn zum Liebling des Heeres gemacht.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Kriegs-Archiv: Feldzüge des Prinzen Eugen. — Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer. — Gauhen, Historisches Helden-Lexikon.

Sommeregger.

Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn, wurde am 30. Juli 1833 als dritter Sohn des Erzherzogs Franz Karl, aus dessen Ehe mit Prinzessin Sofie von Baiern, in Schönbrunn geboren. Der anfangs etwas schwächliche Knabe entwickelte sich bald zu einem kräftigen Jüngling und oblag seinen Studien mit großem Eifer. Sie wurden

durch die Märztage des Jahres 1848 und deren Folgen eine Zeitlang unterbrochen; am 18. Mai mußte der Erzherzog, nachdem sein ältester Bruder Erzherzog Franz Josef sich auf den italienischen Kriegsschauplatz begeben hatte, mit seinem Bruder, Erzherzog Maximilian, den Eltern und dem kaiserlichen Hofe nach Innsbruck reisen. Nach elfwöchentlichem Aufenthalt dort wieder in die Residenz zurückgekehrt, übersiedelte der Erzherzog mit der kaiserlichen Familie nach Olmütz, wo er bis zum Mai 1849 verblieb, um dann in Schönbrunn Aufenthalt zu nehmen. Nach einer Bereisung des Orients im Herbste 1850 und dem Abschluß seiner Studien wurde Erzherzog K. L. zur Einführung in den praktischen Verwaltungsdienst, im Spätherbste 1853 der galizischen Statthalterei zugetheilt, und kaum zwei Jahre später, am 30. Juli 1855, zum Statthalter von Tirol ernannt. Durch wiederholte Bereisungen des Landes verschaffte sich nun der Erzherzog genaue Kenntniß aller Verhältnisse, gewann tiefen Einblick in die Amtsführung, besuchte alle öffentlichen Anstalten und brachte namentlich den Schulen großes Interesse entgegen. An der Ausdehnung und Verschönerung der Landeshauptstadt nahm er regen Anteil und widmete der Erhaltung alter Bauten, historischer und Kunstdenkmäler volle Aufmerksamkeit. Besonders war er auch auf die Förderung der Gewerbe bedacht, und seiner Initiative ist die erste Landesausstellung für Kunst, Industrie und Gewerbe zu verdanken. Hohe Verdienste erwarb sich der Erzherzog um die Ausbildung der ständischen Verfassung und der Landesvertretung. Am 4. November 1856 vermählte sich Erzherzog K. L. zu Dresden mit Prinzessin Margarethe, der am 24. Mai 1840 geborenen Tochter des Königs Johann von Sachsen, doch starb die Erzherzogin bereits am 15. September 1858. Tief erschüttert, trug sich der Erzherzog eine Zeitlang mit dem Gedanken, in ein Kloster zu treten, kehrte dann aber nach einer Reise nach Rom, wo ihn Papst Pius IX. durch trostreichen Zuspruch aufgerichtet hatte, wieder auf seinen Innsbrucker Posten zurück. Inzwischen war der Krieg gegen Frankreich und Piemont ausgebrochen, und mit größtem Eifer setzte der Erzherzog alle Kräfte ein, um die Tiroler und Vorarlberger Landesvertheidigung zu organisiren. Es gelang ihm auch, die Bevölkerung zu stürmischer Begeisterung zu entflammen; in kurzer Zeit marschirten 50 Schützencompagnien mit 7500 Mann an die Grenze, 8 Compagnien waren marschbereit und in wenigen Tagen wäre das ganze Contingent von 24 000 Mann dem Feinde gegenüber gestanden.

Während des Kampfes um die Glaubenseinheit in Tirol in den Jahren 1860 und 1861 stand der Erzherzog wol mit seiner Ueberzeugung auf Seite der katholischen Mehrheit des Landtages, aber er fügte sich seiner Pflicht als Vertreter einer verfassungsmäßigen Regierung. Von Schönbrunn aus richtete er am 17. Juni 1861 einen Erlaß an die Bezirksämter Tirols, worin auf die Agitationen zur Sammlung von Unterschriften für eine Sturmpetition wegen der Glaubenseinheit hingewiesen wurde, die durch eine Deputation dem Kaiser überreicht werden sollte. Erzherzog K. L. erklärte, daß der Kaiser die Absendung einer solchen Deputation nicht billige, und es erfolgte daher an die Bezirksämter der Auftrag, dieser Agitation entgegenzutreten. Ein zweiter Erlaß vom 23. Juni 1861 forderte die Tiroler Bezirksämter auf, die Bevölkerung zu belehren, sie möge sich vor übereilten Schritten bewahren, damit strengere Maßregeln überflüssig würden. Bald darauf bat der Erzherzog, da er die durch die Verfassung geänderte Stellung mit seiner Würde als Mitglied des regierenden Herrscherhauses nicht mehr vereinbar fand, um Enthebung von seinem Posten. Nachdem diese Bitte am 11. Juli 1861 gewährt worden war, hielt sich der Erzherzog von der activen Theilnahme an den Staatsgeschäften

fern, benutzte aber jede in seiner Sphäre sich darbietende Gelegenheit, die äußere Machtstellung des Reiches zu fördern. In der Pflege der guten Beziehungen zum Auslande hatte er bemerkenswerthe Erfolge. Wiederholt zu diplomatischen Missionen verwendet, wohnte er auch im J. 1883 der Krönung Alexander's III. in Moskau bei. Als dann nach Auflösung des Dreikaiserbundes eine Spannung zwischen den Cabineten von Wien und Petersburg eintrat, gelang es dem Erzherzog während seines Besuches in Peterhof, 1886, die früheren freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs und Rußlands wieder herzustellen.

Obwol seit 25. Februar 1848 Oberst und Inhaber des zweiten Chevauxlegerregiments (Ulanenregiment Nr. 7), dann im Laufe der Jahre zum Generalmajor, 29. Juli 1855, Feldmarschalllieutenant, 10. März 1861 und zum General der Cavallerie, 28. October 1884, befördert, hat Erzherzog K. L. doch nur ein Commando geführt, aber er beteiligte sich stets an den Manövern und Detailinspicirungen und blieb in steter Fühlung mit den hervorragenden Persönlichkeiten des Heeres. Ganz hervorragende Verdienste erwarb er sich um die Armee als Protectorstellvertreter der Vereine vom Rothen Kreuze und als Protector der Gesellschaft vom Weißen Kreuze. Mit der größten Hingebung aber widmete sich der Erzherzog den höheren Aufgaben des Culturlebens, indem er industrielle, gewerbliche und künstlerische Unternehmungen, Institute und Vereine thatkräftigst förderte. „Weit entfernt, den Völkern ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Sprache, Lebensgewohnheit und Religion zu verkürzen, wollte der Erzherzog, ein gut Conservativer der alten Schule, vielmehr die Besonderheiten der Länder und Volksstämme des habsburgischen Gesammtreiches gefördert und ausgebildet, gehoben und veredelt wissen. Er fand eben die natürliche Einheit auf den Gebieten nützlichen und edlen Schaffens. Er sah, daß trotz der Verschiedenheit der großen Nationen der Erde in Sprache und Einrichtungen die Cultur, die auf den Humanismus gegründete Wissenschaft und Kunst, in erster Linie aber Industrie und Handel es sind, welche allmählich um die Völker des Erdballs ein Band schlingen, das immer fester und unzerreißbarer wird. So faßte er in Oesterreich den wirthschaftlichen Einheitsstaat ins Auge, in welchem die Theile durch das Ineinandergreifen der Urproduction und der Manufactur schon von der Natur aufeinander angewiesen sind und nur als Ganzes durch die Fortschritte der Wirtschaft und ihrer Technik in dem Weltkampfe mit anderen großen Staaten zu bestehen vermögen. Indem er so in der Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen ein einigendes Band von hoher Bedeutung erblickte, welches die Nationalitäten mehr und mehr umschlingen werde, richtete er sein Augenmerk darauf, vor allem Industrie und Handel zu fördern. Capital und Arbeit als die Bedingungen aller gedeihlichen Entwicklung betrachtend, stützte er sich auf das schaffende Bürgerthum, die breite Grundlage der Gesellschaft. Sein Streben ging zunächst darauf aus, die Intelligenz des Gewerbestandes durch fachmännische Anleitung und Ausbildung zu heben. Mit glänzendem Erfolge widmete er dieser großen Culturaufgabe die wichtigste Thätigkeit seines Lebens. Als Beschützer des heimischen Gewerbes, der in den Werkstätten der Fabrikbesitzer wie in den Ateliers der Künstler sich einfand, als Schirmherr der gewerblichen Vereine, der die Versammlungen der Gewerbetreibenden mit seiner Gegenwart zu beehren pflegte, als Protector der Wiener Weltausstellung und aller späteren besonderen Ausstellungen, der sich aller Fortschritte der gewerblichen Arbeit Oesterreichs freute, trug er durch seinen anregenden Einfluß und sein thätiges Eingreifen wesentlich dazu bei, daß viele Erzeugnisse österreichischen Gewerbefleißes heute den Weltmarkt beherrschen. Während er auf diese Weise

neue Quellen des allgemeinen Wohlstandes erschloß, durfte er hoffen, zu den Zielen einer weit ausblickenden Politik die Wege zu ebnen."

Erholung von so vielseitiger, rastloser Thätigkeit suchte und fand Erzherzog K. L. stets im Kreise seiner Familie. Die erste kurze Ehe war kinderlos geblieben. Am 21. October 1862 vermählte sich der Erzherzog zu Venedig mit Prinzessin Maria Annunziata von Bourbon, der damals 19jährigen Tochter des Königs Ferdinand II. von Neapel und Sicilien. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter: Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este (18. December 1863), Erzherzog Otto (21. April 1865), Erzherzog Ferdinand Karl (27. December 1868) und Erzherzogin Margarethe Sofie (13. Mai 1870). Am 4. Mai 1871 starb die Gemahlin des Erzherzogs in dem jugendlichen Alter von 28 Jahren, und zwei Jahre später, 23. Juli 1873, vermählte sich Erzherzog L. K. zu Heubach auf dem Schlosse des Fürsten Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg mit der Infantin Maria Theresia von Portugal, der am 24. August 1855 geborenen Tochter des Königs Dom Miguel I. von Portugal, Herzogs von Braganza. Die dritte Gemahlin schenkte dem Erzherzog zwei Töchter, Erzherzogin Marie Annunziata (31. Juli 1876) und Erzherzogin Elisabeth (7. Juli 1878).

Während einer Reise nach Aegypten und Palästina im Winter und Frühjahr 1896 holte sich Erzherzog K. L. den Keim einer Krankheit, die wol in milder Form auftrat, jedoch einen schleppenden Verlauf nahm. Erst nach der Rückkehr nach Wien, 17. April, verschlimmerte sich die Krankheit und hatte eine fortschreitende Abnahme der Kräfte zur Folge, die am 19. Mai 1896 den Tod herbeiführte.

von Lindheim, Erzherzog Karl Ludwig 1833—1896. Ein Lebensbild. Wien 1897. — Weihrich, Erzherzog Karl Ludwig. (Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog II. Berlin 1898.) — Nekrologe in den Tagesblättern 1896. Criste.

Karl Salvator, Erzherzog, k. und k. Feldmarschalllieutenant, ist als zweiter Sohn des Großherzogs Leopold von Toscana und dessen zweiter Gemahlin, Großherzogin Maria Antonia, Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien, am 30. April 1839 zu Florenz geboren. Unter der Leitung des Commendatore Arrighi und des Mathematikprofessors Simonelli genoß er eine sehr sorgfältige Erziehung und eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung und widmete sich schon in seiner Jugend mit Vorliebe militärischen und technischen Studien. Der Erzherzog erhielt schon im J. 1849 den Rang eines Rittmeisters in dem österreichischen Ulanenregimente Kaiser Franz Josef Nr. 6 und wurde 1857 zum Major in diesem Regimente befördert. Den praktischen Dienst machte er als Major in der toscanischen Armee, in der er einige Zeit lang auch die Stelle eines Artillerieinspectors bekleidete. Nach der Erhebung in Toscana am 27. April 1859 verließ der Erzherzog mit seinem Vater und der übrigen Familie Florenz und begab sich nach der Lombardei in das Hauptquartier des Kaisers. Er trat seinen Posten als Major im Ulanenregimente Nr. 6 an, nahm an dem Feldzug theil und wurde noch 1859 zum Oberstlieutenant befördert. Im J. 1860 wurde er Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 77; obwol er noch 1876 zum Generalmajor und 1886 zum Feldmarschalllieutenant befördert wurde, konnte er sich wegen eines rheumatischen Fußleidens, das ihn am Gehen hinderte, am activen Dienste nicht mehr betheiligen. Besonderes Interesse wandte der Erzherzog der Waffentechnik zu, wobei er durch gründliche mathematische Kenntnisse unterstützt wurde. Er starb am 18. Januar 1892 in Wien. Erzherzog K. S. hatte sich im J. 1861 in Rom mit seiner Cousine Maria Immaculata, einer Tochter des Königs

Ferdinand von Neapel, vermählt. Aus dieser Ehe gingen zehn Kinder hervor: Erzherzogin Maria Theresia, Erzherzog Leopold Salvator und Erzherzog Franz Salvator. Durch letzteren, den Gemahl der Erzherzogin Maria Valerie, der zweiten Tochter des Kaisers Franz Josef I. und der Kaiserin Elisabeth, stand er in nahen Beziehungen zum österreichischen Kaiserhause; außerdem entsprossen der Ehe des Erzherzogs K. S. die Erzherzogin Caroline und Maria Antonia und der Erzherzog Rainer Salvator. Vier Kinder des erzherzoglichen Paares sind im zarten Alter verstorben.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Armeeblatt und Neue freie Presse 1892. Sommeregger.

Karl I. Friedrich Alexander, König von Württemberg, geboren am 6. März 1823, † am 6. October 1891, der einzige Sohn König Wilhelm's I. und seiner Gemahlin Pauline, geb. Prinzessin von Württemberg. Da seit 125 Jahren keinem württembergischen Fürsten während seiner Regierungszeit ein Sohn geboren worden war, herrschte ein großer Jubel im Lande. An die kriegswissenschaftlichen Studien des Kronprinzen auf der Kriegsschule zu Ludwigsburg, akademischen zu Tübingen und Berlin schlossen sich größere Ausbildungsreisen nach Holland, Großbritannien, Italien, Oesterreich und durch Deutschland an. In der ihm zunächst noch vergönnten Muße begann er durch den Baumeister Leins den Bau der Villa bei Berg, die von dem feinen Kunstverständniß ihres italienkundigen Erbauers Zeugniß ablegt: ein Musterbild italienischer Renaissance.

Am 18. Januar 1846 verlobte er sich zu Palermo mit der zweiten Tochter des Zaren Nikolaus und seiner Gemahlin Alexandra, einer Schwester des späteren deutschen Kaisers Wilhelm I., der Großfürstin Olga Nikolajewna, worauf am 13. Juli 1846 die Vermählung in Peterhof bei Petersburg und am 23. September der festliche Einzug des Paares in Stuttgart erfolgte. Einige Male hatte der Thronfolger immerhin während Abwesenheit oder Krankheit des thatkräftigen Vaters die Leitung der Regierungsgeschäfte für denselben zu besorgen, und bei der von Kaiser Franz Josef von Oesterreich zum Zwecke der Reformirung der Gesammtverfassung Deutschlands im österreichischen Sinne berufenen Fürstenversammlung zu Frankfurt a. M. im Herbst 1863 hatte er den König gleichfalls, und zwar unter Zustimmung zu der Reformacte, zu vertreten.

Am 25. Juni 1864 folgte er seinem Vater nach dessen Tod auf dem Thron; er verhieß in einer Ansprache an das Volk, daß er sein Leben dem Wohle seines Landes weihen wolle, seine Unterthanen mögen ihm mit Vertrauen und Liebe entgegenkommen, damit das feste auf Recht und Treue gegründete Band, das Fürst und Volk Württembergs stets geeinigt habe, fest und aufrichtig fortlebe.

Es war eine schwere, verworrene Zeit, in die der neue Herrscher einzugreifen berufen war. Preußen hatte im J. 1862 einen neuen Zoll- und Handelsvertrag mit Frankreich im Namen des Zollvereins auf der Grundlage des Freihandelssystems und unter Ausschluß der Möglichkeit einer engeren wirthschaftlichen Verbindung Deutschlands und Oesterreichs abgeschlossen und mit der Kündigung des seitherigen Zollvereins gedroht. Entgegen der früheren Ansicht der meisten süddeutschen Staaten und so auch der Regierung seines Vaters trat der König am 12. October 1864 den von Preußen angebahnten neuen Verhältnissen bei, welche zu einem neuen Zollvereinsvertrag vom 16. Mai 1865 und wenigstens einem weiteren Handels- und Zollvertrag mit Oesterreich vom 11. April d. J. führten.

Dagegen strebte er bei dem an die schleswig-holsteinische Verwickelung sich anreihenden Ausbruch des Kampfes um die Führerschaft in Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich zuerst eine Verständigung beider Rivalen auf friedlichem Wege an, stellte sich aber, als immer mehr zu Tage trat, daß es Preußen auf eine Entscheidung abgesehen habe, auf Seite des Bundesrechts und hielt mit den Vertretern der süd- und mitteldeutschen Regierungen verschiedene Conferenzen ab. Auch bekam er, da er für die gefährdeten Interessen der Nation, das Bundesrecht und die Selbständigkeit eintreten zu wollen erklärte (23. Mai 1866), von der zweiten Kammer, der sich dann die erste anlehnte, mit großer Mehrheit den verlangten Militärcredit verwilligt, nicht aber die gesammte Landwehr zur Verfügung gestellt. Als Preußen seine Truppen in Holstein einrücken ließ, Oesterreich dagegen den Antrag auf schleunige Mobilmachung des gesammten Bundesheeres mit Ausnahme des preußischen Contingents und Sachsen einen solchen auf Bundeshülfe gegen die durch das Einrücken preußischer Truppen in Sachsen geschehene Vergewaltigung Preußens stellte, ließ der König seinen Gesandten beim Deutschen Bunde mit der Mehrheit für diese Anträge am 14. bezw. 16. Juni stimmen. Während nun Preußen den Bundesvertrag für gebrochen erklärte und sein Gesandter die Versammlung verließ, setzte der württembergische Gesandte mit den Vertretern der Mehrheit den Bundestag noch in Frankfurt und später bis zum 24. August in Augsburg fort.

Den Krieg machte die württembergische Felddivision als Theil des 8. Bundesarmeecorps, das außerdem noch badische, hessische, nassauische und einige österreichische Truppen in sich begriff, mit. Als sein Befehlshaber wurde von Württemberg selbst, an welchem die Reihe der Ernennung war, Prinz Alexander von Hessen ernannt, und es wurde mit dem 7., bairischen, Bundescorps zur westdeutschen Bundesarmee, im Falle des Zusammenwirkens unter dem Befehl des Prinzen Karl von Baiern, vereinigt. Die württembergischen Truppen, von welchen eine Abtheilung zunächst zum Schutze des Sitzes der Bundesversammlung in Frankfurt mitzuwirken befohlen worden war, sollten in der Folge eine Verbindung mit den Baiern bewerkstelligen, was erst ganz zuletzt gelang. Die Hauptsache war bereits in Böhmen durch die Schlacht bei Königgrätz entschieden, als sie, von hessischen, österreichischen und nassauischen Truppen unterstützt, der aus dem Odenwald hervorbrechenden preußischen Mainarmee unter dem Obercommando des Generals v. Manteuffel (Division v. Göben, Brigade v. Wrangel, besonders westfälische Truppen) trotz mehrstündiger tapferer Gegenwehr am 24. Juli bei Tauberbischofsheim, woselbst sie der König noch drei Tage zuvor besucht hatte, unterlagen. Hier, wo sie die Hauptmasse bildeten und nur einige hessische, österreichische und nassauische Truppen mitwirkten, und in unbedeutenden Gefechten bei Hardheim und Gerchsheim verloren sie im ganzen an Todten 66, an Verwundeten 500 und an Vermißten 153 Mann, den ersteren ließ der König bei Bischofsheim ein schönes Grabmal setzen. — Eine besondere Unternehmung war die vorübergehende Besetzung der hohenzollernschen Fürstenthümer im Auftrage des deutschen Bundes durch eine Truppenabtheilung gewesen.

Zu Eisingen bei Würzburg kam am 1. August, nachdem Oesterreich ohne Rücksicht auf die süddeutschen Verbündeten am 26. Juli den Nikolsburger Waffenstillstand und Friedenspräliminarvertrag mit Preußen geschlossen, ein Waffenstillstand unter Festsetzung einer Demarcationslinie, welche die Preußen nicht überschreiten sollten, zu Berlin am 13. August der Friede zu Stande. Letzterem gemäß sollten die Bestimmungen des Nikolsburger Friedens über die staatliche Neugestaltung Deutschlands auch für Württemberg in Geltung treten

und verpflichtete sich dieses behufs Deckung eines Theils der preußischen Kriegskosten zur Zahlung von 8 Millionen fl. an Preußen. Am gleichen Tage kam es zu einem zunächst geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündniß, bei welchem der König von Preußen für den Kriegsfall den Oberbefehl über die württembergischen Truppen zugesagt erhielt. Württemberg war der erste süddeutsche Staat, mit welchem die Verhandlungen Preußens zum Abschluß kamen. Die Genehmigung der Verträge erfolgte, besonders bei der zweiten Kammer, welche meist aus Angehörigen der Volks- und der großdeutschen Partei bestand, nicht ohne heftigen Kampf.

Immerhin hatte König K. nunmehr wie die andern süddeutschen Fürsten rein vom internationalen Standpunkt aus eine selbständige Stellung, wie sie keiner seiner Vorfahren besessen hatte. Er trat, nachdem zunächst der alte Zollvereinsvertrag von 1865 vorläufig wieder in Kraft getreten war, dem neuen Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 zwischen dem Norddeutschen Bunde und den Süddeutschen Staaten, der einen Zollbundesrath und ein Zollparlament im Gefolge hatte, von der zweiten Kammer mit großer Stimmenmehrheit, von der ersten einstimmig angenommen wurde und dem ein Handels- und Zollvertrag mit Oesterreich sich anschloß, bei. Sodann hielt er mit den genannten Staaten vielfach Conferenzen wegen an die preußischen Grundzüge über die Wehrverfassung sich anlehnender Einrichtungen ab und führte, allerdings nicht ohne schwere Angriffe in der zweiten Kammer, die wichtigsten preußischen Einrichtungen, allgemeine Wehrpflicht unter Abschaffung der Stellvertreter, Neuregelung der Dienstzeit und des Exercierreglements, übrigens unter Erleichterungen gegenüber dem preußischen System, ein. Allein es herrschte noch manches Schwanken und die Verhältnisse waren in mancher Hinsicht nicht abgeklärt, als der deutsch-französische Krieg des Jahres 1870/71 die Weiterentwicklung zum Abschluß brachte.

Nachdem in der Nacht vom 15./16. Juli die Mobilmachung des norddeutschen Bundesheeres verfügt worden war, erließ auch König K., der alsbald aus der Schweiz nach Württemberg zurückkehrte, mit seiner Regierung ohne Zögern bereit sein Zusagen zu erfüllen am 17. d. M., wenige Stunden nach seiner Ankunft in Stuttgart, die entsprechende Ordre und erreichte von den Kammern, von der zweiten nahezu, von der ersten einstimmig die Bewilligung des geforderten Militärcredits. Er unterstellte seine Truppen dem König von Preußen. Sie wurden wie die andern süddeutschen Truppen, in Verbindung namentlich mit zwei preußischen Corps der dritten Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen — in der Folge vor Paris, woselbst sie zwischen Marne und Seine weit vorgeschobene Stellungen erhielten, der vierten oder Maasarmee unter dem des Kronprinzen von Sachsen — zugetheilt. Als nächster Führer der Felddivision wurde vom König der preußische Generallieutenant v. Obernitz ernannt. Auch der Thronfolger machte den Krieg im Hauptquartier des Kronprinzen mit; der König besuchte seine Truppen vor dem Uebergang über den Rhein.

Die Württemberger konnten sich ehrenvoll an den Kämpfen von Wörth (6. August; Mitwirkung bei der Erstürmung Fröschweilers) und Sedan (1. September) betheiligen, zwangen die Festung Lichtenberg zur Capitulation (9. August), leisteten aber namentlich vor Paris am 30. November bei Villiers-Coeuilly und Mont Mesly und 2. December bei Champigny-Bry besonders tüchtigen bedeutend überlegenen ausgefallenen Streitkräften gegenüber hervorragendes an zäher opferwilliger Ausdauer und ruhmvollem Anstürmen, was auch vom preußischen Herrscher selbst sehr anerkannt wurde. Abseits von dem großen Kriegsschauplatz hatten württembergische Truppen durch umsichtige

Demonstrationen im oberen württembergischen und badischen Schwarzwald bis zum Rhein hin sowie bei den Belagerungen von Straßburg und Belfort mitgewirkt. Die französische Grenze hatten 30 233 Mann (712 Officiere, 3990 Unterofficiere, 25 420 Mannschaften, 44 Aerzte, 67 Beamte) überschritten, im Ganzen waren 41 783 Mann aufgeboten worden und hatten sich die Württemberger an 22 siegreichen Schlachten, Belagerungen, Gefechten und ernstlichen Zusammenstößen mit dem Feinde erprobt. Die Zahl der Todten oder infolge von Verwundung Gestorbenen, der Verwundeten und Vermißten zusammen betrug an Officieren 119, an Mannschaft 2613 Personen. Gegen Mitte März erfolgte der Abmarsch der Division, nachdem der König sie, das Hauptquartier und die Schlachtfelder noch besucht hatte, aus der Pariser Gegend, der festliche Einzug der aus dem Felde heimkehrenden siegreichen Truppen in Stuttgart am 29. Juni 1871. Die Förderung des Sanitätswesens, für das die Königin als Protectorin wirkte und für das der König seinen Schwager Prinz Hermann von Sachsen-Weimar zum Commissär ernannte, blühte während des ganzen Krieges in einer noch nicht dagewesenen Weise. 85 400 000 Mark betrug der Antheil Württembergs an der Kriegsentschädigung.

Nach Besprechungen mit dem Präsidenten des norddeutschen Bundeskanzleramts Delbrück zu München, an denen sich der württembergische Justizminister v. Mittnacht betheiligte, und nach Verhandlungen zu Versailles, die württembergischerseits durch die Minister v. Mittnacht und v. Suckow, geführt wurden, auch schon am 6. November eine Einigung in allen Hauptpunkten herbeiführten, erfolgte am 25. November zu Berlin die Unterzeichnung der den neuen deutschen Bund, bezw. das neue deutsche Reich begründenden Verträge insbesondere von Seiten Württembergs. Nur einige Vorbehalte wurden zu Gunsten des letzteren gemacht: hinsichtlich der Besteuerung des inländischen Branntweins und Biers durch die Landesgesetzgebung sowie hinsichtlich der Einnahmen, der eigenen Einrichtung und Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens, der selbständigen Festsetzung der reglementarischen und Tarifbestimmungen für den inneren Verkehr und der Regelung des unmittelbaren Verkehrs mit den dem Reich nicht angehörigen Nachbarstaaten durch die Regierung. Wohl aber wurde auch eine Militärconvention abgeschlossen (21./25. November). Die württembergischen Stände, von denen die zweite Kammer aus neugewählten Abgeordneten bestand, gaben nahezu einstimmig ihre Einwilligung und so konnte Württemberg vom 1. Januar 1871 an als Glied des neuen deutschen Reichs erscheinen. — König K. war unter den ersten Fürsten gewesen, welche sich den auf Einführung der Kaiserwürde zielenden Schritten anschlossen.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den verwandten Herrscherhäusern, dem württembergischen und dem preußischen, wurden bei verschiedenen beiderseitigen Besuchen weiter entwickelt und gestalteten sich immer enger. So fand sich der preußische Kronprinz bei Ausbruch des Krieges am 28. Juli 1870 in Stuttgart ein, um sich als Heerführer auch den württembergischen Truppen vorzustellen; auch später weilte er aus Anlaß der Besichtigung des Armeecorps fast alljährlich im Lande. Der Kaiser selbst traf in den Jahren 1871, 1876, 1881, 1885 meist mit anderen Gliedern der Familie, so der Kaiserin, dem Kronprinzen, dem Prinzen Wilhelm, bei Paraden, Manövern, der Landesausstellung des Jahres 1881, Volksfesten am königlichen Hofe, in Friedrichshafen oder Stuttgart ein. Kaiser Wilhelm II. erschien 1888 in Stuttgart. Andererseits erfolgten wiederholte Besuche des Königs auf der Mainau, in Baden und in Wiesbaden.

Gegenüber der zuletzt innegehabten Stellung als Herrscher eines selbständigen

Einzelstaates wurde der König nunmehr allerdings Regent eines der Souveränität des Reiches untergeordneten Staates, andererseits aber erhielt er durch die Theilnahme an der Leitung des Gesammtstaates eine erhöhte Bedeutung und war in einer Reihe von Gebieten auch jetzt noch selbständig vorzugehen befugt. Seine Regierung verlief in der Folge friedlich und ruhig und ohne Ereignisse von hervorragender Bedeutung, allein sie erforderte noch eine große gesetzgeberische und organisatorische Thätigkeit. Einmal nämlich hatte sie jetzt, da doch in der kurzen Zeit, die zur Begründung des Reiches zur Verfügung stand, nur die Grundlagen zu dem neuen Bau hatten gelegt werden können, dieser selbst aber noch weiter ausgebaut werden mußte, bei Einführung neuer Gesetze, Ordnungen, Einrichtungen u. s. w. für das Reich mitzuwirken, sodann erforderten die Neuschöpfungen, die zum Theil in die Verfassung und Verwaltung des Landes tief eingriffen, eine vielseitige Aenderung einheimischer bisher bestehender Verhältnisse, endlich aber war auch in eigentlich einheimischen Gebieten manche Weiterentwicklung, bezw. Umgestaltung nothwendig.

Wenn wir im Folgenden kurz eine Uebersicht über Hauptpunkte im Gang der Gesetzgebung und Verwaltung in Württemberg während der Regierungszeit des Königs geben, so kann natürlich die Reichsgesetzgebung, welche ja in einer Reihe von Gebieten sehr eingriff, an den betreffenden Orten nicht unerwähnt bleiben.

Im einzelnen war eine Revision der Verfassung von 1819 zwar öfters Gegenstand der Verhandlungen, aber es kamen nur einige Punkte in freisinnigerer Richtung zur endgültigen Erledigung. So hinsichtlich der Wahl der Abgeordneten der Städte und Oberamtsbezirke unter Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts mit geheimer Stimmabgabe (1868), der Ausdehnung des Rechts Gesetze vorzuschlagen auch auf die Kammern (1874), Neuordnung der Rechte und Privilegien der Ständeversammlung und ihrer Mitglieder (1874). Zur Berathung aller allgemeinen oder besonders wichtigen Staatsangelegenheiten wurde aus den Ministern und Chefs der Verwaltungsdepartements ein Staatsministerium gebildet. Ein an die Spitze der nunmehr selbständig gewordenen Verwaltungsrechtspflege gestellter Verwaltungsgerichtshof, ein Disciplinarhof für die Staatsbeamten, ein Competenzgerichtshof wurden eingeführt (1876—1879). Vom Bundestag erlassene beschränkende Verordnungen gegen die Presse und das Vereins- und Versammlungswesen wurden alsbald außer Wirkung gesetzt (1864); die Zwangsenteignung wurde geregelt (1888). Die Rechtsverhältnisse der Beamten und Lehrer an höheren Schulen wurden umfassend geordnet (1876 ff.), sie auch in Bezug auf ihr Einkommen besser gestellt.

Auf dem Gebiet des Rechtslebens wurden schon vor der umfassenden vom Reiche in Angriff genommenen Thätigkeit auf Grund commissarischer Berathungen der Landesregierungen das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch (1865), im Civilproceß das öffentliche und mündliche Verfahren, im Strafproceß die allgemeine Ausdehnung dieses schon früher für Schwurgerichts- und Preßproceßsachen zur Anwendung gebrachten Verfahrens, sowie für die höheren Gerichte das Anklageverfahren, für die Bezirksgerichte überhaupt die Beiziehung von Schöffen als voller richterlicher Mitglieder eingeführt (1868); die Ablösungsgesetzgebung der früheren Jahrzehnte wurde durch das Gesetz über die Ablösbarkeit von Leistungen für öffentliche Zwecke beendigt (1865), das Alter der Volljährigkeit wiederholt herabgesetzt, der ritterliche Lehensverband aufgehoben (1874). Ganz besonders aber wirkte hier die Reichsgesetzgebung ein, so durch das Strafgesetzbuch (1872), Gesetz über das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w. (1871), Preßgesetz (1874), Einführung der obligatorischen Civilehe

und der bürgerlichen Standesregister (1875), das Gerichtsverfassungsgesetz mit Einführung eines Reichsgerichts als obersten Gerichtes für ganz Deutschland, die Civil-, Strafproceß- und Concursordnung (1877), an welche sich eine Reihe Particulargesetze, wie das Polizeistrafgesetz mit seiner umfassenden Regelung des polizeilichen Verordnungsrechts, anschlossen (1871/1879).

Hinsichtlich der Gemeinden wurde die Besteuerung im Anschluß an die neueste Staatssteuergesetzgebung und unter Zulassung örtlicher Verbrauchssteuern auf Bier, Fleisch und Gas geregelt (1877), der Gemeindeangehörigkeit durch eine Reihe von sie berührenden Reichsgesetzen ihre Bedeutung fast ganz entzogen, andererseits aber derselben durch die Beschränkung des Wahlrechts in Gemeindeangelegenheiten auf die Gemeindebürger eine neue solche verliehen (1885); endlich die Verwaltung der Gemeinden unter Beschränkung der Aufsichtsrechte der Staatsbehörden, aber unter Beibehaltung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher, sowie diejenige der Stiftungen und Amtskörperschaften nicht unwesentlich neu geordnet (1891).

Auf dem Gebiete der inneren Verwaltung wirkte das Reich sehr stark ein. So alsbald durch Einführung der Freizügigkeit, Erleichterung der Eheschließung infolge Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen derselben, Gründung des Unterstützungswohnsitzes, Regelung des Erwerbs und Verlusts der Bundes- und Staatsangehörigkeit, Ordnung der Verpflichtung zum Kriegsdienst, und später durch die socialpolitische Gesetzgebung: einerseits das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie (1878—1890), andererseits die verschiedenen Gesetze für das Wohl der Arbeiter (Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung, Krankencassenorganisation 1881 ff.). — Von der württembergischen Gesetzgebung kann weiterhin hervorgehoben werden: die neue allgemeine Bauordnung (1872) und die Landesfeuerlöschordnung (1885).

Im Interesse der Landwirthschaft wurde die Landesculturgesetzgebung weitergeführt; es wurden die privatrechtlichen Waiderechte auf fremden landwirthschaftlichen Grundstücken, die Waide-, Gräserei- und Streurechte auf fremdem Waldboden für ablösbar erklärt (1873); die Ermöglichung der Herstellung eines geeigneten Wegnetzes und Aenderung der Feldeintheilung trotz einer widerstrebenden Minderheit trat ins Leben (1886), die Verpflichtung der Gemeinde zur Farrenhaltung wurde gesetzlich geordnet (1882). — Auch das Fischereiwesen wurde eingehend geregelt (1865).

Im Gebiete von Gewerbe und Handel wurden die Handels- und Gewerbekammern eingeführt (1874), sowie die Centralstelle für Handel und Gewerbe neu organisirt (1875), einer vom Staate zur Ausgabe von Banknoten befugten Actiengesellschaft in Stuttgart die Ermächtigung ertheilt (1871); der Bergbau, insbesondere der Bau des Steinsalzes, wurde allgemein freigegeben, das Hüttenmonopol aufgehoben (1874). Das Reich selbst schritt zur Einführung eines neuen Maßes und Gewichts auf Grundlage des Meters mit decimaler Theilung und Vervielfachung (1871), zur Erlassung einer die in Württemberg schon eingeführte Gewerbefreiheit neuregelnden Gewerbeordnung (1871), zur Reichsgoldwährung mit Marksystem (1871 ff.), der Einführung eines Bankgesetzes und Errichtung einer Reichsbank (1875).

Die Eisenbahnen wurden, freilich unter beträchtlicher Steigerung der Staatsschulden, im Einverständniß mit der hier besonders bereitwilligen, auch von sich aus stets rührigen Volksvertretung bedeutend vermehrt, und so das schon früher festgesetzte Eisenbahnnetz nicht nur vollendet, sondern auch insbesondere unter Abschlüssen von Staatsverträgen mit Nachbarstaaten, Baden, Baiern, Preußen, auch unter Zuschüssen des Reichs und Preußens (bei der Donauthalbahn) ausgedehnt. Im allgemeinen hielt die Regierung daran fest, die Bahnen

selbst zu bauen und nur für Strecken, welche ohne Bedeutung für die Interessen des Landesverkehrs dem örtlichen Verkehr dienten, wurde Corporationen und Privaten in geringem Umfange der Bau von Privatbahnen gestattet. Auch der Secundärbetrieb kam für verkehrsschwächere Gegenden zur Einführung. Unter dieser Regierung eröffnete Bahnen bezeichnen die Namen folgender Städte und Orte: Altshausen, Backnang, Balingen, Blaubeuren, Böblingen, Calw, Crailsheim, Ehingen, (Eppingen,) Freudenstadt, Gaildorf, (Hechingen,) Heidenheim, Herbertingen, (Hergatz,) Herrenberg, Hessenthal, Horb, Jagstfeld, (Immendingen,) Isny, Kißlegg, Langenau, Leutkirch, Mengen, Mergentheim, Murrhardt, Nagold, (Osterburken,) (Pfullendorf,) Riedlingen, Rottweil, Saulgau, Scheer, (Schiltach,) Schwaigern, (Sigmaringen,) Tuttlingen, (Villingen), Waldsee, Wangen, Weilderstadt, Wildbad. Hieran reihen sich für Privatbahnen: Degerloch, Hohenheim, Kirchheim, Urach, Weingarten an. — Aus Vertretern des Handels, der Gewerbe und der Landwirthschaft wurde ein Beirath beim Ministerium eingerichtet.

Auch die anderen Verkehrsanstalten erfuhren eine große Ausdehnung; für den Bodensee wurde mit den Bodenseeuferstaaten eine internationale Schifffahrts- und Hafenordnung abgeschlossen (1867), Postanweisungen und Post- oder Correspondenzkarten wurden eingeführt (1867, 1870), der Landpostverkehr weiter entwickelt; dem Telegraphen reihte sich das Telephon an (1882).

Eine hervorragende Leistung war die auch in den nächstfolgenden Jahren noch ergänzte und erweiterte Versorgung der rauhen Alb einschließlich des Heubergs und Härdtsfeld-Aalbuchs mit Trink- und Nutzwasser (1870 ff.) Dieses an Umfang und Bedeutung seinesgleichen suchende Werk, welches mit einem Aufwand von ca. 7700000 Mark, darunter Baubeiträgen des Staats von über 200000 Mark zu Stande kam, hat auf mehr als 2200 Kilometer gegen 200 größere und kleinere Gemeinden, Weiler und Höfe, darunter auch einige badische, mit genügendem, gutem und fließendem Wasser versehen.

In der evangelischen Landeskirche wurde die Gemeindevertretung auf oberster Stufe durch Einführung einer bei der kirchlichen Gesetzgebung mitwirkenden Landessynode (1867, revidirt 1888), die rechtliche Organisation der Kirchengemeinde als voller selbständiger, insbesondere zur Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten berechtigter juristischer Persönlichkeiten mit eigenen Organen geregelt (1887). — Der katholischen Kirche gegenüber blieb, auch als sonst in Deutschland, insbesondere auf das vaticanische Concil der Jahre 1869/70 hin vielfach der Kampf zwischen dieser Kirche und dem Staat losbrach, der Friede im Ganzen erhalten, obgleich die Regierung erklärte, daß sie den Beschlüssen und dogmatischen Festsetzungen des Concils keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zugestehe, jeden etwaigen Uebergriff in das staatliche Gebiet mit allen gesetzlichen Mitteln zurückzuweisen in Aussicht stellte und keine Verpflichtung anerkannte, zur Durchführung jener Beschlüsse den weltlichen Arm zu leihen (1871), auch später noch der beantragten Einführung männlicher Orden nicht stattgab. Entsprechend den Verhältnissen der katholischen Kirche wurde auch hier die Vertretung der Pfarrgemeinden und die Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten geregelt (1887). — Die Rechtsverhältnisse der religiösen Dissidenten erhielten eine freisinnigere Ordnung (1872); die Israeliten wurden in Bezug auf die bürgerlichen Verhältnisse den anderen Staatsangehörigen gleichgestellt (1864). — Die Universität in Tübingen, welche bedeutend an Schülern zunahm, erhielt neue Anstalten, Neubauten, neue Lehrstellen. Die polytechnische Schule wurde technische Hochschule (1876). Die Rechtsverhältnisse der Volksschullehrer wurden neugeregelt (1871), dieselben auch ökonomisch besser gestellt.

Das Heerwesen wurde im Anschluß an die Militärconvention nach dem Kriege von 1870/71 unter Vermehrung der Truppenzahl, der militärischen Institute, so des Generalcommandos, an welches die militärische Oberleitung und die Ausbildung aller Truppentheile überging, der Garnisonen, nach preußischem Muster weitergebildet. Es wurde ein eigenes, in sich geschlossenes, dem Oberbefehl des Kaisers im Krieg und Frieden unterstelltes Armeecorps, das 13., geschaffen, das aus dem Generalcommando, 2 Divisionscommandos, 4 Infanteriebrigadecommandos, 2 Cavalleriebrigadecommandos, 1 Artilleriebrigadecommando, 8 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen, 4 Cavallerieregimentern zu 5 Escadronen, 1 Feldartillerieregiment mit 3 Fußartillerieabtheilungen zu 4 Batterien und 1 Festungsartillerieabtheilung zu 4 Compagnien, 1 Pionierbataillon, 1 Trainbataillon, 17 Landwehrbezirkscommandos und den entsprechenden Verwaltungsbehörden bestehen sollte. Seine Organisation war im Sommer 1874 vollendet und es wurde hinsichtlich der Verwilligung der finanziellen Mittel bald ganz ans Reich gewiesen. Mit Ausnahme des Ulmer Festungscommandanten blieb die Ernennung u. s. w. der Officiere dem Könige, diejenige des Höchstcommandirenden nach Zustimmung des Bundesfeldherrn. Das Armeecorps wurde vom Kaiser wiederholt als den anderen ebenbürtig anerkannt.

Die Erhöhung der Anforderungen an die Leistungen des Staats machte in Verbindung mit dem Sinken des Geldwerths und der Hebung des Volksvermögens eine Vermehrung der staatlichen Einkünfte nöthig, wie auch andererseits eine gerechtere Vertheilung der Steuern als bisher geboten erschien. Für die directen Steuern wurde durch die umfangreiche Arbeit der Herstellung definitiver und genauer Kataster (1873 ff.) eine bessere und sicherere Grundlage geschaffen, insbesondere die im Laufe der letzten Jahrzehnte in Nachtheil gekommene Landwirthschaft in passender Weise entlastet, die Grenze der Steuerfreiheit höher gezogen. Die indirecten Steuern wurden theils erhöht, wie die Erbschaftssteuer, oder neu geregelt, wie das Sportelwesen, theils neu eingeführt, wie die Schenkungssteuer (1881). Bezüglich der Wirtschaftsabgaben wurde für diejenige vom Bier als Grundlage das Gewicht des ungeschrotenen Malzes beliebt (1871); hinsichtlich der Abgabe vom Branntwein das Steuersystem einige Male geändert, allein schließlich trat Württemberg in die Branntweinsteuergemeinschaft des übrigen Deutschlands ein (1887). Das staatliche Handelsmonopol mit Salz wurde aufgehoben und dafür eine Salzsteuer eingeführt (1867), deren Einnahmen aber wie diejenigen aus den Zöllen, aus der Tabak-, Zucker-, Syrup- und Wechselstempelsteuer dem Reiche anheimfielen (1870), für das in der Folge noch Steuern von Ausgaben von Noten seitens der Notenbanken (1875), von Spielkarten (1878), von Actien, für den Handelsverkehr bestimmter Renten- und Schuldverschreibungen, Kauf- und sonstigen Anschaffungsgeschäften, Lotterielosen (1881 ff.) eingeführt wurden.

König K. war mehr ein Mann des Friedens als des Kriegs, mochte ihm gleich die Organisation und die kriegstüchtige Ausbildung seines Armeecorps sehr am Herzen liegen. Sodann war er ein Freund der Künste und Wissenschaften, wie außer der schon erwähnten Villa bei Berg das von ihm restaurirte und zu einem Jagdschloß eingerichtete Kloster Bebenhausen, in welchem er im J. 1877 das 400jährige Jubiläum der Tübinger Hochschule durch ein wahrhaft königliches Fest feierte, und die umfassende Erneuerung und Einrichtung des Stuttgarter Schlosses, die Schmückung des Schloßplatzes und Gartens dabei durch den Erwerb von Werken der Malerei und Plastik, sowie die vielfache Unterstützung von Künstlern beweisen. Mild und wohlwollend fürs Beste von Land und Volk besorgt, verfassungsgetreu, mit der Volksvertretung vertrauensvoll zusammenzuwirken bemüht, konnte er sich im J. 1889 bei der Feier

seines Regierungsjubiläums von der Dankbarkeit seiner Unterthanen, die unter seiner Regierung bei dem lebhaften Interesse, das Gewerbe und Handel entgegengebracht wurde, ihren Wohlstand bedeutend steigen sahen, überzeugen. Seine letzten Jahre trübten asthmatische und neuralgische Schmerzen, die ihn zu wiederholtem Aufenthalte im Süden nöthigten. Seiner Ehe mit der Königin Olga, welche wegen ihrer großen Wohlthätigkeit und ihres Interesses für das Erziehungswesen der weiblichen Jugend sehr beliebt war, und ihm am 30. October 1892 im Tode folgte, entsprossen keine Nachkommen.

Jubiläumsgabe des Staatsanzeigers für Württemberg 1864—1889 (Stuttgart), Druck der Buchdruckereiges. (1889). — Das Schwabenland und seine culturelle Entwicklung in der Neuzeit. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut (1891).

P. v. Stälin.

Karl: Heinrich K., Forstmann; geboren am 1. September 1796 in Sigmaringen, † am 27. März 1885 daselbst. Er erreichte also das seltene Alter von 89 Jahren. Einer alten Jägerfamilie entstammend und als Sohn des Revierjägers Karl Karl zu Josefslust, dem damaligen fürstlichen Leibgehege, in idyllischer Waldeinsamkeit aufgewachsen, widmete sich auch er dem forstlichen Berufe. Nach dem Besuche einer benachbarten Dorfschule trat er, da sein Vater inzwischen gestorben war und die Mutter dessen Dienstnachfolger Fischer geheirathet hatte, bei seinem Stiefvater in die forstliche Lehre. Später fand er in einigen fürstlich hohenzollernschen Revieren und in benachbarten badischen Forsten als Jägerbursche Verwendung. Im September 1815 begab er sich — nach damaligem Brauche — auf die Wanderschaft, und zwar zunächst nach Oesterreich. Die erste Beschäftigung fand er als Forstgehilfe bei dem k. k. Kreisforstcommissär Persinna (im Kreise Adelsberg). Hierauf trat er in die Dienste des Grafen Coronini, Besitzers der Herrschaft Luegg, wo er — unter der Leitung seines Dienstherrn — ca. 6000 Joch Waldungen zu bewirthschaften hatte. Trotz dieses großen Dienstbezirks fand er noch Zeit, seine von ihm schmerzlich empfundene mangelhafte Schulbildung durch häusliche Studien zu vervollständigen. Vom Drange nach einer auch theoretischen Fachbildung beseelt, beschloß er, sein kleines väterliches Vermögen und die von ihm während seiner Wanderjahre gemachten Ersparnisse zum Studium auf einer Forstlehranstalt zu verwenden. Zu diesem Zwecke begab er sich 1821 auf die k. k. Forstakademie Mariabrunn (bei Wien), wo er sich zwei Jahre hindurch vorwiegend mit mathematischen Studien beschäftigte, für die er eine besondere Begabung und daher Neigung besaß. Nach Absolvirung des vollen Cursus mit sehr günstigem Erfolge (durchweg I. Classe) unterzog er sich im Frühjahr 1823 der forstlichen Staatsprüfung in seiner Heimath. Er bestand das Examen so vorzüglich, daß ihn die forstliche Prüfungscommission dringend zur alsbaldigen Verwendung im Staatsforstdienst empfahl. Da keine Stelle offen war, wurde eine solche für ihn geschaffen und ihm das Prädciat eines Forstgeometers verliehen. In dieser Eigenschaft prakticirte er zunächst ein Jahr bei der damals beginnenden Landesvermessung in Württemberg, um sich in die ihm obliegenden Dienstgeschäfte einzuleben. Von 1824 ab fand er theils bei Forstvermessungen, theils bei der Grundsteuer-Regulierung Verwendung. Am 22. October 1830 erfolgte seine Beförderung zum Forstamtsverweser in Sigmaringen; am 7. Mai 1831 erhielt er die Stelle als Forstmeister definitiv. In dieser Stellung richtete er sein Augenmerk hauptsächlich auf das Forsteinrichtungswesen. Durch Anfertigung von Waldbeschreibungen und Wirtschaftsplänen förderte er diesen Zweig forstlicher Thätigkeit nicht nur in den fürst-

lichen Forsten, sondern auch in Gemeindewaldungen, wobei er zugleich dem damals noch gänzlich vernachlässigten Waldwegenetz besondere Aufmerksamkeit widmete. Die nicht nur praktische sondern auch wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen interessanten Gebieten regte ihn mächtig zu schriftstellerischen Leistungen an, wovon später die Rede sein wird. 1841 erfolgte seine Beförderung zum Oberforstmeister. Nachdem Sigmaringen 1850 an die Krone Preußen gefallen war, verblieb er im fürstlich hohenzollernschen Privatdienste, in welchem er zum Mitglied der leitenden Oberbehörde mit dem Titel „Hofkammer- und Forstrath“ befördert wurde. 1865 wurde er auf sein Nachsuchen aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand versetzt, dessen er sich, da sein Gesundheitszustand infolge der häuslichen Ruhe wieder besser wurde, noch 20 Jahre in voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische zu erfreuen hatte.

K. war auch mehrmals im öffentlichen Interesse thätig. Von 1842 ab fungirte er als Mitglied des Landtags für Hohenzollern-Sigmaringen, später als Vertreter der damals erbprinzlichen Standesherrschaft Straßberg. Von 1852 bis 1861 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, und nach seiner Pensionirung trat er zu Anfang der 1870er Jahre als Mitglied der Grundsteuer-Regulirungscommission nochmals in den Dienst der Oeffentlichkeit.

Seine Schriften sind folgende: „Grundzüge einer wissenschaftlich begründeten Forstbetriebs-Regulirungs-Methode, mit einer gedrängten Prüfung der Grundlagen und praktischen Anwendbarkeit der bestehenden Lehren über Forstertragsberechnung. Mit verlässigen Ertragstafeln über Buchen- und Fichtenbestände“. Mit 6 lithograph. Blättern (1838); — „Kritische Beleuchtung der Beiträge zur Lösung einiger volkswirtschaftlicher Widersprüche in der Forstwirtschaft des Königl. Württembergischen Finanzrathes W. Schmidlin. Eine Schrift für Forstmänner, Cameralisten und Waldbesitzer“ (1839); — „Vorschläge zu Waldweide-Ablösungs-Gesetzen. Mit Rücksicht auf die einschlagenden Grundsätze des Privatrechtes bearbeitet“ (1840); — „Anleitung zum Waldwegbau. Mit Tabellen und 4 Figurentafeln“ (1842); — „Ausführliche Abhandlung über die Ermittlung des richtigen Holzbestandalters und dessen Einfluß auf die Forstertragsberechnungen“ (1847); — „Die Forstbetriebs-Regulirung nach der Fachwerks-Methode auf wissenschaftlichen Grundlagen. Mit 2 lithogr. Karten und 3 weiteren lithogr. Beilagen, nebst mehreren amtlich angefertigten Ertragstafeln“ (1851). Außerdem war er Mitarbeiter an der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung &c.

Während seiner Pensionirung beschäftigte er sich bald mit mathematischen Problemen, bezw. Construction von Meßinstrumenten &c., bald mit physikalischen Aufgaben und forstwirthschaftlichen Studien, welche Arbeiten er zum Theil drucken ließ, so namentlich eine Schrift über Hagelversicherungswesen (1869), über den Weltäther als Wesen des Schalls (1872) und die Beschreibung eines im Deutschen Reiche patentirten Entfernungsmessers (1878).

Als seine Hauptschrift muß das zuerst genannte Werk „Grundzüge einer wissenschaftlich begründeten Forstbetriebs-Regulirungs-Methode“ (1838) bezeichnet werden. Er begründete hierdurch zur Ausfindigmachung des Etats eine neue Formelmethode, welche als eine Modification theils der österreichischen Cameraltaxation, theils der rationellen Methode von Hundeshagen (s. A. D. B. XIII, 401) bezeichnet werden kann und großes Aufsehen in den forstlichen Kreisen hervorrief. Die betreffende Formel lautet: e (-Etat) $= wz + \left(\frac{wv - nv}{a}\right) - \left(\frac{wz - nz}{a}\right)(n-1)$. Hierin bedeutet wz den wirklichen laufendjährlichen Zuwachs am prädominirenden Holz zu Beginn der Ausgleichungs-

zeit (a), wv den wirklichen Vorrath, nv den Normalvorrath, nz den Normalzuwachs und n das Jahr, für welches der Etat vermittelt werden soll. Der Hauptfehler dieser Methode liegt darin, daß K. — wie vor ihm Hundeshagen — den Holzzuwachs auch in einem concreten (bezw. abnormen) Walde als den Zins des Holzcapitales ansieht, welcher stets im gleichen Verhältnisse zu diesem steigen und fallen müsse. Diese Relation gilt zwar für den Normalwald, aber nicht für den (abnormen) concreten Wald, da in diesem sogar das Umgekehrte — d. h. eine Zunahme des Zuwachses bei Verminderung des Vorraths — der Fall sein kann. Später gab er jedoch seine Formelmethode selbst auf (1851) und wendete sich der Fachwerksmethode zu.

In der Schrift gegen Schmidlin, welcher Steigerung der Materialerträge durch Herabsetzung der Umtriebszeiten und möglichste Ausdehnung des Niederwaldbetriebs empfohlen hatte, bekämpfte K. diese Vorschläge in scharfer Weise und trat für Beibehaltung der bestehenden höheren Umtriebszeiten ein.

Von seinen übrigen Publicationen verdient hauptsächlich die „Anleitung zum Waldwegbau“ (1842) rühmend hervorgehoben zu werden, weil es das erste Werk war, welches dieses bisher ganz stiefmütterlich behandelte Gebiet, und zwar mit vorherrschend praktischer Tendenz, behandelte. Der Verfasser erschloß hierin ganz neue Gesichtspunkte über die große Bedeutung eines geregelten Wegnetzes, was zur Folge hatte, daß in vielen Verwaltungen reichlichere Geldmittel für den Bau von Waldwegen zur Verfügung gestellt wurden. Auch seine forstpraktische Thätigkeit war — nächst dem Forsteinrichtungswesen — besonders dem Waldbau zugewendet, wie viele in Hohenzollern-Sigmaringen angelegte Staats- und Vicinalstraßen beweisen. Besondere Erwähnung verdienen die musterhaften Anlagen (Tunnelbauten) in dem früher fast ganz unzugänglichen oberen Donauthal beim Kloster Beuren.

K. betheiligte sich auch lebhaft an dem damals erst im Entstehen begriffenen forstlichen Vereinswesen. Er gehört zu den Mitbegründern des Vereins süddeutscher Forstwirthe und trug nicht nur in den officiellen Sitzungen durch sein schlagfertiges und zutreffendes Urtheil vielfach zur Belebung bei, sondern auch bei den geselligen Zusammenkünften der Fachgenossen durch seinen köstlichen, aber nicht verletzenden Witz. Diese Eigenschaften in Verbindung mit seiner Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit verschafften ihm große Beliebtheit.

G. von Wedekind, Neue Jahrb. der Forstkunde, XXI. Heft, Anlage F zur S. 81. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, I, S. 8, Nr. 42; IV, S. 132, Bemerkung 933, S. 148, Nr. 2690a, S. 190, Nr. 2762a. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums pp. III, S. 272, 277—279. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1855, S. 23 (Wahl in das preußische Abgeordnetenhaus); 1885, S. 180 (Todesnachricht), S. 215 (Nekrolog, von Dr. C. v. Fischbach). — Forstliche Blätter, N. F. 1885, S. 176 (Todesnachricht). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1885, S. 185 (Nekrolog, von Dr. C. v. Fischbach). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1885, S. 365 (Todesanzeige); S. 398 (Nekrolog, von Dr. C. v. Fischbach). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1885, S. 244 (Todesnachricht, von Dr. C. v. Fischbach). R. Heß.

Karsch: Anton K., praktischer Arzt, Botaniker und Entomologe, geboren zu Münster in Westfalen am 19. Juni 1822, † ebendaselbst am 15. März 1892. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog K., 20 Jahre alt, die Universität Greifswald zum Studium der Medicin und Naturwissenschaften. In der Botanik waren Hornschuch, in der Zoologie der Entomologe Erichsen diejenigen seiner Lehrer, die ihn besonders fesselten. Vor allem letzterer regte

ihn zu umfassenden Studien auf seinem Specialgebiete an, die K. befähigten, später ein größeres Werk über „Die Insectenwelt" zu schreiben, das auch ins Russische übersetzt wurde. Auf Grund einer Abhandlung über Anatomie der Schnecken wurde K. 1846 zum Dr. phil. promovirt und erwarb sich auch kurz darauf den medicinischen Doctorgrad. Nach Absolvirung der ärztlichen Staatsprüfung habilitirte sich K. 1847 als Privatdocent für beschreibende Naturwissenschaften an der Universität Bonn, siedelte aber bald nach seiner Vaterstadt Münster über, um seine Docententhätigkeit an der dortigen Akademie fortzusetzen, neben welcher er gleichzeitig als praktischer Arzt wirkte. Da ein großer Theil der Studentenschaft in Münster aus Theologen bestand, so mußte K. anfangs neben Zoologie und Botanik auch über Pastoralmedicin lesen, erwarb sich aber bald durch sein großes Lehrgeschick einen vorzugsweise aus Pharmaceuten bestehenden, fachwissenschaftlich vorgebildeten Zuhörerkreis. Trotzdem sah er sich später genöthigt, seine Lehrthätigkeit einzuschränken, weil im Laufe der Jahre die einzelnen naturwissenschaftlichen Fächer an der Akademie besondere Vertreter erhielten. Er beschäftigte sich daher in den letzten Jahrzehnten, sofern ihm seine mehr und mehr ausgedehnte ärztliche Wirksamkeit Zeit ließ, nur noch mit litterarischen Arbeiten. In Anerkennung seiner Verdienste wurde K. 1853 zum außerordentlichen, 1859 zum ordentlichen Professor, 1873 zum Medicinalrath und 1888 zum Geheimen Medicinalrath ernannt. Nach kurzer Krankheit verschied er in seiner Vaterstadt im siebzigsten Lebensjahre. Karsch's botanische Forschungen kamen in erster Linie seiner Heimathprovinz Westfalen zugute. Er wurde der Schöpfer der ersten wirklich zuverlässigen Flora dieses Gebietes, welche die älteren kritiklosen Compendien ganz verdrängte. Sie erschien 1853 als „Phanerogamen-Flora der Provinz Westfalen" unter Einschluß der benachbarten Landstriche und mit einem Anhange der verbreitetsten Zier- und Culturpflanzen in einem stattlichen Octavbande, der 1126 Arten von Blüthenpflanzen beschreibt. Die Diagnosen sind sorgfältig und treffend, öfters mit Angaben der häufigsten Insecten begleitet, welche die betreffenden Arten besuchen. Ebenso ist die geographische Verbreitung gewissenhaft berücksichtigt und die Art der Verwendung der Pflanzen, da wo es geboten schien. Um für den praktischen Zweck des Botanisirens ein handlicheres Werk zu schaffen, ließ K. schon 1856 einen Auszug dieser Flora unter dem Titel: „Flora der Provinz Westfalen" folgen, das die Vorzüge des größeren Werkes besitzt und weite Verbreitung gefunden hat. Die 1889 erschienene fünfte Auflage trägt das Bild des Verfassers. Da es K. verstand, viele seiner Schüler zur Mitarbeit anzuregen, so blieben die Angaben namentlich über die geographische Verbreitung dauernd zuverlässig, und die Erforschung der westfälischen Flora lag Jahrzehnte hindurch thatsächlich in seiner Hand. Außer dieser floristischen Thätigkeit beschäftigte sich K. auch eingehend und mit Erfolg mit Studien zur Erklärung naturwissenschaftlicher Werke aus dem classischen Alterthum. So veröffentlichte er eine Uebersetzung und Erläuterung der Aristotelischen Schriften: „Ueber die Theile der Thiere" und „Naturgeschichte der Thiere" in den: „Symbolae ad Aristotelis animalium praesertim avium anatomiam". Den Plan, das gesammte zoologische und botanische Material aus den Schriftstellern des Alterthums zusammenhängend darzustellen, konnte er nicht mehr zur Ausführung bringen. K. war eine rückhaltlos wahre Natur und bekämpfte Unwahrheit und Heuchelei in jeder Form und wo er sie fand und nicht immer mit sanften Worten. Eine große politische Rolle spielte er in dem gerade in Westfalen besonders heftig entbrannten Culturkampf und trat namentlich in der polemisch-satirischen Schrift: „Naturgeschichte des Teufels" mit großer Entschiedenheit gegen den Ultra-

montanismus auf. Dennoch achteten auch seine Gegner die Lauterkeit seines Charakters, so daß er einen persönlichen Feind wol kaum gehabt hat.

Nachruf von P. Ascherson in: Berichte der Deutschen Botan. Gesellsch. X. 1892. E. Wunschmann.

Karsten: Franz Christian Lorenz K., Landwirth, geboren am 3. April 1751 zu Pohnstorf bei Groß-Wüstenfelde in Mecklenburg-Schwerin, † am 28. Februar 1829 zu Rostock. K. war der jüngste Sohn eines Rittergutspächters, der früher Apotheker in Neubrandenburg gewesen war, wo er durch eine Feuersbrunst seine ganze Habe verloren hatte. Er besuchte das Pädagogium zu Bützow und die Domschule zu Güstrow bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre und wurde dann durch seinen Vater zur Landwirthschaft, besonders zum ökonomischen Rechnungswesen angeleitet. Aber der lebhafte Geist des jungen Mannes fand hieran kein Genügen; es trieb ihn, die Welt zu sehen, und so nahm er eine Stellung in einer Tuch- und Seidenhandlung zu Riga an, von wo er jedoch bald nach manchen Mühseligkeiten in die Heimath zurückkehrte. Er ließ sich nun auf der Bützower Universität immatriculiren, an welcher sein ältester Bruder Wenceslaus Johann Gustav als Mathematiker wirkte, und hörte Vorlesungen über Mathematik, Naturwissenschaften, Länder- und Völkerkunde; daneben vervollkommnete er sich in den alten Sprachen sowie im Französischen und Englischen. Als er 3½ Jahre diesen Studien obgelegen hatte, wurde er den 11. Mai 1773 am Bützower Pädagogium als Präceptor mit 70 Rth. Gehalt bei freier Wohnung und Beköstigung angestellt. In seinen Mußestunden arbeitete er unter Beihülfe seines vorhin erwähnten Bruders eine „Rechenkunst“ aus, die 1775 in erster, 1786 in zweiter und 1805 in dritter Auflage (besorgt von seinem Sohne Jacob) erschien. Am 10. März 1778 erwarb er die Würde eines Magisters und damit das Recht, auch an der Universität zu lehren. Dies führte, als das Pädagogium aufgelöst wurde, am 6. October 1780 zu seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor der Oekonomie mit einem Gehalte von 400 Rth. Als solcher kündigte er Vorlesungen über Landwirthschaft und Cameralwissenschaften an, fand jedoch keine Zuhörer; ein mathematisches Collegium, mit dem er es darauf versuchte, hatte nicht mehr Glück. So war ihm freie Zeit genug zu schriftstellerischen Arbeiten beschieden. Nachdem er schon 1780 aus G. Th. F. Raynal's Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes (1771) einen Auszug in deutscher Sprache als „Europens Handel mit beiden Indien“ veröffentlicht hatte, machte er sich an die Uebersetzung eines Werkes des Engländers Thomas Nugent († 27. April 1772), die er unter dem Titel „Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg“ in den Jahren 1781 und 1782 in zwei Bänden erscheinen ließ, und zwar anonym (als Verfasser nannte er sich in den Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft, Jahrg. XI, 1824, S. 27, Anm.). Diese auf guten Sprach- und Sachkenntnissen beruhende Uebersetzung versah er noch mit theilweise recht interessanten Anmerkungen, in denen er sich z. B. über die Leibeigenschaft erging. In einem gewissen Gegensatz zu dem Rostocker Professor der Moral, Dr. jur. Jacob Friedrich Rönnberg, der am 11. März 1781 in einer Festrede von dem moralischen Unrecht der Leibeigenschaft gesprochen und dadurch Anstoß erregt hatte, verdammt K. dieselbe nicht unter allen Umständen, sondern ist vielmehr der Meinung, daß sie manches Gute haben möge und ihre plötzliche Abstellung eine große Verwirrung hervorrufen würde. Indessen sollten die Bauern separirt, von Frondiensten befreit und auf billige Pacht gesetzt werden; dann würde die Leibeigenschaft ganz von selbst aufhören. Bekanntlich wurde ihre Aufhebung in Mecklenburg erst am

18. Januar 1820 verfügt. — Michaelis 1783 wurde K. zum ordentlichen Professor der Oekonomie befördert. Im J. 1785 schrieb er über den Zustand der damaligen Aufklärung und deren Nutzen für den praktischen Landwirth. Aber noch immer konnte er kein landwirthschaftliches Collegium zu Stande bringen. Da kam Ostern 1789 die Wiedervereinigung der Bützower Universität mit der Rostocker Akademie, und fortan wirkten nach beinahe dreißigjähriger Trennung die herzoglichen und die räthlichen Professoren wieder an der einen Landes-Universität zu Rostock in fruchttragender Gemeinschaft.

Mit neuem Muthe nahm K. in Rostock seine landwirthschaftlichen Vorlesungen auf, die er sofort mittelst eines Programms „Ueber das theoretische Studium der Oekonomie“ anzeigte, und bekam jetzt die lange entbehrten Zuhörer. Auch cameralistische und mathematische Collegien las er und versah bis Ostern 1792 die Stelle eines Professors der Botanik. Im J. 1793 richtete er ein kleines, von ihm Neuenwerder genanntes Gehöft in der Rostocker Vorstadt zu einer landwirthschaftlichen Lehranstalt ein, dem ersten Institut dieser Art in Deutschland. Er wollte dadurch künftigen Landwirthen die Gelegenheit bieten, sich nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch einigermaßen eine praktisch-anschauliche Kenntniß ihres Faches zu verschaffen. Da jedoch der Ertrag die ausgelegten Kosten nicht deckte, war Karsten's Schöpfung nur von kurzem Bestande; ihre Geschichte ist seiner Schrift: „Sind ökonomische Institute Akademien nützlich?“ (1795) angehängt. Im J. 1795 gab er auch unter dem Titel: „Die ersten Gründe der Landwirthschaft, sofern sie in Deutschland und vorzüglich in Mecklenburg anwendbar sind“ einen Leitfaden für seine Zuhörer heraus, der zwar keine neuen Theorien, aber manche beherzigenswerthe Wahrheiten in übersichtlicher Anordnung brachte und 1804 eine zweite Auflage erlebte. Ferner trat er in der „Neuen Monatsschrift von und für Mecklenburg“ sowie in besonderen Schriften unter anderem für die Herstellung von feuersicheren Dächern ländlicher Wirthschaftsgebäude, für die Aufbesserung der Bauernwirthschaften durch den Kleebau, für die Anlegung ökonomischer Lehrschulen, für die Nutzung der Dünen zu Warnemünde, für die Sicherung gegen die Rindviehpest ein, und machte die Landwirthe auf den Kartoffelpflug, auf die von Pastor Peßler erfundene Dreschmaschine u. s. w. aufmerksam. In einer Einladungsschrift vom Jahre 1800 stellte er Betrachtungen über die fortschreitende Ausbildung des Menschengeschlechtes in staatswirthschaftlicher Hinsicht an. Auch war er Mitarbeiter an der bekannten Nicolaischen „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ und deren Fortsetzung, der „Neuen allgem. Deutschen Bibliothek“. Hauptsächlich aber war K. als Erster Secretär der von ihm zusammen mit dem Geh. Legationsrath Grafen Schlitz auf Burg Schlitz im J. 1798 begründeten Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft oder des (seit 1817 so genannten) Mecklenburgischen patriotischen Vereins und als Herausgeber der Annalen desselben thätig. (Annalen der Mecklb. Landwirthschafts-Gesellsch., 3 Bände, 1803, 1805 u. 1809. — Neue Annalen u. s. w., 15 Jahrgänge, 1814—1828.)

Karsten's mannichfache Verdienste um die Landwirthschaft wurden nicht bloß im engeren Vaterlande anerkannt, dessen Fürst ihm gelegentlich seines 50jährigen Dienstjubiläums im J. 1823 den Charakter eines Geh. Hofrathes verlieh, sondern weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus. So ernannten ihn verschiedene auswärtige Gesellschaften zu ihrem correspondirenden bezw. Ehrenmitgliede.

Verheirathet war K. seit dem 14. November 1780 mit einer Tochter des Qualitzer Pastors Johann Jacob Engel, Katharina Elisabeth Charlotte (1757—1834), die ihm eine Reihe von Söhnen schenkte, welche sich größten-

theils in angesehenen Stellungen auszeichneten und unter deren Nachkommen sich wiederum tüchtige Männer finden.

Vgl.: J. Ch. Koppe, Jetztlebendes gelehrtes Mecklenburg 1783. — Kritische Sammlungen zur neusten Geschichte der Gelehrsamkeit VIII, 1783, S. 309—313. — Eschenbach in den Beilagen zu den wöchentlichen Rostockschen Nachrichten u. Anzeigen 1820, Stück 22. — Neue Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft XVI, 1829, S. I—XXXII (mit Bildniß). — F. Brüssow im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. VII, S. 201—211. — Uvo Hölscher, Urkundl. Geschichte der Friedrichs-Universität zu Bützow 1885. Heinrich Klenz.

Kaspar: Johann K., Historienmaler, geboren am 20. Januar 1822 zu Obergünzburg, † am 23. October 1885 ebendaselbst; erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dem Schreinermeister Franz Joseph K., einem schlichten, sehr verständigen Mann, dann von dem damaligen Schulgehülfen und nachmaligen Zeichnungslehrer Wölfle, der ihn sehr geschickt weiter führte, so daß der junge K. bald Kupferstiche in Kreidemanier trefflich zu copiren vermochte. Diese hervorragende Anlage ermuthigte den Vater, seinen Sohn nach München auf die Akademie zu bringen (1838), wo ihn der gütige Prof. Schlotthauer freudig als Schüler aufnahm, worauf K. bald in die Malschule bei Prof. Clemens Zimmermann und Heinrich v. Heß vorrückte, welcher den frühreifen Knaben als Gehülfen bei den Fresken der Basilika beschäftigte. Hier bethätigte sich K. nicht allein an der Ausführung der durch H. v. Heß entworfenen Compositionen (Gründung des Klosters Fulda), sondern zeichnete auch nach Heß' Skizzen den Carton zur „Synode von Mainz“ und malte in der Apsis über dem Hochaltare die großen Gestalten der in Baiern wirkenden Glaubensboten (mit Ausnahme der von Johannes Schraudolph ausgeführten Figuren des hl. Korbinian und Ruprecht). Als vollständig selbständige Leistung Kaspar's entstand 1844—45 das große, die „Steinigung des hl. Stephan“ vorstellende Fresko (über dem Seitenaltare der Epistelseite), nachmals gestochen von Paul Barfus (s. A. D. B. XLVI, 215), eine ganz meisterhafte Leistung, welche W. v. Kaulbach, nach der ihm eigenen Art boshaften Witzes für „das beste Bild in der ganzen Basilika“ erklärte. Von der Composition und der Ausführung entzückt, wünschte nachmals König Otto von Griechenland dasselbe Bild für seine Schloßcapelle in Athen, und H. v. Heß, welcher damals Kaspar's Aufenthalt nicht wußte, unterzog sich der ehrenvollen Aufgabe, das Werk seines Schülers für den hohen Maecen zu copiren, ein seltener Fall, daß ein gefeierter Meister der Leistung seines Jüngers sich unterordnete. (Vgl. L. Auer's Kalender f. 1893, S. 51, Donauwörth, wo ein Farbendruck beigegeben ist nach der von K. selbst in der Pfarrkirche in Mindelheim 1867 ausgeführten Wiederholung.) Schraudolph, welcher eine solche Kraft zu schätzen wußte, trachtete, als ihm die Freskotirung des Domes zu Speyer übertragen wurde, seinen jüngeren Landsmann als Gehülfen zu gewinnen. Einen Winter lang zeichnete K. auch an einigen Cartons, gab aber ob seiner durch das Münchener Klima erschütterten Gesundheit, fortwährend an Kopfschmerz leidend, die anziehende Arbeit auf, übernahm jedoch, auf die günstigen Folgen einer längeren Uebersiedelung nach seiner Heimath rechnend, die durch Schlotthauer's Vermittelung erhaltene Bestellung von Altargemälden für die Nikolaikirche zu Elbing (zwischen Königsberg und Danzig), eine figurenreiche Arbeit, welche K. glücklich und zur vollsten Zufriedenheit der Besteller vollendete. Da der Landaufenthalt seine Leiden besserte, verblieb K., mit wenigen Ausnahmen, in Obergünzburg, wo er sich im väterlichen Hause ein vollständiges Atelier einrichtete. Hier entstanden viele Bilder: einige Madonnen, die „Vermählung

des jungen Tobias", insbesondere aber zwei prachtvolle, ganz originelle Skizzen: „Christus vor Kaiphas" und eine „Kreuzigung", beide von einer bisher bei den Vertretern der religiösen Malerei in München noch nicht bewiesenen Kraft der Farbe und einer höchst dramatisch-lebendigen, hinreißenden Bewegung und Schönheitsfülle der Gestalten. Leider unterblieb die Ausführung dieser Entwürfe, die nach einer unzureichenden photographischen Reproduction (bei Zabuesnig in Kempten) in Privatbesitz verschwanden. Damals folgte K. einer Einladung Wilhelm v. Kaulbach's nach München, welcher für König Max II. im Mittelbau der Residenz die „Apotheose eines guten Fürsten" (Trajan) zur Darstellung brachte, wozu er sich der ausführenden, wohlerprobten Hand Kaspar's mit Erfolg bediente. Da sich sein altes Kopfübel neuerdings meldete, sehnte sich K. nach seinem ländlichen Tuskulum, wohin ihm so viele Aufträge folgten, daß nie eine Lücke in seiner Thätigkeit entstand. Und seine bereitwillige, mit gründlichem Fleiße wetteifernde Uneigennützigkeit ermöglichte ihm auch, den ausgedehnten Wünschen seiner Umgegend Folge zu leisten und die Altäre und Wände vieler benachbarten Kirchen mit Bildern zu schmücken, deren künstlerischer Werth mit der meist höchst bescheidenen Gegenleistung in keinem Verhältnisse stand. Daß seine Zurückgezogenheit und der nöthige Mangel anregenden Verkehrs nicht fördernd wirkten, ist leicht erklärlich; K. sank nie zum Handwerker herab, blieb aber auch nicht auf der gleichen Höhe, die zu so großen weiteren Erwartungen berechtigte. Seine Umgebung und weiteren Auftraggeber hätten dieses sein ideales Streben doch nicht zu würdigen gewußt. Er stand jetzt schon außer der großen Kunstwelt, die seinen kaum erfaßten Namen schnell wieder vergaß. Die Bande, welche ihn an das Leben und die Heimath fesselten, wurden durch den Tod der Eltern und der einzigen Schwester gelöst; der Maler arbeitete nur mit um so größerer Treue in seiner ihn einzig tröstenden Kunstweise weiter. Dazu gehört auch „Der gute Hirte", ein Bild, welches in der Tiberias-Kirche des fernen Palästina hoffentlich lange noch den deutschen Reisenden eine freudige Ueberraschung gewährt (in Holzschnitt und farbigem Tafeldruck von Knöfler in Wien vervielfältigt). Für den Maler kamen noch schwere Tage der Krankheit mit bedrohlichem Augenleiden; sein stilles Schaffen blieb seine einzige tröstende Freude bis zu seinem wirklich seligen Ende. Die ihm zeitlebens immer erwiesene Verehrung und Liebe bewährte sich über das Grab. Wie ehedem der dichtende Frauenlob von schönen Frauen, so wurde unser Maler von sechs Priestern zu Grabe getragen und das durch seine neidenswerthe Thätigkeit geweihte Heim in ein seinen Namen tragendes Museum verwandelt, dessen größte Zier der mit gebührender Pietät gesammelte Nachlaß dieser echten Künstlerseele bildet.

Vgl. B. Stubenvoll, Beschreibung der Münchener Basilika 1875, S. 53. — Regnet in Lützow's Zeitschrift 1886, XXI, 116. — Beilage Nr. 28 Augsburger Postzeitung vom 7. Juli 1885 (mit der Geschichte des Tiberias-Bildes) und Beilage 47 derselben Zeitung vom 5. November 1885. — Nr. 306 Augsburger Abendzeitung vom 6. November 1885. — Die kleinen Notizen bei Fr. v. Bötticher u. Singer kommen hier nicht in Betracht.

Hyac. Holland.

Katte: Friedrich Christian Karl David von K., aus dem Hause Zollchow im Kreise Jerichow II der preußischen Provinz Sachsen, königlich preußischer Oberstlieutenant, bekannt durch den von ihm im J. 1809 unternommenen Aufstandsversuch zum Sturze der französischen Herrschaft im nordwestlichen Deutschland, wurde am 5. April 1770 geboren, trat 1786 als Junker bei einem Dragonerregimente in den Heeresdienst, wurde 1789 beim Infanterie-

regimente v. Knobelsdorff Nr. 27 Officier, nahm mit diesem, welches damals den Namen v. Tschammer führte, als Premierlieutenant am Kriege des Jahres 1806 theil und wurde 1808 Stabscapitän. In Verbindung mit der auf Abschüttelung des fremdherrlichen Joches sinnenden Partei, und namentlich mit dem zum Losschlagen bereiten Schill, gedachte er gleichzeitig mit letzterem eine Volkserhebung in der Altmark ins Leben zu rufen und sich des aus Anlaß des bevorstehenden Krieges gegen Oesterreich nur schwachbesetzten Magdeburg zu bemächtigen, wo er Mitwisser hatte und thätige Hilfe zu finden hoffte. Mit dem Beistande des Gutsbesitzers Heinrich v. Krosigk auf Poplitz und des Lieutenants Eugen v. Hirschfeld hatte er Verbindungen mit altpreußischen Soldaten in der damals westfälischen Altmark, wo er vor dem Kriege in Garnison gestanden hatte, angeknüpft und voreilig rief er am 2. April 1809 in Stendal zu den Waffen. Hier wie in Burgstall bemächtigte er sich der königlichen Kassen und rückte sodann mit seiner zusammengelaufenen, ganz ungenügend bewaffneten kleinen Schar gegen Magdeburg vor. Der dort befehligende französische General Michaud hatte bereits Gegenmaßregeln getroffen und Truppen gegen K. ausgesandt. Schon am 3. kam es bei Wollmirstedt zu einem heftigen, aber kurzen Kampfe, in welchem die Aufständischen unterlagen. Ihr Haufe wurde zersprengt, aber nur elf Mann fielen in feindliche Gefangenschaft. K. selbst rettete sich auf das rechte Elbufer in seine engere Heimath. Als die preußische Regierung ihn darauf mit Rücksicht auf die westfälische für vogelfrei erklärte, entfloh er über die Grenze und ging nach Böhmen, wo Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels in Nachod seine Schwarze Schar sammelte. Dieser stellte ihn als Rittmeister an. Aber seines Bleibens bei dem Corps war nicht lange. Schon bevor der Waffenstillstand abgeschlossen war, welcher den Herzog zu seinem Zuge an die Nordsee bestimmte, verließ er das Corps, nachdem er Ende Mai, von Kamnitz ausgeschickt, um einen feindlichen Transport abzufangen, bei Peterswalde überfallen war und sich mit knapper Noth, verwundet und mit zerfetzten Kleidern, gerettet hatte. Am 1. August 1810 wurde er aus dem preußischen Heere, mit der Erlaubniß in fremde Dienste zu gehen, als wirklicher Capitän dimittirt. Am 20. April 1813 wurde er als Stabsrittmeister beim Regimente Königin-Dragoner in jenem wieder angestellt, machte den Krieg mit, erwarb das Eiserne Kreuz, wurde vor dem Feldzuge des Jahres 1815 in die Adjutantur versetzt und nach Beendigung zum Major befördert, kam 1817 als aggregirt zum 10. (Magdeburgischen), 1819 in gleicher Eigenschaft zum 11. (Westfälischen) Husarenregimente und wurde am 14. November 1826 als Oberstlieutenant mit Pension und der Berechtigung zum Tragen der Regimentsuniform zum zweiten Male dimittirt. Er starb kinderlos am 9. Januar 1836 zu Neuklitsche in seinem obengenannten heimathlichen Kreise.

Lynker, Geschichte der Insurrectionen wider das westfälische Gouvernement. Cassel 1857. — Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz, herausgegeben von C. F. v. Vechelde, Braunschweig 1843. — v. Eck, Geschichte des Westfälischen Husarenregiments Nr. 11, Mainz 1893. — Der Herold, Berlin 1879.
B. v. Poten.

Kauffmann: Hermann K., Maler, geboren am 7. November 1808 in Hamburg, war der Sohn eines aus Frankfurt a. M. mit seiner Frau eingewanderten Kaufmanns. Mit 15 Jahren durfte er schon die Schule verlassen und sich unter Gerdt Hardorff's Leitung auf den Malerberuf vorbereiten. Die Kunst kräftiger Auffassung und Wiedergabe der Wirklichkeit war ihm schon früh eigen. Davon legt eine Bleistiftzeichnung, die er etwa als Siebzehnjähriger geschaffen haben muß, treffliches Zeugniß ab. Die einzelnen Stellungen

und Bewegungen einer Anzahl von Fischern bei ihrer schwierigen Arbeit zur Winterszeit, ein für jene Zeit auffallend unromantischer, anspruchsloser Gegenstand, sind da auffallend scharf beobachtet. Zwei frühere Radierungen, die Themata aus dem bäuerlichen Leben behandeln, sind, wie es scheint, unter dem Einfluß von Blättern Klein's und Erhard's entstanden.

In Dresden, wohin er sich 1827 begab, gefiel ihm die damals noch sehr rückständige Unterrichtsweise der Akademie sehr wenig, sodaß er sich nach siebenwöchentlichem Studium der dortigen Kunstschätze weiter begab. Zu Fuße zog er durch die Sächsische Schweiz und bis nach Nürnberg, wo er Klein's persönliche Bekanntschaft machte und, wiewohl nichts weniger als Romantiker, die Werke der Gothik und Renaissance doch eingehend betrachtete und gebührend bewunderte. Ueber Regensburg, dessen Dom ihn entzückte, ging er dann nach München, wo er bis 1833 blieb. Hier war für ihn der rechte Boden. Die von König Ludwig I. geförderte Monumentalkunst des Cornelius mit ihrer Gedankenblässe mußte ihn allerdings kalt lassen. Aber neben ihr fand ein gesunder Realismus bei Malern wie H. Bürkel, W. J. Wagenbauer, P. v. Heß, u. a. fröhliche Pflege. Fr. Pecht hat in seiner „Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert“ gezeigt, wie diese Richtung von naturalistischen Darstellungen aus dem napoleonischen Kriegsleben ihren Ausgang genommen und sich an Wouvermann's Reiterbilder aus dem 17. Jahrh. angelehnt hat. Man fing damals an, sich sehr für das Leben der Bauern zu interessiren; davon legt u. a. die lange vergessene Dorfpoesie Melchior Meyr's Zeugniß ab, der von 1829 ab mehrere Jahre in München studirte und schriftstellerte. K. fand sich von dem Pfälzer Hnr. Bürkel (geb. Pirmasens 1802, † München 1869) besonders angeregt. Er malte wie jener sein Lebtag gern Scenen aus der Heuernte, und noch lange munteres Treiben vor einer Schmiede; auch für seine Schneebilder, in denen er später so Tüchtiges leistete, fand er schon bei jenem Muster. Doch war bequeme Nachahmung nicht seine Sache. Zahlreiche in Zell am Ziller, Feldafing, Tölz, am Tegernsee, in Scharnitz und an anderen Orten Oberbaierns aufgenommene Skizzen zeigen seinen außergewöhnlichen Fleiß, sein ehrliches Streben nach Selbständigkeit. Alte und junge Bauern und Jäger begegnen uns da trefflich charakterisirt in den verschiedensten Stellungen und Haltungen. Von bis ins kleinste gehender Gewissenhaftigkeit legen viele Details, einzelne Arme, Hände, Gewandtheile und Geräthe, sowie sorgsame Baum-, Felsen-, Abhang- und Gewölkstudien Zeugniß ab, zuweilen hält er auch in Oelfarben das Bild einer im Hintergrund durch dunkles Gehölz und bläuliche Gebirge abgeschlossenen, sanft gewellten Ebene am Ammerfluß und ähnliches fest. Eine Sandgrube vorn an der Seite bringt dann wohl eine ganz persönliche Note hinein, kündigt die einsamen, zerfahrenen, stimmungsvollen Sandwege auf späteren Kauffmann'schen Gemälden an.

1833 mußte er infolge der Erkrankung des Vaters seine zweite Heimath, zu der ihm München geworden, verlassen und nach Hause zurückkehren. Gegen seine ursprüngliche Absicht blieb er dort; 1839 heirathete er Marianne Spengel. Ein Mann von so unbeirrbarer Selbständigkeit im Schauen und Fühlen mochte und konnte natürlich in Norddeutschland nicht einfach mit dem wuchern, was er im Süden in sich aufgenommen. Allerdings zeigten die Gemälde, die die Frucht einer 1843 auf Veranlassung des Fürsten Colloredo unternommenen norwegischen Reise waren, noch viel von der Art, die er Bürkel und anderen Münchnern abgelernt. Ein fröhlicher Hochzeitszug oder ein durchgehendes Pferd geben die Veranlassung zu höchst lebendigem Treiben auf einer Dorfstraße, in welche vielzackige Bergriesen hineinschauen. Sehr oberbairisch, munter und figurenreich ist auch noch die „Heimkehr von der Alm“ aus dem Jahre 1848. Inzwischen aber hatte er sich auf häufigen Wanderungen durch Hamburgs Um-

gebung und bei Gelegenheit wiederholten Aufenthalts in Ostholstein längst wieder ganz in die Art von Land und Volk daheim eingelebt. Dem Meer und der Küste blieb er dabei als Maler fern. Nur unmittelbar nach seiner Rückkehr führt er einmal in seiner „Heimkehr der Fischer“ an die Ostsee. Die 1839 nach der Wirklichkeit gegebene, wohlgelungene Darstellung aufgethürmter Eismassen mit eingekeilten Schiffen auf der Elbe erinnert daran, daß er Strom-, Hafen- und Canalmotive so gut wie nie behandelt hat. Die Gebiete, denen sein Interesse fast ausschließlich galt, werden bezeichnet durch Gemäldetitel wie: „Heuernte“, „Landleute bei der Ernte Mittagsruhe haltend“, „Postwagen im Schneesturm“, „Holzfuhren im Schnee“, „Artillerie im Schnee“, „Winterlandschaft mit Kirchhof“, „Vor der Schmiede“, „Norddeutsche Heide“ u. s. w. Idyllisch, genrehaft-anekdotisch und humoristisch sind fast nur seine liebenswürdigen Lithographien, die er, durch L. Richter angeregt, 1845 herausgegeben hat. Seine Gemälde und Federzeichnungen dagegen athmen die stille Größe der niederdeutschen Ebene. Die Menschen und die von ihm so geliebten Thiere, hauptsächlich Pferde, sind geschildert, wie sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit und Anspruchslosigkeit einförmige Arbeit verrichten oder nachdenklich auf neue harren, in Wind und Wetter, in Regen und Schneesturm, in Mittagsschwüle und Abendfrieden. Bei der Furth, die eben passirt wird, bei der Pferdeschwemme, vor dem Wirthshaus, bei dem angespannt und gefüttert wird, vor der Schmiede ergiebt sich Gelegenheit zum Geplauder, Austausch wohl von Wetterbetrachtungen und dergleichen. Nirgends aber begegnet uns ein Gegenstand oder Vorgang, der durch seine Besonderheit das Interesse auf sich ziehen wollte, jedes Bild zeigt vielmehr nur das typische Beispiel einer immerwiederkehrenden Erscheinung des Menschenlebens. Auf dem Boden urgesunder, durch unermüdliche und scharfäugige Naturbeobachtung gewonnener Realistik ist hier eine Kunst erwachsen, die die Vorgänge des Bauernlebens und der Landstraße, die schlichtesten Dinge von der Welt, ganz eigenartig zu adeln vermag und zwar unabhängig von Millet. Der ruhige Vortrag wird nur durch ganz leise, aber hinreichende Gegensätze und discrete, Stimmung machende Mittel belebt. Da sehen wir neben dem einen ruhig weitertrottenden und vor sich niederblickenden Zugthier das andere mit erhobenem oder etwas umgewandten Kopf; da schlafen unter einer Buche müde Schnitter und steht daneben ein Alter und schaut über die Felder; da verfolgt ein Fuhrmann, während seine Thiere ziehen, am Wege stehend, einen Reiter mit den Augen. Ebenso wie hier zeigt er sich in seinen Porträts kräftig und von jeglicher Pose frei. Seinem unermüdlichen Ringen hatte er es zu verdanken, daß er von der Farbenbuntheit seiner Zeit allmählich zu immer feiner abgestimmten Farbenharmonien gelangte. Seine Kartons und Studien, Kunstwerke hohen Ranges, befinden sich, wie seine Gemälde zu einem guten Theil in der Hamb. Kunsthalle. Er starb am 24. Mai 1889.

Alfred Lichtwark, Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg um 1800—1850. München 1893. Emil Benezé.

Kaufmann: Alexander K., Dichter, Cultur- und Sagenforscher, wurde geboren zu Bonn am 14. Mai 1817. K. entstammte einer alten Bonner Familie, die schon im 17. Jahrhundert im Besitze obrigkeitlicher Aemter erscheint. Der Großvater war kurfürstlicher Hofkammerrath, der Vater während der Fremdherrschaft Maire zu Adendorf in der Eifel. Im J. 1814 zog er wieder nach Bonn, und würde, da er gründliche Kenntnisse im französischen Recht durch eingehende Studien vervollständigte, wahrscheinlich eine Professur an der neugestifteten Universität erhalten haben, hätte ihn nicht ein vorzeitiger Tod schon am 8. September 1823 im 38. Jahre hinweggerafft. Die Wittwe behielt mit fünf Kindern ihren Wohnsitz in der Vaterstadt, darunter auch der

spätere Oberbürgermeister Leopold (s. d.). Alexander besuchte das Gymnasium, unterbrach aber seiner schwachen Gesundheit wegen den Lehrgang, um sich dem Buchhandel zu widmen. Als er, durch solche Thätigkeit wenig befriedigt, sich den Studien wieder zuwandte, wurde er gemeinsam mit den Söhnen des Curators Rehfues durch einen tüchtigen Philologen Königshoff, später Gymnasialdirector in Trier, für die Reifeprüfung vorbereitet, sodaß er im Mai 1838 die Universität beziehen konnte. Er trat in die juristische Facultät ein, obgleich eine ausgesprochene Neigung für Geschichte und Litteratur sowie seine poetische Begabung eine andere Richtung vorzeichneten. Wie öfters bei solchen Gegensätzen zwischen Pflicht und Neigung: der fleißige, kenntnißreiche Student gelangte doch zu keinem eigentlichen Abschluß seiner Studien, selbst dann nicht, als in den nächsten Jahren bedeutende akademische Lehrer, wie Friedrich Bluhme in der juristischen, Joseph Aschbach in der philosophischen Facultät sich freundlich seiner annahmen und ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen suchten. Mehr und mehr hatten während dieser Zeit auch die dichterischen Anregungen an Stärke gewonnen. Karl Simrock stand damals auf der Höhe seines poetischen Schaffens. Der Garten seines Hauses in der Acherstraße grenzte unmittelbar an den Garten des alten Kaufmann'schen Hauses am Römerplatz, und mit Verehrung hatte schon der Knabe zu dem 15 Jahre älteren Freunde der Familie emporgeblickt. Im Herbst 1838 war auch Gottfried Kinkel, vorerst als Docent der Theologie, nach Bonn gekommen. Er und seine spätere Gemahlin Johanna, die reich begabte, thatkräftige Tochter des Gymnasiallehrers Mockel, wurden bald der Mittelpunkt eines poetischen Kreises, der sich nach einem launigen Sonette Kinkel's den Namen „Maikäferbund" beilegte. Adolf Strodtmann hat schon 1850 in der Biographie dieses seines Freundes und Lehrers (s. u.) das heitere Wesen dieser Verbindung und die bedeutenden Persönlichkeiten geschildert, die sich an ihr betheiligten. K. gehörte bald zu den eifrigsten, von allen gern gesehenen Mitgliedern und lieferte unter dem Namen „der Rosenkäfer" zahlreiche Beiträge für das Vereinsblatt. Wie innig Kinkel ihm anhing, bezeugt vor allem dessen „Einem Verlorenen" überschriebenes Gedicht, eins der schönsten aus jener Zeit, das bekanntlich an K. gerichtet ist. Strodtmann nennt als Grund des darin beklagten Zerwürfnisses, K. habe aus Scheu vor dem durch Kinkel gereizten öffentlichen Urtheil gleich vielen andern sich von ihm zurückgezogen. Der wahre Grund lag in einem Mangel an Offenheit und Vertrauen von seiten Kinkel's, wodurch K. sich gekränkt fühlte. Nicht für immer; denn schon 1842, ein Jahr vor Kinkel's Vermählung, finden wir die Freunde wieder in dem früheren herzlichen Verkehr. Der Rhein mit seinem Sagenschatze und seiner Fülle landschaftlicher Schönheiten bot damals noch Malern, Dichtern und Historikern unerschöpfliche Anregung. Mit Vorliebe wurden rheinische Kunst, Sage und Geschichte betrieben. Simrock's Landgut bei Menzenberg und eine Besitzung der Kaufmann'schen Familie bei Mondorf waren häufig das Ziel heiterer, durch Gesang und Poesie verherrlichter Ausflüge. Der vielbesungenen Bucht bei Mondorf ist auch das folgende Gedicht Kaufmann's gewidmet, das seine Fähigkeit in wenigen Strichen ein stimmungsvolles Bild zu zeichnen, anmuthig hervortreten läßt:

Es hüllt der dunkle Wald uns ein;
Die Ruder plätschern matt und leise;
Kaum, daß von oben noch herein
Der Mond bescheint die stille Reise.
Die Blume träumt in stiller Pracht,
Es singen leis die schönen Frauen —
Wer möchte wohl in solcher Nacht
Noch wünschen je den Tag zu schauen!

In so anregender Umgebung verflossen genußreiche, die innere Entwicklung vielfach fördernde Jahre. Dabei wurde es aber doch Zeit, sich nach einem bestimmten Lebensberufe umzusehen. Es war Aschbach, der, mit der fürstlichen Familie von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg in naher Beziehung, den Bonner Gelehrten als Erzieher für den in das Knabenalter eintretenden Erbprinzen Karl empfahl. Anderthalb Jahre, von 1844—1845, widmete sich K. diesem Berufe zur vollen Zufriedenheit der fürstlichen Familie, kehrte aber dann nach Bonn zurück, um nunmehr mit neuem Eifer und in regelmäßiger Folge historische und philologische Studien zu betreiben. Auf einer Reise nach Berlin, die er um diese Zeit mit seinem Freunde Emil Naumann, dem späteren Musikdirector des dortigen königlichen Domchors, unternahm, fand er bei hochstehenden Personen, wie Alexander v. Humboldt, Tieck und in dem Hause des Oberhofpredigers Strauß, freundliche Aufnahme. Auch Friedrich Wilhelm IV. wurde er später empfohlen, aber ohne daß seine Lebensstellung dadurch eine Förderung erfahren hätte.

Von Gedichten, Aufsätzen in Zeitschriften und Recensionen ließe sich manches aus dieser Zeit anführen. Schon als Student hatte er 1840 zwei Gedichte, „Trennung“ und „Heimkehr“, in das von Freiligrath, Matzerath und Simrock herausgegebene „Rheinische Jahrbuch“ geliefert. Die erste eigene Schrift bildeten 1850 die anmuthigen Mittheilungen über Cäsarius von Heisterbach, welchem er bereits 1844 in dem von Laurenz Lersch veröffentlichten „Niederrheinischen Jahrbuch für Geschichte und Kunst“ einen Aufsatz gewidmet hatte. Die neue Schrift wurde Karl Simrock und neben ihm Johann Friedrich Böhmer zugeeignet, der sich eben 1849 in den „Regesten der Hohenstaufen“ sehr freundlich über K. ausgesprochen hatte. Noch im Sommer des Jahres 1850 trat dann auch für Kaufmann's äußere Stellung die entscheidende Wendung ein. Der junge Fürst von Löwenstein war nach dem Abscheiden seines Großvaters am 3. November 1849 zur Regierung gelangt, und die Vormundschaft — das Decret ist von dem Fürsten Heinrich XX. zu Reuß und dem Prager Cardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg am 10. und 12. November 1850 ausgefertigt — berief den ehemaligen Erzieher als fürstlichen Archivrath nach Wertheim. In dieser Stellung, die, man könnte sagen, eigens für ihn geschaffen war, hat K. mehr als 40 Jahre verlebt, ein treuer, pflichteifriger Beamter des fürstlichen Hauses, das ihm jederzeit unbedingtes Vertrauen und auszeichnendes Wohlwollen entgegenbrachte. Auch der Aufenthalt in der stillen, anmuthig in dem Winkel des Mains und der Tauber gelegenen Stadt war für einen Dichter von Kaufmann's Begabung und für Studien, wie er sie zu betreiben pflegte, in mancher Weise vortheilhaft. Von den großen Strömungen der Zeit in Politik, Kunst und Wissenschaft drang freilich nur ein verspäteter, schwacher Nachhall in diese Zurückgezogenheit. Der größte Uebelstand war dort Mangel litterarischer Hülfsmittel, der durch eine eifrig und mit sorgfältiger Auswahl gesammelte Privatbibliothek nicht völlig ersetzt werden konnte. Aber wer dürfte behaupten, daß K. seine Zeit verloren hätte! Schon 1852 erschien die erste Sammlung seiner „Gedichte“ (Düsseldorf bei Arnz), und ein Jahr später, durch Simrock's Rheinsagen angeregt und des Vorbildes würdig, die Sammlung der „Mainsagen“. Wesentliche Förderung erhielt er dabei von dem fleißigen Sammler des Ortes, dem spätern Schulrathe Fries, und bald sollte er nicht allein für litterarische Arbeiten, sondern für das Leben noch weit erfreulicheren Beistand finden.

Durch Georg Friedrich Daumer, den sagenkundigen Uebersetzer des Hafis, war er im September 1855 mit Mathilde Binder, einer Tochter des vormaligen Bürgermeisters von Nürnberg, in Beziehung getreten. Zu Düsseldorf, in dem

Hause des Malers Schrödter, und wo sie sonst verkehrte, pflegte man wol eine Strophe eines ihrer Gedichte („Die Seejungfrau im Oderhaff“) auf sie anzuwenden:

> Und wer sie mag gewahren,
> Dem ist ein Glücke nah;
> Schon ist ihm widerfahren
> Ein Glück, weil er sie sah.

K. hatte sie noch nicht gesehen, als bei ihnen, wie einige Jahre früher zwischen Levin Schücking und Luise v. Gall, die gegenseitige Neigung in einem stets inniger werdenden Briefwechsel bestimmten Ausdruck fand. Im Frühling 1857 führte K. die Erwählte, am 20. Mai ihm Angetraute in sein Haus, zunächst in eine nicht weit von Wertheim gelegene Mühle, die man öfters, wenn Poetenwohnungen zusammengestellt wurden, abgebildet hat, später in die dem Archiv nahe gelegene stattliche Amtswohnung.

Es läßt sich denken, daß der Dichter auch an der poetischen Thätigkeit seiner Frau (‚Amara George‘) lebhaften Antheil nahm. 1858 gab er mit ihr und Daumer „Mythoterpe, ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch“ heraus. Er hatte dafür eine große Zahl von Sagen und Mythen, slavische, nordische, vor allem spanische, theils bearbeitet, theils übersetzt, und sein großes Talent für die Form machte es ihm möglich, den eigenthümlichen Wohlklang der Originale mit Meisterschaft wiederzugeben. In einem und demselben Jahre 1862 erschienen dann seine bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Sagen- und Culturgeschichte: zunächst die erweiterte Bearbeitung der zwölf Jahre früher veröffentlichten Schrift über Cäsarius von Heisterbach, sodann die „Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrock's Rheinsagen und Alexander Kaufmann's Mainsagen“. Das Cäsarius-Buch hat, wie selten eine Darstellung dieser Art, in weiten Kreisen Freunde gefunden. Durch die Frische der Auffassung, die Feinheit des Urtheils und die vollkommene Beherrschung des gelehrten Materials verdient das Buch unter allem, was seitdem über rheinische Culturgeschichte ans Licht trat, noch immer in der ersten Reihe einen Platz. Von den Bemerkungen zu den Rhein- und Mainsagen war die erste Abtheilung früher als Anhang des Simrock'schen Werkes erschienen, aber nunmehr wie die Schrift über Cäsarius vielfach erweitert und ergänzt. Die Sagenforschung hatte damals noch keineswegs die in unserer Zeit gewonnene Schärfe und Sicherheit erlangt. Umsomehr muß man das treffende Urtheil und die eindringende Gelehrsamkeit des Verfassers schätzen, der mit scharfem Blick die Spreu vom Weizen sondert und durch keine landschaftliche Vorliebe sich verleiten läßt, verfälschte Münzen als echt in Umlauf zu setzen. Man lese, um wenigstens eins nur zu nennen, die Darstellung der bekanntlich von Clemens Brentano gestalteten Sage von der Loreley. Alles, was bis in die neueste Zeit (W. Hertz) von Berufenen und Unberufenen darüber geschrieben wurde, hat den Ausführungen Kaufmann's kaum wesentliches zuzusetzen oder entgegenzustellen vermocht.

Noch mehrere Jahre dauerte es, bis 1871 eine zweite Sammlung der Gedichte erschien mit dem nicht eben glücklich gewählten Titel: „Unter den Reben“. Schon der Zusatz: „Lieder und erzählende Gedichte“ beweist, daß man keineswegs ausschließlich ein „Weinbüchlein“, wie es die letzte Abtheilung liefert, vor sich hat. Heitere Scherze wie „Der heilige Peter zu Walporzheim“ und „Die Mönche vom Johannisberg“ werden nicht leicht der Vergessenheit anheimfallen; aber den Haupttheil der Sammlung bilden doch die „Lieder aus dem Jugendleben“ und „Aus ernsterer Zeit“ und in der zweiten Abtheilung dann „Erzählendes“. Dichtungen wie „König Trojan“, „Der Vandalen Auszug“ und die allerliebsten „Zwei Rheinfahrten“ (Beethoven's) dürfen in ihrer Art als Muster gelten. Daß unter dem neu Hinzugekommenen die 34 Gedichte

„an Amara“ den frischen Hauch des eigenen Liebeslebens in die Sammlung hineintrugen, läßt sich ja erwarten; aber auch in den übrigen Abtheilungen findet sich Köstliches zum ersten Male. Und doch enthält diese vermehrte Sammlung noch längst nicht alles, was zur Verfügung stand; der Verfasser hätte, wenn er nach der Weise der meisten Dichter verfahren wollte, einen doppelt so starken Band mit vollwerthigen Poesien füllen können. Der Grund so großer Zurückhaltung lag vorerst in der scharfen Selbstkritik, die er zu üben pflegte. „Er hat gewütet“, schrieb er schon in dem einleitenden Gedicht der ersten Sammlung,

> wie der Censor nicht
> Gewüthet hätte, mit gewalt'ger Scheere.
> Er hat gestrichen jegliches Gedicht,
> Das von des Lebens Leid, des Lebens Leere
> Gesungen, denn das Leben ist nicht leer:
> 's ist reich und bunt — schaut wacker nur umher!

Der zweite Grund war seine übergroße Bescheidenheit.

> Darf ein vergeßner Dichter wohl es wagen,
> Zu treten vor sein Volk? Mir zagt der Muth

heißt es 1871 in dem Vorwort der zweiten Ausgabe. Und doch war er nicht vergessen und ist nie vergessen worden, weder als Dichter noch als Gelehrter. In den litterarischen Handbüchern, oder wo man sonst von ihm sprach, wurde sein Name nie ohne Lob und Auszeichnung genannt. Musenalmanache wie gelehrte Zeitschriften bewarben sich um seine Theilnahme. Den Doctortitel hatte er am 26. August 1857 von der philosophischen Facultät in Tübingen erhalten; die historischen Vereine für Unterfranken, für das württembergische Franken und für den Niederrhein ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Er betrachtete alles, was ihm an Auszeichnungen zu Theil wurde, als unverdiente Gunst. Er war überrascht, als Schücking 1851 die Anthologie „Italia“, deren Plan doch von ihm ausgegangen war, ihm widmete, und bei einem Aufenthalt in München — November und December 1860 — setzte es ihn beinahe in Erstaunen, daß Dichter wie Geibel, Heyse, Bodenstedt und Emilie v. Ringseis, Gelehrte wie Carriere, Spruner, und Staatsmänner wie Hermann u. v. A. ihn mit Beweisen von Achtung und Freundschaft überhäuften. Noch in späterer Zeit erhielt er niemals, ohne sich zu verwundern, briefliche Zeugnisse, daß man nicht bloß in der Heimath, sondern auch im Auslande, in Oesterreich, Ungarn, Frankreich, Schweden, Werth und Bedeutung seiner litterarischen Arbeiten zu schätzen wisse. Auch in Bezug auf seine amtliche Thätigkeit ist es weit öfter von anderen als von ihm selbst hervorgehoben worden, daß er das reichhaltige, aber bei seiner Berufung noch ungeordnete Archiv in Wertheim durch eine zweckmäßige Eintheilung für Amt und Wissenschaft erst recht nutzbar machte. Der Ordnung des Dalberg'schen Familienarchivs in Aschaffenburg, die als Nebenarbeit 1871 rasch erledigt wurde, verdanke ich selber die Kenntniß wichtiger Correspondenzen der Revolutionszeit. Zu der archivalischen Thätigkeit war inzwischen noch die Behandlung der Schulsachen und der dem fürstlichen Hause zahlreich zustehenden Patronatsrechte gekommen. Beides gab Gelegenheit, dürftigen Gemeinden und Privatpersonen mannigfachen Beistand zuzuwenden. Mit klarem, ruhigem Blicke nahm sich K. der Sachen an, aber zugleich mit jenem Wohlwollen, man dürfte vielleicht sagen, mit jener Klugheit des Herzens, die oft besser als die scharfsinnigste Berechnung das Richtige trifft, weil sie ganz ohne Rückhalt und Nebenabsicht in die Lage des Rath- und Hülfesuchenden sich zu versetzen weiß.

So vergingen Jahre und Jahrzehnte. Die Reise nach München und einige Ausflüge in die rheinische Heimath ausgenommen, wäre von Unterbrechungen eines ruhig geordneten Lebensganges wenig zu sagen. Für Kauf-

mann's anspruchslosen Sinn genügten diese einfachen Verhältnisse, das liebevolle Versenken in die bald frohen, bald sorgenschweren Ereignisse des Familienlebens. Immer boten sich auch in der kleinen Stadt angenehme Berührungspunkte: eine historische Vereinigung fand in dem Archivrath ihren Mittelpunkt; nicht selten wurden fremde Gelehrte und Schriftsteller, sei es durch die Beziehungen zu dem Kaufmann'schen Ehepaar, sei es durch das Archiv und die Reize der Natur, nach Wertheim geführt. Dazu kam ein ausgedehnter Briefwechsel mit hervorragenden Männern, der in vielen Bänden sorgfältig geordnet, einem verständnißvollen Benutzer werthvolle Beiträge zur Kenntniß des geistigen Lebens jener Zeit gewähren könnte. Kein Jahr verging auch in diesem späteren Lebensalter, das nicht den einen oder andern Aufsatz in den verschiedenen Zeitschriften für Culturgeschichte, Archivwesen und in den Annalen gelehrter Gesellschaften gebracht hätte. Auch die Muse bezeugte noch immer von Zeit zu Zeit den heitern Sinn und die unverminderte Empfänglichkeit des Dichters für die reinsten und edelsten Freuden menschlichen Daseins. Von bedeutenderen Arbeiten sei hier nur erwähnt das gehaltvolle Lebensbild Philipp Joseph v. Rehfues' (s. o.) in der „Zeitschrift für preußische Geschichte" (1881), die durch neue Stücke und den Nachweis der Quellen stark vermehrte Ausgabe von Simrock's „Geschichtlichen deutschen Sagen" (1886), die Schrift über den Gartenbau im Mittelalter und während der Renaissance (1892) und die in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 1888/89 und 1891 veröffentlichte Uebersetzung der „wunderbaren und denkwürdigen Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach".

„Mîn êrste liebe der ich ie began,
diu selbe muoz an mir diu leste sîn"

sagt der Uebersetzer oder vielmehr Bearbeiter in der Vorrede mit Herrn Albrecht von Johansdorf dem Minnesänger. Und diese Liebe zeigt sich auch in dem warmen Ton der Uebertragung, in den belehrenden Anmerkungen und der geistvollen Anordnung des Stoffes, welche die zahlreichen Geschichten und Anekdoten, nicht wie in dem Original nach dem Inhalt, sondern nach dem Entstehungsort und dem Schauplatz abtheilt und dadurch für die Verbreitung des Sagenstoffes, besonders in den Rheinlanden, neue Gesichtspunkte eröffnet.

Bei alledem muß man bedauern, daß K. seine umfassenden Kenntnisse nicht zu einer Gesammtdarstellung verwenden konnte. Man erstaunte über den Reichthum, wenn man im Gespräch oder brieflich für eine einzelne Frage seine Wissenschaft auf die Probe stellte; eine deutsche Culturgeschichte des Mittelalters zu schreiben, wären gewiß nur wenige in gleichem Maße wie er befähigt gewesen. Aber wie viele sind denn glücklich genug, das Höchste, für das Anlagen und Kräfte sie bestimmten, wirklich zu erreichen? Begnügen wir uns an dem, was Alexander K. geleistet hat, freuen wir uns, daß seine Lebenskraft bis in die spätesten Jahre — man muß hinzufügen, über Erwarten lange — sich fruchtbar erweisen konnte. Denn seiner überaus zarten Gesundheit schien von Jugend auf eine lange Dauer nicht bestimmt; nur der sorgsamen, liebevollen Pflege seiner Gattin ist es zu verdanken, daß die stille Flamme dieses Dichterlebens, vor jedem rauhen, feindlichen Hauche behütet, fort und fort ihr mild erwärmendes Licht in der Nähe und bis in die Ferne verbreiten konnte. Eines letzten herrlichen Frühlings durfte er sich noch erfreuen; am Dienstag den 25. April 1893 abends 6 Uhr, traf er Anordnungen in seinem an die Tauber stoßenden Garten; eine Stunde später fand man ihn ohnmächtig in seinem Zimmer. Am folgenden Tage bewies die eingetretene Lähmung der rechten Seite, daß ein Schlagfluß ihn getroffen habe und keine Hoffnung auf Genesung übrig lasse. Zu klarem Bewußtsein kehrte er nicht wieder zurück; nur, wenn

die bekannte Stimme seiner Gattin oder der an das Krankenbett geeilten Söhne an sein Ohr drang, schien ein freudiges Gefühl die noch bewegungsfähige Seite seines Antlitzes zu beleben. Am Montag den 1. Mai, abends 1/4 nach 10 Uhr, entschlief er sanft und friedlich, wie er gelebt, während in den Blüthenbäumen unter dem Fenster eine Nachtigall mit heller Stimme das Erwachen eines neuen Lenzes feierte.

Vorstehendes wesentlich Abdruck meines Nekrologs Kölnische Ztg., 14. Mai 1893. — Eigene Erinnerungen und Familiennachrichten. — Adolf Strodtmann, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung (1850/1, 2 Bde.). — Ludw. Fränkel, Alexander Kaufmann, „Die Gegenwart“, 9. Sept. 1893. — Josef Joesten, G. Kinkel, Köln 1904. — Literatur u. Bibliographie bei Leimbach, Die dtsch. Dichter d. Neuzeit IV, 312 ff. H. Hüffer.

Kaufmann: David K., hervorragender Geschichtsforscher und Religionsphilosoph, geboren in Kojetein am 7. Juni 1852, † in Karlsbad am 6. Juli 1899. K. ist der Sohn eines Landwirthes Leopold K. Sein Großvater, Rabbi Isaac K., der in seinem elterlichen Hause wohnte und neben seinem geschäftlichen Berufe dem Studium des Talmud oblag, hatte in seinen Frühjahren die jüdische Hochschule in Posen, die unter Leitung des berühmten R. Akiba Eger stand, besucht, und besaß eine sehr ansehnliche hebräische Bibliothek. Seine Mutter, Rosa, ist eine Tochter des Rabbi David, der durch jüdische Gelehrsamkeit ausgezeichnet war und dessen Vater Rabbi Jacob in Wagstadt wohnte und den Ehrentitel „Rosch Medina“ (Haupt der Provinz) führte. Im Elternhause und in der Judengasse in Kojetein, die nichts Ghettoartiges an sich hat und die durch eine anmuthig liegende Häuserreihe einen freundlichen Anblick darbietet, empfing K. die ersten geistigen Eindrücke. Die Lehrer, die ihm die elementaren Kenntnisse beibrachten, waren Abraham Seidel, J. Zimbalist, Josef Grün und Heinrich Böhm, welcher letztere ein guter Hebraist, der sich auch schriftstellerisch versuchte, ihn auch später in der französischen und englischen Sprache unterrichtete. Die eigentliche Grundlage zu seiner theologischen Ausbildung aber erhielt er durch den gelehrten Rabbiner der Kojeteiner Gemeinde, Jacob Brüll, der überhaupt seine Erziehung und Fortbildung, theils selbst leitete und theils um dieselbe aufs eifrigste bemüht war. In seinem Lebenslaufe, abgefaßt 1867, schreibt K.: Rabbiner Brüll hat einen großen, ja den größten Antheil an meiner Erziehung, und meistens war er es, der mich bis zu meinem gegenwärtigen Stande gebracht hat. Auch Nehemias Brüll, der später als einer der hervorragendsten jüdischen Gelehrten bekannt geworden, ertheilte K. eine Zeit lang Unterricht in der lateinischen Sprache. Der nachmalige Rector der Czernowitzer Universität, Prof. Dr. Loserth, ertheilte selbst noch Gymnasiast, K. eine Zeit lang Privatunterricht und übte einen nachhaltigen Einfluß auf dessen Bildungsgang aus. Nachdem K. einige Classen als Privatschüler im Piaristen-Gymnasium in Kremsier absolvirt hatte, brachte ihn Rabbiner Jacob Brüll, der um seine Fortbildung stets treu besorgte Lehrer, selbst im J. 1867 nach Breslau, um seine Aufnahme in das dortige jüdisch-theologische Seminar, dem damals Dr. Zacharias Frankel vorstand, und an dem Männer wie Prof. Graetz, Freudenthal, Rosin und Zuckermann als Docenten thätig waren, zu bewirken. Der Director der Anstalt und Dr. Rosin besonders, erkannten in dem neu aufgenommenen Schüler bald einen Zögling von ganz außerordentlicher Veranlagung und Vorbildung. Nach Absolvirung der Gymnasialabtheilung und bestandener Prüfung in Teschen 1869 kam K. in die Oberabtheilung des Seminars, woselbst er bis zu seiner am 27. Januar 1877 erfolgten Entlassung als Rabbiner verblieb. Er besuchte in Breslau gleichzeitig die Universität und hörte Vorlesungen bei Ferdinand Cohn (Natur-

wissenschaften), Dilthey (Philosophie), Schmölders und Magnus (orientalische Sprachen). Auf Grund seiner Arbeit: Die „Religionsphilosophie des Saadia", die später in seiner Geschichte der Attributenlehre zum Abdrucke gelangte, erhielt er am 4. Juli 1874 in Leipzig, wo er in freundschaftliche Beziehung zu dem Arabisten Prof. Fleischer trat, die philosophische Doctorwürde. 1874 löste K. am Seminar die Lehmann'sche Preisaufgabe mit der Arbeit: „Die Theologie des Bachja ibn Pakuda", abgedruckt in den Publicationen der Akademie der Wissenschaften in Wien (1874). Im J. 1876 noch als Hörer am Seminar, bewarb sich K. um die vacant gewordene Rabbinerstelle in Berlin. Er predigte an den hohen Festen daselbst mit durchschlagendem Erfolge. Die Unterhandlungen führten aber infolge wesentlicher Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Vorstande und K., der mehr zur conservativen Richtung hinneigte, nicht zu dem erhofften Resultate. Die aus diesem Anlasse gehaltenen Reden sind unter dem Titel: „Sieben Predigten in den Berliner Gemeindesynagogen" bei Louis Gerschel erschienen und Leopold Zunz gewidmet, mit dem K. später einen sehr regen litterarischen Briefwechsel unterhielt. Bald nachdem sich die Unterhandlungen mit Berlin zerschlagen hatten, erhielt K. einen Ruf als Professor an die, auf Initiative der Regierung, in Budapest ins Leben gerufene Landesrabbinerschule (1877). Im Auftrage der Anstalt reiste K. nach Padua, um die käuflich erworbene Bibliothek Elie della Torres zu übernehmen. Als Bibliothekar der Landesrabbinerschule hatte er Gelegenheit, sich reiche bibliographische Kenntnisse anzueignen, die allen seinen litterarischen Publicationen einen erhöhten Werth verleihen. In Budapest, wo er sich bald auch die ungarische Sprache in Wort und Schrift aneignete, unterrichtete er in der Unterabtheilung der Landesrabbinerschule Deutsch und Griechisch und in der Oberabtheilung jüdische Geschichte, Religionsphilosophie und Homiletik. Er war durch seine ganze Persönlichkeit von großem Einflusse auf seine Schüler, die er nicht nur zu gediegenen Rabbinern, sondern auch zu tüchtigen jüdischen Gelehrten heranzubilden bemüht war. Seine ersten litterarischen Arbeiten sind 1872 und 1873 Recensionen in Rahmer's Jüdischem Litteraturblatt und im Magazin für die Litteratur des Auslandes. 1877 sind von ihm erschienen: „Predigt, gehalten bei der Einweihung der Synagoge der Landesrabbinerschule am 6. October 1877"; „Jehuda Halewi, Versuch einer Charakteristik" (Breslau, Schletter); „Geschichte der Attributenlehre in der jüdischen Religionsphilosophie des Mittelalters von Saadia bis Maimuni" (Gotha, Perthes), und „Georg Elliot und das Judenthum, Versuch einer Würdigung Daniel Derondas" bei B. L. Monasch in Krotoschin (Sonderabdruck aus der Frankel-Graetz'schen Monatsschrift, auch ins Englische übersetzt erschienen von J. W. Ferrier, London bei William Blackwood and Sons). 1880 erschienen: „Die Lichter am Abend", Predigt am Sabbath vor dem Chunikafeste, gehalten in der Synagoge der Landesrabbinerschule zu Budapest; „Die Spuren Al-Batlajusis in der jüdischen Religionsphilosophie nebst einer Ausgabe der hebräischen Uebersetzung seiner bildlichen Kreise", und „Ein Wort im Vertrauen an Herrn Hofprediger Stoecker" (Berlin, Louis Gerschel). Am 10. April 1881 heirathete K. Frl. Irma Gomperz († am 19. Juni 1905), die ein lebhaftes Interesse für seine litterarische Thätigkeit bekundete. Durch seine glänzend gewordene materielle Position war er jetzt in der Lage, für seine litterarischen Liebhabereien auch große Mittel aufzuwenden. (Vgl. über die Familie Gomperz: An der Bahre Siegm. Gomperz' von K. Budapest 1893.) K. bethätigte sich als fleißiger Mitarbeiter an vielen Zeitschriften (Göttinger Gelehrte Anzeigen, Revue des Etudes juives, Jewish Quart. Review, Allgem. Zeit. d. Judenthums, Archaeologia Extersito, Oester-

reichische Monatsschrift für den Orient, Haasif, Israelitische Letterbode, Magyar Zsido Szemle, Neue freie Presse, Israelitische Wochenschrift, Pester Lloyd), gab selbst im Vereine mit Dr. M. Brann seit 1892 die Frankel-Graetzsche Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums heraus und war nebstdem auch thätiges Vorstandsmitglied des hebräischen Litteraturvereins „Mekize Nirdamim". Hervorgehoben sei auch seine Mitarbeiterschaft an der Allgem. Deutschen Biographie. 1887 veröffentlichte K.: „Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien, ihre Vorgeschichte (1625—1670) und ihre Opfer" (Wien, Konegen), und seine Schrift: „Paul de Lagarde's jüdische Gelehrsamkeit" (Leipzig, Otto Schulze), eine Gegenschrift zu Paul de Lagarde's: „Erinnerungen an Friedrich Rückert, Lippmann Zunz und seine Verehrer", in welcher Zunz als „ein Schwachkopf ersten Ranges, der in gröbster Weise die Wahrheit entstellt" bezeichnet wurde. Durch diese mannhafte Schrift gegen Lagarde wurde K. von der weiteren Mitarbeiterschaft an den Göttinger Gelehrten Anzeigen ausgeschlossen. 1888 erschien von K.: Zur Geschichte jüdischer Familien: I. „Samson Wertheimer, der Oberhoffactor und Landesrabbiner 1658—1724 und seine Brüder" (Wien, Friedrich Beck); 1891: „Urkundliches zu Samson Wertheimer"; 1892: „Die Familien Prags nach den Epitaphien des alten jüdischen Friedhofes in Prag, zusammengestellt von Simon Hock. Aus dessen Nachlasse herausgegeben, mit Anmerkungen versehen und eingeleitet"; 1893: „Die ersten hebräischen Melodien". Uebersetzungen von S. Heller. Aus dessen Nachlasse herausgegeben (Trier, Siegmund Mayer, von seiner Wittwe von neuem herausgegeben in zweiter Auflage); „Wie heben wir den Sinn unserer Mädchen? Eine Antwort an Herrn Wilhelm v. Gutmann" (Trier, Siegmund Mayer); 1894: Zur Geschichte jüdischer Familien: II. „R. Jair Chajim Bacharach (1638—1702) und seine Ahnen" (Trier, Siegmund Mayer); 1895: „Dr. Israel Conegliano und seine Verdienste um die Republik Venedig bis auf den Frieden von Carlowitz. Die Erstürmung Ofens und ihre Vorgeschichte nach dem Berichte Isaac Schulhofs (1650—1732) herausgegeben und biographisch eingeleitet" (Trier, Siegmund Mayer); 1896: „Aus Heinrich Heine's Ahnensaal" (Breslau, Schlesische Buchdruckerei). Wichtig für die Culturgeschichte der Juden im 17. und 18. Jahrhundert erwies sich die von ihm herausgegebene Schrift: „Die Memoiren des Glückel von Hameln 1645—1719" (Frankfurt a. M., J. Kauffmann). Als sehr werthvoll und grundlegend erweisen sich besonders die „Studien auf dem Gebiete der jüdischen Kunstgeschichte", und es war ihm gelungen, den Nachweis zu führen, daß die Mitarbeiterschaft der Juden auch auf diesem Gebiete eine sehr rege gewesen, entgegen der vom Vorurtheile ausgegebenen Meinung, daß die Kunst den religiösen Principien des Judenthums nicht entspreche. In einer Arbeit über die Geschichte der Handschriften-Illustrationen zeigte K. die Bedeutung der Kunstleistung der Juden, die besonders von Thoraschreibern ausgegangen, wie dies aus Bibelcodices, Esterrollen, Machsorim, Siddurim hervorgeht. Besonders mit reichem Bilderschmuck und herrlichen Federzeichnungen waren die Pessachhaggadas (man vergleiche hierzu besonders die Haggadah von Serajevo) versehen, ebenso Maimuni's Mischne-Thora und Testamente und Kethuboth. K. wies aus vielen Beispielen nach, wie die bildende Kunst, die Malerei und sogar die Plastik ihren Einzug in die Synagoge gehalten. Diese äußerst werthvollen Studien Kaufmann's gaben den Anstoß zur Gründung der Gesellschaft für Sammlung und Conservirung von Kunstgegenständen und historischen Denkmälern des Judenthums in Wien, und enthält der erste Jahresbericht dieses der jüdischen Kunst gewidmeten Institutes Kaufmann's Beiträge zur Geschichte der Kunst in der Synagoge, wie er denn auch der Gesellschaft

für jüdische Volkskunde, 1898 in Hamburg, von Dr. Grunwald gegründet, das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. Im Sommer 1899 kam K. in Begleitung seiner Mutter, die voll Liebe an dem Sohne hing und sein Wachsen in der Wissenschaft mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte, nach Karlsbad. Er war daselbst noch mit vielen litterarischen Plänen für die Zukunft beschäftigt und arbeitete auch an seiner letzten Schrift über Salomon ibn Gabirol, als er am 6. Juli nach kurzem Krankenlager, das durch einen ihm zugestoßenen Unfall seinen Anfang nahm, vom Tode dahingerafft wurde. Sein Leichnam wurde am 9. Juli, nachdem Rabbiner Dr. Ziegler und Rabbiner Dr. Kayserling der allgemeinen Trauer Ausdruck gegeben, nach Budapest, der Stätte seines langjährigen segensreichen Wirkens, überführt und dort am 11. Juli unter großer Theilnahme weiter Kreise zur letzten Ruhe geleitet. Adolf Brüll.

Kaufmann: Leopold Ernst K., geboren in Bonn am 13. März 1821, entstammte einer alten, im städtischen und kurfürstlichen Dienste verdienten Bonner Patricierfamilie. Sein Vater Franz Wilhelm August Nepomuk Kaufmann war während der französischen Herrschaft Bürgermeister in dem bei Bonn gelegenen Adendorf gewesen. Später lebte er in Bonn litterarischen Studien, die ihn auch zu dem Weimarer Kreise in Beziehung brachten. Er starb schon früh, zwei Jahre nach der Geburt seines Sohnes Leopold. Die Vorfahren der Mutter Kaufmann's, Josephine v. Pelzer, bekleideten einflußreiche Aemter im kurpfälzischen und kurkölnischen Dienste und im Kölner Stadtregiment. Der Großvater Kaufmann's, der kurkölnische Geheimrath Jakob Tillmann v. Pelzer, ist durch die Veröffentlichung von Hermann Hüffer: Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution (Bonn 1873) weiteren Kreisen bekannt geworden.

Im Kaufmann'schen Elternhause war die reizvolle rheinische Cultur des 18. Jahrhunderts weiter gepflegt worden. Die Erinnerungen an die Tage der kurfürstlichen Herrschaft, in welchen sich in dem höheren Beamtenthum eine vielseitige geistige Bewegung entwickelt hatte, waren noch lebendig. Der neuen preußischen Regierung, deren strammes, bisweilen engherzig büreaukratisches Wesen von dem milden Regiment des Krumenstabes nicht wenig abstach, gelang es nur langsam, das volle Vertrauen der rheinischen Landeskinder zu erwerben. Für das geistige Leben der Rheinlande war die Errichtung der Friedrich-Wilhelm-Universität von weittragender Bedeutung. Sie brachte in die culturell aufnahmefähigen Bonner Kreise neue, werthvolle Bildungselemente. Auch in dem Kaufmann'schen Hause fanden sich die alte und neue Zeit harmonisch vereinigt. Zu dem bunten Kreise hervorragender Männer, welche die edle, feingebildete Mutter Kaufmann's bei sich versammelte, gehörten u. a. der Universitätscurator v. Rehfues, die Professoren v. Bethmann-Hollweg, v. Münchow, E. M. Arndt, die Theologen Ignaz Ritter, Heinrich Klee und der Kunsthistoriker Ernst Förster. Auch Berthold Auerbach war häufiger Gast des Hauses. Die Mutter Kaufmann's hat ihn zu seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten angeregt. Eine musikalisch begabte Tante, die den Unterricht Ludwig van Beethoven's genossen hatte, machte K. mit den Werken ihres Lehrers bekannt. Ernst v. Schiller, zweiter Sohn des Dichters, der eine nahe Verwandte Kaufmann's geheirathet hatte, führte den Knaben in die deutsche Litteratur ein. Der ältere Bruder Kaufmann's, der als Dichter und Bearbeiter des Cäsarius von Heisterbach bekannte Alexander Kaufmann, hatte sich den rheinischen Dichtern angeschlossen, die sich als „Maikäferbund“ um Gottfried Kinkel vereinigt hatten. Der Verkehr mit diesen frischstrebenden jungen Männern brachte auch Leopold Kaufmann

manche Anregung. Die geistvolle Gattin Kinkel's hatte die musikalische Ausbildung Kaufmann's übernommen. Durch den Verkehr mit den verwandten Malern Karl und Andreas Müller und ihren Freunden auf der Düsseldorfer Kunstakademie bildete K. sein feines Verständniß für die bildende Kunst aus, das er in späteren Jahren vielseitig zu bethätigen Gelegenheit fand. Eine nahe Beziehung zu altpreußischen Kreisen vermittelte der Pathe Kaufmann's, der aus Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg bekannte Graf Leopold v. Schlaberndorf aus Gröben. Er war während der Freiheitskriege schwer verwundet in dem Kaufmann'schen Hause verpflegt worden. Zwischen dem Grafen und der Familie Kaufmann hatte sich hieraus ein enges Freundschaftsverhältniß entwickelt.

Im J. 1840 bezog K. die Bonner Universität. Er schloß sich besonders an die juristischen Professoren Böcking und Walter an. Neben dem juristischen Studium wurden Musik und schöngeistige Interessen gepflegt. Die Musik brachte K. mit Franz Liszt und Felix Mendelssohn in Beziehung und führte ihm in dem späteren conservativen Politiker Andrae-Roman und dem als Componisten vielgesungener Studentenlieder bekannt gewordenen Pastor Justus Lyra neue Freunde zu. Ende 1843 bestand K. das Auscultatorexamen und begann in Koblenz, wo er auch sein militärisches Dienstjahr absolvirte, mit seinem Freunde v. Ernsthausen, dem späteren Oberpräsidenten von Westpreußen, den juristischen Vorbereitungsdienst. 1848 trat K. als einer der ersten jungen rheinischen Justizbeamten in den preußischen Verwaltungsdienst, trotzdem der durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse tief verstimmte Graf Schlaberndorf den Uebertritt zur Regierung dringend widerrathen hatte. Alsbald nach dem Regierungsreferendarexamen im Sommer 1848 wurde K. die Verwaltung der Bürgermeisterei Unkel am Rhein übertragen. Der dortige Bürgermeister hatte der auch in den Rheinlanden die Behörden überraschenden politischen Erregung weichen müssen. K. kannte rheinische Denkungsart und wußte durch maßvolle Klugheit die Bevölkerung bald zu beruhigen. Ende September 1849 kehrte er zur Regierung nach Koblenz zurück. Im April 1850 wurde ihm die Verwaltung des Landrathsamts Zell an der Mosel übertragen. Durch sein umsichtiges und entschlossenes Verhalten bei einer im Kreise Zell geplanten Demonstration der Demokraten zog K. die Aufmerksamkeit des Ministers v. Manteuffel auf sich, der bei einem Besuch der Rheinlande im Herbst 1850 dem jungen Beamten eine aussichtsvolle Laufbahn im Staatsdienste prophezeite. Der Weg Kaufmann's nahm aber schon bald eine andere Wendung.

Im October 1850 wurde K. fast einstimmig zum Bürgermeister seiner Vaterstadt Bonn gewählt. Nachdem er noch an der Mobilmachung des Jahres 1850 theilgenommen, wurde er am 10. Mai 1851 in sein neues Amt eingeführt. Er hat es bis zum Jahre 1875 bekleidet. Sein Wirken in dieser Stelle zeigte die Durchführung eines klaren, den Verhältnissen der Gegenwart sowie den berechtigten Rücksichten auf die Zukunft der Stadt entspringenden Programms. Es galt, mit bescheidenen Mitteln möglichst viel zu leisten. Das Armenwesen und die Schulfrage lagen K. besonders am Herzen. Auch die würdige Ausgestaltung des schönen Bonner Friedhofs beschäftigte ihn lebhaft. Der Errichtung kunstvoller Grabdenkmäler und der würdigen Erhaltung der Gräber großer Todten galt seine Sorge. An erster Stelle seien genannt die Ruhestätten der Gattin Friedrich v. Schiller's und Robert Schumann's. Fortdauernde Aufmerksamkeit widmete K. der Pflege der Musik in der Stadt Bonn. Seiner Initiative waren auch das große Musikfest zu Ehren des hundertjährigen Geburtstages Beethoven's im J. 1871 und die

Schumannfeier im J. 1873 zu danken. Eine sorgsam ausgewählte Bibliothek, gute Hausmusik, eine kleine, aber vortreffliche Sammlung Dürer'scher Holzschnitte und alljährliche Reisen boten K. Erholung nach seinen Amtsgeschäften. Eine Quelle vielseitiger Anregung bot ihm auch das meist aus Mitgliedern der Universität bestehende Bonner „Freundeskränzchen". Die Professoren Dahlmann, Welcker, Bluhme und v. Bethmann-Hollweg hatten zu den Gründern dieser Vereinigung gehört. Die Vorträge, welche K. in diesem Kreise hielt, betrafen Gegenstände der Kunst, der rheinischen Geschichte und Schulfragen. Sie zeichneten sich durch sorgfältige Ausarbeitung und künstlerische Form besonders aus.

Die politischen Kämpfe der Conflictszeit haben auch im Leben Kaufmann's ihre Spuren zurückgelassen. Die Nothwendigkeit der Reorganisation der Armee kannte er an, dagegen nicht die Art und Weise ihrer Durchführung. Er gehörte deshalb auch zu den „verfassungstreuen" Mitgliedern des Herrenhauses, welche in der Sitzung vom 11. October 1862 gegen den Antrag des Grafen Schwerin stimmten, den Staatshaushaltetat für 1862 in der ursprünglich an das Herrenhaus gelangten Fassung anzunehmen. Andererseits trat er dem Versuch der Fortschrittspartei, das Arndtfest in Bonn im Juli 1865 zu einer Kundgebung gegen die Regierung zu benutzen, mit Entschiedenheit entgegen. Die Presse beschäftigte sich damals lebhaft mit dem — energischen, aber loyalen — Vorgehen des Bonner Oberbürgermeisters. Der deutsch-französische Krieg gab K. Gelegenheit zu ausgedehnter Bethätigung patriotischer Gesinnung. In Bonn wurde damals ein wahrer Wettstreit an außerordentlicher Opferwilligkeit entwickelt.

Im Elternhause Kaufmann's hatte volle religiöse Duldsamkeit geherrscht, wie es bei dem feingebildeten rheinischen Beamtenstand jener Zeit meistens der Fall war. Die Religion war überwiegend als Herzenssache betrachtet worden, während die dogmatische Grundlage mehr zurücktrat. Später hat sich bei K. der Sinn für kirchliches Leben vertieft. Der Geist der Duldsamkeit aber, welchen ihm das Elternhaus mitgegeben, die Kunst mit Menschen zu verkehren, die religiös auf entgegengesetztem Standpunkte stehen, die Weisheit, tolerant zu sein, ohne indifferent zu werden, haben K. für sein ganzes Leben geziert. In den Kämpfen um das Vaticanum, für die neben München Bonn ein Hauptplatz wurde, und in welchen mehrere nahe Freunde Kaufmann's, besonders der Universitätsprofessor Dieringer im Vordergrunde standen, beobachte K. eine zurückhaltende Stellung. Im Juli 1874 wurde er von dem Bonner Stadtrath zm dritten Male einstimmig für zwölf Jahre als Oberbürgermeister wiedergewählt. Der Kampf des Staats mit der Kirche war inzwischen lebhaft entbrannt. In Bonn zweifelte man nicht an der Bestätigung Kaufmann's, der trotz seines kirchlich gerichteten Wesens als bewährter, königstreuer Beamter geschätzt war. Auch der zuständige Regierungspräsident hatte die Bestätigung der Wahl höheren Orts beantragt. Nach halbjährigem Warten wurde K. im Auftrage des Ministers des Innern zu einer Erklärung über seine Stellung zu dem kirchenpolitischen Conflict aufgefordert. Im Verlaufe der Besprechung mit den Kölner Regierungsvertretern wurde K. die Frage vorgelegt, ob er die Nothwendigkeit des kirchenpolitischen Kampfes und die Gerechtigkeit der dieserhalb erlassenen Gesetze anerkenne. Diese Frage vermochte er nicht zu bejahen. Er fügte aber hinzu, daß er in seinem Amte die Gesetze ausführen werde, auch wenn er mit ihrem Inhalt nicht einverstanden sei, solange als er dabei mit seinem Gewissen und seiner Ehre nicht in Conflict kommen würde. Auf die weitere Frage, ob er die Gesetze auch gerne durchführen würde, verweigerte K. eine Antwort. Am 8. Mai 1875

wurde der Wiederwahl Kaufmann's die Bestätigung versagt. Das Bekanntwerden der im Juli 1875 im Abgeordnetenhause eingebrachten Interpellation Windthorst's über den „Fall K." führte zu heftigen Angriffen und Verdächtigungen gegen den früheren Oberbürgermeister. Seine harmonische Natur verlor auch jetzt nicht ihre Fassung. „Sie wissen", schrieb er damals an Gottfried Kinkel, „wie tolerant und wahrhaft freisinnig wir hier am Rhein aufgewachsen sind". Die Absicht, im politischen Leben weiterhin eine Rolle zu spielen oder eine persönliche Gereiztheit über seine Nichtbestätigung lagen K. fern. Sein Gerechtigkeitssinn aber, welcher die Rechte der Katholiken Preußens durch die Culturkampfgesetzgebung als verletzt erachtete und der Wunsch, für seinen Theil mitzuwirken, diese für Staat und Kirche gleich unerfreulichen Zustände zu beseitigen, bestimmten ihn Ende 1876 ein Mandat zum preußischen Abgeordnetenhaus zu übernehmen. K. trat der Zentrumsfraction bei, zu deren versöhnlichen Elementen er stets gehört hat. Den Schwerpunkt seiner parlamentarischen Thätigkeit verlegte K. in die Commissionsarbeiten. Er war viele Jahre als Vorsitzender der Gemeindecommission durch sein reiches Wissen, seine geschäftliche Gewandheit und sein besonnenes Urtheil geschätzt. Im Plenum ergriff er wiederholt über Fragen der Kunst das Wort. Die staatlichen Kunstinstitute fanden bei ihm stets verständnißvolle Förderung. Während der Parlamentszeit Kaufmann's war die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland ins Leben getreten. Neben Professor v. Hertling und dem späteren Kölner Erzbischof Professor Simar war K. an der Gründung dieser Gesellschaft hauptsächlich betheiligt. Für die Görresgesellschaft hat K. 1881 eine Monographie über Albrecht Dürer verfaßt, die 1887 mit reichem Bilderschmuck versehen in zweiter, erweiterter Auflage erschien. Eine Reihe culturgeschichtlicher Aufsätze veröffentlichte K. 1884 unter dem Titel: „Bilder aus dem Rheinland". Es waren gleichsam duftige Aquarellblätter voll Gemüths, scharfer Beobachtungsgabe und Verständniß für die Seele der rheinischen Heimath. Auch dem Historischen Verein für den Niederrhein, dem Sammelpunkt der localhistorischen Bestrebungen im Rheinlande, sowie der von Domcapitular Schnütgen gegründeten Zeitschrift für christliche Kunst stand K. nahe. Eine zweite Vereinsschrift für die Görresgesellschaft lieferte er im J. 1891: „Philipp Veit, Vorträge über Kunst".

Bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause im J. 1888 nahm K. ein Mandat nicht mehr an, um sich ungestört seinen Studien und der Förderung eines alten Lieblingsplanes, der stilgerechten Wiederherstellung der Bonner Münsterkirche, widmen zu können. K. war seit 1855 mit Elisabeth Michels, der Tochter des als Förderer des Gesellenvaters Adolph Kolping und Gründer des St. Marienhospitals in Köln verdienten Kölner Großkaufmanns Peter Michels verheirathet. Mit dieser geistig angeregten treuen Lebensgefährtin erfreute sich K. eines durch körperliche Beschwerden des Alters kaum getrübten sonnigwarmen Lebensabends in nie ermüdender Sorge für seine Kinder, bei seinen Kunstwerken und Büchern und im stillen Sinnen in der Vergangenheit. 1892 unternahm K. mit seiner Gattin und seinem Jugendfreunde, dem Maler Professor Karl Müller aus Düsseldorf, seine letzte Studienreise nach Italien. Die Aufzeichnungen, welche K. in diesen Jahren über seine Lectüre machte, gehören zum Reifsten, was er geschrieben. Neben kunstgeschichtlichen Werken bevorzugte er besonders die italienische Litteratur. Ende Januar 1898 erkrankte K. an einer Lungenentzündung, der er am 27. Februar 1898 erlag. Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er am Schreibtisch gesessen, auf dem man später Kaufmann's letzte Niederschrift fand. Es waren einige Verse des von ihm besonders verehrten Uhland:

O Sonn', o ihr Berge drüben,
O Feld und grüner Wald,
Wie seid Ihr so jung geblieben
Und ich bin worden so alt!

Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn. Ein Lebensbild von Dr. Franz Kaufmann. Köln 1903. — Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn. Ein Zeit- und Lebensbild von Rhenanus. Wissenschaftliche Beilage zur Germania Nr. 35, Jahrgang 1903. — Von vergangener deutscher Cultur. Von Professor M. Spahn. Der Tag Nr. 415, Jahrgang 1903. — Zur Geschichte der Familien Kaufmann aus Bonn und v. Pelzer aus Köln. Von Dr. Paul Kaufmann. Bonn 1897. — Aus den Tagen des Kölner Kurstaats. Von Dr. Paul Kaufmann. Bonn 1904. Paul Kaufmann.

Kaupert: Jakob Gustav K., Bildhauer, in späteren Jahren Professor der Bildhauerkunst am Städel'schen Kunstinstitut in Frankfurt a. M. Geboren in Kassel am 4. April 1819, † ebenda am 5. December 1897. Vorgebildet in Kassel durch den Unterricht der Bildhauer Ruhl und Henschel, kam K. 1844 in das Atelier Schwanthaler's, der ihn vorübergehend als Gehülfen beschäftigte. Ein Relief für das Mozart-Denkmal Schwanthaler's führte K. damals nach dem Entwurf des Meisters aus. Bald darauf war es ihm vergönnt, mit einem Preise der Kasseler Akademie die Reise nach Italien anzutreten, nicht ohne auf dem Wege dorthin nochmals für einige Zeit in Schwanthaler's Atelier auf dessen Wunsch verweilt zu haben. 1845 traf K. in Rom ein, wo er alsbald mit einigen Compositionen, darunter eine Gruppe „Faun und Bacchantin", Glück machte. Durch die lähmende Wirkung, welche die Revolution des Jahres 1848 in Rom auf den Fremdenverkehr und damit auf den Kunstmarkt ausübte, sah sich K. mit zahlreichen Genossen einer unentbehrlichen Einnahmequelle beraubt und in bittre Noth versetzt, aus der ihn nur ein besonderer Glücksfall rettete. In einer Concurrenz, welche die Accademia di San Luca ausschrieb, wurde die von K. eingesandte Gruppe: „Scene aus dem bethlehemitischen Kindermord" mit dem Preise ausgezeichnet und dadurch gleichzeitig die Aufmerksamkeit des in Rom lebenden mit Aufträgen aus seiner Heimath reichlich versehenen amerikanischen Bildhauers Crawford auf ihn gelenkt. Dieser engagirte K. als Mitarbeiter für ein in Washington zu errichtendes Nationaldenkmal, das den Begründer der Unabhängigkeit Nordamerikas, umgeben von anderen Führern der Union, zeigt. Die Figuren dieser letzten sind sämmtlich von K. ausgeführt worden, der außerdem eine 25 Fuß hohe Colossalstatue der Amerika für das Capitol in Washington und ein Giebelfeld für den Bundespalast daselbst schuf. Nebenbei knüpften sich Beziehungen zu seiner deutschen Heimath an. Eine Frankfurter Dame, Frau Grunelius geb. Fecht, bestellte eine Marmorgruppe „Mutterliebe", die inzwischen Eigenthum des Städel'schen Instituts geworden ist. Dieselbe Sammlung bewahrt als ein weiteres Vermächtniß aus Frankfurter Privatbesitz die Freifigur eines Blumen tragenden Kindes von Kaupert's Hand, von dessen Thätigkeit dort außerdem verschiedene Gipsabgüsse nach Skizzen und Modellen Zeugniß ablegen. Ein an dem Studium antiker Werke geschulter Blick für Einfalt und Größe der statuarischen Wirkung, verbunden mit einem feinen und lebendigen Natursinn, kennzeichnet Kaupert's Werke und insbesondere seine vortrefflich behandelten Marmorarbeiten.

Im J. 1867 wurde K. als Nachfolger von Joh. Nepomuk Zwerger mit der Professur für Bildhauerkunst an der Kunstschule des Städel'schen Instituts

betraut und blieb in dieser Stellung thätig bis 1892, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat. In dieser späteren Zeit seines Wirkens entstanden neben verschiedenen Grabmonumenten für Kassel, Frankfurt und für amerikanische Besteller, an öffentlichen Denkmälern in Frankfurt die Büsten Börne's und Lessing's. Ferner gelangten Werke des Künstlers in Privatbesitz in Frankfurt, Homburg (Villa Meister) und Leipzig. Auch war K. betheiligt an der plastischen Ausschmückung von einigen der wichtigsten Frankfurter Monumentalbauten neuerer Zeit, der Börse, des Opernhauses und des Städel'schen Galleriegebäudes. Zu seinen letzten Arbeiten gehörte die Marmorstatue Kaiser Wilhelm's I. für den Römersaal.

Berichte über das Städel'sche Kunstinstitut, durch die Administration veröffentlicht 1867, 1879, 1893. — Kaulen, Freud' und Leid' im Leben deutscher Künstler, 1878. — Frankfurter Zeitung 1897, Nr. 338. — Die Kunst für Alle, XII. Jahrgang (1898), S. 127.

H. Weizsäcker.

Kaupert: Johann August K., Topograph und Kartograph, ein jüngerer Bruder des Bildhauers Gustav K., wurde am 9. Mai 1822 zu Kassel als 3. Sohn des Goldschmieds und Graveurs Christian Wilhelm K. geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und erlangte unter Anleitung seines Vaters schon frühzeitig große Geschicklichkeit im Zeichnen und Kupferstechen. Deshalb beschloß er sein Leben ganz diesen Fertigkeiten zu widmen. Im April 1841 trat er als technischer Hilfsarbeiter bei der kurhessischen topographischen Landesvermessung in Kassel ein, die damals unter der trefflichen Leitung des wissenschaftlich hervorragend tüchtigen Obersten Wiegrebe und des Hauptmanns Pfister stand. Beide ließen es sich angelegen sein, den jungen Zeichner gründlich für seinen Beruf auszubilden. Mit unermüdlichem Fleiße eignete er sich bald alle erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten an und gewann das Vertrauen seiner Vorgesetzten in hohem Grade, so daß ihm bereits 1850, obwohl er nicht Militär war, die Leitung der Meßtischaufnahmen übertragen wurde. Er reiste nun alljährlich während des Sommers im Lande umher, nahm persönlich gegen 60 Quadratmeilen auf und revidirte außerdem einen großen Teil der übrigen Vermessungen. Später war er wesentlich an der Bearbeitung und Herausgabe mehrerer großer amtlicher Kartenwerke beteiligt, so der Niveaukarte (1857—1861, 129 Bl. in 1 : 25 000), des Topographischen Atlas (1840—1858, 40 Bl. in 1 : 50 000) und der beiden Generalkarten (1860, 2 Bl. in 1 : 200 000 und 1 Bl. in 1 : 300 000) des Kurfürstenthums Hessen. 1860 erging an ihn durch Vermittlung des als Kartenzeichners bekannten Hauptmanns Emil von Sydow der Antrag, in die topographische Abtheilung der mit dem preußischen Generalstab verbundenen Landesaufnahme einzutreten. Er reichte daraufhin bei seiner vorgesetzten Behörde ein Abschiedsgesuch ein, erhielt jedoch statt der erbetenen Entlassung wider alles Erwarten die ehrenvolle Ernennung zum technischen Vorstand des Bureaus der allgemeinen Landesvermessung mit der Verpflichtung zur Uebernahme aller beim hessischen Generalstabe vorkommenden topographischen Arbeiten. Gleichzeitig wurde er beauftragt, den zum Generalstab commandirten Officieren Vorträge über topographisches Aufnehmen und Zeichnen zu halten. So blieb er noch eine Reihe von Jahren in Kassel. Als infolge der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 Kurhessen seine politische Selbständigkeit verlor, fand er sich rasch mit den neuen Verhältnissen ab, umsomehr als sich ihm nunmehr begründete Aussichten auf einen weit umfassenderen Wirkungskreis eröffneten. Schon 1864 hatte er in Berlin gelegentlich einer Conferenz der Commission für mitteleuropäische Gradmessung persönliche Beziehungen zu

den Leitern der preußischen Militärtopographie angeknüpft. Zunächst wurde ihm 1866 die technische Direction der topographischen Aufnahme des ehemaligen Herzogthums Nassau übertragen. Nach der Vollendung dieses Werkes kam er 1869 als Vermessungsdirigent der topographischen Abtheilung des Großen Generalstabs nach Berlin. Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde er der unter dem Befehl des Obersten v. Sydow stehenden Kriegskartenabtheilung zugewiesen. Diese Zeit war die arbeitsreichste seines Lebens. Tag und Nacht mußte er sich der Herstellung des nöthigen Kartenmaterials für die im Felde stehenden Truppen widmen. Allgemeine Anerkennung erwarb er sich namentlich durch seinen Festungsplan von Paris, den er auf Grund überaus dürftiger Vorlagen in kürzester Zeit entwarf und nach dem die Belagerer mit Erfolg ihre Maßnahmen gegen die eingeschlossene Stadt trafen. Auch zeichnete er noch während des Krieges große Specialkarten der einzelnen Schlachtfelder, auf denen dann die betheiligten Officiere die Truppenbewegungen und den Gang der Ereignisse eintrugen. Später dienten diese Blätter als Hauptquellen für die Karten des Generalstabswerkes über den Verlauf des Feldzugs. Nach Wiederbeginn der friedlichen Thätigkeit widmete sich K. vor allem der Arbeit an den Meßtischblättern der preußischen Landesaufnahme in 1 : 25 000. Besondere Verdienste erwarb er sich auch durch die Ausbildung von vielen jungen Feldmessern zu tüchtigen Ingenieurgeographen. 1874 ließ er ein für die Fachkreise wichtiges Werk „Hypsometrische Tabellen zum Gebrauche bei topographischen Aufnahmen, besonders für die Meßtischaufnahmen der topographischen Landesvermessung des Kgl. Preußischen Großen Generalstabs“ erscheinen. Als 1875 der Generalfeldmarschall Moltke eine Neuorganisation der Landesvermessungsbehörden vornahm, wurde K. der kartographischen Abtheilung der Landesaufnahme des Großen Generalstabs überwiesen und mit der Redaction der „Karte des Königreichs Preußen“ in 1 : 100 000 beauftragt, die dann 1880 auf Grund einer Vereinbarung zwischen den betheiligten Regierungen in der „Karte des Deutschen Reiches“ aufging. Daneben mußte er den Officieren des Generalstabs Vorträge über die Technik der Landesaufnahme halten. Ein neues Feld für seine Thätigkeit eröffnete sich ihm noch im Jahre 1875, als er mit längerem Urlaub nach Athen ging, um im Auftrage der Centraldirection des Deutschen Archäologischen Instituts gemeinschaftlich mit Ernst Curtius eine topographisch-archäologische Aufnahme von Athen und Umgebung vorzunehmen. Nach der Heimkehr gab er auf Grund seiner Studien eine „Reconstruction des antiken Athen zur Zeit des Periegeten Pausanias“ heraus. 1877 begab er sich mit Curtius abermals nach Athen, um seine früheren Vermessungen zu ergänzen. Als Frucht dieses zweimaligen Aufenthaltes erschien 1878 bei Dietrich Reimer in Berlin der von beiden Freunden gemeinsam bearbeitete wahrhaft classische „Atlas von Athen“ in 12 Blättern, ferner ein Aufsatz Kaupert's über die Befestigungsmauern von Alt-Athen (Monatsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin 1879, S. 608—638, mit 1 Tafel), ein Plan der Akropolis mit nächster Umgebung in 2 Blättern (in Pausaniae descriptio arcis Athenarum, herausgegeben von Adolf Michaelis, Bonn 1880) und eine Doppelkarte nebst Situationsplan von Olympia und Umgegend in dem Olympiawerke von E. Curtius und F. Adler (Berlin 1882). Alle diese Arbeiten waren nur Vorstudien für sein Hauptwerk, die gemeinsam mit Curtius entworfenen „Karten von Attika“ in 1 : 25 000 (Berlin 1892 ff.). Von sonstigen litterarischen Veröffentlichungen Kaupert's sind noch zu nennen verschiedene Beiträge zu Riemann's Militär-Handlexikon (Stuttgart 1880 bis 1881), namentlich über topographisches Aufnehmen, Zeichnen und Terrain-

kunde, sowie der Artikel über Landkarten in Ersch und Gruber's Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste (Section 2, Theil 41, Leipzig 1887, S. 346—360). Nachdem er in voller Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag gefeiert hatte, begannen seine geistigen und körperlichen Kräfte allmählich abzunehmen. Am 11. Februar 1899 starb er zu Berlin. An Ehrungen und Anerkennungen hat es ihm während seiner langjährigen und ergebnißreichen Thätigkeit nicht gefehlt. Graf Moltke pflegte ihn als seinen „stillen Gehilfen" zu bezeichnen. Das Kaiserliche Archäologische Institut erwählte ihn 1879 zum correspondirenden, später zum wirklichen Mitgliede. Die philosophische Facultät der Universität Straßburg ernannte ihn wegen seiner topographischen und kartographischen Leistungen 1889 zum Ehrendoctor. Sein Landesherr verlieh ihm mehrere Orden und den Titel eines Geheimen Kriegsraths.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 108. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XIV (1892), S. 521—524 (mit Bildniß).

Viktor Hantzsch.

Kayser: Philipp Christoph K. wurde am 10. März 1755 zu Frankfurt a. M. als ältester Sohn des Organisten an der Katharinenkirche Johann Matthäus K. geboren, der sich wahrscheinlich aus Thüringen nach Frankfurt gewandt und dort mit einer gleichnamigen, doch nicht verwandten Frankfurterin Christine Philippine K. verheirathet hatte, die die Mutter einer zahlreichen Familie wurde. Der Vater Philipp's erkannte früh das musikalische Talent des Knaben, der schon im siebenten Jahre ein fertiger Clavierspieler war, und dies gab Veranlassung, daß er nach einem sechsjährigen Besuche des Frankfurter Gymnasiums von 1762—1768 dem damals weithin bekannten Musiker G. A. Sorge in Lobenstein zur weiteren Ausbildung anvertraut wurde. Nach Frankfurt zurückgekehrt, schloß sich der junge Künstler an den Goethe-Klinger'schen Freundeskreis an, der ihn zur litterarischen Beschäftigung anregte und zu dem bekanntlich auch Miller, Schubart, Lenz u. A. gehörten, die sich ihm ebenfalls förderlich zeigten. Ganz besonders war es aber Goethe selbst, der seinem jugendlichen Bewunderer zugethan war, dessen Clavierspiel ihn fesselte und veranlaßte, den jungen Musiker als das größte musikalische Genie hinzustellen. Als solches wurde er von Goethe an Lavater zu dessen physiognomischen Untersuchungen nach Zürich empfohlen, wo K. freundlich aufgenommen in den vornehmsten Häusern durch Ertheilung seines vielfach gerühmten musikalischen Unterrichts sich völlig heimisch fühlte. Mehr und mehr gliederten sich ihm neue Freunde durch Empfehlungen des Frankfurter Kreises an, und K. zeigte sich dadurch angeregt, auf musikalischem und litterarischen Gebiete thätig zu sein, indem er schon 1775 mit seinen Liedern und Melodien an die Oeffentlichkeit und in literarischer Beziehung auch mit Schubart und Wieland in Verbindung trat, nachdem zu dieser besonders Kayser's Aufsatz über Gluck Veranlassung gegeben hatte. Trotzdem hatte Kayser's Thätigkeit nichts Stetiges. Wie er von Haus zu Haus seinem Brote nachging, brachte er es auch in seiner musikalischen und litterarischen Production nur zu flüchtig hingeworfenen Kleinigkeiten, denen meist die Tiefe fehlte und schließlich machte ein mißglücktes Heirathsproject ihn zum religiösen Zweifler und Sonderling, so daß er nahe daran war, seine bisherige Thätigkeit ganz aufzugeben und diese mit einer rein militärischen zu vertauschen. Goethe rettete ihn aus dieser Verirrung, indem er ihm 1779 die Composition von Jery und Bätely anzuvertrauen suchte, doch führten ihre brieflichen interessanten Verhandlungen über die musikalische Gestaltung nicht zum Ziele, und da selbst der Aufenthalt Kayser's in Weimar 1781 keine Erfolge aufwies, kehrte K. nach Zürich zurück, ohne seine Hoffnung in Weimar erfüllt zu sehen, hier eine dauernde Lebens-

stellung zu erhalten. In der Folge glückte auch Goethe's Plan nicht, seinen Günstling unter Gluck's Leitung in Wien selbst zu stellen, und die beiderseitige Verbindung löste sich mehr und mehr, als Goethe den Abbruch des schriftlichen Verkehrs mit den Worten motivirt hatte: „Der Strom des Lebens reißt mich immer stärker, daß ich kaum Zeit habe, mich umzusehen."

Erst als Goethe „Scherz, List und Rache" beendet hatte, knüpfte er bei K. durch die alte Zusicherung an, mit ihm in Gemeinschaft wirken und schaffen zu wollen. Ein interessanter und langer Briefwechsel über das beiderseitige Wollen schloß sich an die Composition der Stücke, bis endlich K. der Einladung Goethe's nach Rom folgte, wo beide eifrig bestrebt waren, die Operette musikalisch zu behandeln und gleichzeitig an der Symphonie zu Egmont zu arbeiten. Ein Lob Kayser's übertraf das andere, und Goethe verstand es auch von fern her, den Herzog Karl August in das Interesse zu ziehen, vielleicht nicht ohne den Nebengedanken, durch ihn die Zukunft Kayser's gesichert zu sehen. Nun eilte K. mit seinen musikalischen Schätzen nach Weimar, nachdem sich beide noch in die italienische Kirchenmusik vertieft hatten, um dort Goethe's dramatisch musikalische Versuche von neuem zu stützen, denen sich aber inzwischen ungeahnte Schwierigkeiten in den Weg stellten, wozu die Abreise Kayser's nach Italien im Gefolge der Herzogin Amalia nicht wenig beitrug. Damit, wie Goethe schrieb, schloß sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst für ihn ab, während im Grunde eine kleine Mißstimmung zwischen Dichter und Componisten über die Aufführung der Oper selbst, sowie über die definitive Versorgung Kayser's die Schuld trug. Kayser's neue Verwendung schlug auch hier fehl, da Mißhelligkeiten mit dem Gefolge der Herzogin eintraten und sogar Kayser's Rückreise nach Zürich im September 1789 veranlaßten. Mehr und mehr stellte sich heraus, daß Kayser's musikalische Arbeit den Erwartungen nicht entsprach; auch war an eine Umarbeitung der Operette nicht mehr zu denken, als Reichardt eine Verbindung mit Goethe durch eine Composition von Claudine anstrebte, durch die sich K. verletzt und vielleicht auch überflügelt fühlte. Später faßte Goethe selbst in einem eigenen Geständniß die Gründe zusammen, aus denen die gemeinsame Arbeit scheiterte. Er selbst war über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in zu vielen Singstücken entfaltet, daß selbst bei sparsamer Musik drei Personen kaum mit der Darstellung zu Ende gekommen wären. K. hatte zudem nach altem Schnitt die Arien ausführlich, wenn auch stellenweise glücklich behandelt. Das Ganze litt aber an einer Stimmenmagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchse des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen. „All unser Bemühen," fährt Goethe fort, „nur im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat; seine Entführung aus dem Serail schlug alles nieder; von unserem so sorgsam gearbeiteten Stück ist auf dem Theater niemals die Rede gewesen."

Auch im zweiten Punkte, der lebenslänglichen Versorgung Kayser's, war Goethe nicht glücklich, vergebens waren auch die Bemühungen Klinger's, wie eingehend nachgewiesen ist; K. blieb, was er war, bis an sein Lebensende Musiklehrer in Zürich. Als solcher leistete er Vorzügliches, der trotz seines gebieterischen, aber wortkargen Verhaltens sich stets die Zuneigung seiner Schüler zu gewinnen und zu erhalten wußte. Obwohl er in Zürich sich zur Geltung zu bringen verstanden hatte, blieb er anspruchslos gegen alle, die auf gleichem Felde mit ihm thätig waren; er war überhaupt ein trefflicher Charakter, ein neidloser, strebsamer Mensch, der in stiller Zurückgezogenheit an seiner Vervollkommnung arbeitete, dabei ein Polyhistor, der Alles in sich

aufnahm, was ihm förderlich zu sein schien. Auf dem Gebiete der Geistesaufklärung verhielt er sich als Sonderling, da diese sich nicht verallgemeinern, sondern nur in bestimmten Grenzen bewegen dürfe, wie er denn auf politischem Gebiete der Feind aller Neuerungen, der schroffste Conservative war und mit Zähigkeit seinen Standpunkt vertheidigte. Daneben war er der thätigste Freimaurer, dessen Opferfreudigkeit keine Grenzen kannte und selbstlos auf alle Ehrenstellen verzichtete, die ihm aus voller Anerkennung seiner Verdienste übertragen werden sollten. Trotz aller Einfachheit seines Lebens verließen ihn die Sorgen um dasselbe nie; er kämpfte bis an das Ende desselben ununterbrochen mit diesen um seine Existenz. Am wenigsten hatten seine Freunde eine Ahnung von diesen trüben Verhältnissen, so auch Goethe, der sein Leben ein abstruses nannte. Als gegen das Ende seines Lebens ihn die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt Frankfurt zog, traf ihn die Nachricht von dem Tode seiner geliebten Schwester, an deren Seite er zu bleiben beschlossen hatte. Auch die Erfüllung dieses Wunsches blieb ihm versagt. Bald, am 23. December 1823, folgte er ihr ins bessere Jenseits. Klinger faßte sein Urtheil über ihn in den Worten zusammen: „Ja, er war ein eigener, aber reiner und edler Mensch, gebildet durch und für sich selbst aus seinem Innern. Sein stiller Geist, sein reines Herz waren seine Lehrer und Leiter und führten ihn zum stillen Leben, für das er allein geschaffen war."

C. A. H. Burkhardt, Goethe und der Componist Ph. Chr. Kayser. Mit Bild und Compositionen Kayser's. Leipzig 1879. — Max Friedlaender, Gedichte in Compositionen der Zeitgenossen (Goethe's) in den Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1896. Burkhardt.

Keber: Gotthard August Ferdinand K., geboren in Elbing am 16. Februar 1816. Seit 1833 studirte er Medicin in Königsberg i. Pr. und in Berlin, wurde 1837 zum Doctor promovirt. Im folgenden Jahre bestand er die medicinische Staatsprüfung, wurde 1842 Kreisphysicus in Insterburg, 1858 Regierungs-Medicinalrath in Gumbinnen, später in Danzig. An letzterem Orte ist er, 55 Jahre alt, am 4. April 1871 gestorben. Seine Inaugural-Dissertation betraf die Nerven der Muscheln („De nervis concharum". Berlin 1837. 4). Neben seiner ärztlichen Praxis beschäftigte er sich von 1851—1868 mit einer Anzahl von mikroskopischen Publicationen über das Nervensystem und die Befruchtung des Eies; am bedeutsamsten war seine Entdeckung des thatsächlichen Eindringens der Samenfäden in das Ei bei der Flußmuschel („Ueber den Eintritt der Samenzellen in das Ei". Königsberg i. Pr. 1853. 4°. Mit 81 Fig.), die bald darauf von G. Meißner (1854 beim Kaninchen) und Th. Bischoff bestätigt wurde und allgemeine Anerkennung fand.

A. Hirsch, Biogr. Lexicon hervorragender Aerzte. Wien und Leipzig. Bd. III, S. 448 (Gurlt). Wilh. Krause.

Keck: Johannes K., Benedictiner, geboren zu Giengen an der Brenz, † am 29. Juni 1450 zu Rom. K. war schon Priester, Doctor der Theologie und des kanonischen Rechts, als er zu Tegernsee in den Benedictinerorden eintrat, wo er am 8. December 1442 Profeß ablegte. Er wurde dann Prior daselbst, wohnte dem Concil von Basel bei und wurde von Herzog Albrecht von Baiern-München als Gesandter an den von ihm anerkannten Gegenpapst Felix V. (Amadeus von Savoyen) gesandt. Von diesem wurde er zum päpstlichen Pönitentiar (unter der Zahl der poenitentiarii minores) ernannt und starb als solcher zu Rom. — K. galt zu seiner Zeit als ein bedeutender, vielseitiger Gelehrter. Von seinen litterarischen Arbeiten ist vieles handschriftlich erhalten, besonders in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (aus Tegernsee

stammend), Tractate aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten (Theologie, Philosophie, Musik, Astronomie, Mathematik u. a.), Briefe, Predigten, auf das Basler Concil Bezügliches; einiges auch in der Wiener Hofbibliothek und in der Stiftsbibliothek zu Melk (vgl. das Verzeichniß bei Lindner S. 54—58). Im Druck erschien außer einigen Briefen (bei Kropf, Bibliotheca Mellicensis p. 301—306 und Pez, Thesaurus T. V, P. 3, p. 386) eine kleine Sammlung von Predigten: „Sacrorum sermonum sylvula“ (Tegernsee 1574, herausgegeben von dem Abt Quirin Rest).

P. P. Lindner, Familia S. Quirini in Tegernsee. Die Aebte u. Mönche der Benedictinerabtei Tegernsee, I. Theil (München 1897), S. 51—58. — A. M. Kobolt, Baierisches Gelehrtenlexikon (Landshut 1795), S. 366 f.

Lauchert.

Kehr: Karl K., namhafter Pädagog, ist am 6. April 1830 in dem Dorfe Goldbach bei Gotha geboren. Sein Vater war ein armer Landmann, der sich und die Seinigen im Frühjahr als Holzhauer, im Sommer als Erntearbeiter und im Winter als Drescher ernährte. Der Knabe verlebte seine Jugend bei einem Verwandten, der Lehrer in Elgersburg bei Ilmenau war. Er besuchte dessen Dorfschule, wurde aber nebenbei vom Pfarrer des Ortes in Latein und Französisch und von seinem Pflegevater, einem tüchtigen Musiker, im Clavier- und Orgelspiel errichtet. Da er dem Wunsche seiner Eltern, Theologie zu studiren, und seinem eigenen Verlangen, sich ganz der Musik zu widmen, aus Mangel an Mitteln nicht nachkommen konnte, trat er 1846 in das herzogliche Seminar zu Gotha ein, um sich dem Lehrerberufe zu widmen. Vermöge seines Fleißes und seiner ausgezeichneten Begabung durchlief er trotz vieler Entbehrungen den sechsjährigen Cursus in der Hälfte der Zeit und bestand 1849 die Abgangsprüfung mit bestem Erfolg, worauf er sogleich an der Bürgerschule zu Gotha als Hilfslehrer mit einem Gehalt von 100 Thalern angestellt wurde. Die erste Zeit seiner amtlichen Thätigkeit blieb nicht frei von allerhand Mißgriffen, da er auf dem Seminar nur ungenügend in die Theorie und Praxis der Pädagogik eingeführt worden war. Weil er bald erkannte, daß nur eine gründliche Beschäftigung mit der Erziehungswissenschaft ihn befähigen würde, sich in seinem Berufe zu vervollkommnen, begann er, sich die Hauptwerke der pädagogischen Litteratur anzuschaffen und sie zu studiren. Da er bei seiner Armuth und seinem geringen Gehalte außer Stande gewesen wäre, sich Bücher zu kaufen, mußte er sich zur Ertheilung von Privatunterricht entschließen. Als er aber neben seiner amtlichen Thätigkeit wöchentlich bis zu 30 Privatstunden gab, wurden seine Kräfte übermäßig angestrengt und seine Gesundheit begann bedenklich zu wanken. Um sich körperlich wiederherzustellen, nahm er 1852 eine besser bezahlte Lehrerstelle in dem schön gelegenen und gewerbthätigen Ruhla im Thüringer Walde an. Die freie Zeit, die ihm sein Amt ließ, verwendete er zu eindringenden pädagogischen Studien. Als Frucht derselben erschienen seine ersten litterarischen Versuche, einige Aufsätze in der von Berthelt in Dresden herausgegebenen Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung. Auch unternahm er häufig mit gleichgesinnten Collegen botanische und mineralogische Excursionen und in den Ferien pädagogische Reisen nach den verschiedensten Gegenden Deutschlands zur Besichtigung der dortigen Schulen und zum Besuche von Lehrerversammlungen. 1854 verheirathete er sich mit der Tochter eines unbemittelten Pfeifenmachers. Als sich durch das rasche Anwachsen seiner Familie seine äußeren Verhältnisse wieder ungünstiger gestalteten, mußte er sich abermals nach Nebenerwerb umsehen. Er übernahm deshalb den physikalischen und chemischen, später auch den mathematischen Unterricht an der neu gegründeten Gewerbeschule in Ruhla. Da er hier Vorzügliches leistete, wurde

er bald zum Inspector dieser Schule ernannt. Durch die übermäßige Anstrengung zog er sich ein schweres Nervenleiden zu, doch gelang es ihm, durch längere Ruhe und eine energische Kaltwassercur seine Gesundheit für eine Weile wiederzuerlangen. Nach seiner Genesung wurde er 1858 von der Regierung zum Mitgliede einer aus Schulmännern und Geistlichen bestehenden Commission erwählt, welche einen neuen, den Fortschritten der Zeit angemessenen Lehrplan für die Volksschulen des Herzogthums Gotha ausarbeiten sollte. Weil er sich durch seine besonnene und thatkräftige Mitwirkung an diesem Unternehmen das Vertrauen des Ministeriums in hohem Grade erworben hatte, wurde er 1859 als Director an die stark in Verfall gerathene Bürger- und Gewerbeschule in Waltershausen versetzt, um dieselbe von Grund aus neu zu organisiren. Da diese Schule aber bisher immer von Theologen verwaltet worden war und da die Gemeindevertretung überdies gegen den Willen der Regierung das Besetzungsrecht für die Directorstelle in Anspruch nahm, gerieth er in eine äußerst schwierige Lage. Die Bürgerschaft kam ihm mit Mißtrauen entgegen, weil er jung, ohne akademische Bildung und von der Regierung aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzt war. Trotz offenen Widerstandes und trotz persönlicher Angriffe rohester Art ließ er sich aber nicht abschrecken, um seinen guten Ruf als tüchtiger Schulmann und Organisator nicht aufs Spiel zu setzen. Er kämpfte die in ihm aufsteigende Erbitterung nieder und arbeitete so unermüdlich und erfolgreich an der Besserung der verwahrlosten Schule, daß er sich allmählich das Vertrauen zunächst der Einsichtigen unter den Bürgern und dann auch der großen Masse erwarb, umsomehr, als er zahlreiche gemeinnützige Einrichtungen ins Leben rief oder sich an ihnen thatkräftig betheiligte. Besonders gewann er viele Herzen durch Schulfeste und musikalische Aufführungen, durch zahlreiche volksthümliche Vorträge aus den Gebieten der Erziehung und der Hauswirthschaft und durch seine Bemühungen um die Ausgestaltung des gewerblichen Unterrichtswesens. Hier in Waltershausen brachte er auch verschiedene, theilweise schon in Ruhla begonnene Werke pädagogischen Inhalts zum Abschluß. Sie erschienen, wie auch die späteren, fast sämmtlich im Verlage seines Freundes Thienemann in Gotha und erlebten theilweise eine stattliche Zahl von Auflagen. Zuerst gab er eine „Theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke“ (Gotha 1859), in demselben Jahre noch ein Bändchen „Erzählungen für gute Kinder“, im folgenden „Materialien zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck“ und „Geometrische Rechenaufgaben für die Oberclassen der Volksschule“, im nächsten als Frucht seiner Thätigkeit an der Gewerbeschule eine „Praktische Geometrie für Volks- und gewerbliche Fortbildungsschulen“ heraus. Nachdem er in Waltershausen vier Jahre lang mit großem Segen gewirkt und die Freude erlebt hatte, daß sich die meisten seiner früheren Feinde in aufrichtige Freunde verwandelt hatten, wurde er vom herzoglichen Ministerium 1863 als Inspector und erster Lehrer an das Seminar in Gotha berufen, an dessen Spitze damals Karl Schmidt, der verdiente Geschichtsschreiber der Pädagogik, als Director stand. Dieser übergab ihm den Unterricht in der praktischen Pädagogik und die Leitung der Uebungsschule. Zwischen beiden Männern entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältniß, und beide förderten und ergänzten einander gegenseitig aufs beste. Als Schmidt 1864 unerwartet starb, wurde K. mit der Leitung des Seminars beauftragt. Jedoch mußte er dieselbe im folgenden Jahre an den neu ernannten Director, den bekannten freisinnigen Pädagogen Friedrich Dittes aus Chemnitz abtreten. Auch mit diesem geistreichen Manne schloß K. bald Freundschaft, und er empfing von ihm nachhaltige Anregungen besonders für seine schriftstellerische Thätigkeit. Durch das Zusammenwirken beider Männer

entwickelte sich das Seminar in glücklichster Weise. Als Dittes jedoch wegen seiner liberalen Gesinnung mit dem Gothaischen Kirchenregiment in unliebsame Streitigkeiten gerieth, nahm er 1868 die ihm angetragene Stellung als Director des neu errichteten städtischen Pädagogiums in Wien an. K. mußte nun wieder das Seminar bis zum Amtsantritt des neuen Leiters Möbius verwalten. Da aber auch dieser nach wenigen Jahren wieder abging, wurde K. endlich Ostern 1872 zum Seminardirector erwählt. Er begann sogleich mit einer völligen Reorganisation der Anstalt, wozu er die Anregungen benutzte, die er 1871 auf einer im amtlichen Auftrage unternommenen pädagogischen Rundreise beim Besuche verschiedener deutscher Seminare gesammelt hatte. Er legte auch der Regierung eine Denkschrift über die ihm nothwendig erscheinenden Reformen auf dem Gebiete des Seminarwesens und der Seminarvorbildung, insbesondere über die Verbesserung des theoretischen und praktischen Unterrichts der Seminaristen in den Erziehungswissenschaften vor. Sie genehmigte zwar alle wesentlichen Punkte, doch scheiterte die Durchführung des Projectes an dem Widerstande des Landtags. Um auch die Leiter und Lehrer anderer Seminare für seine Reformideen zu gewinnen, trat K. seit 1872 für die regelmäßige Abhaltung von allgemeinen deutschen Seminarlehrertagen ein und begründete noch in demselben Jahre eine eigene Zeitschrift, die „Pädagogischen Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten", die unter seiner Leitung in Gotha erschienen und bald zu Ansehen und weitreichendem Einfluß gelangten. Leider waren seine Reformpläne in Gotha selbst nicht von glücklichem Erfolge begleitet. Das Seminar nahm immer mehr ab, und die Schülerzahl sank schließlich bis auf zehn. Da K. deswegen als Todtengräber der Anstalt bezeichnet und vielfach angegriffen wurde, folgte er 1873 mit Freuden einem Rufe des preußischen Cultusministers Falk, der ihm die Directorstelle an dem altehrwürdigen, bereits 1778 von dem Menschenfreunde Eberhard v. Rochow gegründeten Seminar in Halberstadt übertrug. Das Leben in dieser verkehrsreichen und alterthümlichen Stadt gefiel ihm bald sehr wohl. Die schwierige Aufgabe, den bisherigen, nach den reactionären Raumer'schen Regulativen bearbeiteten Lehrplan des Seminars und der Uebungsschule mit Rücksicht auf die Forderungen der gemäßigt liberalen „Allgemeinen Bestimmungen" des Ministers Falk umzugestalten, löste er rasch und mit Geschick. Unter seiner Leitung wurde das Seminar bald ein Wallfahrtsort für Pädagogen aller Länder, die in großer, oft überlästiger Zahl kamen, um die neuen Einrichtungen kennen zu lernen und in ihre Heimath zu übertragen. Indessen beschränkte sich die Thätigkeit Kehr's keineswegs auf das Seminar. Er wirkte vielmehr noch gleichzeitig als Director der Halberstädter Provinzial-Taubstummenanstalt und als Schulinspector der vier Kreise Halberstadt, Oschersleben, Aschersleben und Neuhaldensleben. Er mußte die dortigen Schulen revidiren und über die vorgefundenen Zustände an das Provinzialschulcollegium Bericht erstatten. Auch hatte er alljährlich eine Conferenz der Volksschullehrer dieser Kreise und einen sechswöchentlichen pädagogischen Instructionscursus für Candidaten der Theologie und des Predigtamts abzuhalten. Ferner veranstaltete er im Winter allwöchentlich für die Lehrer von Halberstadt und Umgegend populär-wissenschaftliche Vorträge, um ihre allgemeine Bildung zu heben. 1875 wählten ihn seine Mitbürger zum Stadtverordneten. Als solcher wirkte er namentlich in der städtischen Schuldeputation mit großem Segen. Er half mit Rath und That an der Verbesserung des städtischen Schulwesens, insbesondere verdankte man hauptsächlich seiner Anregung die Gründung einer Lehrlingsschule und einer Fortbildungsschule für Mädchen. Auch als Kirchenvorsteher, sowie als Geschäftsführer des deutschen Seminarlehrervereins machte er sich verdient. 1876 wurde ihm ein

Mandat für das preußische Abgeordnetenhaus angetragen, doch lehnte er es ab, um darüber nicht seine amtlichen Pflichten zu vernachlässigen. Welche allgemeine Hochachtung er sich durch seine vielseitige und segensreiche Thätigkeit erworben hatte, erfuhr er besonders am 10. Juli 1878 anläßlich der hundertjährigen Jubelfeier des Halberstädter Seminars. Sein Landesherr und mehrere andere Fürsten verliehen ihm Ordensauszeichnungen, und die philosophische Facultät der Universität Jena ernannte ihn wegen seiner Verdienste um das deutsche Schulwesen zum Dr. phil. honoris causa. An diesem Tage stand er auf der Höhe seines Ruhmes. Nachdem er zehn Jahre lang in Halberstadt gewirkt hatte, wurde er 1883 vom preußischen Cultusminister unter Verleihung des Titels Schulrath als Director an das durch lange Krankheit und Abwesenheit des früheren Leiters Jütting in Verfall gerathene Seminar zu Erfurt berufen. Leider dauerte hier seine Thätigkeit nur verhältnißmäßig kurze Zeit. Die erheblichen Schwierigkeiten, die ihm die Reorganisation dieser Anstalt bereitete, griffen seine ohnehin durch Ueberanstrengung geschwächte Gesundheit derart an, daß er in ein schweres Nervenleiden verfiel. Eine düstere melancholische Stimmung bemächtigte sich seiner, umsomehr, als er in erbitterte litterarische Fehden mit verschiedenen Vertretern der pädagogischen Richtung Herbart's gerieth, die ihn als „Vulgärpädagogen“ angriffen. Im Spätherbst 1884 nahm er noch an den Verhandlungen der in Merseburg tagenden sächsischen Provinzialsynode theil und trat hier warm für eine bessere Besoldung der Kirchschullehrer und für die Ablösung der niederen Kirchendienste von den Schulstellen ein. Doch kehrte er von dieser Versammlung krank nach Erfurt zurück. Heftiges Asthma belästigte ihn, Erstickungsanfälle traten ein, und am 18. Januar 1885 erlag er einem Herzschlag.

K. war ein Mann von kleiner, höchst beweglicher Gestalt. Schon in jüngeren Jahren neigte er zur Corpulenz. Seine Gesichtszüge verriethen Geist und Gutmüthigkeit. Alle, die ihn kannten, bewunderten seine seltene Begabung, seine Arbeitskraft, sein Organisationstalent, sein Gedächtniß, seine Beredsamkeit, seine ruhige Besonnenheit. Auf politischem und religiösem Gebiete war er ein Anhänger des gemäßigten Liberalismus. Die Lehrer Deutschlands verehren ihn als begeisterten und erfolgreichen Förderer des Volksschul- und Seminarwesens, als Meister der pädagogischen Wissenschaft, insbesondere der Methodik, und als warmen Freund ihres Vereins- und Versammlungswesens, wie überhaupt ihrer Organisationsbestrebungen. 1892 haben sie ihm ein Denkmal in Halberstadt errichtet. Einen besonders weitreichenden und tiefgehenden Einfluß übte K. durch seine zahlreichen Schriften pädagogischen Inhalts aus. Seine Erstlingswerke, die er während seiner Thätigkeit in Waltershausen vollendete, sind schon oben erwähnt. Zur Zeit seines Gothaer Aufenthaltes erschienen 1864 „Der christliche Religionsunterricht in der Volksschule“, 1866 „Die Methodik des sprachlichen Elementarunterrichts“ (gemeinsam mit G. Schlimbach bearbeitet) und ein „Deutsches Lesebuch für ungetheilte Volksschulen“. 1868 folgte sein berühmtestes Werk, „Die Praxis der Volksschule, ein Wegweiser zur Führung einer geregelten Schuldisciplin und zur Ertheilung eines methodischen Schulunterrichts für Volksschullehrer und solche, die es werden wollen“. Dieses Werk, das er auf Friedrich Dittes' Anregung verfaßt hatte, fand nicht nur in den pädagogischen Kreisen Deutschlands weiteste Verbreitung, sondern wurde auch ins Englische, Russische, Holländische, Schwedische, Armenische und Serbische übersetzt. 1871 gab er noch ein „Schülerbuch für den Sprachunterricht in der Volksschule“ heraus. In Halberstadt veröffentlichte er seit 1874 ein „Lesebuch für deutsche Lehrerbildungsanstalten“ in vier Bänden (gemeinsam mit dem

Seminarlehrer Th. Kriebitzsch), 1875 eine Beschreibung des Seminars und der Provinzial-Taubstummenanstalt zu Halberstadt, seit 1877 in Gemeinschaft mit mehreren allerdings nicht durchgängig glücklich gewählten Fachmännern seine „Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts“ in vier Bänden, die trotz ihrer zahlreichen nicht zu leugnenden Schwächen, insbesondere trotz ihrer inneren Ungleichmäßigkeit immer noch nicht durch ein vollkommneres Werk ersetzt ist, 1878 als Festschrift zum Seminarjubiläum eine „Geschichte des Königlichen Schullehrerseminars zu Halberstadt“, 1881 „Das Reich Gottes nach den Sprüchen, Gesprächen, Reden und Gleichnissen Jesu“ und „Das Wichtigste aus der Orthographie und Grammatik in Regeln, Beispielen und Uebungsaufgaben“, endlich ohne Jahr „Der Anschauungsunterricht für Haus und Schule auf Grundlage der Hey-Specter'schen Fabeln mit Anschluß an W. Pfeiffer's Wandbilder“. Seine zahlreichen Reden, Abhandlungen und Bücherbesprechungen erschienen in mehreren pädagogischen Zeitschriften, insbesondere in der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung, im Praktischen Schulmann, in der Thüringischen Schulzeitung und im Ungarischen Schulboten, seit 1872 aber meist in seiner eigenen Zeitschrift, den Pädagogischen Blättern. Die besten, in denen er seine Stellung zu den wichtigsten pädagogischen Problemen darlegte, gab er 1881 gesammelt als „Pädagogische Reden und Abhandlungen über Volkserziehung und Lehrerbildung“ heraus.

Autobiographie in Heindl, Repertorium der Pädagogik 1870, S. 449 ff. u. bei W. Pfeiffer, Die Volksschule des 19. Jahrhunderts in Biographien hervorragender Schulmänner, Nürnberg 1872, S. 429—506 (mit Bildniß). — Nachrufe in den pädagogischen Zeitschriften des Jahres 1885, besonders in der Allg. deutschen Lehrerzeitung (Kleinschmidt), Sächsischen Schulzeitung und Badischen Schulzeitung (Leutz u. Höchstetter). — J. Böhm, Karl Kehr. Ein Nachruf. Ulm 1885 (mit Bildniß). — W. Meyer-Markau, Kehr als Seminardirector. Leipzig 1885. — J. Chr. G. Schumann, Dr. Karl Kehr. Neuwied u. Leipzig 1886 (mit Bildniß). — A. Kleinschmidt, Karl Kehr. Leipzig 1898 (mit Bildniß). Viktor Hantzsch.

Keller: Andreas K. (Cellarius), geboren 1503, † am 18. September 1562, Theologe, war in der unweit Tübingen gelegenen Hauptstadt der vorderösterreichischen Herrschaft Hohenberg, Rottenburg a. N., dem heutigen Bischofssitz, geboren. Er stammte aus einer alteingesessenen, angesehenen Bürgerfamilie. Seine Bildung holte er sich wahrscheinlich in Wien. Im Frühjahr 1524 erscheint er als Prediger in seiner Vaterstadt, wo Joh. Eberlin 1523 für die Reformation gewirkt hatte und der Pfarrer Nik. Schedlin sammt dem Prediger des Morizstiftes in der Vorstadt Ehingen, Joh. Eicher, der neuen Richtung zugethan waren. Mit jugendlichem Feuer bekämpfte K. die alte Kirche, schonungslos deckte er ihre Schäden auf. Aber seine Lage wurde unhaltbar, da Erzherzog Ferdinand, der neue Herr von Württemberg und den österreichischen Erblanden, am 6. Mai 1524 mit dem Cardinal Campegius nach Stuttgart kam und dann über Tübingen, Rottenburg und Horb nach Freiburg im Breisgau zog. Das Predigen wurde ihm verboten und ihm die Pfründe, die er erst kurze Zeit besaß, entzogen. Aber er hatte schon ein Unterkommen in Straßburg gefunden, wo er Helfer an Alt S. Peter wurde. Doch blieb er in inniger Verbindung mit den Anhängern der neuen Lehre in seiner Vaterstadt, und hielt auch am 31. Juli 1524 noch einmal eine Predigt daselbst. In Straßburg kam er bald in Beziehungen zu den evangelischen Geschlechtern der Stadt, wie zu dem alten Kriegsmann Eckard Zum Trübel, denen er kleine erbauliche Schriften widmete, oder Aufsätze über Tagesfragen, wie den Zehnten. Ende 1524 wurde er zum Pfarrer in Wasselnheim be-

stellt. Hier verehelichte er sich mit einer Schwester eines Thomas R. und gab 1530 einen kurzen Katechismus in 4 Blättern heraus, der den Titel führte: „Bericht der Kinder zu Waselheim in Frage und Antwort gestellt durch Andream Keller, Diener des Wortes Gottes daselbst“ (Straßburg). Er ist leider verschollen.

Als die Reformation in Württemberg durchgeführt wurde, berief ihn Ambr. Blarer 1536 auf die Pfarrei in dem Badstädtchen Wildberg an der Nagold am Fuße des Schwarzwalds. Das Städtchen war damals als Mittelpunkt eines ansehnlichen Amtes bedeutender als heut zu Tage. 1542 suchte Straßburg ihn wieder zu gewinnen. Aber man hielt ihn in Württemberg fest, da man ihn als tüchtigen Mann schätzen gelernt hatte, dem auch die Reformation des Dominicanerinnenklosters in Rauthin vor den Thoren Wildbergs gelungen war. Man zog ihn bei wichtigen Berathungen bei. 1543/44 gab er zwei Gutachten ab über die Stellung der Evangelischen zum Concil. Bei der Berathung der Confessio Wirtembergica, welche dem Concil zu Trient überreicht wurde, war er im Juni 1551 anwesend, ebenso bei der Stuttgarter Synode 1559, als gegenüber von Barth. Hagen die Lehre vom Abendmahl genauer festgestellt wurde. 1547 wurde K. mit Einführung der Synodalordnung zum Superintendenten des Amts Wildberg bestellt. Wol fiel durch das Interim diese neue Ordnung dahin, aber 1551 konnten die Superintendenten wieder ihres Amtes walten.

Seine litterarische Thätigkeit beschränkte K. in der letzten Zeit seines Lebens, die ihn in nahen Verkehr mit Joh. Brenz bei dessen öfterem Aufenthalt in Bulach brachte, auf Uebersetzungen. So übersetzte er 1550 die Theologia naturalis Raymund's von Sabunde, 1553 den 27. Psalm in der Auslegung von Brenz (Köhler, Bibliographia Brentiana, Nr. 275), 1560 die Vorrede von Brenz zum letzten Theil seiner Apologie gegen Peter a Soto und zu Jak. Andreä's Schrift gegen Hosius, Bischof von Ermland. — Ein Sohn von K. ist wol der Kartograph Daniel K. von Wildberg, sein Schwiegersohn der litterarisch sehr thätige Augustin Brunn aus Annaberg, sein Urenkel der Straßburger Theologe J. C. Dannhauer.

Fischlin, Memoria theologorum Wirtembergensium, Suppl. 46. 376. — Schnurrer, Erläuterungen der württb. Kirchen- u. Ref.-Geschichte 39, 209. — Röhrich, Gesch. d. Reformation im Elsaß 1, 277, 375; 2, 19. — Keim, Schwäb. Reformationsgesch., S. 24 ff. — Blätter f. württb. Kirchengeschichte (Beiblatt z. ev. Kirchen- u. Schulblatt) 1888, S. 4 ff., wo Ref. ein ausführliches Lebensbild mit Analyse der Schriften Keller's gab. — Württb. Kirchengesch. (Stuttgart u. Calw 1892), S. 272. — Schneider, Württb. Kirchengeschichte. Beschreibung des Oberamts Rottenburg (1899), S. 1, 383 ff. — Ernst u. Adam, Katechetische Gesch. d. Elsasses bis zur Reformation, S. 98.

G. Bossert.

Keller: Augustin K., schweizerischer Politiker, geboren zu Sarmenstorf (Kt. Aargau) am 10. November 1805, † zu Lenzburg am 8. Januar 1883. Der älteste Sohn der kinderreichen Familie strengkatholischer einfacher Landleute in dem Dorfe Sarmenstorf, in dem erst kurz vorher dem neuen Kanton Aargau zugefügten gemeineidgenössischen Unterthangebiete der Unteren Freien Aemter, empfing K. die erste lebhaftere Anregung von einer in seinem Geburtsorte wohnenden Schülerin Pestalozzi's und kam dann 1821 auf ein Jahr in die von Pfarrer Christophor Fuchs (s. A. D. B. VIII, 160) in dessen Gebirgsdorf im Toggenburg geleitete Privatlehranstalt und 1822 in die Aarauer Kantonsschule, worauf er Ende 1826 zu philosophischen und philologischen Studien nach Breslau sich begab. Er blieb da — „Breslau ist die eigentliche

Heimath meines Geistes geworden" — bis 1830, und zwei Male wurden Lösungen von Preisaufgaben, die er eingereicht hatte, gekrönt. Ebenso erprobte er sich schon hier im Ertheilen von Unterricht als Pädagoge, und ähnlich wirkte er nach der Rückkehr einige Zeit in der heimischen Dorfschule, bis er Herbst 1831 durch den Chef des liberalen Systems in Luzern, Eduard Pfyffer (s. A. D. B. XXV, 722—724) als Lehrer des Deutschen und Lateinischen an das dortige Gymnasium berufen wurde. 1834 folgte er dem Rufe seines Heimathskantons, als Director des Aargauer Lehrerseminars, das von 1835 an in Lenzburg seinen Sitz hatte. Durch mehr als zwei Jahrzehnte lieh er nun seine Kraft, als Leiter und als Lehrer, dieser Aufgabe; denn Pädagogik, deutsche Sprache, daneben zeitweise Naturkunde, auch Landwirthschaftslehre — auf die Landwirthschaft im Seminar legte K. besonderes Gewicht — waren Fächer, die er selbst übernahm, und außerdem schrieb er Lehrbücher für die Primarschulen und gründete 1835 die Zeitschrift: „Allgemeine schweizerische Schulblätter", 1847 die Monatschrift: „Schweizerische Volksschule", legte in Programmen, in gedruckten Reden seine Grundsätze nieder. Außerdem jedoch trat er in den politischen Kampf ein, der in einer für die ganze Schweiz schließlich ausschlaggebenden Heftigkeit, voran im confessionell gemischten Kanton Aargau, entbrannte. K., der ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen war, hatte eine ausgesprochen katholisch-freisinnige Auffassung gewonnen; er sagte einmal: „So sehr ich den Aberglauben und die Bilderverehrung hasse, so bin ich doch noch so gut katholisch, daß ich die ganz kahlen Kirchen um den Tod nicht leiden kann". Schon bei seiner Rückkehr in die Schweiz war er 1830 mitten in die Kämpfe gekommen, die um die kantonale Verfassungsänderung geführt wurden, in die der Klerus mit Leidenschaft eingriff, und seine Berufung nach Luzern war geradezu als Niederlage der antiliberalen Partei auszulegen gewesen. 1835 wurde K. Mitglied des aargauischen katholischen Kirchenrathes und des Großen Rathes, und bald gewann er durch seine große rhetorische Begabung maßgebenden Einfluß, so daß er 1837 vorübergehend schon in die Kantonsregierung eintrat, doch nur auf wenige Monate, indem er alsbald in die Leitung des Seminars sich zurückbegab. Aber 1841 war es ein Votum Keller's im Großen Rathe, das die Ausgangsstelle für die ganze politische Bewegung der nächsten Jahre geworden ist. Infolge einer 1839 begonnenen Verfassungsrevision war es bis zum Januar des zweitfolgenden Jahres zu einer bewaffneten Erhebung des östlichen katholischen Kantontheils, vorzüglich der Freien Aemter, gegen die Kantonsregierung gekommen, die aber am 11. des Monates durch die Regierungstruppen niedergeworfen wurde. Am 13. stellte darauf K. im Großen Rathe den Antrag, sämmtliche Klöster des Kantons aufzuheben: „Wo der Schatten eines Mönches fällt (so hieß es in seiner Rede), wächst kein Gras mehr", und hingerissen von seinem leidenschaftlichen Feuer, stimmte die Versammlung mit erdrückendem Mehr dem Antrage zu, der sogleich in brutaler Weise zur Ausführung gebracht wurde. (Daß eine Hauptanklage gegen die Klöster: in Muri sei der Landsturm zur Empörung durch Läuten der Klosterglocken aufgeregt worden — jedes Beweises entbehrt, ist durch eine gerichtliche Zeugenabhörung, erst 1890, in einer für die Aufhellung historischer Parteimärchen geradezu typischen Weise dargethan worden: vgl. Historische Zeitschrift, Band LXXIX, S. 496 u. 497.) K. selbst verfaßte die die Maßregel vor den eigenössischen Ständen zu rechtfertigen bestimmte Denkschrift: „Die Aufhebung der aargauischen Klöster", und als Gesandter seines Kantons hatte er an der Tagsatzung, wo die katholischen Kantone gegen die Maßregel, die mit Artikel 12 der Bundesacte von 1815 sich nicht vertrug, protestirten, das

Geschehene zu vertheidigen. Aber 1842 begann K. noch einen zweiten Kampf. Eine Folge der durch die Aargauer Klösteraufhebung erzeugten Steigerung des Gegensatzes war, daß die im Kanton Luzern 1841 siegreich gewordene klerikal-demokratische Richtung die Berufung von Jesuiten nach Luzern in Aussicht nahm (s. A. D. B. XVIII, 470), und hiegegen erhob K. in seiner Eröffnungsrede als Präsident des Aargauer Großen Rathes am 24. Januar des genannten Jahres seine Stimme, als gegen den „Vorläufer und Schildhalter“ des „Blutgespenstes aus den Gräbern der Religionskriege“; 1844, in der außerordentlichen Sitzung des Großen Rathes, folgte sein Antrag, daß der Kanton Aargau von der Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten aus der Eidgenossenschaft verlange. So sehr K. in allen diesen Fragen im politischen Leben stand — unter der 1848 in das Leben tretenden Bundesverfassung wurde er zunächst bis 1854 Mitglied des Ständerathes, bis 1866 des Nationalrathes, bis 1881 wieder des Ständerathes —, behielt er doch bis 1856 die Leitung des Seminars, das 1846 in die Räumlichkeiten eines der aufgehobenen Klöster, nach Wettingen, verlegt worden war, in seiner Hand. Erst 1856 nämlich leistete er der vierten Wahl in den Regierungsrath Folge und siedelte nun nach Aarau über. Als Erziehungsdirector schuf er 1859 in einem anderen ehemaligen Kloster, in Muri, die kantonale landwirthschaftliche Schule und bereitete ein neues Schulgesetz vor — als Mitglied des eidgenössischen Schulrathes war er auch 1855 bei der Gründung des eidgenössischen Polytechnikums thätig —; andere Leistungen lagen dazwischen in der Besorgung des Departements des Inneren und der Staatswirthschaft. Allein nochmals trat K. auf dem Boden der religiösen Fragen als Vorkämpfer auf. Schon vor der Versammlung des vaticanischen Concils war, 1869, Keller's rasch in zwei Auflagen erschienenes Buch: „Das Moralcompendium des Jesuiten P. Gury“ veröffentlicht worden, das gegen ein ohne die Erlaubniß der Diöcesanconferenz im Priesterseminar des Bisthums Basel eingeführtes Lehrbuch der Moral sich richtete, und nach der Proclamation der Concilsbeschlüsse faßte er seine Forderungen in der Denkschrift: „Die kirchlich-politischen Fragen bei der eidgenössischen Bundesrevision von 1871“ zusammen. Aus dem „katholisch-kirchlichen Reformverein“, zu dem K. aufrief, ging die Gründung der „Nationalkirche der katholischen Schweiz“ 1871 hervor, und ebenso nahm K. im Herbst des Jahres an dem ersten deutschen Altkatholiken-Congreß in München Theil, der ihn zu einem seiner Vicepräsidenten ernannte. 1875 erwählte ihn die schweizerische altkatholische Synode zum Präsidenten des neuen Synodalrathes. 1881 trat K. aus seinen Beamtungen zurück und lebte die letzte Zeit, innerhalb deren er nach fast fünfzigjähriger glücklicher Ehe seine Gattin verlor, im Hause seines Schwiegersohnes. — K. war auch als Dichter thätig, und er verstand es, so 1852 in den „Briefen des Gätterlimachers über die neue Verfassung“, den populären Ton in politischen Kundgebungen zu treffen. — Zu Aarau wurde K. ein Denkmal aufgestellt.

Vgl. J. Hunziker, Augustin Keller, ein Lebensbild dem aargauischen Volke gewidmet (Aarau 1883). Meyer von Knonau.

Keller: Heinrich K., am 17. Februar 1771 dem Züricher Obersten Caspar Keller-Füßli als ältester Sohn geboren, besuchte mit ausgeprägtem Hang zur bildenden Kunst die Schulen seiner Vaterstadt und später die Akademie in Bern. Ein Schüler Alexander Trippel's, der Unterwaldner Bildhauer Christen, hat K. ganz der Kunst gewonnen. K. siedelt zu seinem Lehrer nach Stans über und genießt in Luzern den Unterricht des Malers Melchior Wyrsch. Der am 23. September 1793 erfolgte Tod Trippel's knickt die Hoffnung Keller's, unter des Schaffhauser Meisters Leitung sich weiter aus-

zubilden. K. reist im Mai 1794 nach Italien und trifft im October in Rom ein. Bekanntschaft mit Fernow, Zoëga, Carstens, mit dem Medailleur Hackert, mit Angelika Kaufmann, Friederike Brun. Seinem Landsmann Heinrich Meyer war K. in enger Freundschaft verbunden. Die ersten Kunstschöpfungen Keller's wandern auf Neujahr 1796 nach Zürich: eine Sappho und eine Tochter der Niobe. K. ist schon in diesen Jahren auch dichterisch thätig. Sein Freund Jakob Horner=Zürich, der Beiträger zu den „Horen", wird Vermittler zwischen Keller und Schiller und sendet die im Musenalmanach 1797 abgedruckten vier Keller'schen Elegien an Schiller. — Der Bildhauer K. schafft einen Perseus, einen Diomedes, der das Palladium raubt, eine Atalanta. Ein vorzügliches, von K. sieben Mal in Marmor, zwei Mal in Alabaster ausgeführtes, später von Chiarelli dreizehn Mal in Bronze gegossenes Werk ist die „Geburt der Venus". Weitere bedeutende Bildwerke sind: Ino und Melicertes, das Glück mit dem Einhorn, Hoffnung, die Chimäre fütternd. Copien nach Antiken, ein Homer, Basreliefs aus der Ilias, eine Isis sind nach Zürich gekommen.

Wiederholte Blutstürze und ein schwerer Schenkelbruch machen es K. unmöglich, länger der Bildhauerei sich zu weihen. K. geht ganz zu litterarischer Arbeit über. Er ist als Dramatiker besonders fruchtbar, versucht sich aber auch auf epischem Gebiet und als Lyriker, übersetzt aus dem Spanischen und Italienischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Italienische: ins Deutsche Calderon's El astrónomo fingido, des Grafen Verri Notti romane, letztere in Berlin 1805 gedruckt; Stolberg's Geschichte der Religion Jesu im Auftrage der Propaganda Fide ins Italienische.

1808 erschienen bei Orell, Füßli in Zürich zwei Keller'sche Dramen „Francesca und Paolo" und „Ines del Castro", 1809 „Judith" im Drucke. Das Pseudonym unter letzterem „Heinrich von Itzenloe, Hofpoet bey Kaiser Rudolf II." und der Vermerk „Aus einer alten Handschrift" veranlaßten Jacob Grimm zur Lectüre und zu jener interessanten Kritik, die in den Kleinen Schriften VI, 9 ff. abgedruckt ist. Handschriftlich aus dieser Zeit: „Latona", ein Schauspiel, „Der Pfauen Tod", „Die Danaiden", „Der Schatz des Rhampsinit". 1811 und 1812 entstehen „Vaterländische Schauspiele von Heinrich Keller, Bürger von Zürich, Bildhauer in Rom", gedruckt 1813 bei Orell, Füßli in Zürich. Im Banne des Philhellenismus schreibt K. eine epische Dichtung „Ipsara", übersetzt 1832 des berühmten italienischen Improvisators Sestini Pia, leggenda romantica ins Deutsche und schafft ein Seitenstück zu dieser epischen Dichtung in seiner „Mathilde oder der letzte Savelli". In Karl Goedeke's historisch=kritischer Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften, elfter Theil, Gedichte, ist eine Schiller zugeschriebene Elegie an Karl Kaaz (aus Laune schrieb sich der Maler so; er hieß Katz) abgedruckt, welche K. zum Verfasser hat. (Vgl. Bernhard Wyß, Heinrich Keller, der Züricher Bildhauer und Dichter. Frauenfeld 1891, S. 31 ff.) Die Schweiz verdankt Keller's Befürwortung bei dem ihm befreundeten Thorwaldsen die Vollendung des Modells zum Löwendenkmal in Luzern. Am 21. December 1832 ist Heinrich K. in Rom gestorben. Als Bildhauer strebte er antiken Kunstwerken mit vielem Geschick nach. Seine Dichtung zeigt ein Hinneigen zur Romantik.

Bernhard Wyß.

Keller: Jakob K., Jesuit (Ergänzung zu A. D. B. XV, 581). Die Studien sind ihm nicht leicht geworden. Darauf beruht es wol, daß einer seiner jesuitischen Beurtheiler ihm nur eine mittelmäßige Begabung zuspricht. Zutreffender aber ist das Urtheil eines andern: daß K., nachdem einmal das Eis gebrochen war, als Schüler wie Lehrer die glücklichsten Fähigkeiten bewiesen habe. Im 20. Lebensjahre wurde er bereits Doctor (nach anderer

Angabe: Licentiat) der Theologie, am 8. Januar 1589 in Luzern in den Orden aufgenommen. Die Gelübde legte er am 13. Januar 1591 zu Augsburg ab. Im Orden erkannte man, daß er sich besonders durch Weltklugheit auszeichne, und rief ihn daher an die Spitze des Collegs in Regensburg, bald aber (1607) des noch wichtigeren in München. Dieses leitete er dann 16 Jahre und nach einer Unterbrechung nochmals in seinen letzten drei Lebensjahren. Bei Maximilian von Baiern stand er in hohem Ansehen; bei seinem Bruder Albrecht und dessen Gemahlin war er Beichtvater. Er litt an häufigen und sehr lästigen Wallungen des Blutes gegen das Gehirn — er selbst sagt: in seinem Kopfe arbeiteten Cyklopen — und starb plötzlich, wohl vom Schlage gerührt.

Unter einem Maximilian, der die Jesuiten so hoch verehrte, in den Vorjahren und dann in den Stürmen des großen Religionskrieges war dem Rector des Münchener Jesuitencollegs unter allen Umständen eine bedeutende, über die inneren Kloster- und Ordensangelegenheiten hinausgreifende Rolle gesichert. Bei K. kam seine Gelehrsamkeit und Klugheit, besonders aber die Gewandtheit und Schärfe seiner Feder dazu und so konnte es nicht fehlen, daß er diese, theils aus eigenem Antrieb, theils wol auf Ermunterung des Herzogs im Dienste der katholischen Sache verwerthete. Unter den Polemikern, die der Jesuitenorden damals gegen die Protestanten auf dogmatischem wie politischem Gebiete ins Feld stellte, zählt K. zu den rührigsten und geschicktesten. Zweifellos hat er nach damaliger Jesuitensitte häufig den Kampfplatz mit geschlossenem Visier betreten und so ist es nicht immer möglich, seine Autorschaft mit Sicherheit festzustellen. Unter dem Namen: Jakob Silvanus (Keller's Heimath Säckingen liegt an den südlichen Ausläufern des Schwarzwaldes) erschien 1607 die „Philippica“, eine lebendige und witzige, aber von Schmähungen nicht freie Streitschrift gegen des Protestanten Löfenius „Wohlmeinende Warnung wider des Papstes und seiner Jesuiten Lehre und Praktiken“. Als Verfasser wurde allgemein K. betrachtet; daß dieser in seinem „Tyrannicidium“ die Urheberschaft ablehnte, kann die Annahme nicht entkräften. In diesem Tyrannicidium (München 1611, auch in deutscher Uebersetzung) wies K. die Verdächtigung zurück, als seien die Jesuiten in die Mordthat Ravaillac's verwickelt, und suchte den Vorwurf zu widerlegen, daß sie den Tyrannenmord lehrten. Unter den von jesuitischer Seite in diesem heftigen Federkriege veröffentlichten Schriften ist das Tyrannicidium das bedeutendste. 1617 und 1618 hatte der Archivar Gewold eine Ehrenrettung Kaiser Ludwig's des Baiern gegen den Dominicaner Bzovius verfaßt und auf Maximilian's Weisung K. als dem von ihm selbst vorgeschlagenen Censor seine Schrift Bogen für Bogen vorgelegt. K. erkannte, daß er die Sache noch besser machen könne, und da er sich und seinem Orden die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, Maximilian's Dank zu verdienen, schrieb er flugs selbst einen „Ludovicus imp. defensus“, ein Werk, das auf Gewold's Schultern steht, aber, wie man anerkennen muß, die Arbeit des Archivars an kritischem Scharfsinn und wissenschaftlichem Werth übertrifft. Gewold war nach seinem bisher behaupteten curialistischen Standpunkte und bei dem starken Einflusse, den der Jesuit Gretser auf ihn übte, gerade für diese Aufgabe wenig geeignet. Es ist überaus merkwürdig, daß der eifrige Jesuit in diesem Buche, seinem für Kaiser Ludwig begeisterten Landesherrn zuliebe, die Partei der Staatsgewalt gegen die Curie ergreift und die Politik der avignonesischen Päpste entschieden verurtheilt. Offen aber konnte ein Mitglied der Gesellschaft Jesu nicht als Autor einer Schrift auftreten, in der solche Töne angeschlagen und die curialistische Auffassung vom Kaiserthum bekämpft wurde. Die Welt mußte daher über

den Verfasser getäuscht werden: K. blieb im Dunkel und der Landschaftskanzler, der gelehrte Hans Georg Herwart, lieh dem Werke seinen Namen.

Die Calvinisten betrachtete K. gleich Herzog Maximilian als nicht in den Religionsfrieden eingeschlossen. An den für die calvinistische Partei compromittirenden Büchern „Fürstl. Anhaltisch geheime Kanzlei" und „Der unirten Protestirenden Archif", Enthüllungen, die aus den erbeuteten Acten Christian's von Anhalt und des Heidelberger Archivs nach Maximilian's Auftrag zusammengestellt und 1621 veröffentlicht wurden, scheint neben den Räthen Jocher und Leucker K. mitgewirkt zu haben, wenn er nicht geradezu der Hauptverfasser war. Auch in den Federkrieg, der sich nach der Schlacht am Weißen Berge zwischen Bucquoy und Tilly entspann, hat K., wie es scheint, eingegriffen. Man vermuthet ihn unter dem Pseudonym Berchtold v. Rauchenstein, der Bucquoy's irischem Beichtvater Fitzsimon und seiner Geringschätzung der Verdienste Tilly's und Maximilian's die Schrift „Constantius Peregrinus castigatus" (Bruggae 1621) entgegenstellte. Alegambe (Bibl. Script. Soc. Jesu 448) nennt K. auch als Verfasser des Panegyricus (deutsch: Lobred) auf die glückliche Rückkehr Maximilian's nach München nach dem siegreichen Feldzuge von 1620. Es ist aber fraglich, ob dafür nicht Keller's Ordensgenosse Drechsel in Betracht kommt, von dem jedenfalls das Material zu der Schrift hauptsächlich geliefert wurde.

1624 erschienen in Neapel die „Mysteria politica, h. e. Epistolae arcanae virorum illustrium". Die Schrift, die in Paris durch den Henker verbrannt wurde, enthält erfundene Briefe von Männern aus dem Lager der protestantischen Partei, deren Ränke und Pläne dadurch aufgedeckt werden sollen. Ihr Hauptzweck ist, auf die französische Politik einzuwirken, die französischen Staatsmänner vor der Verbindung mit den Feinden der katholischen Sache zu warnen, sie vielmehr zum Kampf gegen die Hugenotten anzufeuern. K. wird als der Verfasser vermuthet, und ist dies zutreffend, so hat er hier sicher nicht ohne die Zustimmung, wahrscheinlich sogar auf die Anregung seines Fürsten in die actuelle Politik einzugreifen versucht. Auch für die „Admonitio ad Ludovicum XIII. regem" ist an K. als Verfasser gedacht worden. Gegen Camerarius richtete er 1625 den „Tubus Galileanus" und eine andere Streitschrift, die unter dem deutschen Titel: „Purgiertränklein" erschien. Eine Lebensbeschreibung des P. Canisius aus seiner Feder vom Jahre 1612 liegt handschriftlich (Nr. 320 in Folio) in der Münchener Universitätsbibliothek.

Münchener Reichsarchiv, Jesuitica, bes. Fasc. 82: Literae annuae (diese für Keller die Hauptquelle der Elogia in Nr. 196½, p. 81); ferner Fasc. 190. 199. — Friedrich, Der Jesuit Keller als der wahre Verfasser der unter dem Namen Herwarts 1618 erschienenen Schrift: Lud. IV. imp. defensus (Sitz.-Ber. d. Münchener Akad., hist. Cl. 1874). — Stieve, Briefe u. Acten V, 919 und A. D. B. XIV, 102. — Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes V, 549 flgd. — Koser, Der Kanzleienstreit. — Duhr in Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon VII, 361. — Jul. Krebs, Die Schlacht am Weißen Berge, S. 136 f. — Rich. Krebs, Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des 30jähr. Kriegs, s. Register. — Riezler, Gesch. Baierns VI, 381 f., 438 f. und Kriegstagebücher aus dem ligistischen Hauptquartier 1620 (Abhdlgn. der Münchener Akad., hist. Cl. XXIII, 85). — Dürrwächter, Christoph Gewold, S. 85 f. — Verzeichniß der Schriften bei Backer-Sommervogel, Bibl. de la Comp. de Jésus IV, 981—997 und IX, 544.

Riezler.

Keller: Johann Michael Claudius K. gehört zu den bedeutendsten katholischen Kirchencomponisten in deutschen Landen während des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 29. December 1800 in dem Dorfe Oberelchingen nicht weit von Ulm als das einzige Kind der in guten Verhältnissen lebenden Krämerseheleute Johannes und Elisabet K. in dem Hause Nr. 18 geboren. Mönche der aufgelösten Klöster in Oberelchingen und Wettenhausen waren seine ersten Lehrer in den gewöhnlichen Schulgegenständen, dann aber auch im Latein und in Gesang und Clavierspiel. Später kam er nach Augsburg, wo er neben seinen schulgemaßen Studien auch seine musikalische Fortbildung bei dem Domcapellmeister Franz Bühler betrieb. Die musikalischen Anlagen des jungen K. entwickelten sich immer reicher und verheißungsvoller, so daß er bald seinen frühgehegten Wunsch, sich ausschließlich der Musik widmen zu können, erfüllt sah. Nun begannen erst recht die Jahre ernsten Lernens und Uebens in der von ihm so treu geliebten Kunst. Bald wurde er denn auch bei St. Georg und später bei St. Ulrich als Organist angestellt und von dieser Zeit ab ist er auch ganz der Kirchenmusik und zwar der ernsten und strengen Richtung ergeben geblieben. Aus dem eifrigen Schüler wurde bald ein eifriger vielgesuchter Lehrer. Als solcher wirkte er mit besonderem Erfolg an dem Benedictiner-Gymnasium St. Stephan in Augsburg. Seit 1837 wirkte er an der St. Ulrichskirche als Chorregent, als welcher er das damals noch seltene Wagniß unternahm, neben den besten neuen Werken auch die guten alten Meister, Paläſtrina, Allegri, Orlando di Lasso aufzuführen. Am 1. October 1839 übernahm er die Domcapellmeisterstelle, die er bis zu seinem Tode, am 3. April 1865, innehatte.

Seiner Compositionen sind nicht eben viele. Aber sie ragen durch ihre Eigenart, Kraft und ihren unvergleichlichen Wohlklang fast über Alles hinaus, was von Anderen in jener Zeit an Kirchenmusik geschrieben worden ist. Eine Reihe von vierstimmigen, zum Theil instrumentirten Hymnen für die verschiedenen Kirchenfeste zeigt das nachdrücklich. Von zartester Wirkung ist ein „Salve Regina“, für 4 Knaben- oder Frauenstimmen gesetzt. Sein „Sanctus“ und „Benedictus“ für Chor mit Begleitung von 4 Posaunen, 2 Hörnern, 2 Clarinetten und Pauken ist oft der Ehre gewürdigt worden, bei Aufführungen von Mozart's Requiem die diesem fehlenden Stücke ergänzen zu dürfen. Sein Hauptwerk ist die Composition des „Canticum Zachariae“ für Doppelchor und Soloquartett, 1847 (nach Anderen 1842) entstanden und zunächst nur für den Augsburger Dom bestimmt. Es gibt eine beträchtliche Anzahl von achtungswerthen und guten Compositionen dieses zur Composition auch geradezu herausfordernden Benedictus Dominus Deus (Lucas 1, 68 f.); aber wol keine hat je so kühn und mächtig, so formenstreng und kirchlich hehr, so farbenprächtig und ergreifend zu wirken gewußt, wie Keller's Meisterwerk. Lange Jahre wurde es ja am Karfreitag gegen den Schluß der Mette nur im Dome zu Augsburg aufgeführt und von fern und nah kamen die Freunde der Kunst, um den „Contrapunkt“, wie das Werk im Volksmunde heißt, genießen zu können. Ich lese, daß die Composition, die 1881 im Drucke erschien, später auch in anderen Städten aufgeführt wurde. Ein Hauptverdienst an der Verbreitung des schwierigen Werkes gebührt dem Stiftskanonikus Wilhelm Müller in München, der es Ende der 90er Jahre in der bairischen Hauptstadt einzuführen suchte, ebenderselbe, der auch die von Hahn gedichtete neue „Kreuzesschule“ von Oberammergau in Musik gesetzt hat.

Sehr bekannt sind die Werke Keller's nicht geworden. Sie sind nicht nur nicht leicht aufführbar, sondern sie erfordern zu ihrem richtigen Verständniß auch einen musikgebildeten Hörer. Gleichwol hatte Alt und Jung

und Reich und Arm in Augsburg seiner Zeit einen gewaltigen Respect vor dem Tonmeister Michael Keller, ihrem Domcapellmeister, und es war eine sinnige Ehrung, wenn die Liedertafel im Verein mit dem Damengesangverein bei seiner Beerdigungsfeier eine Nummer aus dem „Contrapunkt“ sang.

Eine eingehendere, erschöpfende Würdigung scheint es nicht zu geben; an gedruckten Nachrichten über ihn war außer ein paar sehr kurzen Nekrologen und Lexikonsartikeln nichts zu finden als eine kurze Biographie im „Schwäbischen Postboten“ 1901, Nr. 3.

Josef Lautenbacher.

Keller: Franz K.-Leuzinger, Ingenieur, Maler und Forschungsreisender, wurde am 30. August 1835 zu Mannheim als Sohn des Ingenieurs Joseph Keller geboren. Als der Vater 1841 das Amt eines Straßen- und Wasserbauinspectors in Karlsruhe erhielt, siedelte die Familie nach dieser Stadt über, und der Knabe besuchte daselbst das Lyceum und später die polytechnische Schule. Nachdem er die Ingenieurprüfung bestanden hatte, begleitete er 1855 seinen Vater nach Brasilien, um dort im Auftrage der kaiserlichen Regierung gemeinschaftlich mit zahlreichen anderen deutschen und englischen Technikern an der Verbesserung der schon vorhandenen Verkehrswege und an der Planung und Ausführung neuer Straßen, Eisenbahnen, Stromregulirungen und Telegraphenlinien zu arbeiten. Zunächst wurden beide mit Straßenbauten in den Provinzen Rio und Minas Geraes beschäftigt. Besondere Verdienste erwarben sie sich durch die treffliche Ausführung der theilweise in Felsen gesprengten Kunststraße, die von Petropolis aus über das Gebirge 147 km weit nach dem Innern des Landes führt und die reichsten Kaffeeplantagen der beiden Provinzen durchschneidet, sowie durch die große eiserne Straßenbrücke über den Parahyba, die mehr als 400 000 Milreis kostete. Später wurden sie beauftragt, den Verlauf der großen Ströme Brasiliens astronomisch und hypsometrisch zu bestimmen und kartographisch festzulegen und ihre Schiffbarkeit, die Wassermenge, die Ueberschwemmungsverhältnisse in der Regenzeit und die Hindernisse, welche sie der Schiffahrt durch Sandbänke, Wasserfälle und Stromschnellen entgegenstellten, zu untersuchen, sowie die besten Mittel zu deren Beseitigung oder Umgehung unter genauer Darlegung der Ausführbarkeit und des Kostenpunktes vorzuschlagen. Zu diesem Zwecke unternahmen sie durch theilweise unbekannte, von wilden Indianerstämmen bewohnte Gegenden sechs große und nicht immer gefahrlose Reisen, auf denen sie meist im Ruderboot die Ströme Amazonas, Madeira, Ivahy, Paranapanema, Tibagy, Parana, Iguassu, Mamoré, Parahyba und andere befuhren. Am ergebnißreichsten war eine Reise in den Jahren 1867—1868, welche zur Ermittlung des bequemsten Verbindungsweges zwischen Brasilien und der Nachbarrepublik Bolivia dienen sollte. Kurz vorher war nämlich zwischen beiden Staaten ein Grenz- und Handelsvertrag abgeschlossen worden, der unter anderem die baldige Eröffnung einer Verkehrsstraße durch das Madeirathal in Aussicht gestellt hatte. Vater und Sohn befuhren zunächst den Amazonenstrom von der Mündung an bis Manaos, versahen sich hier mit Vorräthen und farbigen Dienern und ruderten dann den Madeira aufwärts bis zu den Antoniofällen, wo eine mehr als 50 Meilen lange Reihe von Riffen, Stromschnellen und Cataracten beginnt. Sie kamen glücklich durch das Gebiet der kriegerischen Caripuna-Indianer, überschritten die Grenze von Bolivia und hielten sich längere Zeit in den ehemaligen Jesuitenmissionen unter den halbcivilisirten Moxos auf. Nachdem sie bis zur Station Trinidad am oberen Mamoré vorgedrungen waren, kehrten sie wieder um und trafen nach einer ununterbrochenen Stromfahrt von zwei Monaten im December 1868 glücklich in Para ein. Als Er-

gebniß ihrer Reise stellten sie fest, daß eine Beseitigung der Stromschnellen des Madeira durch Sprengung oder ihre Umgehung durch einen Schiffahrtscanal zu mühselig und kostspielig sein würde und deshalb die Erbauung einer die Krümmungen des Flusses abschneidenden Eisenbahn oder Kunststraße vorzuziehen sei. Nach Ausarbeitung einer Denkschrift an die Regierung kehrte der Vater nach Deutschland zurück und ließ sich in Karlsruhe nieder, wo er sich der Malerei widmete und 1877 starb. Der Sohn blieb noch einige Jahre in Brasilien, beschäftigte sich mit Vermessungsarbeiten und mit der Anlage von Telegraphenlinien und begab sich dann gleichfalls nach Karlsruhe. Hier bemühte er sich namentlich um die Hebung des Kunstgewerbes und wurde mit der Leitung einer von der Großherzogin von Baden gegründeten Schule für Kunststickerei beauftragt. Nach zwei Jahren erhielt er eine ähnliche Stellung in Hamburg, 1879 eine solche in Stuttgart, wo er sich namentlich der Herstellung von künstlerisch werthvollen Illustrationen für die dortigen Verlagsbuchhändler widmete. Als seine beste Leistung auf diesem Gebiete gelten seine Abbildungen zu Friedrich v. Hellwald's „Naturgeschichte des Menschen". Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in München, wo er am 18. Juli 1890 starb.

Die wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten Keller's sind theils in Brasilien entstanden und insoweit bei uns nahezu unbekannt geblieben, theils nach der Rückkehr in Deutschland geschaffen worden. Zu den ersteren gehören zahlreiche Reiseberichte, Denkschriften und Gutachten, die er theils allein, theils in Gemeinschaft mit seinem Vater entwarf und die sich handschriftlich in den brasilianischen Archiven befinden. Gedruckt scheinen, soweit sich bei dem überaus mangelhaften Zustande der brasilianischen Bibliographie nachweisen läßt, nur folgende zu sein: einige Aufsätze in den Jahrgängen 1865—1869 des amtlichen Relatorio da Agricultura, vor allem: Relatorio concernente aos projectos de melhoramento da navegação no rio Parahyba entre o Campo-Bello e a barra do Pirahy (1863), Relatorio sobre a exploração dos valles do Parahyba e Pomba (1865), Relatorio sobre as explorações dos rios Tibagy e Paranapanema (1866), Exploração do Ivahy (1866), Relatorio da exploração do rio Iguassú feita em 1866 (1867), und Relatorio da exploração do rio Madeira na parte compr. entre a cachoeira de Santo Antonio e a barra do Mamoré (1869); sowie zwei Aufsätze in dem von dem Präsidenten André Augusto de Padua Fleury herausgegebenen Relatorio da provincia do Paraná aus dem Jahre 1866: Esboço hydrographico de uma parte da provincia do Paraná contendo o curso dos rios Ivahy, Paranapanema e Tibagy und Relatorio da exploração dos rios Ivahy, Tibagy e Paranapanema. Verschiedene Karten, Pläne und Zeichnungen Keller's, die er entweder allein oder mit Beihülfe seines Vaters angefertigt hatte und die theils der brasilianischen Regierung gehörten, theils aus dem Privatbesitze des Kaisers Dom Pedro II. stammten, waren 1881 im Original oder in Reproduction in der historischen Ausstellung zu sehen, welche die Nationalbibliothek zu Rio de Janeiro veranstaltete. Da sie voraussichtlich niemals nach Deutschland gelangen werden, erscheint es angebracht, sie hier in aller Kürze aufzuführen. Von den Karten sind folgende zu erwähnen: Mappa topographico dos rios Parahyba e Pomba entre S. Fidelis e Meia-Pataca com o traço do caminho de ferro projectado (1864) und Mappa topographico do valle do rio Madeira entre as cachoeiras do Guajará-Merim e S. Antonio (1868), — von den Plänen: Planto do rio Ivahy desde Colonia Thereza até a barra do Corumbatahy (7 Blatt); Planto do rio Tibagy desde cachoeira dos Marrecos até a barra (3 Blatt); Curso do rio Iguassú entre barra do rio

Negro e passo de Iguassú na estrada de Palmeira a Palmas (10 Blatt); Curso do rio Iguassú entre ponte de S. José dos pinhaes e barra do rio Negro (10 Blatt); Planto do Paredão no rio Parahyba a meia legoa abaxo da cachoeiro do Salto (1 Blatt, 1863); Rio Ivahy: Ruinas de Villa-Rica do Espirito Santo (1 Blatt, 1865) und Rio Paranapanema: Planto das ruinas da reducção jesuitica de S. Ignacio (1 Blatt, 1865), — endlich von den Zeichnungen, die theils als Originalaquarelle, theils in photographischer Nachbildung vorlagen: Vista do Paredão no rio Parahyba a meia legoa abaxo da cachoeira do Salto; Rio Ivahy: Vista da barra do Corumbatahy; Rio Tibagy: Vista do aldeamento de São Pedro d'Alcantara e da colonia militar de Jatahy; Rio Paranapanema: Vista do aldeamento do Paranapanema; Rio Paraná: Vista d'um braço do rio Paraná, juncto a margem esquerda, logo abaxo da barra do Paranapanema, olhanda - se rio acima; Caça da anta no rio Ivahy; Embarcações em uso no rio Amazonas; Embarcação em uso no alto Parahyba; Interior da cabana d'um aggregado no valle do Pomba; Interior d'um rancho de Indios Cayoás no aldeamento de São Pedro d'Alcantara; endlich Resultados ethnographicos e archeologicos da exploração do rio Madeira (Abbildungen von Indianern und indianischen Felsenmalereien).

Bald nachdem K. nach Deutschland zurückgekehrt war, gab er eine ausführliche Beschreibung seiner letzten großen Stromfahrt heraus („Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise". Stuttgart 1874). Das Werk ist nicht nur wegen seines reichen geographischen, völkerkundlichen und naturwissenschaftlichen Inhalts und seiner zuverlässigen Nachrichten über die Handels- und Verkehrsverhältnisse der bereisten Gegenden wichtig, sondern auch wegen der vortrefflichen, vom Verfasser selbst unter dem Beistande seines jüngeren Bruders, des Malers Ferdinand Keller, entworfenen und auf die Holzstöcke gezeichneten Abbildungen von bleibendem Werthe. Bald nach seinem Erscheinen wurde es ins Englische übersetzt, um die englischen Capitalisten für die geplante Madeirathalbahn zu interessiren (The Amazon and Madeira Rivers. Sketches and descriptions from the note book of an explorer. London 1874. 2. Auflage ebd. 1876). Auszüge daraus erschienen in der französischen geographischen Zeitschrift Le Tour du Monde 1874 und in den Publications for the National Bolivian Navigation Company 1875. Außerdem veröffentlichte K. verschiedene meist kurze und wenig bedeutende Aufsätze über seine Forschungen und Erlebnisse in den Zeitschriften Ausland, Globus, Petermann's Mitteilungen, Natur, Gegenwart und Vom Fels zum Meer.

Deutscher Geographenalmanach 1884, 348. — Geographisches Jahrbuch XIV, 215. — Catalogo da exposição de historia do Brazil. Rio de Janeiro 1881. — Canstatt, Kritisches Repertorium der deutsch-brasilianischen Litteratur. Berlin 1902. Viktor Hantzsch.

Kellner: August K., herzogl. sächs. gothaischer Forstrath, bekannter Entomolog. Er wurde geboren am 8. August 1794 zu Weberstedt bei Langensalza, wo seine Vorfahren seit einem Jahrhundert als Revierförster im Dienste der Herren v. Goldacker standen. Sein Vater starb, als der Knabe kaum das 11. Lebensjahr vollendet hatte, und da die Mutter für sechs Kinder sorgen mußte, so konnte sie ihm keine bessere Schulbildung zutheil werden lassen, als sie die Dorfschule seines Heimathsortes bot, ausgenommen, daß der Ortspfarrer und ein im Dorfe ansässiger Geometer ihm etwas Privatunterricht ertheilten. Im J. 1809 kam er, der damaligen Sitte entsprechend, nach Volkenrada bei Mühlhausen in die forstliche Lehre und wurde hier auch nach drei-

jähriger Lehrzeit, am 20. October 1812, als Forstgehülfe angestellt. Im folgenden Jahre wurde er nach Winterstein im Thüringer Walde versetzt. Die 1815 daselbst in Angriff genommene Vermessung und Betriebsregulirung, an welcher er sich aus Mangel an Kenntnissen, namentlich in der Mathematik, nur in beschränkter Weise betheiligen konnte, machten den Wunsch in ihm rege, sich noch weiter ausbilden zu können. Da dies für ihn nur in der Stadt Gotha möglich war, ließ er sich im Frühjahre 1816 zur dortigen Hofjägerei versetzen. Er nahm nun, da der Dienst ihm Zeit genug ließ, Privatstunden in allen seinem Berufe nahestehenden Fächern, schrieb sich alle Collegienhefte eines glücklicheren Fachgenossen, welcher die Forstakademie in Tharandt besucht hatte, ab, durchforschte unter sachverständiger Leitung die ganze Flora der Umgegend bis nach Erfurt, Weimar, Jena und Göttingen und lernte mit eiserner Willenskraft Tag und Nacht. Daneben wurde die Jagd, namentlich auf Niederwild, so fleißig von ihm exercirt, daß er es im Hühnerschießen zu einer an Karl Emil Diezel erinnernden Berühmtheit brachte. Auf Veranlassung des Kammerpräsidenten v. Schlotheim stellte er ein genaues Herbarium aller im Herzogthum Sachsen-Gotha wild wachsenden Phanerogamen zusammen, welches dem herzogl. Naturalien-Cabinett einverleibt wurde, und wendete sich dann, ebenfalls auf Schlotheim's Anregung, der forstlichen Entomologie zu. Zum Unterförster ernannt, wurde ihm 1830 die interimistische Verwaltung des Reviers Zella St. Bl. übertragen, welche er ausübte, bis er 1838 das Revier Finsterbergen erhielt. Während seines Aufenthaltes in Zella war er aber so beliebt bei der dortigen Bevölkerung geworden, daß er, als 1848 sein Nachfolger dort vertrieben wurde, dahin zurückkehren und, mit Jubel empfangen, wieder gesetzliche Zustände herbeiführen mußte. Nach 2½ Jahren wurde ihm sodann das große und vielseitige Verhältnisse bietende Revier Georgenthal überwiesen und wenige Jahre später ihm der Titel Oberförster verliehen. Bei Gelegenheit seines am 20. October 1862 gefeierten 50 jährigen Dienstjubiläums wurde er durch das Prädicat „Forstrath“ ausgezeichnet und am 1. April 1863 in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Er verlegte nun seinen Wohnsitz nach Gotha und widmete sich fast ausschließlich der Verbesserung und Vermehrung seiner bedeutenden entomologischen Sammlung, welche vom Staate angekauft wurde und noch jetzt eine Hauptsehenswürdigkeit des gothaischen naturwissenschaftlichen Museums bildet. Daneben fungirte er, wenn eine Insectencalamität auf irgend einem gothaischen Reviere im Anzuge war, als Staatszoologe. Außer seiner Tüchtigkeit als praktischer Forstmann zeichnete sich K. besonders auch als Lehrer, Entomolog und Schriftsteller aus. Im Laufe der Zeit bildete er nicht weniger als 36 Forsteleven aus Thüringen, Oesterreich und der Schweiz zu tüchtigen, ihn hochverehrenden Forstwirthen aus. Als Entomolog fand er über 20 noch unbeschriebene Coleopterenarten auf, und eine Rüsselkäferart führt nach ihm den Namen Bradybatus Kellneri. Von Saxesen und Ratzeburg angeregt, schrieb er für des letzteren Werk über Forstinsecten den größten Theil des Abschnittes „Gebirgsforschungen“. Es gelang ihm ferner von vier Oestrusarten, deren Larven im Rothwild leben, Fliegen zu erziehen und diese in der Stettiner entomologischen Zeitschrift 1837 und 1853 näher zu beschreiben. Ferner veröffentlichte er: „Beobachtungen der Ursachen der sogenannten Fichtenabsprünge“ (Monatsschrift für das Forst- und Jagdwesen 1862, S. 476—479); „Mittheilungen einer Diagnose über Bostrychus amitinus Eichh.“; „Ueber die im Thüringer Walde vorkommenden Fichtenborkenkäfer 2c.“. Seine litterarische Hauptleistung war aber ein äußerst vollständiges „Verzeichniß der Käfer Thüringens, mit Angabe der nützlichen und der für Forst-, Land- und Gartenwirthschaft schädlichen Arten“. Gotha

1873. In Anerkennung seiner Verdienste wurde K. von zahlreichen entomologischen Vereinen und anderen gelehrten Gesellschaften zum Ehrenmitglied ernannt, und sein Landesherr zeichnete ihn durch Verleihung des Verdienstkreuzes für Kunst und Wissenschaft und des Ritterkreuzes I. Classe des Ernestinischen Hausordens aus. K. starb am 28. März 1883. Zwei seiner Söhne nehmen zur Zeit hervorragende Stellungen im Berg- und Forstfache ein.

Vgl. Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 279—283 und Forstwissenschaftliches Centralblatt, 4. Jahrg. 1883. — Nekrolog von Prof. Dr. R. Heß. M. Berbig.

Kempen: K. von Fichtenstamm, Johann Franz Freiherr von, k. k. Feldzeugmeister, Sohn des im J. 1815 geadelten Rittmeisters Heinrich Kempen v. Fichtenstamm, geboren zu Pardubitz in Böhmen am 26. Juni 1793, trat 1803 in die Theresianische Militärakademie, aus welcher er am 5. Mai 1809 als Fähnrich zum Infanterieregiment Graf Bellegarde Nr. 44 ausgemustert wurde. — Am 1. Juli 1809 zum Unterlieutenant befördert, machte er als solcher 1813 den Feldzug in Deutschland mit und wurde wegen tapferen Benehmens bei Dresden öffentlich gelobt. Am 25. October 1813 avancirte er zum Oberlieutenant und wurde am 23. Juli 1815 zum Generalstab transferirt, in welchem er am 20. Februar 1818 zum Hauptmann vorrückte. Noch am 1. December desselben Jahres zum Infanterieregimente Freiherr v. Wimpffen Nr. 13 übersetzt, leistete er von 1824—1830 die Dienste eines Adjutanten bei dem Chef des Generalstabes Feldmarschallieutenant Freiherrn v. Wimpffen, avancirte 1830 zum Major im Peterwardeiner-Grenz-Infanterie-Regimente Nr. 9 und wurde am 1. Januar 1833 zum Generalcommando-Adjutanten in Niederösterreich ernannt, welchen wichtigen Posten er mit seltenem Geschicke und mannichfachen Erfolgen versah. In dieser Stellung, in welcher er am 18. August 1834 zum Oberstlieutenant avancirte, war er es, der dem so wichtigen leichteren Pionierdienste in den Regimentern Eingang verschaffte. Am 2. März 1836 wurde er zum Obersten befördert und gleichzeitig zum Commandanten des Infanterieregiments Erzherzog Ludwig Nr. 8 ernannt und steigerte die taktische Ausbildung seines Regiments zu einer solchen Höhe, daß dasselbe bald als Musterregiment in der Armee galt. — Nach seiner Beförderung zum Generalmajor am 27. November 1843 erhielt er zuerst eine Brigade in Italien, 1844 aber in der Militärgrenze zu Petrinia, wo er energisch in die Verwaltung eingriff und insbesondere die Cultur der ausgedehnten Staatsforste in seinen Schutz nahm.

Im J. 1848 commandirte er bei Beginn des ungarischen Feldzuges eine Division im Corps des Banus, machte die Erstürmung der St. Marxer-Linie und das Treffen bei Schwechat mit, wurde am 5. November zum Feldmarschalllieutenant befördert und übernahm das Districtscommando von Preßburg, später aber unter Feldzeugmeister Freiherrn v. Haynau jenes von Ofen und Pest. — Ende 1849 wurde Kempen zur Organisirung der gesammten Landesgendarmerie berufen. Gleichzeitig znm Generalinspector der Gendarmerie ernannt, versah er unter einem die Stelle des Militärgouverneurs von Wien und seit 1. Juni 1852 die Geschäfte des Chefs der obersten Polizeibehörde. — Bei der Gendarmerie bewährte sich das oft dargethane Organisationstalent in derart eminenter Weise, daß innerhalb denkbar geringster Zeit dieses ebenso wichtige als wohlthätige Institut, in allen Theilen gegliedert, seine Wirksamkeit in den Provinzen der Monarchie entfalten konnte. — Seine Majestät der Kaiser lohnte diese ausgezeichneten Verdienste schon 1850 durch die Verleihung der zweiten Inhaberstelle des Infanterieregiments Erzherzog Franz Ferdinand

d'Este Nr. 32, 1851 durch die Verleihung der geheimen Rathswürde, 1852 durch den Orden der eisernen Krone I. Classe, welcher Verleihung statutenmäßig im J. 1854 die Erhebung in den Freiherrnstand folgte, und 1859 durch das Großkreuz des Leopold-Ordens. — K. trat am 21. August 1859 als Feldzeugmeister in den Ruhestand. Aber auch auf anderen Gebieten als auf jenem seines ernsten Berufes begegnen wir dem erfolgreichen Wirken Kempen's. So verdankt die Neustädter Akademie seinen Bemühungen und Anregungen das im J. 1855 hergestellte Kinsky-Denkmal; Znaim und Iglau verdanken ihm die Errichtung humanistischer Wohlthätigkeitsanstalten, zweckmäßiger Bauten, freundlicher Anlagen und schöner Plätze; die Stadt Iglau errichtete ihm selbst ein Denkmal im Stadtparke; viele Stadte wie Wien, Erlau, Debreczin verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht.

Freiherr v. K. war auch ein fleißiger Mitarbeiter der von Schels redigierten Militär-Zeitschrift, und viele darin enthaltenen kriegsgeschichtlichen Artikel stammen aus seiner Feder. — Von fremden Monarchen haben ihn der Kaiser von Rußland mit dem weißen Adler-Orden mit den Schwertern, mit dem St. Annen-Orden I. und dem St. Wladimir-Orden IV. Classe, der König von Preußen mit dem rothen Adler-Orden I. Classe, der Herzog von Modena mit dem Estensischen Adler-Orden ausgezeichnet. Er starb zu Schwarzau bei Wiener Neustadt am 29. November 1863 und ist auf dem Akademiekirchhofe begraben.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Svoboda, Theresianische Militär-Akademie. — Oesterreichischer Soldatenfreund 1854.

Sommeregger.

Kempter: Friedrich K. Der seit etwa einem Jahrhundert an Baiern gekommene Theil Schwabens zwischen Iller und Lech, reich und mannichfach begabt, hat zu allen Zeiten auch gar manchen trefflichen und berühmten Musiker hervorgebracht, wenn er auch in den großen Sturm- und Glanzperioden unserer Musikgeschichte, hauptsächlich infolge des Mangels eines großen musikalischen Mittelpunktes, weniger hervorgetretreten ist oder hervorgetreten zu sein scheint, und wenn er auch von den ganz großen Männern und Meistern keinen aufzuweisen hat. Nicht selten hat die Wiege solcher Musiker in dem Frieden und der Enge eines Schulhauses in der Stadt und noch öfter auf dem platten Lande gestanden. Aus einem solchen ärmlichen Landschulhause, das, wie so viele andere bis zum heutigen Tag, eine Stätte und Burg emsigster und selbstlosester Musikpflege und eine wahre Herberge gesündester Hausmusik gewesen sein mag, ist auch das Brüderpaar Friedrich und Karl K. hervorgegangen. Als viertes Kind wurde am 17. October 1810 den Schullehrerseheleuten Mathias und Crescentia Kempter zu Limpach in der ehemaligen Markgrafschaft Burgau und zwar in dem heute noch gut erhaltenen Hause Nr. 1 der tüchtige Musikpädagog und Kirchencomponist Friedrich K. geboren. Der begabte und namentlich für Musik veranlagte Knabe, von seinem Vater fleißig und einsichtig geschult und geleitet, erwählte den Beruf eines Volksschullehrers. 1824 ging er nach Augsburg zur Vorbereitung für das Seminar, in das er 1828 eintrat. Dieses befand sich damals in Dillingen, wo ein Kreis kenntnißreicher und geübter Lehrer, in der Musik namentlich Karl Laufer und Anton Schmid auf ihn von starkem Einfluß waren. 1830—1836 wirkte er als Schulgehülfe in zwei größeren Marktgemeinden, sich im allgemeinen und namentlich in der Musik unablässig weiterbildend und vervollkommnend. 1836 wurde er als Lehrgehülfe in das Seminar zu Dillingen berufen, wo er, hauptsächlich in den musikalischen Fächern thätig, seine musikalische Ausbildung noch weiter steigerte und sicherte. 1837—41 Lehrer in Steppach, benützte er

die Nähe Augsburgs fleißig, um seinen musikalischen Gesichtskreis durch Anhörung öffentlicher Aufführungen von profanen und kirchlichen Werken zu erweitern. Auch war er emsig bestrebt, aus dem fleißigen Verkehr mit dem dortigen Chorregenten und späteren Domcapellmeister Keller, unter dem eben sein jüngerer Bruder Karl seine musikalischen Studien machte und zum Theil schon beendet hatte, Nutzen zu ziehen. Von 1841 bis zu seinem am 16. December 1864 erfolgten Tode war er Musiklehrer an dem inzwischen nach Lauingen verlegten Schullehrerseminare. Als solcher hat er die gesammte Lehrerschaft des ganzen großen Kreises Schwaben musikalisch erzogen und ihr Richtung und Ziel klar und bestimmt. Er hat nicht lauter Meister herangebildet, aber im großen und ganzen glückte es ihm, eine Menge wohl brauchbarer Organisten und Dirigenten, tüchtige Violinspieler und sichere Sänger zu bilden. Der überaus fleißige, freundliche und bescheidene Mann hatte — bis 1853 hatte er noch keinen Gehülfen in seinem Amte — in der Woche 30 und noch mehr Stunden zu geben. So ist die Anzahl der von ihm componirten Musikstücke, namentlich im Vergleich mit seinem überaus productiven Bruder, nicht sehr groß und seine Hauptbedeutung liegt auch mehr in seiner langjährigen und weitausgreifenden musikpädagogischen Thätigkeit, als in seinen Compositionen. Doch sind diese wenigen, meist kürzere Kirchenstücke wahre Perlen reinen Satzes, guten Baues und ursprünglicher Melodie. Am bekanntesten und beliebtesten ist wol das noch heute (1905) an Communiontagen in der Studienkirche von St. Stephan in Augsburg regelmäßig gesungene Communionlied für Baßsolo, gemischten Chor und interessante Orgelbegleitung: „Mein Jesus ist mein“. Sein „Unterricht und Uebungen im Generalbasse“ und andere Veröffentlichungen sind auch heute noch in den Händen mancher Musikjünger zu finden. Das Aufkommen der sogenannten Cäcilianischen Richtung in der katholischen Kirchenmusik hat er nicht mehr erlebt. Wie er sich zu ihr gestellt haben würde, ist nicht so ohne weiteres klar. Wie die Anhänger dieser jetzt herrschenden Richtung zu seiner Art sich stellten und stellen, ist mir nicht näher bekannt.

Die musikalischen Nachschlagebücher nennen F. Kempter fast alle in Ehren. Ein warmherzig geschriebener Nekrolog findet sich in J. B. Heindl's Repertorium der pädagog. Journalistik und Literatur, 19. Jahrg. 1865.

Josef Lautenbacher.

Kempter: Karl K., der fruchtbarere, weiterwirkende und offenbar bedeutendere, wenn auch nicht immer eben so harmonische und durchweg erfreuliche Bruder Friedrich's (s. o), wurde als siebentes Kind seiner Eltern am 17. Januar 1819 ebenfalls zu Limpach geboren. Er scheint von früh ab sich ganz der Musik zu widmen entschlossen gewesen oder bestimmt worden zu sein. Denn schon mit zwölf Jahren kam der für seine jungen Jahre hervorragende Clavier- und Orgelspieler zu dem damaligen Musiklehrer und Kirchenorganisten Mich. Keller in Augsburg, um unter dessen Leitung seine weitere musikalische Ausbildung zu erhalten. Er ist denn auch sein bedeutendster Schüler geworden, der freilich, im Wesen anders geartet, später andere, seine eigenen Wege ging. Die strenge Zucht der Keller'schen Schule hat ihm aber nicht nur nichts geschadet, sondern oft ganz merklich Halt und Festigkeit verliehen. 18 Jahre alt wurde er Organist bei St. Ulrich in Augsburg, zwei Jahre später an der Domkirche, an welche eben sein Lehrer als Capellmeister berufen worden war. 25 Jahre, bis zum Tode Keller's bekleidete er das Amt, um dann dessen Nachfolger zu werden. Nur wenige Jahre wirkte er als Domcapellmeister, denn schon am 11. März 1871 starb er, seit geraumer Zeit durch

ein schweres Nervenleiden in der Erfüllung seiner Amtspflichten und in der vollen Entfaltung seiner Kunst mannichfach gehemmt.

Die Augsburger Domcapellmeister des 19. Jahrhunderts, von den Bühler und Witzka bis zu Kempter's Nachfolger, Karl Kammerlander, sind alle fleißige Componisten gewesen, aber doch wol zumeist erst, nachdem sie Domcapellmeister geworden waren. Karl K. hat als Domcapellmeister nicht mehr viel componirt. Fast alle seine, bei Böhm in Augsburg erschienenen Werke, wol an die 200, sind vor seiner Capellmeisterzeit entstanden. Von Wenigem abgesehen — der eine oder andere Männerchor, der in der alten Sammlung der Augsburger Liedertafel versteckt ist, verdiente es wol, heute noch oder heute wieder gesungen zu werden, und zwar nicht in Augsburg allein — sind es fast ausschließlich ganz der Kirche und ihren verschiedenen Veranstaltungen dienende, meist figurirte Compositionen: Messen, Vespern, Litaneien, Gradualien, Offertorien u. s. w. Sie alle sind mit Vorliebe viele Jahre lang auf den größten wie auf den kleinsten Kirchenchören wol ganz Deutschlands und darüber hinaus aufgeführt worden. Waren sie doch nicht allzu schwierig aufzuführen, waren sie doch gefällig und dankbar. Nicht alle stehen sie auf gleicher Höhe, und manche muthen uns wol etwas unausgereift und flüchtig gemacht, andere etwas seicht und breit an. Zwang doch, wie man sagt, die äußere Noth des Lebens den braven und schaffensfreudigen Mann öfters, das Brett da zu bohren, wo es am dünnsten ist. Wie vieles aber ist reif und echt, durchaus erfreulich und von stets anmuthiger Eigenart! Es ist schwer zu sagen, welches die besten und beliebtesten Kirchenwerke Kempter's sind. Außer dem Salve Regina, op. 10, das als eines der schönsten überhaupt gilt, dürfte wol neben einigen Messen das kindlich andächtige Adoro Te den Preis verdienen.

Als tüchtiger Meister erwies er sich auch in seinen Oratorien „Johannes der Täufer", „Maria", „Die Hirten von Bethlehem". Der Text der beiden erstgenannten Werke stammt von dem trefflichen Benedictiner Gall Morel. „Die Hirten von Bethlehem" hat Ponholzer weniger glücklich gedichtet. Es ist mir nicht gelungen, zu erfahren, wann und wo seine beiden Hauptoratorien zuerst aufgeführt wurden. Heute ist das Benedictinerstift St. Stephan in Augsburg im Besitze der Partituren derselben. Die in seiner Hut stehenden Gymnasialschüler haben den „Johannes" einmal aufgeführt bei Gelegenheit eines Abt-Jubiläums am 2. Februar 1885. Einzelne Theile der „Maria" wurden von ihnen aufgeführt an ihren Maifesten zwischen 1882 und 1886. Eine zweimalige Aufführung des ganzen Oratoriums geschah durch sie bei Gelegenheit des Bischofsjubiläums des † Bischofs Pancratius v. Dinkel im November 1883. Einzelne Stücke daraus wurden auch ab und zu während der Schulmesse aufgeführt.

In den letzten Jahren seines Lebens begann der Kampf der Cäcilianischen Richtung in der Kirchenmusik gegen die wirkliche und angebliche Unkirchlichkeit vieler zeitgenössischer Kirchencomponisten. Auch Karl K. glaubte man unter die unkirchlichen Kirchencomponisten rechnen zu müssen, ja der Bannerträger der Cäcilianer Franz Witt hat gerade ihn herausgegriffen, um ihn als Sudler und Sünder zu zeichnen. Zu dem kranken K. wird wol nur wenig von solchen ungerechten Worten und von dem ganzen Streit gedrungen sein. Aber je mehr der Einfluß dieser Richtung stieg, je mehr sie zur schwach bestrittenen Herrschaft kam, desto mehr verschwanden die Compositionen Kempter's von den Kirchenchören, deren Repertoire er so lange beherrscht hatte. Zwar ist er noch nicht völlig gestürzt. Ja in Oesterreich, namentlich in Wien, scheint er mit besonderer Vorliebe gepflegt zu werden, und auch in der eigenen Heimath will man sich seiner wieder mehr annehmen.

Von gedruckten Würdigungen Kempter's ist mir außer sehr kurzen Nekrologen nichts bekannt, außer dem, was in J. B. Heindl's Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner, Jugend- u. Volksschriftsteller und Componisten aus der Gegenwart, 1859, zu lesen steht.

Josef Lautenbacher.

Kern: Johann Konrad K., schweizerischer Diplomat, geboren am 11. Juni 1808 zu Berlingen im Kt. Thurgau, † am 14. April 1888 in Zürich. Als zweiter Sohn einer wohlhabenden Familie zum Studium der Theologie bestimmt, empfing er seine Vorbildung 1822—24 auf der Lateinschule zu Diessenhofen, 1825—27 am Gymnasium in Zürich und bezog im Herbst 1827 die Universität Basel. 1828 sprang er von der Theologie zur Jurisprudenz über und studirte zwei Semester in Berlin römisches Recht bei Savigny. Im Herbst 1829 reiste er über Hamburg, Amsterdam und die belgischen Städte den Rhein aufwärts nach Heidelberg, wo er unter Thibaut und Mittermaier, mit welchem er hernach in stetem Briefwechsel blieb, seine Studien vollendete und am 5. September 1830 mit Auszeichnung promovirte. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris ließ er sich 1831 als Advocat in Berlingen, 1834 nach seiner Verheirathung mit Aline Freienmuth, der Tochter des thurgauischen Regierungsrathes Freienmuth, in Frauenfeld nieder. So frühe sein Alter es erlaubte, wurde der junge Mann, den stattliche Erscheinung, gewinnendes Wesen, eiserner Fleiß und nie versagende Gewandtheit in Wort und Schrift empfahlen, in die Politik hineingezogen. Schon im Mai 1832 sandte ihn sein heimatlicher Kreis in den Großen Rath des Kantons Thurgau, der ihn im Juni in den Erziehungsrath, im October in den Kriegsrath wählte. 1833 wurde der Fünfundzwanzigjährige als zweiter Gesandter an die eidgenössische Tagsatzung geschickt, 1834 zum Präsidenten des Großen Rathes und zum ersten Tagsatzungsgesandten gewählt, in welcher Eigenschaft er fortan seinen Kanton regelmäßig in der eidgenössischen Versammlung vertrat. 1835 wurde er Präsident des thurgauischen Erziehungsrathes.

Das Jahr 1837 wurde ein Wendepunkt für K. Er gab die Advocatur auf, um sich ganz den Staatsgeschäften zu widmen. Zunächst bekleidete er das Amt eines Verhörrichters; dann betheiligte er sich in führender Stellung an der 1837 stattfindenden Revision der Kantonsverfassung, die hauptsächlich eine bessere Gerichtsorganisation bezweckte. Seitdem bildete K. mit zwei politischen Freunden, Gräflein und Streng, eine Art Triumvirat, das den Kanton zwölf Jahre hindurch thatsächlich leitete. Er trat zwar nicht in die Regierung, führte aber abwechselnd mit seinen Freunden den Vorsitz im Großen Rath, der ganz unter ihrem Einfluß stand, war Präsident des Erziehungsrathes und des Obergerichts und die Seele der allmächtigen „Justizcommission“, die zugleich als Anklagekammer und Recursinstanz fungirte, die Oberaufsicht über die gesammte Rechtspflege des Kantons führte und Gesetzesentwürfe auf dem Gebiete des Rechtswesens auszuarbeiten hatte. Ein neues Erbrecht, Criminalrecht und eine Civilproceßordnung gingen unter Kern's Leitung von der Justizcommission aus; an der Vollendung einer Strafproceßordnung wurde er nur durch die Tagsatzung von 1847/48 verhindert, die ihn fast ein Jahr lang dem kantonalen Geschäftskreis entzog. Auch um das thurgauische Erziehungswesen erwarb sich K. bedeutende Verdienste; insbesondere war es hauptsächlich ihm zu verdanken, daß der Große Rath 1847 die Errichtung einer Kantonsschule (Gymnasium und Realschule) in Frauenfeld beschloß.

In eidgenössischen Dingen trat K. 1838 im „Louis-Napoleonhandel“ zum ersten Mal stärker hervor. Der wegen seiner Leutseligkeit und Wohlthätigkeit beliebte Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser Napoleon III., hatte von

der thurgauischen Gemeinde Salenstein, in deren Gebiet das von ihm und seiner Mutter Hortense bewohnte Schloß Arenenberg lag, 1832 das Ortsbürgerrecht und vom thurgauischen Großen Rathe das Kantonsbürgerrecht geschenkt erhalten. Als nun Louis Philipp in einer Note vom 1. August 1838 Arenenberg als Herd politischer Umtriebe gegen Frankreich bezeichnete und die Ausweisung des Prinzen verlangte, suchte K. auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern am 6. August unter Berufung auf das thurgauische Bürgerrecht des Prinzen in einer Rede, deren Kraft und juristische Schärfe Aufsehen erregte, nachzuweisen, daß das Begehren Frankreichs vom völkerrechtlichen Gesichtspunkt aus in keiner Weise begründet werden könne und daß ein Nachgeben von Seiten der Schweiz gleichbedeutend mit der Preisgebung ihrer Selbständigkeit wäre. Die Tagsatzung wies zunächst das Begehren an den Stand Thurgau. Unterdessen wiederholte Frankreich, unterstützt von den übrigen Großmächten, seine Forderung unter Androhung der Abberufung seines Gesandten. Trotzdem hieß der Große Rath des Thurgaues den Protest seines Abgeordneten gut, und K. erklärte am 27. August auf der Tagsatzung, der Thurgau weise das Begehren, daß sein Mitbürger Louis Napoleon das Gebiet der Eidgenossenschaft zu verlassen habe, auf das bestimmteste zurück; überdies habe der Prinz in einem Schreiben an den Großen Rath seinen festen Willen ausgesprochen, alle Störungen der freundnachbarlichen Verhältnisse zu vermeiden. Auf der Tagsatzung gingen die Ansichten derart auseinander, daß eine Befragung der Kantone für nothwendig erachtet wurde. Die öffentliche Meinung in der Schweiz stand durchaus auf Seiten Kern's; die wichtigsten Kantone instruirten ihre Gesandten auf Abweisung der französischen Forderung. Als Louis Philipp Truppen gegen die Schweizergrenze in Bewegung setzte, riefen Genf und Waadt ihre gesammte Mannschaft unter die Waffen und auch in den übrigen Kantonen begannen die Rüstungen. Da machte Louis Napoleon dem Conflict freiwillig ein Ende, indem er vor dem Entscheide der Tagsatzung am 20. September der thurgauischen Regierung seinen Entschluß kundgab, die Schweiz zu verlassen.

K., der mit dem Prinzen, wenn nicht befreundet, so doch bekannt war, hätte gewünscht, daß er die Entscheidung der Tagsatzung abgewartet hätte; nachdem er aber einmal seinen Entschluß öffentlich ausgesprochen, gab er ihm zu verstehen, daß eine Beschleunigung seiner Abreise wünschbar sei, um die Schweiz der Fortsetzung ihrer kostspieligen Vertheidigungsmaßregeln zu überheben. Ebenso rieth er dem Prinzen, als ihn dieser von London aus über eine allfällige Rückkehr nach Arenenberg befragte, in einem Briefe vom 22. Februar 1839 freimüthig davon ab, da er, wenn durch seine Rückkehr neue Schwierigkeiten hervorgerufen würden, die öffentliche Meinung gegen sich haben würde. Das Anerbieten eines „Andenkens" von Seiten des Prinzen wies er als mit seinen Grundsätzen unvereinbar zurück. In um so besserem Andenken behielt der Erbe des Namens Bonaparte den Thurgauer, der so beredt für sein Asyl eingestanden war.

Fortan nahm K. im Rathe der Eidgenossen eine der ersten Stellen ein und war Mitglied fast aller wichtigeren Commissionen der Tagsatzung. In der Armee bekleidete er seit 1838 die Stelle eines Cassationsrichters mit dem Rang eines eidgenössischen Obersten. In den stürmischen vierziger Jahren war K. neben Jonas Furrer von Zürich der Hauptvertreter des auf Stärkung der Bundesgewalt ausgehenden, aber legal vorschreitenden gemäßigten Radicalismus. Auf seinen Antrieb hin war der Thurgau der erste Kanton, der 1846 sich officiell gegen die Duldung des Sonderbundes der sieben ultramontanen Kantone aussprach, und auf den Tagsatzungen von 1846/47 beleuchtete K. in

ausgezeichneten Voten aufs gründlichste die Unzulässigkeit dieser Verbindung vom staatsrechtlichen und historischen Standpunkte aus. Er wurde Mitglied und Berichterstatter der am 30. Juli 1847 von der Tagsatzung eingesetzten „Siebnercommission", welche die Maßregeln der eidgenössischen Mehrheit gegen den sich bewaffnenden Sonderbund vorberieth, und wirkte dabei mit Jonas Furrer, dem späteren Bundespräsidenten, aufs engste zusammen. Auf der anderen Seite that er sein Möglichstes, um, ohne Preisgebung der Grundsätze, die Schweiz vor dem Bürgerkriege zu bewahren. Er war der Verfasser der Versöhnungsproclamation, welche die Tagsatzung am 20. October 1847 an die Sonderbundsstände richtete, und ging als eidgenössischer Repräsentant nach Schwyz, um durch persönliches Zureden den Rücktritt dieses Standes vom Sonderbund zu erwirken. Ebenso nahm er an der von Baselstadt veranstalteten Vermittlungsconferenz vom 28. October theil. Als aber alle Mittel der Güte erschöpft und die Rüstungen der eidgenössischen Mehrheit beendet waren, da stellte K. als Berichterstatter der Siebnercommission am 4. November 1847 den Antrag auf bewaffnete Auflösung des Sonderbunds; der von ihm redigirte Executionsbeschluß der Tagsatzung eröffnete den Sonderbundskrieg. Er war es auch, der den General Dufour, welcher an seinen Instructionen Anstoß nahm und bereits seine Entlassung eingereicht hatte, zum Bleiben bewog und als gewandter Mittelsmann zwischen der Tagsatzung bezw. der Siebnercommission einerseits und dem General andererseits die nothwendige Harmonie herzustellen wußte.

Nach dem Siege der Eidgenossenschaft wurde K. als eidgenössischer Commissär nach Luzern gesandt, wo er im Sinne der Mäßigung und Schonung gegen die Besiegten wirkte. Nach Neujahr kehrte er nach Bern zurück, um vom Februar bis April 1848 an den Berathungen der im August 1847 von der Tagsatzung niedergesetzten Commission für Revision der Bundesverfassung theilzunehmen. Mit dem Waadtländer Druey zum Redactor der Revisionscommission ernannt, entwarf er das Programm für ihre Berathungen und redigirte den daraus hervorgehenden Entwurf der neuen Bundesverfassung. Unter seiner Mitwirkung schrieb Druey den trefflichen Bericht, der den Entwurf in die Kantone begleitete. Auch die Tagsatzung, die im Mai und Juni den Wortlaut der Verfassung endgültig feststellte, ernannte die beiden wieder zu Redactoren, sodaß die Bundesverfassung von 1848, welche für die Schweiz eine neue Aera heilsamer Entwicklung begründete, zum guten Theil als Kern's Werk bezeichnet werden darf. Sein von Erfolg begleitetes Streben ging dahin, durch Ausgleichung der schroffen Gegensätze zwischen Föderalisten und Centralisten zu einem für beide Theile annehmbaren Compromiß zu gelangen.

In Anerkennung seiner Verdienste wurde K. im Juli 1848 von der Tagsatzung zum schweizerischen Geschäftsträger in Wien ernannt und damit zum ersten Mal auf die diplomatische Laufbahn, für die sich seine bei aller Entschiedenheit in den Grundsätzen doch geschmeidige Natur wol eignete, hingewiesen. Indeß fand er in dem von der Revolution zerrütteten Oesterreich keinerlei Gelegenheit zu ersprießlicher Thätigkeit. Der Anblick des vom Pöbel ermordeten Kriegsministers Latour machte ihm einen grauenvollen Eindruck; auf den Wink, den die österreichische Regierung den fremden Gesandten gab, das aufrührerische Wien zu verlassen, legte er die ohnehin nur provisorisch übernommene Geschäftsträgerstelle nieder und eilte in die Heimath zurück. Der Thurgau wählte ihn in den neugeschaffenen schweizerischen Nationalrath, der sich im November 1848 in Bern constituirte. Bei der eminenten Rolle, die K. als Mitglied der Siebner- und der Revisionscommission gespielt hatte, wäre seine Wahl in den Bundesrath wohl sicher gewesen, wenn er nicht nach

einigem Schwanken eine Candidatur abgelehnt hätte. Dafür wurde er zum Präsidenten des damals noch nicht permanenten Bundesgerichtes und im Juli 1850 zum Präsidenten des Nationalraths gewählt. In der neuen Bundesversammlung stand sein Einfluß nur demjenigen Alfred Escher's nach, dem er sich übrigens aufs engste anschloß; er war nach dem Urtheil des französischen Gesandten Salignac-Fénélon „einer der ausgezeichnetsten Generäle der compacten Mehrheit der liberalen, aber verständigen Deputirten, die das Parlament beherrschen".

Eine neue Ernennung zum Gesandten in Wien durch den Bundesrath im Jahre 1849 schlug er aus; dagegen ließ er sich wiederholt Specialmissionen übertragen. So vermittelte er im Verein mit Pioda, dem nachmaligen Bundesrath, Mai 1850 im Kanton Freiburg, dessen Regierung die am Sonderbund besonders betheiligten Personen und Gemeinden mit einem Zwangsanleihen zur Bezahlung der Sonderbundskriegsschuld belegt hatte, einen billigen Ausgleich. Als die Schweiz mit ihrem einstigen Schützling, dem zum Präsidenten der französischen Republik emporgestiegenen Louis Napoleon wegen der von seinem Staatsstreich über die Grenze getriebenen Flüchtlinge in eine gefährliche Spannung gerieth, ernannte der Bundesrath im Februar 1852 K. und den Soloturner Trog zu eidgenössischen Commissären, und die Energie, womit diese in Genf und anderen Grenzkantonen für stricte Handhabung der Flüchtlingspolizei sorgten, um jedem Mißbrauch des Asyls vorzubeugen, bewirkte, daß die französischen Klagen verstummten. Im Juli des Jahres wurde K. mit General Dufour zu der vom Prinzpräsidenten persönlich vollzogenen Einweihung der Eisenbahnlinie Paris-Straßburg abgeordnet und fand den besten Empfang. Das Kreuz der Ehrenlegion wurde ihm angeboten, aber gemäß den Vorschriften der Bundesverfassung abgelehnt.

Mittlerweile war aber im Thurgau gegen das Regiment der Triumvirn allmählich eine starke demokratische Opposition erwacht. Eine von dieser Seite 1849 angeregte Verfassungsrevision beseitigte die Justizcommission, führte durchgängig directe Wahlen ein, sowie das Volksveto, kraft dessen die Volksabstimmung über Gesetze und Beschlüsse des Großen Rathes verlangt werden konnte. K. wurde zwar unter der neuen Verfassung zum Regierungspräsidenten gewählt, aber er fühlte doch, daß die Zügel, die er so lange geführt, seiner Hand entglitten. Besonderen Schmerz bereitete es ihm, daß sich gegen seine Lieblingsschöpfung, die Kantonsschule, eine stürmische Opposition erhob, welche ihre Eröffnung bis zum Herbst 1853 hinausschob und ihn zum Austritt aus dem Erziehungsrathe bewog. Einigen Ersatz dafür boten ihm Erfolge auf wirthschaftlichem Gebiete. 1851 half er im Interesse des Bauernstandes die thurgauische Hypothekenbank, deren erster Präsident er war, gründen, und durch seine Beziehungen zu Alfred Escher brachte er eine enge Vereinigung der thurgauischen und zürcherischen Eisenbahnbestrebungen zu Stande, so daß die Linie Zürich-Bodensee, die spätere „Nordostbahn", statt über St. Gallen, über Frauenfeld nach Romanshorn geführt wurde. Im Herbst 1853 wurde er als Vertreter des Thurgaues in die Direction der Nordostbahn gewählt und siedelte mit Aufgebung seiner kantonalen Aemter nach Zürich über.

Bald wartete hier seiner eine neue Aufgabe. Als Berichterstatter der vom Nationalrath bestellten Hochschulcommission nahm er hervorragenden Antheil an dem hauptsächlich von Alfred Escher betriebenen Projecte einer eidgenössischen Universität und, als diese im Februar 1854 am Widerstreben des Ständerathes scheiterte, an der Gründung des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich, die am 7. Februar 1854 von der Bundesversammlung beschlossen wurde. Am 2. August 1854 wurde K. vom Bundesrath zum Präsidenten

des neugeschaffenen schweizerischen Schulraths gewählt, der die beschlossene polytechnische Schule ins Leben zu rufen und zu leiten hatte, und erwarb sich durch die Energie und Umsicht, womit er eine Reihe ausgezeichneter Lehrkräfte an der neuen Anstalt sammelte, das größte Verdienst um ihr rasches Aufblühen. Als eidgenössischer Beamter konnte K. verfassungsgemäß nicht mehr Mitglied des Nationalraths noch des Bundesgerichtes bleiben; dafür sandte ihn nun sein Heimathkanton in den Ständerath, so daß er nach wie vor einflußreiches Mitglied der Bundesversammlung blieb.

Der 1856 wegen Neuenburg mit Preußen ausbrechende Conflict gab seiner Thätigkeit wieder eine veränderte Richtung. Napoleon III., dessen Beistand Friedrich Wilhelm IV. angerufen hatte, um die Schweiz zur Freilassung der gefangenen Neuenburger Royalisten zu zwingen, hatte im November 1856 eine officiöse Sendung des Generals Dufour nach Paris veranlaßt, die jedoch zu keinem Resultate führte, da der schweizerische Bundesrath das Pfand, das er an den Royalisten in der Hand hatte, nicht herausgeben wollte, ohne die Gewißheit, daß Preußen die volle Unabhängigkeit Neuenburgs anerkennen werde. Beim Abschiede Dufour's hatte sich der Kaiser angelegentlich nach K. erkundigt. Dies bewog den Bundesrath, als die Dinge sich zum Kriege zuspitzten und Napoleon von neuem seine Vermittlung anbot, Ende December 1856 K. als außerordentlichen Gesandten nach Paris zu schicken. Er wurde von Napoleon III. als alter Bekannter empfangen. Am 4. Januar 1857 wurde er in den Tuilerien zur Tafel gezogen und erhielt den Ehrenplatz neben der Kaiserin. Hernach besprach sich der Kaiser mit ihm bis Nachts 11 Uhr in seinem Cabinett. Aus den confidentiellen Mittheilungen Napoleon's — dieser ging soweit, K. die eigenhändigen Briefe des Königs von Preußen lesen zu lassen — schöpfte er die ersehnte Gewißheit, daß die Schweiz mit der vorgängigen Freilassung der Gefangenen ihr Endziel erreichen werde. Er vereinbarte mit dem Kaiser und dem Minister Walewski die Note vom 5. Januar 1857, worin die französische Regierung der Schweiz gegenüber die feierliche Verbindlichkeit übernahm, keine Anstrengung zu scheuen, um nach Freilassung der Gefangenen einen ihren Wünschen entsprechenden Ausgleich herbeizuführen, und zugleich in die Entfernung der Royalisten aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft bis zum völligen Austrag der Sache willigte. Auf seinen Bericht hin beantragte der Bundesrath am 13. Januar 1857 der Bundesversammlung die Niederschlagung des Processes und K. widerlegte am 16. selber im Ständerath durch ein schlagendes Votum die Opposition, die James Fazy, Karl Vogt u. A. dagegen erhoben. Am 21. Januar begab er sich wieder nach Paris, um die Schweiz auf der Conferenz, welche die Neuenburger Frage definitiv regeln sollte, zu vertreten, und vertheidigte in den am 5. März beginnenden Sitzungen die Interessen und Gesichtspunkte seines Landes mit ebensoviel Klugheit als Festigkeit, so daß es zum guten Theil sein Verdienst war, wenn der Pariser Vertrag vom 26. Mai 1857 keinerlei Klauseln enthielt, die mit der völligen Unabhängigkeit Neuenburgs und der Schweiz unverträglich waren. Die Popularität Kern's hatte damit ihren Höhepunkt erreicht. Im Juli begrüßte ihn auf dem eidgenössischen Schützenfest in Bern unermeßlicher Jubel und La Chaux-de-Fonds ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht.

Da der bisherige Minister der Schweiz in Paris, Barman, in den Tuilerien unbeliebt war und sich überdies durch kleinliche Eifersucht gegen K. bloßgestellt hatte, wurde er im August 1857 zum Rücktritt veranlaßt und K. ließ sich bewegen, den Gesandtschaftsposten zu übernehmen. Im Herbst siedelte er nach Paris über, das nun seine zweite Heimath wurde. Infolge seiner

persönlichen Beziehungen zum Kaiser nahm er in der diplomatischen Welt eine angesehene Stellung ein und seinem Lande leistete er noch manchen wichtigen Dienst. Freilich bemühte er sich vergeblich, nach dem italienischen Kriege die für die Schweiz ungünstige Annexion Savoyens zu verhindern, eventuell dabei eine für sie vortheilhafte Grenzberichtigung zu erlangen. Napoleon gab ihm zwar in einer Audienz am 31. Januar 1860 die bestimmte Zusicherung, daß er der Schweiz Chablais und Faucigny abtreten werde; allein sie wurde nicht gehalten. Dagegen gelang es K., 1862 einen halbhundertjährigen Grenzstreit wegen des strategisch nicht unwichtigen Dappenthals im Waadtländer Jura zu einem für die Schweiz ehrenhaften Austrag zu bringen und 1864 einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen, der wegen seiner freihändlerischen Tendenzen für die wirthschaftliche Entwicklung der Schweiz epochemachend wurde.

Als 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in Sicht war, suchte K., soweit es dem Vertreter eines Kleinstaates geziemte, an der Erhaltung des Friedens zu arbeiten, insbesondere den englischen Botschafter Lord Lyons und den italienischen, Nigra, für die Idee einer Vermittlung ihrer Regierungen zu gewinnen; allein die Ereignisse überholten seine wohlgemeinten Bemühungen. Dagegen erhielt K. ohne Schwierigkeit am 17. Juli von der kaiserlichen Regierung die Zusicherung der Achtung der schweizerischen Neutralität. Nach dem Ausbruch des Krieges stellten die Regierungen von Baden und Baiern ihre in Frankreich wohnenden Staatsangehörigen unter den Schutz der schweizerischen Gesandtschaft. Im Einvernehmen mit dem amerikanischen Gesandten Washburne, dem der Norddeutsche Bund den Schutz seiner Angehörigen anvertraut hatte, that K. sein möglichstes, um die schwierige Lage der zahlreichen Deutschen in und um Paris zu erleichtern. Wenn es ihm auch nicht gelang, die Ausweisung zu verhindern, so erwirkte er doch gewisse Milderungen, sowie die Freilassung der Verhafteten und verschaffte den Mittellosen durch Geldunterstützungen und Vermittlung ermäßigter Fahrpreise die Möglichkeit der Rückkehr in die Heimath. Etwa 7000 Angehörige der beiden Staaten wurden durch die schweizerische Gesandtschaft in solcher Weise heimbefördert. Als Zeichen der Anerkennung dieser Thätigkeit schenkten nach Beendigung des Krieges der König von Baiern und der Großherzog von Baden K. ihre Bildnisse in Lebensgröße.

Nach dem Zusammenbruch des französischen Kaiserthums trat K. als der erste unter den fremden Gesandten, gemäß der Weisung des Schweizer Bundesrathes zu der neuen republikanischen Regierung in officielle Beziehungen. Während der Belagerung von Paris blieb er in der Stadt, um der Schweizer Colonie mit seiner Hülfe nahe zu sein, und bewog im Beginn der Einschließung das diplomatische Corps, soweit es in Paris zurückgeblieben war, zu einem Schritte bei den kriegführenden Parteien, um den Verkehr mit den heimathlichen Regierungen durch einen neutralen Courier fortsetzen zu können. Da Bismarck jedoch nur offene Depeschen zugestehen wollte, blieb derselbe erfolglos. Nach dem Beginn des Bombardements richtete K. als Alterspräsident des diplomatischen Corps in dessen Namen und Auftrag am 13. und 23. Januar 1871 zwei Noten an Bismarck, worin jenes sich darüber beschwerte, daß dem Beginn der Beschießung keine Anzeige vorausgegangen sei, und verlangte, daß den Angehörigen der neutralen Staaten Gelegenheit gegeben werde, sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. In seiner Antwort am 17. Januar bestritt aber Bismarck die völkerrechtliche Verpflichtung zu einer solchen Anzeige und erklärte die Entfernung der Fremden aus Paris unter den obwaltenden Umständen für unmöglich, so daß die Sache auf sich beruhen blieb. Ebenso

erfolglos waren Kern's Verhandlungen mit dem Bundeskanzler, um die Erlaubniß zur Heimkehr der in der Schweiz internirten Bourbakiarmee schon während des Waffenstillstandes zu erhalten, sowie ein Schritt, den er auf Thiers' Veranlassung am 24. Februar zu Versailles bei Bismarck unternahm, um eine Milderung der Friedensbedingungen für Frankreich zu erwirken. „Worein mischen Sie sich?“ fuhr ihn Bismarck an. „Das ist eine Frage, die zwischen Frankreich und uns ausgemacht werden muß. Sie Neutrale haben sich nicht darein zu mischen. Die Bedingungen sind unwiderruflich festgestellt. Wenn sie nicht angenommen werden, wird der Krieg von neuem beginnen“.

Wenn K. mit seiner Einmischung in die große Politik wenig Glück hatte, so erwarb er sich das Verdienst, Tausenden von Landsleuten in Paris, die durch den Krieg brotlos geworden waren, in wirksamer Weise unter die Arme zu greifen. Mit Hülfe der schweizerischen Wohlthätigkeitsvereine in Paris organisirte er für die nothleidenden Familien ein großartiges Unterstützungswerk, zu dem die Mittel vom Bundesrath, den Kantonsregierungen und Privaten reichlich flossen. Beim Communeaufstand mußte K. der französischen Regierung nach Versailles folgen; seine Gattin aber und ein Theil des Gesandtschaftspersonals blieben in Paris, fortwährend mit den Unterstützungsarbeiten beschäftigt. Unmittelbar nach der Einnahme kehrte K. in die von Brand und Blutvergießen erfüllte Hauptstadt zurück und rettete manche Schweizer, die von den siegreichen Regierungstruppen für Communarden gehalten wurden, durch persönliches Eintreten. Noch über ein Jahrzehnt blieb K. auf seinem Posten, von der Schweizercolonie wie ein Vater verehrt und von den Magistraten des republikanischen Frankreich hochgeachtet. Allmählich machte sich jedoch bei ihm das Alter fühlbar, so insbesondere während der schwierigen Verhandlungen, die der Erneuerung des französisch-schweizerischen Handelsvertrages im J. 1882 vorangingen, wobei die Bundesräthe Ruchonnet und Droz zu seiner Unterstützung herbeieilen mußten. Im November 1882 gab er seine Entlassung und verließ im März 1883 Paris, wo er mehr als ein Vierteljahrhundert sein Land in ehrenvoller Weise vertreten hatte. Seine letzten Jahre, besonders einen erneuten Aufenthalt in Paris 1884—86, benutzte er zur Ausarbeitung seiner „Politischen Erinnerungen“, die 1887 französisch und deutsch erschienen. Im Sommer 1886 kehrte er nach Zürich zurück, wo er am 14. April 1888 an einem Schlaganfall verschied, das Andenken eines Staatsmannes hinterlassend, der in den verschiedensten Stellungen rastlos und uneigennützig am Wohle seines Landes gearbeitet und in wichtigen Momenten ihm hervorragende Dienste geleistet hatte.

Kern, Souvenirs politiques 1838 à 1883 (Bern 1887); deutsch: Politische Erinnerungen 1833 bis 1883 (Frauenfeld 1887). — Kesselring, Dr. J. C. Kern, eine Lebensskizze (Frauenfeld 1888). — Notes et Souvenirs de M. Thiers 1870—73 (Paris 1903). — Kern's Papiere, im Besitze von Fräulein Kern in Berlingen.

Wilhelm Oechsli.

Kern: Matthäus K., Maler, geboren am 5. September 1801 in Riedhausen, einem damals noch gräflich Königseggischen Pfarrdorfe, jetzt im w. Oberamtsbezirke Saulgau in Oberschwaben, widmete sich aus innerstem Antriebe und Neigung der Malerei, bildete sich dann trotz des heftigsten Widerstandes seines Vaters gegen seine Berufswahl in Wien aus, wo er sich an der Akademie unter Peter Krafft 1823—1827 vielfach auszeichnete, hierauf auch niederließ und sich in der Folge zum vollendeten Künstler entwickelte. Daselbst gewann er die nachmaligen großen Künstler Rahl, Amerling ꝛc. zu Freunden. Kern's

Kunst war sehr vielseitig, doch zunächst, der Zeitrichtung entsprechend, mehr dem Porträtfach zugewendet, das er mit der größten Meisterschaft behandelte, zumeist in aquarellirten Miniaturstücken auf Elfenbein oder Papier, Pappe, oft von der Größe eines Hellers, ja von der Kopfgröße einer Linse, welche ein seltenes Verständniß für die Linien und die Charakteristik des menschlichen Gesichtes aufweisen und nach und nach eine solche Anerkennung fanden, daß er bald Bestellungen vom höchsten Adel und vom kaiserlichen Hofe erhielt. Seine Hauptabnehmer von letzterem waren Kaiser Ferdinand, die Kaiserin Karolina Augusta, die Erzherzogin Sophie, Erzherzog Franz Karl, die Erzherzöge Rainer, Karl Johann, Anton, Stephan u. s. w. Für dieselben hat er vornehmlich zahlreiche Interieurs (= Innenansichten) der Appartements in der Hofburg und in ihren Schlössern, wie sie zu jener Zeit sehr beliebt waren, mit einer nur dazumal unter den Cabinettsmalern sich findenden Liebe bis ins kleinste Detail mit seinem virtuosen Pinsel wiedergegeben, so 1844 die Appartements der Kaiserin Karolina Augusta in der Hofburg u. s. w. Eins der exquisitesten Cabinettsstücke dieser Art ist die gesammte, um den Tisch in einem Saal bei Lampen- bezw. Abendbeleuchtung versammelte bezw. gruppirte Kaiserfamilie vom Jahre 1843, darunter der nachmalige Kaiser Franz Joseph sowie dessen Brüder, die Erzherzöge Maximilian und Karl Ludwig als Knaben, welches mit anderen Erzherzogin Sophie zur Zeit einer schweren Erkrankung ihres Gemahls, des Erzherzogs Franz Karl bestellte und diesem dann als Genesungsgeschenk mit den Kindern überreichte. Nicht minder war K. im Genrestück hervorragend thätig, dessen Vorwürfe er mit Vorliebe meist Werken der Dichtkunst, so von Uhland, Lenau, Zedlitz u. s. w. entnahm. Auch diese, zum Theil wiederholten Arbeiten sind vielfach in Aquarellmanier gehalten und erinnern in ihrer feinen, edlen Ausführung zuweilen an Moriz v. Schwind, befinden sich gleichfalls meist im Besitze bezw. in den Albums des Kaiserhofes und hoher Herrschaften und verdienten, wenigstens auswahlsweise, recht sehr eine Veröffentlichung im Wege der Vervielfältigung oder zunächst nur auch eine Ausstellung. Alle diese, meist der edlen Dichtkunst, für welche K. zeitlebens begeistert war und deren bedeutender Einfluß auf seine Schöpfungen nicht zu verkennen ist, entnommenen Genrestücke athmen eine wahrhaft poetische Stimmung, eine mit der Vorlage harmonische Auffassung und bekunden eine glückliche Erfindungsgabe sowie ein reiches sinniges Gemüth. Haben die unvergänglichen Lieder des Schwaben Uhland an dem Oberschwaben Konradin Kreutzer einen ebenbürtigen Componisten gefunden, so haben sie nicht minder in dem Oberschwaben K. einen würdigen Bildner bekommen. — Ebenso war K. in den graphischen Künsten erfahren, namentlich pflegte er, der damaligen Kunstrichtung entsprechend, die Lithographie; er hat zahlreiche Porträts meisterhaft lithographirt und auch in Kupfer und Stahl gestochen und radirt. Außer Einzelbildnissen hat er noch mehrere große Porträtcyklen lithographirt und zwar 1841 den Cyklus lebender österreichischer Dichter auf einem Blatt; im Jahre 1844 die Tiroler Helden von 1809 und im J. 1848 den „Landtag in Preßburg“ mit über 48 Bildnissen auf einem Blatt. Leider ist er zur vervielfältigenden Reproduction seiner auserlesenen zahlreichen Cabinettstücke fast gar nicht gekommen. In dieses reiche vielseitige Künstlerleben griffen die Sturmesjahre 1848/49 leider mit rauher Hand ein; der Hof, die hohen Herrschaften und mit ihnen die Kunst, flohen die in in ihrem Innersten aufgewühlte, sonst so friedliche und heitere Kaiserstadt, welche auch K., ohne Beschäftigung und Arbeit geworden, verließ. Er wandte sich, unwillkürlich vom Heimathsdrange erfaßt, zunächst in sein Vaterland, welches ihm natürlich in damaligen Zeiten an Kunstaufträgen auch nichts bieten konnte, und dann nach der Schweiz, un-

ausgesetzt seiner Kunst lebend, meist mit Freskomalereien für Kirchen beschäftigt und sich und seiner zurückgebliebenen Familie das Leben ermöglichend. Doch sagte seiner Kunst, deren Force ohnedies mehr in der Cabinettsmalerei als in dem Historienfach lag, diese reine „Brodarbeit" auf die Dauer nicht zu und erlahmte nach und nach unter der Wucht der Zeitereignisse und seiner persönlichen Verhältnisse seine Künstlerkraft. Schwer leidend kehrte er im J. 1851 nach dem inzwischen fast ganz veränderten Wien zu den Seinen zurück, um hier schon das Jahr darauf, am 22. Juni 1852 — viel zu früh für seine zahlreiche Familie und die Kunst — zu sterben.

Familienmittheilungen und biographische Skizze von K. im „Diöcesanarchiv v. Schwaben" von Beck, XVI 4, 1898, S. 49—52 unter Beigabe eines Bildnisses nach einem aquarellirten Selbstporträt aus d. J. 1838.

P. Beck.

Kerner: Anton K. von Marilaun, Botaniker, geboren zu Mautern in Niederösterreich am 12. November 1831, † zu Wien am 21. Juni 1898. Seine Schulbildung genoß K. auf dem Gymnasium in Krems und zeigte schon als Gymnasiast ebenso wie sein älterer Bruder Joseph eine ausgesprochene Neigung zur Naturbeobachtung. Da die äußeren Verhältnisse den Brüdern gestatteten, ihren Wünschen durch wiederholte kleinere Reisen folgen zu können, so erwarben sie sich sehr zeitig eine gute Kenntniß der Pflanzenschätze ihres engeren Heimathlandes. Joseph K. wurde später Jurist. Anton blieb der Botanik treu. Er bezog 1848 die Universität Wien, um Medicin zu studiren, versäumte aber daneben nicht, seine floristischen Forschungen in der neuen Umgebung fortzusetzen. Noch als Student verwerthete er das hierbei gewonnene Material zu einigen kleineren Publicationen über die Vegetationsverhältnisse des Donauthales, die in den Verhandlungen der damals gerade von Fenzl gegründeten Wiener zoologisch-botanischen Gesellschaft von 1851—54 erschienen. Nachdem K. 1854 zum Dr. med. et chir. promovirt worden war, erwarb er sich ein Jahr darauf das Magisterium der Geburtshilfe und trat als Präparand in die Klinik des Chirurgen Schuh ein. Sehr bald aber entschloß er sich, abgeschreckt durch die Bilder menschlichen Elends, mit denen ihn eine heftige Choleraepidemie des Jahres 1855 in Berührung brachte, die medicinische Laufbahn ganz aufzugeben und sich der Lehramtsprüfung für Mittelschulen zu unterziehen. Nachdem er sie bestanden, erhielt er noch in demselben Jahre eine Stelle als Lehrer der Naturgeschichte an der Oberrealschule in Ofen, die er bis 1858 bekleidete, um sodann als Professor der Naturgeschichte an das Polytechnikum in Ofen überzugehen. Sein Wunsch, den für ihn als Deutschen wenig erquicklichen politischen Verhältnissen in Ungarn zu entgehen wurde erfüllt, als ihm 1860 ein Ruf an die Universität Innsbruck ermöglichte, auf deutschen Boden zurückzukehren. Hier entwickelte K. fast 20 Jahre hindurch eine äußerst erfolgreiche wissenschaftliche und lehrende Thätigkeit, sodaß er diese Zeit seines Lebens für seine glücklichste hielt. Tirol wurde ihm zur zweiten Heimath, zumal er sich hier einen Hausstand schuf und im hochgelegenen Gschnitzthale bei Trins 1876 einen eigenen Sommersitz erwarb. Nach dem Namen dieser Besitzung erhielt er später, in den Adelsstand erhoben, das Prädicat „Ritter von Marilaun". Besondere Anerkennung wurde K. zu Theil, als er nach dem Tode Fenzl's (s. A. D. B. XLVIII, 520) 1879 als Professor der systematischen Botanik und Director des botanischen Gartens nach Wien berufen wurde. In diesem größeren Wirkungskreise verblieb er ebenfalls nahezu 20 Jahre bis zu seinem Tode, der ihn, den körperlich und geistig noch völlig rüstigen Mann, inmitten seines Schaffens infolge eines plötzlichen Schlaganfalles im 67. Lebensjahre ereilte.

Kerner's Arbeitsfeld in der Botanik war das systematisch-geographische und biologische Gebiet. Er ging zunächst von rein floristischen Studien aus. Dem Wechsel seines Wohnortes entsprechend, beschäftigten ihn die Floren Niederösterreichs, Ungarns und der Alpen, deren Kenntniß er, gleich gründlich bewandert auf allen drei Gebieten, durch eine Reihe zum Theil umfangreicher Schriften wesentlich förderte. Für Niederösterreich lieferte er werthvolle Beiträge zu Neilreich's Flora; in Ungarn führten ihn seine Forschungen zur Abfassung der „Vegetationsverhältnisse des mittleren und östlichen Ungarn und angrenzenden Siebenbürgen", einer in der Oesterreichischen botanischen Zeitschrift von 1867—1875 erschienenen Arbeit, die mit zu den grundlegenden Darstellungen über die ungarische Flora zu zählen ist; in Bezug auf die Flora der Alpenwelt aber darf K. als deren vorzüglichster Kenner gelten. Leider kam er nicht dazu, seine zahlreichen Einzelfunde aus jenem Pflanzenareal in einem besonderen Werke im Zusammenhange zu bearbeiten. In der Auffassung über die systematische Begrenzung der Pflanzenarten wich K. von vielen Fachgenossen seiner Zeit darin ab, daß er, ein Gegner des unkritischen Zusammenziehens von nahe verwandten Pflanzenformen, die Aufgabe der Systematik darin erblickte, die auf Grund der Beobachtung als constant erkannten erblichen Formen auch als gleichwerthige Species zu unterscheiden und zu beschreiben. Er vertrat seine Richtung wiederholt in Flugschriften, von denen eine unter dem Titel: „Gute und schlechte Arten", Innsbruck 1866, besonders genannt sein mag. Die in 28 Centurien von 1881—1897 herausgegebene „Flora exsiccata Austro-Hungarica" steht ganz auf dem Boden dieser Anschauungen. Die Erkenntniß des Zusammenhanges von klimatischen und geologischen Verhältnissen eines Landstriches mit der diesem eigenen Pflanzenbedeckung führte K. auf das pflanzengeographische Gebiet. Schon seine ersten Arbeiten streiften dergleichen Fragen. In umfassender Weise behandelte er die Pflanzenformationen Oesterreich-Ungarns in dem 1863 herausgegebenen Werke: „Das Pflanzenleben der Donauländer", worin er vier charakteristische Florenreiche: das baltische, pontische, alpine und mediterrane innerhalb jenes Ländercomplexes unterschied. Das Buch hat wegen der Fülle wissenschaftlicher Beobachtungen, die es enthält, nicht minder aber auch wegen der sprachlich formvollendeten, fast poetischen Darstellungsweise namentlich in Oesterreich selbst vielen Beifall gefunden. K. beschränkte sich in seinen pflanzengeographischen Arbeiten nicht blos auf das rein Botanische; er richtete seine Aufmerksamkeit auch auf meteorologische Verhältnisse, Höhenbestimmungen, Temperaturmessungen von Quellen, auf phänologische Fragen u. a. m. und verwerthete seine Forschungsresultate besonders auch in seinen späteren Arbeiten, wie in den „Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen" (Oesterr. Revue 1863—67), „Oesterreichs waldlose Gebiete" (ebenda 1863) und „Die natürlichen Floren im Gelände der deutschen Alpen" (Schaubach's Deutsche Alpen 1870). Von dem damaligen Kronprinzen Rudolf aufgefordert, für dessen Sammelwerk „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" die Bearbeitung des pflanzengeographischen Abschnittes zu übernehmen, schrieb K. einen kurzen, aber inhaltreichen Ueberblick über die betreffende Flora in dem Artikel: „Oesterreich-Ungarns Pflanzenwelt" (1866). Die Herausgabe eines geplanten größeren Werkes über diesen Gegenstand ist wol infolge jener Arbeit unterblieben. Doch erschien ein Jahr später noch eine ergänzende Karte: „Florenkarte von Oesterreich-Ungarn", die in der zweiten Auflage von Kerner's Hauptwerk: „Das Pflanzenleben" (1896/98) Aufnahme fand. Naturgemäß wurde K. durch seine Arbeiten auch auf das Studium der Artenbildung im Pflanzenreiche gelenkt und so suchte er durch Einrichtung alpiner Versuchsgärten in

verschiedenen Höhenlagen die hierbei in Betracht kommenden Factoren aufzufinden. Seine ursprüngliche Ansicht, daß Klima und Bodenverhältnisse allein schon Verschiedenheiten derselben Species bedingen könnten, mußte er auf Grund der Versuchsresultate aufgeben. Dafür aber schob er den Bastardirungen einen artenbildenden Einfluß zu und veröffentlichte seine Ergebnisse zuerst in einer kleinen Schrift: „Können aus Bastarden Arten werden?“ (Oesterr. bot. Zeitschrift XXI, 1871). Später befestigte sich seine Ueberzeugung in dieser Frage immer mehr dahin, daß ganz allgemein in der Kreuzung von Pflanzenarten die Ursachen ihrer Variabilität zu suchen seien. Um die Kreuzungsverhältnisse zu studiren, mußte K. seine Aufmerksamkeit auch der Blüthenbiologie zuwenden. Noch ehe Hermann Müller's bahnbrechende Arbeiten auf diesem Gebiete erschienen waren, publicirte K. die Abhandlung: „Die Schutzmittel des Pollens gegen die Nachtheile vorzeitiger Dislocation und gegen die Nachtheile vorzeitiger Befruchtung“ 1873; und ferner später noch als Festschrift der zoologisch-botanischen Gesellschaft 1876: „Die Schutzmittel der Blüthen gegen unberufene Gäste“, eine auch ins Englische übersetzte Arbeit. Schließlich seien hier noch hervorgehoben die Artikel: „Ueber die Bestäubungseinrichtungen der Euphrasien“ (Verhandl. d. zool.-bot. Gesellsch. 1888) und „Die Bedeutung der Dichogamie“ (Oesterr. bot. Zeitschr. 1890). Ein reiches Material in tausenden von ihm selbst gefertigten Abbildungen lag noch vor, das wohl verdient hätte, in einem zusammenfassenden Werke veröffentlicht zu werden. K. unterließ die anfangs wohl beabsichtigte Bearbeitung, nachdem H. Müller's Buch inzwischen erschienen war, doch benutzte er viele seiner Abbildungen für das „Pflanzenleben“. Ein Verzeichniß aller Publicationen Kerner's mit Ausschluß der Artikel in Tageszeitungen und Organen der schönen Litteratur findet sich in dem unten angegebenen Nachrufe von R. v. Wettstein. Die Summe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zog K. in seinem bedeutendsten Werke, dem zweibändigen, bereits erwähnten „Pflanzenleben“, dessen erste Auflage 1888 (I. Band) und 1891 (II. Band) erschienen, auch ins Englische und Italienische übertragen wurde. Eine zweite Auflage kam 1896 und 1898 heraus. Im ersten Bande dieses reich illustrirten Werkes schildert K. Gestalt und Leben der Pflanze, indem er des Näheren auf die Zellenthätigkeit, Assimilation, Wanderung der Stoffe, Wachsthum und Aufbau eingeht, um mit morphologischen Betrachtungen über die fertige Pflanzengestalt zu schließen. Der zweite Band giebt unter dem zusammenfassenden Titel: Geschichte der Pflanzen, die Entstehung der Nachkommenschaft unter Berücksichtigung aller Möglichkeiten der Vermehrung, der Insectenthätigkeit, Parthenogenesis, des Generationswechsels und im zweiten Capitel eine ausführliche Darstellung der Geschichte der Arten, die dem Verfasser Veranlassung bietet, seine Ansichten über Variabilität, das Entstehen neuer Arten und ihre Verbreitung, sowie über Pflanzengesellschaften und Florengebiete klar zu legen. Die Fülle der Details, die in dem Buche zur Sprache kommen, bietet nicht nur dem Fachmann großes Interesse, die eigenartige Schönheit des Stils, die Klarheit des Ausdrucks machen auch dem Laien die Lectüre des Werkes zum Genuß. Freilich trägt es durchaus den Charakter subjectiver Auffassung und ist in Einzelheiten nicht ohne Widerspruch geblieben; immerhin darf es als eine Zierde der neueren botanischen Litteratur gelten. Neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit erwarb sich K. auch große Verdienste als Lehrer und Organisator. Sein schwungvoller, durch künstlerisch ausgeführte Zeichnungen belebter Vortrag sammelte sowol im Auditorium der Universität, als auch außerhalb derselben einem Laienpublicum gegenüber, eine große Schaar begeisterter Zuhörer um ihn. Für Innsbruck wurde er der Schöpfer des botanischen Gartens, dessen Alpenanlage insbesondere eine Sehenswürdigkeit

bildete und Wien verdankt ihm neben der Vergrößerung des Gartens die Errichtung eines botanischen Museums, das er in wenigen Jahren durch Zuführung werthvoller Sammlungen zu einem mustergültigen Institute erhob. K. besaß ein großes Maß von Selbständigkeit. In seinen wissenschaftlichen Anschauungen ging er, unbekümmert um die Meinungen anderer seinen eignen Weg und scheute auch vor Conflicten nicht zurück. Aber der Grundzug seines Wesens war ein tief ausgeprägtes Schönheitsbedürfniß, das ihn im persönlichen Verkehr mit dem Zauber gewinnender Liebenswürdigkeit umgab.

R. v. Wettstein, Nachruf in „Bericht. d. deutschen botan. Gesellsch.“ XVI, 1898. E. Wunschmann.

Kerschensteiner: Josef von K., Arzt und hervorragender Medicinalbeamter in München, geboren zu München am 23. Mai 1831, war namentlich Schüler von C. v. Pfeufer, wurde 1855 promovirt, 1858 praktischer Arzt in Mering, Bezirksamt Friedberg, 1862 Bezirksarzt in Augsburg, 1873 Medicinalrath in Ansbach, 1874 desgleichen in München, 1878 Obermedicinalrath und Referent über das baierische Medicinalwesen im königlichen Staatsministerium des Innern und starb am 2. September 1896. K. war ein um das baierische medicinische Unterrichts- und Medicinalwesen hochverdienter Mann, dazu ein fleißiger Schriftsteller, unter dessen Arbeiten nicht wenige auch verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Hygiene, Statistik, medicinischen Geschichte und Biographie betreffen. Im ganzen rühren von ihm 60 Publicationen in verschiedenen medicinischen Zeitschriften her, die meisten in der Münchener medicinischen Wochenschrift. Dazu kommt eine große Reihe von höchst werthvollen Generalberichten über das Sanitätswesen im Königreich Baiern. — Auch um die Pflege des Veterinärwesens, besonders des Unterrichtes in der Thierheilkunde erwarb sich v. K. große Verdienste.

Vgl. Biogr. Lex. 2c. hrsg. v. Pagel S. 851. Pagel.

Kessel: Bernhard Heinrich Alexander von K., königlich preußischer General der Infanterie, wurde am 20. November 1817 zu Breslau geboren und im Cadettencorps erzogen, kam aus diesem am 12. August 1835 zum 1. Garderegimente zu Fuß, welchem er, zuletzt als Commandeur, bis zu seiner am 15. Juni 1867 erfolgten Beförderung zum Brigadecommandeur angehört hat. Aber auch dann blieb er noch in enger dienstlicher Verbindung mit dem Regimente, weil es zu der von ihm befehligten Brigade zählte. Erst als er am 23. November 1872 an die Spitze der 5. Division in Frankfurt a. O. berufen wurde, schied er aus dem Gardecorps. Im Feldzuge des Jahres 1866 commandirte er das Regiment, welches auf den böhmischen Schlachtfeldern, namentlich am Tage von Königgrätz, dem 3. Juli, hohen Ruhm erntete, auch aus dem Kriege von 1870/71 gegen Frankreich brachte es reiche Lorbeeren zurück, welche es unter seiner Führung verdient hatte; hier war es der blutige Kampf am 18. August um Saint Privat, welcher von Kessel's Brigade schwere Opfer forderte, für die ihr Führer aber nicht die Verantwortung zu tragen hat, weil sein Verhalten durch Befehle von höherer Stelle vorgeschrieben war. Neben den sonstigen von ihm bekleideten Dienststellungen war ihm durch vielfache Verwendung im Militär-Bildungswesen eine umfassende Thätigkeit zugewiesen, die er mit Geschick und Erfolg ausgeübt hat. Zunächst als Compagnieführer, später als Commandeur der Schulabtheilung (jetzt Unterofficierschule) zu Potsdam, dann als Commandeur des zur Durchführung einer einheitlichen Ausbildung dort alljährlich zusammentretenden Lehr-Infanteriebataillons. Diese Thätigkeit veranlaßte ihn, schriftstellerisch aufzutreten. Zuerst veröffentlichte er „Die Ausbildung des Preußischen Infanteriebataillons im praktischen Dienste“ (3. Auflage, Berlin 1869), eine Schrift, welche bei ihrem Erscheinen Beifall

fand, wogegen eine spätere ohne Nennung seines Namens von ihm veröffentlichte „Die Aufgabe unserer Infanterie in Bataillon und Brigade" (Berlin 1880) vielseitigem Widerspruche begegnete; die Entkräftung des letzteren versuchte der Verfasser im siebenten Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1880. — Als General v. K. durch den Zustand seiner Gesundheit zum Scheiden aus dem Heeresdienste gezwungen war, wurde er am 13. Juni 1879 zum Präses der General-Ordenscommission ernannt. Als solcher ist er am 7. Juni 1882 zu Berlin gestorben.

Militär-Wochenblatt Nr. 52 vom 28. Juni 1882.

B. v. Poten.

Kettler: Karl von K., königlich preußischer Generallieutenant, wurde am 17. Juli 1812 zu Haus Brügge bei Hamm geboren und im Cadettencorps erzogen, aus welchem er am 14. August 1830 als Secondlieutenant zum 13. Infanterieregimente nach Münster kam. In diesem und in anderen westfälischen Regimentern verblieb er, allmählich zum Oberstlieutenant aufsteigend, bis er im Herbst 1863 an die Spitze des 1. Posenschen Infanterieregimentes Nr. 18 in Frankfurt a. O. berufen wurde, mit welchem er im folgenden Jahre den Feldzug gegen Dänemark in Schleswig und insonderheit am 18. April den Düppelsturm mitmachte und aus dem er den Orden pour le mérite in die Heimath zurückbrachte. In der nämlichen Stellung befand er sich im Kriege von 1866 gegen Oesterreich; im Verbande der I. Armee unter Prinz Friedrich Karl von Preußen kämpfte er namentlich am 29. Juni bei Gitschin. Nach Friedensschlusse wurde er Generalmajor und Commandeur der zum II. Armeecorps gehörenden 8. Infanteriebrigade in Bromberg, welche er im Kriege gegen Frankreich befehligte. Hier ist er, nachdem er an den Schlachten vom 18. August bei Gravelotte und vom 2. December bei Champigny sowie an den Einschließungen von Metz und von Paris theilgenommen hatte, besonders hervorgetreten als er, während Manteuffel sich am 20. Januar 1871 von Fontaine Française aus mit dem größeren Theile der Südarmee gegen den im Rückzuge gegen die Schweizer Grenze begriffenen Bourbaki wandte, mit einer Abtheilung von 4000 Mann Infanterie, 260 Reitern und 12 Geschützen gegen den mit starken Kräften bei Dijon stehenden Garibaldi entsandt wurde. Am 21. machte er den Versuch, die Stadt von der Westseite zu nehmen. Es gelang ihm nicht, er ging daher am 22. auf die Nordseite über und erneuerte von hier am 23. den Angriff, der ihn indessen trotz schwerer Verluste ebenso wenig zum Ziele führte. Er beschränkte sich nun auf die Beobachtung des Feindes und wartete die unter General v. Hann (s. A. D. B. XLIX, s. v.) heranrückende Verstärkung ab. Als sie eintraf räumte Garibaldi die Stadt. H. trat nach Friedensschlusse in den Ruhestand und starb am 18. September 1893 zu Wiesbaden. Er war ein hervorragend tapferer Officier, der bemüht war, die Befehle seines Vorgesetzten auf das genaueste auszuführen und das Vertrauen der Soldaten besaß, dessen taktische Anschauungen und Maßregeln aber auf Grundsätzen beruhten, die mit den Neuerungen seiner Zeit, wie die Verbesserungen der Feuerwaffen sie bedingten, nicht fortgeschritten waren.

H. v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, 20. Jahrgang, Berlin 1899. — H. Fabricius, Die Kämpfe um Dijon. Berlin 1897, S. 292. B. v. Poten.

Kiel: Friedrich K., geboren am 7. October 1821 zu Puderbach in der Rheinprovinz, † am 13. September 1885 zu Berlin. Sein Vater war Schullehrer des kleinen Dorfes im Kreise Neuwied. Die berufsmäßige Ausübung der Musik im elterlichen Hause, die Theilnahme am Gottesdienst mit

dem kirchlichen Gesang wie dem Orgelspiel haben das musikalische Talent frühzeitig zum Erwachen gebracht. Die ersten Compositionsversuche begannen sehr früh, im 6. Lebensjahre war der Kleine nicht nur im Stande, gehörte Melodien wiederzugeben und in andere Tonarten zu transponiren, sondern auch sich am Clavier in freien Phantasien zu ergehen. In der Uebung das, was ihm vorgespielt und gesungen wurde, sofort notengetreu zu wiederholen, hatte der junge Mann eine solche Sicherheit erlangt, daß er des Glaubens war, nun könne er Alles spielen. Charakteristischer Weise scheiterte an diesem Selbstbewußtsein vorerst jeder Versuch, die Notenkenntniß beizubringen. Erst im 11. Jahre konnte ein etwas methodischeres Lernen durchgesetzt werden, — nach den gegebenen Verhältnissen war aber kein gründliches Studium zu denken. Dazwischen wurden die autodidactischen Compositions-Uebungen fortgesetzt, die Beschäftigung mit dem Volkslied bot die Grundlage, Variationen über einfache Melodien waren meistens die Resultate, ebenso eine große Anzahl von Tänzen. Die Liebe zum Volkslied hat auch den späteren Meister durch das ganze Leben begleitet, ganz sicher war diese Neigung zu dem Einfachen, Natürlichen mit eine Ursache, die ihn auch fernerhin abhielt, einem sich immer weiter verbreitenden, oft verschwommenen Romanticismus irgend eine Concession zu machen.

Die Lehrerfamilie war inzwischen 1827 nach Schwarzenau übergesiedelt, ein Paar Stunden entfernt von Berleburg, dem Wohnort der Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Das offenkundige Talent des Knaben muß doch in jener Gegend Aufsehen erregt haben. Eines Tages erhielt der Vater die Aufforderung, seinen Sohn zu dem Fürsten zu bringen. Der Mittler war ein ehrwürdiger Geistlicher von 90 Jahren, Superintendent Kneip, dem Friedrich K. zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte. In einer Orchesterprobe trug er u. A. Variationen über ein Volkslied vor, „welche auf das beste aufgenommen wurden". Der Bruder des Fürsten Albrecht, Prinz Karl, faßte ein so großes Interesse für den Knaben, daß er, selbst ein vortrefflicher Violinspieler, sich zum Unterricht erbot. Zweimal in der Woche wandelte der Kunstjünger zu seinem hochgestellten Lehrer, — dies war überhaupt die erste ordentliche Unterweisung, die der nunmehr Vierzehnjährige erhielt. In dreiviertel Jahr war er soweit, daß er ein Violinsolo mit Orchesterbegleitung vortragen konnte; Lehrer wie Schüler ernteten reichliches Lob, und letzterer erhielt sofort eine Anstellung als Kammermusiker.

Von dem musikalischen Leben an diesem Hofe hat K. später eine freundliche Skizze veröffentlicht. Es war einer jener kleinen Fürstenhöfe, an dem man die Kunst um ihrer selbst willen trieb. Die Prinzen standen mit ihren Dienern an denselben Pulten. Die Zeit, in der Haydn und Mozart ihre Werke gerade mit Rücksicht auf solche häusliche Veranstaltungen geschrieben hatten, war noch nicht so lange vorüber, und die Kluft zwischen dem Dilettanten und Fachmann war noch nicht so erweitert wie heutzutage infolge der gesteigerten Anforderungen an den Ausübenden.

Für sich wie das Orchester schrieb K. nun eine Anzahl Werke, meistens Violinsoli mit Begleitung. Gleichzeitig suchte er sich im Clavierspiel zu vervollkommnen, sodaß er Concerte von Mozart und Hummel vortragen konnte. Seine Compositionen, die dort sehr gefielen, brachten die kunstverständigen Fürsten zur Ueberzeugung, daß ihrem Schützling eine gründlichere musikalische Ausbildung zu theil werden müsse. Nach beinahe dreijährigem Aufenthalte wurde K. gelegentlich einer Reise 1838 nach Coburg mitgenommen, um dort bei dem Kammermusiker Kaspar Kummer weiter zu studiren. Letzterer — geboren 1795, † 1870 — hatte sich namentlich auf dem Gebiete der Flöten-

Litteratur einen gewissen Namen gemacht und zahlreiche Werke in jeder Art von Kammermusik veröffentlicht. Er muß einer jener achtbaren und tüchtigen Musiker vom alten Schrot und Korn gewesen sein; bei der Composition wird er wol nach einer gewissen Schablone gewaltet haben; die Form war da, man goß die Noten hinein. Unter dieser Leitung hat der Schüler jedenfalls so viel gelernt, daß er mit einer gewissen Routine an die Gestaltung von Sonaten und Ouverturen herangehen konnte. Nach anderthalb Jahren war der Unterricht zu Ende, worauf K. nach Berleburg zurückberufen wurde und eine Anstellung als Concertmeister der Capelle erhielt. In dieser Zeit (1839 bis 1842) entstanden zwei Ouverturen (H-moll, C-dur), Soli für Violine, Oboe, Clavier und Orchesterbegleitung, vier Sonaten und eine größere Anzahl kleinere Stücke für Clavier, ein- und vierstimmige Gesänge, ferner eine Geburtstags-Cantate für Solostimmen, Chor und Orchester. In jener erwähnten Skizze berichtet K. selbst über diese Lebensperiode: „Jetzt begann für den Achtzehnjährigen durch die besondere Gunst des Fürsten eine harmlos-glückliche Zeit. Alles, was ich schrieb, wurde sofort aufgeführt. Ich konnte Versuche und Beobachtungen anstellen und lernte die Werke unserer classischen Meister der Instrumentalmusik kennen. Doch mehr und mehr machte sich der Mangel gründlicher, besonders contrapunctischer Studien fühlbar. Bei Versuchen in größeren und verwickelteren Formen zu schreiben, zeigte sich die bisher erlangte Compositionstechnik unzulänglich. In noch höherem Maße machte sich dieser Mangel geltend, als mir ein Werk von Joh. Sebastian Bach in die Hände kam. Wie Schuppen fiel es mir auf einmal von den Augen, als ich zuerst die (zweite) Es-dur-Fuge aus dem „Wohltemperirten Clavier" kennen lernte. Das war eine Musik, die mir bisher fremd geblieben war. Gerade aber die vergeblichen Anstrengungen, in diesen Formen etwas zu Stande zu bringen, wiesen auf noch ganz andere Vorstudien und andere Bahnen. — Nicht leicht wurde es, aus sicheren und angenehmen Verhältnissen zu scheiden und meine Wohlthäter zu verlassen. Der Fürst willigte in meine Uebersiedlung nach Berlin, wo ich meine weitere Ausbildung zu finden hoffte. Briefe, welche ich auch später von meinen Fürsten erhielt, überzeugten mich, daß ihr Wohlwollen nicht erkaltet war; in rührender Weise unterließen sie niemals, ganz väterlich ihren Schützling zur Vorsicht in der großen Stadt zu ermahnen.

Sie sind längst heimgegangen, diese edlen Fürsten, unvergeßlich mir, der ich ihnen soviel verdanke."

Mit glänzenden Empfehlungen ausgerüstet, trat K. die Reise über Kassel an, wo er Louis Spohr aufsuchte, dessen Theilnahme durch Vorlage einiger Compositionen gewonnen wurde. In Berlin wurde ihm von Friedrich Wilhelm IV. auf eine Probearbeit ein dreijähriges Stipendium gewährt und dadurch die Möglichkeit, ohne äußere Sorgen sich dem Studium unter Leitung von Siegfried Wilhelm Dehn hinzugeben. Dehn hatte sich durch seine 1840 erschienene „Harmonielehre" einen Namen als Theoretiker erworben. Ohne irgendwie selbst schöpferischer Componist zu sein, hatte er emsige Studien unter Bernhard Klein gemacht. Seine dabei erlangte Technik, ein feingebildeter Geschmack, seine große und genaue Bekanntschaft mit den Classikern haben ihn besonders zum Lehrer befähigt. Zweiundeinhalb Jahre, 1842—44, genoß K. diesen Unterricht, der ihn ganz bedeutend förderte. Ein scheinbar nebensächlicher Umstand kam hinzu: Dehn war Custos der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek; da hat der Schüler gern die Gelegenheit ergriffen, sich auch in den Werken der älteren Meisterschulen umzuthun. So entstanden eine Anzahl Motetten im Palestrina-Styl. Ganz besonders vertiefte er sich

in die Werke Joh. Seb. Bach's, die damals beinahe nur im Manuscript vorhanden waren. Nach dem äußeren Abschluß des Unterrichts trat zunächst eine achtjährige stille Zeit ein, von einem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit ist wenigstens nichts bekannt geworden. Ein eigenhändiges Verzeichniß beweist aber, daß K. in der Stille die Arbeit an sich selbst eifrig weiter fortsetzte.

In dieser Zeit mag auch der Ernst des Lebens, die Sorge um das tägliche Brot gar oft herangetreten sein; Clavier- und Harmoniestunden mußten die äußere Stellung ermöglichen. Ein Zusammentreffen mit Franz Liszt wurde auch für K. bedeutungsvoll. Liszt hatte damals seine bekannte Uebertragung der Bach'schen Orgel-Präludien und Fugen für das Clavier vorbereitet, K. sah auf der königlichen Bibliothek bei seinem alten Lehrer Dehn die Handschrift und bemerkte an einer Stelle eine Stimmführung, die er sofort als unbachisch bezeichnen konnte. Liszt nahm dankbar die Verbesserung an, sah die gerade fertig gewordenen „15 Canons im Kammerstil für Clavier" und sandte dieses Werk mit warmer Empfehlung zum Verlag an Breitkopf und Härtel. Im einunddreißigsten Lebensjahre ließ der Componist 1852 dieses Werk, Liszt gewidmet, als opus 1 herausgehen, damit andeutend, daß zwei für die Jugend früher veröffentlichte Hefte nicht mehr gerechnet werden sollten. Als op. 2 erschienen in demselben Jahre „Sechs Fugen". Beide Titel sind für seine Stellung jedenfalls charakteristisch.

Oeffentlich ist Friedrich K., seit er in Berlin seinen Wohnsitz genommen hatte, nur einmal aufgetreten, im Tonkünstler-Verein; es ist wiederum charakteristisch, daß er dem Hervorruf keine Folge leistete. Später pflegte er nur vor eingeladenen Zuhörern die neugeschaffenen Werke vorzutragen. Seinem stillen bescheidenen Wesen widerstrebte die größere Oeffentlichkeit, so ist es auch gekommen, daß sein Name Jahrelang nur einem kleinen Kreise von Fachgenossen und Musikfreunden bekannt war. Erst der 8. Februar 1862 brachte einen Umschwung herbei, an diesem Tage führte der Stern'sche Verein das Requiem in F-moll zum ersten Male auf. Der Erfolg war ein großartiger, der Name des Componisten wurde damit in die erste Reihe der zeitgenössischen gerückt. Besonderes Staunen erregte, daß ein ganzer, fertiger Künstler plötzlich vor das größere Publicum trat, nicht einer von denen, die vor den Augen der Oeffentlichkeit ihre schwankenden Versuche anstellen. Im 41. Lebensjahre hatte K. seinen ersten, aber auch entscheidenden großen Sieg davon getragen. Von jenem Tage an gestalteten sich auch die äußeren Verhältnisse besser. Vor allem konnte K. die Clavierstunden aufgeben, um sich ganz der Composition zu widmen; nur in letzterer ertheilte er ferner noch Unterricht. Das Jahr 1865 brachte die Ernennung zum Mitglied der Akademie der Künste, 1870 die Aufnahme in deren Senat, 1866 wurde er Lehrer am Stern'schen Conservatorium. Als 1871 parallel mit der „Hochschule für Musik", aber unabhängig von dieser, Compositionsclassen an der Akademie gegründet wurden, wurden K., Eduard Grell und Wilhelm Taubert zu Vorstehern derselben berufen. Damit gab er die Stelle bei jenem Privatinstitut auf. Bei Neuorganisation der Hochschule übernahm K. an dieser 1882 die Vorsteherschaft für den Compositions-Unterricht. Kiel's Leben verfloß so einfach wie nur möglich. Schaffen und Lehren bildeten seine Thätigkeit, nur in den Herbstferien suchte er Stärkung und Erholung auf den Wanderungen im Hochgebirge. Um sich freizuhalten von allem, was das reine Schaffen beeinträchtigen konnte, hatte er auf die Gründung einer Familie verzichtet. Bei lieben Freunden fand er Anschluß, so hat er die meiste Zeit im Hause des ausgezeichneten Architekturmalers Carl Graeb verlebt, in dessen Familie er wie ein Glied derselben aufgenommen war.

Von Natur gesellig und gern über die Kunst sich ausredend, war er im Urtheil ungemein milde, niemals verletzend; gern suchte er anzuerkennen und machte am liebsten auf Gelungenes in Werken anderer Meister aufmerksam. Nur selten ließ er seine Ueberlegenheit hervortreten. Als ihm auf irgend eine Bemerkung hin einmal vorgehalten wurde, das neue angebliche „Meisterwerk“ sei doch „zu tief“, um gleich verstanden zu werden, erwiderte er nur: ich kann den Satz in den Hauptlinien gleich nach dem Gedächtniß niederschreiben.

Im September 1883 widerfuhr K. das Unglück, von einem Wagen erfaßt und umgestoßen zu werden. Ein sofort genommener größerer Urlaub brachte wol äußerliche Erholung, schwere Folgeerscheinungen machten sich aber im Verlaufe des nächsten Jahres immer stärker geltend, und gegen den Winter 1884 konnte kein Zweifel bestehen, daß seine Tage gezählt waren. Der Unterricht mußte immer mehr ausgesetzt werden. Der ungemein feinfühlende Mann war innerlich tief bedrückt, daß er seine Amtspflichten nicht mehr erfüllen konnte. Statt um längeren Urlaub einzukommen, reichte er seinen Abschied ein, trotzdem er wußte, daß die Zinsen aus dem ersparten kleinen Capital auch nicht nothdürftig für den Lebensunterhalt hinreichen würden. „Ich werde wol alle meine Stellen aufgeben müssen; und wie werde ich dann existiren können, das weiß Gott! —“ schrieb er Ende 1884. Diese schwere Sorge hatte er schon lange mit sich herumgetragen, ehe es das Zureden eines Freundes vermochte, sie zögernd zu offenbaren. Es ist dann gelungen, die Wege zu finden, um in dieser Beziehung wenigstens dem sterbenden Künstler die letzten Monate sorgenfrei zu gestalten, indem der Form nach der Staat den früheren Gehalt weiter bewilligte.

Langsam versiechten alle Kräfte, der Tod kam ihm als ein wahrer Erlöser am 13. September 1885. Auf dem alten Kirchhof der Zwölf-Apostel-Gemeinde in Schöneberg liegt er begraben. Ein Grabdenkmal — die Büste von Fritz Schaper, der architektonische Entwurf von Ende und Böckmann — hat außer Namen und Daten noch die Inschrift: „Errichtet von seinen Schülern und Freunden.“

Groß ist die Zahl seiner Schüler gewesen, von denen viele im Musikleben eine hohe Stellung einnehmen, von denen wol alle ihm tiefe Verehrung und Liebe bewiesen. Das, was von Kiel’s Lehrer Dehn galt, traf noch in weit höherem Maße bei ihm selbst zu. Vor allem war es die Uebersicht über die Formen, die ihn befähigte, sofort zu sagen, wo etwas fehlte oder wo eine Ergänzung einzusetzen hatte. Immer verwies er dabei die Jüngern auf Mozart, dessen wunderbare Linien an Schönheit nicht zu übertreffen seien. In Bezug auf den Inhalt waren es die Werke Seb. Bach’s und Beethoven’s, die immer wieder herangezogen wurden. Ein erstaunlich sicheres Gedächtniß ermöglichte es ihm, bei auftauchenden Fragen sofort aus der classischen Litteratur die Beispiele am Clavier oder in Noten wiederzugeben. Dadurch gewann sein Unterricht ungemein an Lebendigkeit, auf Theorien und lange Vorlesungen hat er sich nie eingelassen. Um so merkwürdiger erscheint es, wenn ihm in wenig sachverständiger Weise der Ehrentitel eines „großen Theoretikers“ verliehen wurde. Eine Theorie hat er nie aufgestellt, aber tiefe Kenntniß und ein wahrhaft großes Können, das dem Wollen sofort gehorchte, — das waren seine Mittel.

Eine Uebersicht über Friedrich Kiel’s Werke zeigt an größeren Werken für Soli, Chor und Orchester als erstes das Requiem, op. 20, in F-moll, componirt im Winter 1859–60; es erschien 1862 und in einer zweiten Ausgabe 1878, an einzelnen Stellen vielfach umgearbeitet. Die im Jahre 1865 geschriebene „Missa Solemnis“, op. 40, erfuhr die erste Aufführung zugleich

mit dem „Te Deum“, op. 46, am 21. März 1869, am 4. April 1874 folgte das Oratorium „Christus“, op. 60, im Winter 1871—72 geschrieben, am 20. November 1881 das zweite Requiem, As-dur, op. 80, componirt 1880, am 25. April 1884 der „Stern von Bethlehem“, op. 83, im Jahre vorher geschrieben. Dem Jahre 1882 entstammte op. 81, die „Idylle“ von Goethe, deren erste Aufführung am 8. Januar 1884 erfolgte. Den Aufführungen dieser beiden letzten Werke konnte der schwerkranke Meister nicht mehr beiwohnen. Unter den Chorwerken seien noch zu erwähnen op. 25, ein „Stabat mater“ für Frauenchor und Soli mit Orchester (1862), sechs geistliche Gesänge für Frauen- und Knabenchor, op. 59 (1872), zwei Gesänge von Novalis für gemischten Chor und Orchester, op. 63 (1875). Zwischen diesen Werken liegt eine ausgebreitete Thätigkeit auf dem Gebiete der Kammermusik. Von größeren Werken sind es für Clavier und Streichinstrumente: 2 Quintette, A-dur, C-moll, op. 75, 76 (1878, 79); 3 Quartette, A-moll, E-dur, G-dur, op. 43, 44, 50 (1866, 6, 68); 7 Trios, op. 3 (1850), op. 22, 24 (1853), op. 33 (1864), 34 (1851, der Mittelsatz vom Jahre 1870), op. 65 (1874); vier Sonaten und ein Variationswerk für Violine und Clavier: op. 16 (1860), op. 35 [1,2] (1867), op. 51 (1868), op. 37 (1865); eine Violoncell- und eine Bratschen-Sonate, op. 52, 67 (1868, 1876), ferner zwei Streichquartette, op. 53, A-moll, Es-dur (1869) und zwei Hefte Walzer für Streichquartett, op. 73, 78 (1879, 1880), zwei Hefte „Deutsche Reigen“ für Clavier und Violine, op. 54 (1870). Hierher gehören noch eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Werke für Clavier allein, in erster Reihe die Variationen und Fuge über ein Originalthema, op. 17 (1860), die vier zweistimmigen Fugen, op. 10 (1856), die Giguen, op. 36 (1866), das Hans v. Bülow gewidmete Clavier-Concert in B-dur, op. 30 (1864).

Eine besondere Stellung nehmen die Compositionen für Clavier zu vier Händen ein, in denen K. gewissermaßen zu seiner Jugendliebe zurückkehrte. Hierher gehören außer anderen die Walzer op. 47, 48 (1868), die Ländler op. 66 (1875). Von reinen Orchesterwerken wurden nur die Märsche op. 61 (1871) veröffentlicht, das bedeutendste — eine 1873 componirte Ouverture (D-moll) zum unvollendeten Oratorium „Saul“ ist noch ungedruckt, das großartige Thema fand aber Verwendung im „Dies irae“ des zweiten Requiems. Eigenthümlich berührt, daß K. das heute gangbarste Gebiet, das Lied, kaum betreten hat. Hat er auch in seiner Jugend zahlreiche Gesänge componirt, veröffentlicht hat er 1874 nur zwölf, op. 31, und von diesen entstammen die meisten den Jahren 1842 und 1860, 61; das war eben nicht sein Feld, und in der That hebt sich nur eines davon hervor, das nach Eichendorff's Worten „Ich wandre durch die stille Nacht“, ein tiefempfundenes, stimmungsvolles und trotz einer vorübergehenden Reminiscenz an Schubert hervorragend schönes Lied.

Den Kiel'schen Werken ist oft der Vorwurf gemacht worden, sie seien „nicht melodiös“, „von einer gewissen Trockenheit“, „sie seien mehr mit dem Verstande gemacht“. Solchen Bemerkungen ist man vom Anfang seiner Künstlerlaufbahn an begegnet, sie sind jedenfalls mit veranlaßt durch allerhand sonderbare Vorstellungen von „Canons“, „Fugen“ und sonstigen Künsten des „Contrapunkts“. Mit dem Verstande kann man wol ganz äußerliche Dinge in eine Composition hineintüfteln, man kann auch Notenhaufen neben einander setzen, daß aber ein fließendes Musikstück daraus entstehe, ist völlig ausgeschlossen. Dies gewährt nur die Phantasie des schaffenden Künstlers. Schwerer würde der Vorwurf einer gewissen „Trockenheit“ und „Nüchternheit“ wiegen, ein Vorwurf, der formell wenigstens die Logik für sich hat. Friedrich Kiel's ganzes Wesen war aufgegangen in der Verehrung für Sebastian Bach, seine Art, zu denken und zu empfinden, hat soviel von jenem Großen aufgenommen,

daß es sich auch in der Melodiebildung verräth, und dies gilt ganz besonders bei den Chorwerken. Themen, die bei einem Liede allgemeinstes Entzücken hervorrufen würden, versagen gänzlich, wenn es sich um Ausarbeitung eines so ganz anders zu gestaltenden Satzes handelt. Die hier geforderte Herrschaft über den Contrapunkt, die Unmöglichkeit, homophon zu verfahren, setzen auch bei dem Hörer Dinge voraus, die nicht immer entgegengebracht werden.

Es bleibt charakteristisch, daß Kiel's Gemeinde vornehmlich in Norddeutschland und ganz besonders in Berlin heimisch war, in keiner anderen Stadt wurden die Werke der strengen Kunst, insbesondere die Sebastian Bach's so hochgehalten und gepflegt. Dort hat auch Kiel's „Christus" seinen stärksten Widerhall gefunden, in den Jahren 1874—77 konnte er sechs Mal wiederholt werden, von Chorwerken des 19. Jahrhunderts hat nur Beethoven's „Missa Solemnis" diese Zahl überschritten. Die Eigenthümlichkeit Kiel's erfordert gewisse Voraussetzungen und Vorbereitungen. Wo diese fehlen, wird das Urtheil oft verständnißlos und dann ablehnend ausfallen. Kein Geringerer als Hans v. Bülow hat in diesem Sinne schon im J. 1863 für Friedrich K. eine Lanze gebrochen, als er in wärmster Weise für die F-moll-Variationen op. 17 eintrat. Es heißt da: „Alles, was dieser Componist bisher der Oeffentlichkeit übergeben hat, ist nur geeignet gewesen, ihm die Hochachtung und Sympathie der Gebildeten zu erwerben. Er hat vollen Anspruch darauf, von vornherein mit dem einem Meister geziemenden Respect behandelt zu werden. Wo ihm dieser versagt wird, ist eine Lücke in der Kenntniß der Musiklitteratur anzunehmen und der Rath, selbige baldigst auszufüllen am Platze." Dreißig Jahre später, bei der Einweihung des Bechstein-Saales in Berlin, griff Hans v. Bülow wieder auf dieses von ihm so hochgeschätzte Werk zurück. In Bezug auf jenen Vorwurf wäre übrigens ganz besonders auf die „Reigen" und „Walzer" für Clavier zu vier Händen und Streichquartett zu verweisen, sie enthalten eine wahre Fundgrube reizender und edler Melodien.

Der Schwerpunkt von Kiel's Schaffen liegt in seinen großen chorischen Werken. Zu einer Parallele mit Bach fordert unwillkürlich das Oratorium „Christus", dessen Text der Componist sich selbst nach Bibelworten zusammengestellt hat. Während aber in den „Passionen" sich Episches, Lyrisches und Dramatisches zusammenfinden, ist ersteres ganz weggefallen. Es heißt nicht mehr: „Da Jesus diese Rede vollendet hatte, sprach er zu den Jüngern", sondern wir werden sofort im Geiste vor eine dramatisch belebte Scene gestellt. Dem Chor fällt eine doppelte Rolle zu, theils greift er, als die Stimme des mitwirkenden Volkes gedacht, in die Handlung ein, theils bildet er, nach Art der griechischen Tragödie, den reflectirenden Hintergrund. Jedenfalls ist im Gegensatz zu den früheren Passionen alles gedrungener und straffer gestaltet.

Auf die Frage, weßhalb sich K. einer Aufgabe zuwandte, die zu Vergleichen zwingt, könnte Bach selbst eine Antwort geben, Bach hat sich fünf Mal das Passionsthema gewählt. Es war immer eine andere Form der Lösung. In ähnlichem Sinne hat sich K. zwei Mal den Text des Requiems ausgesucht. In dem älteren Werke waltet mehr der Schrecken des Todes und des Gerichtes, es ist alles starrer und herber. Milder und versöhnender ist die Stimmung in dem späteren, inniger spricht hier noch die Bitte um den ewigen Frieden. Auch im Werke selbst ist ein Unterschied zu bemerken; gewaltiger und weiter sind die Bögen gespannt, welche die einzelnen Sätze umfassen. Aus der neueren Zeit wäre kein Werk zu nennen, in dem die großen polyphonen Sätze auf gleicher Höhe ständen. Musikstücke wie das „Recordare" für vier Solostimmen, von solcher Innigkeit und Wärme der Empfindung und in diesem breiten Zuge dahinfließend, wird man überhaupt wenige in der

ganzen Musiklitteratur eintreffen. In zwei Dingen steht Friedrich K. sicherlich einzig in der neueren Musikgeschichte da: in Bezug auf Technik und Stilreinheit. In letzterer hat es selbst ein so großer Künstler wie Mendelssohn, von neueren ganz abgesehen, manchmal mangeln lassen. In Bezug auf Technik wird man auf Cherubini zurückgreifen müssen, um ähnlicher Meisterschaft und Beherrschung der Formen zu begegnen. Sie ist seitdem nicht mehr erreicht worden.

Vorstehende Skizze ist unter Zugrundelegung einer früheren Arbeit desselben Verfassers — Neue Musik-Zeitung, Nr. 22, 23 — 25. November, 1. December 1884 — geschrieben. Kiel's erwähnte Schilderung „Aus dem Leben kleiner Fürstenhöfe" findet sich: Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Herausg. von Jos. Lewinsky. Berlin 1882. S. 101—4. Außer zahlreichen Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften, die meist an die Erstaufführungen der Werke anknüpfen, wäre zu erwähnen: Gedächtnißrede von Emil Frommel (Zeitschr. „Halleluja", 1. Nov. 1885, Sonderabdruck Berlin 1886); Otto Gumprecht, Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte, 1886 (Abdruck: Neue Berliner Musikzeitung 1887 Nr. 1—4); August Bungert: Neue Zeitschr. für Musik, 1875 Nr. 13—15, 22, 24, 32, 33—34, 36—38. Hans v. Bülow, N. Zeitschr. f. Musik, 18. Sept. 1863 = Ausgewählte Schriften, Leipzig 1896, S. 261—270. Eine eingehende fachmännische Besprechung des Oratoriums „Christus" veröffentlichte Reinhold Succo: Allgemeine Musikalische Zeitung 1874 Nr. 17—19, 21, 22, 25, 27—28. — Porträts erschienen im „Album deutscher Componisten, 5. Lieferung, Berlin 1872 (hierin wie bei Bungert steht auch ein Verzeichniß der bis dahin herausgegebenen Werke nach den Opus-Zahlen geordnet), weitere Porträts erschienen im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin, bei Heinrich Graf, Schaarwächter u. A. in Berlin. Erich Prieger.

Kiepert: Johann Samuel Heinrich K., Kartograph und gründlicher Kenner der antiken Geographie, wurde am 31. Juli 1818 zu Berlin als ältester Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. Schon in früher Jugend zeigte er einen ausgesprochenen geographischen Sinn. Seit seinem fünften Jahre begann er ohne besondere Anleitung Oertlichkeiten, die er besucht hatte, durch Planzeichnungen aus dem Gedächtnisse wiederzugeben. Namentlich einige Reisen, die er mit seinen Eltern ins Riesengebirge und nach Böhmen unternahm, gaben ihm Anlaß, primitive Straßenkarten und Grundrisse der berührten Städte zu entwerfen. Einige Freunde der Familie, namentlich der Geschichtschreiber Leopold Ranke, riethen deshalb dringend, diese eigenartige Begabung zu pflegen und weiter zu entwickeln. Seit 1828 besuchte der Knabe das Joachimsthal'sche Gymnasium seiner Vaterstadt. Hier wußte ihn der als trefflicher Philolog bekannte Director August Meineke für das classische Alterthum zu begeistern. Da ihm das Lernen leicht fiel, verfügte er über reichliche Mußestunden, die er zu eingehenden geographischen Studien und zu unermüdlicher Uebung im Abzeichnen von Karten und Plänen verwendete. Sein kritischer Sinn führte ihn bei dieser Arbeit bald zu der Erkenntniß, daß die damals gebräuchlichen Schulkarten nach Inhalt und Ausführung viel zu wünschen übrig ließen. Zahlreiche Mängel und Irrthümer, die er bei sorgfältiger Vergleichung bemerkte, regten ihn zu eigenen verbesserten Entwürfen an. Seine ersten Versuche galten der Topographie des antiken Rom. Er zeichnete in großem Maaßstabe auf Grund aller erreichbaren Quellen mehrere Pläne der Stadt für die Zeiten der Könige, der Republik und der Kaiser, dazu Grundrisse des Forums und einiger bemerkenswerther Gebäude, die durch

Vermittlung seines Zeichenlehrers auf autographischem Wege vervielfältigt und seinen Mitschülern als ein mit Nutzen gebrauchtes Unterrichtsmittel eingehändigt wurden. 1836 verließ er das Gymnasium und ging zur Universität seiner Vaterstadt über, wo er sich hauptsächlich dem Studium der classischen Philologie widmete. Von seinen akademischen Lehrern beeinflußten ihn zunächst der Grammatiker Carl Gottlob Zumpt, der Alterthumsforscher Philipp August Böckh und der Numismatiker Ernst Heinrich Tölken. Auch knüpfte er Beziehungen zu den Archäologen Eduard Gerhard und Theodor Panofka an. Die tiefsten Anregungen aber empfing er durch den großen Geographen Carl Ritter, für dessen Vorlesungen er eine Reihe von Handkarten entwarf und mit dem ihn bald eine durch fast täglichen Umgang gepflegte enge Freundschaft verband. Ritter veranlaßte ihn auch, mit seinen Karten an die Oeffentlichkeit zu treten. Die ersten Blätter, die er herausgab, waren eine Karte des Fuciner Sees und seiner Umgebungen, 1 : 300 000, und ein Plan und Längendurchschnitt des Abzugscanals, den der Kaiser Claudius zur Austrocknung dieses Sees anlegte. Beide wurden in Kupfer gestochen dem Werke: „Der Fuciner See" von Gustav Kramer (Berlin 1839) beigegeben. Sie fanden wegen ihrer sorgfältigen, auf gründlicher Ausnutzung aller erreichbaren Quellen beruhenden Ausführung bei den Sachkennern ungetheilten Beifall und brachten ihren Urheber trotz seiner Jugend in den Ruf eines umsichtigen und gewissenhaften Kartographen. Seine nächste Arbeit war eine Karte von Phrygien, die in einer Abhandlung von Joseph Franz: „5 Inschriften und 5 Städte in Kleinasien" (Berlin 1840) erschien. Damit betrat er zuerst den Boden der antiken Topographie dieser Halbinsel, die ihn bis an sein Lebensende beschäftigen sollte. In demselben Jahre wendete er sich auch zum ersten Male der Erforschung Palästinas zu, die ihm gleichfalls mehrere Jahrzehnte hindurch vieles verdankte. Auf Ritter's Vorschlag übertrug ihm nämlich der amerikanische Orientalist Eduard Robinson, der verdienstvolle Begründer der wissenschaftlichen biblischen Archäologie, die Bearbeitung der Routenaufnahmen, die er als Frucht einer Reise durch das heilige Land mitgebracht hatte. Als glänzende Lösung dieser schwierigen Aufgabe erschien im Anschluß an Robinson's Reisewerk (Palästina und die südlich angrenzenden Länder, Halle 1841) ein Atlas von 5 Blättern (Palästina 1 : 400 000, Sinaihalbinsel und Peträisches Arabien 1 : 800000, Plan von Jerusalem 1 : 10 000, Umgebungen von Jerusalem 1 : 100 000, der Sinai 1 : 100 000) nebst erläuterndem Memoire.

Kurz darauf führte sich K. auch durch ein selbstständiges Werk in die gelehrte Welt ein, nämlich durch die 1. Lieferung seines „Topographisch-historischen Atlas von Hellas und den hellenischen Colonien" (Berlin 1841—46, 24 Bl. mit begleitendem Text; Supplement 1851; 3. Auflage 1871), der durch eine Vorrede Ritter's empfohlen und unter dessen stetem wohlwollenden Beirath fortgesetzt und zu Ende geführt wurde. Dieses ausgezeichnete Werk wurde von den Sachverständigen als die erste wahrhaft kritische Leistung auf dem Gebiete der antiken Topographie von Hellas seit dem großen d'Anville gerühmt. Während der Ausarbeitung dieser Karten war es dem Verfasser immer klarer geworden, daß die zahllosen Widersprüche der Quellen nur durch ausgiebige eigene Untersuchungen an Ort und Stelle gelöst werden könnten. Deshalb schwebte ihm immer der Wunsch vor der Seele, eine größere Reise nach Griechenland und Vorderasien antreten zu können. Aber Bedenken finanzieller Natur ließen diesen Plan zunächst scheitern. Es bedurfte eines äußeren Anstoßes, ehe er sich entschloß, ihn dennoch auszuführen. 1839 waren nämlich die preußischen Generalstabsofficiere v. Moltke, Fischer und v. Vincke-Olbendorf von einer längeren und sehr ergebnißreichen Recognoscirungsreise

durch das östliche Kleinasien heimgekehrt. Für die Bearbeitung ihrer werthvollen Ortsbestimmungen und Routenaufnahmen wurde eine geeignete Kraft gesucht. Carl Ritter, dem die Herstellung einer brauchbaren Karte Kleinasiens seit vielen Jahren sehr am Herzen lag, lenkte die Aufmerksamkeit der maaßgebenden Stellen auf K. Dieser nahm den ehrenvollen Auftrag an, hielt aber jetzt die Gelegenheit für gekommen, sich erst persönlich in dem Lande umzusehen, welches darzustellen man ihn berufen wollte. Im August 1841 traf er in Constantinopel ein. Hier verweilte er einen Monat, um sich mit den orientalischen Lebensverhältnissen einigermaßen vertraut zu machen und Erkundigungen über den vortheilhaftesten Reiseweg einzuziehen. Dann besuchte er zunächst die Gegend von Brussa und bestieg zwei Mal den Olymp. Hierauf ritt er durch Mysien und Lydien, untersuchte flüchtig die Ruinenfelder von Pergamon und Magnesia, erreichte trotz schwerer Strapazen ohne Unfall Smyrna und segelte Anfang October nach der Insel Lesbos, von der er eine neue Karte herzustellen beabsichtigte. Leider befiel ihn nach mehrwöchentlicher eifriger Thätigkeit ein heftiges Fieber, das den ganzen November hindurch anhielt und ihn schließlich nöthigte, sich nach dem gesünderen Orte Tschanak Kalessi am Ostufer der Dardanellen zu begeben, wo er den ungewöhnlich rauhen und stürmischen Winter mit der praktischen Erlernung der türkischen Sprache und der Ausarbeitung seiner Vermessungen und Recognoscirungen zubrachte. Eine Periode günstiger Witterung im Januar benutzte er zu einem Ausfluge in die nördliche Troas, wo er namentlich die Flußthäler des Granikos und des Skamandros durchforschte. Im Frühjahr 1842 durchwanderte er den thrakischen Chersonnes, dann die Inseln Tenedos, Imbros und Samothrake, endlich die äolische Küste und die Gegend um Ephesus. Nach einem kurzen Aufenthalte in Athen traf er Mitte August wieder in Deutschland ein. Als Ausbeute brachte er eine Reihe wichtiger Vermessungen und topographischer Aufnahmen, sowie mehrere zum Theil bedeutsame Inschriften mit, die im 2. Bande des „Corpus inscriptionum graecarum“ Aufnahme fanden.

Diese Reise war für Kiepert's wissenschaftliche Entwicklung von höchster Bedeutung. Hatte sie ihm doch Gelegenheit geboten, einige historische Landschaften, die er bisher nur aus litterarischen Quellen kannte, mit eigenen Augen zu sehen. Doch hatte sie ihm auch die Ueberzeugung verschafft, daß seine bisherigen Sprachkenntnisse zu einem gründlichen und wahrhaft fördernden Studium der antiken Topographie Kleinasiens noch nicht ausreichend seien. Deshalb wendete er sich bald nach der Heimkehr unter der Leitung von Heinrich Petermann dem Studium des Arabischen, des Persischen und des Armenischen zu. Gleichzeitig begann er auch mit der Bearbeitung einer Preisfrage, welche die Pariser Académie des Inscriptions 1842 gestellt hatte. Sie verlangte eine Untersuchung der topographischen Einzelheiten des Kriegsschauplatzes zwischen dem römischen und dem neupersischen Reiche vom 3. bis zum 7. Jahrhundert nach den Berichten der classischen und orientalischen Geschichtschreiber und den Ergebnissen aller modernen Localforschungen und Reiseberichte, sowie die Beigabe von Specialkarten. Kiepert's Bearbeitung dieses schwierigen Themas ging nur langsam von Statten und fand erst im Sommer 1846 ihren Abschluß. Das Werk gewann den ausgesetzten Preis von 2000 Franken, blieb aber ungedruckt. In der Zwischenzeit vollendete er noch eine Reihe kleinerer Arbeiten. Zunächst veröffentlichte er eine Abhandlung über das von ihm untersuchte sogenannte Monument des Sesostris bei Smyrna (Archäologische Zeitung 1843, Nr. 3, S. 33—46, mit Tafel) und steuerte zu der Dissertation seines Freundes Ernst Guhl (Ephesiaca, Berlin 1843) einen Plan von

Ephesus und eine Karte der umliegenden Gegend bei. Am Weihnachstage desselben Jahres verheirathete er sich mit der Predigerstochter Siegelinde Jungk. Bald darauf gab er eine dem neuesten Stande der Kenntnisse entsprechende Karte von Kleinasien in 6 Blättern, 1 : 1 000 000, eine Karte des Türkischen Reiches in Asien, 1 : 2 500 000, beide mit Verwerthung seiner eigenen Routenaufnahmen und derjenigen der oben genannten preußischen Officiere, sowie eine neue Auflage seiner Karte von Palästina nach Robinson heraus (sämmtlich Berlin 1844). Auch vollendete er einen Bibelatlas in 8 Karten zu Lisco's Bibelwerk, der allerdings erst nach einigen Jahren im Druck erschien (Berlin 1846, 3. Aufl. 1854).

Unterdessen veranlaßte ihn der Wunsch nach möglichster Sicherung seines jungen Hausstandes, sich nach einer festen Stellung umzusehen. Deshalb folgte er 1845 einem Rufe nach Weimar zur Leitung der geographischen Abtheilung des dortigen Landes-Industrie-Comptoirs, das im 18. Jahrhundert von Friedrich Justin Bertuch begründet und zu Ansehen gebracht, dann aber durch den altersschwachen C. F. Weiland vernachlässigt und durch jüngere Unternehmungen, namentlich durch die rührige geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha weit überflügelt worden war. K. widmete dem Institute seine besten Kräfte und suchte den Verfall aufzuhalten, da es aber an Geldmitteln und an tüchtigen technischen Hülfskräften fehlte, so blieben seine Bemühungen im wesentlichen vergeblich. Doch waren sie für ihn selbst insofern erfolgreich, als er sich volle Vertrautheit mit allen Arten und Einzelheiten der kartographischen Technik erwarb. Zunächst bemühte er sich, einige ältere Kartenwerke des Verlags durch Verbesserungen und Umarbeitungen wieder marktfähig zu machen, so den Historisch-geographischen Atlas der alten Welt für den Schulgebrauch in 16 Karten (8. Aufl. 1848, 18. Aufl. 1878), den Compendiösen allgemeinen Atlas der Erde und des Himmels in 35 Karten (10. Aufl. 1850, 15. Aufl. 1874), den Schulatlas der ganzen Erde in 25 Blatt (3. Aufl. 1850, 4. Aufl. 1853) und einige Erd- und Himmelsgloben. Auch bearbeitete er selbst ein Heft Erläuterungen zum physikalischen Erdglobus (1846), eine Anzahl Wandkarten zum Schulgebrauch (Altgriechenland 1847; Altitalien 1850; Umgebung von Rom 1850; Römisches Reich 1852), mehrere Handkarten einzelner Erdtheile und Länder (1847: Uebersicht der Naturverhältnisse von Europa; Scandinavien und die russischen Ostseeprovinzen; Spanien und Portugal; Europäische Türkei; Vorderindien; 1848: Deutschland; Die Indusländer nebst Afghanistan und Süd-Turkistan; 1849: Polen und Westrußland; Walachei; Griechenland; Australien; 1850: Uebersicht der Naturverhältnisse von Amerika; Italien; Königreich beider Sicilien; Pommern; 1851: Amerika; Bosnien; Dalmatien und Montenegro; Ungarn mit seinen Nebenländern; Ober- und Mittelitalien; Hannover; Braunschweig; Oldenburg und die Hansestädte; 1852: Amerika; Nordamerika und Westindien; Vereinigte Staaten; Mexico, Texas und Californien; Niederlande und Belgien), sowie einen Kleinen physikalisch-geographischen Atlas in 5 Karten (1850). Da er aber allmählich die Ueberzeugung gewann, daß es ihm nicht gelingen würde, den Niedergang des Instituts aufzuhalten, fühlte er sich in Weimar nicht mehr am rechten Platze, und es kam ihm daher ein Ruf des Buchhändlers Dietrich Reimer sehr erwünscht, der ihn aufforderte, eine Reihe umfassender kartographischer Arbeiten für seinen Verlag zu übernehmen und zu diesem Zwecke nach Berlin überzusiedeln. Ende 1852 folgte er diesem Rufe, doch leitete er in Ermangelung einer anderen Kraft noch mehrere Jahre von seinem neuen Wohnorte aus die Unternehmungen der Weimaraner Anstalt, namentlich die Fortführung der von ihm begonnenen Arbeiten (1853: Erdkarte in Mercators Projection;

Planigloben; Wandkarte der alten Welt für die Zeit des persischen und macedonischen Reiches; Europäische und Asiatische Türkei; Britische Inseln; Umgegend von Berka an der Ilm; 1854: Westrußland; Afrika; Asien; 1855: Australien; Südamerika; Vereinigte Staaten; 1856: Württemberg und Baden). Allmählich aber löste er seine Beziehungen zu Weimar ganz. Trotzdem gab man dort noch Jahrzehnte lang viele hier nicht näher aufzuzählende Karten unter seinem Namen heraus, was er stets als einen groben Mißbrauch empfand.

Mit der Uebersiedelung Kiepert's nach Berlin eröffnete sich ihm sogleich ein weiter und vielseitiger Wirkungskreis. Den Haupttheil seiner Zeit und Kraft nahmen die Arbeiten für Dietrich Reimer's Kartenverlag in Anspruch, in dem fortan fast alle seine Werke erschienen und den er durch seine Leistungen bald zu hohem Ansehen erhob. Ein Verzeichniß seiner hierher gehörigen Arbeiten enthält der 1895 erschienene Verlagskatalog dieser Firma. Sein erstes Unternehmen war die Fortführung des seit J. L. Grimm's Tode ins Stocken gerathenen Atlas von Asien zu Carl Ritter's Allgemeiner Erdkunde. Auf Grund der besten damals zugänglichen Quellen vollendete er innerhalb zweier Jahre (1852—54) die 3. und 4. Lieferung dieses Kartenwerkes, enthaltend 2 Blätter über Arabien, 1 : 6 000 000, 2 über Iran und Turan, 1 : 5 000 000 und 4 über die Euphrat- und Tigrisländer, 1 : 1 500 000. Auch für den Text den Hauptwerkes lieferte er umfangreiche Beiträge, so daß namentlich die beiden letzten Bände über Kleinasien fast ganz von ihm herrühren. Eine wichtige und außergewöhnlich ehrenvolle Anerkennung seiner Leistungen brachte ihm bereits das Jahr 1853. Auf Carl Ritter's Vorschlag wurde er nämlich zum ordentlichen Mitgliede der philosophisch-historischen Classe der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt. In seiner Antrittsrede vom 6. Juli 1854 (Bericht über die Verhandlungen der Akademie, S. 350—352) wies er darauf hin, daß er seine Kraft vor allem der Vervollkommnung der antiken Geographie und Topographie im Sinne des von ihm hochgeschätzten Bourguignon d'Anville widmen wolle, und August Böckh nahm in seiner Erwiderung diesen Gedanken auf und begrüßte ihn als „unsern neuen d'Anville". Als Mitglied der Akademie machte er auch von seinem Rechte Gebrauch, ohne vorausgegangene Habilitation Vorlesungen in der Universität abzuhalten, doch beschränkte er sich bis zu Ritter's Tode lediglich auf das Fach der classischen Länder- und Völkerkunde. Dasselbe Jahr 1853 eröffnete ihm noch einen weiteren Wirkungskreis, indem er in nähere Beziehungen zu der Berliner Gesellschaft für Erdkunde trat und zum ständigen kartographischen Mitarbeiter der von ihr herausgegebenen Zeitschrift für allgemeine Erdkunde berufen wurde. Als solcher hat er für diese Zeitschrift und ihre Fortsetzungen in den Jahren 1853—90 nicht nur eine Reihe von Abhandlungen beigesteuert, sondern auch nicht weniger als 78 Karten entworfen, die im einzelnen aufzuzählen hier nicht der Ort sein kann, umsomehr als ein Verzeichniß bereits in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XXVII, Bl. 7 erschienen ist. Gleich im 1. Jahrgange (S. 49—58) führte er sich durch einen Aufsatz: „Zur Kartographie und Statistik von Spanien" ein. Außerdem vollendete er 1853 noch mehrere selbstständige Karten: Generalkarte der europäischen Türkei, 1 : 1 000 000; Georgien, Armenien und Kurdistan; sowie Karte des Türkischen Reiches in Asien und Constantinopel mit dem Bosporus. Ebenso fruchtbar war das folgende Jahr, in dem er zunächst nach 15 jähriger Arbeit das „Memoir über die Construction der Karte von Kleinasien und Türkisch-Armenien in 6 Bl. von v. Vincke, Fischer, v. Moltke und Kiepert, nebst Mittheilungen über die physikalisch-geographischen Ver-

hältnisse der neu erforschten Landstriche" abschloß, außerdem Berichte über Fresnel's und Oppert's Entdeckungen in Babylonien (Zeitschr. f. Allg. Erdk. II, 248—255) und über die in Ortsnamen und Mythen vorliegenden Sprachreste des alten Kleinasiens abstattete (Verh. d. Akad. 1854, S. 175—176) und überdies Karten der Kaukasusländer, 1 : 1 500 000, Kleinasiens in gleichem Maaßstabe und der Länder an der südlichen und mittleren Ostsee, 1 : 2 000 000 veröffentlichte. Im nächsten Jahre folgte dann die 1. Lieferung eines groß angelegten Neuen Handatlas über alle Theile der Erde in 45 theils in Kupfer gestochenen, theils lithographirten Karten (1. Ausgabe 1855—60; 20 Ergänzungsblätter 1874; 2. Ausgabe 1880—86; 3. Ausgabe, bearbeitet von Richard Kiepert 1893—95; außerdem kleinere Ausgaben in 18 und 21 Karten), der durch streng kritische Auswahl des Stoffes, klare und genaue Zeichnung, möglichste Correctheit des Stiches und sorgfältige Namenschreibung weitgehende Anforderungen befriedigte; ferner eine Generalkarte des Türkischen Reiches in Europa und Asien, 1 : 3 000 000, und eine Reihe von Blättern zur Erläuterung der neuesten, durch die Aufsuchung der Franklin'schen Expedition veranlaßten Polarforschungen. 1856 erschienen zwei Abhandlungen über die geographische Anordnung der Namen arischer Landschaften im ersten Fargard des Vendidad (Monatsberichte d. Akad., S. 621—47, mit Tafel) und über neue Aufnahmen der Engländer in Assyrien (Zeitschr. f. allg. Erdk. N. F. I, S. 239—43), sowie eine große achtblättrige Erdkarte in Mercator's Projection; 1857 eine Untersuchung über die persische Königsstraße nach Vorderasien (Monatsberichte d. Akad., S. 123—40, mit Tafel), eine neue, nach fünfjähriger Arbeit abgeschlossene Uebersichtskarte von Palästina und Phönicien, 1 : 800 000, nach den Messungen und Beobachtungen von Eduard Robinson und Ely Smith (in E. Robinson, Neue biblische Forschungen, Berlin 1857), eine Reisekarte der Fränkischen Schweiz, 1 : 80 000 und eine Karte der britischen Besitzungen in Ostindien, 1 : 8 000 000; 1858 endlich Karten von Armenien und Kurdistan, 1 : 1 000 000, von Mittelamerika, 1 : 2 000 000 und vom nördlichen tropischen Amerika, 1 : 4 000 000, sowie eine Reisekarte der Schweiz, 1 : 250 000.

Eine wichtige Veränderung brachte das Jahr 1859. Die Universität München wünschte ihn für einen neuen Lehrstuhl zu gewinnen. Um ihn jedoch für Berlin zu erhalten, ernannte man ihn dort zum außerordentlichen Professor der Geographie. Sein Lehrauftrag gewann an Bedeutung, als er nach dem kurz darauf erfolgten Tode Carl Ritter's der einzige Vertreter dieser Wissenschaft an der Hochschule war. Er erweiterte nun den bis dahin sehr beschränkten Kreis seiner Vorträge und las vor einem anfangs wenig zahlreichen, allmählich aber sich erweiternden Hörerkreise über historische Geographie, Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, antike Topographie von Griechenland, Italien Kleinasien und Palästina, gelegentlich auch über allgemeine Ethnographie. Diese vermehrte Thätigkeit beeinträchtigte indeß keineswegs seine sonstige wissenschaftliche Production. Vielmehr veröffentlichte er noch 1859 eine Abhandlung über die geographische Stellung der nördlichen Länder in der phönikisch-hebräischen Erdkunde (Monatsberichte d. Akad., S. 191—220), ferner durch die Kriegsereignisse jenes Jahres veranlaßt Karten von ganz Italien und vom Kriegsschauplatz in Oberitalien, 1 : 800 000, weiterhin eine sehr geschätzte Uebersichtskarte der Länder vom Rhein bis Paris, 1 : 666 666, zwei Geschichtskarten zum 1. Bande von Eduard v. Wietersheim's Geschichte der Völkerwanderung und eine für Schulzwecke bestimmte Sammlung von 8 Karten zur alten Geschichte. Die pädagogische Tendenz dieses Werkes fand Anklang, und so entschloß sich K., dem Schulkartenwesen von nun an einen beträchtlichen Theil seiner Arbeitskraft zu widmen. Bereits 1860 begann

er ein großes Schulwandkartenwerk, dessen Vervollständigung und stete Verbesserung ihn bis an seinen Tod beschäftigte. Es umfaßte nach seiner Fertigstellung in mehreren Serien theils physikalische, theils politische Wandkarten der Planigloben, der Erdtheile, der bedeutendsten europäischen Länder, einiger preußischer Provinzen und der wichtigsten historischen Landschaften (Erdkreis der Alten, biblischer Erdkreis, Palästina, Alt-Griechenland, Alt-Kleinasien, Reiche der Perser und Macedonier, Alt-Italien, Alt-Latium, Umgebung von Rom, Römisches Reich, Alt-Gallien nebst Theilen von Alt-Britannien und Alt-Germanien). Später wurde es mit dem gleichfalls bei Dietrich Reimer erschienenen Schulwandkartenatlas seines Sohnes Richard vereinigt. Auch für die Hand der Schüler hat K. seit 1860 mehrere, zum Theil in vielen Auflagen verbreitete Kartenwerke herausgegeben: einen Kleinen Atlas der neueren Geographie in 16 Karten (1863, 2. Aufl. 1881), später Kleiner Handatlas genannt, einen Größeren Schulatlas in 27 Karten, gemeinsam mit C. Adami bearbeitet (1864, 8. Aufl. 1883), einen Elementaratlas für preußische Volksschulen in 6 Karten (1864), einen Kleinen Schulatlas für die unteren und mittleren Klassen in 23 Karten mit Sonderausgaben für die verschiedenen Landestheile (1869, 23. Aufl. 1900), eine Schulhandkarte von Palästina, 1 : 800000 (1874, 5. Aufl. 1891), ferner in Gemeinschaft mit Karl Wolf einen Historischen Atlas zur alten, mittleren und neueren Geschichte in 36 Karten (1879, 6. Aufl. 1893) und einen Schulatlas der alten Welt in 12 Karten (1883). Mehrere von diesen Schulkartenwerken sind auch in fremdsprachlichen Ausgaben erschienen.

Ueber diesen vielseitigen pädagogischen Arbeiten vernachlässigte er aber auch seine streng wissenschaftlichen Studien nicht. 1860 hielt er einen Vortrag über die Schiffahrt der Alten von Indien bis China (Monatsberichte d. Akad., S. 461—62) und gab eine Karte des nördlichen Mexiko, 1 : 2000000, eine Carte de la Syrie méridionale, eine Uebersichtskarte von Mitteleuropa, eine neue Auflage seiner großen Karte von Kleinasien und zur Veranschaulichung der durch den letzten Krieg veränderten politischen Verhältnisse von Italien eine Specialkarte von Ober- und Mittelitalien heraus. Das folgende Jahr 1861 brachte außer zwei nur theilweise gedruckten Abhandlungen über den Volksnamen Leleger und über Herkunft und geographische Verbreitung der Pelasger (Monatsberichte d. Akad., S. 114—32 u. 704—5), einer Karte der Canarischen Inseln, 1 : 1000000, und einer Uebersichtskarte, 1 : 3000000, zu H. Petermann's Reisen im Orient (enthalten im 2. Bande von dessen Reisewerk, Leipzig 1861) die erste Ausgabe des berühmten Atlas antiquus in zunächst 10, später 12 Karten zur alten Geschichte mit Namensverzeichniß. Dieses Werk machte Kiepert's Namen bei Allen bekannt, die sich mit classischen Studien beschäftigten. Es trat einen Siegeszug durch die ganze Welt an und wurde in mehreren hunderttausend Exemplaren in deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, italienischen, holländischen und russischen Ausgaben verbreitet.

In den nächsten Jahren wurde Kiepert's kartographische Production wesentlich durch die politischen Ereignisse beeinflußt, so durch die Intervention der französischen Truppen in Mexico (Map of Mexico, 1 : 4000000, Der mexikanische Staat Puebla, 1 : 500000, Umgebung von Mexiko bis Veracruz, 1 : 1000000, sämmtlich 1862), die Wirren in Südamerika (Der Staat Paraguay nach Alfred du Graty, 1 : 2000000, Aufnahmen im Hochlande von Neu-Granada nach Agostino Codazzi, 1 : 800000, beide 1862), die Grenzconflicte in Persien (Map of Aderbeijan, 1 : 800000, 1863), die Unruhen in Hinterindien (Die französische Provinz Basse-Cochinchine nach de Foucauld,

1 : 2 000 000, 1864), die Kämpfe der Türkei gegen ihre Vasallenstaaten (Das Fürstenthum Zrnagora, 1 : 500 000, 1862; Carte générale de l'Empire Ottoman, 1 : 3 000 000, neue Ausgabe 1865) und die bedrohliche Zuspitzung der innerpolitischen Zustände in Preußen (Die Wahlbezirke zum preußischen Abgeordnetenhause, 1862—63; 7 Jahre preußischer Verfassungsgeschichte erläutert durch vergleichende graphische Darstellung der Parteien des Abgeordnetenhauses, 1863). Auch bearbeitete er verschiedene Routenaufnahmen, die einige Reisende in den letzten Jahren aus fremden, noch wenig erforschten Ländern mit heimgebracht hatten (Uebersichtskarte der Reise der kgl. preußischen Gesandtschaft nach Persien, 1 : 2 000 000, im 1. Bande von Heinrich Brugsch's Reisebericht, Leipzig 1862; Karte von Sennâr nach A. v. Barnim und R. Hartmann, 1 : 2 000 000; Vorläufige Skizze von C. von der Decken's 2. Reise von der afrikanischen Ostküste zum Kilimandjaro, 1 : 2 000 000, nebst einer Karte dieses Schneegebirges, 1 : 500 000; Sperling's Reise im westlichen Kleinasien, 1 : 1 500 000, sämmtlich 1863; Heinrich Barth's Reise durch die europäische Türkei, 1 : 500 000; Routen in Hocharmenien nach Julius Bluhm, 1 : 300 000, beide 1864; Guarmani's Reise nach dem nördlichen Central-Arabien, 1 : 4 000 000; G. Schweinfurth's Reise an der Westküste des Roten Meeres, 1 : 4 000 000, beide 1865).

Eine besonders schwierige und verantwortungsreiche Aufgabe trat 1863 an ihn heran, indem er einer schon vor Jahren erfolgten Aufforderung Theodor Mommsen's nachkommend mit der Herstellung von Karten begann, die dem Corpus inscriptionum latinarum eingefügt wurden. Nicht weniger als 30 Blätter, in denen eine Unsumme von mühseligster und gewissenhaftester Kleinarbeit verborgen liegt, steuerte er im Laufe der Jahre zu den Bänden des großen Unternehmens bei (Verzeichniß in der Geogr. Zeitschrift VII, S. 91). 1864 wurde ihm die Direction der Topographischen Abtheilung des kgl. preußischen statistischen Bureaus übertragen. Dieses Amt brachte neue zeitraubende Pflichten mit sich. Namentlich mußte er sich viele Jahre hindurch mit den Vorbereitungen zur Herstellung eines vollständigen amtlichen Ortschaftenverzeichnisses der deutschen Staaten beschäftigen. Infolge dieser Zersplitterung seiner Arbeitskräfte mußte seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit für einige Zeit etwas zurücktreten. Deshalb vollendete er 1864 außer einer durch den Schleswig-Holsteiner Krieg veranlaßten Karte von Dänemark nur einen Beitrag zur alten Ethnographie der iberischen Halbinsel (Monatsberichte d. Akad., S. 143—165) und im folgenden Jahre eine sechsblättrige Karte des Russischen Reiches in Europa, 1 : 3 000 000. Als 1866 in Deutschland und Italien der Krieg ausbrach, bemühte er sich auf Wunsch seines Verlegers, die Kriegsschauplätze durch eine Reihe von rasch aufeinander folgenden Karten zu veranschaulichen (Karte der politischen Lage Deutschlands am 14. Juni 1866, 1 : 3 000 000; Mitteldeutschland; Nordwestliches Deutschland; Specialkarte des Kriegsschauplatzes in Ostdeutschland, 1 : 320 000; Brandenburg, Schlesien und Posen mit Einschluß des Königreichs Sachsen; Böhmen, Mähren und Oesterreich; Specialkarte des Kriegsschauplatzes im nordwestlichen Böhmen, 1 : 300 000; Südöstlicher Kriegsschauplatz im Juli 1866, 1 : 600 000; Nähere Umgebung von Wien, 1 : 100 000; Specialkarte von Ober- und Mittelitalien; Venezien, 1 : 800 000; das Festungsviereck, 1 : 340 000; Deutschland nach den Friedensschlüssen zu Berlin und Prag, 1 : 3 000 000). Daneben widmete er sich aber auch nach wie vor, soweit es seine Zeit irgend erlaubte, der Construction und kartographischen Wiedergabe von Reiserouten und topographischen Vermessungen. So entstanden unter Anderem folgende Karten: Candia nach Spratt, 1 : 500000; Senegambien nach L. Faidherbe, Brossard de Corbigny und

A. Vallon, 1 : 2000000 (beide 1866), Uebersichtskarte der projectirten Eisenbahnlinie zwischen der Donau und Saloniki (in J. G. v. Hahn, Reise von Belgrad nach Saloniki, Wien 1868), Karte der Flußgebiete des Drin und des Wardar, 1 : 500000 (in J. G. v. Hahn, Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar, in den Denkschriften d. kaiserl. Akad. d. Wiss. zu Wien 1869, phil.-hist. Cl., Bd. 16), das Donaudelta nach T. Spratt, 1 : 500000, und Karte der Umgegend von Axum und Adoa in Tigre nach Wilhelm Schimper (beide 1869). Außerdem beschäftigte ihn um diese Zeit noch eine Untersuchung über die älteste Landes- und Volksgeschichte von Armenien (Monatsberichte d. Akad. 1869, S. 216—43, mit Tafel).

In demselben Jahre erging an ihn der ehrenvolle Auftrag, die in Vorbereitung begriffenen Karten zu dem Werke des Kaisers Napoleon III. über die Feldzüge Cäsar's einer kritischen Durchsicht zu unterziehen. Infolge der Verbindungen, die er bei dieser Gelegenheit mit verschiedenen maßgebenden Persönlichkeiten Frankreichs anknüpfte, erhielt er eine Einladung zur Theilnahme an der feierlichen Eröffnung des Suezcanals im November 1869. Da er sich der Hoffnung hingab, an diesen Besuch Aegyptens eine Studienreise durch Palästina anschließen zu können, nahm er die Einladung an und erbat vom preußischen Ministerium eine Unterstützung. Nach längeren Verhandlungen stellte es sich heraus, daß staatliche Mittel zu diesem Zwecke nicht bereit gestellt werden konnten, doch erklärte sich die Akademie der Wissenschaften und die Berliner Gesellschaft für Erdkunde geneigt, einen erheblichen Kostenbeitrag aufzubringen. K. faßte deshalb den Entschluß, die geplante Reise bis nach Kleinasien auszudehnen, wo er an Ort und Stelle eine Reihe von Zweifeln zu lösen gedachte, welche ihm bei einigen Arbeiten aufgestiegen waren, die er in den letzten Jahren über dieses Land veröffentlicht hatte (Beiträge zur inschriftlichen Topographie Kleinasiens, in den Monatsberichten d. Akad., 1863, S. 307—23; N. Chanykof's Routen im nördlichen Kleinasien, 1 : 1000000, 1866; Carte de l'Asie Mineure contenant les itinéraires de P. Tchihatchef en 1847—63, 1 : 2000000, 1867). Im Frühjahr 1870 begab er sich, begleitet von seinem Sohne Richard und dem jungen Arzte P. Langerhans, zunächst zu kurzem Aufenthalte nach Unterägypten, dann nach Palästina. Hier zog ihn namentlich das Ostjordanland an, das er drei Wochen lang durchwanderte und in dem er vor allem die Ruinenstätten von Gadara, Gerasa und Philadelphia aufnahm (Bericht in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde V, 1870, S. 261—265). Dann segelte er über Cypern nach Rhodus, um von hier aus in das damals noch völlig unerforschte Innere Kariens vorzudringen und das Flußgebiet des Mäander und des Marsyas, sowie die Küsten des Keramischen Meerbusens aufzunehmen. Ein unerwartetes Ende fand die Reise durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, der Kiepert's beide Begleiter zu den Fahnen rief. In Berlin begann er sofort wieder eine umfassende Thätigkeit. Zunächst gab er auf Wunsch seines Verlegers D. Reimer eine Reihe von Karten heraus, auf denen man den Verlauf des Feldzuges verfolgen konnte. Den Aufmarsch der Truppen zeigte seine Eisenbahnkarte von Deutschland 1 : 3 000 000, die Vertheidigung der Küsten eine Karte der norddeutschen Küstenländer von der holländischen bis zur russischen Grenze 1 : 1 000 000. Den eigentlichen Kriegsschauplatz veranschaulichten eine Uebersichtskarte von Frankreich mit den Departementsgrenzen 1 : 3 000 000, sowie Specialkarten von Westdeutschland, Ostfrankreich 1 : 1 250 000, Elsaß-Lothringen 1 : 250 000, Nordfrankreich und Belgien. Besondere Beachtung fand seine Specialkarte der deutsch-französischen Grenzländer 1 : 666 666 mit Angabe der Sprachgrenze, auf der man nicht nur das Vor-

rücken der deutschen Truppen verfolgen, sondern auch bei den Verhandlungen über den Friedensschluß die auftauchenden Vorschläge über die neue Grenzführung verfolgen konnte. K. forderte öffentlich, daß keine deutschsprechende Gemeinde in französischem Besitz gelassen werden sollte. Als die vorläufigen Grenzbestimmungen seinen Wünschen nicht entsprachen, wendete er sich mit einer eingehend begründeten Vorstellung an den Feldmarschall Moltke, und dieser Darlegung ist es mit zu verdanken, daß der Frankfurter Friedensvertrag einen Gebietsaustausch festsetzte, der im wesentlichen den Vorschlägen Kiepert's entsprach. Er selbst berichtete darüber in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde VI, 1871, S. 273—88 mit Karte 1 : 120 000. Später fand er noch zwei Mal Gelegenheit, seine geographischen Kenntnisse in den Dienst der hohen Politik zu stellen: 1872, als der deutsche Kaiser als Schiedsrichter die englisch-amerikanische Streitfrage wegen des San Juan-Archipels zu entscheiden hatte, und 1878, als Fürst Bismarck während des Berliner Congresses seinen Rath bei der Feststellung der neuen Grenzen auf der Balkanhalbinsel zu hören wünschte.

In den ersten Jahren nach dem deutsch-französischen Kriege beschäftigte er sich zunächst mit der Ordnung und Sichtung seiner letzten Reiseergebnisse, doch ging die Arbeit langsam von Statten, besonders seit er 1874 zum ordentlichen Professor ernannt und damit in einen erweiterten Pflichtenkreis berufen worden war. Deshalb trat vorläufig nur weniges an die Oeffentlichkeit, so eine Abhandlung zur Topographie des alten Alexandria (Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde VII, 1872, S. 333—49 mit einem Plan 1 : 20 000). Nach wie vor richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Karte Vorderasiens und trug zu diesem Zwecke manchen Baustein heran, namentlich eine Skizze der Gegend zwischen Trapezunt und Baiburt zur Erläuterung des Zuges der 10 000 Griechen 1 : 500 000 (1871), drei Abhandlungen über die Lage der armenischen Hauptstadt Tigranokerta, über die Zeit der Abfassung des dem Moses von Chorene zugeschriebenen geographischen Compendiums (Monatsberichte d. Ak. 1873, S. 164—210 mit Tafel, u. S. 599—600) und über den alten Oxuslauf (Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde IX, 1874, S. 266—75), eine Uebersicht über G. Hirschfeld's archäologische Reiseroute im südwestlichen Kleinasien (1874), eine Karte von Samos 1 : 300 000 nach T. Spratt und R. Nasse (1875), mehrere Karten und Pläne in dem Reisehandbuch Carl Baedeker's über Palästina und Syrien (Leipzig 1875) und einen Bericht über Franz Stolze's Reise im südlichen Persien (Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde XII, 1877, S. 210—14). Auch die Fortschritte der Entdeckungen in Afrika suchte er kartographisch festzustellen (Das kyrenäisch-libysche Küstenland nach T. A. B. Spratt mit den Routen von Gerhard Rohlfs 1 : 1 500 000, 1871; 2 den Gang der afrikanischen Forschungen seit dem Alterthum darstellende Karten nebst Erläuterungen in der Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde VIII und im 1. und 2. Heft der von derselben Gesellschaft herausgegebenen Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas, 1873—74). Außerdem lieferte er noch gelegentlich einzelne Kartenbeigaben für die Werke befreundeter Gelehrter, so zu Emil Hübner's Inscriptiones Hispaniae christianae (Berlin 1871) und Inscriptiones Britanniae christianae (Berlin und London 1876) und zu Wilhelm v. Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit (1. Band, 4. Auflage, Braunschweig 1873), ferner eine kurze und klare Auseinandersetzung über topographische Beobachtung und Zeichnung für die von Georg Neumayer herausgegebene Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen (Berlin 1875, S. 39—48) und eine Anzahl von Aufsätzen verschiedensten Inhalts für die seit 1875 von seinem Sohne Richard geleitete Zeitschrift Globus.

Eine neue Epoche gesteigerter kartographischer Thätigkeit setzte 1876 mit dem Ausbruche der kriegerischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel ein. Damals veröffentlichte er in rascher Folge, meist auf Grund schon früher erschienener Vorarbeiten nachstehende Kartenwerke: 1876: Ethnographische Uebersicht des europäischen Orients 1 : 3 000 000; Politische Uebersichtskarte der Türkei und Griechenlands; Uebersichtskarte vom Kriegsschauplatze in der Herzegowina, Bosnien, Bulgarien, Serbien und Montenegro; Specialkarte des Kriegsschauplatzes in Serbien, Bosnien, Herzegowina 1 : 1 000 000; Karte des Sandjak Filibe 1 : 500 000; 1877: Karte des orientalischen Kriegsschauplatzes in Europa und Asien 1 : 3 000 000; Generalkarte des Türkischen Reiches 1 : 3 000 000; Neue Specialkarte von Bulgarien 1 : 540 000; Karte der Dobrudja 1 : 540 000; Karte von Ostrumelien 1 : 540 000; Karte von der Walachei und Bulgarien 1 : 1 000 000; Politische Uebersichtskarte der Asiatischen Türkei 1 : 1 500 000; Specialkarte des Türkischen Armeniens 1 : 500 000; 1878: Carte de l' Epire et la Thessalie 1 : 500 000; New original map of the island of Cyprus 1 : 400 000; Ethnographische Karte von Epirus 1 : 500 000; Die Staaten der Balkanhalbinsel nach den Grenzbestimmungen des Friedens von Hagios Stephanos 1 : 3 000 000. Später folgten dann 1880: eine Karte der neuen Grenzen auf der Balkanhalbinsel nach den Bestimmungen des Vertrages von Berlin 1 : 3 000 000; eine Neue Generalkarte der Unter-Donau- und Balkanländer mit den neuen Grenzen 1 : 1 500 000 und eine Politische Uebersichtskarte vom Königreich Hellas mit Angabe der neuen Nordgrenze 1 : 1 000 000; weiterhin 1881 eine umfangreiche Publication: Cartes des nouvelles frontières entre la Serbie, la Roumanie, la Bulgarie, la Roumélie Orientale et les provinces immédiates de la Turquie selon les décisions du Congrès de Berlin in 6 Blättern 1 : 300 000, endlich 1882: Die neue griechisch-türkische Grenze nach den Bestimmungen der Conferenz zu Constantinopel und Die nord-thessalische Grenzlandschaft nach G. Lejean, beide 1 : 200 000, sowie eine Generalkarte der südosteuropäischen Halbinsel 1 : 1 500 000. Auch die gleichzeitigen Wirren in Persien und dessen Grenzländern suchte er durch mehrere Karten zu veranschaulichen: Karte von Turan oder Turkistan, 1876; Karte von Iran 1 : 3 000 000, 1878; Specialkarte der Landschaft zwischen Kabul und dem Indus 1 : 600 000, 1878; Routen im südwestlichen Persien, aufgenommen von A. Houtum-Schindler, 1879 und 1881.

Unterdessen war noch 1878 ein anderes Werk Kiepert's, seine bedeutsamste schriftstellerische Leistung erschienen, das Lehrbuch der alten Geographie (auch übersetzt: Manual of Ancient Geography, London 1881; Manuel de géographie ancienne, Paris 1888), ein schönes Denkmal umfassenden Wissens und kritischer Befähigung, dem bald darauf ein Auszug in Gestalt eines Leitfadens für die mittleren Gymnasialclassen folgte. Diesen beiden Büchern schlossen sich würdig zwei sehr geschätzte Karten, die Carte corografica ed archeologica dell' Italia centrale 1 : 250 000 (1881) und die Nuova carta generale dell' Italia meridionale 1 : 800 000 an. In den nächsten Jahren war K. wieder vorwiegend mit der Verbesserung des vorderasiatischen Kartenbildes beschäftigt. Allerdings trat er vorläufig nicht mit großen selbständigen Schöpfungen hervor, sondern begnügte sich mit kleinen Abhandlungen (Ueber Pegolotti's vorderasiatisches Itinerar, in den Monatsberichten d. Ak. 1881, S. 901—13, mit Tafel; Ueber die Lage von Tavium, in den Sitzungsberichten 1884, I, S. 47—57) und einzelnen Karten, die er zu den Forschungsergebnissen Anderer beisteuerte (2 Karten der vorderasiatischen Länder in Eberhard Schrader's Werken: Keilinschriften und Geschichtsforschung, Gießen 1878, und Die Keilinschriften und das Alte Testament, ebd. 1883; 4 in C. Haußknecht's Routen im

Orient, Berlin 1882; 2 in Eduard Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien, Leipzig 1883; ebensoviele in Carl Baedeker's Griechenland, Leipzig 1883; Lykia 1 : 300 000 in Otto Benndorf und Georg Niemann, Reisen in Lykien und Karien, Wien 1884). Auch einige politische Ereignisse dieser Jahre veranlaßten ihn zur Veröffentlichung von Karten, so die Festsetzung der Franzosen in Tunis (Karte von Algerien und Tunesien 1 : 2 000 000; Carte de la régence de Tunis 1 : 800 000, beide 1881) und die Erwerbung deutscher Schutzgebiete (Politische Uebersichtskarte von Afrika 1 : 20 000 000, 1886). In dem letzterwähnten Jahre war es ihm vergönnt, das Land seiner Sehnsucht, Kleinasien, zum dritten Male zu schauen. Nach einem längeren Aufenthalte in Constantinopel, wo er handschriftliches kartographisches Material ausbeutete, begab er sich nach Pergamon. Hier traf er mit den deutschen Gelehrten zusammen, welche an den großen Ausgrabungen betheiligt waren. Dann besuchte er Lesbos, die Umgegend von Smyrna und das Innere Lydiens. Der hereinbrechende Winter nöthigte ihn zur Heimkehr. Aber bereits im Frühjahr 1888, kurz vor seinem 70. Geburtstage, trieb es ihn abermals nach dem Orient. Diesmal reiste er über Athen nach Smyrna, durchzog Karien bis zum Keramischen Meerbusen, sowie Mysien und die Troas, erforschte eine Reihe von Trümmerstätten, fand bemerkenswerthe Inschriften und sah dann flüchtig zum letzten Mal sein geliebtes Lesbos, ehe er nach Smyrna zurückkehrte, um von dort aus die Heimfahrt anzutreten.

Die nächsten Jahre waren wieder intensiver und ergebnißreicher kartographischer Arbeit gewidmet, wenn auch die Kräfte allmählich nachzulassen begannen. Namentlich erschienen mehrere wichtige Beiträge zur Karte Kleinasiens: Umgegend von Adramyti 1 : 200 000 (1889); Specialkarte vom westlichen Kleinasien in 15 Blatt 1 : 250 000 (1890 ff.); zwei Karten von Lesbos 1 : 120 000 und 1 : 210 000 in Robert Koldewey, Lesbos, Berlin 1890; drei Routenkarten 1 : 300 000 und 1 : 600 000 in Karl Humann und Otto Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berlin 1890; Griechisches Sprachgebiet im pontischen Küstengebirge 1 : 660 000 (Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde XXV, 1890, Tafel 5 u. S. 317—330); Uebersichtskarte des westlichen Kleinasien 1 : 2 700 000 und Karte von Pamphilien und Pisidien 1 : 300 000 in Karl Graf Lanckoronski, Städte Pamphiliens und Pisidiens, Wien 1890—92; Nachtrag zu Ernst Fabricius' archäologischen Untersuchungen im westlichen Kleinasien, in den Sitzungsberichten d. Ak. 1894, II, S. 899—920; Reisewege in Kilikien 1 : 900 000 in Rudolf Heberdey und Adolf Wilhelm, Reisen in Kilikien (Denkschriften d. Kais. Ak. d. Wiss. in Wien 1896, phil.-hist. Cl., Band 44); endlich Itinéraires de M. Ernest Chantre en 1893 et 1894 in E. Chantre, Recherches archéologiques dans l'Asie occidentale, Paris 1898. Von sonstigen Veröffentlichungen aus seinen letzten Lebensjahren sind noch zu erwähnen: Worte der Erinnerung an Wilhelm Koner (Verh. d. Ges. f. Erdkunde XIV, 1887, S. 364—69); eine Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa 1 : 3 000 000, 1887; Karten zum ersten und zweiten Bande von Eberhard Schrader's keilinschriftlicher Bibliothek (Berlin 1889—90) und zu Emil Hübner's Monumenta linguae Ibericae (Berlin 1893), sowie mehrere durch politische Ereignisse hervorgerufene Arbeiten: Karte von Kreta 1 : 300 000, Carte de l'Epire et de Thessalie 1 : 500 000, Karte des Kriegsschauplatzes in Afghanistan 1 : 3 000 000, sämmtlich 1897, und Karte von Ostasien 1 : 12 000 000, 1898.

Das letzte große Werk, in dem K. den wissenschaftlichen Ertrag seiner gesammten Lebensarbeit übersichtlich zusammenfassen wollte, ist leider nicht zum Abschluß gekommen. Es waren die Formae orbis antiqui, ein Atlas der

antiken Welt in 36 Karten, mit beschreibendem Text, Namensverzeichnissen und ausführlichen Quellenangaben. Die erste Lieferung von 6 Karten erschien vollständig 1894, die zweite, theilweise von Ch. Hülsen bearbeitet, 1896 wenigstens zur Hälfte unter dem Titel Formae urbis Romae antiquae. Seitdem trat eine Stockung ein, doch ist zu hoffen, daß Kiepert's Sohn Richard das Vermächtniß des Vaters zu einem glücklichen Ende führen wird. Gleichfalls unvollendet geblieben ist eine große Karte Kleinasiens 1 : 400 000 in 24 Blättern (1894 ff.).

Am 31. Juli 1898 feierte er, allerdings nicht mehr in voller Rüstigkeit, seinen 80. Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm von Freunden und Arbeitsgenossen eine trefflich ausgestattete Festschrift „Beiträge zur alten Geschichte und Geographie“ mit zwei Bildnissen von ihm aus den Jahren 1842 und 1898 überreicht. Das war seine letzte große Freude. Der nächste Winter verzehrte den Rest seiner Lebenskraft, und so starb er am 21. April 1899 zu Berlin, nicht ohne eine schmerzlich empfundene und schwer wieder auszufüllende Lücke in seiner Specialwissenschaft, der geographischen Alterthumsforschung, zu hinterlassen.

K. war ein selbstloser, bescheidener Mann, der sich am wohlsten fühlte, wenn er ungestört seinen Arbeiten leben konnte. Nach Ehren und Auszeichnungen hat er nie gestrebt, doch sind sie ihm trotzdem in reichem Maße zu theil geworden. Befriedigung empfand er namentlich darüber, daß ihn viele der angesehensten geographischen und sonstigen gelehrten Gesellschaften zum correspondirenden oder Ehrenmitglied ernannten. Unvergängliche Verdienste hat er sich vor allem erworben durch die Zusammenfassung der modernen Kenntniß der antiken Geographie und Topographie in Büchern und Kartenbildern, durch seine geniale Neuschöpfung der Karte des türkischen Reiches (nicht mit Unrecht nannte man ihn scherzhaft den Generalstab der Türkei), namentlich Kleinasiens, und durch seine schulgeographischen Leistungen. Seine Werke zeichnen sich durch sorgfältige Heranziehung, kritische Sichtung und möglichst vollständige Ausnutzung aller erreichbaren Quellen, durch geschickte methodische und systematische Anordnung des Stoffes und durch peinlich genaue Beachtung der philologischen Grundlagen, namentlich der Rechtschreibung der Eigennamen aus, wozu ihn seine umfassende Kenntniß der classischen und orientalischen Sprachen befähigte.

Richard Andree in der Illustrirten Zeitung LXI, 1873, S. 167—170. — A. Mießler, Deutscher Geographen-Almanach 1884, S. 350—354. — Friedrich Umlauft in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik XX, 1898, S. 569—571 (mit Bildniß). — Selbstbiographie im Globus LXXV, 1899, S. 297—301. — Almanach der Kais. Akademie d. Wiss. zu Wien XLIX, 1899, S. 329—334. — Zeitschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus XXXIX, 1899, S. 214—215. — Biogr. Jahrbuch IV, 1900, S. 322—323. — J. Partsch in der Geograph. Zeitschrift VII, 1901, S. 1—21, 77—94 (das Beste, was bisher über K. geschrieben wurde).

Viktor Hantzsch.

Kind: Karl Friedrich K., geboren am 25. October 1825 in Doeben bei Grimma, woselbst sein Vater Cantor war. Nachdem er drei Jahre Lehrer an einer Privatschule in Dresden gewesen war, ging er nach Petersburg, wo er drei Jahre Lehrer war. Von 1849 an bereitete er sich in Leipzig auf das höhere Schulfach vor; gleichzeitig war er Lehrer in der Anstalt für schwach- und blödsinnige Kinder bei Dr. Kern. Dieser veranlaßte ihn nach glücklich überstandener Maturitätsprüfung Medicin zu studiren (1860). Der Tod seines einzigen Sohnes erschütterte ihn tief, so daß er 1866 nach über-

standenem Physikats-Examen sich in Grimma einen anderen Wirkungskreis als praktischer Arzt suchte. 1868 folgte er aber dem Ruf zur Uebernahme der neugegründeten Idiotenanstalt Langenhagen bei Hannover. Hier trat ihm der große Vorzug vor Augen, der aus der Vereinigung des Arztes mit dem Pädagogen in der Praxis sich geltend macht. Auf dieser Basis betrat er auch den Weg der Forschung auf dem noch dunklen Gebiete des Idiotenwesens; seine Arbeiten waren vorwiegend statistische und kritische. Er starb am 15. October 1884.

Vgl. Nekrolog (Köhler) in Zeitschrift f. Psych. u. psych. ger. Medic., Bd. 41, S. 732. — Laehr, Gedenktage d. Psych. (1893), S. 304 u. 317.

Th. Kirchhoff.

Kindila, Westgothenkönig, a. 636—640, Nachfolger des völlig von den Bischöfen abhängigen Königs Sisinanth (s. d. Artikel) und ebenso priestergefügig; die Hauptquelle der Zeit rühmt von ihm: „er hielt sehr viele Concilien mit den Bischöfen und kräftigte das Reich durch den Glauben“. Das V. Concil zu Toledo von a. 636 bestätigte die Wahl des Königs und suchte seinen Thron durch die Mittel der Kirche zu festigen; Empörung, Verfluchung, Zauberworte, Wahl eines Gegenkönigs wurden mit dem Kirchenbann bedroht, auch die Kinder des Königs durch besondere Strafgesetze geschützt. Die Herrschaft der Kirche über diesen Staat findet darin bezeichnenden Ausdruck, daß nicht der König die Kirche, sondern die Kirche den König und sein Haus schützt. Bald darauf sichert das VI. Concil von Toledo a. 638 abermals den König durch schärfste Excommunicationsdrohung und verpflichtet jeden Thronfolger und den gesammten Adel, die etwaige Ermordung zu rächen: „nur dadurch können sich die Rächer vom Verdacht der Mitschuld befreien“: bezeichnend für diesen Staat, in dem unter den 34 Königen von 410—711 nicht weniger als 12 ermordet oder entthront worden sind. Die Geistlichen können den König nicht laut genug rühmen, der auf diesem Concil den bündigen Rechtssatz aussprach: „in meinem Reich darf niemand leben, der nicht katholisch ist“, was mehr noch als den Ketzern den Juden galt. Vermöge der Gunst der Geistlichen setzte er schon bei Lebzeiten die Wahl seines Sohnes Tulga (10. Januar a. 640—641) durch: allein gar bald ward der junge Fürst durch den gewaltigen Greis Kindasvinth — als Führer des Weltadels gegen die allbeherrschenden Bischöfe — gestürzt und mit geschorenem Haar in ein Kloster gesteckt.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V. 1870, S. 190. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I. 2. Ausgabe 1899, S. 395.

Dahn.

Kirchbach: Hugo Ewald Graf von K., königlich preußischer General der Infanterie, am 23. Mai 1809 zu Neumarkt in Schlesien geboren, war der Sohn eines Hauptmanns der Adjutantur, welcher im J. 1814 während des Feldzuges in Frankreich starb. In den Cadettenhäusern zu Culm und Berlin erzogen, kam er am 5. April 1826 als Portepeefähnrich zum 26. Infanterieregimente nach Magdeburg, wurde am 29. März 1827 Officier, besuchte von 1831 bis 1834 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), wurde 1838, nachdem er seit 1835 Bataillonsadjutant gewesen war, zur Topographischen Abtheilung des Großen Generalstabes commandirt und kam, seit 1840 Premierlieutenant, 1841 in die höhere Adjutantur. Aus dieser wurde er zehn Jahre später, nachdem er 1845 zum Hauptmann, 1850 zum Major aufgestiegen war, in den Generalstab versetzt, welchem er bis zu seiner, am 13. October 1859 geschehenen Ernennung zum Commandeur des 36. Infanterieregiments in Halle, zuletzt als Chef des Generalstabes des III. Armeecorps in Berlin, angehört

hat. Jene Stellung vertauschte er ein Jahr darauf mit der an der Spitze des neuaufgestellten 66. Infanterieregiments in Magdeburg, an welcher er blieb bis er durch die am 26. Januar 1863 erfolgte Beförderung zum Commandeur der 19. Infanteriebrigade zu Posen in den Verband des V. Armeecorps trat, aus welchem er erst durch seinen Austritt aus dem Dienste geschieden ist. Am 27. März 1863 wurde er Generalmajor, am 13. Mai 1865 erhielt er das Commando der zu jenem Corps gehörenden 10. Division, welche er im J. 1866 während des Feldzuges gegen Oesterreich auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen geführt hat. Bei der Mobilmachung wurde er Generallieutenant.

Als Vorhut der II. Armee überschritt das V. Armeecorps am Abend des 26. Juni die Mietau, den Grenzfluß zwischen der Grafschaft Glatz und Böhmen, am folgenden Tage kam es jenseits des Flusses zu dem siegreichen aber blutigen Gefechte von Nachod, in welchem General v. K. das Gros des Corps commandirte. Sein rechtzeitiges Eingreifen wendete den Vorgang zu Gunsten der preußischen Waffen. Ebenso brachte am 28. im Gefechte bei Skalitz sein Angriff auf die letzte Stellung des Feindes die Entscheidung des Tages und am 29. wurde unter seiner Führung ein neuer Erfolg bei Schweinschädel davongetragen. In der Schlacht bei Königgrätz kam K. dagegen nicht zur Thätigkeit, das stark mitgenommene V. Armeecorps blieb in Reserve. Am Abend erhielt er Befehl mit einer zu diesem Zwecke gebildeten Avantgarde die Verfolgung zu übernehmen, der Auftrag wurde aber zurückgenommen und dahin geändert, daß er Vorposten auszustellen habe. Der weitere Vormarsch, welcher die 10. Division bis nach Ungarn hineinführte, gab K. keine Gelegenheit zu weiterer Kampfesthätigkeit in diesem Feldzuge (Beihefte zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1868). Am 20. September rückte K., mit dem Orden pour le mérite geschmückt, in Posen wieder ein um in emsiger Friedensarbeit die ihm unterstellte Truppe für den nächsten Krieg vorzubereiten.

Die Mobilmachung vom Jahre 1870 stellte den General v. K. an die Spitze des Armeecorps, dem er bis dahin als Divisionscommandeur angehört hatte. Sein Vorgänger im Commando, der General v. Steinmetz, erhielt den Oberbefehl der I. Armee und K. kam mit dem V. Armeecorps zur III. des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, unter dem er auch im J. 1866 gestanden hatte. Schon beim ersten größeren Zusammenstoße mit dem Feinde, dem am 4. August, dem Tage, von welchem auch sein Patent als General der Infanterie datirt, stattfindenden Treffen von Weißenburg, kam es zum Gefechte. Im Vormarsche gegen die Stadt begriffen erhielt K. vom Obercommando Befehl, den Baiern zu Hülfe zu eilen und in wirksamster Weise leistete er diese bei der Einnahme von Stadt und Bahnhof und bei der Erstürmung des Geisberges. Hier traf ihn eine Chassepotkugel am Halse, der Streifschuß hielt ihn aber nicht ab zwei Tage darauf sein Corps von neuem zum Siege zu führen. Und dieser Tag von Wörth, der 6. August, war es, an welchem er während des Verlaufes des Feldzuges mit seiner Person am glänzendsten hervorgetreten ist. Die Heeresleitung hatte eine Schlacht nicht beabsichtigt, der Kampfeseifer von Kirchbach's Vorpostencommandeur, des Generals Walther v. Monbary, führte sie herbei. K. versuchte zunächst das wider seinen Willen eingeleitete Gefecht abzubrechen. Als es nicht gelang, weil der Kampf schon zu weit vorgeschritten war, schickte er sich an, ihn mit voller Kraft durchzuführen. Da traf ihn der Befehl des Kronprinzen, ihn nicht aufzunehmen und alles zu vermeiden, was ein neues Gefecht herbeiführen könnte. K. erkannte, daß das Abbrechen nicht mehr in seiner Hand lag, daß es für eine Niederlage angesehen werden könnte. Er leistete daher

dem Befehle keine Folge, sondern verfolgte seinen Weg, der zum Siege führte, nahm die Verantwortung für den Ungehorsam auf sich und, als er am Abend mit dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde zusammentraf, stieg dieser vom Pferde, umarmte ihn und dankte für die bewiesene Initiative und Energie, ohne welche die blutige Arbeit noch bevorstände. Von hier ging es auf Sedan. Auf dem Wege dorthin hatte das V. Armeecorps am 30. August bei Stonne ein unbedeutendes Gefecht zu bestehen. In der Schlacht vom 1. September fiel ihm die Aufgabe zu nach Norden den Ring zu schließen, der die französische Armee umklammerte, indem er Fühlung mit der von Osten kommenden Maasarmee gewann und dann den verzweifelten Versuchen des Feindes nach Belgien durchzudringen einen Damm entgegensetzte. Sie wurde glänzend gelöst. Am Nachmittage leitete K. neben der Kampfesthätigkeit seines eigenen Corps auch die des benachbarten XI., dessen Commandeur, der General v. Gersdorff, tödlich verwundet war. Während der nun folgenden Einschließung von Paris, zu welcher das Armeecorps sich am 17. September durch ein Gefecht bei Valenton den Weg über die Seine hatte bahnen und durch ein zweites, am 19. bei Bicêtre geliefertes die Möglichkeit des Weitermarsches hatte erzwingen müssen, war ihm seit dem 11. October die Strecke Meudon-Bougival, zwischen dem XI. Armeecorps zur Rechten, dem IV. zur Linken, angewiesen, sein Hauptquartier befand sich in Versailles. Von den gegen diese Strecke gerichteten Angriffen war der bedeutendste der als Schlacht vom Mont Valérien bezeichnete Ausfallsversuch vom 19. Januar 1871. Mit seinem Mißlingen schloß die Kriegsthätigkeit des V. Armeecorps und seines commandirenden Generals ebenso glänzend ab wie das Gefecht von Weißenburg sie eröffnet hatte. Nach der Capitulation von Paris rückte das Corps zunächst an die Loire, dann im März nach Burgund, Anfang Juni kehrte es in die Heimath zurück. Die Dienste, welche General v. K. geleistet hatte, wurden durch die Verleihung des Eichenlaubs zu dem 1866 erworbenen Orden pour le mérite, des Eisernen Kreuzes I. Classe sowie anderer Auszeichnungen und einer der von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigung entnommenen baaren Dotation anerkannt. (Stieler von Heydekampf, Das V. Armeecorps im Kriege gegen Frankreich 1870/71, Berlin 1872).

Nach dem Friedensschlusse ist er noch neun Jahre an der Spitze des Corps geblieben. Am 3. Februar 1880 wurde ihm, unter Verbleib in der Stellung als Chef des 1. Niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 47, welches seit dem 27. Januar 1889 auf Befehl Kaiser Wilhelm's II. für immerwährende Zeiten den Namen „Graf Kirchbach“ trägt, und unter Erhebung in den nach dem Rechte der Erstgeburt vererblichen, an den Besitz eines Fideicommisses geknüpften Grafenstand, der Abschied bewilligt. 1873 war einem Fort bei Straßburg sein Name beigelegt, nach dem Kaisermanöver vom Jahre 1875 war ihm der Schwarze Adlerorden verliehen. Am 6. October 1877 starb er auf dem von ihm erkauften Gute Moholz bei Niesky im Kreise Rothenburg in der Oberlausitz. — K. gehörte zu den in Deutschlands Einigungskriegen hervorgetretenen Generalen, welche aus den bescheidensten Verhältnissen durch eigene Kraft zu den höchsten Stellungen sich hinaufgearbeitet hatten.

Militär-Wochenblatt Nr. 85 vom 12. October 1887.

B. v. Poten.

Kirchenpauer: Gustav Heinrich K., hamburgischer Bürgermeister; in Hamburg geboren am 2. Februar 1808, † daselbst am 3. März 1887, gehörte einer ursprünglich böhmischen Familie an. Kaiser Ferdinand I. hatte 1539 dem Michael K. einen Wappenbrief verliehen, Rudolph II. adelte dessen Sohn

Hans K. v. Kirchdorf mit Wappenvermehrung 1590. Dieser bekannte sich zur evangelischen Lehre und gehörte zu den „erbittertsten Gegnern" Ferdinand's II. Nach der Schlacht am Weißen Berge verlor auch er seine Güter und wanderte nach Breslau aus. Da alle Aussicht sie wieder zu erhalten, verloren war, wandte sich sein Sohn 1629 nach Hamburg und trat hier in ein kaufmännisches Geschäft ein. Seine Nachkommen, auch der Vater des Bürgermeisters, mit einer Stieftochter des Senators Gräpel verheirathet, ergriffen denselben Beruf. Als Napoleon die Continentalsperre decretirt hatte, sah sich der Vater genöthigt, mit seiner Familie 1810 nach Petersburg zu ziehen, wo seine Schwester, an den angesehenen Kaufmann Jakob v. Krause vermählt, lebte. Noch in demselben Jahre starb Kirchenpauer's Mutter, ein für die ferneren Schicksale Kirchenpauer's entscheidender Schlag. Denn da der Vater durch seine Geschäfte vielfach auf Reisen war, nahm der Onkel v. Krause seine drei Neffen zu sich und sorgte „auf das Liberalste" für ihre Erziehung. K. besuchte die Schule Joh. v. Muralt's, eines Schülers Pestalozzi's und Predigers an der deutsch-reformirten Gemeinde. Kirchenpauer's Schulkameraden waren außer einigen vornehmen Russen meist Söhne baltischer in Petersburg wohnender Familien und der fremden Kaufleute. Mit 15 Jahren wurde K. dem deutsch-protestantischen Gymnasium in Dorpat übergeben, um dann von 1826—29 auf der dortigen Universität Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren. Hier trat K. in die Corporation Livonia ein, deren Senior er wurde. Als solcher machte er sich um die Dorpater Studentenschaft verdient durch die Beilegung mancher Zerwürfnisse, die unter derselben bestanden. K. war bei seinen Commilitonen so beliebt und geachtet, daß auch nach Jahrzehnten wol kaum ein gebildeter Livländer nach Hamburg gekommen ist, der ihn nicht aufgesucht hätte. Als er, der 73jährige, 1881 sein 50jähriges Doctorjubiläum feierte, ließen Rector und Senat der Dorpater Hochschule ihm einen amtlichen Glückwunsch zugehen. Von seinem livländischen Biographen, H. v. Samson, wird K. als ein Jüngling geschildert, der, lauteren Herzens, seine ursprüngliche Schüchternheit durch strenge Selbstzucht überwand und durch seinen Charakter von entschiedenem Einfluß auf seine Umgebung war. Im Januar 1830 verließ K. Dorpat, um seine Studien in Heidelberg zu vollenden. Hier lernte er unter den zahlreichen Studirenden aus Hamburg manche kennen, mit denen er Lebenslang befreundet blieb, unter ihnen auch die späteren Collegen im Senat, Bürgermeister K. Petersen († 1892) und Syndicus Karl Merck (s. A. D. B. XXI, 405). Von gleicher Bedeutung für K. war es, daß er durch die Julirevolution veranlaßt wurde, sich mit Zeitungen und der Tagespolitik zu befassen, ein Gebiet, das ihm wie allen Dorpatern gänzlich fremd geblieben war. Am 8. August 1831 wurde K. nach glänzend bestandenem Examen zum Doctor der Rechte promovirt und blieb dann bis zum Frühling des nächsten Jahres bei seinem Onkel J. v. Krause auf dessen schönem Gute Weißtrop bei Dresden. Die Erinnerung an seine Universitätsjahre faßte er in seinen Aufzeichnungen in die Worte zusammen: „In Heidelberg war es herrlich, es wäre aber noch herrlicher gewesen, wenn ich meine Dorpater dort gehabt hätte."

Am 26. März 1832 betrat K., von seinem Vater empfangen, seine Geburtsstadt, die er als zweijähriges Kind verlassen hatte. Als er Bürger geworden war, stand ihm als einem Doctor juris nichts im Wege, zur Advocatur zugelassen zu werden. Als Advocat schlug er die Bahn ein, die damals als Anfangsstufe von allen Hamburger Juristen betreten wurde, obwol sie weder seinen Anlagen noch seinem Lebensziel entsprach, das auf ein Staatsamt gerichtet war. Da K. ohne „Connexionen" war und sein Vater sich nicht in der Lage befand, ihm solche zu vermitteln, war K. ganz auf sich selbst angewiesen.

In dieser Lage gab er zwar seinen Beruf nicht auf, wandte sich aber zugleich der journalistischen Thätigkeit zu theils als Mitarbeiter, theils als Redacteur verschiedener Zeitschriften und Zeitungen, „eine vortreffliche Schulung für seine spätere, active Betheiligung am politischen Leben“. Seine Arbeiten betrafen zunächst die Handelspolitik Hamburgs. Als im J. 1836 der badische Staatsminister Nebenius (s. A. D. B. XXIII, 351) in seiner Schrift: „Der deutsche Zollverein“ dargelegt hatte, wie vortheilhaft auch für die Hansestädte der Eintritt in den Zollverein sein würde, wies K. darauf hin, „daß, so wohlthätig die Aufhebung der Zollschranken zwischen den deutschen Staaten sei, so schädlich würde der Eintritt in den Zollverein für die Hansestädte sein, die die Freiheit des Handels dadurch einbüßen würden“. Freihandel und Kampf gegen Differentialzölle war Kirchenpauer's Grundsatz. Zunächst hatte K. kein Glück mit seiner Schrift gegen den Zollanschluß Hamburgs. Er schrieb darüber noch 1853 an seinen gleichgesinnten Freund, den kaufmännischen Senator Geffcken (s. A. D. B. VIII, 493): „Diese Schrift ging an Hamburg spurlos vorüber. Etwa ein halbes Jahr später machten die Hamburger Blätter auf eine Abhandlung im Londoner „Portfolio“ aufmerksam, welche die Anschlußfrage behandle „und wirklich war“, wie K. an Geffcken schrieb, „das betreffende Heft des Portfolio im Lesezimmer der Börsenhalle so vergriffen, daß ich erst nach mehreren Wochen desselben habhaft werden konnte. Wie erstaunte ich dann, als ich eine wörtliche Uebersetzung meiner eigenen Abhandlung fand“ u. s. w.

Indeß diese Erfahrung schreckte K. nicht ab, auch gegen den Handelstractat vom 21. Januar 1839 seine Stimme zu erheben, durch welchen der Zollverein mittelst Differentialzölle die belgischen und holländischen Häfen gegen Hamburg und Bremen zu begünstigen bestrebt war. Kirchenpauer's Gegenschrift lenkte die Aufmerksamkeit der Commerzdeputation (jetzt Handelskammer genannt) auf K., die ihn im Februar 1840 zu ihrem Protokollisten und ersten Bibliothekar ernannte. In dieser Stellung widmete K. seine Thätigkeit sehr bald auch anderen Gebieten. „Wir mußten“, so heißt es in seinen Aufzeichnungen, „nach Eisenbahnverbindungen uns umsehen, bis wir endlich (1842) die Duodezbahn Hamburg-Bergedorf zu Stande brachten.“ Dänemark verharrte in seiner traditionellen Politik gegen Hamburg und gab eine Schienenverbindung Hamburg-Lübeck nicht zu; es war schon viel, daß zwischen beiden Städten 1841 ein Chausseebau erlaubt wurde. Die Verhandlungen mit Berlin über die Bahn dorthin geriethen aber nicht ins Stocken. Der geplante Bahnbau machte ein Expropriationsgesetz nothwendig. Vom Senat erhielt K. den Auftrag, dies auszuarbeiten. Kirchenpauer's wissenschaftliches Interesse für die Geschichte der Hansa führte ihn mit Wurm (s. A. D. B. XLIV, 326) und Lappenberg (ebenda XVII, 707) zusammen. Bei der Gründung des Vereins für hamburgische Geschichte drang K. darauf, die historische Wissenschaft im weitesten Umfange zu fördern, er selbst leitete die handelsgeschichtliche Section desselben. Eine Frucht seiner hansisch-hamburgischen Studien war die Festschrift: „Die alte Börse, ihre Gründung (1560) und ihre Vorsteher“, welche zur Eröffnung der neuen Börse am 2. December 1841 erschien. Dagegen wurde die beabsichtigte Eröffnung der ersten Hamburger Eisenbahn, der Hamburg-Bergedorfer, die am Himmelfahrtstage am 4. Mai 1842 stattfinden sollte, auf bessere Tage verschoben. Denn in den ersten Morgenstunden desselben Tages brach die gewaltige Feuersbrunst aus, die bis zum Sonntag Morgen einen großen Theil der inneren Stadt in Asche legte. K. begab sich gleich am ersten Tage nach der Börse, um dieselbe zu schützen. Seinen Anordnungen ist es wohl hauptsächlich zu danken, daß das neue Gebäude mit der äußersten Anstrengung

gerettet wurde, während alle umliegenden Häuser, weit und breit, dem Feuer unterlagen.

Nach dem Brande traten neue Forderungen an die Stadt heran. Der Aufbau des zerstörten Stadttheils machte neue Straßenzüge und Expropriationen nöthig. Um den augenblicklichen Bedürfnissen des Handels entgegenzukommen, wurde eine Darlehnscasse gegründet, zu welcher sechzehn Häuser sogleich sechs Millionen heutigen Geldes zeichneten. Bei allen diesen Einrichtungen war K. thätig, bei einigen Commissionen führte er den Vorsitz. Die „Patriotische Gesellschaft", welche die Meinung der gebildeten Bürger repräsentirte, nahm auch eine Reform der Verfassung und Verwaltung in Aussicht. Eine darauf abzielende Supplik an den Senat wurde von K. redigirt. Im November 1842 wurde K. von dem Hamburger Comité für die Berliner-Hamburger Bahn nach Berlin gesandt. Da Hamburg sich gleich Mecklenburg und Preußen für eine Zinsengarantie erklärt hatte, so fand er in Berlin eine sehr günstige Aufnahme, auch für den Plan, die Bahn am rechten Elbufer anzulegen anstatt am linken, wie einige Stimmen vorgeschlagen hatten. Aus Kirchenpauer's Bericht an den Senat mag hier eine Stelle über den späteren Feldmarschall Moltke ihren Platz finden: „Major v. Moltke, Adjutant des Prinzen Karl, scheint besonders in technischen Fragen von Einfluß zu sein." Im Februar 1843 wünschte Syndikus Sieveking (s. A. D. B. XXXIV, 227), der die hamburgische Stimme auf der Elbschifffahrtsconferenz in Dresden vertrat, die Sendung Kirchenpauer's als seines Gehülfen. Als Sieveking sehr bald zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt worden war, trat K. an seine Stelle. Es handelte sich um die Befreiung der Elbschifffahrt von lästigen Zöllen und anderen Hemmnissen. Hamburg drang besonders auf die Aufhebung des Stader Zolls, den Hannover von allen stromaufwärts fahrenden Schiffen erhob. Es erreichte nur die „vertragsmäßige Fixirung des bis dahin so zu sagen incommensurablen Zolles". Seinen Widerspruch, den Zoll aufzuheben, begründete Hannover unter anderen auch durch die Behauptung, daß der Stader Zoll kein Hinderniß der Flußschifffahrt sei, da er nur die Seeschiffe treffe. Erst im J. 1861 erfolgte die Aufhebung dieses Zolles gegen eine an Hannover gezahlte Entschädigung von 2 857 000 Thalern, zu der Hamburg und England je eine Million beitrugen. Für K. ist es aber charakteristisch, daß ihm von Anfang an die sich darbietende ausländische Bundesgenossenschaft in dem Kampfe gegen den Stader Zoll widerstrebte: bereits am 19. März 1843 schrieb er an den Senat: „Die Allianz Englands und Amerikas hilft uns nichts, wenn Deutschland gegen uns ist." Der Aufenthalt in Dresden wurde aber für K. noch besonders dadurch wichtig, daß er im Hause seines Onkels Jakob v. Krause seine Cousine Julie Dorothea Krause († 1905, Februar) wiedersah, mit der er sich an seinem 36. Geburtstage 1844 vermählte. Noch in Dresden verweilend, erhielt er die Nachricht, daß er am 4. December 1843 zum Senator erwählt war. Wenn ihm auch vielleicht, seinen Anlagen entsprechend, die Stellung eines Senatssecretärs erwünschter gewesen wäre, da sie auch weniger gesellschaftliche Verpflichtungen mit sich brachte, so kehrte er doch nach Hamburg zurück, im Begriff, sein eigenes Heim zu gründen. Neben allerlei städtischen und unwichtigen Angelegenheiten wurde K. die Behandlung der handelspolitischen Sachen übertragen. Als man in Preußen in den Jahren 1846/47 die Idee faßte, einen förmlichen Handels- und Schifffahrtsbund zu gründen, hatte man als Ziel „die Handelsfreiheit aller deutschen Staaten mit dem Auslande" aufgestellt mit dem Vorbehalt, „daß gegen diejenigen fremden Staaten, die ein so liberales System nicht annehmen würden, Deutschland auch eine nachtheiligere Behandlung in deutschen Häfen eintreten lassen würde". Dieser Entwurf wurde den Regierungen in Hannover,

Oldenburg, Bremen und Hamburg zu „einer vertraulichen vorgängigen Erörterung“ übergeben. Zur Erwiderung auf diesen Entwurf wurde in Hamburg eine viergliedrige Senatscommission eingesetzt, in der K. die wissenschaftliche Begründung und die Redaction der ganzen Denkschrift zufiel, während Geffcken die handelspolitische Ausführung durch seine reichen kaufmännischen Kenntnisse unterstützte. Der Inhalt dieser Hamburger Denkschrift von 1847 ist kurz der, daß durch den vorgeschlagenen „Deutschen Schifffahrts- und Handelsvertrag“ schwerlich weder dem Handel noch der Industrie Deutschlands ein Erfolg gesichert werde. Nachdrücklich wies auch die Denkschrift auf die Schwierigkeit hin, die darin liege, daß die fremden Staaten den Staatenbund „Deutschland“ nicht anerkennen würden; für sie gebe es nur einzelne Staaten, mit denen sie Bündnisse abschließen könnten, demnach würden sie auch in ihren Ländern weder die „deutsche“ Flagge noch „deutsche“ Consulate anerkennen. Eine andere Schwierigkeit liege darin, wie deutsche Bundesstaaten, etwa Oesterreich, zu behandeln wären, die dem „Schifffahrts- und Handelsvertrag“ nicht beitreten würden. Sollten sie als Ausland betrachtet werden? Man sieht, der Entwurf hatte Verhältnisse in Aussicht genommen, die ohne eine Einigung Deutschlands nicht möglich waren; ein erfreulicher Hinweis auf die auch wirthschaftlich so nothwendige Erfüllung dieser Bedingung lag freilich in der Antecipation derselben. Der Titel der hamburgischen Denkschrift lautet: „Das Differenzialzollsystem nach den bei mehreren Nordseestaaten Deutschlands zur Erörterung gekommenen Vorschlägen für die Errichtung eines deutschen Schifffahrts- und Handelsvereins.“ Sie erschien im Laufe des Jahres 1847 zweimal in deutscher Sprache und zweimal in englischer Uebersetzung. Als Robert Peel und Cobden nach Aufhebung der Korngesetze auch die Aufhebung der Navigationsacte ins Auge faßten, legten sie diese Schrift dem Unterhause vor, um ihren Antrag zu unterstützen. Die zweite officielle Uebersetzung enthält auch nach dem Titel die Bemerkung: „Presented to the House of Commons by command of Her Majesty“, December 1847, London.

Das Jahr 1848, die Errichtung der provisorischen Centralgewalt, die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser führten K. nach Frankfurt, wo er als hamburgischer Gesandter bei jener und hernach am Bundestage mit geringen Unterbrechungen bis 1857 blieb. Zunächst hielten ihn die Vorgänge in Holstein zurück, von wo die provisorische Regierung den Hamburger Senat um Zusendung von Artillerie gebeten hatte. Hamburg hatte — außer einigen Geschützen der Bürgergarde, einer städtischen Miliz — keine Artillerie, und, mit Oldenburg und Hannover im militärischen Verbande des Zehnten Bundesarmeecorps stehend, konnte es nicht über sein kleines Bundescontingent verfügen. Um die Maßnahmen und Entschlüsse Hannovers zu erfahren, wurde K. Ende März dorthin gesandt und kehrte mit der Nachricht zurück, daß Hannover und Preußen mit je 10 000 Mann das holsteinische Gebiet zu schützen entschlossen seien. Ende Mai erschien die dänische Fregatte Gefion bei Helgoland. Dies genügte, um den Seehandel auf der Weser, Elbe und Eider aufzuheben. Es entstanden nun in den Küstenländern Vereine zur Schaffung einer Flotte; Hamburger Rheder stellten einige größere Schiffe zur Verfügung, um sie armiren zu lassen: K. nahm an den Verhandlungen in Stade und Hannover zur Gründung einer Flotte theil. Am 1. Juni eröffnete er namens des Senates den Marinecongreß in Hamburg, der nach Beschluß des Fünfziger-Ausschusses in Frankfurt zusammengetreten war, um die Flottenangelegenheit und den Küstenschutz zu berathen. Der Congreß setzte sich zusammen aus Bevollmächtigten der Regierungen und den Vertretern von Privatcomités. K. sprach unter anderen folgende Worte: „So schön und erhebend die Anstrengungen

der Privaten sind, Staatshülfe ist erforderlich. Nur die Staatsgewalt kann der Marine ihre Bedeutung geben. Die Flotte muß Sache des ganzen Staatenbundes sein, oder vielleicht richtiger, sie muß Sache eines großen, alles umfassenden Bundesstaates sein.“ Kirchenpauer's Worte sind nüchtern und sachverständig, jedenfalls sachverständiger als der Beschluß des Bundestages, der in Sachen der Zolleinigung Deutschlands am 19. Mai beschlossen hatte, daß alle deutsche Staaten Bevollmächtigte nach Frankfurt schicken sollten, um bis zum 1. Juli 1848 die Zolleinheit ganz Deutschlands ins Leben zu rufen. Ende Mai hatten die regelmäßigen Plenarsitzungen der Nationalversammlung begonnen. Sie forderte nun die Regierungen auf, Vertreter zu senden zu dem volkswirthschaftlichen Ausschusse der Nationalversammlung für Sachen des Handels, Verkehrs und der Zolleinigung. Aus Hamburg trafen hierzu K. und Geffcken ein. Anfang August wurde K. zum Gesandten Hamburgs bei dem Reichsverweser Erzherzog Johann ernannt. Die freilich nur sehr lückenhaften Aufzeichnungen Kirchenpauer's bezeugen das lebhafte Interesse, das er an Personen und Ereignissen nahm. Von Heinrich v. Gagern spricht er mit großer Anerkennung. Nachdem er am 28. August nach vielen vergeblichen Versuchen sich durch Minister v. Schmerling anmelden zu lassen, unangemeldet die erste Audienz beim Reichsverweser gehabt hatte, schreibt er über denselben unter anderen: „Er ist in seinem Wesen einfach — aber freilich sonst nicht so einfach, wie man wohl glaubt, sondern gerade im Gegentheil ganz verdammt klug.“ Mit großer Ruhe und unbefangenem Verständniß hielt K. von Anfang an sich frei von Illusionen über die Kraft der Ministerien. Auch bei dem Aufstand am 18. September, dem Fürst Lichnowski und General v. Auerswald zum Opfer fielen und dennoch manche mit den Aufständischen paciscirен wollten, schreibt K.: „Es hilft jetzt nur noch unbedingte Unterwerfung: paciscirеn hieße, die Anarchie oder den Terrorismus proclamiren.“ K. hatte namens seiner Regierung der in der Paulskirche beschlossenen Reichsverfassung zugestimmt und „sah dann traurig dem immer unrühmlicher werdenden Todeskampfe der Nationalversammlung zu“. Als im December 1849 Erzherzog Johann sein Amt als Reichsverweser niedergelegt hatte, war auch Kirchenpauer's Thätigkeit in Frankfurt beendet und K. kehrte unbefriedigt von dem allen, was er in Frankfurt erlebt hatte, in die Vaterstadt zurück. Hier hatten die nach dem Brande 1842 geäußerten Reformbestrebungen unter den Ereignissen des Jahres 1848 greifbare Gestalt gewonnen. Im August 1848 beantragte der Senat bei der Bürgerschaft, veranlaßt durch Wünsche von verschiedenen Seiten, die Feststellung der zukünftigen Verfassung durch eine constituirende Versammlung. Die Mitglieder derselben sollten von allen männlichen volljährigen hamburgischen Staatsbürgern gewählt werden in den verschiedenen Districten. Die gewählten 188 Abgeordneten gehörten meist der demokratischen Partei an. K., der selbst zuerst für gewisse Reformen aufgetreten war, hielt sich während dieser Wahlen gerade in Hamburg auf und schrieb an Geffcken: „Hier sieht es jetzt böse aus. Das Resultat der Wahlen ist so kläglich wie irgend möglich. Es ist nicht nur ein großer Skandal, sondern auch ein bedenkliches Zeichen der immer schlechter werdenden Gesinnung. Alle Gutgesinnten sind überaus niedergeschlagen. Auch hier wird zuletzt die Hülfe in den Bajonetten liegen, und wir haben davon sehr wenige. Man darf aber den Muth nicht verlieren.“ Am 11. Juli 1849 übergab jene Versammlung, die sich selbst wol die „Constituante“ nannte, die neue „Verfassung des Freistaates Hamburg“ dem Senat. Danach sollte die Bürgerschaft aus 300 von allen Staatsbürgern auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern bestehen; der Senat aus neun von der Bürgerschaft gewählten Mitgliedern;

ihm sollten sechs vom Senat gewählte Syndici beigegeben werden, deren Wahl aber die Bürgerschaft zuvor zu bestätigen habe. Der Senat, das geistliche Ministerium, die Handelskammer und mehrere Privatvereine erklärten sich gegen diese Verfassung. Der Senat aber forderte die Einsetzung einer neuen Commission, der „Neunercommission", zu welcher der Senat vier Senatoren und die Bürgerschaft je einen Bürger aus jedem der fünf Kirchspiele entsenden sollte, um mit der Constituante und, wenn diese sich weigerte, mit der Bürgerschaft Reformen zu berathen. Zu den vier Senatoren gehörten auch K. und Geffcken. Indeß hatte schon im Juli eine Berliner lithographirte Correspondenz von der Möglichkeit einer preußischen Intervention in dem hamburgischen Verfassungsconflicte gesprochen. Eine Bestätigung dieser Meldung erblickte man darin, daß ein Theil der aus Holstein zurückkehrenden preußischen Truppen in Hamburg einquartirt werden sollte. Am 13. August rückte ein westfälisches Bataillon ein unter dem Tumulte des Pöbels. Wegen solcher allerdings unblutigen Ausschreitungen erklärte die preußische Regierung, daß auch wegen der sicheren Verbindung mit den noch in Holstein verbliebenen Truppen noch andere bei den Bürgern einzuquartieren seien. Hierdurch war die Stadt gegen etwaige Ausschreitungen hinlänglich gesichert. Uebrigens war auch Hamburg am 27. August dem Dreikönigsbündnisse beigetreten und „die preußische Regierung hatte sich inzwischen bereits deutlich genug gegen das radicale Treiben der Constituantenpartei in Hamburg ausgesprochen". Deren Einfluß nahm zusehends ab, nicht einmal zur Selbstauflösung gelangte sie, da sich zur Beschlußfähigkeit nicht die genügende Anzahl von Mitgliedern in ihrer letzten Sitzung eingefunden hatte. Im Mai 1850 legte der Senat die von der Neunercommission ausgearbeitete Verfassung der Bürgerschaft vor, die ihr Placet aussprach. Neben dem späteren Bürgermeister, damaligem Advocaten Karl Petersen gilt K. für einen Haupturheber dieser Verfassung, die alle wesentlichen Bestimmungen enthielt, die in der Verfassung von 1860 und forthin gültig sind. Aber mittlerweile war von conservativer Seite durch die 15 Oberalten (jetzt Gemeindeältesten genannt, die Vorsteher der Bürgerschaft) und einige (vier) ihrer Anhänger eine Erklärung gegen die Verfassung vom Mai 1850 abgegeben worden wegen angeblich verletzter hamburgischer Grundgesetze. Da ihre Erklärung bei dem Senat keine Folgen hatte, wandten sie sich am 18. März 1851 an den Bundestag mit der Bitte um „Rechtsschutz und Abwehr der Revolution im städtischen Gemeinwesen". An Stelle des damaligen hamburgischen Bundestagsgesandten Syndikus Banks (s. A. D. B. II, 41), der im Herbste 1851 erkrankt, Frankfurt verlassen mußte († in Vevey December 1851), wurde K. von Hamburg gesandt. Er blieb bis ins Jahr 1857 dort als Bundestagsgesandter. Ein Bundestagsausschuß war im August 1851 eingesetzt worden zur Prüfung aller seit dem Jahre 1848 in deutschen Staaten eingeführten Verfassungsneuerungen, um diejenigen Bestimmungen auszumerzen, die nicht im Einklange ständen mit den Grundgesetzen des deutschen Bundes. Besonders unerfreulich für K. war es, daß das Referat über die hamburgische Verfassung Bismarck zugefallen war, der nach seinem damaligen Standpunkt den der Hamburger Oberalten vertrat. Hiergegen machte der Senat mit Recht geltend, daß der Einwand einiger weniger Bürger unmöglich jede Neuerung hindern dürfe; Hamburg nehme für sich dasselbe Recht in Anspruch wie Bremen und Lübeck, die auch ihre Verfassung geändert hätten ohne Intervention des Bundestages und der beiden deutschen Großmächte. Obgleich K. in Bismarck nicht nur den bedeutendsten, sondern auch den entschiedensten Widersacher in diesen Jahre langen Verhandlungen fand, so hindert ihn dies nicht, Bismarck's „angenehmes, ritterliches Wesen, sein

solides Auftreten, seinen Freimut und seine Geradheit anzuerkennen. Bismarck sei ebenso sehr Feind der geheimen Wege wie er selbst". (Nach verschiedenen Berichten im Hamb. Staatsarchiv bei Wohlwill S. 67.) Andererseits äußerte Bismarck 1892, von seiner Frankfurter Zeit redend: „K., ein kluger Mann, war mir einer der angenehmsten Collegen, wenn ich auch nicht immer mit demselben harmonirte." (Poschinger, Bismarck und seine hamburgischen Freunde S. 142.) Viel Arbeit und Verdruß machten die Bundestagsverhandlungen K., der schon 1852 an Geffcken geschrieben hatte: „Sie wissen, daß ich die ‚ehrenvolle Stelle' nicht ambitionirt habe. Eigentlich ist es gut, daß der Bundestag nichts thut. Wenn er etwas thäte, wäre es doch nur Verkehrtes."

K. war des diplomatischen Treibens nach siebenjährigem Aufenthalt in Frankfurt müde und wünschte als Amtmann in Ritzebüttel ein weniger aufregendes Leben zu führen. Der Senat gab, wenn er auch gern ihn in Hamburg gehalten hätte, Kirchenpauer's Wünschen nach und ernannte ihn 1858 auf sechs Jahre zum Amtmann daselbst. Diese Stellung war völlig selbständig; der Amtmann regierte dort unumschränkt vom alten hundertjährigen Schlosse aus. Das Lootsenwesen, der Hafen von Cuxhaven, Quarantäne und Beleuchtungswesen der Elbmündung, die ganze Polizei auf dem untersten Theile der Elbe, die Deichbauten unterstanden dem Amtmann. Aber auch alle Kleinigkeiten kamen an ihn, wie er seinem Freunde Geffcken schreibt: „Es ist ein eigen Ding um einen solchen Duodezkönig von Ritzebüttel, der fast alles allein und auf eigene Faust abmachen soll. Von Hamburg aus kümmert man sich um nichts, und hier ist der Packesel von Amtmann alles in allem. Wenn auf einem beliebigen Bauernhofe die Viehmagd sich mit dem Großknecht über das Schweinefutter veruneinigt, so kommen die Leute ebensogut zum Amtmann gelaufen, als wenn es sich um Hunderttausende handelt, die für Hafenbauten und Lootsenwesen ausgegeben werden. In Kleinigkeiten und einfachen Dingen ist es freilich angenehm, ganz allein wirtschaften zu können, in anderen aber sehne ich mich oft genug nach collegialischer Berathung und Besprechung mit guten Freunden." Uebrigens blickte K. wie auch seine Familie stets mit Freuden auf die glücklichen und ruhigen Jahre zurück, die er dort verlebt hat. Wenn er von seinem ersten Aufenthalt in Frankfurt zurückgekehrt, eine Stammbuchinschrift mit den Worten schloß:

Häßlich ist der Menschen Treiben!
Ewig schön ist die Natur!

so bot ihm das Meer bei Ritzebüttel reichliche Gelegenheit, die Natur des Meeres und seiner kleinsten Producte, der Seethiere und Algen, mikroscopisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Ueber diese Untersuchungen schrieb K. 1860 an Geffcken: „Jeder Mensch hat seine Liebhaberei, sein Steckenpferd, seine Erholung — oder sollte sie wenigstens haben. Ich meinestheils kann sie kaum entbehren. Es ist eine wahre Wohlthat nach den verschiedenen Amtsgeschäften, sich in ein möglichst heterogenes Gebiet flüchten zu können; wie in das Gebiet der mikroscopischen Thiere und Pflanzen, wo man jedenfalls sicher ist, weder auf Schlechtigkeit, noch auf Dummheit zu stoßen und auch selbst Unrecht zu thun." Für seine Untersuchungen ließ K. die Seetonnen an der Mündung der Elbe von den daranhaftenden Pflanzen und Muscheln reinigen, um diese dann unter dem Mikroscop zu bestimmen. Manche neue Entdeckung verdankt ihm die Naturwissenschaft. Die Universität Kiel ehrte ihn in Anerkennung seiner Arbeiten mit der Ertheilung der philosophischen Doctorwürde honoris causa. Aber wie bescheiden dachte er über seine Leistungen: „In diesen Studien", so schrieb er demselben Freund, „findet ein blindes Huhn auch wol einmal ein Korn." Kirchenpauer's letzte Arbeit war die Durch-

führung der Trennung von Justiz und Verwaltung in Ritzebüttel. Am letzten August 1864 schied K. aus Ritzebüttel unter dem Geleite der Bevölkerung, die ihm eine dankbare Erinnerung bewahrt hat. Er war der letzte der Hamburger Senatoren, die seit 1400 dort Amtmänner gewesen waren. An ihre Stelle sind fortan Amtsverwalter getreten. K. fand bei seiner Rückkehr nach Hamburg die endlich 1860 eingeführte Verfassung der Neunercommission in Kraft getreten, die Physiognomie des Senats durch Austritt älterer Herren nicht unwesentlich verändert. Er trat in die Senatscommission für auswärtige Angelegenheiten und in die Verwaltungsabteilung für Handel und Gewerbe ein und wurde Präses der Deputation für Handel und Schifffahrt, ein Wirkungskreis, der seinen Neigungen und seiner Begabung entsprach. Im J. 1867 wurde K. der erste hamburgische Vertreter im Bundesrath, dem er bis zum April 1880 angehört hat. 1868 wurde er vom Senat zum Ersten Bürgermeister erwählt, ein Amt, das er in regelmäßigem Turnus als Zweiter Bürgermeister wechselnd bis zu seinem Tode bekleidete. Als solcher begrüßte er im Juni 1871 die siegreich aus Frankreich heimkehrenden Truppen auf dem Rathhausmarkt. — Hatte bisher K. auch im Bundesrathe bei wirthschaftlichen und den Handel betreffenden Fragen seine Grundsätze gegen höhere Zölle und für die Freihafenstellung der Hansestädte nicht verhehlt, so trat er doch in einen schärferen Gegensatz gegen die veränderte Wirthschaftspolitik Bismarck's seit dem Jahre 1878. Mit der Freihafenstellung könne es auch so nicht weiter gehen, hatte der Fürst im Frühjahr 1878 in einer Unterredung mit dem Bremer Reichstagsabgeordneten Mosle geäußert. Am 19. April 1880 hatte Preußen an den Bundesrath den Antrag gebracht, nicht nur Altona, sondern auch einen Theil der früheren hamburgischen Vorstadt St. Pauli, die aber schon Hamburg eingemeindet worden war, an die deutsche Zollgemeinschaft anzuschließen. „K. empfand es als eine Kränkung für sich und die von ihm vertretene Stadt, daß er keinen Augenblick früher als alle übrigen Bevollmächtigten von dem preußischen Antrag in Kenntniß gesetzt worden" (Wohlwill S. 142). Es erschien ihm unmöglich sowol für sich als auch im hamburgischen Interesse unstatthaft, länger in der bisherigen Stellung zu bleiben. Der Senat willfahrte seinem Wunsche, und Senator Versmann reiste schon am 27. April als Kirchenpauer's Nachfolger nach Berlin. K. veröffentlichte noch in demselben Jahre seine Ansichten in der anonym erschienenen historisch-staatsrechtlichen Denkschrift: „Die Freiheit der Elbschifffahrt". Fortan widmete K. seine Hauptthätigkeit der Oberschulbehörde, deren Präses er von 1869 an war und blieb. Ihr unterstanden die wissenschaftlichen Anstalten und die Volksschulen. Da wol in keiner Stadt Deutschlands das Privatschulwesen so verbreitet war wie in Hamburg, so erforderte es unendlich viel Arbeit, in dasselbe einen gewissen Organismus einzuführen. Unter den staatlichen Anstalten nahm das akademische Gymnasium die erste Stelle ein, hatte sich aber mit der Zeit überlebt. Hatten sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar Stimmen dafür gefunden, es zu einer Akademie, selbst zu einer Universität zu erheben, so förderte K. den Gedanken, dasselbe durch Einrichtung von Vorlesungen von wissenschaftlich tüchtigen Männern für gebildete Laien für die Gegenwart nützlich zu machen. Eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Instituten Hamburgs war ursprünglich aus der Thätigkeit von Privatleuten oder Vereinen hervorgegangen. Dazu gehörten z. B. der botanische Garten, die Sternwarte, die Gemäldegalerie u. a. Wenn sie an Umfang und Bedeutung zugenommen hatten und nicht mehr durch Privatmittel erhalten werden konnten, so übernahm der Staat sie. K. trat dafür ein, daß auf diese Weise noch andere Anstalten übernommen oder erweitert werden möchten. Er hat die Anträge

ausgearbeitet und befürwortet über die Neugestaltung des chemischen Laboratoriums und des physikalischen Staatslaboratoriums. Bei diesen Vorschlägen ließ er sich durch wissenschaftliche und nicht weniger durch gemeinnützige Gesichtspunkte leiten. Seinen eigenen Studien entsprechend, wandte K. besonderes Interesse dem naturhistorischen Museum zu, das er zu einer wissenschaftlichen Anstalt ersten Ranges erhoben zu sehen wünschte. In gleicher Weise widmete K. sein Interesse und seine Thätigkeit der 1873 von ihm mit gegründeten Geographischen Gesellschaft. Auch hier war er Präses. Hat er so die wissenschaftlichen Anstalten Hamburgs theils erst gegründet, theils gefördert, so nahm auch das Volksschulwesen in seinen verschiedenen Abstufungen auf dem Landgebiet und in der Stadt seine lebhafte Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch, z. B. wenn etwa der Landschulinspector ihm einen eingehenden Vortrag hielt über die nothwendigen Aenderungen einer Dorfschule in den Vierlanden.

Bis zu seiner Todesstunde erfreute sich der 79jährige Greis völliger geistiger und körperlicher Frische. Im Dienst des Staates endete sein Leben in der Nacht vom 3. zum 4. März 1887. Von einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft, der er bis zum Schluß präsidirt hatte, zurückgekehrt, „hatte er sich an den Schreibtisch gesetzt, um dringende Amtsgeschäfte zu erledigen, und, mit dem Bleistift in der Hand, ein Senatsprotocoll vor sich, fand ihn dann seine sorgende Gattin in früher Morgenstunde sanft entschlafen“. Ein Herzschlag hatte den Tod herbeigeführt. Seine Mitbürger haben sein Andenken durch ein aus freiwilligen Beiträgen errichtetes Monument geehrt. Aus Bronce in Hochrelief gearbeitet ist es bestimmt „die edlen, geistvollen Züge Kirchenpauer's festzuhalten und seinen Namen vor unverdienter Vergessenheit zu bewahren“. Schließlich möge hier die Charakteristik Kirchenpauer's von berufener Feder (W. v. Melle, s. u.) einen Platz finden: „Alles, was K. schrieb und sprach, zeugte von Geist und Wissen und zugleich von einer wahrhaft vornehmen, edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit. Sein Wesen erschien zwar, wenn man ihn nicht kannte, steif und kalt, und seine äußeren Formen waren dies auch. Entgegenkommende Verbindlichkeit und leichte Conversation waren nicht seine Sache. Wer aber ihm nahe getreten, der ward durch seine einfache, von Herzen kommende Liebenswürdigkeit gewonnen, der lernte seine Uneigennützigkeit und wahre Bescheidenheit schätzen, der erkannte, wie hinter diesem Manne, dem jeder krumme Weg, jede Intrigue und jedes Haschen nach Popularität verhaßt war, im wesenlosen Scheine alles Gemeine lag.“

Kirchenpauer's bis zum Jahre 1857 veröffentlichten Schriften sind im Hamb. Schriftstellerlexikon Th. III, S. 578 aufgezählt. W. v. Melle, G. H. Kirchenpauer, Hamburg u. Leipzig 1888, XV u. 459 S. führt S. 401 f., 405, 432 die folgenden Schriften Kirchenpauer's auf: „On a new Hydroid Polype, belonging to the genus Cordylophora Allman.“ (Quart. Journ. Micr. Soc. New Ser. Vol. I, p. 283, 1861); „Die Seetonnen der Elbemündung“ (Abh. d. Naturw. Vereins zu Hamb. IV, 59, 1862); „Ansprache bei Einführung der neuen Beamten auf Schloß Ritzebüttel durch . . . . K. . . . .“ (Ritzebüttel 1864); „Die Freiheit der Elbeschifffahrt. Geschichtliche Erläuterungen der staatsrechtlichen Sachlage“ (Hamburg 1880); „Neue Sertulariden“ (in Nova Acta Acad. Caes. Leop. Carol. Vol. XXI, p. 16, 1864); „Neue Bryozoen“ (im Katalog d. Museum Godeffroy, S. 25—34. Hamb. 1869); „Ueber die Hydroidenfamilie Plumularidae“ 2c. (Abh. d. Naturw. Vereins zu Hamb. V, 52, 1872); „Grönländische Bryozoen“ (in „Die zweite deutsche Nordpolfahrt“, Bd. II, S. 12, 417 f. Leipzig 1874); „Bryozoa“ (im Ber.

über die Untersuchungsfahrt der „Pomerania" in der Nordsee. Berlin 1875, S. 173 ff.); „Ueber die Hydroidenfamilie Plumularidae" ꝛc. (in d. Abh. d. Naturw. Vereins. Hamb. Bd. VI, S. 59, 1876); „Ueber die Bryozengattung Adeona" (a. a. O. Bd. VII, S. 1 ff.); „Nordische Gattungen und Arten der Sertulariden" (a. a. O. Bd. VIII, S. 56, 1884); ein Band Gedichte Kirchenpauer's ist als Manuscript gedruckt worden; bei v. Melle nicht erwähnt.

W. v. Melle's schon genanntes Werk, dem Ref. die meisten Citate entnommen hat. — A. Wohlwill, Die Hamb. Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann. Hamb. 1903. S. VIII u. 196. Fünf Jahre nach v. Melle's Werk erschienen, berücksichtigt W. manche Berichte Kirchenpauer's, besonders aus Berlin, die dem Staatsarchiv Hamburgs angehören. — H. v. Samson, G. H. Kirchenpauer, Reval 1891. 171 S. und Anhang: Der Kampf um den Zollanschluß Hamburgs 90 S. Dem baltischen Verfasser standen Familiennachrichten zur Verfügung, die den beiden anderen Verfassern fehlten. Aus diesen Briefschaften weist v. S. eingehend nach, daß K. keineswegs der kalt-vornehme Herr gewesen ist, für den er von ferner Stehenden gehalten worden ist. W. Sillem.

Kirchhoff: zwei Brüder, Dichter, der jüngere auch Reiseschilderer, der ältere Philolog, etwa fünf Jahre im Alter auseinander und in demselben Abstande gestorben, zwei Drittel ihres Lebens, die ganzen Mannesjahre örtlich weit, durch den Ocean getrennt, aber vielfach eines Sinnes und trotz recht verschiedenartiger Anlagen von dem gleichen Idealismus, insbesondere vaterländischer Richtung, durchglüht und in zwei poetischen Hauptkundgebungen ihrer besten Zeit gemeinsam vor das Publicum getreten. Sie sind geboren zu Uetersen in Südholstein, Söhne eines Advocaten, nachherigen Bürgermeisters von Kiel, langjährigen Abgeordneten zur schleswig-holsteinischen Ständeversammlung, dann zum dänischen Reichsrath, der seiner Verdienste wegen den Titel Etats- und Conferenzrath erhalten. Obwol dessen ausgezeichnete, feingebildete Gattin die Kinder schon früh verloren, war doch der Familienkreis höchst anregend: „Die Musen veredelten Geist und Gemüth, die Wissenschaften standen in hohen Ehren, und die Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, lauschten mit verhaltenem Athem den gelehrten Erörterungen über die Tagesfragen, über Politik, Kunst und Wissenschaften, die der Vater mit den bei ihm vorsprechenden Honoratioren des Städtchens zu halten liebte. Dazu kam, daß der Vater selbst hübsche Sonette schrieb." Was Wunder, daß die Söhne begeisterte Jünger der Poesie wurden? Wundervoll hat der jüngere die im Vaterhause verlebten glücklichen Tage in einem Gedichte „Trübe Stunden" geschildert: ‚Wie so ganz anders war es doch Im väterlichen Haus, Auf Silberfüßen gingen dort Die Musen ein und aus. Und dann die Abende voll Glanz, O, sie vergeß ich nie, Da stritten um den Vorrang sich Musik und Poesie'.

Der ältere, Friedrich Christian K., am 11. Juni 1822 geboren, studirte, nach dem Schulbesuche in der Geburtsstadt, Flensburg und — unter Jakobs und Classen — Lübeck, seit Herbst 1840 auf den Universitäten Kiel, Bonn, Berlin evangelische Theologie. Er bestand 1847 mit Auszeichnung die geistliche, auf Grund philologischer Studien 1848 die Prüfung für das höhere Lehramt, wurde im Herbst bei der Domschule zu Schleswig von der Landesregierung angestellt, kehrte aber 1850 unter der dänischen Reaction dahin nicht zurück, obwol er seine deutschpatriotische und heimathliche Begeisterung nicht wie der feurigere Bruder mit der Waffe bethätigt hatte. 1851 als Hülfs-

lehrer am Gymnasium zu Altona verwendet, wurde er im folgenden Sommer am Schullehrerseminar zu Mörs in der Rheinprovinz, 1854 am Realgymnasium in Rendsburg angestellt. 1859 kehrte er ans Altonaer Christianeum zurück, wo er, 1869 zum Oberlehrer befördert, 1873 den Professortitel erhielt und an Michaeli 1887 in den Ruhestand trat. Am 23. August 1894 ist er ebenda gestorben.

Nach seiner ersten Veröffentlichung „Das Gebet und seine Arten“ (1846), trägt „Israel und die Völker. Ein christlicher Dithyrambus“ (1855) Christian K. noch dem nie ganz abgestreiften Gedankenkreise seiner Ausbildung Rechnung, hat sich aber als Dichter noch nicht gefunden. Im J. 1864 ließen die Brüder ein Heft ihrer „Lieder des Krieges und der Liebe aus Schleswig-Holstein vorsorglich auswärts, in Dresden drucken (Ch. K.'s eigene Schriften sind in Altona herausgekommen), und 1869 erschienen, mit der Ziffer 1870, „Adelpha. Gedichte“, in neuer, unveränderter, zweibändiger Ausgabe 1872. Deren Inhalt entstammt, getreu dem Namen Ἀδελφά, der Muse beider Brüder, die das Titelblatt nennt: I. „Die Rose vom Rhein und Magnolien vom Mississippi“. II. „Eider und Rhein. Bilder aus beiden Hemisphären“. Im ersten Bande spendet Christian K. einen großen Cyclus kurzer, wahr empfundener und klar gefaßter Lieder, die das stille Glück der Liebe mit einem in Bonn kennen gelernten Mädchen hoffnungsvoll preisen: „Der Minne Frühling“. Ein Abschnitt vermischter Gedichte Christian's ist meist epigrammatisch oder spruchartig. Ueberwiegt nun auch bei Christian in seinen rein lyrischen Stücken eine weiche, zarte, gemüthreiche Auffassungs- und Ausdrucksweise, die bisweilen durch Beschaulichkeit die Brücke zum betrachtenden Stile findet, so schlägt doch, wol von der lebhafteren Art des Bruders angesteckt, in seinen deutschnationalen Gesängen kräftigere Klangfarbe vor. Betheiligt ist er auch an dem patriotischen episch-lyrischen Cyclus „Der Krieger und sein Mädchen“ im zweiten, Patriotisch-politisches von 1848—66 enthaltenden Theile der „Adelpha“-Sammlung: „eine Reihe realistisch gehaltener Bilder aus dem Friedens- und Kriegsleben eines Soldaten, der, in den Krieg marschierend, eine Braut zu Hause läßt, aber nach langem, fast hoffnungslosem Warten der Braut glücklich in die Arme der Beglückten zurückkehrt: meist echt lyrische Stücke, welche zur Composition geradezu herausfordern. [J. Rieter-Biedermann in Leipzig-Winterthur hat in der That ein Doppelheft vorgelegt: „Lieder von Christian Kirchhoff, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von Louis Bödecker. Op. 5. 7“.] Mit Wilh. Jensen's Kriegsbildern haben sie eine gewisse Verwandtschaft; auch hier sind die Bilder realistisch, und der eigentliche Patriotismus tritt in den mannichfachen Stimmungsbildern zurück“. So urtheilt Leimbach (s. u.), der über das Zusammenarbeiten angibt: „Nicht nur in den patriotischen Liedern, sondern auch sonst haben die Brüder in wahrhaft brüderlicher Weise sich der Musenkinder des Bruders angenommen, sie gefeilt, und nicht selten haben sie auf das alleinige Eigenthumsrecht zu Gunsten des Bruders verzichtet.“ Endlich die Dichtung „Friedrich. Ein Studentenleben“ bietet in ihrem 1883 erschienenen I. Theile („Geist und Herz“) einen frei gestalteten Ausschnitt eigener Lebensgeschichte, im ganzen epischer und lehrhafter Anlage, die einige lyrische Stücke und undramatische Dialoge leicht durchbrechen, in reimlosen Jamben und würdiger leidenschaftsloser Darstellung. Inhalt: eines Studenten Abschied vom Hause, Erlebnisse und Anfechtungen während des Studiums an der Berliner Universität, Heimkehr des kranken und zweifelnden, allmähliche Genesung des Herzens und Kopfes. 1892 hat als letzte Gabe Christian Kirchhoff's der gleichfalls in der Grundstimmung epische Band „Das Burschenfest“ diese Wiedergeburt des alten Studenten

fortgesetzt, innerlich wie äußerlich abgeklärt. Diese zweite dramatisch-lyrische Dichtung führt innerhalb einer Studentenausfahrt nebst -Kommers mit Humor die verschiedenen akademischen Individualitäten vor, wobei wichtige Zeitfragen verhandelt und verkehrte Richtungen verspottet werden. Die nicht überall auf den ersten Blick klare Darstellung ist gedankenreich und mit vielen schönen Liedern durchsetzt. Einen dritten Band der Gesammtverarbeitung seines Entwicklungsgangs durch Zweifel und Kämpfe zur befriedigten Annahme der Liebe als Lebensprincip hatte K. fast druckfertig bezw. weiteres entworfen, als der Tod fernerem Nachdenken den Abschluß gab.

Obwol dieser Dichter nichts weniger als ein Verskünstler ist und sein wollte, auch sich nirgends an metrische Experimente wagt, versucht er doch gelegentlich — man vergleiche z. B. „Der Krieger und sein Mädchen. Nr. 24: Die Schlacht" mehrfach — eine Verschlingung der Reime über die Strophenausgänge hinüber ungeachtet dazwischen liegenden Satzschlusses. Seine Abhandlung „Ueber einheitliche Gestaltung des Liedes durch den Reim" (Altona 1871) fordert nämlich, mittelst des Reims nicht bloß innerhalb derselben Strophe die Verse aufeinander zu beziehen, sondern erblickt in solcher Verknüpfung mehrerer oder gar aller Strophen unter einander höchste Kunst. Dies Verlangen, bei den mittelalterlichen Troubadours und Minnesängern öfters angewandt, beruht auch bei ihm gewiß auf musikalischen Gesichtspunkten. Solche dankt er wissenschaftlichem Forschen.

In der philologischen Fachwissenschaft hat Ch. K. nämlich eine lange Reihe eigenartiger Arbeiten auf Grund selbständiger Studien verfaßt. Sie erstrecken sich fast sämmtlich auf das hellenische classische Drama und zwar auf den antiken Theaterbau, die Orchestik, die Chor-Rhythmik. Auf die Schriften „Zur Theorie der griechisch-römischen Phonik" (1861), „Die Parodos der Antigone des Sophokles" (1862), „Ueber die Betonung des heroischen Hexameters" (1866) folgten 1870 die „Beiträge zu den Elementen der antiken Rhythmik und der Grammatik. 1. Ueber die Annahme von Bruchzeiten unter 1 in der antiken Rhythmik. 2. Ueber die Begriffe des Nomens und des Verbums", 1873 die erste Darlegung seiner neu gewonnenen Einsicht in Ziel und Sinn des altgriechischen Bühnenchors: „Die orchestische Eurhythmie der Griechen. 1. Grundzüge der Theorie. 2. Analyse der Praxis. 1: Die orchestischen Diagramme zu Euripides' Hippolyt. 2: Das erste Stasimon der Antigone des Sophokles. Mit einem orchestischen Diagramm und einer Erörterung des Begriffes Stasimon". Danach wandte er sich, in steter Verbindung mit diesen Untersuchungen, dem Bau des athenischen Bühnenhauses zu, um nach dessen, auf seinen Anlaß durch Koldewey genau festgestellten Maßen seine Hypothesen über die Tanzfiguren und strophische Gliederung beim Auftreten des Chors zu controlliren und zu festigen: „Vergleichung der Ueberreste vom Theater des Dionysos zu Athen aus dem 5. Jahrhundert vor Christi Geburt mit den Regeln des Vitruv für die Erbauung griechischer Theater und mit einer orchestischen Hypothese" (1882); „Neue Messungen der Ueberreste vom Theater des Dionysos zu Athen nebst einigen Bemerkungen" (1883); „Der Rhombus in der Orchestra des Dionysustheaters zu Athen. Mit einer dreifarbigen Steindrucktafel" (1885). Nach diesen kleineren Schriften sollte eine Gesammtdarstellung die langjährigen Studien zusammenfassen und die ganze selbsterarbeitete Theorie entwickeln, nach allen Seiten begründen und zwar an einer einzelnen Tragödie, Euripides' „Hippolytos", die Ausführung des Tanzes der Chöre, auch in Tafeln aufklären. Der Tod hemmte den letzten Abschluß dieses Werkes, und erst 1899 hat es Kirchhoff's Sohn Frdr. Aug. Theodor — anfangs Arzt, jetzt Director der Provinzialirrenanstalt zu Schleswig — heraus-

gegeben, unter dem Titel „Dramatische Orchestik der Hellenen. Mit zwei Tafeln", den ihm „ein dem Verf. freundlich gesinnter Mitforscher", auch sonst sein Beistand, angerathen. Hatte K. in den früheren gleichsam vorbereitenden Veröffentlichungen durch eine von der herrschenden Theorie durchaus abweichende Auffassung die Vereinigung der drei rhythmischen Elemente Metrum, Tanz, Musik, namentlich der beiden ersteren, exakt wieder hergestellt zu haben geglaubt, indem er aus Metrum und Aufbau der Chorgesänge die Bewegungen und Stellungen der Choreuten construirte, so war er überzeugt, ohne die künstlichen Modificationen des Verhältnisses von Länge und Kürze und ohne Textconjecturen nur nach den Angaben der alten Metriker die Tanzfiguren zu harmonischem Abschluß und auch bei Ungleichheit der Strophe und Antistrophe zu fertiger Schlußstellung zu bringen. Alle diese theoretischen Erörterungen und praktischen Analysen des orchestischen Baus nebst den damit eng zusammenhängenden eingehenden — schließlich gegenüber den neueren Behauptungen, z. B. Dörpfeld's, conservativ bleibenden — Untersuchungen über den Bau des altgriechischen Bühnenhauses, die 1882—85 hervorgetreten, hat K. nun in dem umfänglichen gelehrten Hauptwerke seines Nachlasses folgender Theorie dienstbar gemacht: die Schrittbewegungen der Choreuten kann man aus den melischen Theilen der Tragödie feststellen und danach die vollkommen symmetrische Einheit sämmtlicher Chöre einer Tragödie in einem alle umfassenden System orchestischer Bewegungen erweisen. In dem Buche, wie es gedruckt ist, stehen diese „Grundzüge der Theorie" zu zweit, die Nutzanwendung auf Euripides' genanntes Trauerspiel voran, an dritter Stelle die Erledigung der „Spielplatzfragen". Statt näherer Einzelheiten sei hier auf die scharfe Kritik des, auch formell nicht ganz ausgereiften, sehr inhaltreichen Compendiums verwiesen, die H. Gleditsch in der „Berliner philologischen Wochenschrift" Nr. 42 v. 21. Octbr. 1899 Sp. 1295—99 geliefert hat, freilich mehr über das Geleistete unterrichtend als dessen Werth gerecht und mit Rücksicht auf den Torso-Charakter abwägend.

Der anregende und geistvolle Lehrer, als der Christian K. auf mehrere Geschlechter von Gymnasiasten in der „deutschen" Stunde, bei Homer, Sophokles, Horaz, der Religion sowie in Unterredungen über religiöse, philosophische, ästhetische, nationale Fragen, auch im Privatgespräche gewirkt, tritt auch in den Schriftchen „Ueber die christliche Humanität. Rede bei der Introduction als Lehrer" (1859) und „Ueber Schiller's nationalen Charakter" (1859) — Säkularfestrede — hervor. Außerdem hat K. im Laufe der Jahre mancherlei Aufsätze und viele Gedichte in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht.

Im Vergleiche zu dem gesetzten Charakter Christian's, der freilich auch, schon jung vor dem 48er Sturme verheirathet, hübsch sittsam die Gymnasialcarrière durchlaufen, ist der jüngere, Theodor K., im bürgerlichen Leben stets mehr forscher Draufgänger, demgemäß in der Poesie Verfechter eines frischen, kecken Realismus gewesen. Leimbach's einsichtige Charakteristik sei hier wiederholt: „Er spricht sich aus wie er fühlt oder mehr noch wie er denkt; denn er sieht die Welt nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Praktikus an. So kommt es, daß ihn die Eigenart der neuen Welt bald abstößt und bald wieder anzieht, daß ihn die gesteigerte Pracht und Kraft der Natur im neuen Welttheile zur Poesie anregt, daß er die Culturfortschritte unserer Zeit, das Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen, bewundert und preist und bei aller Pietät gegen die Heimath und die Verwandten, besonders die Mutter, doch immer mehr in der Neuen Welt allein sich wohlfühlt. Der starke Wandertrieb, die durch die umfassenden Reisen und mancherlei Kämpfe mit

dem Schicksal erhöhte Lebensauffassung sprechen aus jeder Zeile der Theodor Kirchhoff'schen Poesie". Dieser Entwicklung seines Wesens entspricht sein Lebensgang. Am 8. Januar 1828 geboren, besuchte er die heimathliche Lateinschule, das Katharineum zu Lübeck, seit 1847 die Polytechnische Schule zu Hannover. Beim Ausbruch der Erhebung der Elbherzogthümer gegen Dänemark April 1848 trat er in Wasner's Freischarencorps, 1849 in das schleswig-holsteinische Heer und nahm als Lieutenant an allen Hauptgefechten theil, zugleich, ein zweiter Theodor Körner, mit dem er auch im Alter übereinstimmte, das Ringen um Unabhängigkeit mit theils aufmunternden, theils wehmüthigen Klängen seiner Leier begleitend. Als dies Streben seiner Landsleute vorläufig zu nichte geworden, wanderte der enttäuschte Jüngling April 1851 nach Nordamerika aus und hat dort in den Vereinigten Staaten, von kürzeren Fahrten nach und durch Europa abgesehen, sein ganzes übriges Leben zugebracht. Anfangs schlug er sich in St. Louis als Clavierspieler durch, wohnte dann auch in Davenport, blieb aber infolge ungezügelter Wanderlust nirgends lange seßhaft. In jugendlich unentschlossenem Optimismus versuchte er sich in den wechselndsten Berufen und hielt sich an verschiedenen Orten des wachsenden Staatengebildes als Postmeister, Buchhalter, Tapezierer oder gar als Wirth auf. Bis 1854 bereiste er als Photograph das Mississippithal von Minnesota bis Louisiana und verlor dann durch eine Feuersbrunst seine ganze Habe. Nun errichtete er mit einem Freunde zu Osyka im Staate Mississippi ein gutflorirendes Vergnügungslocal, endlich 1857 zu Clarksville in Nord-Texas ein rasch aufblühendes, recht einträgliches kaufmännisches Geschäft. Aber dessen Zusammenbruch durch den nordamerikanischen Bürgerkrieg veranlaßte Theodor K. 1862 über New Orleans, dessen Belagerung durch die Bundestruppen er beiwohnte, zur zeitweiligen Rückkehr nach Europa, zu neuem Wandern durch England, Schottland, die Schweiz, Oberitalien. Aber weder da fand er Ruhe und Glück noch konnte er in Deutschland heimisch werden beim Vater in Kiel oder beim Bruder im geliebten Schleswig-Holstein, das noch unter dänischem Joche schmachtete. Gerade unmittelbar ehe daselbst das Schwert zum letzten Entscheid ausholen sollte, im Frühjahr 1863, nachdem ihm im Verkehr mit dem Bruder Christian ein junger Trieb zum Dichten erwacht, kehrte K. nach seinem Adoptivvaterlande zurück, reiste von New York über Panama nach San Francisco und gründete im Städtchen The Dalles (Oregon) ein schön auskömmliches Geschäft; hier schrieb er seine ersten amerikanischen Skizzen für „Die Gartenlaube". 1865 reiste er durch Nicaragua, New York, Cuba nach New Orleans, ordnete im Süden frühere Geschäftsangelegenheiten, machte 1867 die beschwerliche „Stage"-Reise nach Idaho, die er so köstlich schildert, und verweilte dann abwechselnd in den Goldminen Idaho's und Oregon's, bis er, des Umherstreifens müde, 1869 in San Francisco festen Fuß faßte und mit seinem früheren Compagnon eine Goldwaaren- und Juwelen-Engroshandlung und eine mit optischen Instrumenten begründete. Als wohlhabender Mann zog er sich 1886 nur auf seine litterarischen Neigungen zurück.

Zahlreiche Aufsätze und Gedichte Th. Kirchhoff's brachten die illustrirten Prachtwerke „Nord-Amerika" von E. v. Hesse-Wartegg, „Von Wunderland zu Wunderland" von Rud. Cronau, ferner Rob. v. Schlagintweit's „Pacific-Eisenbahn und Californien", „Heimathgrüße aus Amerika" und „Dornrosen", beide hrsg. 1870/71 bei E. Steiger (New York), „Die Doppel-Eiche" (Anthologie schleswig-holsteinischer Dichter), „Erinnerungsblätter aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen" u. a. Seit 1865 steuerte er viele Skizzen und längere Artikel culturhistorischen, reisebeschreibenden u. ä. Inhalts bei zu „Gartenlaube",

„Ausland“, „Daheim“, „Deutsche Blätter“, „Das Neue Blatt“, „Europa“, „Globus“, „Gegenwart“, „Deutsch-amerikanische Monatshefte“, „New Yorker belletristisches Journal“ (Udo Brachvogel's), „Der deutsche Pionier“ (Gust. Brühl's; 1869—71), „Deutsch-amerikanisches Magazin“ (Cincinnati), und für californische Blätter. Eine Reihe dieser Beiträge ging dann umgearbeitet in seine, noch zu nennenden Skizzen-Bücher über, gar manche wurden ins Englische, Französische, Schwedische übersetzt; so enthielt eine Sondernummer von „Le Tour du Monde“ (Paris), zugleich mit dem deutschen Text im „Globus“, eine Beschreibung des Yosemite-Thals in Californien französisch, reich illustrirt. Deutsch-amerikanische Blätter haben viele einzelne Gedichte Kirchhoff's gebracht. Auch lieferte er eine beträchtliche Anzahl Lieder für Singspiele und humoristische Unterhaltungen, so „Narrenlieder für den deutschen Verein in San Francisco“ (1883). Im J. 1870 hat er gleich seinem Altonaer Bruder in den dichten Chor der Sänger mit eingestimmt, der Alldeutschlands Kampf und Sieg mit eigenen Tönen begleitete: laut rühmte da der deutsche Californier die Erfolge der deutschen Waffen in Frankreich vor den Deutschen jenseit des Weltmeeres und den Fremden. Damals ließ es ihn nicht daheim, sondern er durchwanderte den noch wenig civilisirten Süden der Vereinigten Staaten; später zwischendurch wiederum Texas 1876. 1883 bereiste er Deutschland, dessen neuerstandene Größe er nun begrüßte, und Italien, 1889/90 nochmals halb Europa, besonders Deutschland, England, Italien, und weilte im Winter 1888/89 auf den Sandwich-Inseln. Am 2. März 1899 ist der wandermüde Mann nach kurzem Krankenlager in San Francisco entschlafen, in ungetrübtem Schaffen.

Als der Tod dem Rastlosen die Feder aus der Hand nahm, hatte er die Correctur des Buches, das die letzte seiner litterarischen Veröffentlichungen sein sollte, größtentheils vollendet, der köstlichen Skizzen „Allerhand Heiteres aus Californien“ (2., unveränderte Ausgabe 1900), die nach 18 sauberen Momentphotographien vom Alltag des Ex-Goldlandes bezeichnend „Sechs anmuthige Weinlieder“, mit dem Lobe des Johannisbergers beginnend, abschließen. Die erste Serie dazu sind die „Californischen Culturbilder“ (1886), ein starker Band fesselnder völkerpsychologischer Eindrücke bunten Gewandes. Dieses Feld der Schriftstellerei hatte Theodor K. schon 1875/76 mit den zwei Bänden „Reisebilder und Skizzen aus Amerika“ eröffnet, deren amüsante Plaudereien reichen Anklang fanden, so daß der erste längst vergriffen ist. Die offene Neigung, die der leicht warm werdende Schriftsteller den nordamerikanischen Zuständen entgegengebracht hat, wird hier schon durch seine Laune und die weltmännische Umschau des vielgereisten Vergleichsberechtigten paralysirt. „Eine Reise nach Hawaii“ schilderte 1890 ein flottes Buch des schon Angejahrten, mit einer genauen Karte der eben damals mehr in den Vordergrund des politischen Interesses tretenden Sandwichinseln und einem Bilde des letzten Königs Kalakaua; in der zum guten Theile deutsch geschriebenen Litteratur über das Allgemeine dieses Archipels nimmt es eine Ehrenstelle ein.

Nun hat Theodor K. sich zwar über ähnliche Stoffe und Probleme außerdem in deutschen Zeitschriften vielfach verbreitet, und alle diese Schilderungen seiner weiten, mit offenen Augen unternommenen Fahrten verrathen ja den tüchtigen Darsteller, Frische und Anschaulichkeit. Auch hat er gerade auf diesem Gebiete viel Eindruck erzielt und noch manch unausgeführten Entwurf hinterlassen. Zudem konnte er sich eben hiermit wie durch ähnliches segensreiches Wirken ein höchst anerkennenswerthes Verdienst um Festigung des Deutschthums und ernstgemeinten deutschen Schriftthums in den Landen zwischen dem Atlantic und dem Pacific erwerben, wie er denn auch im Leben und Tode

bei den deutschen Sprachgenossen drüben nach Gebühr Dank geerntet hat, er, dessen selbständige Bücher sämmtlich im alten Vaterlande erschienen. Daß er jedoch unter den deutsch-amerikanischen Dichtern „eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle" (so schrieb Leimbach schon 1889) eingenommen, erheischt einen stärkeren Nachdruck auf seine poetischen Spenden zu legen. Das Wesentliche seines dichterischen Charakters und Stils haben wir schon neben seinem älteren Bruder kennen gelernt. Ihm, Theodor, den die dänische Restauration nach dem Begeisterungstaumel von 1848/49 und der Verzweiflung von 1850 schärfer am Kragen gepackt hätte, wenn er nicht selber den Platz geräumt, eignet ein energischerer Zug auch in der Muse. Er malt in jenen Kriegsliedern, dann besonders in den Schweizer und amerikanischen Naturbildern, wie sie der zweite Theil der „Adelpha"-Sammlung vorführen, mit kühnerem Griffel, ohne Scheu ins volle Leben hineingreifend. So bewegt sich auch seine dichterische Fernsicht in viel weiterem Rund als die des behaglicher schaffenden, um nicht zu sagen behäbigeren Christian. Theodor's prächtige, doch niemals schwülstige Naturbilder packen durch ihre Bodenständigkeit und belegen seine angeborene, nicht angelernte Kraft der Phantasie, namentlich im Reichthum der eigenthümlichen Vergleiche. All dies schon in den „Adelpha"-Stücken. Die allein herausgebrachten „Balladen und Neuen Gedichte", 1883 mit dem unlogischen Titel, zumal Kirchhoff's episch-lyrische Erzeugnisse gar keine Balladen sind — Ernst v. Wildenbruch's „Dichtungen und Balladen" um ein Jahr voran — bekundeten die mannichfaltigen Seiten seines Dichtens nach langen Jahren noch gesteigert. Es wimmelt da von neuen, im Westen eroberten Gegenständen seiner Muse, es mischt sich deutsch-gemüthvolle, nicht selten echt lustige Anschauung mit amerikanischem Kraftbewußtsein, und die Kunst zu schildern erreichte vielfach geradezu Vollkommenheit. Ueberall aber reißt in das Schaffen dieses subjectiven Dichters ein innerer Zwiespalt eine tiefe Kluft, derselbe Zwiespalt, der sein Dasein überhaupt nie ganz anwurzeln ließ: man sieht das am besten, wenn man aus der Sammlung von 1883, S. 87 „California" und S. 214 „In der alten Heimath", beide tief empfundene Dichtungen, in Parallele setzt, wie es Leimbach geschickt gethan. So entläßt auch seine letzte poetische Leistung nicht voll befriedigt trotz aller Schönheit der Gedanken und der Form: „Hermann. Ein Auswandererleben. Episch-lyrische Dichtung" in zwölf Gesängen (1898), ein bewußt unepischer Versuch, die eigenen Lebenserfahrungen und Stimmungen geschlossener festzubannen und zu gestalten, ein höchst bemerklicher eigenartiger Versuch auf einer in jüngster Vergangenheit fast brachen Trift deutscher Poesie. Jene angeführten Weinlieder am Schlusse seines Schwanengesangs, anmuthige Verse neben flüssiger Prosa, zeigen noch einmal den frohsinnigen Dichter, wie er dem gewandten Culturschilderer die Hand reicht, und diese beiden machen uns seine Schriften ebenso sympathisch wie den braven Menschen und ehrlich sich hingebenden Deutschen. Als solchen hat Theodor K. auch sein Lebtag mit Ehren seinen Mann gestellt.

Will man die volle Echtheit der poetischen Erzeugnisse Th. Kirchhoff's ermessen, so halte man sich auch das Urtheil eines langjährigen Beobachters vor, seines Freundes und Altersgenossen, des deutsch-amerikanischen Arztes Dr. Gustav Brühl („Kara Giorg") in Cincinnati, in der „Deutsch-amerikanischen Dichtung" (s. u.). Er nennt sie „Perlen, am Strande der pacifischen Küste aufgelesen, Goldkörner im Sande der Cordillerenbäche gesammelt, Südfrüchte von den Blüthenbäumen der Tropen gepflückt. Sie verrathen eine scharfe Beobachtungsgabe, die auch im Detail spannend bleibt und für die Eindrücke der überwältigend großartigen Natur, wie die Neue Welt sie bietet,

die frische, lebendige Darstellung und farbenprächtige Form findet. Herrlich sind in dieser Beziehung die Mississippi-Panoramen und ‚Der Mantel des Mount Davison‘. In manchen Liedern, wie in ‚Verloren‘, ‚M. A.‘, ‚Meinem Vater‘, verräth sich ein tief empfindendes Gemüth — ein Gemüth, das den herben Schmerz um die verlorenen Geliebten in wehmüthigen Accorden aushaucht, während in anderen ein köstlicher Humor sprudelt. In den Gedichten der früheren Zeit findet sich nur selten ein epischer Anklang; in seinen neueren jedoch hat er sich der Bearbeitung von Balladen und Sagen mit größtem Erfolge zugewandt, wie z. B. im ‚Felsbild im Yosemitethale‘, ‚Heldin von Husum‘, ‚Gräber am Donnersee‘ u. a. G. A. Zimmermann's breit angelegtes Handbuch (s. u.) rechnet Th. K. nebst E. A. Zündt (s. A. D. B. XLV, 486) als Dichter „denen wir Vieles vom Besten verdanken, das die deutsch-amerikanische Lyrik überhaupt aufzuweisen hat“.

Am ausführlichsten und gründlichsten unterrichtet bisher über beide Brüder K. L. Leimbach, Die dtschn. Dichter der Neuzeit u. Gegenwart IV (1889), S. 442—45, Proben S. 445/65, mit guter Bibliographie, der jedoch all die Cultur- und Reisebilder Theodor's nur in der Bibliographie berücksichtigt; Leimbach stützt sich mit auf Frz. Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jhrhs.[5] I, 286 f. u. 549. Dann auf Niedersächs. Dichterbuch, hrsg. (1889) von Rud. Eckardt usw. (s. auch dessen Lexik. d. niedersächs. Schriftsteller, 1891, S. 103). Ausführlich Ed. Alberti, Lex. der Schlesw.-Holst. Schriftsteller v. 1866—82 I, S. 380—84. Ueber Th. K.: Der Dichter vom goldnen Thore (d. i. Th. K.) von Kara Giorg (s. o.), Deutsch-Amerikanische Dichtung, hrsg. von Konr. Nies u. Hrm. Rosenthal, New-York, 2. Jhrg., H. 1, 15. April 1889; vgl. auch G. A. Zimmermann, Deutsch in Amerika I (1892), S. 112 f. (Bildniß) u. XXXIX (Biographie u. Charakteristik nach Gust. Brühl), S. 113—120 (episch-lyrische Proben). — Lebensabriß Theodor's, mit Erwähnung Christian's, Meyer's Convers.-Lex.[5] X, 167 (ebd. XIX, 558, falsch 10. März als Todesdatum). — Nachrufe auf Theodor auch: von O. v. L(eixner) i. d. Dtsch. Roman-Ztg. 1900, Nr. 35, S. 647, Das litterar. Echo I, S. 863; von W. Wolkenhauer i. Biograph. Jhrb. u. Dtsch. Nekrolog IV, 237 (ohne jede Kenntniß des Dichters, genau wie seine Quelle Geograph. Jhrbch. XXII, 445!), sowie viele dankbare warme Nachrufe in der deutschen — europäischen wie amerikanischen — Presse (s. Vornotiz vor „Allerhand Heiteres“). — Ueber Christian hat sein Amtsgenosse E. Schlee zu Altona im Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Alterthumswissenschaft 1896, S. 45—48 einen genauen authentischen Nekrolog (mit Biographie) gegeben, wohl den einzigen, der Ch. Kirchhoff's philologische Arbeiten erwähnt und bespricht.

Ludwig Fränkel.

Kirchhoff: Gustav Robert K., geboren am 12. März 1824 zu Königsberg in Ostpreußen. Sein Vater war Justizrath daselbst. Er besuchte mit zwei älteren Brüdern das Kneiphöf'sche Gymnasium seiner Vaterstadt, bestand mit 18 Jahren das Abiturientenexamen und bezog zunächst die Heimathsuniversität, wo er u. a. die Vorlesungen des Physikers Franz Neumann und des Mathematikers Richelot hörte. Des letzteren Tochter Clara wurde 1857 seine erste Frau. In Neumann's mathematischem Seminar fertigte K. mit 21 Jahren seine erste Arbeit über den Durchgang der Elektricität durch Platten. Mit 23 Jahren promovirte er und erhielt ein damals selten gewährtes Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris, die er jedoch der politischen Unruhen wegen nicht ausführen konnte. 1848 habilitirte er sich in Berlin; von dort wurde er 1850 als außerordentlicher Professor nach Breslau

berufen. 1851 kam Bunsen von Marburg nach Breslau und beide Männer verband bald eine innige fürs Leben währende Freundschaft; 1852 verließ Bunsen zwar Breslau wieder, um nach Heidelberg überzusiedeln; 1854 aber folgte ihm K. dorthin an Jolly's Stelle. Später traten diesem Kreise noch Helmholtz und Königsberger bei. 1869 starb Kirchhoff's erste Frau; der Ehe waren zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen. Im J. 1868 hatte er sich ein Bein übertreten, welch scheinbar kleiner Unfall ihm ein hartnäckiges Fußleiden zuzog und ihn lange Zeit an die Krücke, ja in den Rollstuhl zwang. Weihnachten 1872 verheirathete sich K. zum zweiten Male mit Frl. Luise Brömmel aus Goslar, welche zur Zeit die Oberaufsicht in der Augenklinik Professor Becker's in Heidelberg führte. In Heidelberg war K. Lehrer der theoretischen und Experimentalphysik. Zunehmende Kränklichkeit verleidete ihm indeß die letztere Thätigkeit mehr und mehr, sodaß er schließlich im J. 1875, nachdem er zwei andere Berufungen ausgeschlagen hatte, als Professor der theoretischen Physik nach Berlin übersiedelte. Die Wahl zum Rector mußte er 1884 wegen Kränklichkeit ablehnen; nachdem er eine kurze Zeit auf Anrathen der Aerzte auch seine Vorlesungen unterbrochen hatte, nahm er diese im Wintersemester 1885/86 unter Aufbietung aller seiner Kräfte noch einmal auf — es war zum letzten Male. Den Sommer darauf brachte er in Baden, den nächsten in Wernigerode zu. Nach Berlin zurückgekehrt wurde er bald zu wiederholten Malen von Fieberanfällen gepeinigt. Seine Frau, welche mehrere Nächte an seinem Bette wachend zugebracht hatte, ruhte am 17. October 1887 Morgens kurze Zeit aus; als sie erwachte, war K. sanft und friedlich entschlafen. Nach dem Ausspruche der Aerzte hatte ein schweres, glücklicher Weise schmerzloses Gehirnleiden seinem Leben ein Ende gemacht.

Höchste wissenschaftliche Begabung und Bethätigung ist nicht nothwendig mit Lust am Lehren verbunden. Bei K. war dem aber so. Er übte eine große Anziehungskraft auf seine Schüler aus durch seinen ruhigen, klaren, sorgsam durchdachten Vortrag, in dem kein Wort zu viel, keins zu wenig war; er bot daher in kurzer Zeit ungewöhnlich Vieles und Reichhaltiges. Er lebte äußerst zurückgezogen, ohne indeß heitere, ungezwungene Geselligkeit zu mißachten. Gerühmt wird an ihm auch seine Aufopferungsfähigkeit für Freunde, sowie seine große Bescheidenheit nicht zum mindesten in wissenschaftlichen Dingen.

Kirchhoff's erste Arbeiten weisen fast ausschließlich eine mathematische Behandlung physikalischer Fragen auf. Sie umfassen alle Theile der Physik, die Mechanik, Elasticität, Wärmelehre, Elektricität, Optik; auf dem Gebiete der Elektricität ist da besonders hervorzuheben das nach ihm benannte Gesetz über die Stromverzweigung. Alles aber übertrifft seine 1859 erschienene Abhandlung über die Fraunhoferschen Linien und sein 1860 ausgesprochenes Fundamentalgesetz über die Emission und Absorption: „Das Verhältniß zwischen dem Emissionsvermögen und dem Absorptionsvermögen einer und derselben Strahlengattung ist für alle Körper bei derselben Temperatur dasselbe“. Dieses Gesetz lehrte die Beziehung zwischen den dunkelen Linien im Sonnenspectrum und den glänzenden Farbenlinien im Flammenspectrum der tellurischen Elemente und damit die chemische Zusammensetzung der Gestirne unzweifelhaft erkennen, und eben diese letztere praktische Ausbeute ist es, die Kirchhoff's Namen so populär gemacht hat, wie zu unserer Zeit etwa den Röntgen's aus einem ähnlichen Grunde. Mit Hülfe der Spectralanalyse wurden aber auch eine Menge neuer Metalle entdeckt; durch sie ist auch der Chemie ein Forschungsmittel an die Hand gegeben, von dessen Empfindlichkeit die Bemerkung eine Vorstellung geben mag, daß nach Roscoe noch der dreimillionste

Theil eines Milligramms Kochsalz mit Sicherheit spectral nachgewiesen werden kann. Endlich zog nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Praxis und Technik ihre Vortheile aus der Entdeckung. Die spectroscopische Methode lehrt die Gegenwart von Kohlenoxydgas im Blute erkennen; damit der moderne Gußstahlproceß gelinge, darf der Luftstrom nicht über das Entkohlungsstadium hinaus in dem flüssigen Metalle aufsteigen; ein Blick durch das Spectroscop in den Flammenkegel des Convertors lehrt den richtigen Zeitpunkt mit zweifelloser Sicherheit feststellen.

Seine „Vorlesungen über mathematische Physik“ hat er selbst nicht mehr herausgeben können. Nur der erste Theil „Die Mechanik“ ist noch von ihm selbst in drei Auflagen besorgt; nach seinem Tode sind alle Theile von Anderen bearbeitet erschienen. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Abhandlungen findet sich in Poggendorff's Biographisch-litterarischem Handwörterbuch.

Gustav Robert Kirchhoff. Festrede z. Feier des 301. Gründungstages der Karl-Franzens-Universität zu Graz gehalten am 15. November 1887 von Dr. Ludwig Boltzmann, z. Z. Rector. Leipzig 1888. — Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft. 20. Jahrg. 1887. Nekrolog vom Präsidenten A. W. Hofmann in der Sitzung vom 24. October 1887. — Vgl. auch Chronik der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin für das Rechnungsjahr 1887/88. (Hier steht als Todestag der 16. October!) — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch. — Konversationslexikon von Meyer und Brockhaus. K. Knott.

Kirchmann: Julius Hermann von K. wurde zu Schafftädt bei Merseburg am 5. November 1802 als drittes Kind des kursächsischen Officiers — späteren preußischen Majors — Eberhard August v. K. geboren, absolvirte mit Auszeichnung das Gymnasium zu Merseburg, studirte in Leipzig und Halle die Rechte, arbeitete im Vorbereitungsdienst bei verschiedenen Justizbehörden der Provinz Sachsen „zur besonderen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten“, wurde am 12. Januar 1829 Assessor und am 1. December 1833 Criminalrichter in Halle. Am 31. März 1834 vermählte er sich mit der schönen und geistreichen, von den litterarischen und künstlerischen Berühmtheiten der Zeit hochgeschätzten Henriette Butte, der Tochter des interessanten und vielseitigen, aber höchst verworrenen Statistikers und Schellingianischen Philosophen Wilhelm Butte (s. d.), der Ehe entsprossen die beiden Töchter Luise (später Gattin des Musikschriftstellers und Componisten Hartmann) und Anna. K. wurde 1835 Land- und Stadtgerichtsdirector und Kreisjustizrath in Querfurt, 1839 Landgerichtsdirector und Kreisjustizrath in Torgau. 1844 erhielt er den Rothen Adlerorden in Anerkennung hervorragender dienstlicher Leistungen, er hat u. a. für den größten Theil der Provinz Sachsen die Anlage des Grundbuchs bewirkt. Als 1846 in Preußen die Reformen des Strafprocesses sich vollzogen, wurde er als Staatsanwalt (das wäre heut: Erster Staatsanwalt) an das Criminalgericht zu Berlin berufen, um in der Hauptstadt das neue Verfahren einzuführen. Obwol er hierin eine immense Tagesarbeit zu bewältigen hatte, ließ er sich doch zugleich häufig in der juristischen Gesellschaft mit theoretischen Vorträgen über interessantere Partien des Gegenstandes vernehmen, gab auch 1847 eine tüchtige kleine Erläuterung zum Preußischen Civilproceßgesetz vom 21. Juli 1846 heraus. 1847 hielt er auch den Vortrag, durch den zuerst sein Name weiteren Kreisen bekannt wurde: „Ueber die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“. Er zeigte darin, wie die Idee des Rechts mit der der Wissenschaft in ewigem Widerspruche liegt, wie durch die Verkoppelung des ungleichen Paars Wissenschaft und Recht zur Rechtswissenschaft beide erniedrigt, gelähmt und entwürdigt

werden, und knüpfte die Forderung daran, sowol die Rechtswissenschaft selbst wie den aus ihr hervorgehenden complicirten gesetzgeberischen Apparat als auch endlich die zunftmäßige Organisation in der Rechtsprechung und Rechtslehre abzuschaffen, an ihre Stelle Selbstrechtsprechung des Volks nach wenigen ganz einfachen Grundgesetzen treten zu lassen. Den culturhistorischen Irrthum, der in dieser Darlegung sich breit macht, hat Rudorff mit harten Worten angegriffen („Kritik der Schrift des Staatsanwalts v. Kirchmann über die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft von einem Lehrer dieser Wissenschaft“), Stahl in vornehmer, treffender und höchst belehrender Weise widerlegt („Rechtswissenschaft oder Volksbewußtsein? Eine Beleuchtung des von Herrn Staatsanwalt v. Kirchmann gehaltenen Vortrags“ 2c.). Den großen Werth, der der Abhandlung trotz allem innewohnt, hat man jedoch fortgesetzt verkannt und deshalb sie immer nur als eine rechtsphilosophische Monstrosität citirt. In Wahrheit sollte man die unmöglichen, unhistorischen Vorschläge zur praktischen Gestaltung des Rechtswesens in der Betrachtung ausscheiden, sie stellen eine Uebereilung dar, gezeitigt von einer gewissen revolutionären Nervosität im Vorstadium der Ereignisse von 1848, überdies hat K. sie sehr bald preisgegeben. Der Werth liegt in den aufrichtigen, warmherzigen Bekenntnissen und charakterologischen Analysen über das subjective Verhältniß der Rechtnehmenden sowol als auch besonders der Juristen zur Rechtswissenschaft. Die Inferiorität, die die Jurisprudenz, rein als Wissenschaft betrachtet, anderen Wissenschaften gegenüber nicht verleugnen kann, das nie ganz vermeidliche Ueberwuchern des Subaltern-Formalen über das Sachlich-Organische, das Naturgesetzliche und Absolut-Nothwendige, das nicht zu umgehende, ja häufige Spintisiren über bloße Ungenauigkeiten im Gesetz, die specifisch wissenschaftlich angelegten Geistern die berufsmäßige Beschäftigung mit Jurisprudenz unleidlich machen, die Jurisprudenz zu einer Wissenschaft des Unsinns und der Plage stempeln, während alle anderen Wissenschaften der Vernunft und der Wohlthat sind — sie hat er mit großer psychologischer Feinheit aufgezeigt, mit einer Beredsamkeit, die ins Innere drang, weil sie aus Innerem kam und jenen ursprünglichen Zwiespalt erweckte, der in der Seele gerade der edleren unter den Juristen von der Reflexion nie ganz und gar zum Schlummern gebracht wird. „Die Juristen: Würmer, die nur im faulen Holze wühlen“; „ein Federstrich des Gesetzgebers und Bibliotheken werden Makulatur“ sowie noch anderes mehr sind geflügelte Worte geworden. Kirchmann's Standpunkt ist einseitig, er hat kein Verständniß dafür, daß die nichtwissenschaftlichen Elemente in der Jurisprudenz nicht lediglich zu den unterwissenschaftlichen gehören, sondern zu einem recht erheblichen Theil auch überwissenschaftliche sind, wie in allen subjectivirenden, interpretativen Wissenschaften. Deshalb hat K., der wie viele Moderne die antiquirte Ueberspannung der scientifischen Form und zünftlerischen Organisation übel empfand — ähnlich wie man sie ja auch in der Religion abzustreifen strebt —, ein schlecht angebrachtes retournons à la nature! statt eines erleuchtenden excelsior! gerufen, hat den reactionären Rückgang auf Urformen anstatt des Fortschritts in der Cultur überwissenschaftlicher Elemente empfohlen. Dessenungeachtet bleibt der Werth der Leistung bestehen; an ihr wie an der Persönlichkeit Kirchmann's überhaupt wird vertiefte Betrachtung der Ethik des juristischen Berufs, werden die theils für diese benöthigten, theils ihrer selbst halber werthvollen charakterologischen und ethologischen Forschungen über Juristen und Juristerei nicht vorbeigehen können. Aber zu diesen Dingen legt man eben jetzt gerade die allerersten Fundamente; K. hatte das Unglück, mit der Anregung, die zur Blüthezeit der historischen Schule noch durchaus unzeitgemäß war, zu früh zu kommen. Wenn

es im übrigen an Documenten zum Verhalten der Subjectivität gegenüber der Jurisprudenz nicht fehlt, so rühren alle, die in gleichem Sinne wie das Kirchmann'sche antijuristisch auftreten, von Leuten her, die sich nach mehr oder minder oberflächlicher Berührung vom juristischen Beruf haben losmachen können und neben Mangel an Interesse auch Mangel an Fähigkeit hatten, bei denen die Abneigung überdies hauptsächlich durch romantisch-genialische Geistesart hervorgerufen war — zu diesen zählt auch der mit K. oft verglichene, ihm so ganz unähnliche L. Knapp (Rechtsphilosophie 1857) — während bei K., wie schon angedeutet, eine objectiv-naturwissenschaftliche, sachlich-positivistische Anlage die Ursache war. Daß seine Expectoration die eines eminent befähigten, erfolgreichen, zu großer Stellung emporgestiegenen, größerer Carrière gewärtigen Juristen ist, macht sie aufs höchste schätzenswerth.

Die Märzrevolution rief K. in die Preußische Nationalversammlung als Abgeordneten für Berlin I, seine dienstliche Beschäftigung, die sich selbstverständlich mit dem Ausbruch der Unruhen um ein vielfaches gehäuft hatte, ließ ihn aber nicht zu bedeutenderer politischer Bethätigung gelangen, gar bald zeigte sich auch die natürliche Incompatibilität der Function eines Vertreters der Anklagebehörde und eines Abgeordneten. Im Fall des Abgeordneten Buhr, bezüglich dessen K. die Ermächtigung zur Strafverfolgung wegen Betheiligung am Zeughaussturm beantragte, trat noch keine Störung zu Tage; anders in der Sache des jugendlichen Agitators Schlöffel, eines relegirten Studenten, dem eine feurig-unbekümmerte Beredsamkeit Einfluß über die Arbeiterschaft verliehen hatte, und der am Gründonnerstag 1848 die Straßendemonstration gegen das Ministerium Camphausen leitete. K., selbst demokratischer, aber nicht republikanischer Gesinnung, hielt es für seine Pflicht, in der Hauptverhandlung des dieserhalb gegen Schlöffel angestrengten Strafprocesses die Anklage in Person zu vertreten; im Hinblick auf das jugendliche Alter des Delinquenten, in Sorge, daß nicht durch Strenge Märtyrer gemacht werden möchten, beantragte er eine verhältnißmäßig geringe Strafe, erbitterte hierdurch aber sowol die demokratische Partei, in deren Versammlungen seine sofortige Absetzung empfohlen und selbst mit Lynchung gedroht wurde, als auch seinen Minister; dieser verschaffte ihm sogleich eine Strafbeförderung als Vicepräsident an das Oberlandesgericht zu Ratibor. K. verlor damit sein Mandat und fiel bei der Nachwahl in Berlin I natürlich durch, wurde aber nach wenigen Wochen in Tilsit-Niederung wiedergewählt, so daß er die Stellung in Ratibor inzwischen noch gar nicht angetreten hatte. Wie zuvor wählte er seinen Sitz in dem von seinem Freunde Rodbertus geleiteten linken Centrum und war Referent über den Steuerverweigerungsbeschluß in der letzten Sitzung, die die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung in Berlin hielt. Er gab damals seine Ersparnisse hin, um den minder bemittelten Parteifreunden das weitere Leben in Berlin zu ermöglichen. K. gehörte auch der Deputation an, die unter Führung Jacoby's den König zur Entlassung des Ministeriums Manteuffel zu bewegen suchte. Diese Haltung führte ihn zum vollständigen Bruch mit seinen Verwandten und stellte ihn in den heftigsten Gegensatz zu der Mehrheit seiner Collegen, der sich zur Unleidlichkeit verschärfte, als der Unterstaatssecretär Bassermann es „zum Heil der Nation" für nöthig fand, angebliche Aeußerungen Kirchmann's in der „Kreuzzeitung" publik zu machen: wenn es nicht gelänge, das Ministerium zu verdrängen und den Scheinconstitutionalismus, der von Anfang an das preußische Volk um die Segnungen einer wahren Verfassung betrogen habe, zu besiegen, so sei es schon besser, eine Periode des rothen Terror durchzumachen; er persönlich wünsche das nach Kräften zu hindern, glaube es aber auch nur zu können, wenn

Wrangel und die Minister verhaftet, Waldeck und Jakoby mit der Cabinettsbildung betraut, die Garde aufgelöst, sämmtliche Truppen von Berlin zurückgezogen, die Prinzen vorläufig ins Ausland entfernt, der König aber zur Rückkehr nach Berlin bezw. Charlottenburg und zur Unterzeichnung eines Reverses bewogen würde des Inhalts, daß er sich in politischen Dingen von unverantwortlichen Elementen nicht fürder werde berathen lassen. Dies Gespräch war privatim am Krankenbette eines gemeinsamen Freundes geführt worden, K. dementirte im Staatsanzeiger die gravirenden Punkte, Bassermann hielt demgegenüber seine Version aufrecht. Das hatte einerseits die größte Erbitterung aller Regierungs- und Hofkreise zur Folge, insbesondere der Prinz von Preußen hat K. noch nach 30 Jahren als Kaiser seine Ungnade deutlichst zu erkennen gegeben. Andererseits brachen die Mitglieder des Oberlandesgerichts zu Ratibor die collegialen Beziehungen zu ihm vollständig ab, erbaten auch beim Minister Kirchmann's Versetzung, die nicht gewährt wurde. K. lebte in Ratibor von Officieren und Beamten absolut gemieden, die eigenen Untergebenen grüßten ihn nicht. Er entschädigte sich theils durch den Verkehr mit anderen Kreisen der Bevölkerung, in der er höchst beliebt war, insbesondere auch mit einigen feingebildeten und freigesinnten Vertretern der katholischen Geistlichkeit, theils durch reichliche Beschäftigung mit der Musik, die er sehr liebte und deren beste Erzeugnisse er auf dem Flügel meisterhaft zu interpretiren verstand. Ueberdies nahm er als Abgeordneter zur zweiten Kammer im J. 1849 auch die politische Thätigkeit wieder auf, diesmal im großen Stile. Er war seiner objectiven, nüchternen und klaren Art gemäß durchaus Realpolitiker, er hat damals den Feind preußischer Entwicklung, den Scheinconstitutionalismus mit den Mitteln zu bekämpfen gesucht, die nach dem Zeugniß der heutigen Geschichtswissenschaft dem Liberalismus die Macht gesichert hätten, er lehnte sich immer und immer wieder auf gegen den Doctrinarismus und die phrasenhafte Ideologie der fortschrittlichen Mehrheit, er entwickelte dabei vornehmlich ein juristisches Können, wie es in Parlamenten noch selten erhört war; die treffenden Beispiele und praktischen Vorschläge flossen unerschöpft von seinem Munde, er ward nicht müde zu wiederholen, daß das Land nicht hohe Worte sondern Beseitigung der Breschen in seinem erschütterten Rechtszustand nöthig habe — blieb aber damit allein; er war auch hier unzeitgemäß, solche juristische Prosa war der Zeit, die wie keine andere in Deutschland an der belle phrase sich zu berauschen liebte, einfach langweilig. Deshalb kam K. auch nicht wie etwa Waldeck u. a. mit seiner Redeform zu großer Wirkung, da er diese dem Stoff anpaßte. Das Pathos der volltönenden Periode, den Pomp der großen Rede, deren er sich im Vortrag über die Werthlosigkeit der Jurisprudenz so erfolgreich bedient, hatte er hinter sich gelassen; er fand sie antiquirt; freiere Formen, modernere Formen, muß gleich den anderen Künsten die Redekunst sich suchen: so setzte ers später auch theoretisch auseinander (Aesthetik II, 1867; Ueber parlamentarische Debatten 1876), das Gerede von der Inferiorität der heutigen Parlamentsrhetorik sei verfehlt, man müsse sich sagen, daß auch hier die künstlerischen Ideale evolutiv, entfesselungsweise sich ändern. K. ist so neben Bismarck der Schöpfer und bisher allein der Aesthetiker der realpolitischen Rede.

Als bei der Neubildung der Revisionskammern die Demokratie die Parole der Wahlenthaltung ausgab, suchte K. wenigstens schriftstellerisch für ihre Gedanken weiter zu wirken; er glaubte jetzt mit Früchten seiner sehr sorgfältig und eingehend zwei Jahrzehnte lang betriebenen volkswirthschaftlichen Studien an die Oeffentlichkeit treten zu können. In den „Demokratischen Blättern“ (April—Juli 1849) erschienen zwei Streitschriften wider Rodbertus: 1. „Die Grundrente in ihrer

Beziehung zur socialen Frage" (diese auch als selbständige Brochure); 2. „Die Tauschgesellschaft". Letztere ist verloren, der Inhalt kann nur nach Rodbertus' Erwiderung in dessen 2. socialem Brief festgestellt werden. In der „Grundrente" behandelt er das Grundrentenproblem in engem Anschluß an Ricardo und Malthus, zu praktischen Vorschlägen gelangen beide kaum, sie sind mehr dogmenkritisch, bekämpfen hergebrachte und mitgeschleppte Irrthümer in den Grundlehren: die „Grundrente" geht dem Satz zu Leibe, daß mit einer „gerechten Vertheilung der Producte" die sociale Frage zu lösen sei und die Tauschgesellschaft die Lobpreisung der „productiven Consumtion". Die Schriften sind eigenartig, aber nicht bedeutend; trotz seiner außerordentlichen theoretischen Bildung, seiner allumfassenden Litteraturkenntniß war K. auf wirthschaftlichem Gebiet einseitig praktisch beanlagt, der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegt in seiner Betheiligung an den wirthschaftspolitischen Arbeiten des preußischen Abgeordnetenhauses, des Zollparlaments, des norddeutschen und deutschen Reichstags in den Jahren 1862—1872, hier hat er, insbesondere auf verkehrspolitischem Gebiet, eminentes geleistet.

Bereits im J. 1850 verschlimmerten sich Kirchmann's dienstliche Verhältnisse noch um ein Bedeutendes. Im Hochverrathsproceß gegen den Grafen v. Reichenbach-Goschütz wegen Theilnahme am Stuttgarter Rumpfparlament hatte der Strafsenat zu Ratibor unter Kirchmann's Vorsitz auf Beschwerde des verhafteten Beschuldigten Einstellung des vom Kreisgericht Oppeln eröffneten Verfahrens und Haftentlassung verfügt; als nun das Obertribunal auf weitere Beschwerde der Staatsanwaltschaft die Einstellung annullirte und das Kreisgericht anwies, das Verfahren von neuem zu eröffnen, der Beschuldigte aber hiergegen hinwiederum Beschwerde erhob, verharrte der Senat zu Ratibor auf seinem ersten Standpunkt, in vollem Einklang mit dem Gesetz, welches die Anfechtung eines vom Senat eines Oberlandesgerichts ergangenen Bescheides der bezüglichen Art mit dürren Worten für unzulässig erklärt. Darauf ward gegen K. und drei Räthe, die mit ihm gestimmt hatten, ein Disciplinarverfahren eröffnet, das Obertribunal stellte sich auf den Standpunkt, seiner Entscheidung hätte trotz deren objectiver Rechtswidrigkeit der Gehorsam nicht verweigert werden dürfen, und so wurden die drei Angeschuldigten mit Geldstrafen, K. selbst auch mit dreimonatlicher Suspension belegt. Der Vorsitz im Strafsenat und sämmtliche Functionen eines Vicepräsidenten wurden K. genommen und einem ihm untergeordneten Rath übertragen: Betheiligung am Generaliendecernat, Vertretung des Chefpräsidenten — was höchst fühlbar war, da der Chefpräsident Wentzel sechs Monate im Jahr als Abgeordneter in Berlin zubrachte —, Vorsitz im Plenum. Das widersprach direct den Vorschriften der Allgemeinen Gerichtsordnung, und daß dies in der vorgesetzten Behörde, obzwar abgeleugnet, doch empfunden wurde, ist schon daraus ersichtlich, daß man es duldete, als K., dem das Verhältniß unerträglich war, zu den Sitzungen des Plenum nie mehr erschien. Noch charakteristischer ist aber, daß man 1855 nach einer zweiten Maßregelung Kirchmann's — wegen des in einem Zeitungsfeuilleton enthaltenen Bekenntnisses, daß er an seinen demokratischen Gesinnungen noch festhalte — sich herbeiließ, K. einen fünfjährigen Urlaub unter Fortzahlung des ganzen Gehalts zu gewähren, mit der Bedingung, sich aller politischen Agitation zu enthalten und nicht in Berlin oder Königsberg seinen Aufenthalt zu nehmen.

K., der unterdeß schon wieder durch glückliche Verwerthung eines ererbten Gutes ein kleines Vermögen erlangt hatte, kaufte das reizend gelegene Gut Rabenau zwischen Dresden und Tharandt und bewirthschaftete es, büßte aber im Laufe der Zeit sein Geld daran wieder ein; er machte deshalb auch von

der Verdoppelung der Urlaubszeit keinen vollen Gebrauch, sondern trat 1862 die Stellung in Ratibor wieder an, nachdem man ihm Wiedereinsetzung in sämmtliche Functionen des Amts gewährt hatte. Kurz vorher war er als Vertreter Breslaus ins Abgeordnetenhaus gewählt worden und hatte selbst in der Budgetcommission auf die schweren etatsrechtlichen Bedenken aufmerksam gemacht, die darin lagen, daß man ihn besoldete, ohne ihn arbeiten zu lassen.

Daß er in der Conflictszeit mit Muth und Einsicht die Interessen der Fortschrittspartei vertrat, erweckte bei seinen Gegnern am Hof und in der Regierung den Wunsch, ihn auf die Dauer unschädlich zu machen. Bereits 1865 wurde ein neues Disciplinarverfahren eingeleitet, weil K. in Leitartikeln der „Breslauer Zeitung" antimonarchische und regierungsfeindliche Kundgebungen sich hätte zu schulden kommen lassen. Als sich erwies, daß die incriminirten Artikel gar nicht von ihm herrührten, wurden solche, die er vor zwei Jahren veröffentlicht hatte, in die Untersuchung gezogen, doch scheiterte die Absicht auch jetzt, weil die Artikel zwar oppositionell, aber dem sonstigen Inhalt und der Form nach lediglich Muster von Vornehmheit, Loyalität und Patriotismus waren und consequent einen königstreuen und constitutionellen Standpunkt vertraten gemäß dem Grundsatz seiner Politik: „Nicht Majorität, nicht Autorität allein, sondern Autorität mit Majorität!" Ueberhaupt ist hervorzuheben, daß K. überzeugt war, das Zeitalter sei vielmehr zu Uebertreibungen des Dranges zur Freiheit disponirt als zur Ueberschätzung der Autoritäten, im Staat wie in der Kirche, und danach seine Politik einrichtete. Uebrigens konnte er auch nachweisen, daß er jede publicistische Thätigkeit eingestellt hatte, seitdem vom Obertribunal die Entscheidung ergangen war, daß für einen Beamten jede Aeußerung gegen die bestehende Regierung und deren personale Vertretung unstatthaft sei. Nichtsdestoweniger wurden diese Artikel auch noch mit in die Anklage hineingenommen, als endlich ein Vortrag, den K. als Abgeordneter in einem Arbeiterverein „über den Communismus in der Natur" hielt, die Gelegenheit gab, ihn zu beseitigen. Der Vortrag war eine Zusammenstellung der quietiven Recepte eines gedankenlos optimistischen Liberalismus, es könnte Kirchmann's Andenken nicht schaden, hätte er ihn nicht gehalten. Er empfahl den Arbeitern Reform statt Revolution, Zufriedenheit und Mäßigung, weil Reichthum auch nicht glücklich mache, endlich Einschränkung der Kinderzahl. Das wurde ihm als Verletzung der Sittlichkeit und Anreizung zur Begehung strafbarer Handlungen ausgelegt, wiewol er ausdrücklich betont hatte, daß er — was wol nicht gesagt zu werden brauche — verbotene oder auch nur schädliche Mittel aufs schärfste verurtheile. In der That waren offensichtlich Kirchmann's Motive die edelsten, er wollte die Arbeiter ermuthigen, der ethisch besseren Lebenshaltung der höheren Classen im Geschlechtsverkehr nachzueifern, sie sollten, sagte er, wie jene, Zügelung des Triebs an Stelle viehischer Rohheit anstreben, und er hat mit der hinreißenden Gewalt eines im Innersten bewegten Gemüths das Elend in kinderreichen Proletarierfamilien geschildert, wo unter Scenen des Schreckens und der Qual der Tod gutmachen muß, was Wollust verbrochen. Trotzdem ist K., nachdem man ihn im ganzen Laufe des Verfahrens, während dessen er zehn Monate lang suspendirt war, unloyal behandelt, auch in der Vertheidigung beschränkt hatte, zur Amtsentsetzung unter Verlust aller Pensionsansprüche vom Disciplinarhof des Obertribunals verurtheilt worden (26. Februar 1867). Auch hinsichtlich der politischen Artikel erlangte er einen Freispruch nicht, es hieß vielmehr: da schon der andere Punkt die höchste Strafe rechtfertige, so sei es überflüssig, darüber zu erkennen.

So war K. aus dem Amt verdrängt. Der Nebenzweck, ihn auch finanziell zu ruiniren, wurde aber nicht erreicht. Eine ihm angetragene Nationalspende von 90000 Thalern lehnte der 64jährige ab. Seine glänzende Begabung für finanzielle Dinge — sie brachte ihm Anträge, in die Directorien von Bankhäusern einzutreten, was er aber ablehnte — ermöglichte es ihm, den Rest seiner Mittel durch Speculationen beträchtlich zu vermehren, sodaß er einen behaglichen Lebensabend genießen konnte.

Er siedelte nach Berlin über, wo er im Hause Potsdamerstraße Nr. 1, eine stadtbekannte Erscheinung, bis zu seinem Tode gewohnt hat, und widmete seine Thätigkeit, wie er schon in Rabenau gethan, hauptsächlich der Philosophie, daneben der Arbeit im Parlament. 1864 setzt die Reihe seiner philosophischen Schriften ein mit der „Philosophie des Wissens", es folgen 1865 der „Versuch über die Unsterblichkeit", 1867 die „Aesthetik auf realistischer Grundlage" in zwei Bänden, nebenher und später eine lange Reihe kleinerer Schriften, insbesondere Vorträge in der Philosophischen Gesellschaft, z. B. über Hartmann's Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins (besonders werthvoll), über Wahrscheinlichkeit, über die Gegenständlichkeit der in den Sinneswahrnehmungen enthaltenen Eigenschaften der Dinge (gegen Helmholtz, R. Mayer und den Materialismus in der Naturwissenschaft), über die besondere Natur des öffentlichen Rechts, über den Streit der philosophischen Systeme u. a. m. Einem wahren Bedürfniß kam er entgegen mit der Herausgabe der „Philosophischen Bibliothek", die meisten Ausgaben in dieser hat er, einschließlich der Commentare, selbst besorgt. Seine volle Kenntniß der lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italienischen Sprache gestattete ihm, die fremden Autoren leicht und schnell zu übersetzen; er hat da eine gewaltige Arbeit geleistet; man bedenke, daß er dabei noch als Einleitung zum Ganzen eine „Lehre vom Wissen", als Einleitung zum Studium der moral- und rechtsphilosophischen Werke die „Grundlagen des Rechts und der Moral" beigab, beides umfangreiche Abhandlungen! Die Uebersicht seines Systems lieferte er in dem klaren, beliebt gewordenen „Katechismus der Philosophie". (In Weber's Katechismen.)

In allen Kreisen der Hauptstadt fand K. freundschaftlichen Anschluß. Was in Berlin eines Namens sich erfreute, verkehrte in seinem gastfreien Hause, dessen heitere Geselligkeit freilich auf ein beschränktes Maß zurückgeführt wurde, als am 5. November 1880 seine Gattin starb, die er aufs innigste geliebt, und die diese Liebe stets aufs höchste verdient hatte. In Beziehungen enger Freundschaft stand das Kirchmann'sche Ehepaar vor allem zu Franz Ziegler und Adolf Lasson, mit Windthorst und R. Wagner bestand ein auf gegenseitige Hochschätzung gegründetes Verhältniß, mit E. v. Hartmann pflog K. eine lebhafte philosophische und freundschaftliche Correspondenz. Besonderer Sympathien erfreute er sich in der Philosophischen Gesellschaft, für die er viel gethan und die ihn dafür ehrte, indem sie ihn lange Jahre hintereinander zu ihrem Vorsitzenden machte.

Erholung und Abwechselung brachten K. nächst der Musik wiederholte Reisen, deren einige er in ein paar lesenswerthen Büchlein beschrieben hat (Nach Constantinopel und Brussa 1855, Einnerungen an Italien 1865, Verschiedenes in „Zeitfragen und Abenteuer" 1882, hier insbesondere „Im Winter auf Sylt"). Sie, neben einer anspruchslosen, minutiös geregelten Lebensweise, erhielten seinen Körper widerstandsfähig; er verrichtete enorme Arbeit, hatte dabei immer und für alles Zeit, war nie krank, abgesehen von einer schweren Lungenentzündung, die er 73jährig überstand — übrigens ein schlanker, feingebauter Mann von höchstens mittlerer Größe. In der Schweiz warf ihn im

Sommer 1882 die Anstrengung einer allzustarken Fußtour aufs Krankenlager, eine neue Lungenentzündung hielt ihn fünf Monate lang zwischen Tod und Leben. Nach Berlin zurückgekehrt, lebte und arbeitete er noch ein Jahr, sein letztes, im Kampf mit immerwährenden schweren Leiden gefertigtes Werk war die Uebersetzung der Comte'schen Sociologie in dem Auszug von Rig, das er bis auf die letzten Correcturen noch beendete. Am 20. October 1884 riß ihn der Tod aus unermüdetem Schaffen.

K. hat eine philosophische Lebensarbeit hinterlassen, die, weil er der Zunft fernstand, zu wenig gewürdigt worden ist, wiewol schon seit Mitte der 70er Jahre die gewichtige Autorität Eduard v. Hartmann's ihren Werth bezeugt. Obwol seiner Natur nach vorwiegend zur einzelwissenschaftlichen Forschung und Leistung beanlagt, hat K. sich dennoch als Philosoph erwiesen insofern, als er Schöpfer eines eigenen Systems geworden ist. Und zwar begründete er einen Realismus. Wie Herbart stellt er an die Spitze seiner Weltansicht den unüberbrückbaren Gegensatz von Wissen und Sein. Im übrigen ist seine Philosophie wesentlich erbaut auf positivistischen und sensualistischen Grundlagen, sie sucht einen selbständigen Anschluß an Kant und wird allenthalben geführt von einem sehr energischen, oft originellen, leuchtkräftigen Kriticismus. Schelling und Hegel gegenüber markirt sie einen schroffen Gegensatz, der indessen nicht überall festgehalten werden kann. In der Wahrnehmung geht der Seinsinhalt in Wissensform über, wobei er numerisch identisch bleibt, die Wissensinhalte werden vom Denken zu verschiedenen Zwecken bearbeitet, vornehmlich zu dem der Vergewisserung über ihr Sein (welche man Wissenschaft nennt). Das Wahrgenommene ist, das sich Widersprechende ist nicht — dies sind die beiden unverrückbaren Fundamentalsätze des Realismus wie jedes vernünftigen Denkens.

K. übernimmt mit einigen interessanten Modificationen die Kategorienlehre Kant's und benutzt sie zu wirkungsvoller Polemik gegen verschiedentliche Hauptpositionen des Dogmatismus. Hingegen widersetzt er sich sehr bestimmt der Kant'schen Auffassung von Raum und Zeit; der Raum muß nach ihm als etwas nicht bloß empirisch, sondern auch transcendental Reales aufgefaßt werden, die Zeit aber als eine vierte Dimension des Raumes; alsdann, meint er, lösen sich die in den Begriffen des Raums und der Zeit, des Werdens, der Kraft u. s. w. von der bisherigen Philosophie constatirten Widersprüche. Das Sein aller Dinge ist dann ein gleichzeitiges und ewiges, allein zu Bewußt-Sein gelangt immer nur ein schmaler Ausschnitt alles Seienden. K. huldigt somit einer im Grunde indifferentistischen Unsterblichkeitslehre, er will aber hypothetisch eine optimistische zulassen, da das Seiende wahrscheinlich begrenzt und bei ewiger Bewegung des Wissens daher eine Wiederkehr alles Bewußt-Seins in gewissen Zwischenräumen nöthig ist; hierbei sei eine jedesmalige Vervollkommnung nicht ausgeschlossen; K. kommt hier der Hartmann-schen Lehre von der Wiederkehr des Weltprocesses insofern nahe, als auch dort die Wahrscheinlichkeit einer Tendenz zum guten Ende statuirt wird, nur ist dies gute Ende bei Hartmann das Verharren des All-Einen im Unbewußten, das Nichtmehrwiederkehren des Weltprocesses, bei K. die Aufhebung des Weltprocesses durch Integration alles Bewußtseins in einer zeitlosen, seligen Ewigkeit. Sehr wichtig ist Kirchmann's Ausfall gegen das Ueberhandnehmen der Atomistik in der modernen Naturwissenschaft. Nur ihre einseitige Bevorzugung sei daran schuld, daß man über das Wesen der Qualitäten keine Kenntnisse habe, und daß eine Frage wie die der Entstehung des Organischen aus dem Anorganischen zum „Welträthsel" gestempelt werden konnte. Würde man neben und über der atomistisch-mathematischen Methode eine monadologische cultiviren,

die, wie es bei Leibniz u. a. geschieht, eine Theorie über das Verknüpftsein geistiger und körperlicher Sphären möglich macht, so wäre der Boden für eine naturwissenschaftliche Lösung der Frage bereitet.

In seiner Ethik nimmt K. von Kant den Kampf gegen den Eudämonismus auf; das Sittliche ist lediglich auf Gefühle der Achtung, nicht auf solche der Furcht zu gründen. Er durchschaut aber — wol als erster — den schweren Fehler, in den Kant's Ethik durch das Festhalten am Naturrechts- und Naturmoralglauben geräth, sodaß der rein formale Charakter seiner ethischen Kategorien nicht consequent durchgeführt ist. Statt der Autonomie setzt K. daher für die empirische Welt die Heteronomie ein; in sich selbst findet der Mensch ein materielles Princip des sittlichen Handelns nie, „Achtung vor dem Gesetz um seiner selbst willen" ist eine inhaltsleere Phrase; soviel man positiv-geschichtlich sehen kann, läuft alles sittliche Handeln und Urtheilen auf die Achtung vor Autoritäten hinaus, vor Inhabern einer für den Untergebenen unermeßlichen Macht, die ihrerseits nicht nach Achtung, sondern nach Lust handeln. Da aber nicht bloß im Wesen der Achtung liegt, daß der Untergebene in der Autorität aufzugehen, mit ihr eins zu sein strebt, sondern andererseits die Autoritäten — abgesehen von dem gleich zu berührenden System des Autoritätengleichgewichts — als Kinder ihrer Zeit und Nation dem Volksgeist conform handeln, so ist nicht etwa Willkür die Krönung, sondern es besteht wirklich eine sittliche Welt. Transcendentale Autonomie, empirische Heteronomie — so wird man schließlich am besten Kirchmann's ethische Principienlehre charakterisiren. Die Autoritäten sind der Familienvater, das Priesterthum, die Fürstenmacht und das Volk, sie folgen einander historisch; entsprechend sind Pietät, Kirchlichkeit (Lehns- und patriotische), Treue und patriotische Loyalität die historischen Formen der Sittlichkeit. Das Recht entsteht, indem die Motive der Achtung durch Motive der Lust künstlich unterstützt werden. Der Kampf der Autoritäten, der in der Geschichte zu wechselnden Machtculminationen führte, kann nicht durch vollen Sieg der einen entschieden werden, das Bedürfniß der Menschheit würde die besiegten immer wieder aufrichten; erträglich ist allein die Combination der Autoritäten, die stete Spannung mit steten Ausgleichen. Die wichtigsten Autoritätencombinationen sind Staat und Kirche, beide befassen drei Einzelautoritäten in sich, jener familienväterliche, fürstliche, völkische, diese familienväterliche, völkische und priesterliche; sie rangiren gleichberechtigt neben einander. Der Ausgleich zwischen Fürsten- und Volksautorität ist die Constitution, der Ausgleich zwischen Staat und Kirche ist das Concordat. Der Glaube des Liberalismus, ohne Kirche auskommen zu können, ist Verblendung, für kleine Kreise Hochgebildeter ist sie entbehrlich, das Volk kann vom Staat allein weder in Zucht noch in Glück erhalten werden. Der Liberalismus darf sich nicht dem Staat in die Arme werfen wollen, um die Kirche zur Ohnmacht zu schwächen; das will der Staat selbst nicht, aber die ihn leitenden Vertreter rein autoritativen Princips werden sich, sobald sie ihre nächsten Zwecke erreicht haben, mit dem auch rein autoritativen Clerikalismus verbinden, um den beiden verhaßten Freiheitsgedanken zu zermalmen. Das ist verderblich, weil es zwar beileibe kein materielles Freiheitsprincip und kein materielles Autoritäts- und Ordnungsprincip gibt, jedoch eben deshalb die beiden idealen Grenzwerthe Freiheit und Ordnung bei ihrem nothwendigen Antagonismus in stetem Gleichgewicht erhalten werden müssen. Unwahr ist, daß Liberalismus und Protestantismus natürliche Bundesgenossen oder Genossen in besserer Cultur, der Protestantismus ist nicht besser als der Katholicismus, so wenig wie das Christenthum besser als andere Religionen hochstehender Völker, jede Religion hat zum Gefäß höchster Glaubensideale und rohester Superstition hergehalten.

Solchen Anschauungen gemäß stimmte K. gegen die Maigesetze und gegen deren Verschärfungen; dies brachte ihm zwar begeisterte Huldigungen aller vaticanisch-katholischen Kreise im Reich und Anerkennung seitens der Kaiserin, aber auch den Verlust seiner Mandate für das Abgeordnetenhaus und für den Reichstag, nachdem er sich noch 1869/70 durch hervorragende Mitarbeit am Strafgesetzbuch bewährt hatte (vgl. auch K., Strafgesetzbuch f. d. Nordd. Bund mit Anhang betr. St. G. B. f. das deutsche Reich), Mandate, die ihm durch die bis dahin zu wahrer Verehrung gesteigerte Anhänglichkeit der Breslauer Bürgerschaft im Wahlkampf fortdauernd sicher gewesen wären. Er blieb der Partei gegenüber so fest wie früher der reactionären Regierung gegenüber, auch seine positive Haltung in der evangelischen Kirchenpolitik hielt er fest, so viel er auch von den liberalen Parteifreunden darum zur Rede gestellt wurde; auf gut-altrationalistisch meinte er, daß dem Volk die Religion erhalten bleiben müßte und daß dazu die alten Dogmen erforderlich seien, welche durch Weiterbildung ihre Würde einbüßen müßten; zur Gründung einer neuen Religion oder auch nur zu einer Reformation im großen Stil werde der um sich greifenden Aufklärung halber keine Zeit mehr fähig sein. (Schriften v. Kirchmann's zu diesem Thema: Der Culturkampf und seine Bedenken 1875. Die parlamentarischen Formen in der evangelischen Kirche 1878, gerichtet gegen die synodalen Institutionen, die das Dogma gefährdeten. Die Reform der evangelischen Kirche in Lehre u. Verfassung m. Bez. auf d. Preuß. Synodalordnung 1876.)

Beim Gebildeten ist das religiöse Bedürfniß nicht so dringend, weil er sich im Genuß des Schönen Erhebung schaffen kann. Sie war für K. selbst edelste Freude, schon als Knabe zeigte er außerordentlichen Sinn für das Schöne, und der Greis hat in seiner Philosophie die Linien der Aesthetik am sorgsamsten ausgezogen. „Auf realistischer Grundlage" tritt sie der traditionellen idealistischen Aesthetik schroff entgegen, kein Punkt, wo nicht all deren Theorien befehdet werden, doch dürften sich die Widersprüche wol an manchen Stellen ausgleichen lassen. Die Gefühle dienen nicht lediglich zur Erregung von Handlungen, das thun vielmehr nur die realen Gefühle, zu ihnen im Gegensatz und in Parallele stehen die idealen Gefühle, die vom Erlebniß des realen dann hervorgerufen werden, wenn das reale als Schönes gefaßt wird. Dies geschieht durch Verbildlichung (μίμησις) und dadurch, daß es als Ausdruck von Seelischem genommen wird. Nebensächlich, aber doch unerläßlich ist eine sinnlich angenehme Gesammtwirkung. Danach ist das Schöne zu definiren als das sinnlich angenehme, idealisirte Bild eines seelenvollen Realen. Die Merkmale dieses Begriffs verfolgt K. in ihre Besonderung und zeigt ihre Bedeutung an einzelnen vorbildlichen Kunstwerken und Naturschönheiten, wobei er stets einen höchst geläuterten, vielseitigen Geschmack beweist. Der Werth des Werks verstreut sich dann freilich auf gute Bemerkungen und auf die Einzelergebnisse eindringender Analyse, es fehlt dagegen an systematischer Geschlossenheit, sodaß das philosophische Interesse nicht auf seine Rechnung kommt; wer den Nutzen ziehen will, muß der Darstellung in ihre feinen Verzweigungen und in die Maschen der Begriffseintheilung folgen.

Ueberhaupt ist analytischer Scharfsinn, wie E. v. Hartmann sehr richtig erkannt hat, die starke Seite in Kirchmann's System; die Synthese läßt zu wünschen übrig. An Methode fehlt es nicht, aber Phantasie und erhebende oberste Gesichtspunkte werden vermißt. Dies hängt mit Kirchmann's Auffassung vom Wesen der Philosophie zusammen, die er mit einer seit Spinoza unerhörten Energie zur obersten Einzelwissenschaft zu machen bemüht war. Voll grundehrlichen Wahrheitsstrebens, voll eines Vertrauens, die Wahrheit, ganze Wahrheit ergründen zu können, das nicht anders als fromm genannt

werden kann, suchte er die Mittel schöner Darstellung, die er doch trefflich zu handhaben verstand, in den philosophischen Schriften ängstlich zu vermeiden. Die Forderung, daß Aesthethik selber schön, Ethik erhaben sein solle, war ihm eine Blasphemie. Er hat so seiner Philosophie schwer geschadet, weil er den Leser zwingt, aus seinen überschlichten, gesucht methodischen Worten die großen und tiefen Gedanken auszusieben, die drin sind, denen er sich nicht hat entziehen können, und die wie jeder Philosophie auch der seinigen den philosophischen Werth geben, den sie in der That besitzt.

Lasson u. Meineke, K. als Philosoph 1885. — E. v. Hartmann, Herrn v. Kirchmann's erkenntnißtheoretischer Realismus (weist u. a. den starken idealistischen Einschlag in Kirchmann's Philosophie nach). — Die Agitation gegen Hn. v. K. Breslauer Morgenztg. 1865, Nr. 214. — Michelet im letzten Heft seiner Ztschr. „Der Gedanke". — Zu Kirchmann's hundertstem Geburtstag (5. Novbr. 1902): Bericht über das 59. Vereinsjahr der philos. Gesellsch. zu Berlin. Z. Erinn. an J. v. K. Germania 1902, Nr. 257. — J. H. v. K. zu seinem 100. Geburtst. Berl. Tagebl. 1902, Nr. 563. — J. v. K. Breslauer Morgenztg. 1902, Nr. 519. — Voss. Ztg. 1902, Nr. 520. — Grätzer, J. H. v. K. Frkf. Ztg. 1902, Nr. 307. — Philosoph u. Parlamentarier. Z. Gedächtn. von J. v. K. Verl. des Vereins „Waldeck" 1903. — Nekrologe: Nationalzeitung Nr. 582 u. 665 (von Lasson). — Zum 30jährigen Gedächtniß der Amtsentsetzung: Aus alten Disciplinaracten, Vorwärts 1897, Nr. 267. — Autobiographisches (außer den im Text genannten Reisebeschreibungen): Actenstücke zur Amtsentsetzung des Präs. v. K. 1867. — Bericht an die Wähler des Niederunger Kreises 1849. — Bericht an die Wähler Breslaus 1865. — In großem Umfange sind ungedruckte Quellen benutzt. Th. Sternberg.

Kirchner: (Albert) Emil K., Architekturmaler, geboren am 12. Mai 1813 in Leipzig, † am 4. Juni 1885 zu München. Als der Sohn eines Tischlermeisters standen die friedlichen Musen kaum an der Wiege des Knaben; die Donner der Völkerschlacht schossen bald ihr Salut über sein junges, übrigens friedliches Leben. Vorerst rutschte K. auf den lateinischen Schulbänken herum, kam in die Bauschule und schließlich 1828 in die Akademie, wo ihn Fr. Brauer im Zeichnen und in der Anatomie unterrichtete. In Dresden hatte er das Glück, in die Hände der besten Lehrer zu gerathen, welche trotz strenger Schulung den poetischen Hauch seiner Seele nicht beeinträchtigten: des ernsten realistischen Joh. Christian Dahl (s. A. D. B. IV, 692) und des romantisch gestimmten Caspar David Friedrich (geboren am 5. September 1774 zu Greifswald, † am 7. Mai 1840 in Dresden), welch letzterer eines eigenen Biographen werth wäre. Was Wilhelmine v. Chezy, Clemens Brentano, G. H. v. Schubert, Sulpiz Boisserée, Louise Seidler u. A. über Friedrich als Mensch und Künstler berichten, lautet zumal im Vergleich mit den wenigen uns bekannt gewordenen Bildern und Stichen, in höchstem Grade anmuthig und anziehend. Durch Friedrich wurde K. für die Landschaft begeistert und gewonnen. Gerade damals hatte Friedrich zwei seiner zauberhaften, vom sächsischen Kunstverein angekauften Mondscheinbilder vollendet: das „Wrack eines Schiffes" und die beiden, auf der Spitze eines Berges spielenden „Harfner!" — Weitere Anregung erhielt K. durch Mendelssohn-Bartholdy und R. Schumann, deren persönliche Bekanntschaft und Freundschaft der vielfach gleichgestimmte junge Mann schnell gewann. — Nach längerem Aufenthalte zu München (1832) kehrte K. nach Sachsen zurück, um für Puttrich's „Denkmale der Baukunst des Mittelalters" (s. A. D. B. XXVI, 744) Stoff zu sammeln und Zeichnungen zu machen: treffliche Ansichten aus der Domkirche

zu Freiberg mit der goldenen Pforte, aus Pötnitz, Bernburg, Arnstadt, von der Wartburg, aus Oybin, Merseburg, Memleben, Schul-Pforta, Naumburg, Sangershausen, Halle und Erfurt, welche nach Kirchner's getreuen und doch geschmackvollen Aufnahmen durch Brandt, Hanfstängl, Borum, Schlick u. A. lithographirt wurden; ein paar reizende Vignetten hat K. selbst in Kupfer radirt. Diese Gelegenheit, sich gleichmäßig im Gebiete der Architektur umzuthun — einen ähnlichen Weg hatte auch W. Riefstahl (s. A. D. B. XXVIII, 539) eingeschlagen! — brachte für K. erhebliche Folgen: Durch die Vereinigung interessanter Bauwerke mit der entsprechenden landschaftlichen Umgebung und ihre mit künstlerischer Freiheit gestaltete geniale Wiedergabe begründete K. seinen guten Ruf und bleibenden Namen.

Im J. 1834 übersiedelte K. nach München, wo er mit Genelli, Preller und Moriz v. Schwind zusammentraf; auch sie nährten und entflammten seinen idealen Sinn. Die nahen Berge lockten zu Ausflügen nach Salzburg und Tirol. Als Ausbeute ergaben sich viele Zeichnungen, welche K. meistentheils selbst auf Stein übertrug. Auch lithographirte er (mit Eberle) die von C. Auer und Podesta gezeichneten „Ansichten von Tirol und Salzburg“ und fertigte das Titelblatt dazu. Dann folgten „Ansichten aus München und dessen Umgebung“ (München 1839—41, mit 13 Blättern in gr. Fol. Lithogr.), darunter eine originelle Vedute aus der altehrwürdigen „Frauenkirche“. Leider dachte damals kein Maecen und Verleger daran, die Kunstschätze Altbaierns, etwa nach Puttrich's Vorbild, zu sammeln und abzubilden: K. wäre dazu der rechte Mann gewesen. Erst später wagte G. Franz das sogenannte „Malerische Baiern“ (1843), wozu K. nur wenige Beiträge lieferte. Sehr fleißig malte er Landschaften und Architekturbilder, welche seit 1837 im Kunstverein auftauchten und beifällig aufgenommen, den Weg weit nach auswärts fanden: da wechselten die Jagdschlösser und Kreuzgänge des Thüringer Landes mit Chiemseebildern und altbaiwarischen Kalköfen, oder mit stillen Waldscenen und Klosterruinen, bis plötzlich die stolzen Paläste von Verona und Venedig in den Vordergrund rückten, als K. einmal nach dem schönen Süden vorgedrungen war. Aus Italien brachte er von wiederholten Wanderzügen immer neue Studien und Bilder mit. Erfreuliche Proben dieser Art sind z. B. 1845 das „Grabmal der Grafen von Castelbarco in Verona“ (Neue Pinakothek), die „Ruine der Basilika auf Castell S. Pietro bei Verona“ (1845 angekauft vom Kunstverein zu Breslau); der „Hof des Palastes Cà Doro“ (1849, kam als Kunstvereinsgewinn in Besitz des Kaiser Nikolaus I.), dann ein Prachtjuwel von Kirchner's Kunst, die „Ansicht eines Theiles von Verona“ (1851) im glühenden Sonnenlichte und der „Hof eines Venetianischen Palastes“ (1858). In diesem Bilde ist alles fesselnd und interessant, das kleinste Detail mit einer Liebe und Wahrheit und doch mit jener Freiheit durchgebildet, die jede künstlerische Schöpfung adelt! Letzteres gehörte überhaupt zur Charakteristik Kirchner's: Alles sieht zierlich, elegant, niedlich, so zu sagen Kirchnerisch aus; der echte Künstler drückt, wie Graf Platen sagt: „auf die Sprache sein Gepräge“. Ohne die Physiognomie einer Gegend mit vedutenhafter — oder wie wir heutzutage sagen — mit photographischer Treue wiederzugeben, trifft er, ebenso wie Rottmann, eine ideale Porträtähnlichkeit, welche die geistige Schönheit in poetischer Stimmung verklärt und abspiegelt. Es ist das freie Gesetz von „Wahrheit und Dichtung“, nach welchem noch jeder Genius geschaffen hat; „jeder Zug ist erlebt und steht doch anders da“, so daß auch hiervon das Räthselwort Körner's gilt: „Die Wahrheit dieser Dichtung sei oft noch wahrhafter als die Wahrheit selbst“. Dasselbe paßt auch auf Kirchner's Rhein- und Neckarbilder, ebenso auf seine italischen Landschaften. Es ist ein seltsamer

Zufall, wie bei L. Richter, daß diese Maler früher mit Italien und dann erst mit ihren deutschen Flüssen bekannt wurden. Und wie faßte auch K. diese Stoffe auf! Davon zeugen die drei prachtvollen Bilder aus dem Heidelberger Schlosse, welche die epheuübersponnenen Façaden des Friedrich- und Otto Heinrich-Baues wiedergeben: Hier waltet der ganze Zauber der Romantik! Das ist Poesie! Eine Fülle von Licht, Gluth und Sonnenglanz zittert und wogt und spielt darüber, die ganze Vergangenheit steigt herauf und packt den Beschauer mit magischer Gewalt. Ein edler Lord, welcher mit staunender Bewunderung diese Bilder in der Neuen Pinakothek (wofür sie König Ludwig I., wie sie in den Jahren 1852—54 entstanden, erwarb) betrachtete, fragte, hingerissen von ihrer Wirkung, ob das wirklich auf Leinwand und gemalt sei!

K. behandelte meist neue Stoffe und Motive; Wiederholungen liebte er nicht und verstand sich nur selten dazu. Jeden Sommer und Herbst durchzog er einen Theil von Deutschland und Italien, um sich und seine Kunst zu frischen. Was sein klares Auge erspähte und seine sichere Hand festhielt, das gestaltete sich wie von selbst zu liebenswürdigen Bildern, über deren Folge und Verbleib er selbst vielleicht am wenigsten Bescheid wußte. Im J. 1844 malte K. eine „Waldpartie“, 1848 eine „Ansicht aus dem Etschthale“, Schloß „Rodunt im Münsterthale“, einen „Kreuzgang im Dom zu Eichstätt“ und einen „Klosterhof zu Schwaz in Tirol“; 1850 ein „Jagdschloß“; 1852 eine „Partie bei Hallstadt im Salzkammergut“; 1855 den „Dom zu Worms“ und das „Portal zur alten Synagoge“ daselbst; 1856 den „Eingang in das Kloster Maulbronn“ u. s. w. Unter den Bildern aus späterer Zeit finden sich „S. Lorenzo bei Trient“ (1865), „S. Tomaso“ an der Küste von Genua (1868); eine große aus dem Giardino di Boboli genommene Ansicht des prächtigen Florenz, „hell und klar in der Farbe, trefflich in der Zeichnung und von einer gewissermaßen einschmeichelnden Wirkung“ (Lützow's Zeitschrift 1869, IV, 164). In demselben Jahre brachte K. noch ein Bild mit einem Brunnen aus irgend einer italischen Stadt und eine „Partie aus S. Michele“ in Südtirol; 1871 folgte eine „Mühle zu S. Lorenzen im Pusterthale“, 1872 eine Erinnerung „Aus Judicarien“ und an „Montano“ in Südtirol — ein Bild „von mäßigerem Umfange, als die meisten, welche aus der modernen Schule hervorgehen, aber dafür voll Feinheit und Anmuth. K. gilt nicht bloß in der Architektur, sondern auch in der von ihm mit gleicher Meisterschaft behandelten Landschaft mit Recht als der erste Zeichner und hat sich diesen Ruhm auch in diesem Bilde bewahrt. Ein so delikater Vortrag, eine solche Solidität der Durchbildung im Ganzen und Einzelnen ist nachgerade zu einer Seltenheit ersten Ranges geworden und bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu der beliebten Spachtelmalerei“ (Lützow's Zeitschrift 1873, VIII, 418 u. Graf Schack, Meine Gemäldesammlung 1881, S. 225 ff.). Gerne und zu verschiedenen Zeiten verarbeitete K. Eindrücke aus Trient; mit einem „S. Lorenzo“ schloß er wenige Tage vor seinem nach längerem Unwohlsein unerwartet und plötzlich erfolgten Ableben seine Thätigkeit als Maler, nachdem in den letzteren Jahren seine Eigenschaft als Zeichner vorwiegend in Anspruch genommen war. Hatte er schon bei dem 1845 gegründeten Münchener Radir-Verein mit Dyk, Eberle, Gail, Klein, Morgenstern, Neureuther, Voltz und Zimmermann wetteifernd einige Blätter in geistreicher Manier geliefert, so wurde, als unsere Verleger mit xylographischen Prachtwerken vor das Publicum traten, auch K. vielfach zu Illustrationen eingeladen, welche durch Holzschnitt, Photographie und Lichtdruck vervielfältigt, eine vordem unerhörte, höchst anmuthige Verbindung von Bild und Wort herbeiführten. So lieferte K. Zeichnungen zu Cotta's Prachtausgabe von Schiller's Gedichten (Stuttgart 1859. An die

Künstler; Der Abend; Berglied; Gang zum Eisenhammer), zu Gsell-Fels' „Schweiz“, Rousseau's Denkmal, Genf vom Quai du Montblanc, Nyon, Vevey. Clarens, Kirch-Montreux, Glion, Lausanne, Schloß Chillon), Kaden's „Italien“ (Kastell von Trient, Brunnen am Domplatz, Riva, Desenzano, Torbole, aus Verona, Villa Giustiniano und S. Antonio in Padua, Riva dei Schiavoni, S. Pietro in Castello, auf der Insel Torcello, Seufzerbrücke in Venedig) u. s. w. Unangenehm berührt durch das Gebahren der jüngeren Generation, war K. nicht mehr zu bewegen, weder im Kunstverein noch in der Kunstgenossenschaft eines seiner Bilder zur Ausstellung zu bringen, obwol er sie mit gutem Erfolge nach auswärts versendete. Er blieb unverändert bis zum letzten Augenblick, aber das Cliquenwesen war ihm verhaßt. Er anerkannte und lobte das Gute und Schöne der Neuzeit, trat unberechtigtem Uebermuthe edel entgegen und hielt zu seinen alten Freunden, wo er Zeitlebens in jeder Gesellschaft seines unwandelbaren Charakters wegen gern gesehen war. Besonderer Huld und Auszeichnung erfreute sich K. von Seite des Herzogs Maximilian, welcher ihn regelmäßig als Montaggast zu seinen Symposien lud. K. hatte feinere Bildung als viele seiner Collegen; in seiner Sprache blieb der gemüthliche Sachse unverkennbar. Die Münchener Akademie ernannte ihn zum Mitglied, der Staat ehrte ihn durch Verleihung der großen Pension. Seit 1836 verheirathet — leider wurden ihm seine Kinder frühzeitig durch den Tod entrissen — hinterließ er seiner Wittwe eine kleine erlesene Galerie von Gemälden seiner Zeitgenossen, einen Schatz mit eigenen Bildern, Studien, Skizzen und Handzeichnungen, Stichen und Sammlungen, die in einer 600 Nummern umfassenden Auction durch Karl Maurer am 13. April 1886 zerstreut wurden.

Vgl. Nagler 1839, VII, 29 und Monogrammisten 1858, I, 351, 357 (Nr. 763, 789), 1860, II, 571 (Nr. 1504). — Vincenz Müller, Handbuch von München 1845, S. 151. — Regnet, Münchener Künstlerbilder 1871, I, 260 ff. — Maillinger, Bilder-Chronik 1876, II, 211 ff. (Nr. 3735—54). — Seubert 1878, II, 487. — Schack, Meine Gemäldesammlung 1881, S. 225 ff. — Nekrolog in Beil. 242 d. Allg. Ztg. v. 4. Novbr. 1885. — Kunstvereins-Bericht für 1885, S. 67. — Pecht, Gesch. der Münchener Kunst 1888, S. 172. — Fr. v. Böttícher 1895, I, 683 ff. — Singer 1896, II, 341. — Der S. 177 ausgesprochene Wunsch hat sich unterdessen erfüllt und C. D. Friedrich durch A. Aubert (Kunst u. Künstler Heft 5. 6, 1905) einen Biographen gefunden. Hyac. Holland.

Kirchner: Konrad Maximilian K., Dr. theol. und phil., luth. Stadtpfarrer und Consistorialrath in Frankfurt am Main, besonders als Liederdichter bekannt geworden. Er war geboren zu Frankfurt am 11. Januar 1809. Sein Vater war gleichfalls Geistlicher — es war der auf dem Gebiete der Localgeschichte hervorragende und um das Schulwesen verdiente luth. Pfarrer Anton Kirchner (siehe den Art.). Seine Jugend fiel in die Tage, in welchen die Vaterstadt ihre Selbständigkeit nach hartem Drucke wieder erhielt und nach den schweren Kriegszeiten sich zu neuer Blüthe erhob. Im Gymnasium zeichnete er sich durch Begabung und Fleiß vor seinen Mitschülern aus und bezog sehr früh schon die Hochschule, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Zweiundeinhalb Jahre studirte er in Halle, einundeinhalb Jahre in Berlin. Nach wohlbestandener Prüfung und Erwerb der philosophischen Doctorwürde entfaltete er von 1832—33 eine kurze akademische Thätigkeit als Privatdocent zu Jena, wurde aber bald nach der Vaterstadt zurückberufen, um mit 25 Jahren — ein damals sehr seltener Fall — ein städtisches Pfarramt zu übernehmen. Neun Jahre lang hat er in Sachsenhausen an der Drei-

königskirche gewirkt; 1842 wurde er an die Weißfrauenkirche versetzt, in der er bis zur Emeritirung predigte. Später wurde er in das lutherische Consistorium berufen und erhielt die theologische Doctorwürde.

Von seinem äußeren Leben ist nicht viel zu berichten — er ist nicht in den Ehestand getreten, sondern hat mit seinen Geschwistern ein fast einsames Dasein geführt — aber sein Innenleben war ungemein reich, und trotz seiner Zurückgezogenheit hat er in seinen durch formvollendete Sprache ausgezeichneten Predigten viel Lebenserfahrung dargeboten. So war es begreiflich, daß sich bis zuletzt ein großer Kreis um den auch als Mensch hochgeachteten Geistlichen sammelte. Viele seiner Reden liegen gedruckt vor und beweisen, wie fein der stille Mann seine Zeit zu beobachten und alle Ereignisse in das Licht der Ewigkeit hinzustellen wußte. In solchem Sinne hat er u. a. die deutschkatholische Bewegung und die wechselnden Begebenheiten der bewegten Jahre 1848 und 49 auf der Kanzel besprochen. Seine geistvolle Art hat auch manche, die dem kirchlichen Leben ferner standen, zurückgeführt und dauernd festgehalten. Einer kirchlichen Partei hat er sich nie angeschlossen — am nächsten stand er innerlich der Vermittlungstheologie — doch hat er entschiedener als die meisten Männer dieser Richtung die Freiheit der Forschung vertreten. Von seinem tieffrommen Gemüthsleben legen besonders seine Andachtsbücher Zeugniß ab: „Das heilige Abendmahl, ein Communionbuch"; „Ich weiß, an wen ich glaube, Stimmen des Lebens in evanglischen Liedern"; „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, ein Erbauungsbuch für christliche Familien" — alle im Sauerländer'schen Verlage erschienen. Aus dem Nachlaß gesammelt durch seinen Amtsgenossen Völcker erschienen „Predigten und geistliche Lieder" (bei Zimmer 1875). Wenn auch Kirchner's Lieder nicht in großer Zahl in Gesangbüchern Aufnahme gefunden haben, wozu sie sich ihrer vielfach reflectirenden Art wegen weniger eignen, so haben sie doch durch ihre poetische Schönheit, sowie durch ihren Gedankenreichthum viele Freunde gefunden und sind manchem treue Begleiter auf dem ganzen Lebenswege geworden. Von Kind auf schwächlich und in den letzten Lebensjahren oft leidend, hat K. sein Amt dennoch bis in die Tage des Alters bekleidet. Nach kurzem Ruhestande ist er am 17. September 1874 abgerufen worden.

Vgl. Worte der Erinnerung von Senior D. Steitz. Frankfurt 1874 (als Manuscr. gedruckt); ferner einen Artikel von Dechent im Frankfurter Kirchenkalender 1906. Dechent.

Klaatsch: August Hermann Martin K., Arzt und Geheimer Sanitätsrath in Berlin, hier als Sohn eines angesehenen Arztes am 10. November 1827 geboren und am 31. October 1885 verstorben, studirte seit 1846 in Berlin, Gießen und Halle, erlangte am letztgenannten Orte die Doctorwürde, war von 1853—57 Assistent an der Universitäts-Poliklinik in Berlin unter Romberg und practicirte seitdem als sehr angesehener und beliebter, auch schriftstellerisch thätiger Arzt in Berlin bis zu seinem Tode. Die Titel von einigen seiner Veröffentlichungen sind in der unten angegebenen Quelle angeführt.

Vgl. Biogr. Lex. ed. Hirsch u. Gurlt, Nachtrag, VI, 879. Pagel.

Klafsky: Katharina K., dramatische Sängerin, geboren am 19. September 1855 in dem deutsch-ungarischen Dorfe St. Johann als Tochter eines armen Flickschusters, † am 22. September 1896 zu Hamburg. Bereits im Alter von acht Jahren wurde das stimmbegabte Mädchen in den Kirchenchor von St. Johann aufgenommen und sang in den Messen Sopran- und Altsoli. Als Katharina fünfzehn Jahre zählte, ging sie nach Oedenburg und bald darauf nach Wien, wo sie einige Jahre als Kindermädchen ihr Leben

fristete, bis der Organist Neuwirth von der Elisabethkirche auf ihre stimmliche und gesangliche Begabung aufmerksam wurde. Er brachte Kathi zu Hasemann, dem Director der „Komischen Oper“, der die junge Magd, die im ärmlichen Kattunkleide mit geliehener seidener Schürze vor ihm erschien, als Chorsängerin der Komischen Oper engagirte. Durch die Förderung des Hofcapellmeisters Hellmesberger wurde es der Klafsky ermöglicht, einige Zeit den Unterricht der Marchesi zu genießen, dann verließ sie Wien, um als Chorsängerin an das Salzburger Stadttheater zu gehen, dessen Leiter die begabte Anfängerin auch in kleinen Opern- und Operettenpartien beschäftigte. Nach Beendigung der Spielzeit 1875/76 verheirathete sich die K. mit dem Kaufmann Liebermann, dem sie nach Leipzig folgte. Im Herbste 1876, nach Trennung der sehr unglücklichen Ehe, wurde die junge Frau von Angelo Neumann, dem Operndirector des Leipziger Stadttheaters, mit bescheidener Gage „für Chor und kleine Rollen“ engagirt. Bis 1879 wurde Frau K., entsprechend ihrer nur ganz allmählich vorwärts schreitenden gesanglichen Ausbildung (bei Rebling, Sucher und Paul Geisler, sowie später Hey) vorwiegend nur in sehr kleinen Partien beschäftigt (Brautjungfer, erster Knabe in Zauberflöte, Waltraute in Walküre ꝛc.); im September 1879 sang sie dann zum ersten Male die Wellgunde in „Rheingold“ und im October desselben Jahres als erste große Wagnerrolle die Venus im „Tannhäuser“. Hieran schlossen sich 1880 und 1881 die Alice in „Robert der Teufel“, die Erste Dame in der „Zauberflöte“, die Recha in Halévy's „Jüdin“, die Bertha im „Prophet“ und die Brangäne in „Tristan und Isolde“ (erste Aufführung in Leipzig am 2. Januar 1882). Während des Jahres 1882 war Frau K. Mitglied von Angelo Neumann's Richard Wagner-Truppe (Aufführung der Ring-Tetralogie in allen europäischen Großstädten) und übernahm neben und in Vertretung der ihr innig befreundeten Reicher-Kindermann die Partien der Sieglinde und Brünhilde. 1883, nach überstandener schwerer Krankheit, trat Katharina K. unter Neumann's Direction in den Verband des Bremer Stadttheaters, dem sie bis 1886 angehörte. Unter Anton Seidl's und Paul Geisler's Leitung entwickelte sich Frau K. hier zu einer dramatischen Sängerin allerersten Ranges. Mit jedem Auftreten entfaltete sich ihre umfangreiche Stimme voller und glänzender. Jetzt erst gewann ihr Gesang den großen, fortreißenden Zug, die aus tiefstem Innern strömende Beseelung und elementare Leidenschaftlichkeit, ihr Spiel jene überzeugende Wahrheit, die von da ab allen Leistungen der genialen Sängerin eigenthümlich waren.

Als Frau K. 1886 Mitglied des Hamburger Stadttheaters wurde, dessen größte Zierde sie zehn Jahre blieb, beherrschte sie neben den großen Wagnerpartien das gesammte classische Repertoir. Besonders in den hochdramatischen Rollen entfaltete sie die Macht und Fülle ihres wunderbar ausdrucksfähigen Soprans in hinreißenden und erschütternden Accenten. In allen Partien wurde sie eins mit dem dargestellten Charakter und erweckte durch die Wahrheit und suggestive Kraft ihres Spiels vollkommene Illusionen. Ihr Fidelio, ihre Isolde, Brünhilde, Elisabeth, Senta, Eva, Ortrud und Elsa in den Wagnerschen Musikdramen, ihre Eglantine, Recha, Rezia, Aïda, Alceste, Norma, Valentine, Donna Anna, Frau Fluth u. s. w. entsprachen bis ins kleinste dem dichterischen und musikalischen Urbild, trugen aber in vielen charakteristischen Einzelzügen den Stempel einer genialen Eigenart. „Sie gehörte zu den Wenigen“, so heißt es in einem der ihr gewidmeten Nachrufe, „welche die Gestalten des musikalischen Dramas mit ihrem eigensten Leben und ihrer Persönlichkeit zu erfüllen vermögen, weil sie ein eigenstes Leben und eine große Persönlichkeit besitzen. Was die Schröder-Devrient ihrer Zeit gewesen, das

konnte die Kunst der K. vor unserem Auge und Ohr lebendig werden lassen. Was sie gab, das baute sie auf aus den geheimnisvollen Mächten der Seele. So war sie immer die gewaltige Zauberin, welche die Herzen zu trösten, zu begeistern und zu erschüttern wußte".

Wie in Hamburg, Berlin und den übrigen deutschen Großstädten (Musteraufführungen in Stuttgart, München, Koburg u. s. w., Musikfeste in Köln, Aachen, Schwerin und Stuttgart), so hat Frau K. auch in Oesterreich, Frankreich, England, Italien, Rußland, Holland und Amerika durch zahlreiche Gastspiele ihrer Kunst begeisterte Verehrer gewonnen. Die größten Triumphe feierte sie noch 1895, ein Jahr vor ihrem Tode, in Amerika. Die dortigen Zeitungen nannten sie die idealste Isolde und Brünhilde, die größte Wagner-Interpretin ihrer Zeit, die gewaltigste Leonore („Fidelio"), mit der sich keine von allen Primadonnen der Neuzeit messen könne. Ihr Erfolg in allen größeren Städten der Union sei ein wunderbarer gewesen, wie ihn in den letzten 20 Jahren, seit Therese Tietjens und der jungen Patti, kein Künstler erzielt habe. Als sie nach der Heimkehr am 22. September 1896 unerwartet an den Folgen eines in Amerika erlittenen Sturzes in Hamburg starb, bewegte der Verlust dieser eminenten Sängerin alle Kreise Hamburgs aufs tiefste. — In zweiter Ehe war Frau K. mit dem Baritonisten Franz Greve († 1892), in dritter mit dem Capellmeister O. Lohse vermählt.

Vgl. Aus dem Leben und Wirken von Katharina Klafsky. Von Ludwig Ordemann. Hameln und Leipzig 1903. Ludwig Ordemann.

Klein: Anton K., katholischer Kirchenhistoriker, geboren am 10. August 1788 zu Wien, † am 9. April 1867 ebendaselbst. Er wurde im J. 1811 zum Priester geweiht, Herbst 1817 Professor der Kirchengeschichte am Lyceum zu Olmütz, 3. August 1820 Dr. theol., Anfang 1822 Professor der Kirchengeschichte in Graz, Herbst 1831 an der Universität Wien, 1834 Domherr bei St. Stephan in Wien. Werke: „Historia Ecclesiae christianae a nativitate Salvatoris usque ad obitum Pii VII. Pont. Max." (2 Bände in 3 Theilen, Graz 1827); „Geschichte des Christenthums in Oesterreich und Steiermark seit der ersten Einführung desselben in diese Länder bis auf gegenwärtige Zeit" (7 Bde., Wien 1840—1842).

Krones, Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz (Graz 1886), S. 503. — Wappler, Geschichte der theol. Facultät der Universität Wien (Wien 1884), S. 446, 267. — Litterar. Handweiser 1867, Nr. 56, Sp. 266. Lauchert.

Klein: Karl K., Elsässer Volksschriftsteller, Verfasser der „Fröschweiler Chronik", wurde 31. Mai 1838 zu Hirschland im nordwestlichen Elsaß geboren, Sohn des Schullehrers Joh. Phil. K. Schweizer Abkunft. Die ärmlichen, aber glückfrohen Verhältnisse des Elternhauses und den idyllisch-kleinen Rahmen des Heimathdorfs hat 1879 der einundvierzigjährige Mann aus lebendigem Rückgedenken als der „weiße Bub" in dem Buche „Vor dreißig Jahren" wiedererweckt, für sich und andere. Dort hören wir auf dem ersten Blatte, daß in dieser Gegend „unser gejagter Stammvater, ein Normandischer Exulant, mit 16 Kindern eine Zufluchtsstätte vor Ludwig's XIV. Dragonern" gefunden: K. ist mütterlicherseits Sprößling französischer Hugenotten. So fällt es denn auch kaum weiter auf, daß der Knabe, obwol die Familie gut deutsch war, durch Freunde des hart ums Brot bemühten Vaters auf ein collège zu Paris kam. Er absolvirte die Gymnasialclassen und erlernte ein ausgezeichnetes Französisch, was in den maßgebenden Kreisen Straßburgs damals geschätzt und wichtig war. Aber als er dann als Mitglied des theologischen Studienstifts St. Thomas zu Straßburg sich der protestantischen Theologie widmete, zeigte

er das deutsche Herz unter den französischen Formen, indem er in einen kleinen Cirkel deutsch gesinnter Studenten, die damals entstandene „Wingolf"-Filiale „Argentina" eintrat. Als deren Abgeordneter bei einem Stiftungsfest des Marburger „Wingolf" hielt der französische Unterthan einmal eine begeisterte deutschpatriotische Rede, sodaß ihn der alte F. Ch. Vilmar mit Thränen umarmte. Sonst war K. bei aller Gemüthlichkeit zurückhaltend, recht ein Kind des sog. „krummen Elsaß", ja früh gedankenverloren. Lectüre Luther's und der deutschen Mystiker, später die theologischen Schriften des Erlanger Professors Hofmann, Löhe's, Vilmar's festigte den nach persönlicher Glaubensüberzeugung ringenden Studenten gegen den in Straßburg herrschenden Rationalismus zum lebenslang positiv dogmenstarken Geistlichen und bestärkte ihn die gewählte Laufbahn im recht erkannten Sinne durchzuführen. Der Fröhlichste und Unternehmendste seiner Kameraden, der Lehrenden wie Lernenden Liebling — der „Hirschländer" — der mit Pflanzen, Thieren, Kunstwerken seine arme Zelle im Stift ausstattete und, der frische Blondgelockte mit den edeln Zügen, der zur Mandoline vor den Freunden schwärmerisch sang: so erschien er schon den letzteren ein Ungewöhnlicher, Zukunftsvoller, ein Glückskind. Zuerst unter allen Studiengenossen kam er ins Amt, 1860 als Pfarrverweser nach Bühl im Unter-Elsaß. Die Bauern trugen ihn auf Händen, aber als er mit Körper und Seele der Blattern, die ihn während einer Epidemie dem Tode nahe brachten, Herr zu werden suchte, übermannte ihm zum ersten Male die Schwermuth das Gemüth. Bald hergestellt, ging er 1862 als Privat-Vicar des ums Lutherthum verdienten Pfarrers Hosemann nach Paris, dessen Tochter Elisabeth in der 1865 geschlossenen Ehe die treue Mutter acht reichbegabter Kinder werden sollte. Als Hosemann's Gehülfe in Predigt und Seelsorge, besonders in Gefängnissen und Spitälern und während einer Choleraepidemie, wirkte K. unter den vielen deutschsprechenden Einwanderern missionarisch segensreich und beglückt und sammelte reiche Erfahrung, welche ihn für die Heimsuchungen der kommenden Jahre gestählt haben. Diese häufte auf ihn die im Februar 1867 erfolgte Anstellung als Pfarrer zu Fröschweiler im Unter-Elsaß mit dem Kriege von 1870. Freudig baute er dort auf dem neuen Grunde christlichen Lebens weiter, den sein Amtsvorgänger, der bekannte spätere Posener Oberconsistorialrath Max Reichard, in jener Gegend gelegt hatte: in dem abgeschiedenen Dörfchen, das wunderlieblich liegt zwischen Reben und Eichwald, wo das Hügelland in den Wasgau übergeht, vor dessen rothschimmernden Ruinen. Der Schloßherr Fröschweiler's, Graf Dürckheim, stützte das edle Streben Klein's, der bei kleiner Besoldung neben wachsender Kinderschar noch Eltern und Geschwister bei sich hatte.

Völlig unerwartet und mit einem Male brach die Weltgeschichte über den friedlichen Horizont dieses Seitenthals. Gerade unmittelbar neben und in Klein's Revier selbst, setzten die Schrecken des 70er Kriegs am 6. August mit der Schlacht bei Wörth furchtbar ein, und seine unparteiische, aber warmblütige „Fröschweiler Chronik" zaubert sie sinnfällig, theilweise hinreißend vor unsere Augen. Die Geschehnisse jener Tage bilden den Höhepunkt in seinem Lebensdrama. Es sind vielfach tragische Scenen, die uns seine Momentbilder, dazu seiner Schwester Ergänzungsskizzen, vorführen, aus den Stunden vor, während und nach jenem ersten großen Entscheidungszusammenstoße zwischen Klein's angestammten Volksgenossen und der Nation, der sein Herz allmählich immer stürmischer entgegenschlug. In Fröschweiler war das Drunterunddrüber eines erbitterten modernen Krieges großen Stils zuerst drastisch in Erscheinung getreten, und Pfarrer Klein, der alles Furchtbare davon am eigenen geringen Hab und Gut und in seinem verantwortlichen Amte hart gespürt hatte, mußte lindern und neuordnen. Auf seinen ergreifenden Hilferuf regten sich tausend

Hände, um die Wunden zu heilen, bis weit nach Altdeutschland hinein. Diese allseitigen Gaben und diese stark persönliche Theilnahme verwandelten den anfänglichen Groll gegen die Sieger in lebhafte Anerkennung und allmählich in Verständniß für die natürliche Zusammengehörigkeit. Für diesen innern Vorgang stellt K. selbst ein Musterbeispiel dar, wie seine Aufzeichnungen klarstens verrathen. Nach der Schlacht sammelte er Waffen, Uniformen, Instrumente, Karten u. s. w. vom Schlachtfeld zu einem hübschen Museum. Den Friedensausgleich krönte aber die auf Klein's Betrieb statt der bis auf die vier Mauern zerschossenen errichtete Fröschweiler „Friedenskirche“, und als dies herrlichste Denkmal des Wörther Schlachtfeldes im September 1876 Kaiser Wilhelm I. besuchte, erregte sie sowie des Freiherrn Löffelholz v. Colberg daselbst verwahrtes künstlerisches „Helden- und Todtenbuch“ mit Klein's Chronik der Fröschweiler Kriegsereignisse sein und seiner Begleiter Interesse. Diese seine Kriegserinnerungen hatte K. schon bald nach dem Friedensschlusse niedergeschrieben, zunächst nur für das Archiv der Kirche. Als er dann aber bei der Umschau nach einem Verleger in Straßburg und sonst abfiel, dagegen bei dem von Freunden angefragten bekannten Buchhändler C. H. Beck in Nördlingen Annahme fand, schlangen sich bald festere Fäden nach der bairisch-schwäbischen alten Reichsstadt im Ries. Im Herbst 1876 hatte er seinen Aeltesten auf das Prinz Salm-Horstmar'sche „Johanneum“ im dortigen Oettingen gebracht; das war der Beginn der Anknüpfung gewesen, dem dann eben sofort die Drucklegung seines Memoirenbüchleins entsprang. Bald ergab sich daraus ein tiefer einschneidender Umschwung für sein Dasein. Die Kämpfe innerhalb der evangelischen Landeskirche des Elsaß, die dem streng im Lutherthum wurzelnden Manne in seiner Orthodoxie bei aller individuellen Weichheit an die Nerven griffen, aber auch Beförderung oder nur Verbesserung angesichts des Vorwaltens des Liberalismus versperrten, auch die Sorge für die Erziehung der größeren Kinder erregten ihm den Wunsch nach ruhigerer städtischer Wirksamkeit im Reiche. Auf Zureden etlicher aufrichtiger Nördlinger Freunde bewarb er sich um die dortige vacante Hauptpredigerstelle, erst ohne, 1882, als sie wiederum erledigt war, auf seine mächtig einschlagende Gastpredigt über die Arbeiter im Weinberg hin mit Erfolg. Im Frühlinge 1882 trat er an die Spitze der Gemeinde der alten, schön erneuerten St. Georgskirche, daneben in die Function als Decan, Districtsschulinspector und Vorstand einer Präparandenschule. Dies vielseitige und verwickelte Amt fesselte aber K. nur, da freilich stark, von der kanzelrednerischen Seite, namentlich indem seine gewaltigen „von inniger Jesusliebe zeugenden, in edler, volksthümlicher Form vorgetragenen“ (so Haußleiter) Predigten die breiteste Zuhörerschaft wie ihn voll befriedigten. Dagegen mangelte zu seiner gewohnten intimeren Seelsorge außerhalb des Gotteshauses die Gelegenheit fast ganz, und die ausgedehnten Verwaltungsobliegenheiten wurden dem ungern an schriftliche Amtsarbeit und geschäftliche Ordnung gebundenen Mann Pein und Plage. Da brach im J. 1885 mit Rothlauf sein altes Kopfleiden schwer aus, griff rasch um sich, entriß ihn, zum ernstesten Bedauern aller Betheiligten, den Seinen im engern und weiteren Sinne. Den Rest seiner Tage, dreizehn Jahre, brachte er, in unheilbare Gemüthskrankheit verfallen, in der Kreisheil- und Pflegeanstalt zu Kaufbeuren zu. Unterbrachen auch nur bisweilen Lichtblicke die Nacht seines Trübsinns, so verließ ihn der Trost des Glaubens auch im ärgsten Dunkel nicht und täglich las er das Neue Testament griechisch. Nach 13jährigem Aufenthalte daselbst erlöste ihn am 29. April 1898 der Tod. In Nördlingen, wo man ihn aus hochachtungsvoller Rücksicht äußerlich im Amte belassen und sich seiner großen Familie treulich angenommen hatte, bettete man ihn unter ehrendster Betheiligung am 1. Mai äußerst feier-

lich zur letzten Ruhe. Alle, die Karl K. im Leben nahe getreten, haben denselben sympathischen Eindruck mitgenommen, den sein Bild hinterläßt. Tiefes, aber lebendig eröffnetes Gemüth, in echter Demuth fußende Schlichtheit, weiche Empfindung und herzliche Antheilnahme, offene nachdrückliche Bekennerschaft für Religion, Gottesglaube, Christenthum und sein Lutherthum, wie er sie verstand und festhielt: diese Hauptzüge seines Wesens verbanden sich zur Einheit eines Hochschätzung abzwingenden Charakters.

Die meisten Seiten seiner selbständigen Art spiegelt das anspruchslose Büchlein, das ihn bekannt, ja in gewissem Grade berühmt gemacht hat. Klein's „Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870", mit der seine harmonische, feinbesaitete und ungemein gemüthsreiche Persönlichkeit lange fortleben wird, schlug vor Weihnachten 1876 zündend ein, obwol das erste intensive Interesse an den 1870er Einzelheiten im Abflauen war. In 14 Tagen vergriffen, erlangte sie, auch durch den dem Verfasser schnell befreundeten Verleger, der sich um weiteste Verbreitung bemühte, bis 1878 4, bis 1899 16, bis heute (1905) 23 Auflagen, wozu 1897 eine, von Ernst Zimmer aus Augenschein fast congenial illustrirte Jubel(quart)ausgabe trat. Sie ist ein historischer Niederschlag Elsässer und deutscher Volksäußerung über den unmittelbaren Eindruck des 70er Krieges geworden, infolge ihrer Anlage, ihrer bewundernswerthen Ungeschminktheit, Frische und Wärme, ihres klaren und knappen Stils ein Volksbuch ersten Ranges, wie berufener Mund wiederholt geurtheilt hat. Johannes Haußleiter, eigentlich derjenige, dessen privater Auswahlvortrag aus dem Manuscript in einem Nördlinger Kränzchen 1876 die dortige Drucklegung veranlaßt, äußert: „Alles das, was das Volksgemüth im Elsaß vor dem Krieg, mitten unter den Schrecken der Schlachten, beim Uebergang zu neuen Zuständen in tiefster Bewegung erlebte, ist mit einer Wahrheit und Unmittelbarkeit zur Anschauung gebracht, die zum Mit- und Nacherleben auffordert und befähigt" und er vermittelt uns auch eine längere Würdigung vom baierischen Oberconsistorialpräsident Stählin, der wir entnehmen: Eine Psychologie des Kriegs von mächtiger Wirkung sei hier gegeben. Man erschrecke und erbebe in innerster Seele vor dem furchtbaren Ernst göttlicher Gerichte. In dem Erzähler trete uns ein Mann entgegen von feinem Sensorium für die innersten Triebe, die Leiden und Freuden, die wahren Bedürfnisse des Volks, voll Nüchternheit und zugleich voll Charakter in Bezug auf die nationale Frage, voll echten Christenthums. Und Haußleiter fügt hinzu: „Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, findet in dem Buch eine Charakteristik des Verfassers, wie sie niemand treffender schreiben könnte; man sieht in seine feine, fast allzu empfindsame Seele hinein." Karl Gerok, von andern warmen Lobrednern zu geschweigen, hat das Buch eine einzigartige tieferschütternde Lectüre genannt. Endlich hat der geistreiche Franz Servaes in einem Essay über die Grundlage des dazumal im Haag verlangten Weltfriedens sich wie folgt ausgelassen:

„Wir möchten einen Mann reden hören, der im Wirrwarr unmittelbarster Ereignisse gleichsam die Glocke der Ewigkeit läuten hört: Das wäre uns ein wahrhaft Auserlesener. Und seltsam, dieser Auserlesene ist da, seit manchen Jahren schon, und das Volk hat seine Stimme vernommen und hat ihr andachtsvoll gelauscht, blos die ‚Gebildeten' haben sich noch ziemlich spröde verhalten, sie haben ihre Interessen mehr anderwärts spazieren geführt. Und doch verdient die ‚Fröschweiler Chronik' gerade von den Allergebildetsten recht fleißig gelesen zu werden und selbst auch artistische Feinschmecker können ein wahres Labsal daran finden, denn ihr Verfasser, der Pfarrer Klein, ist ein Mann, der das Schreibhandwerk im Handgelenk hat und ausbündig versteht. Und doch

ist's ihm wahrhaftig um's Schreiben nicht zu thun, sondern einzig um die Sache, um das Ausschütten seines übervollen Herzens, um das Niederlegen seiner weltgeschichtlichen Erfahrungen. Und da griff er denn als ein echter Gottesmann zum Federkiel und setzte in starken und doch zarten Strichen, und überall aus der Kraft seines alemannischen Volksgemüths schöpfend, ein breites, furchtbares Gemälde hin, durch das die Brandfackel des Krieges loht. An Schriften des siebzehnten Jahrhunderts, an den ‚Simplicissimus‘ wird man erinnert, wenn man diesen Pastor vom Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts liest! Diese Volkskraft, diese Macht und Fülle der Anschauung, diese Unmittelbarkeit der Darstellung, dieses glaubensstarke Herz! Das Buch gehört bereits heute der Weltlitteratur an. . . .“

So hatte der Zufall des Lebens K. als Erzähler und Volksschriftsteller entdeckt, und es folgte 1880 „Vor dreißig Jahren. Eine alte Geschichte für unsere neue Zeit, unserm Volk zu Nutz erzählt“, höchst ansprechende Erinnerungen von 1848—52 aus seiner Heimathgemeinde in erzählendem Kleide, in einer zwischen Berthold Auerbach und Rosegger liegenden Selbständigkeit. Auf eine ungewöhnlich natürliche, zarte, man mag sagen unschuldige Liebesgeschichte im 21. Capitel „Mutterseelenallein unter'm Apfelbaum“ macht K. Hackenschmidt aufmerksam. Dieser elsässische Studien- und Amtsgenosse, auch genaue Kenner Klein's weist auch darauf hin, daß in den kleineren Dorfgeschichten, wie solche außer in „Vor dreißig Jahren“ im „Kinderfreund“, im „Nachbar“ u. a. Blättern erschienen, durch die Gabe sich in die Seele des Volkes zu versetzen und aus ihr heraus zu reden, K. an Jeremias Gotthelf heranreiche, und daß wie bei diesem, Albert Bitzius, die Bauern oft in den Erzählungen ihres Pfarrers sich nebst ihren Erlebnissen, Thorheiten und Fehlern mit Aerger wiedererkannten, sie jedoch durch Klein's seelsorgerische und menschliche Hingabe stets ihm von neuem gewonnen wurden. Inhaltlich bildet „Vor dreißig Jahren“, diese Perlenkette von 29 Skizzen, die das Schlußwort ein „Zeitbild“ heißt, ein Präludium, in der litterarisch-ästhetischen Originalität ein Seitenstück zur „Fröschweiler Chronik“. Fanden nun auch die jüngern Arbeiten Klein's viele Freunde, so ging's mit dem äußern Erfolg wie so oft: der erste geschickte Wurf stach jüngere Arbeiten aus, und so nennt man den, zweifellos an positivem Stoffe, ja auch an kunstmäßiger Einzelausgestaltung die „Chronik“ übertreffenden Culturabschnitt des Jahrviertels 1848—52 nur selten neben dem Erstlinge, der seinem Schöpfer zum verdienten Ruhme verhalf. Und doch bewundern wir in den Scenen, Gesprächen und Gemälden aus der Sphäre des westlichen Deutschthums die unaufdringliche Schärfe praktischer Volkspsychologie, die ihr Senkblei in den Beobachtungen über den Neubruch socialer Verhältnisse nach und zufolge dem „tollen Jahr“ sicher auswirft. Im genaueren — oben angedeuteten — Vergleiche mit den provinziell und idiomatisch verwandten epischen Leistungen eines Auerbach oder des zu urwüchsigen Deutschschweizers Bitzius-„Gotthelf“ bekundet K. angeborene Vollkraft des Gedankens, der Anschauung, des reproducirenden Stiftes. Diese, deren Bethätigung das Fesselnde des wirklich erzählenden Beiwerks bei jenen zwei Parallelerscheinungen großentheils fehlt — zwar heißt's am Ende der Einleitung: „eine Dorfgeschichte zu erzählen, bin ich doch gekommen“ — läßt echte und rechte deutsche Art aus dem Elsaß und Deutschlothringen sichtbar werden wie bei Otte, den Brüdern Stöber, Karl Candidus, dem 1888 viel zu früh gestorbenen, viel zu wenig bekannten Wilh. Sommer (s. A. D. B. XXXIV, 607 f.); „Elsässer Geschichten“, 3 Bände, 1892—94).

Jedenfalls lassen beide Werke Klein's den frühen tragischen Ausgang des hochbegabten originellen Volksschriftstellers schmerzlichst bedauern, der trotz ernsten

Grundzugs köstliche Laune besitzt und jedem Alters- wie Bildungsstande hohen Genuß bereitet. „Wie der Vetter Hansjockel in Jeisle's Wollsack hineinkommt" und „Was ein Paar silberne Schuhschnallen kosten" (1881; H. Klein's [Barmen] Volksbibliotheken) sind kleinere Früchte seines Talents, gemäß dem letzten Absatz der „Fröschw. Chr.". Dieser zeige hier K.s litterarischen Stil und Zukunftsplan: „Der Erzähler hätte noch gar vieles zu sagen über Land und Leute, wie es seit sechs Jahren [1876 niedergeschrieben] im Elsaß gegangen, wie es geht und gehen muß; wie es in Städten und Dörfern, in Kirche und Schule, im Familien- und Volksleben aussieht; welche Fort- und Rückschritte, Verbesserungen und Verböserungen allenthalben geschehen sind. Ach! eine ganze Menge von Fragen und Antworten liegen einem auf der Seele! Aber der Winter ist vor der Thür — es wird kalt und kälter. — Kommt Zeit, kommt Rath. — Wenn die Tage wieder länger und die Eiszapfen kürzer werden, wollen wir vielleicht einmal wieder einen Rundgang machen und sehen, wie viel Uhr es in den Reichslanden geschlagen hat." Leider ist nichts weiter daraus geworden, mit infolge des Winters, den Haußleiter aus diesen Worten symbolisch ausdeutet, nämlich der Geistesnacht, die K. überfiel. Die „Fröschweiler Chronik" hat jedoch eine lange Reihe von Darstellungen aus den Federn von Mitkämpfern oder Mithandelnden hervorgerufen oder wenigstens eröffnet, die für die andauernde Volksthümlichkeit des tief eingreifenden Waffenganges von 1870/71 laut zeugen. Vielleicht darf man sogar einen leisen Zusammenhang annehmen zwischen der immer mehr angewachsenen Popularisirung des blutigen Anfangsringens bei Fröschweiler, die Klein's Darstellung beschieden war, und der gründlichen einschlägigen militaristischen Speciallitteratur von französischer und deutscher Seite neuesten Datums (General Bonnal, „Froschweiler"; Lehautcourt's Buch über 1870/71, 1903; Major Kunz, „Der Kampf um den Fröschweiler Wald" 1902 u. s. w.), indem K. die Theilnahme dafür neu und stark rege gemacht hat. Ein unmittelbarer litterarischer Pflänzling des eindrucksvollen Klein'schen Buches ist dagegen das vieractige Schauspiel „Fröschweiler" von Ferdinand Runkel und Hans v. Wentzel, das Anfang 1900 im Schillertheater zu Berlin einen starken Erfolg errang und im Herbst sogar von der Direction des New-Yorker Irving Place-Theaters zur sofortigen Aufführung erworben wurde. Dessen Handlung aus dem Deutsch-französischen Kriege lehnt sich direct an die Chronik des Pfarrers von Fröschweiler an; den Angelpunkt des dramatisch wirksamen Conflicts bildet die Liebe zweier Brüder, deren einer in deutschen, der andere in französischen Diensten ist, zum Edelfräulein auf Schloß Fröschweiler: „die Lösung im allgemein menschlichen Sinne und der schöne patriotische Zug, der das Ganze beherrscht, gewannen dem Schauspiel die Sympathie des Publikums".

Vgl. „Zur Erinnerung an den k. Decan und Hauptprediger Karl Klein in Nördlingen, Verfasser der ‚Fröschweiler Chronik'" (Nördlingen, Privatdruck von C. H. Beck, 1898): neben drei Aussegnungsreden ein „Lebenslauf, verlesen von Vicar Bruglocher", S. 20—25. Zur Lebensgeschichte. — K. fehlt in sämmtlichen Compendien, Schriftstellerlexicis u. s. w. bis auf Frz. Brümmer's Lex. d. dtschn. Dichter u. Pros. d. 19. Jhrhs.[5] II, S. 553 (nach Hackenschmidt, s. u.) und vorher L. Fränkel i. „Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrol." III 262 f. — muß die authentische Notiz (des Verlegers) in Nr. 113 v. 21. Mai 1898 der „Beilage zur Allgemeinen Ztg." beachtet werden, die die ebd. Nr. v. 9. Mai S. 8 und in manchen Tagesblättern, z. B. „Münch. Neuest. Nachr." Nr. 203 v. 3. Mai 1898, S. 3, gelieferten Daten berichtigt. Eine Lebensskizze mit Bildniß erschien in Bd. 34 (1898), Nr. 43, S. 687 f. des Wochenblatts „Daheim" von Karl Hackenschmidt, einem intimen Lebens-

freunde Klein's (eine kürzere im „Daheim-Kalender 1900“ S. 251 f.; da Druckfehler „Hirschwald“ als Geburtsort). Diese und Prof. Dr. Joh. Haußleiter's Lebens- und Charakterbild „Zur Erinnerung an Pfarrer und Decan Klein“, S. V—IX der neuesten Ausgaben der „Frschwlr. Chronik“ seit 1903, sind hier, vielfach sogar wörtlich, als authentisch eng benutzt. Der Beck'sche Verlag (Ernst Rohmer) hat eine Anzahl gewichtiger Stimmen über die hohe Bedeutung der „Fröschweiler Chronik“ theils den Prospecten, theils den Vorsatz- und Umschlagblättern eingefügt; einzelnes davon steht in des Verlegers Geleitwort zur „illustrirten Jubelausgabe“ 1897, S. VII—IX und in deren Ankündigung vom Juni 1896, dabei auch D. v. Stählin's oben ausgezogener Artikel aus der „Allgem. evangelisch-luth. Kirchen-Ztg.“ und Frz. Servaes' citirter Aufsatz Mrgbl. d. „Neuen Fr. Presse“ v. 31. Mai 1899. „Ungedruckte Skizzen“ K.s „Aus den Tagen der Schlacht bei Wörth“ in Th. Gümbel's „Erinnerungen e. freiw. Krankenpflegers . . . 1870“ (1890). Das Porträt im „Daheim“ stimmt mit der Photographie des entschieden idealen, schwärmerisch in die Welt schauenden Kopfes, die Hofphotograph H. Brandseph in Stuttgart (ihm verdankt man u. a. auch die beste Uhland-Photographie) angefertigt hat. Ueber Runkel-Wentzel's Drama „Fröschweiler“, s. Allgem. Moden-Ztg., 102. Jahrg., Nr. 10 v. 4. März 1900, S. 154 u. Nr. 38 v. 16. Sptbr., S. 602; außerdem Berliner Tagesblätter nach der dortigen Erstaufführung. — Als ein wahrhaftes Supplement und selbständiges Seitenstück sind endlich rühmlich zu nennen: „Fröschweiler Erinnerungen. Ergänzungsblätter zu Pfarrer Klein's Fröschweiler Chronik von Katharina Klein, Schwester des Verfassers der Fröschweiler Chronik“ (2., vermehrte Auflage, 1899), von Johs. Haußleiter eingeleitet. Schließlich sei erwähnt, daß nur Hackenschmidt Klein's Geburtsort richtig als elsässisch bezeichnet, alle andern rechnen ihn zu Lothringen, an dessen Nordostgrenze er freilich liegt. Vgl. Dietrich's Bibliographie der Zeitschriftenliteratur V, 153.

Ludwig Fränkel.

Kleinmichel: Fr. Julius K., Genremaler, geboren am 5. März 1846, Sohn eines Oberförsters in Rodzonne bei Graudenz, † am 12. August 1892 zu München. Frühe verwaist kam K. zu Verwandten nach Königsberg, die ihn zum Techniker zu bilden und später zu adoptiren gedachten, um ihr Geschäft weiter zu führen. Doch die großen materiellen Vortheile dieses Anerbietens reizten den Jüngling nicht, der lieber, oft bis spät in der Nacht, über seinen Zeichnungen saß und nichts sehnlicher wünschte als die Künstlerlaufbahn zu betreten. So kam er endlich in die Kunstschule zu Karl Ludwig Rosenfelder; 1870 brachte er sein erstes humoristisches Bild mit dem „Vom Großvater auf den Enkel“ vererbten Frack zur Ausstellung, welches freundlich aufgenommen weiter ermunterte, weshalb K. nach dem Tode seiner Pflegeltern 1871 nach Berlin ging. Während einer Studienreise nach Rügen, wo er damals schon sehr hübsche Motive einheimste z. B. die Scene „Vor dem Pfarrhause“ (in Nr. 16, Bazar vom 22. April 1872) und der „Sonntag-Nachmittag“ (ebendas. Nr. 34 vom 29. September 1872) kam er mit Salzmann und Joh. Arthur Severin Nikutowski in Fühlung, die ihn nach dem fröhlichen Düsseldorf einluden, wo K. seine „Fischer-Scenen“, die „Konfirmandinnen vor der Kirche“ und andere Stoffe verarbeitete, darunter auch der eine Vogelscheuche plündernde „Vagabund“ (Allgem. Frauen-Ztg. 1873, S. 44), die ihm neue Bestellungen einbrachten. Inzwischen hemmte die erfreuliche Thätigkeit des Künstlers ein hartnäckiges Fußleiden, die Folgen eines unglücklichen Sturzes aus seiner Knabenzeit; vier Jahre war er gezwungen, auf dem Krankenlager zuzubringen. In dieser Zeit bethätigte sich K. als Illustrator für verschiedene

Zeitschriften, darunter auch das „Daheim" in Leipzig, welches ihm 1878 eine Stelle als artistischer Leiter übertrug. Hier vermählte er sich mit Selma Dunsky aus Tiflis und gewann die Freundschaft des Dichters und Jugendschriftstellers Jul. Lohmeyer (1835—1903), dessen Schriften, darunter die Zeitschrift „Deutsche Jugend" K. mit den reizendsten Illustrationen zierte. Damit hatte K. in das ihm ganz zuständige Bereich eingelenkt, auf welchem er die von Ludwig Richter gebahnten Wege, im Wetteifer mit Oskar Pletsch u. A. weiter beschritt. Auch der Einfluß von Kate Greenaway's englischen Kinderbüchern machte sich fühlbar. Während Oskar Pletsch die Eltern eroberte, gewann K. die Freundschaft der Kinder, obwol diese meist keine vorwiegende Neigung kundgeben, sich selbst und ihr Thun und Treiben abconterfeit zu sehen. Ihr Leben in Freud und Leid, in Spiel und Ernst darzustellen war seine besondere, ihn und die Beschauenden gleichmäßig beglückende Gabe. Das unbewußte Dichten, Treiben und Trachten der Kleinen im Winkel und Gäßchen, auf Feld und Flur, im Wohnhaus und am Seegestade nachzubilden und treffend, packend, humorvoll festzuhalten, war seine besondere Domäne. Damit verband K. eine an Paul Thumann erinnernde vornehme Decenz, ein Maßhalten in der Charakterisirung, eine ungesuchte Frische und Lebendigkeit der Auffassung, die in knappster Form den Meister verrieth. Mit Victor Blüthgen's Versen ausgestattet erschien das Buch „Im Flügelkleide" (bei Theo. Ströfer in München), welchem alsbald der „Kinderhumor" und mit Texten von Helene Binder und E. Biller weitere Bilderbücher folgten, welche in mehrfachen Uebersetzungen auch den Weg ins Ausland fanden. Zu den anmuthendsten Erzeugnissen Kleinmichel's zählt das Buch „Aus der Jugendzeit" (Leipzig bei E. Twietmeyer) mit Gedichten von Franz Dittmar, dann „Für kleine Leute" (München bei Fr. Bassermann) und das wechselreiche „Die Welt vom Fenster aus" (Breslau bei Wiskott) mit Versen von Joh. Trojan, die „Kinderwelt", „Mein Vaterhaus", „Schnurrige Kerle" u. s. w. Seit 1882 in München wendete er sich neuerdings der Malerei zu und brachte sehr anziehende Bildchen in den Kunstverein und die großen Ausstellungen im Glaspalast: ein Kinderfest im Walde, den „Eifrigen Botaniker" (1884), den „Schwierigen Anfang" im Schreibunterricht (1887), die Gratulation zum Geburtsfeste der Großmutter (Nr. 27 der Gartenlaube 1889), die „Unfolgsame Patientin", das „Plaudertäschchen" (1888), den heiteren „Nimmersatt" (1891), den „Wichtigen Brief" (1892). Die fleißige Arbeit unterbrachen sommerliche Studienreisen in die ostpreußische Heimath, nach Rügen, Tirol und Capri, wo er überall reiche Stoffe für künftige Bilder einheimste. Doch litt seine körperliche Kraft unter einer schleichenden Krankheit. In Bozen streifte ihn ein leichter Schlaganfall. Kaum leidlich hergestellt, machte eine heftige Bronchitis zu München dem schönen Schaffen ein jähes Ende.

Vgl. den Nachruf in Nr. 17 „Anzeiger der Münchener Künstler-Genossenschaft", 24. Aug. 1892 (nach einem früheren Artikel in R. Bong's „Moderne Kunst"). — Nekrolog im Münchn. Kunstvereinsbericht f. 1892, S. 71 ff. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 693. — Singer, 1896. II, 348.

Hyac. Holland.

Kleist: Franz Wilhelm von K., königlich preußischer Generallieutenant, am 19. September 1806 zu Körbelitz bei Magdeburg geboren, der Sohn eines Majors im Ingenieurcorps, trat am 1. October 1823 bei der 3. Pionierabtheilung zu Magdeburg in die nämliche Waffe, wurde aber erst am 1. April 1829 Officier und seit 1833 im Festungsbaudienste verwendet, in welchem er während seiner ganzen Dienstzeit fast ausschließlich thätig gewesen ist. Er war einer der erfolgreichsten Mitarbeiter an den Werken der neupreußischen

Befestigungsart, deren Gedanken und Einrichtungen er besonders in Swinemünde, wo er von 1852 bis 1857, und in Königsberg, wo er von 1857 bis 1861 Festungsbaudirector war, verwirklicht hat. Sein Aufstieg in höhere Dienstgrade blieb zunächst, wie er zu Anfang gewesen war, sehr langsam; erst 1847 wurde er Hauptmann, 1856 Stabsofficier, bei der Mobilmachung für den Krieg gegen Oesterreich im J. 1866 Generalmajor. An diesem Feldzuge, vor dessen Beginne er Inspecteur der 2. Festungsinspection zu Berlin war, nahm er als 1. Ingenieurofficier beim Generalcommando des V. Armeecorps unter Steinmetz theil. Dann wurde er Inspecteur der 1. Ingenieurinspection zu Berlin und bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich als Ersatz für den anderweit verwendeten General v. Kameke (s. oben S. 26) stellvertretender Generalinspecteur des Ingenieurcorps und der Festungen. Als solcher gehörte er dem Großen Hauptquartiere an und ordnete namentlich die zur Einschließung von Paris erforderlichen Arbeiten bis General v. Kameke zurückkam und die Oberleitung des Ingenieurangriffs übernahm. Im März 1871 aus Gesundheitsrücksichten heimgekehrt, trat K. am 16. September d. J. in den Ruhestand und starb am 26. März 1882 zu Berlin im Hause seines Schwiegersohnes, des Generals v. Biehler (s. A. D. B. XLVI, 543). K. war adelig geboren, sein Vater legte später, durch Familienverhältnisse bewogen, den Adel nieder, dem Sohne wurde 1860 gestattet, ihn wieder aufzunehmen.

H. v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, IX. Jahrg. Berlin. B. v. Poten.

Kleist-Retzow: Hans Hugo von Kl.-R., der markanteste Vertreter des altpreußischen Junkerthums in der Bismarck'schen Zeit, wurde am 25. November 1814 zu Kieckow im Kreise Belgard in Pommern geboren und starb ebenda am 20. Mai 1892. Dem altberühmten pommerschen Geschlechte der v. Kleist angehörig, hat er den Namen Kleist-Retzow, unter dem er bekannt geworden ist, erst seit dem 24. Lebensjahre geführt, indem sein Vater Hans Jürgen v. Kleist, geb. 1771, † 1844, Herr auf Kieckow, Gr. Tychow, Kl. Krössin, Gr. Konarzin und Möthlow, Landrath des Kreises Belgard und Erbküchenmeister von Hinterpommern, mit königlicher Genehmigung vom 13. Februar 1839 infolge einer testamentarischen Verfügung seiner (Hans Jürgen's) Großmutter, der Wittwe des aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Generallieutenants Wolf Friedrich v. Retzow, als Erbe des Retzow'schen Gutes Möthlow im westhavelländischen Kreise für sich und seine Leibeserben Namen und Wappen der v. Retzow annahm. Hans Hugo, genannt Hans, war der jüngste Sohn Hans Jürgen's, das einzige Kind aus dessen dritter Ehe, die er mit Auguste v. Borcke, verwittweten Frau v. Glasenapp (geb. 1778, † 1847) schloß. Hans Hugo genoß von seinem zehnten Jahre an Unterricht bei einem mehr rationalistisch gerichteten Pfarrer in Gr. Tychow bei Belgard. Im October 1828 brachte ihn sein Vater nach Schulpforta. War bisher seine noch mehr wie die Eltern von den pommerschen Erweckten, den Anhängern der Herren v. Below-Reddentin und Adolf v. Thadden-Trieglaff, angeregte Stiefschwester Liutgarde v. Glasenapp, die spätere Mutter der Fürstin Johanna v. Bismarck, auf sein inneres Leben von besonderem Einflusse gewesen, die u. a. in ihm den Wunsch weckte, dereinst den Beruf eines Missionars zu ergreifen, so schloß er sich in Schulpforta besonders an den Theologen Schmieder, der später Director des Wittenbergischen Predigerseminars und einer der Begründer der inneren Mission wurde, an. Daneben wirkte der Mathematiker Professor Jacobi sehr auf ihn ein. Sein erster Obergeselle war der nachmalige Aegyptologe Richard Lepsius, mit dem er bis an sein Lebensende be-

freundet blieb. Inniger wurde seine Freundschaft mit seinem Altersgenossen, dem jüngsten Bruder des Historikers Leopold v. Ranke, späteren Marburger Theologen Ernst Ranke. Der Verkehr mit diesem wurde auch für seine religiöse Entwicklung von Bedeutung. K. zeichnete sich bald durch Fleiß und Gaben auf der Anstalt aus und bestand am 1. September 1834 als Primus Portensis die Reifeprüfung, um darauf acht Monate als Freiwilliger beim 5. (Blücher'schen) Husarenregiment in Belgard zu dienen. Dann studirte er, großentheils mit Ernst Ranke sowie dem späteren Superintendenten Freiherrn v. Rechenberg zusammenlebend, in Berlin (Mai 1835 bis October 1836 und Sommer 1838) und Göttingen (Dezember 1836 bis März 1838) die Rechtswissenschaften. Außer juristischen Collegien bei Savigny, Homeyer und Mühlenbruch, von denen besonders Savigny's Schüler Mühlenbruch für seine Ausbildung wichtig wurde, hörte er auch bei Karl Ritter, Leopold Ranke, Henrich Steffens und Dahlmann, die ebenfalls anregend auf ihn wirkten. In Berlin ging er sehr im geselligen Leben auf; so verkehrte er viel in den Häusern August Twesten's und des Ministers Eichhorn. Gleichzeitig fand er Anschluß an die Kreise des frommen Barons v. Kottwitz, in dessen Hause er viel des Sonntags war. Sein Aufenthalt in Göttingen fiel in die Zeit der Feier des hundertjährigen Bestehens der Georgia Augusta und des Auszugs der Sieben. Er hat damals, wie es scheint, im wesentlichen eine neutrale Haltung im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der Studenten bewahrt. Im Herbste 1838 wurde er Kammergerichtsauscultator beim Stadtgericht in Berlin, 1840 Referendar beim Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. unter dem Vicepräsidenten Ludwig v. Gerlach. Die Berührung mit diesem und dessen Bruder Leopold, der damals als Chef des Generalstabes des 3. Armeecorps ebenfalls in Frankfurt stand, wurde für ihn von großer Bedeutung, desgleichen die Freundschaft, die er in Frankfurt mit dem damaligen Referendar, späteren Kreuzzeitungsredacteur Hermann Wagener schloß. Ludwig Gerlach's richterliche Thätigkeit sowol wie dessen kirchliche Anschauungen und überhaupt dessen ganze Persönlichkeit machten einen außerordentlichen Eindruck auf ihn. Mit Wagener ging er zusammen zur Vorbereitung für das Assessorexamen im J. 1843 nach Berlin. Beide verkehrten dort viel mit dem damaligen Privatdocenten, späteren Professor der Theologie Kahnis, dem Assessor, späteren Geheimrath Bindewald und sonstigen streng religiös gerichteten Altersgenossen. Damals trat K. auch in Beziehungen zu dem nachherigen Geheimrath Schede, mit dem ihn in der Folge die engste Freundschaft verbinden sollte. Am 3. September 1844 bestand K. das Assessorexamen. Die Prüfungscommission rühmte in ihrem Bericht an den Minister u. a. bei ihm die „Gabe des mündlichen Vortrages". Schon einige Zeit vorher war K. gegen eine starke Minderheit an Stelle seines am 13. März 1844 verstorbenen Vaters zum Landrath des Kreises Belgard gewählt und am 20. August auch ernannt worden. Unter dem 1. October wurde ihm die Ernennung zugestellt. Er widmete sich sofort mit großem Eifer der Verwaltung seines Kreises, die er sieben Jahre führen sollte, und bewirthschaftete daneben die von seinem Vater ererbten Güter Kieckow und Kl. Krössin. Eine bemerkenswerthe Unterbrechung dieser Zeit bildete die Reise, die er im Herbst 1847 zusammen mit Ludwig v. Gerlach und Thadden-Trieglaff durch Baiern, die Schweiz und den Rhein hinunter unternahm. Sie bezeichnet etwa den Abschluß seines innerlichen Werdeganges. Seitdem war er mit sich, religiös und politisch, so gut wie fertig. An den gewonnenen Anschauungen, zu denen er sich, was die religiösen anbelangt, mit heißem Bemühen, dem zum Theil nicht ein asketischer Zug fehlte, durchgerungen hatte, hielt er sein Lebenlang unverrückbar fest.

Gleich darauf, im J. 1848, wurde er in die politische Arena gerufen, um Zeugniß von seinem Können und Denken abzulegen. Er zeichnete sich damals durch ungewöhnliche Entschlossenheit und sichere Haltung aus. Er war es, der durch eine von ihm angeregte Adresse des Belgarder Kreistages an den nach England geflüchteten Prinzen von Preußen, in der dieser um seine Rückkehr ersucht wurde, das Signal zu einer ganzen Reihe ähnlicher Kundgebungen gab. Die erfreute Antwort, die er vom Prinzen erhielt, ist ihm vielleicht das kostbarste Document geworden, das ihm in seinem öffentlichen Leben zu theil wurde. Eine hohe Freude war es gleichfalls für ihn, als der bald darauf heimgekehrte Prinz und noch mehr dessen Gemahlin, die Prinzessin Augusta, ihm als Vertreter des Kreises in Stettin in auffälliger Weise ihren Dank wiederholten. Der Prinz behielt einige Zeit mit ihm politische Fühlung. K. war dann zugegen, als im Sommer 1848 in Reinfeld im Garten von Bismarck's Schwiegervater Heinrich v. Puttkamer eine Berathung zur Abwendung der dem Lande durch die Revolution drohenden Gefahr stattfand, an der außer ihm und dem Gutsherrn noch Bismarck und Herr v. Below-Hohendorf theilnahmen. Below regte die Berufung eines Gegenparlamentes gegen die preußische Nationalversammlung an und Kleist wurde beauftragt, den mit seinem Vater befreundeten agrarischen Schriftsteller v. Bülow-Cummerow, der unter seinen Standesgenossen wegen der Beweglichkeit seines Geistes und seiner fruchtbaren Feder außerordentlich angesehen war, zur Berufung dieses Gegenparlaments zu veranlassen. Bülow ging darauf ein, und so kam das vielberufene Junkerparlament zustande, das am 18. und 19. August 1848 in Berlin tagte und dessen Vorsitzender Kleist wurde. Dies sollte für seine Laufbahn entscheidend werden. Auch nach dem Urtheile der Gerlachs, denen die ganze Versammlung und insbesondere Bülow weniger zusagte, erwies sich K. als ein ausgezeichneter Präsident. Ebenso zeigte er, daß er ein tüchtiger Redner war, der namentlich agrarische und verwaltungsrechtliche Materien beherrschte. Mit einem Schlage wurde er jetzt allgemein bekannt. Das Junkerparlament aber erwies sich als eine fruchtbringende That, wie Leopold Gerlach später rückschauend notirte: „als die Basis und der Anfang der kleinen, aber mächtigen Partei“. Anfangs sah es so aus, als sollte Kleist's Haltung auf dem Junkerparlament üble Folgen für ihn nach sich ziehen. Die Kritik der agrarischen Gesetze Hansemann's auf der Tagung hatte zur Folge, daß K. von dem Minister des Innern, Kühlwetter, in eine Disciplinaruntersuchung gezogen wurde. Der bald darauf an Kühlwetter's Stelle tretende Minister Eichmann schlug jedoch das Verfahren sofort nieder. Kleist's kühnes und sicheres Auftreten ließen in der Kamarilla den Gedanken entstehen, bei Bildung des Ministeriums Brandenburg K. zum Minister des Innern vorzuschlagen. Doch verhielt sich K. dagegen ablehnend, weil er sich noch nicht einer solchen Aufgabe gewachsen fühlte; dies brachte ihm einen Vorwurf Bismarck's ein, der ihm Entschlossenheit als das einzige Erforderniß der Zeit bezeichnete. Nach Auflösung der preußischen Nationalversammlung wurde K. in die Kammer gewählt. Der Prinz von Preußen schrieb ihm bei dieser Gelegenheit eigenhändig ein herzliches Glückwunschschreiben. Gleich darauf (Februar 1849) sondirte ihn Leopold v. Gerlach aufs neue wegen Uebernahme eines Ministeriums, und zwar sollte er das landwirthschaftliche übernehmen. K., der Zeit seines Lebens persönlich eine große Bescheidenheit bekundete, lehnte indes einstweilen abermals ab. Bei Eröffnung der Kammer setzte er einen amtlichen Gottesdienst im Dom durch. Zur selben Zeit veranlaßte er in Belgard die Gründung eines conservativen Blattes, „Der Pommer“, an dem er selbst mitarbeitete,

das aber bald wieder einging. Eine Erklärung, die er darin während eines Wahlkampfes gegen einen liberalen Gutsbesitzer erließ, brachte ihm eine Verurtheilung zu sechs Monaten Festung ein, welche Strafe in zweiter Instanz in eine Geldbuße umgewandelt und schließlich im Gnadenwege erlassen wurde. Bei der Gründung der Kreuzzeitung im Frühjahr des Jahres 1848 war er unter den eifrigsten und erfolgreichsten Förderern dieses großen Unternehmens, nachdem er schon im J. 1847 lebhaft das Bismarck'sche Project zur Gründung einer conservativen Zeitung, das nicht zur Ausführung gebracht wurde, unterstützt hatte. Der Kreuzzeitung blieb er fortan ein einflußreicher Berather und hat bis in seine letzten Lebensjahre an ihr mitgearbeitet.

Bis zum Jahre 1853 gehörte K. der zweiten Kammer für den Wahlkreis Belgard=Neustettin=Schivelbein=Dramburg, durch königliche Berufung 1850 auch dem Staatenhause in Erfurt an. Er trat sehr bald als feuriger Wortführer der äußersten Rechten hervor. Er gehörte zu der kleinen Minderheit, die gegen die Annahme der Kaiserkrone stimmte. Bei dem Eide auf die Verfassung, der ihm in hohem Grade bedenklich schien, erließ er mit einigen Gesinnungsgenossen eine Sondererklärung. Die Entschließungen des Königs bei Erlaß der Botschaft wegen der Eidesleistung auf die Verfassung wurden von ihm noch in letzter Stunde wesentlich beeinflußt im Hinblick auf die künftige Bildung des Herrenhauses. An dieser selbst hat er auch nachher, insbesondere im J. 1852, unter unmittelbarer Berathung des Königs, einen hervorragenden Antheil genommen. Die Consequenz und Beharrlichkeit, mit der er bei diesen Gelegenheiten verfuhr, nicht minder wie seine Beredsamkeit übten auch auf einen so einsichtsvollen Beobachter, wie den 24 Jahre älteren General Leopold v. Gerlach, einen außerordentlichen Eindruck aus. Bei den parlamentarischen Verhandlungen trat er insbesondere bei der Communalgesetzgebung und bei dem Ablösungsgesetz hervor. Auch Graf Brandenburg dachte in dieser Zeit (Januar 1850) daran, den jugendlichen Landrath ins Ministerium zu nehmen, und Friedrich Wilhelm IV. war bereit, ihm das landwirthschaftliche Ministerium zu geben. Dem widersetzte sich indeß namentlich der Kriegsminister v. Stockhausen wegen der pietistischen Richtung Kleist's. Jedoch im December 1850 candidirte dieser wieder ernstlicher mit Otto v. Manteuffel's Einverständniß für den Posten des Ministers des Innern. Diesmal entschied sich der König aber für Westphalen. Kleist's Pietismus und die Energie, mit der er ihn verfocht, erschien auch Manteuffel in der Folge zu weitgehend. K. brachte es fertig, daß der Minister v. d. Heydt einen Ball in der Fastenzeit, zu dem bereits die Einladungen ergangen waren, absagen ließ zum höchsten Verdruß der jungen Welt. Im nächsten Jahre versuchte er dasselbe bei dem russischen Gesandten v. Budberg zu erreichen, jedoch mit weniger Glück. Infolgedessen griff er Budberg in der Kreuzzeitung an, was fast zu diplomatischen Verwicklungen führte. Angesichts dieses Pietismus trug Manteuffel schließlich Bedenken, K. auch nur ein Regierungspräsidium zu übertragen. Es war der Einspruch Bismarck's, der diese Bedenken beseitigte. Infolgedessen wurde K. am 26. Juni 1851 zum Regierungspräsidenten in Köslin ernannt. Er hat diesen Posten indeß nie angetreten. Denn schon am 3. Juli entschloß sich Manteuffel, wie Leopold v. Gerlach am 13. Juli 1851 bucht, ganz selbständig, den kaum Sechsunddreißigjährigen zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz zu ernennen, namentlich um mit seiner Hülfe die rheinische Gemeindeordnung abzuschaffen. Mitgewirkt zu diesem auffälligen Entschlusse hat höchst wahrscheinlich der Hausminister Graf Anton Stolberg.

In dieser Zeit seiner ersten parlamentarischen Thätigkeit freundete sich K. auf das innigste mit Bismarck, dem Schwiegersohn seiner geliebten Stief=

schwester Liutgarde, an, den er am 4. October 1844 auf der Hochzeit seines gleichgerichteten Freundes Moritz v. Blanckenburg kennen gelernt hatte und der ihm seitdem schon sehr nahe gekommen war. K. und Bismarck wurden damals förmlich Inseparables und ihre Namen fast immer zusammen genannt. Soweit die conservative Partei volksthümlich war, gründete es sich großentheils auf die männlichen, siegesgewissen, stolzen und frischen Reden dieser beiden. Gerade in dem Pietismus Kleist's lag auch seine fröhliche zuversichtliche Haltung begründet. Innerhalb der Partei nahmen die beiden eine gewisse Sonderstellung ein, und die Gerlachs sahen in ihnen bereits die conservative Partei der Zukunft. Zum großen Verdruß dieser Gebrüder war K. ebenso wie Bismarck durchaus nicht mit der matten Haltung der Regierung in den Olmützer Tagen einverstanden und sehr geneigt, einer kriegerischen Haltung das Wort zu reden. Seit dem August 1849 führten die beiden in Berlin eine gemeinsame Junggesellenwirthschaft, da Bismarck's Frau in Schönhausen geblieben war. Charakteristisch für Kleist's beherrschende Natur ist es, daß es sogar einem so selbständigen Manne, wie Bismarck es war, außerordentlich schwer fiel, in den täglichen Lebensgewohnheiten ihm gegenüber seine Unabhängigkeit zu behaupten, und daß Bismarck sich mancherlei von ihm gefallen lassen mußte. Daß sie trotzdem zwei Jahre hindurch — bis daß Bismarck nach Frankfurt a. M. versetzt wurde — in dem besten Verhältniß von der Welt miteinander blieben, beweist aber auch mehr als alles andere, wie nahe sie sich standen. Der überaus rege politische und kirchliche Verkehr, den der von einem ungewöhnlichen Thätigkeitstrieb erfüllte K. unterhielt, störte den Frieden dieser „Ehe", wie Bismarck das Zusammenleben nannte, weniger, als der Zwang, den K. auf das kirchliche Leben und die religiösen Ansichten der anderen Hälfte auszuüben suchte, obwol der Gatte Johanna's v. Puttkamer vielleicht gerade in jenen Jahren mit dem Pietismus die meiste innere Gemeinschaft gehabt hat. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß K. nicht nur in jenen Jahren, sondern auch noch lange nachher bis in die Ministerzeit Bismarck's hinein Einfluß auf dessen Stellung zur Religion gehabt hat, wenn auch nicht so viel, als Bismarck's „lieber Hans" selbst sich in seiner Treuherzigkeit einreden mochte. Zu Zeiten ist K. wirklich für Bismarck keeper of his conscience gewesen, wie sich Ludwig Gerlach einmal ausdrückt. Trotz seiner inneren Heiterkeit hatte K. damals bereits ein äußerst würdiges Wesen, das ihn über seine Jahre alt machte, wozu noch kam, daß er schon damals ganz graue Haare hatte. „Der kleine graue pommersche Landrath", sagt er selbst einmal von sich im J. 1851. Auch fehlte ihm der Humor ganz, der ihn bei anderen herzlich erquicken konnte. Seine Freunde und er selbst hatten es schon fast aufgegeben, daß er sich noch verheirathen würde. Da verlobte er sich am 4. Mai 1851 noch kurz vor Bismarck's Versetzung nach Frankfurt a. M. mit der am 27. März 1821 geborenen Probeschwester im Diakonissenhause Bethanien zu Berlin, Gräfin Charlotte v. Stolberg-Wernigerode, der Tochter des damaligen Hausministers Graf Anton v. Stolberg, und führte sie am 24. Juli 1851 als Frau heim, ein Schritt, der ihn sehr glücklich machen sollte.

Seine Berufung an die Spitze der Verwaltung der Rheinlande empfing ihren besonderen Sinn durch die Thatsache, daß er an die Stelle des liberalen Rudolf v. Auerswald neben den Hof des Prinzen und der Prinzessin von Preußen gesetzt wurde und gewissermaßen ein Gegengewicht gegen dessen liberalisirenden Einfluß bilden sollte. Der von der Kamarilla selbst anfangs gepriesene Schachzug sollte sich indeß als ein sehr übler Mißgriff erweisen. Denn K. rieb sich, soweit sich bisher erkennen läßt, bei dem Versuch, die ihm gestellte Aufgabe durchzuführen, förmlich auf, was einmal in dem großen

Einfluß, den das prinzliche Paar in den Rheinlanden und am Hofe behauptete, dann aber auch in der für die rheinischen Verhältnisse wenig geeigneten Persönlichkeit Kleist's selbst seine Ursache hatte.

K. ging mit wahrem Feuereifer an seine neue Mission, der er sich, wie seinem Landrathsamt, auch sieben Jahre widmen sollte. Doch dauerte es nicht lange, so hatte er überall angestoßen. Durch sein pietistisches Wesen verdarb er es gerade mit vielen der führenden Katholiken, die durch die darin enthaltene Confessionalität unangenehm berührt wurden. Die rheinische Bevölkerung in ihrem leichten Sinn konnte das ernste puritanische Wesen, das aus Kleist's Verwaltung sprach, gar nicht vertragen. Einen Sturm erregte es, als er es einzuführen suchte, daß öffentliche Feste durch ein Gebet eröffnet wurden, das ein evangelischer Geistlicher oder der Oberpräsident sprach. Der patriarchalische Zug, der sich hierin und auch sonst auf Schritt und Tritt in Kleist's Verwaltung bemerkbar machte, vertrug sich wenig mit der Luft am Rhein. Die Gestaltung des rheinischen Preßwesens, wie sie K. anstrebte und vielfach auch erreichte, weckte allenthalben Verstimmung, ebenso die Umgestaltung der rheinischen Gemeindeordnung und die Einführung einer besonderen Städteordnung für die Provinz im Sinne des Ministeriums. Die liberalen Beamten, die K. vielfach vorfand, erschwerten ihm auch nach Möglichkeit jedes ersprießliche Wirken und fanden dabei am prinzlichen Paare einen starken Rückhalt. Die Thatsache, daß es durch das enge Zusammenleben mit dem prinzlichen Paare, das über dem Oberpräsidenten im Koblenzer Schlosse wohnte, vielfach zu üblen Mißverständnissen vornehmlich mit der Prinzessin kam, bei denen K. sich als Vertreter des Königs nichts vergeben zu dürfen glaubte, die Prinzessin aber ihrer damaligen starken Abneigung gegen die schroff-conservative Persönlichkeit des Oberpräsidenten sehr deutlichen Ausdruck zu geben pflegte, verschlimmerten die Verhältnisse. Es half nichts, daß K. sich im Laufe der Jahre mit einem Stabe tüchtiger und ihm homogener Beamten umgab. Gerade die wichtigste Persönlichkeit, deren Berufung er nach langen Kämpfen durchsetzte, der feingebildete, fromme und arbeitsame Vicepräsident Schede, war durchaus nicht die geeignete Kraft, die ihn vertreten konnte. Das machte sich um so fühlbarer, als K. nicht nur viel von Koblenz abwesend sein mußte, sondern auch wiederholt längere Zeit erkrankte. So lag er im J. 1856 in Düsseldorf mehrere Monate auf den Tod darnieder, und auch im J. 1857 mußte er längere Zeit völlig ausspannen. Sein Hauptwidersacher wurde der vom Prinzen von Preußen sehr ausgezeichnete begabte Regierungspräsident in Köln, v. Möller, der spätere Oberpräsident in den Reichslanden. Aber auch mit seinem Freunde, dem späteren Cultusminister v. Bethmann-Hollweg, kam K. am Rhein auseinander, namentlich, weil sich Bethmann gegen die Wiederberufung der Provinzialstände sträubte. Bei der Fülle der Arbeit, die ihm erwuchs, hielt K. es sehr bald für gerathen, auf seine parlamentarische Thätigkeit zu verzichten, so gern man in Berlin deren Fortsetzung gesehen hätte. Auch waren ihm die öfteren plötzlichen Berufungen in die Hauptstadt gar nicht lieb, weil eine Unterbrechung seiner Verwaltungsthätigkeit ihm wenig nach dem Herzen war. Ueber all dem Widerstand und Widerspruch, den er in seiner rheinischen Thätigkeit erfahren hat, ist das Gute, was ihm trotz allem gelang, nicht genügend beachtet worden. So war es durchaus segensreich, daß er confessionelle Schulen einführte. Hierdurch vor allem, aber auch durch sonstige Maßnahmen, wurde das evangelische Bewußtsein in den Rheinlanden gestärkt. Auch eine von ihm erlassene Anweisung zur Ausführung der Schulregulative bewährte sich. Ebenso konnten seine Vorkehrungen zur Einschränkung der lärmenden Vergnügungen und zur Sonntagsheiligung trotz einiger Mißgriffe nur nützlich

wirken. Seiner Energie war die Aufhebung der Aachener Spielbank zu danken. Andrerseits war er wie die Gerlachs auch kein Freund eines allzu eifrigen Polizeiregiments und verhinderte im Einvernehmen mit Leopold Gerlach die Ernennung von Hinckeldey's gelehrigem Zögling Stieber zum Polizeipräsidenten von Köln. Auch auf agrarischem Gebiete wirkte er sehr heilsam, ebenso in Tagen der Noth, so bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung am Niederrhein (1855). Schließlich bereitete ein Zwist mit Möller seinen Fall vor. Einige Wochen nach Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen, am 17. November 1858, wurde er zur Disposition gestellt. In seiner vornehmen Art träufelte der Regent Balsam in die schwere Wunde, die dem in der Fülle der Kraft stehenden Manne durch diese Inactivirung zugefügt wurde, indem er ihn versicherte, daß K. hierin nicht ein Zeichen seiner Ungnade zu finden habe, sondern daß er den ehrenhaften Gesinnungen und der treuen Hingabe für Thron und Vaterland, welche K. zu allen Zeiten bewährt, sowie dem Ernst und der Lauterkeit seiner Bestrebungen volle Anerkennung widerfahren lasse. Nur habe „er sich der von dem Staatsministerium ausgesprochenen Ueberzeugung nicht verschließen können, daß K. in der Totalität seiner Anschauungen und Auffassungen sich mit den Verhältnissen der Rheinprovinz nicht in dem Einklange befinde, durch welche eine wahrhaft ersprießliche Wirksamkeit bedingt werde“.

K. fand sich mit bemerkenswerther Ruhe in sein Schicksal. Er war sich wol schon damals einigermaßen bewußt, daß er auf dem verlornen Posten, auf den ihn das Ungeschick seiner nächsten Freunde gestellt hatte, seine Kraft nicht recht entfalten konnte. Lange Jahre später hat er in Aufzeichnungen über sein Leben von dieser Periode selbst gestanden, daß er nicht die in solcher Stellung nöthige Diplomatie und Vorsicht, die eben ganz seinem Wesen widersprechend war, gezeigt habe. Nach Berufung eines vorwiegend liberalen Ministeriums waren die Aussichten für eine gedeihliche Thätigkeit am Rhein für ihn noch geringer. Er war daher froh, daß nicht sein Widersacher Möller zu seinem Nachfolger ernannt wurde, was in der That die schroffste Verleugnung seiner Amtsthätigkeit gewesen wäre, sondern eine neutrale Persönlichkeit, und schritt guten Muthes in den neuen Lebensabschnitt, indem er zunächst auf seine Güter nach Pommern ging. Seine Thatkraft hatte durch seinen Mißerfolg am Rhein nicht den mindesten Stoß erlitten. Freilich war er in den sieben schweren Koblenzer Jahren noch ernster geworden.

Es eröffnete sich für ihn gleich ein neuer großer Wirkungskreis, in dem er seine stärkste Gabe, seine feurige Beredsamkeit, uneingeschränkt zur Geltung bringen konnte. War er doch kurz vorher, ehe er aus Koblenz schied, durch königlichen Erlaß vom 1. Februar 1858 infolge der Präsentation der Familie v. Kleist zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden, und sollte doch gerade in den nächsten Jahren diesem gesetzgebenden Factor eine besondere historische Rolle zufallen.

Erst war es die liberale Gesetzgebung, der er sich entgegenstemmte. So half er mit Erfolg die vom Grafen Schwerin geplante Kreisordnung hintertreiben, nicht ohne dabei positive Verbesserungsvorschläge anzugeben. Er widersprach der Einführung der Wucherfreiheit. Aber auch die Aufhebung der pommerschen Lehen, die ein großer Theil seiner Gesinnungsverwandten, so auch Thadden, für zeitgemäß hielt, wurde von ihm eifrig bekämpft. Ein von ihm zusammen mit seinem alten Lehrer Homeyer und Anderen entworfener Gesetzentwurf, durch den er die auch von ihm zugestandenen Mängel des Lehnswesens zu beseitigen gedachte, fiel durch. Vergeblich bekämpfte er auch die Grundsteuer, an deren Stelle er den englischen Verhältnissen entsprechend eine

erhöhte Einkommensteuer vom fundirten Einkommen befürwortete. Nach dem Tode Stahl's wurde er der unbestrittene Führer der von diesem begründeten Fraction des Herrenhauses. Als solcher fand er namentlich in dem Militärconflict Gelegenheit, die Krone zu stützen. Daß der Träger dieser Krone der Mann war, der ihm in Koblenz viel bittere Stunden bereitet hatte und dem er auch jetzt noch in den Anschauungen sehr fern stand, kümmerte ihn nicht im geringsten. Je schwieriger die Lage für die Regierung wurde, um so mehr reizte es ihn, sich für sie einzusetzen. „Als ich die Minister gestern vor dem tobenden Hause sah", schrieb er am 11. September 1862 an Ludwig Gerlach, „da durchzuckte mich die Lust solchen Kampfes". Roon ist von ihm wesentlich bestärkt worden, auf die Berufung Bismarck's hinzuarbeiten. Als Bismarck ernannt war, sagte ihm K.: er wolle nicht über die Schwierigkeiten des neuen Amtes mit ihm reden, sonst ginge es ihm wie dem Petrus auf dem Meer in der Morgenlection jenes Tages beim Anblick der großen Wellen, er solle nur in allen Stücken über die Wellen fort allein auf den Herrn sehen und hinzu nehmen die gleich darauf folgende Erzählung von der Heilung des Aussätzigen auf seinen Ruf an den vorübergehenden Herrn „Herr hilf mir". Deshalb unausgesetztes Gebet täglich, bei jeder Sache. „Es bewegte ihn innerlich", so fuhr er in seinem Bericht über diese Unterredung mit dem alten Freund an Ludwig Gerlach vom 4. October 1862 fort, „denn ihm gingen die Augen über, und er fragte: meinst du, daß ich das nicht thue?" Mit Begeisterung und voller Bewunderung für dessen kühne Sicherheit hat er Bismarck in dem Kampfe gegen die parlamentarischen Herrschaftsgelüste beigestanden. Nicht minder folgte er ihm in der schleswig-holsteinschen Sache voll stolzer Freude, im Gegensatz zu Ludwig Gerlach, der sein Vertrauen zu Bismarck zu erschüttern suchte. Auch bei der Polenfrage im Frühjahr 1863 unterstützte er Bismarck wirksam. Doch als es zum Kriege mit Oesterreich ging, vermochte er ihm nur widerstrebend zu folgen. Am Feldzuge nahm er als Johanniterritter theil. Er war seiner Zeit derjenige gewesen, der die Wiederaufrichtung des Ordens der Johanniter angeregt und insbesondere seinen Schwager Graf Eberhard Stolberg zu deren Betreibung beim Könige Friedrich Wilhelm IV. vermocht hatte. Mit ganzer Seele war er bei der Liebesthätigkeit im Felde. Seiner Obhut unterstanden die zahlreichen Lazarette zu Görlitz. Er hatte am 20. September 1859 als Rittmeister seinen Abschied vom Militär genommen und trug daher das weiße Kreuz auf der Uniform eines Rittmeisters der Landwehrcavallerie.

Als nach dem Feldzuge die Indemnitätsvorlage eingebracht wurde, erlitt sein Verhältniß zu Bismarck den ersten empfindlichen Stoß. Er war durchdrungen davon, daß nicht nur das sachliche, sondern auch das formelle Recht in dem langen erbitterten Streite auf Seiten der Krone gewesen wäre, und konnte es nicht verwinden, daß man den Gegnern goldene Rückzugsbrücken baute. Das schien ihm eine schwächliche Nachgiebigkeit, die nicht ohne schweren Schaden für die Monarchie bleiben konnte. Er hat alles darangesetzt, die große staatsmännische Absicht des Ministerpräsidenten, von der er vorzeitig Kenntniß erhielt, zu vereiteln. Das von Bismarck verfolgte und erreichte Ziel der Versöhnung und Annäherung der Liberalen lag gänzlich außerhalb seiner Berechnungen. Den Liberalen gegenüber hielt er Unversöhnlichkeit als die einzige innezuhaltende Richtschnur. Doch die herzliche persönliche Gemeinschaft zwischen den beiden Freunden erhielt sich trotz dieser allerdings sehr tief gehenden sachlichen Meinungsverschiedenheit noch einstweilen. Gleichzeitig rückte K. aber von seinem alten Freunde Ludwig Gerlach ab, der die Eroberungspolitik Bismarck's bis aufs Blut bekämpfte. K. empfand zu sehr als Preuße,

um diesen Doctrinarismus Macht über sich gewinnen zu lassen; und wenn Ludwig Gerlach seinem alten Schüler zwar an Geistesschärfe und Ideenreichthum überlegen war, so erwies sich K. doch ungleich mehr auf das Positive gerichtet. Ebenso verfolgte K., wenn auch von seiner hinterpommerschen Heimath aus, mit Begeisterung die Krönung des Einigungswerkes im J. 1870. Er entwarf die Adresse des Herrenhauses, in der Wilhelm I. von diesem um die Annahme der Kaiserkrone gebeten wurde. Nach dem Frieden brachte jedoch der kirchenpolitische Streit den Bruch zwischen ihm und Bismarck. Es sind ohne Frage beide Theile daran schuld, daß dieses innige Freundesband zerrissen wurde. Bismarck's überreizte Nerven führten den Bruch vorschnell herbei. K. hingegen ist nach seiner ganzen Art zu starr gewesen. Nicht nur sachlich hätte er dem Kanzler als Führer des Herrenhauses wol entgegenkommen können, er hätte vor allem auch diplomatischer mit ihm umgehen müssen. So aber brachte er sich nicht nur selbst um jene herzliche Stellung zu dem leitenden Staatsmanne, sondern er schädigte auch seine Parteisache, indem Bismarck dadurch nur noch mehr von den Conservativen entfernt und die Herrschaft des Liberalismus weiter gestärkt wurde. Es wäre Kleist's Aufgabe gewesen, Bismarck zu fesseln, anstatt ihn abzustoßen. Der Bruch erfolgte bei den Berathungen über das Schulaufsichtsgesetz zu Anfang des Jahres 1872. K. wurde dabei vom Herrenhaus zum Referenten bestellt. Er hat es gefühlt, daß er in diesem Falle nicht der rechte Mann dafür war, und sich gesträubt, den Auftrag anzunehmen. Insofern trifft das Herrenhaus mit die Schuld. Einmal im Zuge, kannte K. nur Verfechtung aller seiner Grundsätze bis in ihre äußersten Consequenzen. So kam es dazu, daß Bismarck das „Tischtuch“ zwischen ihnen Beiden für „zerschnitten“ erklärte (5. März 1872).

Es lag eine Tragik für Bismarck darin, daß er sich mit diesem Herzensfreunde überwarf. Eine noch tiefere Tragik bestand aber darin für K., in dessen Dasein das Verhältniß zu dem Kanzler einen viel größeren Platz einnahm und einnehmen mußte, als umgekehrt im Dasein Bismarck's dessen Verhältniß zu K., so groß dieser Platz auch gewesen ist. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie schmerzlich der tapfere und fromme Junker die Trennung empfand, wie er still im Innern stets die Hoffnung nährte, daß es wieder ins Gleichgewicht zwischen ihm und dem gewaltigen Manne kommen würde, und wie er unablässig jede schickliche Gelegenheit ergriff, die Bande wieder anzuknüpfen. Freilich verharrte er in dem ganzen kirchenpolitischen Streite in schroffer Opposition. Das war unausbleiblich. Dadurch wurde Bismarck natürlich noch mehr gereizt, sodaß auch der Familienverkehr der Beiden unterbrochen wurde. Immerhin schlossen die kirchenpolitischen Differenzen der Beiden es nicht aus, daß sie gleichzeitig gemeinsame Sache in einer Frage der Verwaltungspolitik machten. Bei der Eulenburg'schen Kreisordnungsreform, die K. mit aller Kraft zu hintertreiben suchte, hat Bismarck hinter den Coulissen indirect mit ihm zusammen operirt, um das in seinen Augen unheilvolle Werk seines Collegen im Ministerium zu vereiteln.

K. wandte sich im Verlaufe der Dinge immer mehr religiösen Bestrebungen zu. Er war ein eifriger und erfolgreicher Förderer der Inneren Mission und trat als solcher früh in herzliche Beziehungen zu Wichern. Durch unermüdliche Thatkraft gab er auch in dieser Beziehung weithin, namentlich in den Kreisen seiner Standesgenossen, ein leuchtendes Beispiel. Sein Wohlthätigkeitssinn kannte keine Grenzen. Unzählige Male mußte er dabei Enttäuschungen erleben. Aber niemals fiel es ihm ein, einen Stein auf jemand zu werfen, der sich seiner Wohlthaten unwürdig gezeigt hatte. Selbst geschädigt, hatte er nur Mitgefühl mit den Andern. Daneben beschäftigten ihn

unausgesetzt kirchliche Organisationsfragen. Die Angliederung Schleswig-Holsteins, Hannovers und Hessen-Nassaus ließen in ihm, der alle Zeit als Jünger der pommerschen Erweckten ein ausgesprochener Lutheraner und ein Gegner der Union war, die Hoffnung auf eine Einigung der evangelischen Kirche auf Grundlage des Lutherthums entstehen. Er hat unendlich viel Kraft auf die dahingehenden Bestrebungen verwandt, die schließlich im wesentlichen unfruchtbar blieben. Sie hatten aber zusammen mit seinem Auftreten im Herrenhause den Erfolg, daß sein Name unter der lutherischen Geistlichkeit im Lande und in einigen religiös besonders angeregten Gegenden von einer mächtigen Wirkung war. Namentlich trug seine Thätigkeit auf der Generalsynode von 1875, bei der er geradezu den Mittelpunkt bildete, dazu bei, sich den Gemüthern einzuprägen. So kam es, daß dem 63jährigen pommerschen Junker, der in seiner Gegend vorher wiederholt vergeblich für den Reichstag candidirt hatte, von dem westfälischen Wahlkreise Herford-Halle ein Mandat zum Reichstage angeboten wurde. K. lehnte erst ab, einmal weil es ihm in seiner Gewissenhaftigkeit schwer fiel, zwei Mandate zu vereinigen, zumal da er sich bei aller Schlichtheit seiner Lebensweise in seinen Geldmitteln beengt fühlte, dann aber auch, weil es ihm widerstrebte, seine Opposition gegen Bismarck noch mehr auszudehnen, außerdem, weil er sich bewußt war, daß er inmitten seiner Standes- und Parteigenossen stetig mehr vereinsamte. Hatte man ihn doch bei der Neuorganisation der conservativen Partei im J. 1875 absichtlich nicht aufgefordert, an den vorbereitenden Besprechungen theilzunehmen, weil sein Puritanerthum die modernen Junker abschreckte; und empfand er selbst doch nicht so agrarisch, wie neuerdings die Mehrheit des Landadels. Erst nach seiner am 10. Januar 1877 erfolgten Wahl gab er dem Drängen seiner kirchlichen Freunde nach und entschloß sich zur Annahme des auf ihn gefallenen Mandats. Er hat seitdem den Kreis Herford-Halle bis zu seinem Tode vertreten.

Die Cursänderung, die Bismarck im J. 1878 herbeiführte, brachte wieder eine Annäherung zwischen Beiden zuwege. K. wurde einer der beredtesten Vertheidiger des Socialistengesetzes und begrüßte begeistert die Einleitung der socialpolitischen Gesetzgebung, an der er einen äußerst positiven Antheil nahm. Mit besonderer Genugthuung erfüllte es ihn, in der Frage der Sonntagsruhe, deren Lösung von ihm schon mit thatkräftiger Hand in Angriff genommen wurde, als noch nirgends rechtes Verständniß dafür vorhanden war, allmählich zu positiven Ergebnissen zu gelangen. Ebenso war es ihm eine Freude, die Wuchergesetzgebung wirksam zu beeinflussen. Die rege und erfolgreiche Unterstützung der Regierungspolitik führte ihn auch seinem Monarchen wieder näher, der ihm allezeit mit Gnade begegnet war, aber es bezeichnenderweise unterlassen hatte, die außerordentliche Kraft Kleist's wieder im Staatsdienst zu verwenden, obwol Bismarck dies, nach einer Aeußerung gegen G. v. Diest, angestrebt hat. Ob hierbei retardirende Einflüsse dritter Personen, die Mißklänge aus der Koblenzer Zeit nicht vergessen konnten, mitspielten, entzieht sich heute noch der Beurtheilung. Möglich, daß Bismarck daran gedacht hat K. mit dem landwirthschaftlichen Ministerium zu betrauen, für das dieser auch während seiner Oberpräsidialzeit immer wieder als Candidat genannt wurde. Allmählich mochte K. zu alt erscheinen, um ihn noch in eine amtliche Stellung zu berufen. Dafür bewies eine Ordensauszeichnung (Stern zum Rothen Adlerorden 2. Classe), die er im August 1879 empfing, daß sich ihm die Gunst des Monarchen wieder mehr zuwandte. Noch deutlicher trat dies zu Tage, als K. am 28. Mai 1883 die Beförderung zum Wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädicate Excellenz zu Theil wurde. Die Anträge, die K. nachher im Verein

mit dem geschickten parlamentarischen Taktiker Freiherrn v. Hammerstein, dem Redacteur der Kreuzzeitung, zwecks einer selbständigeren Stellung der evangelischen Kirche einbrachte und die lange Jahre ein Aushängeschild der conservativen Partei wurden, mußten sein Verhältniß zum Fürsten Bismarck, das überhaupt nach den heftigen Zerwürfnissen trotz aller Versöhnung nie mehr ganz das alte geworden ist, abermals trüben, da Bismarck diesen Bestrebungen völlig gegnerisch gegenüberstand und die Consequenz und Hartnäckigkeit, mit der K. sie verfocht, lästig empfand. Diese Gegnerschaft des Kanzlers ließ aber auch die Gefühle Kleist's für Bismarck erkalten. Denn ihm schien die Stärkung der Kirche als das dringendste Erforderniß zur Bekämpfung der aus der Tiefe steigenden Gefahren. So empfand er den Sturz des alten Freundes von seiner Macht nur wenig. Mit hellem Jubel begrüßte er den Volksschulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz-Trützschler. Auch dieser Staatsmann war ihm verwandt geworden. Hatte doch sein zweiter Sohn Jürgen am 4. Februar 1886 die Tochter des Grafen Zedlitz, Ruth, heimgeführt. Wie neue Jugend überkam es ihn, als die Berathungen über jenen Entwurf begannen. Daß das Gesetz scheiterte, war eine der schwersten Enttäuschungen seines Lebens. Nicht lange darauf, am 20. Mai 1892, schloß er seine Augen. Zu der feierlichen Beisetzung in Kieckow in der von K. erbauten Familiengruft unter der auch von ihm geschaffenen stattlichen Capelle daselbst entsandte Kaiser Wilhelm II. einen seiner Flügeladjutanten.

K. hinterließ zwei Söhne, von denen der eine Landrath in seinem alten Kreise geworden war, und eine Tochter. Beim ältesten, 1852 geborenen Sohne hatte der alte Kaiser, bei der Tochter die Königin Elisabeth Pathe gestanden. Seine Gattin, mit der er in unendlich glücklicher Ehe gelebt hatte, war ihm bereits am 6. April 1885 im Tode vorausgegangen, ebenso sein jüngster Sohn, Lieutenant im 1. Garderegiment zu Fuß, ein Pathenkind König Friedrich Wilhelm's IV.

Mit K. schied ein ungewöhnlicher Willensmensch aus dem Leben, der die Wurzeln seiner Kraft in einem felsenfesten, kindlichen Glauben, imponirendem monarchischem Sinne und tief im Blute steckendem Standesbewußtsein fand. In mancher Beziehung steht er da wie ein Glaubensheld aus alten Zeiten; getreu seinem Wahlspruch: „Fürchte dich nicht, glaube nur" wandelte er unbeirrt seinen Weg, auch wenn alles um ihn herum zu zerbrechen schien. Er ist ohne Frage einer der edelsten Menschen seiner Zeit gewesen und bei Freund und Feind in gleichem Maße geachtet worden. Lauter und rein in seinem Wollen wie Wenige, war er von einer Hingabe an seine Ideen, die ihres Gleichen sucht. In seinem Conservatismus vereinigt sich zugleich seine Stärke und Schwäche. Er war nur allzu conservativ. Nichts wurde ihm in politischen Dingen schwerer als sich in die Forderungen der Zeiten und der Lagen hineinzufinden und vom Ueberkommenen abzulassen. Diese Starrheit hat seine Richtung vielfach in Verruf gebracht. Er war aber nicht immer unverbesserlicher Doctrinär, sondern zuweilen auch recht impressionabel und belehrbar, was ihm bei seinem Doctrinarismus zu gute gehalten werden muß. In gewissen Perioden entfaltete sich sein Conservatismus aber wahrhaft segensreich, in jenen kritischen und entscheidungsschweren Augenblicken, wo es geboten war, für die Ideale, auf die er sich eingeschworen fühlte, in die Bresche zu springen, so im J. 1848, so in der Conflictszeit, so bei Schaffung des Socialistengesetzes, so bei Einleitung der socialpolitischen Gesetzgebung. Da hat Kl.-R. seine historische Mission erfüllt. Andere Naturen wie er wären nach dem Mißerfolg am Rheine in den Schatten getreten. Kl.-R. wurde von seiner Feuerseele und seinem unermüdlichen, stets auf das Positive gerichteten

Thatendrange aufrechterhalten. Die Parlamentarier, die sich so lange auf der Höhe zu halten wissen, sind selten, und zwar um so mehr, je weniger sie mit der Zeit zu gehen wissen. Bei Kl.-R. grenzt es geradezu an das Wunderbare, wie er sich im politischen Leben behauptet hat, obwol sich um ihn alles neugestaltete. Als er nach einer vierundvierzigjährigen politischen Wirksamkeit starb, war es, als würde er mitten aus seiner Bahn geschleudert, so wenig hat er das Loos der meisten parlamentarischen Doctrinäre getheilt, sich zu überleben.

Wenn der kleine lebendige Mann mit der Adlernase, dem dichten schloßweißen Haar, dem noch in den sechziger Jahren schwarzen, später auch gebleichten Schnurrbart und den buschigen Augenbrauen, der sich fast nur im Geschwindschritt bewegte, im Parlament oder auf der Synode sprach, dann war es, als wenn ein Gießbach mit stürmischem Getose daherrauschte. Schon im J. 1851 fiel dem späteren Hofprediger Kögel sein klangvolles und biegsames Organ auf. Der fand, daß in Kleist's „Kehle wohlthuende Erzstufen steckten". Das Kataraktartige seiner Rede wird oft genug hervorgehoben. K. sprach dabei mit einer bewundernswerthen Klarheit und Bestimmtheit und in seinen größeren Reden nach einer feingegliederten Disposition, nicht immer neu und originell — geistvoll und ideenreich ist er weniger zu nennen —, aber die Materie beherrschend und zugleich mit großer Beherrschung der parlamentarischen Form. Zorn, Schmerz, Ironie und mitleidige Ueberlegenheit, alle Stimmungen wußte er gleich vollendet auszudrücken. Seine Schlagfertigkeit und die Unerbittlichkeit, mit der er blitzenden Auges den Gegnern zu Leibe ging, machte ihn bei diesen geradezu gefürchtet. Es war in solchen Fällen, als wenn ein Geier sich über sein Opfer stürzte, und mancher mußte sich buchstäblich ducken, wenn es über ihn herging. Jedermann fühlte, daß die ganze Wucht einer bedeutenden Persönlichkeit in diese Beredsamkeit hineingelegt war.

So wird Hans v. Kleist-Retzow im Gedächtniß der Deutschen als der größte Redner der preußischen conservativen Partei in der Bismarckischen Zeit und ein außergewöhnlicher starker und liebenswürdiger Charakter fortleben.

Vornehmlich nach den Aufzeichnungen Kleist's in dem von Kypke herausgegebenen Theile der Kleist'schen Familiengeschichte und zahlreichen Familienpapieren. Ich denke, einer mir von der Familie v. Kleist gegebenen Anregung entsprechend, in einiger Zeit bei Cotta ein größeres Lebensbild dieser interessanten Persönlichkeit zu veröffentlichen.

Herman v. Petersdorff.

Klemm: Alfred K., Theolog und Alterthumsforscher, geboren zu Ellwangen am 8. November 1840 als der jüngste Sohn des dortigen Oberamtmanns. Als seine eigentliche Heimath betrachtete er jedoch Eßlingen, wohin sein Vater im J. 1845 versetzt wurde und wo er seine ganze Schulzeit verbrachte. K. wurde zum geistlichen Beruf bestimmt und durchlief die gewöhnliche Bildungslaufbahn eines württembergischen Theologen. Nach glänzend bestandenem Dienstexamen trat er 1865 eine längere Reise nach Norddeutschland an. Nach seiner Rückkehr treffen wir ihn als Repetent im Stift zu Tübingen; 1869 erfolgte seine erste Anstellung als Diakonus in Vaihingen a. d. Enz. Dort erwachte in ihm der Sinn für seine späterhin so erfolgreiche Thätigkeit auf den Gebieten der Epigraphik und Steinmetzzeichenforschung. Als nämlich, wie er selbst erzählte, die Vaihinger Peterskirche in eine Turnhalle umgewandelt wurde, fanden sich eine Menge Grabdenkmale als Bodenbeleg verwendet, die er dann entzifferte und veröffentlichte. Das Studium dieser Grabdenkmale brachte ihn selbstverständlich auch auf Heraldik und Genea-

logie und in weiterem Sinne auf Kunst-Topographie und Baugeschichte. Zunächst war sein Bestreben, sich mit den Kunst- und Alterthumsdenkmälern seines Bezirks vertraut zu machen, bald erstreckte sich aber seine Thätigkeit auch auf die Erforschung der Baudenkmäler des ganzen Landes. 1875 trat er mit seiner Abhandlung über die württembergischen Baumeister bis zum Jahre 1600 mit besonderer Berücksichtigung der Steinmetzzeichen in die Oeffentlichkeit; es war gleichsam die Vorstudie zu seiner umfassenden Bearbeitung der württembergischen Baumeister und Bildhauer in den „Württ. Vierteljahresheften für Landesgeschichte“ von 1882. Schon trug er sich mit dem Gedanken, eine neue, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage dieses auch separat erschienenen Buches zu veranstalten, als ein früher Tod, am 27. März 1897 allen seinen Plänen und wissenschaftlichen Bestrebungen ein Ende setzte. Unermüdlich war sein Forschen; im Staub der Archive und Bibliotheken, auf Kirchenböden und verwaisten Registraturen, hat er stundenlang gearbeitet, keine Glocke, keine Inschrifttafel hing ihm zu hoch, sie mußte erklommen und erstiegen werden. Das Sammeln von Steinmetzzeichen war so recht seine eigentliche Domäne, wozu ihm seine Stellung als Geistlicher wesentlich zu gute kam. Seine ausgedehnte Correspondenz mit Collegen und Gelehrten seines Faches förderte seine Studien in jeder Richtung, wie er denn überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sein Wissen zu erweitern. Als ihm im J. 1876 die Stelle eines Helfers und Bezirksschulinspectors in Geißlingen übertragen wurde, war es besonders die naheliegende alte Reichsstadt Ulm, mit ihrem herrlichen Münster, der er seine Studien widmete. Die von Pressel redigirten „Münsterblätter“ brachten manche gediegene Arbeit von K., vor allem eine Zusammenstellung der Steinmetzzeichen des Münsters und eine Abhandlung über die beiden Syrlin. Auch in Geißlingen war sein Bestreben, die Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung zu beleuchten. Im J. 1884 nahm er an der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Meißen theil, 1887 zum Decan in Sulz befördert, hat er auch hier, obgleich mit Amtsgeschäften überhäuft, seine Studien fortgesetzt und sein Verdienst ist es, auf der Höhe über der Stadt ein römisches Castell nachgewiesen zu haben. Nach fünfjähriger Wirsamkeit in Sulz überahm er das Decanat Backnang, wo er wiederum Gelegenheit fand, sein reiches Wissen und seine baugeschichtlichen Kenntnisse zu verwerthen. Die gelungene Restauration der dortigen Stiftskirche ist wesentlich sein Werk; die Mittel dazu brachte er theilweise durch Ausgabe einer Schrift: „Der Stadt Backnang Brand und Wiedererbauung in den Jahren 1693—1717“ zusammen. Selbstverständlich widmete er auch dem dortigen schon früher gegründeten Alterthums-Verein für das Murrthal seine Kräfte und viele Beiträge aus seiner Feder zieren die periodischen Blätter dieses Vereins.

Es ist hier nicht der Ort, alle seine vielen einzelnen Aufsätze in Zeitschriften zu nennen, geschweige denn zu besprechen; erwähnt sei noch seine Mitwirkung an der 5. Auflage von Otto's Kunstarchäologie und Hänselmann's Illustrirter Geschichte von Württemberg. Vieles Neue verdankt ihm namentlich auch die Baugeschichte von Stuttgart; er ist der Entdecker des Hauptbaumeisters der drei Stuttgarter Kirchen, Albrecht Georg und vieler anderer, bis dahin unbekannt gebliebener Meister. Ueber Aberlin Tretsch, den Erbauer des alten Stuttgarter Schlosses, hat er aus Archivurkunden interessante Mittheilungen veröffentlicht. Auch außerhalb Württembergs, besonders in Baden, hat er sich durch seine Steinmetzzeichenforschungen bekannt gemacht und in den zuständigen Organen, z. B. in die Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins, werthvolle Beiträge geliefert. In Württemberg ist kein historischer

Verein leer ausgegangen, überall trifft man Klemm's Spuren. Das Christliche Kunstblatt, das Evangelische Kirchen- und Schulblatt, die Blätter für Württemb. Kirchengeschichte, die Reutlinger Geschichtsblätter u. s. w. sind Zeugen seines unermüdlichen Fleißes. Der bescheidene, anspruchslose Mann, den ein trefflicher Charakter und eine unbegrenzte Pflichttreue auszeichnete, hat gern auch Andern sein reiches Wissen mitgetheilt und in uneigennützigster Weise alle wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützt. Zwei Söhne und drei Töchter trauerten an dem Grabe des viel zu früh dahingeschiedenen Mannes.

Schw. Merkur 1897, Nr. 77. — Aus dem Schwarzwald 5, S. 57 bis 58. — Bl. f. Württemb. Kirchengesch. I, 144. — Bl. d. Schw. Albvereins 9,127. — Klemms Archiv 3, S. 75. — Krauß, Biogr. Jahrb. 2, S. 276.

Max Bach.

Klemm: Johann Heinrich K., Schneider, Schriftsteller, Verlagsbuchhändler und Büchersammler, wurde am 19. September 1819 als Sohn eines armen Dorfschneiders in Altfranken bei Dresden geboren. Da beide Eltern frühzeitig starben, lernte er schon in den Kinderjahren den Ernst des Lebens kennen. Als mittellose Waise wurde er von seiner Heimathgemeinde an den Mindestfordernden zur Erziehung übergeben. Ein Bergmann des Ortes, dessen Frau einen kleinen Productenhandel betrieb, nahm ihn für 6 Thaler jährliches Ziehgeld in sein Haus. Hier erwartete ihn ein trauriges Loos. Trotzdem er von kleinem und schwächlichem Körperbau war, mußte er jeden Morgen um 3 Uhr, auch bei Wind und Wetter, oft ungenügend bekleidet, mit einem Tragkorb auf dem Rücken nach dem fast 2 Stunden entfernten Dresden wandern, um bei einem Bäcker Frühstücksbrote für die ländliche Kundschaft zu holen. Ermüdet heimgekehrt, mußte er sich sogleich in die Schule nach dem benachbarten Dorfe Pesterwitz begeben. Hier gehörte er infolge seiner guten geistigen Anlagen zu den besten Schülern. Eine rasche Auffassungsgabe und ein vorzügliches Gedächtniß zeichneten ihn vor allen seinen Mitschülern aus. Die Bewunderung seines Lehrers erregte er namentlich dadurch, daß er den Inhalt seiner Schulbücher auswendig herzusagen vermochte. Schon früh erwachte in ihm eine starke Neigung zum Lesen. Da er im Hause seiner Pflegeeltern diesen Drang nicht befriedigen konnte, trug er jeden Pfennig, den er sich durch Botengänge oder andere kleine Dienstleistungen erworben hatte, zu dem Büchertrödler Helmert, einem alten Dresdner Original, der auf dem Altmarkte allerlei Maculatur pfundweise an die Marktfrauen verkaufte. Von ihm erwarb der Knabe für wenig Geld reichlichen, wenn auch meist minderwerthigen Lesestoff, und er benutzte nun jede freie Stunde, um mit Heißhunger das zu genießen, was er für geistige Schätze hielt. Als ihm einst eine französische Grammatik in die Hände fiel, begann er sogleich ohne jede andere Anleitung und nicht ohne Erfolg das Studium dieser Sprache. Im Alter von 13 Jahren wurde er confirmirt und auf Kosten der Gemeinde mit seinem älteren Bruder Carl zu einem Schneidermeister in dem nahegelegenen Städtchen Wilsdruff in die Lehre gegeben. Seine Lehrzeit war wiederum eine sehr gedrückte und mühselige. Als er Geselle geworden war, durchwanderte er einen großen Theil Deutschlands und suchte sich möglichst vielseitige Kenntnisse und Fertigkeiten in seinem Fache anzueignen. Dabei konnte seinem Scharfblick nicht entgehen, daß das Schneiderhandwerk allerorten sehr im Argen lag und einer Hebung dringend bedürftig war. Die wenigsten Meister hatten eine Ahnung davon, daß die Kleidung allen berechtigten Ansprüchen der Aesthetik und der Gesundheitslehre genügen müsse. K. war durch seine ausgebreitete Lectüre kunstgeschichtlicher und medicinischer Schriften auf beide Punkte aufmerksam geworden. Da er sich bald überzeugte, daß er den meisten seiner

Fachgenossen an allgemeiner und fachlicher Bildung überlegen war, beschloß er, durch Wort und Schrift belehrend auf sie einzuwirken. Er ließ sich 1844 gemeinsam mit seinem Bruder Carl, der jahrelang in bedeutenden Pariser Ateliers gearbeitet hatte, in Leipzig nieder, gründete ein Zeicheninstitut für Kleidermacher und begann eine rege, bis zu seinem Tode fortgesetzte Thätigkeit. Gleich sein erstes Werk „Vollständiges Lehrbuch der modernen Zuschneidekunst und Bearbeitung sämmtlicher Herrenkleider“ (Leipzig 1846) fand großen Beifall und erlebte zahlreiche Auflagen. 1847 erhielt er eine Aufforderung des Verlagsbuchhändlers Voigt in Weimar, die Redaction einer von diesem herausgegebenen Zeitschrift für Herrenmoden „Der Elegante“ zu übernehmen. K. folgte dieser Einladung und fand bald solches Wohlgefallen an seinem neuen Berufe, daß er beschloß, sich ganz der Schriftstellerei und dem Buchhandel zu widmen. 1850 siedelte er nach Dresden über, verheirathete sich und gründete unter der Firma „H. Klemms Verlag“ eine Verlagshandlung, indem er zunächst als Verleger seiner eigenen Schriften auftrat. Die bemerkenswerthesten unter seinen Hülfsbüchern für den Fachgebrauch der Schneider sind folgende: „Vollständiges Lehrbuch der höheren Bekleidungskunst“ (1850), „Verbessertes Maßnotizbuch für Herrenkleidermacher“ (1850), „Vollständige Mustersammlung für Damenkleidermacher“ (1851), „Vollständiges Lehrbuch der modernen Bekleidungskunst für Damen“ (1852, anfänglich gemeinsam mit C. Kawisch bearbeitet), „Das trigonometrische Zuschnittsystem für die Herrenkleidung“ (1854, gemeinsam mit F. A. Schmidt), „Vollständiges Lehrbuch der praktischen Damenbekleidungskunst“ (1857, gemeinschaftlich mit P. Kurz), „Die neuesten Zeichenvorlagen für Herrenkleidermacher“ (1859), „Die praktische Chemie des Kleidermachers“ (1859), „Das Buch der Livreen“ (1860), „Vollständiges Lehrbuch der gesammten Kunstwäscherei und Fleckenreinigungskunst“ (1860), „Belehrungen über Zuschnitt und Anfertigung der geschmackvollsten Knabenanzüge“ (1864), „Vollständige Schule der Damenschneiderei“ (1871), „Stigmographische Vorlagen zum freien Handzeichnen für Fachschulen des Bekleidungsgewerbes“ (1873), „Die gesammte Kindergarderobe“ (1876), „Neue Modellsammlung für Herrenbekleidungsgeschäfte“ (1876), „Unterricht im Arrangement der Damentoiletten“ (1876), „Die praktische Schnell-Zuschneidekunst“ (1877), „Leichtfaßlicher Unterricht im Zuschnitt sämmtlicher Leibwäsche“ (1879), „Die Geistlichen-Gewänder katholischer und evangelischer Confession“ (1881), „Die Militär-Uniformen des deutschen Reiches“ (1881), „Die Staats- und Civiluniformen aller Verwaltungsbranchen des Deutschen Reiches“ (1881), endlich „Die österreichisch-ungarischen Uniformen“ (1883). Alle diese für den praktischen Betrieb des Schneiderhandwerks wichtigen Werke fanden bei den Fachgenossen Klemm's vielen Beifall und erlebten darum nicht nur zahlreiche Auflagen, sondern wurden auch zum Theil in fremde Sprachen übersetzt. Doch riefen sie auch verschiedene Concurrenzunternehmungen hervor und gaben dadurch Anlaß zu allerlei litterarischen Fehden, die von beiden Seiten nicht immer mit Takt und Höflichkeit ausgekämpft wurden. Weniger glücklich war K. in seinen Bestrebungen, seine Fachgenossen nicht nur in technischer Hinsicht, sondern auch über die Möglichkeit einer Hebung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse zu belehren. Er kämpfte für Aufhebung des Zunftzwanges und anderer Reste des Mittelalters, die sich im Handwerkerstande erhalten hatten, sowie für bessere kaufmännische Vorbildung der Gewerbetreibenden. Hierher gehören folgende Schriften: „Specielle Erörterungen und Vorschläge zu einer durchgreifenden Reform des Gewerbewesens und der Arbeiterverhältnisse“ (1848), „Lehrbuch der nothwendigsten kaufmännischen Wissenschaften des Handwerkers“ (1857), „Vollständiger theoretisch-praktischer Unterricht in der Buchführung für

Handwerker" (1857, die beiden letzteren gemeinsam mit S. Löwinsohn bearbeitet) und „Das wahre Goldbuch für strebsame Geschäftsleute" (1876). Als verfehlt müssen zwei Werke über die Aesthetik der Tracht bezeichnet werden („Aesthetik der Damen- und Herrentoilette" 1860, „Die menschliche Kleidung vom Standpunkte der Gesundheitspflege und Aesthetik" 1862), in denen er in durchaus dilettantischer Weise seinen Mangel an künstlerischer Bildung und ästhetischem Feingefühl hinter schwülstigen und gespreizten Phrasen zu verdecken sucht. Das gleiche gilt von seinem gänzlich ungenügenden Versuch einer „Urgeschichte des Kostüms" (1860). Auch seine sonstigen historischen Schriften zeigen überall die Lücken seiner Vorbildung. Sie entbehren der wissenschaftlichen Gründlichkeit und sind darum nur mit Vorsicht zu benutzen („Fragmente zur Geschichte des deutschen Schützenwesens" 1862, „Beiträge zur Geschichte des Dresdner Vogelschießens" 1862, „Geschichte der Dresdner Schneiderinnung" 1881). Ebenso müssen die von ihm herausgegebenen, in zahlreichen Auflagen verbreiteten und von Fremden gern gekauften Führer durch Dresden und Umgebung als werthlose Producte buchhändlerischer Speculation bezeichnet werden („Vollständigster illustrirter Führer durch ganz Dresden, seine Umgebungen, und die Sächsisch-böhmische Schweiz" 1858, „Illustrirter Führer durch die Sächsisch-böhmische Schweiz" 1859, „Ganz Dresden und Umgebungen für 12 Neugroschen" 1859, „Ganz Dresden mit Umgebungen und die Sächsisch-böhmische Schweiz für 15 Neugroschen" 1859).

Neben dem Buchverlag wendete sich K. seit seiner Uebersiedlung nach Dresden auch anderen aussichtsreichen Unternehmungen zu. In Gemeinschaft mit dem Schneidermeister Gustav Adolf Müller eröffnete er daselbst am 1. Juli 1850 nach Pariser Vorbildern unter dem Namen „Deutsche Bekleidungs-Akademie" eine noch heute blühende höhere Fachschule für Schneider, die thatsächlich einem längst empfundenen Bedürfniß abhalf. Zugleich riefen Beide unter dem Titel „Europäische Moden-Zeitung" eine Fachzeitschrift ins Leben, welche nicht nur die Fachgenossen auf dem Laufenden erhalten und alle Angelegenheiten der Mode und des Gewerbes besprechen, sondern auch als Organ der Akademie dienen sollte. Die Leitung des Blattes übernahm K. Gleichzeitig faßte er gemeinsam mit Müller den Gedanken, in organischer Verbindung mit der Fachschule eine Corporation ins Leben zu rufen, welche die hervorragendsten Kleidermacher aller Länder umfassen und sich allmählich zu einer Centralstelle für alle Interessen des gesammten Schneidergewerbes entwickeln sollte. Dieser Plan fand vielseitigen Anklang, und so konnte bereits im August 1851 die neue Genossenschaft unter dem Namen „Europäische Modenakademie" ins Leben treten. Müller und K. wurden zu lebenslänglichen Directoren dieser Institution erwählt, die sich unter ihrer Leitung rasch und günstig entwickelte und noch heute besteht. Auch die Lehranstalt wuchs schnell an Schülerzahl und konnte ihren Unterrichtsplan allmählich bedeutend erweitern. Ebenso vermehrte die „Europäische Modenzeitung" stetig den Kreis ihrer Abonnenten und fand auch im Ausland Anklang, so daß sich K. entschloß, zu ihrem Vertrieb in Gemeinschaft mit dem Buchhändler Carl Weiß eine besondere Verlagsanstalt unter der Firma „Expedition der Europäischen Modenzeitung (Klemm & Weiß)" zu gründen. Diese gab zu Klemm's Zeiten nicht nur die genannte Zeitung mit ihren französischen Beilagen Progrès und Observateur, sondern auch eine Reihe anderer Modezeitschriften, seit 1851 den „Phönix", seit 1853 den „Pariser Modensalon", seit 1861 den „Beobachter", der die Ausbildung und Einführung einer deutschen Mode befördern sollte, seit 1862 die „Universal-Modenzeitung", den „Moden-Telegraph", den „Beobachter der Mode" und den englischen „Observer of

Fashions", seit 1866 die „Modenpost", seit 1869 den französisch geschriebenen „Parisien" in einer großen und einer kleinen Ausgabe, seit 1871 die „Moderne Kindergarderobe", seit 1872 die „Elegante Welt", seit 1873 die „Modenbühne" und die beiden Zeitschriften „Heeren-Modegids" und „Mode-Telegraaf", endlich seit 1875 die „Wäschezeitung" und den „Modernen Kleidermacher" heraus, die allmählich eine Gesammtauflage von rund 40 000 Exemplaren erreichten. Neben den beiden genannten Verlagsfirmen erwarb K. noch die Schrag'sche Verlagsbuchhandlung in Dresden, die sich hauptsächlich mit dem Vertrieb gemeinnütziger Hausbücher für alle Zweige der Haus- und Landwirthschaft befaßte.

Durch die beträchtlichen Einkünfte aus seinen Zeitschriften und Lehrbüchern erwarb sich K. allmählich ein bedeutendes Vermögen, das ihn in den Stand setzte, sich uneingeschränkt seiner von Jugend auf gepflegten Liebhaberei des Büchersammelns zu widmen. Sein Hauptbestreben ging dahin, eine möglichst große Zahl von mittelalterlichen Handschriften und von Wiegendrucken aus der Zeit vor 1500, sowie die ersten Druckerzeugnisse möglichst vieler Druckorte zu erwerben. Indem er für diesen Zweck fast eine halbe Million Mark aufwendete, gelang es ihm, eine bedeutende, mehrere tausend zum Theil seltene Werke umfassende Sammlung zusammenzubringen, die sich unter dem Namen „Klemm's bibliographisches Museum" in Fachkreisen eines guten Rufes erfreute. Aber nicht nur aus bloßer Freude am Besitz sammelte er, sondern auch um mit Hülfe des Erworbenen zu lernen und der Wissenschaft zu dienen. Um die Lücken seiner Vorbildung wenigstens einigermaßen auszufüllen, begann er noch als alter Mann die lateinische Sprache zu erlernen, weil er einsah, daß ohne deren Kenntniß ein Studium der Wiegendrucke ergebnißlos sein würde. In der That gelang es seinen Bemühungen, eine Anzahl von Incunabeln, deren Drucker man nicht kannte, durch genaue Vergleichung der Typen mit bezeichneten Exemplaren näher zu bestimmen. Als werthvollstes Stück barg seine Sammlung ein prachtvolles, mit herrlichen Miniaturen und Initialen geschmücktes Pergamentexemplar der 42zeiligen Gutenbergbibel, für welches ihm von Amerika aus vergeblich 100 000 Mark geboten wurden. K. war gern bereit, seine Schätze, die er in seinen beiden Häusern auf der Nordstraße in Dresden aufgestellt hatte, Kennern und Liebhabern zu zeigen. Um sie auch der weiteren Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, veranstaltete er mehrere Ausstellungen bibliographischer Seltenheiten, so in Leipzig während der Ostermessen 1883 und 1884, in Dresden bei Gelegenheit der Lutherfeier im Herbst 1883 und in Berlin während des Frühjahrs 1884. Diese Ausstellungen verschafften ihm in den Kreisen der Bibliophilen einen guten Ruf, so daß ihm der Großherzog von Weimar die Einrichtung einer Lutherbibliothek auf der Wartburg übertrug. 1884 gab er unter dem Titel „Beschreibender Catalog des bibliographischen Museums von Heinrich Klemm" eine leider ziemlich dilettantische und strengeren bibliographischen Anforderungen nicht entsprechende Beschreibung von mehr als 1000 werthvollen Stücken seiner Sammlung heraus. Daraufhin wurden ihm von Amerika aus 600 000, später sogar 1 Million Mark für die Ueberlassung dieser Collection geboten. Da er sie jedoch aus Patriotismus seinem Vaterlande erhalten wollte, bot er sie für den Selbstkostenpreis von rund 400 000 Mark der sächsischen Regierung an. Diese ging auf den Vorschlag ein, die Stände bewilligten die geforderte Summe und die Sammlung wurde 1886 als Staatseigenthum dem neugegründeten Buchgewerbemuseum in Leipzig überwiesen, wo sie noch heute der öffentlichen Benutzung zugänglich ist. Seit dem Verkaufe seines Museums nahmen Klemm's körperliche und geistige Kräfte schnell ab, und am 28. No-

vember 1886 erlag er einem Herzleiden, das ihn schon seit Jahren gequält hatte. Er war ein kleiner, unansehnlicher Mann von schwächlichem und kränklichem Körper, aber voll Bescheidenheit, Menschenfreundlichkeit, unermüdlicher Arbeitskraft und bewunderungswürdiger Energie, überhaupt ein selbstgemachter Mann im besten Sinne des Wortes. Neben manchen Anfeindungen Solcher, die ihm seine Erfolge mißgönnten, hat er viel Liebe und Anerkennung geerntet. Der König von Sachsen ernannte ihn zum Commissionsrath, der Großherzog von Weimar zum Ritter des Weißen Falkenordens, und die Dresdner Bürgerschaft wählte ihn zum Stadtverordneten. Sein Bildniß wurde in der Europäischen Modenakademie in Dresden, im Leipziger Buchhändlerhause und im Germanischen Nationalmuseum aufgestellt. Da er kinderlos starb, hinterließ er das eine seiner beiden Häuser der Modenakademie, das andere der Schneiderinnung zu Dresden. Seinem Geburtsorte Altfranken aber vermachte er ein beträchtliches Capital zur Erbauung eines Schulhauses.

Nekrologe in den Dresdner Tagesblättern vom 29. und 30. November 1886, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 334, S. 4924, in der Illustrirten Zeitung vom 18. Dec. 1886, Nr. 2268, S. 643 (mit Bild), im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1887, LIV, S. 1146 bis 47 (H. Pallmann). — Verzeichniß einer werthvollen Büchersammlung aus dem Nachlasse des bekannten Bibliophilen Heinrich Klemm, Dresden 1889, S. III—IV. — K. F. Pfau, Biographisches Lexicon des deutschen Buchhandels der Gegenwart, Leipzig 1890, S. 205—8 (mit Bild, aber nicht ohne Irrthümer). — Europäische Modenakademie Dresden. Denkschrift zur Erinnerung an die Gründung u. den 50jähr. Bestand, Dresden 1900 (mit Bild). Viktor Hantzsch.

Klemm: Karl Julius K., hervorragender sächsischer Theolog, wurde am 5. April 1804 in Zwickau i. S. als Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte die dortige und die Schneeberger Lateinschule und b zog, 18 Jahre alt, die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Bereits 1827 wurde er Diakonus in Borna. Seine glänzenden Leistungen als Kanzelredner veranlaßten 1832 seine Berufung als Pastor Primarius in Zittau in der sächsischen Oberlausitz. Ein ehrenvoller Ruf nach Hamburg, den er ablehnte, veranlaßte seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt, der er bis an sein Ende treu blieb, als Kanzelredner, Seelsorger und Mann der Verwaltung verehrt und gefeiert. Er predigte zunächst in der Peter-Paulkirche, später in der aus ihren Trümmern wiedererstandenen Johanniskirche. Ein großer Theil der Predigten wurde gedruckt und in den Familien viel gelesen. Sie waren sachlich tief gegründet, formell vollendet und von der ganzen Persönlichkeit getragen. Sie wurden nicht nur von der Zittauer Gemeinde, sondern auch von der Umgegend, fleißig besucht. Die wichtigsten Sammlungen sind die „Erinnerungen an heilige Stunden im Gotteshause. Zum Besten des Wiederaufbaues der Hauptkirche St. Johannis“ (Zittau u. Leipzig 1835), „Stimmen aus dem Gotteshause als Haus- und Andachtsbuch. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres über die im Königreiche Sachsen neuverordneten biblischen Abschnitte“ (Zittau 1842, 2 Bände), „Des Christen Stellung zu unserer Zeit im Lichte der evangelischen Wahrheit“ (Zittau 1854). Dazu erschienen eine große Anzahl Predigten in Einzeldrucken, auch mehrere in Zeitschriften, z. B. in K. Zimmermann: Die Sonntagsfeier. Eine Monatsschrift für Kanzelberedsamkeit und Erbauung. 47. Band (Darmstadt 1866), S. 661 ff., 747 ff., sowie in der Praktischen Prediger-Zeitung. Weite Verbreitung fand „Das sächsische Perikopenbuch. Eine Sammlung von mehr als 1700 Predigtentwürfen über sämmtliche in demselben enthaltene Texte“ (Leipzig 1867).

Einen großen Theil seiner Geschäfte bildete die kirchliche Verwaltung. Viel hatte er mit der Ehegerichtsbarkeit zu thun, wurde auch von der Consistorialbehörde, der Kreishauptmannschaft Bautzen, mit der Verwaltung beauftragt, z. B. bei Ordinationen. Er leitete das Predigercollegium zur Ausbildung junger Candidaten zur Vorbereitung aufs Predigeramt. Er führte hier wissenschaftliche Uebungen ein. Lange Jahre war er Vorsitzender der Provinzial-Predigerconferenz, die ihn bei seinem 25jährigen Ortsjubiläum am 25. December 1857 mit einer von Pescheck verfaßten Festschrift über „Das protestantische Kirchenthum in Böhmens Hauptstadt vor der Gegenreformation“ beglückwünschte (Zittau, D. G. Seifert). Wie er in seinen Predigten gern Fragen behandelte, die die öffentliche Meinung bewegten, so trat er bereitwillig an die Spitze von Vereinen, die kirchlichen und socialen Nothständen abhelfen sollten, so der Gesellschaft zur Rettung gefährdeter Kinder, des Gustav-Adolf-Vereins u. s. w. Für die weite Kreise bewegende Reform der kirchlichen Verfassung interessirte er sich lebhaft und nahm eifrig an den Synoden Theil, in die er gewählt wurde. Daneben beschäftigte er sich mit theologischen Studien. Eine Frucht derselben war die Arbeit, mit der er sich die theologische Doctorwürde bei der Leipziger Facultät erwarb: „De necessitudine Jesu Christo cum consanguineis intercedente“ (Lipsiae MDCCCXLVI).

1874 trat er, durch den Titel Kirchenrath geehrt, in den Ruhestand, 1885 feierte er die goldene Hochzeit mit seiner thatkräftigen treuen Lebensgefährtin Sidonie, geborenen Gottschald. Nach kurzer Krankheit starb er am 7. Mai 1888.

Th. J. Michael in den Zittauer Nachrichten vom 10. Mai 1888. — Th. J. Michael in Klemm's Archiv, Mittheilungen aus der Familiengeschichte. Hrsg. v. d. Verband Klemm'scher Familien Nr. 2 (Pforzheim, 15. April 1898), S. 29. 50—53, wo sich S. 51 Klemm's Bildniß befindet. — Ramming, Kirchlich-statistisches Handbuch für das Königreich Sachsen . . . bearb. von A. Raum. 6. Ausgabe, Dresden 1859, S. 348. — A. H. Kreißig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883, S. 48, 558. — E. Katzer, Das Evangelisch-lutherische Kirchenwesen der sächsischen Oberlausitz. Leipzig 1896, S. 315 bis 324. — W. Haan, Sächsisches Schriftstellerlexikon. Leipzig 1875, S. 160 f. — Chr. A. Pescheck, Handbuch der Geschichte von Zittau, Bd. I (Zittau 1834), S. 432, 562. — Schütze, Geschichte d. Realgymnasiums zu Zittau. Zittau 1905. Georg Müller.

Klengel: Wolf Caspar von K., Baumeister und Ingenieur, ist am 8. Juni 1630 zu Dresden als Sohn des kursächsischen Rathes und Obersteuerbuchhalters Caspar K. geboren. In seiner Jugend wurde er durch Hauslehrer unterrichtet, die ihn soweit förderten, daß er bereits mit 13 Jahren die lateinische Sprache in Wort und Schrift geläufig beherrschte. Daneben erhielt er auch Unterweisung im Zeichnen und in der Geometrie, da er als Erbtheil seines Urgroßvaters mütterlicherseits, des Oberlandbaumeisters Paul Buchner, frühzeitig ausgesprochene Begabung für Mathematik und technische Künste verspüren ließ. Als er herangewachsen war, wurde er zu weiterer Ausbildung dem Mathematiker Christoph Pinker in Dresden übergeben, der ihn in die Elemente des Euklid, in die Kenntniß der Perspective, die Kunst des Feldmessens und die Theorie der Militärbaukunde einführte. Auch ließ er sich durch einige Officiere des kurfürstlichen Zeughauses über das Artilleriewesen und die Feuerwerkerei belehren. Da ihn aber ein unwiderstehlicher Drang erfaßte, die Welt zu sehen und sich im Auslande weiter in den In-

genieurwissenschaften auszubilden, verließ er im Sommer 1647 seine Vaterstadt, fuhr zunächst die Elbe abwärts bis Hamburg und reiste dann über Amsterdam nach Leiden, wo er an der Universität mathematische Vorlesungen hörte und sich im Hause und unter Anleitung des Mathematikers Origanus mit dem Studium der Statik, Mechanik und Algebra beschäftigte. Hierauf begab er sich nach dem Haag, um die mustergültige Organisation des niederländischen Heerwesens kennen zu lernen. Da er sich die besondere Gunst eines Gardeobersten erwarb, durfte er den Exercirübungen der Truppen beiwohnen. Auch verschaffte er sich Empfehlungen, die es ihm ermöglichten, die wichtigsten niederländischen und belgischen Festungen zu besichtigen und ihre Bauweise genau zu studiren, sodaß er eine gründliche Kenntniß des Fortificationswesens gewann. Daneben unterließ er es auch nicht, die Meisterwerke der holländischen und flämischen Künstler zu besichtigen, die ihm reiche ästhetische Anregung gewährten. Dann setzte er seine Reise über Brüssel nach Paris fort. Hier besuchte er längere Zeit hindurch die Akademie eines Herrn de Beaufort, um sich im Gebrauche der französischen Sprache, sowie in allen ritterlichen Künsten, im Reiten, Fechten und Tanzen zu üben. Nachdem er den Sommer 1648 zu einer Rundreise durch Frankreich benutzt hatte, trat er, um das französische Heerwesen näher kennen zu lernen, als Volontär in ein Regiment ein, das in Abbeville in Garnison lag. Eine ihm angebotene Officiersstelle mußte er ausschlagen, da ihn sein schwer erkrankter Vater plötzlich nach Hause rief. Im Januar 1650 traf er wieder in Dresden ein und hatte die Freude, seinen Vater als Genesenden vorzufinden. Das ermuthigte ihn zu neuen Reiseplänen. Seine Liebe zur Kunst, die in den Niederlanden erwacht war und in Paris neue Anregungen empfangen hatte, veranlaßte ihn, nach Italien zu pilgern. Im Frühjahr 1650 zog er über den Brenner nach Venedig. Im Hause Nicolo Cornaro's, des Procurators von San Marco, lernte er die meisten berühmten Künstler der Lagunenstadt kennen. Dann begab er sich nach Florenz, wo die kunstliebenden Medicäer Malerei und Baukunst pflegten. Auch hier gewann er reiche Anregung und knüpfte werthvolle persönliche Beziehungen an. Endlich kam er nach Rom, wo er die Ueberreste des Alterthums und die Schöpfungen der Renaissance auf sich einwirken ließ. Von großem Nutzen war ihm die Bekanntschaft des gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher, mit dem er sich namentlich über mathematische und mechanische Probleme unterhielt. Doch setzte er allen Versuchen, ihn von seinem lutherischen Glauben abzubringen, festen Widerstand entgegen. Nach einem flüchtigen Besuche Neapels und Siciliens fuhr er nach Malta über. Hier traf er einen sächsischen Landsmann, der ihm rieth, in den Dienst des Malteserordens zu treten. Von Abenteuerlust getrieben folgte er diesem Rathe und nahm nun drei Jahre hindurch an verschiedenen Kriegszügen der Ritter gegen die Barbaresken in Nordafrika theil. Als er 1654 die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt, kehrte er nach Dresden zurück. Nachdem die Erbschaftsregulirung vorüber war, zog es ihn abermals nach Venedig. Da ihm die militärische Thätigkeit wohlgefiel, bot er der Republik seine Dienste an. Auf Befürwortung des in Dalmatien und Albanien commandirenden Generals Marquis de Villeneuve wurde er zum Hauptmann ernannt und zu verschiedenen schwierigen Expeditionen nach der Levante, nach Corfu und den Dardanellen verwendet. Da er sich bei mehreren Gelegenheiten auszeichnete, wurde ihm die Inspection über die Festungen in Dalmatien und Albanien übertragen, die er nicht nur durch zweckmäßige Umbauten verstärkte, sondern auch in artilleristischer Hinsicht verbesserte. Dadurch gewann er das Wohlwollen des venetianischen Generalissimus Lazaro Mocenigo, der ihn dem Senate zu weiterer Beförderung empfahl. Er

wäre gern im Dienste der Republik geblieben, wenn er nicht 1655 einen Brief seines Landesherrn, des Kurfürsten Johann Georg I. erhalten hätte, der ihm Aussichten für eine gute Versorgung in der Heimath eröffnete. Er kehrte deshalb nach Dresden zurück und fand sogleich ein seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechendes Amt, indem er im Januar 1656 zum Nachfolger des soeben verstorbenen Oberlandbaumeisters Wilhelm Dilich und zugleich zum kurfürstlichen Ingenieur und Geographen mit dem Range eines Hauptmanns ernannt wurde. Diese Stellung behielt er auch unter den beiden folgenden Kurfürsten Johann Georg II. und III. Als Architekt folgte er theils den Traditionen seiner Vorgänger Lynar, Buchner, Nosseni und Dilich, theils den Anregungen, die er selbst in Italien gesammelt hatte. Den Bedürfnissen des nach französischem Vorbilde an Pracht zunehmenden Hoflebens entsprechend renovirte er mehrere Räume des Dresdner Residenzschlosses und das in unmittelbarer Nähe des Schlosses gelegene Reithaus, das bereits unter August dem Starken wieder abgebrochen wurde. Ferner erbaute er ein ebenfalls nicht mehr vorhandenes Komödienhaus, sowie wichtige Theile der Festungswerke von Altdresden. Auch in der Provinz besorgte er zahlreiche Um- und Neubauten, so namentlich an den kurfürstlichen Schlössern in Meißen, Torgau, Moritzburg und Stolpen, an den Festungswerken des Königsteins und des Sonnensteins, sowie am Grimmaischen Thore in Leipzig. Zu seiner Unterstützung bei diesen Arbeiten zog er sich zahlreiche Schüler heran, von denen namentlich Johann Friedrich Karcher und Johann Georg Starke, der Erbauer des Palais im Großen Garten bei Dresden, ihrem Meister Ehre machten. Der prachtliebende Kurfürst Johann Georg II. verwendete K. auch vielfach als Arrangeur glänzender Hoffeste. Außerdem ernannte er ihn zum Inspector der im Dresdner Schlosse befindlichen Kunst- und Raritätenkammer. Als solcher reiste er sechs Mal nach Italien, sowie auch nach Frankreich, Holland und England, um im kurfürstlichen Auftrage Gemälde, Bildhauerarbeiten, Bronzen, Alterthümer, Edelsteine, Erzeugnisse des Kunstgewerbes, Kupferstiche und seltene Bücher, sowie Naturmerkwürdigkeiten aller Art zu erwerben, die sich zum Theil noch heute in den Dresdner Museen befinden. 1664 verlieh ihm Kaiser Leopold den erblichen Adel. In demselben Jahre wurde er zum kurfürstlichen Kammerjunker, im folgenden, als er eine ehrenvolle Aufforderung, in den österreichischen Militärdienst zu treten, abgelehnt hatte, zum Oberstlieutenant, 1673 zum Obercommandanten der Festungen Sonnenstein und Stolpen und zum Oberinspector der Festungswerke und Civilgebäude, 1676 zum Obersten über die gesammte sächsische Artillerie, 1685 zum Obercommandanten der Festungen Alt- und Neu-Dresden, endlich 1689 zum Generalwachtmeister ernannt. Doch konnte er dieses letztere Amt nicht lange verwalten, da ihn schmerzhafte Gichtbeschwerden ans Bett fesselten. Am 10. Januar 1691 starb er zu Dresden und wurde in der Sophienkirche begraben. Sein lebensgroßes Bild, in Oel gemalt von dem Hofmaler Heinrich Christian Fehling, hängt im kgl. historischen Museum zu Dresden.

Bernhard Schmidt, Eines geplagten, doch unverzagten Christens ... Hoffnung zu Gott, Bey dem ... Leich-Begängnüs ... Wolf Caspars von Klengel ... fürgestellet ... Dreßden [1691]. (Mit Bild, nach H. C. Fehling's Gemälde gestochen von M. Bodenehr.) — Christoph Dietrich Bose, Kurtzgefaste Lob-Rede ... des ... Hn. Wolff Caspar von Klengel ... [Dresden 1691]. — Christian Beuthner, Die Seelige Hoffnung, welche ... ergriffen hat ... Wolff Caspar von Klengel ... Dresden [1691]. — Georg Kayser, Frommer Christen Glaubens- und Hoffnungs-Ancker ... An ...

Wolff Caspar von Klengel ... fürgestellet ... Dresden [1691]. — Heroa ... Wolff Caspar a Klengel ... venerabatur ... Gothofredus Schmidius ... Dresdae 1691. — ô Byrn, Wolf Caspar von Klengel (Mittheilungen des Kgl. sächsischen Alterthumsvereins XXII [1872], S. 29—51).

Viktor Hantzsch.

Klenze: Hippolyt von K., Gutsbesitzer, Chemiker und Thiermaler, geboren am 12. August 1849 in München, † am 30. April 1892 zu Mittelberg im Walserthal (Vorarlberg). Sein Vater Hippolyt M. Heinrich v. K., geboren 1814 zu München, der Sohn des berühmten Baumeisters Leo v. Klenze (s. A. D. B. XVI, 162), trat in das Cadettencorps und diente dann 34 Jahre lang in der bairischen Armee, wo derselbe schon während seines ersten Commandos, in das 6. Jägerbataillon einen frischeren Geist brachte, als dem damaligen Gamaschenknopf-Wesen beliebt war; so kam es beispielsweise vor, daß die Jäger zum allgemeinen Staunen, in französischem ziemlich legerem Laufschritt durch die Stadt trotteten. Voll Uneigennützigkeit und Aufopferung für Andere, sorgte K. wie ein Vater für seine Mannschaft. Streng und unerbittlich im Dienst, versäumte er keinen Anlaß ihnen auf seine Kosten eine Freude zu machen: unter großen Schwierigkeiten führte er zuerst den Morgenkaffee und dann auch die Abendsuppe in seinem Bataillon ein. Später commandirte er als Oberst das 3., dann das 2. Infanterieregiment. König Max II. beehrte ihn mit seiner besonderen Attention. Nach dem Ableben desselben 1864 schied K. infolge persönlicher Differenzen ganz aus dem Dienst und lebte nunmehr einzig der Familie bis zu seinem am 6. März 1888 erfolgten Tode, selbstlos nur für Andere bedacht.

Bei seinem gleichnamigen Sohne Hippolyt K. trat frühzeitig die Neigung zur landwirthschaftlichen Praktik hervor, womit der Urgroßvater, trotz seiner juridischen Bildung, als physiokratischer Oekonom auf seinem kleinen Besitzthum zu Bokenau (bei Hildesheim) experimentirt hatte. Theils im mütterlichen Hause, theils in einem Institut zu Cannstatt erzogen, absolvirte H. K. die landwirthschaftliche Schule zu Weihenstephan und verwaltete selbständig ein kleines Gut, oblag 1875 zu München wissenschaftlichen Studien am Polytechnikum und der Universität, wo er in physiologischer Chemie und namentlich in Milchchemie experimentirte. Mit einer Schrift „Untersuchungen über die kapillare Wasserleitung im Boden und die Sättigungskapazität desselben für Wasser" (Berlin 1876) promovirte K. zu Göttingen. Nach München zurückgekehrt, arbeitete K. fast ausschließlich im Fache der Milchchemie und wurde 1877 zum Vorstand des neuerrichteten Molkereiinstituts in Weihenstephan ernannt. Da die Entwicklung dieses Etablissements nicht in der von ihm gewünschten Weise erfolgen konnte, nahm er seine Entlassung und trat in die Dienste des Prinzen Ludwig von Baiern, wo K. auf den ungarischen Gütern desselben das Molkereiwesen betrieb. Indessen zwangen ihn die Pußtenfieber auch aus dieser Stellung zu scheiden, worauf er sich aufs neue den physikalischen und chemischen Wissenschaften zuwendete und seine Erfahrungen auf vielen Reisen in England, Deutschland, Schweiz und Italien erweiterte. Die Resultate seiner Forschungen verarbeitete K. in seinen Büchern. Dazu gehören: „Die Alpenwirthschaft im Fürstenthum Lichtenstein, ihre Anfänge, Entwicklung und gegenwärtiger Zustand" (Stuttgart 1878); die Broschüre über „Die deutsche Grenzsperre gegen Oesterreich und die baierische Landwirthschaft" (Stuttgart 1880) und sein umfangreiches Hauptwerk „Handbuch der Käserei-Technik" (mit 194 Holzschnitten und 33 autotyp. Tafeln. Bremen 1884. XVI, 643 S.), worauf noch (mit Pfarrer Jos. Fink) die Monographie über „Mittelberg" („Geschichte, Landes- und Volkskunde des ehemal. gleichnamigen

Gerichts", Mittelberg 1891) erfolgte. Auch veröffentlichte K. viele Abhandlungen in der „Milch-Zeitung" und in der „Zeitschrift des Landwirthschaftlichen Vereins in Baiern", insbesondere Studien über die englische Landwirthschaft; als besondere Anerkennung erhielt K. die Coburgische Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft und das Ritterkreuz des Sächsischen Ernestinischen Hausordens.

Inzwischen erfolgte eine Veränderung. Das Künstlerblut regte sich: K., welcher bisher als Dilettant immer malte, begann unter dem Landschaftsmaler Philipp Roth und den Thiermalern Guido v. Maffei und Jos. Schmitzberger ernstliche Studien über die Thiere der Alpenwelt und Jagd darzustellen. In wenig Jahren schuf er eine Reihe von Bildern, die durch Naturwahrheit und Technik ihm einen geachteten Namen in der Künstlerwelt erwarben; darunter „Wilderers Ende" (in „Die Kunst unserer Zeit" 1892 S. 64). Der edle Jagdsport kann auf internationales Verständniß rechnen. Seine verbellenden Hunde, Edelwildstücke, Gemsen und Geier, Marder und balzende Auerhähne (Nr. 2654 Illustr. Ztg., 12. Mai 1894), Schneehühner, Wildkatzen, Fasanen und Adler, waren in Deutschland ebenso gut bekannt wie in London, Amerika und Ungarn, sogar der Schah von Persien, der im Sommer 1889 durch Kassel kam und dort die Sportausstellung besuchte, erwarb drei Bilder Klenze's, der es übrigens mit einer den Laien verblüffenden Findigkeit bestens verstand alle Thiere als Modelle seinem Atelier dienstbar zu machen. Auch die Radirnadel handhabte K. mit excellenter Sicherheit, wie die Blätter „Hühnerjagd", „Auerhahnbalz" und „Kämpfende Gemsböcke" beweisen. Ob allerlei Vorkommnissen bei den Jahres-Kunstausstellungen gründete K. 1891 mit anderen Gesinnungsgenossen und Freunden die Gesellschaft der „Achtundvierziger" (ihr Name entstand aus der Anzahl der ersten Mitglieder, welche sich später nur sehr mäßig ergänzten) und gleich der „Secession" und anderen ähnlichen Gründungen, wie die „Scholle", die „Elfer" und „Dachauer" mit großen, meist sehr bescheiden verwirklichten Zukunftsplänen zum Heile der Kunst sich trugen. (Vgl. den Bericht ihres Stifters in Nr. 75 Allg. Ztg. vom 15. März 1892.)

Seit 1873 mit Miß Ellie van Bokhelen verheirathet, richtete er sich 1879 im schöngelegenen Dörfchen Mittelberg (im Vorarlberger Walserthale) eine behagliche Villeggiatur ein; hierher hatte er sich am 28. April 1892 begeben, um nach einem unbehaglichen Münchner Winter als Jäger und Maler der Spielhahnbalz obzuliegen und Studien zu einem bekannten österreichischen Volkstrachtenwerk zu sammeln. Eine leise bange Ahnung schwebte ihm vor; am 30. Morgens erhob er sich ganz heiter, bestellte seine frugale Frühkost; als diese gebracht wurde, hatte ein Schlag sein Leben schon beendet. Sein Begräbniß am 3. Mai in der Familiengruft des Campo santo zu München gestaltete sich zu einer ehrenreichen Ovation von Adel und Künstlerschaft. Reger Geist, vielseitige Bildung, Witz und Humor machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter; seine liebenswürdige Hülfsbereitheit und unermüdliche Gefälligkeit schufen ihm in allen Kreisen Freundschaft und anerkennende Hochachtung.

Vgl. Kunstvereins-Bericht für 1892, S. 70. — Fr. von Bötticher, 1895. I, 695. — Singer, 1896. II, 349.

Hyac. Holland.

Kletke: Hermann K., Schriftsteller und Publicist, wurde am 14. März 1813 zu Breslau als Sohn eines bücherliebenden und büchersammelnden Rechtsanwalts geboren. Durch diese Schätze des Vaters, dessen Einfluß und Vorbild frühzeitig stark und nachhaltig angeregt, auch in Uebereinstimmung mit der

Familientradition (K. eignete noch 1852 ein geschichtliches Compendium dem aufgeklärten Vetter, Director der Breslauer Realschule Dr. C. A. Kletke [s. d. am Ende] zu), fühlte er sich von vornherein zu den „schönen Wissenschaften“ hingezogen. Auf dem Gymnasium und der Universität der Vaterstadt ausgebildet, schloß er seine Studien mit der Promotion zum Dr. phil. ab. Sein litterarisches Streben, auf die Belletristik gerichtet, bekundete sich schon beim 17jährigen, aus dessen Feder Gedichte und Erzählungen in Breslauer Zeitungen Aufnahme fanden. Als Student lieferte er Leipziger und Wiener Journalen feuilletonistische Beiträge in der Art der damals üblichen Correspondenzen, insbesondere Witthauer's Modenzeitung. Im J. 1836 erschien die erste Sammlung seiner „Gedichte“ und im folgenden Jahre wandte er sich, einigermaßen zu Namen gelangt, nach Wien, eben dem Mittelpunkte eines jungen vorwärtsstrebenden Litteratenthums. Er verkehrte dort namentlich viel mit Nikolaus Lenau, der gerade zum Gipfel seines Ruhms emporstieg. Die Kaiserstadt an der Donau mit dem schweren Drucke der Metternich'schen Litteratur-Knebelung befriedigte die Hoffnungen des entwicklungsfrohen Jünglings nicht. Daher übersiedelte er noch 1837 nach Berlin, um sich daselbst nun niederzulassen: die preußische Hauptstadt ist denn auch auf die Dauer sein Wohnsitz geblieben. Eduard Hitzig, der geistvolle Criminalist und Litterat, führte den jungen K. in die „Montags-Gesellschaft“ ein, die die meisten Spitzen des geistig-schriftstellerischen Berlin vereinigte. Von den wichtigen Bekanntschaften, die er damals machte, gewann die mit Ludwig Rellstab einschneidende Bedeutung für ihn. Dieser, seit 1826 der Musikkritiker und bald danach amüsante Berichterstatter über alle Ereignisse des städtischen und gesellschaftlichen Lebens an der „Vossischen Zeitung“, vermittelte nämlich im April 1838 Kletke's Mitarbeiterschaft bei dieser, dem ererbten Stammblatte des eigentlichen Berliner Bürgerthums. Fünf Jahre lang schrieb er für sie regelmäßige Kunstreferate und blieb dem großen linksliberalen Organ, das am 30. August 1844 mit dem ersten Leitartikel Berlins einen mächtigen Schritt der Journalistik einleitete, seitdem ununterbrochen verpflichtet. An einem kitzlichen Wendepunkte der inneren Politik, als die Reactionsperiode nachdrücklich einsetzte, trat K. am 1. August 1849 als Mitredacteur in den politischen Haupttheil der sog. „Tante Voß“ neben Dr. Otto Lindner, nach dessen Tode 1867 er die Chefredaction übernahm, um sie im Juli 1880, als jüngere Schultern für diese Last sich nöthig erwiesen, an Friedrich Stephany abzutreten. Fürder leitete K. nur noch die bekannte litterarische „Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung“ mit Sorgfalt und Geschmack; Ende 1885 entsagte er auch dieser Thätigkeit und hat am 2. Mai 1886 zu Berlin das Zeitliche gesegnet, ein überaus würdiger Vertreter ehrenwerthester Publicistik und als solcher auch bei den Gegnern der von ihm stets entschieden verfochtenen fortschrittlichen Grundsätze geziemend geachtet.

Hermann K. hat sich trotz des arg beanspruchenden und aufreibenden Zeitungsdienstes Muße und Lust zu mannichfachen anderen litterarischen Arbeiten gerettet. In dreifacher Richtung bethätigte er sich da. Einmal als Lyriker: seine „Gedichte“ (1836, 1852, 1873, 1875, neue, vermehrte Gesammtausgabe 1881), „Lied und Spruch. Neue Gedichte“ (1853), zeichnen Wärme der Empfindung, Phantasie, sittlicher Ernst, sinnige Naturandacht, namentlich aber liebenswürdige Milde, zarte, schlichte Innigkeit aus, dazu maßvolle Frömmigkeit, welch letztere den ausgesprochen liberalen Publicisten sogar unter die Theilnehmer der strengconservativen orthodox-evangelischen Anthologie „Harfe und Leyer. Jahrbuch lyrischer Originalien. Herausgegeben von K. Barthel und L. Grote“ führten (I, 1854, S. 98—103; II, 1855, S. 130—132).

Die aufgezählten Eigenschaften lassen es völlig erklärlich erscheinen, wenn wir K. als fruchtbarem und glücklichem Jugendschriftsteller begegnen, der sich da einen mit Recht voll geschätzten Namen erworben hat. Man verdankt ihm Kinderlieder voll herziger Naivetät, sagt Leixner, welche sich den besten dieser Art an die Seite stellen dürfen. Dahin rechnen die „Kinderlieder" (1846; in einer Gesammtausgbe 1882), ferner „Die Kinderwelt in Märchen und Liedern" (1881). Damit haben wir den Uebergang zu seinen vortrefflichen Märchenbüchern, die heutzutage durch geschäftsmäßig hergestellte oder raffinirt aufgeputzte leider ziemlich aus ihrer verdienten Stellung verdrängt worden sind: „Deutsche Kindermärchen in Reime gebracht" (1849), „Märchen meiner Großmutter" (1851), „Ein Märchenbuch" (1864), „Ein neues Märchenbuch" (1869), „Märchen am Kamin" (1871, also gleichzeitig hervorgetreten mit Richard Volkmann-Leander's weitverbreitetem reizenden Märchen-Umguß „Träumereien an französischen Kaminen"). Auch „Buntes Leben. Gesammelte Erzählungen für die Jugend" (1878) ist da zu nennen, während „Das Buch vom Rübezahl" (1852), wo schlesisches Heimathgefühl mitsprach, das Bestreben Kletke's offenbarte, seinen Fleiß Märchen u. ä. zu erneuern und zu sammeln, auch den Erwachsenen zu gute kommen zu lassen. So ist auch sein dreibändiger „Märchensaal aller Völker" (1844/45) zu verstehen, mit dem wir zu Kletke's drittem Revier litterarischer Wirksamkeit gelangen, den kundigen und tactvollen Sammlungen oder Anthologien. Auf poetischem Felde liegen davon, jedes mehr oder weniger an eine Seite seines selbständigen Schaffens anknüpfend: „Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern" (1839), „Deutsche Fabeln des 18. und 19. Jahrhunderts" (1841), das ungemein verbreitete „Album deutscher Dichter" (1843), „Deutsche Geschichte in Liedern, Romanzen, Balladen unserer Dichter" (1854) u. a. Dazu gesellen sich auf wissenschaftlicher Grundlage folgende Compendien: „Handbuch zur Geschichte der neuen deutschen Literatur" (1845), „Deutschlands Dichterinnen" (1854, 3. Aufl. 1857), „Deutsche Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts" (1854), und, etwas weiter abliegend, „Das Alterthum in seinen Hauptmomenten dargestellt. Eine Reihe historischer Aufsätze von Boeckh, Dahlmann u. A. [25 Fachautoritäten]" 1852 herausgegeben und mit einer erstaunlichen Fülle weiterführender bibliographischer Nachweise von K. ausgestattet. Auch sonst hat dieser Leistungen Anderer zum Druck befördert, z. B. Frdr. Baron de la Motte Fouqué's „Geistliche Gedichte" (1846) und Briefe, „Aus Friedrich Förster's Nachlaß (Aus der Jugendzeit. Erinnerungen an Goethe)" und von demselben (1791—1868) „Kunst und Leben" (1873). In allen seinen Sammelwerken und Prosaschriften verschiedenen Zwecks steckt ebensoviel redliche Arbeit wie Umsicht und Geschick; viele darunter haben in ästhetischer Hinsicht oder durch Förderung werthvoller Kenntnisse erkleckliches Verdienst. Als Prosaiker poetischen Ziels ist K. wol nur in dem Bändchen „Die Bürgerverschwörung zu Breslau. Die Royalisten in der Vendée" (1840) mit diesen Novellen aufgetreten. (Weiteres am Ende dieses 51. Bd.)

Authentisch scheint der genaue Lebensabriß mit Bibliographie bei Frz. Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhs.[4 u. 5] II, 229 f.; einzelnes außerdem im Artikel von Frz. Bornmüller's Biogr. Schriftstellerlexikon (1882) S. 389 (wo irrig „Alex. v. Humboldt's Leben u. Wirken, Reisen und Wissen. Von Dr. Herm. Klencke"[3] 1869 auf Kletke's Conto gesetzt scheint). Kürzer der Artikel in Ad. Stern's Lex. d. dtsch. Nationallit. (1882) S. 202 f. Vgl. auch Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 16a u. 703a, wonach allein er Gustav Hermann K. heißt und unter seinen mehreren gelungenen Erzählungen für die Jugend „Der Savoyardenknabe" auszuzeichnen sei; R. Gottschall, Die dtsch. Nationallit. d. 19. Jahrh.[6] III, 312; O. von

Leixner, Gesch. d. dtsch. Lit.[2] S. 1052 (warmes Lob); C. Oltrogge, Gesch. d. dtsch. Dchtg. (1862) S. 605 (nennt ihn Schulrector zu Breslau: s. o.!). Ueber seine Wirksamkeit an der „Vossischen Zeitung", die ihm auch unmittelbar nach dem Tode einen schönen sorgfältigen Nekrolog gewidmet, sehe man G. Dahms, Das Litterarische Berlin (1895) S. 27 f., jetzt aber Arend Buchholtz, Jubiläums-„Geschichte der Voss. Ztg." (1904, S. 129/30, 163/4 u. ö.; vgl. auch die Sonntagsbeilage Nr. 44 dess. Jahrggs.). Einen lehrreichen Einblick in H. Kletke's literarische Verbindungen als Redacteur des großen Moniteurs thut man in Leo Liepmannssohn's (Berlin) 27. Autographen-Auction 27. März 1901, wo viele interessante aus Kletke's Correspondenz unter den Hammer kamen (s. A. D. B. XLVII, 171).

Ludwig Fränkel.

Kleutgen: Joseph Wilhelm Karl K., Jesuit, Dogmatiker und Philosoph, geboren am 9. April 1811 (nicht am 9. oder 11. September, wie auch angegeben wird) zu Dortmund, † am 13. Januar 1883 zu St. Anton in Tirol. K. absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, studirte dann von Ostern 1830 an zunächst zwei Semester Philologie, Philosophie und Aesthetik an der Universität München, entschloß sich dann nach einer Unterbrechung von einem Jahre zum Studium der Theologie, das er Ostern 1832—1833 an der Akademie in Münster begann, wo insbesondere Kellermann und Katerkamp und der Philosoph Schlüter Einfluß auf ihn hatten, und Ostern 1833—1834 an der philosophisch-theologischen Lehranstalt und im Priesterseminar zu Paderborn fortsetzte. Nachdem er am letzteren Orte die niederen Weihen und die Subdiakonatsweihe empfangen hatte, trat er am 28. April 1834 zu Brig im Kanton Wallis in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. In den nächsten Jahren lebte er im Orden unter dem Namen Peters, um den Nachforschungen der preußischen Regierung wegen Theilnahme an einer Burschenschaft während seines Münchener Studienjahres zu entgehen. Nach Beendigung des Noviziats wurde er Professor der Rhetorik am Jesuiten-Gymnasium zu Brig. 1837 empfing er die Priesterweihe. Einige Zeit lehrte er auch Naturrecht zu Freiburg in der Schweiz. 1843 wurde er nach Rom berufen, als Professor der Rhetorik im Collegium Germanicum. Daneben wurde er Consultor der Congregation des Index. Seine letzten Lebensjahre verlebte er in stiller Muße meist zu Gries und zu St. Anton bei Kaltern in Tirol, zuletzt durch wiederholte Schlaganfälle gelähmt.

K. war einer der bedeutendsten Vertreter der erneuerten scholastischen Theologie und Philosophie. Sein berühmtes Hauptwerk: „Die Theologie der Vorzeit vertheidigt von J. K." (4 Bde., Münster 1853—1870; 2. Aufl., 5 Bde., 1867—1874) ist eine Vertheidigung der Theologie der Scholastik besonders gegen die Vorwürfe von Hermes, Hirscher und Günther (der letztere wird in der 1. Aufl. erst in den beiden letzten Bänden, in der 2. Aufl. aber durch das ganze Werk berücksichtigt), und Auseinandersetzung mit den Principien dieser Gegner der Scholastik. In den drei ersten Bänden werden die einzelnen dogmatischen Hauptstücke durchgegangen, in denen die Vertreter moderner Richtungen die Speculation der Scholastik angreifen; im 4. Bande der ersten Auflage (vor dem 3. Bd. mit der Bezeichnung „Letzter Band" 1860 erschienen), oder im 4. und 5. Bde. der 2. Auflage werden die Principienfragen über den Gebrauch der Philosophie in der Theologie, den Glauben, dessen Verhältniß zum Wissen, die Wissenschaft des Glaubens (Theologie) und den Fortschritt der religiösen Erkenntniß erörtert. Als eine „Zugabe" zu diesem Werke bezeichnet sich in der ersten Auflage das zweite bedeutende Hauptwerk Kleutgen's: „Die Philosophie der Vorzeit vertheidigt von J. K." (2 Bde.,

Münster 1860—1863; 2. Aufl. Innsbruck 1878; italienische Uebersetzung: „La filosofia antica esposta e difesa", Rom 1867; französische Uebersetzung von Const. Sierp: „La philosophie scolastique, exposée et défendue", 4 Bde., Paris 1868—1870), das im 1. Bd. Principien und Methode der scholastischen Philosophie, im 2. Bd. die speculative Behandlung der einzelnen Hauptstücke der Metaphysik gegen Hermes und Günther vertheidigt. Daran schließen sich noch die: „Beilagen zu den Werken über die Theologie und Philosophie der Vorzeit" (1.—3. Heft, Münster 1868—1875), und zwar: 1. Heft: „Ueber die Verurtheilung des Ontologismus durch den h. Stuhl" (1868; vorher im Katholik 1867 veröffentlicht; französische Uebersetzung von Sierp, Besançon 1867; italienische Uebersetzung Rom 1868); 2. Heft: „Zu meiner Rechtfertigung" (1868; hauptsächlich gegen die Kritik seiner „Theologie der Vorzeit" durch Dieringer, die zuerst im Bonner Theologischen Literaturblatt 1868, Nr. 6—9, dann als besondere Broschüre: „Die Theologie der Vor- und Jetztzeit. Ein Beitrag zur Verständigung", Bonn 1868, erschienen war); 3. Heft: „I. Vom intellectus agens, und den angebornen Ideen. II. Zur Lehre vom Glauben" (1875). Solide Gelehrsamkeit, großer Scharfsinn, besonnene Ruhe und Mäßigung des Urtheils, große Klarheit und Geschmack der Darstellung wurden als Vorzüge der beiden großen Werke auch von solchen katholischen Kritikern anerkannt, die denselben vom Standpunkte einer andern wissenschaftlichen Richtung kritisch gegenübertraten. Nur der erste Band erschien von dem von K. in seinen letzten Lebensjahren unternommenen Lehrbuch der Dogmatik: „Institutiones theologicae in usum scholarum" (Vol. I, praeter Introductionem continens Partem primam, quae est de ipso Deo; Regensburg 1881). Von seinen kleineren Schriften sind zu nennen: „Ueber die alten und die neuen Schulen" (Mainz 1846, unter dem Pseudonym J. W. Karl; 2. Aufl. 1869 als 3. Bd. der „Kleineren Werke"); „Ueber den Glauben an das Wunderbare" (Münster 1846, unter demselben Pseudonym); „Ars dicendi priscorum potissimum praeceptis et exemplis illustrata. In usum scholarum" (Rom 1847 und öfter); „Ueber die Verfolgung der Kirche. Drei Reden, gehalten zu Rom" (Münster 1851; 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1866); „Leben der Heiligen Gottes aus der neueren Zeit" (Münster 1854; 2. Aufl. 1869 als 1. Bd. der „Kleineren Werke"); „Die Ideale und ihre wahre Verwirklichung. Ein Wort zum Verständniß der deutschen Klassiker" (Frankfurt a. M. 1868); „Ueber die Wünsche, Befürchtungen und Hoffnungen in Betreff der bevorstehenden Kirchenversammlung" (Münster 1869); „De Romani Pontificis suprema potestate docendi" (Neapel 1870, anonym; davon die deutsche Uebersetzung:) „Die oberste Lehrgewalt des Römischen Bischofs. Von einem Römischen Theologen" (Trier 1870); „Das Evangelium des heil. Matthäus nach seinem innern Zusammenhang, auch für gebildete Laien zur andächtigen Betrachtung des Lebens unseres Heilandes in Kürze erklärt" (Freiburg i. Br. 1882). Als „Kleinere Werke" (Bd. I—V) erschienen: I. „Leben frommer Diener und Dienerinnen Gottes" (2. Aufl. Münster 1869); II. „Briefe aus Rom" (Münster 1869; gesammelt aus dem Münsterischen Sonntagsblatt 1845 bis 46 und dem Katholik 1864, II und 1865, I); III. „Ueber die alten und neuen Schulen" (2. Aufl. Münster 1869); IV. u. V. „Predigten" (Regensburg 1872—1874; diese zwei Bände erschienen in 2. Aufl. 1880—1885). Als wichtigere Beiträge zu Zeitschriften sind noch zu nennen: „Ueber die Einheit der Person Jesu Christi" (Katholik 1869, I, S. 166—193; 286—312; 404—427; 525—541; 641—679); „Ueber den Ursprung der menschlichen Seele" (Zeitschrift für katholische Theologie 1883, S. 197—229; seine letzte, erst nach seinem Tode erschienene Arbeit). Seine Abhandlung: „R. P.

Leonardi Lessii de divina inspiratione doctrina e documentis magnam partem ineditis illustrata et ponderata“ ist gedruckt in dem Werke von Schneemann: „Controversiarum de divinae gratiae liberique arbitrii concordia initia et progressus“ (Freiburg i. B. 1881, S. 463—491).

Langhorst, Aus dem Jugendleben des P. Joseph Kleutgen; Stimmen aus Maria-Laach, 25. Bd. 1883, S. 105—124, 393—403, 489—510. — Liesen, P. Joseph Kleutgen S. J.; Katholik 1883, I, S. 523—543. — Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus; Bibliographie T. IV (Bruxelles et Paris 1893), p. 1113—16.

Lauchert.

Kliefoth: Theodor Friedrich Dethlof K., der Regenerator des mecklenburgischen Kirchenwesens nach den Verwüstungen der rationalistischen Zeit, dessen geistiger Leiter er volle zwei Menschenalter hindurch war, und einer der hervorragendsten, wenn nicht der hervorragendste Führer der confessionell-lutherischen Restauration in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wurde am 18. Januar 1810 mitten unter den Wirren und Unruhen der Napoleonischen Kriege, unter denen auch sein Vaterhaus schwer zu leiden hatte, zu Körchow, einem Dorfe im westlichen Mecklenburg, geboren, wo sein Vater seit 1806 Pastor war. Dieser stammte aus einer mecklenburgischen Landmannsfamilie und verband mit nicht gewöhnlicher, durch die Kantische Philosophie beeinflußter wissenschaftlicher Bildung praktische Tüchtigkeit, unermüdliche Pflichttreue und fromme Ehrenhaftigkeit nach der Weise der damaligen Zeit. Aber seinem nüchternen, strengen, gebieterischen Charakter mangelten die sanfteren Züge. Der später von seinem Sohne vertretenen neuen Entwicklung des theologischen und christlichen Lebens und Denkens hat er sich nie ganz hingegeben, obgleich er erst 1869 als 97jähriger Greis starb, nachdem er eine Zeit lang (1834—1844) die Schweriner Superintendentur verwaltet hatte. Von ihm empfing der heranwachsende Knabe zusammen mit seinem nur um ein Jahr jüngeren Bruder Emil den gesammten wissenschaftlichen Unterricht bis zur Prima des Gymnasiums. So tüchtig, gründlich und lebendig derselbe war, so wäre ein weniger kräftiger Geist doch vielleicht unter dem Druck der herben Art, die dem Vater eigen war, verkümmert und verzagt geworden. Denn dessen Grundsatz war, nie zu loben und, damit das Mögliche geleistet werde, das Unmögliche zu fordern. K. diente er zur Stählung seines energischen Willens und flößte ihm Widerwillen gegen alles weichliche Wesen und schwächliche Selbstliebe ein. Eine glückliche Ergänzung ihres strengen Gatten bildete mit ihrem kindlich lebendigen, zarten und reinen Sinn die Mutter, eine mecklenburgische Pastorentochter, in welcher etwas von der „Lust zu fabuliren“ steckte. Sie vertrat das poetische Element des Hauses, erzählte und spielte gern mit ihrer zahlreichen Kinderschar. Den größten Einfluß aber auf die Jugenderziehung Kliefoth's übte die Großmutter mütterlicherseits, die nach dem Tode ihres Mannes in seinem Vaterhause lebte, eine geistig bedeutende, gemüthvolle, rastlos thätige Frau, von einer hervorragenden Gabe, mit Kindern zu verkehren und auf sie einzuwirken. Sie stammte aus einer französischen Refugiéfamilie Potsdams und sprach fast besser französisch als deutsch. Zwischen ihr und K., ihrem ältesten Enkel, bestand ein rührendes Verhältniß grenzenloser Anhänglichkeit, und dieser bekannte nachher in einer seiner Braut gewidmeten Jugendbiographie, daß mit ihrer Ausnahme niemand ihn, und er niemand so geliebt habe wie diese Frau. Sie ertheilte den Enkelkindern den ersten Unterricht, erzählte ihnen die biblischen Geschichten, ließ sie bald ganze französische Bücher übersetzen, las und spielte mit ihnen und lehrte sie allerlei nützliche Beschäftigungen, selbst Spinnen, damit sie sich gewöhnten,

nie müssig zu sein. Ihr verdankt K., wie er sagt, „die süße Lust an der Arbeit, die hohe Freude, an dem eigenen Werke Wohlgefallen zu haben". Da er bis in sein 17. Lebensjahr im Vaterhause blieb, unterstützte er später seine Eltern auch in der Pflege des Pfarrgartens und in der Bewirthschaftung des umfangreichen Pfarrackers, und es gab keine landwirthschaftliche Arbeit bis auf Bienenkörbe flechten und Netze stricken, welche er nicht gekannt und geübt hätte. Mit einem französischen Buche in der Hand überwachte er oft im Sommer das Schwärmen der Bienenvölker. So hat er stets seine glückliche, im innigsten Umgang mit der Natur verlebte Jugendzeit gerühmt, die alle Bedingungen einer harmonischen körperlichen und geistigen Entwicklung in sich trug und den Grund legte zu jener eminenten Kenntniß aller Lebensverhältnisse und seltenen praktischen Klugheit, wie sie bei ihm mit der gründlichsten Gelehrsamkeit und einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft und -lust Hand in Hand ging.

Auf dem Gymnasium zu Schwerin, dessen Prima und Selecta er von Michaelis 1826 bis Ostern 1829 besuchte, überflügelte er bald alle seine Mitschüler. Das Reifezeugniß, mit dem er Ostern 1829, 19 Jahre alt, die Universität Berlin bezog, nennt ihn einen „juvenis laetissima spe". In Berlin studirte er zwei Semester Theologie, besonders von Schleiermacher und Neander, dem er auch persönlich nahe trat, angeregt, hörte aber auch philologische Vorlesungen bei Boeckh, während er die Vorlesungen Hegel's, der ihn nachher als Candidaten so außerordentlich anzog, damals noch absichtlich mied, „ne seduceret potius quam duceret tironem, jure metuens", wie er in seiner vita vom Jahre 1829 sagt. Er hatte einstweilen genug zu thun mit den inneren Kämpfen, die ihm die damalige Lage der Theologie und Kirche bereitete, wo sich unter heftigem Ringen mit dem alten Rationalismus eine neue gläubige Erfassung der christlichen Wahrheit Bahn brach. Es war nicht seine Sache, sich nur receptiv zu verhalten, sondern durch eingehende kirchengeschichtliche und Schriftstudien suchte er von vornherein ein eigenes Urtheil zu gewinnen. Das Studentenleben jener Zeit hatte für ihn, den über seine Jahre hinaus innerlich Gereiften, keine Anziehungskraft. Alle Zeit und Kraft widmete er in unermüdlicher Arbeit von 5 Uhr Morgens bis zum Abend der Wissenschaft, so daß er einen reichen geistigen Ertrag mitnahm, als er schon nach einem Jahre ungern Berlin verließ, um die beiden letzten Jahre seines Studiums auf der einheimischen Universität Rostock zuzubringen. Konnten ihm die dortigen theologischen Professoren wenig bieten, so lag er um so eifrigeren Privatstudien ob, legte sich schon damals Sammlungen zur Dogmengeschichte an und suchte Anregung und Förderung in dem Freundeskreise, der sich um ihn und den leider so früh verstorbenen Rostocker Professor der Philosophie Dr. Eduard Schmidt schaarte, einem Kreise junger, begeisterter, von dem neuerwachten Glaubensleben ergriffener Männer, die gegenüber dem verderbten Zustande des heimischen Kirchenwesens schon damals ihren reformatorischen Beruf deutlich fühlten und nachher im Leben bethätigten.

Die von K. heiß begehrte akademische Laufbahn wurde ihm von seinem Vater verwehrt. Er mußte Ostern 1832 beim Verlassen der Universität eine Hauslehrerstelle in einem adeligen Hause Mecklenburgs annehmen, wurde aber schon unter dem 28. Januar 1833 zum Instructor des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg, des jüngeren Sohnes des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg (1837—1842) ernannt, der auf seine hervorragende Begabung aufmerksam gemacht war. Erst am 1. Mai 1833 trat er diese Stelle an. Bis dahin hatte er im Diesterweg'schen Seminar in Berlin hospitirt und von hier aus seine erste litterarische Arbeit veröffentlicht, die unter dem Titel:

„Welchen Nutzen darf sich der Seelsorger aus dem Studium der Dogmengeschichte versprechen?" in dem damaligen „Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg", Jahrg. 1833, Bd. II, Heft 2, S. 33—120 erschien und schon die Richtung seiner Studien, wie sein Streben und Charisma, die Dinge geschichtlich zu begreifen, documentirt. In derselben Linie lag die bald folgende umfangreiche Abhandlung: „Ueber den heutigen Standpunkt der lutherischen Dogmatik. Eine dogmengeschichtliche Uebersicht" (ebenda 1833, Bd. II, Heft 3, S. 1—74; Heft 4, S. 61—106), während eine dritte, noch heute werthvolle das praktische, kirchenpolitische Gebiet betritt und mit einer für einen Dreiundzwanzigjährigen bewundernswerthen Umsicht und Reife des Urtheils „Ueber Presbyterien in der Mecklenburgischen Landeskirche" handelt (ebenda 1834, Heft 3, S. 1—85). Letztere gab den Anlaß zur Gründung von freien Prediger-Vereinen in Mecklenburg, in denen sich die von dem neuen theologischen Leben angeregten Geistlichen zusammenschlossen zur gegenseitigen Förderung und reformatorischen Einwirkung auf das Kirchenwesen, und hatte so eine unmittelbar praktische, segensreiche Bedeutung. Daneben studirte er auf das eifrigste die dogmatischen Schriften von Schleiermacher, Twesten und Nitzsch, trieb dogmengeschichtliche Quellenstudien und beschäftigte sich eingehend mit Hegel'scher Philosophie, die ihn eine Zeit lang in ihre Bahnen zog.

Eine besonders glückliche Fügung war es, daß er 1837 auf zwei Jahre den damaligen Erbgroßherzog, den nachherigen trefflichen Großherzog Friedrich Franz II. (1842—1883), als Erzieher nach Dresden zu begleiten hatte, wo dieser das Vitzthum'sche Gymnasium besuchte. Er trat so nicht nur diesem unvergeßlichen Fürsten freundschaftlich nahe, was für seine spätere Wirksamkeit wichtig werden sollte, sondern hatte in Dresden auch die nöthige Muße und das erforderliche litterarische Material für seine wissenschaftlichen Studien. Hier vollendete er seine bekannte „Einleitung in die Dogmengeschichte" (Parchim und Ludwigslust 1839, 387 S.), ein auch heute noch nicht veraltetes Werk, das seiner Zeit für die Behandlung der Dogmengeschichte bahnbrechend wirkte, und von Albr. Ritschl „das gleich große Gegenstück zu dem wenige Jahre älteren Leben Jesu von Strauß" genannt wird. Die Grundanschauung dieser Schrift, nach welcher die Aufgabe der dermaligen Gegenwart die dogmatische Ausbildung der Lehre von der Kirche und den letzten Dingen ist, nachdem die Theologie und Christologie in der alten griechischen, die Anthropologie in der abendländisch-römischen Kirche, die Soteriologie in der deutschen Reformation ihre zunächst abschließende Durchbildung empfangen hat, hat er bis an sein Ende festgehalten, während er sich sonst von dem nicht zu verkennenden Einfluß Schleiermacher's und Hegel's bald losmachte. Im October 1839 erwarb er auch den philosophischen Doctortitel an der Universität Rostock. Zugleich war ihm, dem noch nicht Dreißigjährigen, der noch nicht einmal ein Amt in der Kirche innehatte, schon beschieden, rathend und mitbestimmend auf die Regierung und Entwicklung der Landeskirche einzuwirken. Bereits im J. 1835 forderte die mecklenburgische Landesregierung, welche damals noch nach alter territorialistischer Weise zugleich das Kirchenregiment führte, von ihm ein Erachten über die nothwendige Umgestaltung und Verschärfung der theologischen Prüfungen, das für die freilich erst 1844 zu Stande gekommene, noch heute geltende Verordnung betreffend Prüfung der Candidaten der Theologie grundlegend wurde. Hatte er in dieser umfangreichen Arbeit zugleich auf die Mängel der bisherigen Verfassung der Landeskirche hingewiesen und ausgeführt, daß Gesetzgebung und Verwaltung, soweit es sich um die jura in sacra handle, in die Hand einer selbständigen Centralbehörde zu legen sei, durch welche der Landesherr seine oberbischöfliche Gewalt auszuüben habe, so

dachte die Regierung daran, auf diese Anregung einzugehen, und ließ sich 1837 von ihm ein weiteres Erachten über die Umgestaltung des Consistoriums zu Rostock, dem nur disciplinäre Befugnisse zustanden, zu einer solchen Behörde geben, und man sieht aus demselben, daß seine kirchenpolitischen Grundsätze, nach denen er später die heimische Kirche aus den Banden eines schlechten Territorialismus löste, im wesentlichen schon damals feststanden. Auch die mit wenigen Abänderungen noch heute gültige, am 29. December 1841 in Kraft getretene Synodalordnung für die jährlichen Synodalversammlungen der Prediger einer Präpositur, welche diese der wissenschaftlichen Fortbildung der Geistlichen und der Erörterung von Gegenständen der kirchlichen Praxis dienende Einrichtung reformirt und weiter entwickelt, ist sein Werk. Er verfaßte sie im Auftrage der Regierung als junger Prediger in Ludwigslust, der zweiten Residenz des Großherzogs.

Ostern 1840 nämlich hatte er Dresden verlassen, um das Amt eines zweiten Geistlichen an der Stadtkirche zu Ludwigslust zu übernehmen und mit Agnes Walter, der Tochter des dortigen Oberhofpredigers Walter, einen Hausstand zu begründen. Am 3. Mai 1840 von seinem Vater ordinirt, hielt er am Sonntage Jubilate 10. Mai seine Antrittspredigt über Jesaia 40, 6—8, die in höchst charakteristischer Weise seinen theologischen und kirchlichen Standpunkt wiederspiegelt und die eingreifende seelsorgerische Wirksamkeit ahnen läßt, die er hier entfalten sollte. Es ging das Rauschen eines neuen Frühlings durch die Gemeinde unter seinem machtvollen, begeisterten, damals noch im Schmuck einer glänzenden Rhetorik einhergehenden Zeugniß von Christo, und auch aus der Umgegend strömten die suchenden Seelen in seine Kirche, um nach den dürren Zeiten der Aufklärung wieder den Lebenshauch des Evangeliums zu spüren. Auch der Werke der inneren und äußeren Mission nahm er sich mit thatkräftigem Eifer an, mit Wichern befreundet, der seine anregende Energie bewunderte und ihn „einen geborenen Herrscher“ nannte, und trotz nur vierjähriger Dauer drückte seine pfarramtliche Wirksamkeit der Gemeinde unvertilgbare Spuren ein. Später betrat er zwar noch oft, doch nicht mehr regelmäßig die Kanzel, aber immer waren die hohen Hallen der mächtigen Domkirche in Schwerin bis auf den letzten Platz gefüllt, wenn er predigte, und es mag hier gleich ein kurzes Wort über ihn als Prediger eingeflochten sein. Wir besitzen von ihm (außer einer großen Anzahl gedruckter Einzel- und Gelegenheitspredigten) sechs größere oder kleinere Predigtsammlungen, die leider sämmtlich im Buchhandel vergriffen sind. Die drei ersten stammen aus der Ludwigsluster, die übrigen aus der Schweriner Zeit. Jene sind: 1. Sammlung mit dem Titel: „Das Zeugniß der Seele“, 1. Aufl. 1841, 3. Aufl. 1853; 2. Sammlung, 1. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1856; 3. Sammlung, 1. Aufl. 1846, 2. Aufl. 1853; diese: 4. Sammlung in 3 Bänden, 1. Bd. 1854, 2. Aufl. 1859; 2. Bd. 1. Aufl. 1855, 2. Aufl. 1869; 3. Bd. 1. Aufl. 1857, 2. Aufl. 1869; 5. Sammlung, 2 Bde. 1858. 59; außerdem eine Sammlung von 3 erweiterten Predigten mit dem Titel: „Wider Rom“. Auch beim Lesen dieser Predigten mit ihrer starken Eigenart spürt man noch etwas von der Wirkung, welche sie seiner Zeit auf die Hörer ausübten, die völlig unter dem Eindruck seines Wortes und seiner beredten machtvollen Persönlichkeit standen. Wenige Prediger werden sich einer so andächtigen Gemeinde rühmen können, wie K. sie in seiner ganzen Predigerwirksamkeit hatte. Seine Predigtweise ist die sogenannte synthetische. Die eigentliche Textauslegung tritt bei ihm zurück hinter der straff zusammenhängenden Entwicklung des im Anschluß an den Text aufgestellten jeweiligen Themas, das nicht immer mit dem Hauptgedanken des Textes zusammenfällt. Die Darstellung ist zuweilen

etwas breit, aber nie zerfließend, sondern von Anfang bis zu Ende den Zielpunkt fest im Auge behaltend und den Hörer nicht loslassend, nie phrasenhaft, sondern lebendig und concret, in der späteren Zeit vor allem den Willen und Verstand der Zuhörer in Anspruch nehmend. Beweisen die Predigten der ersten Periode, daß ihm eine blühende, rhetorische Sprache und das Vermögen, kunstvoll zu disponiren, zu Gebote steht, so legt er später auf eine rhetorisch zugespitzte Formulirung des Themas und der Partition weniger und vielleicht oft zu wenig Gewicht. Predigt er anfangs über freie Texte, so schließt er sich nachher stets an die altkirchliche Perikopenordnung an. Verkündigt er in allen Predigten das Evangelium in positivem Sinne, so zeigen die späteren eine mehr lehrhafte, confessionell bestimmte Haltung, während diejenigen der Anfangszeit subjectiver geartet sind. So geben sie uns ein äußerst charakteristisches Bild seiner inneren Entwicklung von der subjectiven Gläubigkeit der Erweckungszeit zu der confessionell-kirchlichen Bestimmtheit des Glaubenslebens, und gerade das verleiht ihnen eine über das erbauliche und wissenschaftlich-homiletische Interesse hinausgehende Bedeutung.

Je mehr er im praktisch-kirchlichen Leben nach den verschiedensten Seiten hin thätig war, umso mehr entwuchs er seinen ursprünglichen Lehrern, Schleiermacher und Hegel, um so mehr erkannte er, daß „das Lutherthum nicht eine bloße Doktrin oder eine dogmatische Richtung, sondern eine Kirchengestalt“ sei und daß „dem lutherischen Volke nach den schweren Verwüstungen des Rationalismus nur durch Wiederherstellung seiner lutherischen Kirche, nicht aber durch Etablirung einer Kirche der Zukunft geholfen werden könne“. So formulirt er selber die Angelpunkte seiner späteren Anschauung und das Leitmotiv seiner darauf gegründeten kirchenregimentlichen Wirksamkeit in dem glänzend geschriebenen, Aufsehen erregenden Sendschreiben an die Göttinger theologische Facultät, das 1854 die von ihm zuerst in Gemeinschaft mit dem damaligen Rostocker Kirchenrechtslehrer, nachmaligen Consistorialpräsidenten zu Hannover O. Mejer, später mit dem Rostocker Professor der historischen Theologie Aug. Wilh. Dieckhoff herausgegebene „Kirchliche Zeitschrift“ eröffnete und noch in demselben Jahre, um die Replik auf die Göttinger Erwiderung vermehrt, als besondere Schrift unter dem Titel: „Die Göttinger theologische Facultät und die lutherische ‚Partei‘“ (Schwerin und Rostock) erschien. Während noch 1844 in seinem Buche: „Theorie des Kultus der evangelischen Kirche“ (Parchim und Ludwigslust 1844) die Einwirkung der Schleiermacher'schen Gedanken über die Kirche und ihre Bethätigung deutlich erkennbar ist, so daß er es später durchaus verleugnete, geht er bereits zwei Jahre nachher in bewußtem Gegensatz „zu verschiedenen in verschiedenen Zeiten von ihm verfolgten Einseitigkeiten der Predigtform und der beobachteten Folgen und Wirkungen“ in seinen umfangreichen und werthvollen Artikeln „über Predigt und Katechese in der Vergangenheit und in der Gegenwart“ (Mecklbg. Kirchenblatt, 1846, S. 1—55, 169—245) auf die Ordnung des kirchlichen Lehrwesens in der reformatorischen Kirche zurück, und besonders seine eifrigen liturgischen Arbeiten und Studien, die ihn damals im Interesse der kirchlichen Praxis beschäftigten und Jahrzehnte hindurch zur eingehendsten Durchforschung der alten reformatorischen Kirchenordnungen führten, klärten und befestigten seine neugewonnene kirchliche Position.

Im Herbste des Jahres 1844 hatte ihn nämlich das Vertrauen des inzwischen zur Regierung gekommenen edlen Großherzogs Friedrich Franz II. und zwar gegen das Votum „der Regierung“, die bei widerwilliger Anerkennung seiner „eminenten Fähigkeiten“ seinen reformatorischen Eifer und seine feurige Energie fürchtete, zum Superintendenten der Schweriner Diöcese und

damit zum ersten Geistlichen des Landes berufen. Er siedelte von Ludwigslust nach Schwerin über, das er bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen sollte, und begann sofort mit den etwa 70 Geistlichen seiner Diöcese die Vorarbeiten zur Wiederherstellung des gesammten liturgischen Wesens, das der subjectivistischen Willkür der einzelnen Geistlichen anheimgefallen und in heillose Unordnung gerathen war, indem in gemeinsamen, von ihm geleiteten Studien die Rituale der Gottesdienste und der einzelnen kirchlichen Handlungen einer eingehenden, praktisch orientirten, wissenschaftlichen Behandlung unterzogen wurden. Diese höchst interessanten Arbeiten erschienen in den von ihm 1845 bis 1847 herausgegebenen „Liturgischen Blättern für Mecklenburg“ (2 größere Hefte von 9 bezw. 8 Blättern). Eine 256 Seiten starke Beilage zu Heft II, Bl. 5 bildete die erste Auflage seiner Schrift: „Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses, ihre Destruction und Reformation“, die in zweiter Auflage zu 5 starken Bänden erweitert ist und als Bd. 4—8, 1858—1861, seine inzwischen erschienenen „Liturgischen Abhandlungen“ abschließt. Auch die drei ersten Bände dieses seines Hauptwerkes (Bd. 1 über die Einsegnung der Ehe, das Begräbniß, die Ordination und Introduction, Schwerin und Rostock 1854, 2. Ausg. 1869; Bd. 2 über die Beichte und Absolution, 1856; Bd. 3 über die Confirmation, 1856) verdankten ihr Entstehen der ihm gestellten praktischen Aufgabe, für die zehn Jahre hindurch zu Dresden gehaltenen Conferenzen in Liturgicis der Kirchenregimente von Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg und den beiden Mecklenburg die Vorlagen und Referate zu liefern. Mit Recht galt er als unbestrittene Autorität auf dem weiten, schwierigen Felde der Liturgik, und seine liturgischen Abhandlungen sind noch heute eine unerschöpfliche Fundgrube liturgischer Gelehrsamkeit und ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Forscher auf diesem Gebiet der praktischen Theologie. Hatten ihn bereits 1847 und zwar fast gleichzeitig (11. März und 15. März d. J.) zwei theologische Facultäten, Königsberg und Rostock, zum Ehrendoctor der Theologie ernannt, so galt das Elogium des Königsberger Diploms nicht bloß „dem hervorragenden Führer zu einer glücklichen Behandlung der Dogmengeschichte“, sondern auch „rerum liturgicarum et homileticarum scriptori sollertissimo, praesuli denique peritissimo, de incremento pietatis et de instaurando publico ecclesiae cultu atque statu optime merenti“.

Den rechten Spielraum für die Bethätigung seiner kirchenregimentlichen Gaben und seines Eifers für eine Wiederherstellung der lutherischen Landeskirche seiner Heimath aber bekam K. erst, als infolge der Wirren des Jahres 1848 die Kirchenregierung von der politischen Verwaltung des Landes getrennt und einer provisorischen „Kirchencommission“, demnächst am 1. Januar 1850 aber dem neu errichteten „Oberkirchenrath“ übertragen wurde, dessen Competenzen im wesentlichen so abgegrenzt sind, wie K. es schon in seiner Jugend (vgl. oben) verlangt hatte und später in seinem Vortrag auf der Eisenacher Kirchenconferenz vom 4. Juli 1861 über „das Verhältniß der Landesherren als Inhaber der Kirchengewalt zu ihren Kirchenbehörden“ (auch als separate Schrift Schwerin 1861 erschienen) dargelegt hat. In diese Behörde trat K. als Mitglied ein und war von Anfang ihr leitender Geist, wenn er auch erst 1886 als Oberkirchenrathspräsident äußerlich an ihre Spitze trat. Nun folgten fast zwei Jahrzehnte angestrengtester Reformarbeit, die kein Gebiet des Kirchenwesens unberührt ließ und mit ebensoviel Weisheit wie nie erlahmender, zielbewußter Energie alle Verhältnisse umgestaltete. Vor allem war es Kliefoth's Bestreben, einen wissenschaftlich tüchtigen, bekenntnißtreuen, mit kirchlichem Geist erfüllten Pastorenstand zu gewinnen und mit den

Geistlichen des Landes auf den von ihm geleiteten Pastoralconferenzen die engste Fühlung zu halten, alles Parteiwesen aber, das andern Landeskirchen so viel geschadet, fernzuhalten. War die mecklenburgische Geistlichkeit, als K. die Universität verließ und in das praktische Leben eintrat, mit wenigen Ausnahmen noch im alten Rationalismus befangen und theilweise bei der Bewirthschaftung ihrer Ackerpfründen verbauert, so gab es bald keine Kanzel mehr im Lande, auf welcher nicht das Evangelium im Sinne des lutherischen Bekenntnisses verkündigt wäre. Dem neuen Geiste und dem frischen kirchlichen Zuge unter seiner energischen Führung konnten sich auch anfänglich Widerstrebende auf die Dauer nicht entziehen.

Es würde zu weit führen, alle einzelnen Maßregeln der Reorganisation innerer und äußerer Art, bis auf die Neueinrichtung und Restauration unzähliger Kirchengebäude und die Sicherstellung des in den Kirchenärarien, Pfarr- und Küsterpfründen und mancherlei Stiftungen vorhandenen Kirchenvermögens, aufzuzählen. Doch mag noch hervorgehoben sein, daß nicht bloß für die einheitliche kirchenordnungsmäßige Vollziehung der kirchlichen Handlungen durch die Herausgabe liturgischer Formulare für dieselben gesorgt, sondern daß auch die Haupt- und Nebengottesdienste wieder liturgisch reicher ausgestattet und durch das treffliche „Cantionale für die evangelisch-lutherischen Kirchen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin" geordnet wurden, das 1868—1887 unter Kliefoth's Redaction in 4 großen Foliobänden erschien und die reichen liturgischen Schätze der lutherischen Kirche für die Gegenwart fruchtbar zu machen sucht.

Das Verdienst seiner Mitarbeiter an dem Reformwerk, des ersten Oberkirchenrathspräsidenten Kaysel, der Minister v. Schrötter und v. Buchka, der Professoren Krabbe, Philippi, Dieckhoff (zeitweilig auch v. Hofmann und Delitzsch während ihrer Rostocker Wirksamkeit) u. A. soll nicht geschmälert, die treue, verständnißvolle Förderung durch den ausgezeichneten Großherzog Friedrich Franz II. soll nicht verschwiegen sein. Aber K. wurde doch überall als der unbestrittene Führer angesehen. Ihn vor allem traf die Abneigung der vielfach widerstrebenden Stände des Landes, die manche synodale Rechte besitzen und dem Oberkirchenrath als einer Errungenschaft des Revolutionsjahres mißtrauisch gegenüberstanden. Ihm wurde von abweichenden politischen und kirchlichen Richtungen alles zur Last gelegt, was ihnen an der Neuordnung der Dinge nicht gefiel. Und als 1858 der schwärmerische Rostocker Professor der Theologie, Michael Baumgarten, der sein Lehramt an der Hochschule mit dem Beruf eines politischen und kirchlichen Agitators verwechselte, auf administrativem Wege durch das Staatsministerium, und nicht etwa durch den Oberkirchenrath unter Belassung seines Gehalts aus seinem Amte entlassen wurde, machte man auch für diese soviel Staub aufwirbelnde, aber durch das damalige und spätere Verhalten des Mannes durchaus gerechtfertigte Maßregel hauptsächlich K. verantwortlich. Doch wurde ihm auch die hohe Anerkennung zu Theil, daß man bereits 1853 von Sachsen aus die größten Anstrengungen machte, ihn für die durch den Abgang von v. Harleß nach München erledigte Stelle eines Oberhofpredigers und Geh. Kirchenrathes im Cultusministerium zu gewinnen. Trotz seiner auf Wunsch seines Fürsten erfolgten Ablehnung des ehrenvollen Rufes kam der damalige königlich sächsische Cultusminister v. Falckenstein noch persönlich nach Schwerin, um dem Großherzoge in einer Audienz vorzustellen, daß durch Kliefoth's Berufung nach Dresden der ganzen lutherischen Kirche Deutschlands ein Dienst geschehen werde, und ihn zu bewegen, daß er diesen ziehen lasse. Allein die Befürchtung, es möchte das angefangene Restaurationswerk ohne K. ins Stocken gerathen, vereitelte auch

diese wiederholte Bemühung. Kl. blieb in Schwerin, von seinem Großherzoge mit einem namhaften Geldgeschenk zum Ankauf eines eigenen Hauses belohnt.

Auch von seiner Schweriner Stellung aus hat er weit über die engen Grenzen seines Heimathlandes hinaus gewirkt und seine ganze Persönlichkeit wie seine nie rastende Feder in den Dienst der confessionell-lutherischen Sache gestellt. Seine amtliche Thätigkeit in der Eisenacher Conferenz der evangelischen Kirchenregimente Deutschlands ist schon erwähnt. Seine außeramtliche kirchenpolitische Wirksamkeit im weiterem Sinne zielte vor allem auf die Herbeiführung einer engeren Verbindung der einzelnen lutherischen Landeskirchen und eines Zusammenschlusses aller bekenntnißtreuen Lutheraner im Gegensatz zu den unionistischen Bestrebungen Preußens und den auf Errichtung einer deutsch-evangelischen Nationalkirche gerichteten Tendenzen. Schon 1848 gehörte er dem geschäftsführenden Comité einer unter den gefahrdrohenden Zeitereignissen nach Leipzig berufenen freien lutherischen Conferenz an und brachte dort seine Thesen zur Verfassungsfrage zur einstimmigen Annahme, und als sich 1868 die „Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz" constituirte, die noch heute besteht und in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Versammlungen abhält, betraute man ihn mit dem Hauptvortrage über das Thema: „Was fordert Art. VII der Augustana hinsichtlich des Kirchenregiments der lutherischen Kirche?", während ihm nach v. Harleß' Tode von selber das Präsidium der Conferenz wie auch der Leipziger evangelisch-lutherischen Mission zufiel. Er wurde allmählich der Vertrauensmann für alle lutherisch Gesinnten, und nicht bloß aus deutschen Landes- und Freikirchen, sondern auch aus Schweden und Amerika wandte man sich an ihn um Gutachten in brennenden kirchlichen Fragen.

Seine Anschauungen von der Kirche, ihrem Wesen, Amt und Regiment und damit die theologischen Principien seiner praktisch-kirchlichen Wirksamkeit hat er in seinem unvollendet gebliebenen Werke: „Acht Bücher von der Kirche" (Bd. 1, Schwerin u. Rostock 1854) dargelegt. Die vier ersten Bücher handeln von dem Reiche Gottes in der Zeit der Kirche, von den Gnadenmitteln und ihrem Amt, von der Gemeinde und ihrem Dienst, von der Kirche, ihrer Ordnung und ihrem Regiment. Die vier letzten sollten die Gesetze der Entwicklung der Kirche in Raum und Zeit und ihre Vollendung behandeln, sind aber nicht erschienen. Doch wollte er seine späteren Arbeiten auf dem Gebiete der Eschatologie als eine Ausführung des hier aufgestellten Programms angesehen wissen. Gerade diese Schrift ist vielfach angefochten worden und ihm auf Grund derselben der Vorwurf des „Romanisirens" gemacht. Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß sie nicht frei von Einseitigkeiten ist und die objectiven Factoren im Begriff der Kirche allzusehr und auf Kosten der Bedeutung des Heilsglaubens auch für den Kirchenbegriff betont. Der letztere wird wesentlich von dem empirischen Coetus der durch die Gnadenmittel Berufenen und von diesen Umfaßten aus construirt, wenn auch der coetus vere credentium von dem coetus mere vocatorum unterschieden wird. Das Hauptgewicht fällt auf die institutionelle Seite der Kirche. Zwischen Kirche und Gemeinde wird scharf geschieden. Letztere erscheint mehr nur als Product und Object der Wirksamkeit des kirchlichen Organismus. Diesem aber soll nicht bloß der Dualismus zwischen docentes und audientes, sondern auch zwischen regentes und obedientes wesentlich sein. Allein diese übergreifenden Sätze erklären sich einerseits aus seinem realistischen, geschichtlichen Sinn, der seine dogmatischen Anschauungen nicht bloß durch wissenschaftliche Speculation, sondern durch Beobachtung der

kirchlichen Wirklichkeit und der geschichtlichen Entwicklung gewinnt, andererseits aus den damaligen Gegensätzen, gegen die er sich wendet und die seine energische Natur zu möglichst scharfer Zuspitzung seiner Sätze veranlassen, ohne daß er deshalb den banalen Vorwurf des Romanisirens verdiente. Die Heilsbedeutung der Kirche als einer Gottesstiftung und eines lebendigen, geschichtlich sich auslebenden Organismus gegenüber der isolirten, atomistischen „Gemeinde der Heiligen" eines geschichtslosen, individualistischen Pietismus, die Nothwendigkeit und göttliche Stiftung des Gnadenmittelamtes gegenüber der reformirten Anschauung, welche den Schwerpunkt des kirchlichen Lebens in die Gemeindeorganisation, nicht in die Gnadenmittelverwaltung verlegt, die Selbständigkeit der Kirche und ihres Regiments gegenüber territorialistischer Staatsomnipotenz zu betonen und zu erweisen, das ist sein leitendes Interesse. Nichts war ihm mehr zuwider, als die Verquickung von Politik und Kirche und die Uebertragung politischer Grundsätze und Theorieen auf das kirchliche Gebiet, und die heftigste Schrift, die aus seiner Feder geflossen, war die Streitschrift „Zwei politische Theologen" (Schwerin 1864), in welcher er neben Daniel Schenkel auch seinen früheren Freund, den großen Erlanger Theologen J. Ch. K. v. Hofmann, schonungslos und nicht immer gerecht bekämpfte. Uebrigens war er überhaupt ein Gegner der v. Hofmann'schen Theologie, und die ausführlichste Gegenschrift gegen das eigenthümliche System dieses Theologen war sein Buch: „Der Schriftbeweis des Dr. J. Ch. K. von Hofmann" (560 S., Schwerin und Rostock 1860). Im Culturkampf aber trat er von vornherein energisch für die Rechte der Kirche gegen die Einmischung des Staates in das innerkirchliche Leben ein. Seine 1873 in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung und nachher als Broschüre unter dem Titel: „Der preußische Staat und die Kirchen" erschienenen Artikel sagten der preußischen Regierung den Mißerfolg voraus und bezeichneten im voraus die falschen Schritte, welche sie wieder zurückzuthun genöthigt sein werde, so daß sie sich angesichts des nachherigen Verlaufs wie ein vaticinium ex eventu lesen.

Die letzten Decennien der Wirksamkeit Kliefoth's verliefen stiller und friedlicher, und seine gelehrten Studien wandten sich nun der Erforschung des prophetisch-apokalyptischen Wortes zu, um den dogmatischen Ausbau der Lehre von den letzten Dingen, nach seiner dogmengeschichtlichen Anschauung die Aufgabe der gegenwärtigen Kirche, zu fördern. Eingeleitet durch interessante, umfangreiche Artikel über „die Zahlensymbolik der heil. Schrift" in der von ihm in Gemeinschaft mit Dieckhoff herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift", Jahrg. 1862, erschienen in rascher Folge die Commentare zu den Propheten Sacharja (Schwerin 1862), Ezechiel (Rostock 1864) und Daniel (Schwerin 1868) und eine zweibändige Auslegung der Offenbarung St. Johannis (Leipzig 1874). Sucht das letztere Werk von der alttestamentlichen Prophetie und besonders von den eschatologischen Reden Jesu in den synoptischen Evangelien aus ein methodisches Verständniß der Apokalypse im endgeschichtlichen Sinne zu gewinnen gegenüber den Willkürlichkeiten und phantastischen Absonderlichkeiten, die bisher in der Auslegung dieses schwierigen neutestamentlichen Buches an der Tagesordnung waren, so bekämpft er in seinen alttestamentlichen Commentaren mit großem Scharfsinne den das Wunder der Weissagung leugnenden Kriticismus und bemüht sich, im Gegensatz sowol zu einem materialisirenden Chiliasmus als auch zu einem verflüchtigenden Spiritualismus, einen gesunden biblischen Realismus in der Auffassung des prophetischen Wortes zu begründen. Indeß seine eigentliche wissenschaftliche Begabung lag nicht auf dem exegetischen, sondern auf dem historisch-dogmatischen und praktisch-theologischen Gebiet, und wenn auch seine exegetischen Schriften reich

an großartigen Conceptionen, wie an interessanten Einzelauslegungen sind, so fehlt ihnen doch oft das selbstverleugnende Sichversenken in den Text und seinen Gedankengang, und nicht immer genügen die hier erforderlichen speciellen Fachkenntnisse. Dagegen zeichnet sich sein letztes größeres Werk, die „Christliche Eschatologie“ (Leipzig 1886), durch besonnene Nüchternheit und sorgfältige Erwägung aller einschlagenden Fragen aus und wird noch lange ein unentbehrliches Hülfsmittel für die Bearbeiter dieses schwierigen Abschnittes der Dogmatik bleiben.

In demselben Jahre, in welchem das letztgenannte Werk erschien, wurde der schon Sechsundsiebenzigjährige nach dem Abgange des ersten Oberkirchenrathspräsidenten Kaysel zu dessen Nachfolger ernannt, nachdem er bereits am 1. Mai 1883 in jugendlicher Rüstigkeit sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, zu welchem ihn die dankbare Geistlichkeit des Landes durch Stiftung eines Capitals für ein Kliefoth-Stipendium ehrte. Während er in jüngeren Jahren, zum Theil infolge von Ueberarbeitung, viel gekränkelt hatte, befestigte sich mit zunehmendem Alter seine Gesundheit, und er konnte die Präsidentenwürde noch acht Jahre lang in ungebrochener Geistesfrische führen, ja, am 1. Mai 1893 auch noch die seltene Feier des 60jährigen Dienstjubiläums begehn. Erst am 1. October 1894 trat er in den wohlverdienten Ruhestand, den er jedoch nicht lange genießen sollte. Seine arbeits- und kampfgewohnte Natur vertrug das Ruhen und Feiern nicht. Als ihr die Anspannung des Berufslebens fehlte, ließen seine Kräfte bald nach. Bereits am 26. Januar 1895 erlag er einer Lungenentzündung und „nahm eine große kirchliche Vergangenheit mit ins Grab“, wie es in dem Nachruf des Vorstandes der evangelisch-lutherischen Conferenz heißt.

K. war äußerlich klein von Statur, auf den ersten Blick eine unauffällige Erscheinung. Aber das scharf geschnittene Gesicht, der fest geschlossene Mund, die hohe, charakteristische Stirn, der straffe Gang zeugten von der Kraft und Klarheit seines Wollens und Handelns. Niemand, auch wer ihm nur flüchtig nahe trat, konnte sich dem Eindruck von der Bedeutung des Mannes, den er vor sich hatte, entziehen. Seltsam mischte sich in ihm das feurige Temperament und die ungemeine Lebhaftigkeit der von ihm so heiß geliebten französischen Großmutter mütterlicherseits mit der kühlen Besonnenheit und der geschlossenen, sicheren Kraft seiner norddeutschen Vorfahren. Vermöge seiner lebendigen, concreten Auffassung der Dinge besaß er ein hervorragendes Erzählertalent, wie es seine bisher noch ungedruckte Jugendbiographie von 1837 beweist, und man muß bedauern, daß er sich nie die Zeit genommen hat, wie andere Theologen und Kirchenmänner, auch später aus seinem reichen Leben schriftliche Mittheilungen zu machen. Aber doch zeugt auch dies davon, wie wenig ihm seine eigene Person am Herzen und alle eitle Selbstbespiegelung fern lag. Er ging, wie Wenige, völlig in der Sache auf, der er seine Lebenskraft gewidmet, und schlug nicht bloß seine eigene Person rücksichtslos in die Schanze, sondern kannte auch bei Anderen keine Rücksicht und kein Ansehen der Person, wo es diese galt. Nie hat er nach Popularität gehascht, nie kleinlich und selbstisch das Seine gesucht, weder seine Ehre, noch seinen Vortheil, noch sein Behagen. Der Kirche Gottes in der lutherischen Form und Ausprägung, insbesondere der Landeskirche seiner Heimath, ihrer Wiederherstellung, ihrem Ausbau, ihrer Vertheidigung galt sein Sorgen und Streben, sein Forschen und Denken, sein Kämpfen und Arbeiten, und für den Eingeweihten ist es erstaunlich, welch eine Fülle wissenschaftlicher und praktischer Arbeit er geleistet, unermüdlich thätig, niemals feiernd und rastend. Es ist zu verstehen, wenn seine Entschiedenheit dabei zuweilen zur Schroffheit, seine Energie wol

einmal zur Rücksichtslosigkeit wurde und es ihm, nicht in seinem Lande, wol aber draußen nicht an Feinden fehlte, die ihn als Hierarchen und Vertreter eines protestantischen Papstthums schmähten. Bei einem so ausgeprägten wissenschaftlichen und kirchlichen Charakter pflegt sich ja das Urtheil der Menschen nach dem eigenen Standpunkt zu richten und deshalb selten gerecht zu sein. Wol war er eine geborene Herrschernatur, die schon vermöge der eigenen Ueberlegenheit auf andere drückte, aber zum Hierarchen fehlte ihm die egoistische Herrschsucht, zum Bureaukraten die dem realen Leben abgewandte Beschränktheit des Theoretikers. Von einem Verständniß für geschichtliches Werden und Wachsen der Dinge und alle Lebensverhältnisse der Menschen, wie Wenige, verschmähte er in seiner kirchenregimentlichen Wirksamkeit alle künstliche Mache, verwechselte nie die Kirche mit der Schule und wußte auch anders geartete Persönlichkeiten zu tragen und zu schätzen, wo er nur treuen Eifer für den Bau der Kirche und des Reiches Gottes sah. Auch sein persönliches Christenthum trug jene nüchterne, anspruchslose, ruhige Art lutherischer Frömmigkeit an sich und verabscheute alles unklar gefühlige, sentimental weichliche, echauffirte Wesen. Man kann in der That von ihm sagen, daß seine Fehler die Kehrseite und die Schatten seiner Tugenden waren, und Hamlet's Wort auf ihn anwenden: „Nehmt alles nur in allem, er war ein Mann!"

Die Acten des Oberkirchenraths zu Schwerin; eine bis zum Jahre 1837 reichende ausführliche handschriftl. Selbstbiographie Kliefoth's; eine kürzere lateinische von 1839. — Nekrolog vom Verf. in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung, 1895, Nr. 10—15; Art. „Kliefoth" vom Verf. in der 3. Aufl. der Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche von Herzog-Plitt-Hauck; Mecklenb. Kirchen- und Zeitblatt in zahlreichen Jahrgängen; Art. „Kliefoth" in dem Kirchlichen Handlexikon, begründet von Dr. Meusel, fortgeführt von Oberkirchenrath D. Haack, Pastor Lehmann und Prof. Lic. Hofstätter. — Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger von Ludwig v. Hirschfeld. 2 Bde., Leipzig 1891.

Haack.

Klimsch: Eugen (Joh. Georg) K., Maler und Zeichner, geboren am 29. November 1839 in Frankfurt a. M., † am 9. Juli 1896 ebendaselbst. Sein Vater Ferdinand Karl K., geboren am 12. December 1812 in Böhmisch-Leipa hatte gleichzeitig mit Führich zu Prag seine Ausbildung erhalten und sich nicht allein als Maler und Zeichner, sondern auch in allen Zweigen der Graphik, als Lithograph, Radirer und Holzschneider hervorgethan; er entwickelte nach seiner Uebersiedlung zu Frankfurt eine rastlose Thätigkeit; Arbeit war seine einzige Freude und Erholung. In seiner Jugend schuf er im Wetteifer mit Führich's „Wildem Jäger" und der „Genovefa" historische Scenen, wie die Federzeichnungen mit „Adolf von Nassau's Heldentod", „Ritter im Walde" und „Einsiedler" à la Moritz v. Schwind, fertigte für Kunstgewerbemeister Entwürfe, lieferte Illustrationen, Tuschzeichnungen und Holzschnitte, lithographirte vielerlei Ereignisse, darunter den großen „Festzug in Frankfurt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's" (1859), malte Oelbilder aller Art, auch „Zephyre mit Blumen", also eifrig, immer rüstig und unermüdlich, daß der alte Herr mit seinen jugendfrischen Wangen und freudestrahlenden Augen erst auf dem Sterbebette (15. November 1890) den Griffel aus der Hand legte. Bei diesem erfahrenen Praktiker, der in Wort und Beispiel vorausging, empfing Eugen K. spielend die ersten Rudimente in den mageren Erholungsstunden, welche der Besuch von Gewerbeschule und Gymnasium übrig ließ, wobei er nach dem Willen des Vaters beide Hände, ebenso wie Lionardo da Vinci, Johann Schraudolph und A. Menzel gleich-

mäßig ausbilden mußte, daß er mit der Rechten wie mit der Linken mit Stift, Pinsel, Schneidemesser und Meißel, Cirkel, Grabstichel und Radirnadel zu handiren im Stande war. Mit solchen Vorkenntnissen wohl ausgerüstet wurde Eugen in die für ihn zuträglichste Obhut bei Professor Andreas Müller (1830, † 1901), an die Münchener Akademie (1860—65) gesendet; auch dieser forderte wie der strenge Vater, die ebenbürtige Durchbildung von Form und Idee, vereint mit dem gründlichsten Studium der Natur. „Tadellos in der detaillirtesten Ausführung und dabei doch von einem mächtigen Zug, blieb K., weit entfernt von aller Kleinlichkeit, trotz der beschränkten Ausdehnung immer groß im Entwurf und in der Wirkung." Ebenso wie Peter Herwegen (siehe A. D. B. L, 263) und sein Lehrmeister Andreas Müller cultivirte K. allerlei Ehrendiplome und Adressen, immer mit vornehmer Stimmung, mit verblüffender Sicherheit und unnachahmlicher Grazie. „Lieber nichts, als etwas Häßliches" oder nach seiner Frankfurter Mundart „Nor nix Wüschtes" — ganz im Gegensatze zu der heute florirenden „Jugend" und Secession. Das bewies er auch mit seinen heiteren Einladungskarten zu den Tanzkränzchen, Faschingsfesten und Maienspielen „Jung-München". Seine Kleinmalerei auf Pergament machte ihn bekannt in Paris, London und New-York: köstliche Blätter, mit den originellsten Einfällen. Mit eminenter technischer Kenntniß in Fresko-Oelmalerei, die er sich in mühevoller Lehrzeit zu eigen gemacht, paßte er seine Wandbilder in jeden zur Verfügung gestellten Raum; je ungünstiger die von Stukkaturen und architektonischen Verzierungen beliebten Surports schienen, desto fröhlicher schickte er sich, mit einer den alten Italienern abgelauschten Behaglichkeit des darstellenden Erzählertons in die gegebene Form. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit arbeitete K. im Porträt, als Monumental- und Genremaler, als Illustrator und Holzstockzeichner — immer neu, anmuthend und fesselnd, Freude, Vergnügen und Lust bereitend. Seit 1865 wieder in Frankfurt, als Professor angestellt und verheirathet schuf er das prachtvolle Deckengemälde im Hause des Generalconsuls Oppenheimer und die Plafonds im Palmengarten; auch einige Lloyddampfer verdanken ihm ihren ganzen bildnerischen Schmuck — jeder zum mindesten mit 40 oder mehr, theilweise recht umfangreichen Compositionen. Dazwischen entstanden im buntesten Wechsel die anziehendsten Genrestücke: Vertrauliche Scenen, stille Raucher, Frühlingsidyllen, Cavaliere in der Schenke, schäkernde Nymphen und Amoretten, die Jahreszeiten, Schachspieler, Sänger und Küchenfeen; junge Dämchen im Stile des XVI. Säculums, Tanzboden-Recognoscirungen (1882), Kartoffelschälerinnen, Musikunterricht; als Pastell auch eine vielgepriesene „Aegypterin", dann das innige, hinausgejubelte „Mutterglück" (1888, als Holzschnitt in der „Gartenlaube" 1890); oder humoristische Sächelchen: ein junges, bäuerliches, eifersüchtiges „Liebespaar" oder ein holdseliges Mädchen, welches den trutzenden Eros vom Baume herabzuschütteln trachtet (1890), auch eine „Madonna" in altdeutscher Säulenhalle, muthwillige Landsknechte u. s. w. Dann setzte es wieder zahlreiche Illustrationen zu Novellen und Romanen, wie „Prinzeß Tausendschön" nach Kletke's bekannter Erzählung, auch ganze Serien zu den Kindermärchen der Brüder Grimm, zu Walter Scott's „Ivanhoe" und „Quentin Durwart", Georg Lang's „Sonnenblicke aus dem Lenz des Lebens" zu Frommel's „Ges. Schriften", R. A. Lottka's „Kinderträumen", für „Das Kränzchen" der Clementine Helm, Elise Polko's „Dichtergrüße", zu Schiller's „Maria Stuart", auch „Feder-Zeichnungen" in Autographientinte, die Holzschnitte zu Shakespeare's „Zähmung der Widerspenstigen" u. s. w. In allen diesen Schöpfungen zeigte sich K. als ein mit den besten Zeitgenossen geistesverwandter, mit Richter-Hendschel, Thumann und Schwind wetteifernder origi-

neller, hochbegabter Künstler, dessen plötzliches gewaltsames Ende ein unbegreifliches Räthsel bildet.

Vgl. Maillinger, Bilderchronik 1876. III, 113. — Franz Graf in „Kunst für Alle“ 1893. VIII, 113 ff. — Fr. v. Bötticher 1895. I, 696. — Singer 1896. II, 351. — Illustrirte Zeitung, Lpz. 107, 100. — „Kunst unserer Zeit“, August- und September-Heft 1896. — Ausstellung aus seinem Nachlaß im Münchener Kunstverein, Mai 1897.

Hyac. Holland.

Kling: Eugen K., Afrikaforscher, ist am 26. Juni 1854 in Torgau als Sohn des Proviantamtscontroleurs Robert K. geboren. Durch die engen Beziehungen seiner Familie zum Officiersstande wurde er veranlaßt, sich der militärischen Laufbahn zu widmen. Nach Vollendung seiner Studien trat er bei dem 2. Württembergischen Feldartillerieregiment Nr. 29 ein. Als 1884 infolge der Erwerbung deutscher Schutzgebiete auch in Officierskreisen ein reges Interesse für Afrika erwachte, beschloß K., sich in den Colonialdienst zu begeben. Mit seltener Energie begann er sich deshalb alle diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, die einem Forschungsreisenden unentbehrlich sind. Berathen und unterstützt durch Gustav Nachtigal studirte er die Litteratur über die Völker, Sprachen, Thiere und Pflanzen des tropischen Afrikas, bildete sein hervorragendes Zeichentalent weiter aus, arbeitete ½ Jahr hindurch auf der Sternwarte in Boggenhausen bei München, betrieb astronomische Ortsbestimmungen, topographische Aufnahmen, Höhenmessungen und meteorologische Beobachtungen, erlernte das Conserviren und Verpacken von Sammlungsgegenständen aller Art und brachte es in der Kunst des Photographirens zur Meisterschaft. Im Frühjahr 1886 stellte er sich dem Auswärtigen Amte für den Dienst in Afrika zur Verfügung, ohne jedoch sogleich Verwendung zu finden. Erst im Januar 1888 erfolgte seine Uebernahme in den Colonialdienst. Er wurde zunächst der Expedition des Stabsarztes Dr. Ludwig Wolf beigegeben, die das Innere des Togogebietes untersuchen sollte und als Stützpunkt für ihre Unternehmungen die Station Bismarckburg im Adelilande gründete. Hier stellte K. nicht nur zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen an, sondern erkundete auch auf mehreren kleineren und größeren Rundreisen die nähere und weitere Umgebung der Station. So erforschte er im Juli 1888 die Landschaften Kebu und Aposso und vom Februar bis Anfang April 1889 die Verbindungswege zwischen Bismarckburg und der Küste. Ende April desselben Jahres verließ Wolf die Station, um eine Expedition nach dem wenig bekannten Innern des Reiches Dahome zu unternehmen. Leider erlag er bereits nach zwei Monaten dem Tropenfieber. K. übernahm nach der Abreise Wolf's die Leitung der Station. Er umgab sie zum Schutze gegen Ueberfälle mit einem Pallisadenzaun, verbesserte die Gebäude, erweiterte die Pflanzungen, ergänzte die Vorräthe und war unermüdlich im Sammeln, Messen und Beobachten. Im Juli und August 1889 unternahm er einen Zug durch den südwestlichen Theil der Landschaft Adeli, um freundschaftliche Beziehungen zu den dortigen Häuptlingen anzuknüpfen. Im October desselben Jahres wollte er in gleicher Absicht den Wallfahrtsort Dipongo besuchen, doch nöthigten ihn anhaltende Regengüsse und schlechte Wege zur Umkehr. Glücklicher verlief bald darauf eine Reise nach dem Fetischdorfe Tziari in der Landschaft Adjuti, wo er mit dem einflußreichen Oberpriester Freundschaft schloß. Nachdem er noch in den letzten Wochen des Jahres 1889 durch einen Zug nach der Küste die Verbindungsstraßen gesichert und neue Vorräthe für die Station herbeigeschafft hatte, nahm er im Frühjahr 1890 zur Erholung einen längeren Heimathsurlaub und trat als Hauptmann und Batteriechef in

sein früheres Regiment zurück. Aber bereits im Frühjahr 1891 wurde ihm die Leitung einer neuen Expedition in das Hinterland von Togo übertragen. Zunächst bereiste er gemeinsam mit dem interimistischen kaiserlichen Commissar Grafen Pfeil die Grenzgebiete am Voltafluß, drang dann allein nach Salago vor und erreichte glücklich Tschantjo, dessen Herrscher seinerzeit durch Ludwig Wolf ein Gesuch um Schutz an den deutschen Kaiser gerichtet hatte. K. überreichte dem Häuptling Geschenke, schloß einen Schutzvertrag mit ihm ab und marschirte dann in nördlicher Richtung weiter nach der reichen und dichtbevölkerten Landschaft Barbar, deren Bewohner durch Wildheit und Hinterlist berüchtigt waren. Da alle seine Versuche, auf friedliche Weise die Erlaubniß zum Durchzug zu erlangen, an der Feindseligkeit der Eingebornen scheiterten und da es ihm der vielfachen Ueberzahl gegenüber unzweckmäßig erschien, einen gewaltsamen Durchbruchsversuch zu wagen, so sah er sich bei Kuande, der Hauptstadt von Barbar, zur Umkehr genöthigt. Als er auch auf dem Rückmarsche wiederholt Angriffen und Ueberfällen ausgesetzt war, zog er auf neuen Wegen wieder nach Salago und erreichte von dort aus über Kintemher und Kratschi die Station Bismarckburg. Hier befiel ihn als Folge der übermäßigen Anstrengungen und Entbehrungen des langen und höchst beschwerlichen Marsches ein gefährliches Darmleiden. Da es ihm an der nöthigen Pflege mangelte, ließ er sich im April 1892 nach der Küste bringen. Als sich aber auch hier keine erhebliche Besserung einstellte und nur ein schleuniger Klimawechsel noch Besserung erhoffen ließ, kehrte er im August nach Berlin zurück, wo er trotz sorgfältiger Pflege bereits am 15. September desselben Jahres starb. Der Tod dieses liebenswürdigen, begabten und unermüdlich thätigen Mannes war ein großer Verlust für die Afrikaforschung. Er galt als einer der besten Kenner des Togogebietes und hätte bei längerem Leben sicher noch Großes geleistet. Seine ausführlichen Reiseberichte, denen er mehrfach gute Karten und charakteristische Zeichnungen beigegeben hat, sind im 2.—5. Bande der Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten, kürzere zusammenfassende Darstellungen seiner Erlebnisse im 9. und 10. Jahresberichte des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1890 und 1892 erschienen. Seine Sammlungen wurden zum Theil dem Berliner Museum für Naturkunde einverleibt.

Schriftliche Mittheilungen der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes in Berlin aus den Personalacten Kling's. — Nachrufe in den colonialen und geographischen Zeitschriften, besonders Ausland 1892, S. 749 und Kolonialblatt 1892, S. 488—489. Viktor Hantzsch.

Klinkerfues: Ernst Friedrich Wilhelm K., Astronom, geboren am 29. März 1827 zu Hofgeismar (Hessen), † am 28. Januar 1884 zu Göttingen. Obwol ursprünglich dem Geometerfache bestimmt, widmete sich K. doch schon frühzeitig den mathematisch-astronomischen Universitätsstudien, welche er von 1847—1851 unter Gerling's Leitung vollendete. Unmittelbar darauf nahm ihn der große Gauß als Assistenten der Göttinger Sternwarte auf, und in deren Dienste ist er über ein Menschenalter geblieben. Er habilitirte sich bald darauf und wurde 1855 Observator, bald auch außerordentlicher Professor. Als die geomagnetische Abtheilung der Sternwarte von der astronomischen getrennt wurde, erhielt K. die Leitung der letzteren. So wäre er ganz im richtigen Fahrwasser gewesen, allein unglückliche Naturanlage ließ den stets in einer gewissen Abgeschlossenheit lebenden Mann, der auch nie an die Gründung einer Familie dachte, nicht zur Zufriedenheit gelangen. So hat er denn seinem Leben vorzeitig ein Ziel gesetzt.

Seine wissenschaftlichen Leistungen waren nach jeder Seite bedeutende. Er hat nicht weniger denn sechs Kometen entdeckt und auch deren Bahnen selbst berechnet, wie denn überhaupt seine größte Stärke in der Handhabung des dem Astronomen unentbehrlichen Formelapparates beruhte. Schon seine erste größere Schrift („Ueber Bahnbestimmungen von Planeten und Kometen aus verschiedenen Kombinationen von Beobachtungen", Göttingen 1862) wies nach dieser Richtung hin neue Wege, und später gab er dem von ihm am meisten gepflegten Theile seiner Wissenschaft ein grundlegendes, sehr viel benütztes und auch heute noch vielfach mustergültiges Lehrbuch („Theoretische Astronomie", Braunschweig 1871). Hier kommt er namentlich auch auf die Ermittlung der Doppelsternbahnen zu sprechen, denen er schon seine Habilitationsschrift („Ueber eine neue Methode, die Bahnen der Doppelsterne zu berechnen", Göttingen 1855) gewidmet hatte. Vor allem aber zogen ihn die Meteoriten an, und als durch Schiaparelli gegen Ende der sechziger Jahre die Thatsache bekannt geworden war, daß sehr viele Sternschnuppenschwärme in den Bahnen bekannter Kometen einhergehen, verfiel K. auf den originellen Gedanken, eine directe Probe auf das Exempel zu machen. Er wollte herausbringen, ob der sogenannte Perseidenschwarm nicht vielleicht am Gegenpunkte des Himmels als Schweifstern bemerklich werde, und verständigte sich zu dem Ende telegraphisch mit dem Astronomen Pogson in Madras (Vorderindien), der denn auch, während im Herbst 1872 in Europa der bekannte Meteorschauer niederging, an der ihm bezeichneten Stelle des Firmamentes wirklich einen Kometen auffand.

Anläßlich der hier gekennzeichneten Studien trat K. auch dem Probleme der Aberration näher, welche Erscheinung bewirkt, daß, weil der Beobachter mit der Erde sich im Raume fortbewegt, niemals ein Stern gerade da gesehen werden kann, wo er sich wirklich befindet. Aus dem Bestreben, die Erscheinung auch physikalisch vollkommen zu erklären, ging eine werthvolle Monographie hervor („Die Aberration der Fixsterne nach der Wellentheorie", Leipzig 1867). So mit der theoretischen Optik in Fühlung getreten, nahm K. auch die Spektroskopie in sein Programm auf („Die Prinzipien der Spektralanalyse und ihre Anwendung auf die Astronomie", Berlin 1879). Schon vorher hatte er Huggins' „Spectralanalysis of the Heavenly Bodies" (London 1866) durch eine Uebersetzung der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht (Leipzig 1868).

Sein Talent als didaktischer Schriftsteller bekundete K., als er von einem bekannten Buche Maedler's („Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie", 1. Auflage, Dorpat 1841) die siebente Ausgabe (Straßburg i/E. 1878) besorgte. Zumal das von den Bahnen handelnde Capitel arbeitete er vollständig um. Sein historischer Sinn spricht sich aus in der von ihm besorgten Ausgabe einer berühmten älteren Darstellung des Mondes (Tob. Mayer's größere Mondkarte nebst Detailzeichnungen, Göttingen 1881). Diese photographischen Nachbildungen lassen erst klar erkennen, welche Absichten Klinkerfues' berühmter Vorgänger in der Direction der Göttinger Sternwarte geleitet hatten.

Außerordentlich geschickt war K. als Mechaniker, als Erfinder instrumenteller Vorrichtungen. Sein geistreiches Project, sämmtliche Laternen einer Stadt auf hydraulischem Wege gleichzeitig, und zwar von der Gasanstalt aus, zum Leuchten zu bringen, hat zwar aus äußerlichen Gründen keiner allgemeinen Anwendung theilhaftig werden können, aber die in Göttingen angestellten Versuche beweisen überzeugend die Durchführbarkeit des Principes. Die Lehre von der atmosphärischen Feuchtigkeit vervollkommnete er durch Einführung der

Gauß'schen Doppelaufhängung in die betreffende Instrumentaltechnik („Theorie des Bifilarhygrometers mit gleichtheiliger Prozentskala", Göttingen 1875). Die Firma W. Lambrecht erwarb den Apparat und suchte ihn unter Mitwirkung des Erfinders zu einem Indikator der zu erwartenden Witterung auszugestalten, was natürlich nur sehr bedingt gelingen konnte. Wie man mit dem Hygrometer umzugehen habe, wurde in ein paar landwirthschaftlichen Zeitschriften des näheren dargelegt. Auch enthält das Patentblatt (Nr. 17450) eine Beschreibung des Patentes, welches K. darauf genommen hatte, sein Instrumentchen als „Luftprüfer und Anzeiger für Nachtfrost, Gewitter, Hagel und Wind" wirken zu lassen. Die weit verbreiteten Lambrecht'schen Wetterprognosen stützen sich demgemäß ganz auf die meteorologischen Ansichten des Göttinger Astronomen.

R. Wolf, Handbuch der Astronomie, ihrer Geschichte und Literatur, Zürich 1890—93, 1. Bd. S. 498, 552; 2. Bd., S. 380, 501, 521, 597, 598, 611. — Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie, Leipzig, 1883, Sp. 242 ff. Günther.

Klinkhamer: Johann Christian K. (auch Klinck- und Klinghamer geschrieben) entstammt einer bei oder in Bramsche bei Osnabrück ansässig gewesenen Familie, aus der im 17. Jahrhundert mehrere Glieder in Bramsche, dem Geburtsort unseres Chronisten, zuerst den katholischen, später den evangelischen Gottesdienst versehen haben. Von dem Lebensgang Klinkhamer's wissen wir nur wenig; Geburts- und Todesjahr ist bislang unbekannt; vermuthlich wird er im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts gestorben sein: die letzte Nachricht über ihn datirt vom Jahre 1610. Er ist einer von denjenigen Chronisten des ausgehenden 16. Jahrhunderts, welche man trotz des kritiklosen Zusammentragens ihres Materials dennoch wegen ihrer Zuverlässigkeit, mit der sie ihre namhaft gemachten Quellen benutzten, und wegen der mit ihrer compilatorischen Arbeit verbundenen Ueberlieferung zeitgenössischer Begebenheiten niemals wird missen wollen. Bei der Prüfung der Frage, ob die durch ihn uns abschriftlich erhaltene vita Bennonis des Iburger Abtes Norbert eine Fälschung sei oder nicht, hat sich ergeben, daß K. sich jedenfalls mit höheren Studien beschäftigt haben muß, und daß ihm die Schulen der Humanisten des 16. Jahrhunderts nicht fremd gewesen sein können. Sein Amt als Schullehrer und Küster ließ ihm Zeit genug, um seiner Vorliebe für historische Beschäftigung, wenn auch nicht selbständiger Art, nachgehen zu können. So schreibt er während seines uns nicht weiter bekannten Aufenthaltes in Quakenbrück für den dortigen Pastor Erdwin Ertman's Chronik in deutscher Uebersetzung ab. Von Quakenbrück siedelte K. nach Dinklage über, wie es scheint, bereits Mitte der siebenziger Jahre. Hier, oder richtiger auf den benachbarten adeligen Gütern wirkte er als Custos oder Schulmeister; denn Dinklage selbst hat erst 1641 eine Schule erhalten, und andererseits steht es fest, daß die Adligen bei Dinklage um jene Zeit einen geistlichen Informator unterhalten haben. Um seine Einnahmen zu heben, hat man ihn dann an der Dinklager Pfarrkirche zur Küsterei präsentirt. Hier weilte er nachweislich bis 1587. Ob er in diesem Jahrzehnt seine Chronik der Bischöfe von Münster begonnen hat, bleibt zweifelhaft, ist aber wegen der sehr ausführlichen localhistorischen Notizen über Dinklage und die Aemter Vechta und Cloppenburg mehr als wahrscheinlich. In diese Zeit seines Aufenthaltes fällt auch die Anfertigung der Abschrift der von Norbert verfaßten vita des Bischofs Benno von Osnabrück, welche er im J. 1587 dem Kloster Iburg schenkte, nachdem das Original in dem Brande des Klosters 1581 vernichtet war. Diese Ab-

schrift ist deshalb von so bemerkenswerther Wichtigkeit, weil uns durch sie allein jene Vita erhalten worden ist.

Im J. 1588 begegnet uns K. als Küster zu Voerden im Osnabrückischen. An dieser Stätte verfaßte er vermuthlich seine bis 1577 reichende Reimchronik der Bischöfe von Osnabrück, welche nach dem Wolfenbütteler Manuscript bei Spangenberg, Neues Vaterländisches Archiv, Jahrgang 1832, II, S. 193 ff. gedruckt ist mit dem Lesefehler Bremensis statt Bramensis, wie eine im Staatsarchiv zu Osnabrück beruhende gleiche Handschrift ergibt. Wie lange er sich in Voerden aufgehalten hat und ob er dort gestorben ist, entzieht sich vorläufig noch der Kenntniß. Fest steht nur, daß er im J. 1610 die schon oben genannte Münstersche Bischofschronik beendet hat, welche übrigens trotz ihres compilatorischen Charakters für die Geschichte der Bisthümer Münster und Osnabrück und auch für das Oldenburgische Gebiet vornehmlich in der Zeit des 16. Jahrhunderts und für die Geschichte des spanisch-niederländischen Krieges eine wichtige und reiche Quelle darstellt. Man darf wol neben seiner vita Bennonis gerade diese Chronik als sein Hauptwerk bezeichnen.

Klinkhamer's Arbeiten liegen ziemlich zerstreut, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich vielleicht noch an manchen anderen wissenschaftlichen Instituten die eine oder andere Handschrift von ihm vorfinden wird. Soweit bis jetzt bekannt ist, beruhen solche in den Manuscriptensammlungen des königlichen Staatsarchivs und des Rathsgymnasiums zu Osnabrück, in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, im Historischen Verein zu Hannover, in der Bibliothek des Herrn Grafen Merveldt zu Westerwinkel, ferner in der Paulinischen Bibliothek zu Münster, der Theodorianischen zu Paderborn und der Landesbibliothek zu Oldenburg.

Vgl. K. Willoh, Der Chronist Johann Christian Klinghamer, i. Jahrbuch f. d. Gesch. d. Herzogth. Oldenburg IX, 61 ff., ein Aufsatz, der alles bisher über Klinghamer Bekannte zusammenfaßt mit Angabe aller litterarischen Stellen, an denen einzelne Notizen zu finden sind. Erich Fink.

Klinkhardt: Julius K., geboren in Leipzig am 24. Juli 1810, begründete seine Selbständigkeit als Buchhändler am 1. Mai 1834, an welchem Tage er die Suhring'sche Verlagsanstalt zu Leipzig in seinen Besitz brachte. K. widmete sich mit eifrigem Interesse dem Ausbau des von ihm erworbenen, noch in sehr kleinen Verhältnissen befindlichen Geschäfts; zuerst pflegte er hauptsächlich den fremdsprachlichen Verlag, später wandte er sich mit Vorliebe der pädagogischen Verlagsrichtung zu. Er hatte die Freude, sein Streben von Erfolg begleitet zu sehen und eine allmähliche Vergrößerung der Firma vornehmen zu können. Im J. 1844 gründete er ein Sortiments- und Commissionsgeschäft, das ihm zunächst ein Förderungsmittel für seinen eigenen Verlag sein sollte, das er aber bereits im J. 1850, infolge der Ausdehnung seines Verlagsgeschäfts, an Otto Klemm verkaufte.

Eine weitere Ausdehnung erfuhr das Geschäft, außer durch Klinkhardt's eigene Unternehmungen, sowie durch eine Reihe Erwerbungen, u. a. (1860) des Verlags von L. Mertens in Leipzig, ferner (1869) einer Anzahl Werke aus dem G. Mayer'schen Verlag, (1849) durch Uebernahme von Chun's Verlag in Berlin und in demselben Jahre durch Ankauf der Jütting und Weber'schen Lehrbücher aus dem Verlage von Siegismund & Volkening in Leipzig, jener Schulbücher, welche sich in der Folge zu einem mächtigen Stützpunkte seiner Verlagsthätigkeit erheben sollten. K. hatte bereits in dem Jahre 1849 sich seine Specialität gewählt: den Schulbücherverlag, und diesen durch Herausgabe der „Lebensbilder“ (4 Theile, bearbeitet von den vier Schuldirectoren Berthelt, Jäckel, Petermann und Thomas) begonnen.

Der geradezu großartige Erfolg, den diese jetzt weltbekannten Schulbücher errangen, verschaffte K. gar bald einen geachteten Namen und zeitigte eine größere Anzahl anderer in diese Specialität einschlagender Verlagsartikel, darunter auch Zeitungen, von welch' letzteren wir nur die „Allgemeine deutsche Lehrer-Zeitung" (1849 begründet) und die „Sächsische Schulzeitung" (seit 1858) nennen wollen. Alle diese Unternehmungen glückten K. in hervorragendem Maße und steigerten den Umfang des Geschäfts, so daß es bald in die vordere Reihe der Leipziger Buchhändlerfirmen rückte. Klinkhardt's Speculationslust begnügte sich aber nicht mit den von ihm als Verleger erzielten Resultaten. Bereits im J. 1861 war durch Ankauf der Lüders & Umlauf'schen Buchdruckerei das Geschäft erweitert worden; 1869 folgte die Errichtung einer eigenen Buchbinderei, zu der sich später (1870) der Ankauf der Schelter'schen Schriftgießerei gesellte. Durch diese großartigen Unternehmungen hatte das Klinkhardt'sche Geschäft ganz gewaltige Dimensionen erreicht; nichts vermag dies besser zu illustriren, als die Thatsache, daß sich das Personal der Firma, das 1871 120 Personen zählte, im J. 1889 bis auf ca. 500 gesteigert hat. — K. beschloß sein thaten- und erfolgreiches Leben am 26. April 1881. Nach seinem Tode ging die Firma an seine beiden Söhne Robert und Bruno Klinkhardt über, welche dem Vater bereits lange Jahre vorher, Robert seit 1861 und Bruno seit 1862, als thatkräftige Mitarbeiter zur Seite gestanden hatten und später als Theilhaber eingetreten waren. Die Söhne blieben nicht da stehen, wo der Vater aufgehört hatte zu schaffen; in seinem Geiste und in seinem Sinne wirkten sie weiter, bauten den Verlag weiter aus und brachten mit der Zeit die Leistungen ihrer Druckerei auf eine Stufe der Vollkommenheit, die sie allen andern berühmten Druckofficinen ebenbürtig zur Seite stellte; auch erweiterten sie das Geschäft noch durch Errichtung von Filialen (1881) in Berlin und Wien, für welch letztere die Erwerbung des H. Manz'schen Verlags die Grundlage bildete; gleich dem Stammhause pflegt diese die Herausgabe gediegener Schul- und Lesebücher für die österreichischen Staaten. Nach Bruno Klinkhardt's Tode (1898) ist Robert K. Besitzer der Firma.

K. F. Pfau.

Klöden: Gustav Adolf von K., Geograph, entstammte einer seit dem 12. Jahrhundert blühenden, aber allmählich wirthschaftlich zurückgekommenen altmärkischen Adelsfamilie. Er wurde am 24. Juni 1814 zu Berlin als Sohn des Lehrers und Landkartenstechers Karl Friedrich v. K. geboren, der damals an der berühmten Plamann'schen Erziehungsanstalt wirkte und sich später einen bekannten Namen als äußerst fruchtbarer populärwissenschaftlicher Schriftsteller auf den Gebieten der Geographie, der Naturkunde und der brandenburgischen Geschichte erwarb. 1817 siedelte die Familie nach Potsdam über, wo der Vater die Leitung des neu errichteten kgl. Schullehrerseminars übernahm. Der Knabe besuchte seit 1820 die mit dieser Anstalt verbundene Uebungsschule, erhielt aber daneben auch noch ausgiebigen Privatunterricht. 1824 wurde der Vater zum Director der neubegründeten Friedrichswerderschen Gewerbeschule in Berlin ernannt. Der Sohn durchlief bis 1831 alle Classen derselben, beschäftigte sich dann noch zwei Jahre lang im Elternhause mit den classischen Sprachen, erlernte daneben auch das Zeichnen und Stechen von Landkarten, bestand 1833 am Köllnischen Gymnasium die Reifeprüfung und bezog darauf die Universität seiner Vaterstadt. Hier widmete er sich außer philosophischen besonders mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien. Unter seinen akademischen Lehrern zogen ihn vor allem Schleiermacher und Alexander v. Humboldt an. Da ihn sein Vater nur gelegentlich durch geringe Geldbeihülfen unterstützen konnte, mußte er sich seinen Lebensunterhalt durch

untergeordnete litterarische Arbeiten, namentlich durch Uebersetzungen aus dem Englischen erwerben. Zwei von diesen, die er für den Berliner Verlagsbuchhändler Lüderitz geliefert hatte, wurden durch den Druck veröffentlicht: Maria Sommerville's „Ueberblick der physikalischen Wissenschaften in ihrem Zusammenhange" (Berlin 1835) und Humphrey Lloyd's „Abriß einer Geschichte der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der physikalischen Optik" (ebd. 1836). Seit 1836 bereiste er als Begleiter des Botanikers Heinrich Friedrich Link zunächst Südfrankreich und die Pyrenäen, dann die Küstenländer des Adriatischen Meeres, Griechenland und die Jonischen Inseln, endlich Oesterreich und Böhmen. Im Herbst 1837 erwarb er an der Berliner Universität durch eine Dissertation „De luce aëre polarisata" den philosophischen Doctorgrad. Am 1. Januar 1839 trat er auf Wunsch seines Vaters als Hülfslehrer an dessen Gewerbeschule ein. Bereits im folgenden Jahre wurde er zum ständigen Lehrer der Erdkunde und der deutschen Sprache befördert. Am 24. April 1840 verheirathete er sich mit Caroline Friederike Wilhelmine Dorothea Krause, der Tochter eines Commerzienrathes aus Swinemünde. Seitdem floß sein Leben ohne bemerkenswerthe äußere Ereignisse dahin. 1855 erhielt er den Professortitel. 1870 ernannte ihn das preußische Kriegsministerium zum Mitgliede der Ober-Militärexaminationscommission.

Die Muße, die ihm seine Lehrthätigkeit ließ, widmete er ganz seiner Familie und seinen wissenschaftlichen Neigungen. Als Früchte seiner Studien veröffentlichte er mehrere umfangreiche geographische Werke. Das erste war ein „Geographisches Hülfsbuch zum Wiederholen und Einlernen für Schüler höherer Lehranstalten" (Berlin 1843), das mehrfach umgearbeitet wurde und später als „Abriß der Geographie" (Berlin 1854 u. 1861), dann als „Lehrbuch der Geographie zum Gebrauche für Schüler höherer Lehranstalten" (Berlin 1867) erschien. Dieses Compendium fand den Beifall Alexander's v. Humboldt, der dem Verfasser empfahl, es zu einem möglichst vollständigen Nachschlagewerke über alle Zweige des erdkundlichen Wissens zu erweitern. K. folgte diesem Rathe, und so entstand nach mehrjährigen Vorarbeiten das große anfangs dreibändige, später allmählich zu fünf starken Bänden anwachsende „Handbuch der Erdkunde" (Berlin 1857—62), das rasch Verbreitung und Anerkennung gewann und bis 1884 noch drei vermehrte und verbesserte Auflagen erlebte. Der 1. Band umfaßt die astronomische, mathematische und physische Geographie, der 2. die Länderkunde Europas, der 3. die außereuropäischen Erdtheile. Ausführliche Register ermöglichen ein rasches Nachschlagen. In den späteren Auflagen ist außerdem bei jedem Abschnitt die wichtigere Speciallitteratur angegeben. Das Werk zeichnet sich vor mehreren ähnlichen Unternehmungen jener Zeit durch umfassende Gelehrsamkeit, klare und gewandte Darstellung, außerordentlichen Reichthum des Inhalts und weitgehende Zuverlässigkeit aus, doch überschreitet es bei weitem die natürlichen Grenzen, die einem geographischen Handbuche gesetzt sind, indem es dem erdkundlichen Stoffe eine ungeheure Masse von geschichtlichen, naturkundlichen und statistischen Notizen beifügt. Namentlich die Ortskunde ist durch dieses Beiwerk unverhältnißmäßig angeschwollen, aber auch die Thier- und Pflanzengeographie erscheint durch Aufzählung und Beschreibung der wichtigeren Familien und Arten ungebührlich belastet. Ein weiterer Uebelstand ist die unzweckmäßige Anordnung des Stoffes nach äußerlichen Gesichtspunkten, wodurch vieles Verwandte und Zusammengehörige unnöthiger Weise auseinander gerissen wird, so daß beispielsweise die natürlichen und die politischen Verhältnisse der einzelnen Erdtheile und Länder scharf getrennt und an verschiedenen oft weit entfernten Orten beschrieben sind und demgemäß ein einheitliches Bild irgend eines Erd-

raumes nicht gewonnen werden kann. — Zugleich mit dem ersten Bande dieses Hauptwerkes erschien ein weiteres umfangreiches Buch Klöden's: „Das Stromsystem des oberen Nil nach den neueren Kenntnissen mit Bezug auf die älteren Nachrichten" (Berlin 1857), das ein Zeugniß von der umfassenden Litteraturkenntniß des Verfassers ablegt. Kurz nach der Vollendung des Handbuches trat er mit einem „Geographischen Leitfaden für die Elementarklassen der Gymnasien und Realschulen" hervor (Berlin 1863), der später den allgemeineren Titel „Leitfaden beim Unterricht in der Geographie" erhielt und bis 1890 acht Auflagen erlebte. Gleichfalls für Unterrichtszwecke veröffentlichte er noch eine Sammlung von 17 Repetitionskarten über alle Theile der Erde (Berlin 1869) und eine „Kleine Schulgeographie" (ebd. 1874). Einen mehr wissenschaftlichen Charakter trägt eine bald darauf erschienene Schrift über „Das Areal der Hoch- und Tieflandschaften Europas" (Berlin 1874). Später betheiligte er sich noch mit Feodor v. Köppen und Richard Oberländer an der Herausgabe des von vielen Gelehrten bearbeiteten populären Sammelwerkes „Unser deutsches Land und Volk" (Leipzig 1878 ff.).

Außer seinen selbständigen Werken verfaßte K. noch eine große Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen, die er theils als Programme der Friedrichswerderschen Gewerbeschule in Berlin, an der er wirkte (Beiträge zur neueren Geographie von Abessinien 1855, Afrikanische Inseln 1871), theils in naturwissenschaftlichen, geographischen, pädagogischen und belletristischen Zeitschriften veröffentlichte, so in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie (Ueber das Sinken der dalmatischen Küste 1838), im Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde (Bemerkungen über die Monti Pisani 1840), im Schulblatt für die Provinz Brandenburg (Uebersicht der neueren Wandkarten und Atlanten 1841, Zusätze 1845 und 1847), in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin (Streifzüge durch Istrien und den Karst 1842, Ueber die niederländischen und französischen Besitzungen in Guayana 1858, Baker's Reise in Centralafrika 1866, Der Golfstrom nicht der Erwärmer des westlichen Europas 1878, Seen-Tabelle 1884, General Tillo's Messung der Länge der größeren Flüsse in Rußland 1885, Annähernde Angabe der Länge von 376 Strömen und Flüssen und Größe ihrer Stromgebiete 1885), ferner in den Zeitschriften Unsere Zeit (Die Entdeckungsreisen in Australien während der letzten 20 Jahre 1863), Aus allen Welttheilen (Ausflug von Athen nach dem Pentelikon 1870, Das Hochland Pamir und und der Oberlauf des Oxus 1880, Das Todte Meer 1888), Petermann's Mittheilungen (Eine Ursache des Sinkens der Küsten 1871, Die Liu-Kiu-Inseln 1880), Natur (Der Aralsee 1877, Das Kaspische Meer 1878), Deutsche Revue (Die untergegangene Atlantis 1878), in der Zeitschrift für Schulgeographie (Chronisch gewordene Fehler in geographischen Benennungen 1880, Geographische Wandbilder 1881, 100 Fragen für eine Prüfung in der astronomisch-mathematischen Geographie 1881, Lemuria und Atlantis 1881, Die festen Plätze im deutschen Reiche 1882, Die Amazonen in Südamerika 1883) und in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (Aus der Welt der Riesen 1882, Die pacifischen Eisenbahnen in Nordamerika 1882, Labrador 1882). Außerdem hat er viele geographische Artikel für Brockhaus' Conversationslexikon und für Berliner Tagesblätter, namentlich für die Vossische Zeitung bearbeitet. Am 11. März 1885 starb er hochbetagt in seiner Vaterstadt.

Carl Friedrich von Klöden, Geschichte einer altmärkischen Familie im Laufe der Zeiten. Berlin 1854, S. 589—590. — A. Mießler, Deutscher Geographen-Almanach. Hagen 1884, S. 356—358.

Viktor Hantzsch.

Klöntrup: Johan Aegidius K. wurde am 30. März 1755 in Glane, Kreis Iburg, geboren. Er besuchte bis Ostern 1774 das Rathsgymnasium in Osnabrück. Nach einem kürzeren Aufenthalte in dem Städtchen Melle bei Osnabrück studirte er vom Mai 1775 bis Ostern 1778 in Göttingen Jurisprudenz. Im Mai desselben Jahres suchte er die Zulassung als Advocat des Hochstiftes Osnabrück nach. Nachdem er sich im Sommer und Herbst desselben Jahres als Secretär des kaiserlichen Kammerherrn v. Hammerstein auf Haus Gesmold im Kreise Melle aufgehalten hatte, bestand er die vorgeschriebene Prüfung und nahm im Herbst 1778 als Advocat seinen Wohnsitz in Osnabrück. In den Jahren 1781 und 1782 wohnte er in Melle und Quakenbrück, von 1783 bis 1793 wieder in Osnabrück. Im J. 1794 finden wir ihn auf dem Gute Bruche bei Melle als Secretär des Grafen v. Münster thätig. Nach Osnabrück zurückgekehrt verheirathete er sich im Mai 1797 mit Marie Adelheid Hakmann, der Wittwe seines Freundes E. F. Berghof. Der Ehe entsprossen zwischen 1798 und 1807 ein Sohn und drei Töchter. Bis zum Jahre 1808 erscheint K. in der Liste der in Osnabrück wohnhaften Advocaten. Nach Einführung der französischen Verwaltung, welche die Zahl der Rechtsanwälte in der Stadt auf ein Drittel reducirte, scheint er hier nicht länger eine befriedigende Thätigkeit gefunden zu haben. Im J. 1811 bewarb er sich vergebens um eine Stelle als Advocat im Oberemsdepartement, Arrondissement Osnabrück, wurde dagegen im selben Jahre als Notar des Kantons Berge im selben Bezirke vereidigt. Seine Frau war 1807 gestorben. Nach der Restauration hielt er sich, wie es scheint, ziemlich mittellos und gebrechlich in Quakenbrück auf. Seine Kinder wurden von Verwandten aufgezogen. Als er am 25. April 1830 aus der Apotheke in Badbergen, wo er Beschäftigung und Geselligkeit zu finden pflegte, nach Quakenbrück zurückkehrte, ertrank er in einem Teiche in der Bauerschaft Lechterke und wurde in Badbergen „gratis“ begraben.

K. verdient als Jurist, Dialektforscher und als lyrischer Dichter Beachtung. Als letzterer hat er freilich kein einziges Gedicht aufzuweisen, welches dauernde Schätzung fand. Aber für die Geschichte des Göttinger Hainbundes und der poetischen Stimmung der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts überhaupt haben seine Erzeugnisse erheblichen Werth. Die wenigen aus seiner Gymnasialzeit erhaltenen Oden zeigen den Einfluß Klopstock's und der Macpherson'schen Uebersetzung des Ossian.

In Göttingen schloß er innige Freundschaft mit einzelnen Mitgliedern des dortigen Dichterbundes, namentlich mit Friedrich Hahn. Er muß sich selber als Mitglied der Vereinigung angesehen haben, er spricht in der Ode „Beim Abschied einiger Freunde“ 1775 von „unserm Bunde“, noch im Jahre 1779 klagt er: „Verstummt ist nun der Hainegesang“. Als seine besonderen Freunde nennt er, außer Hahn, v. Closen und Krause. In den von 1775 ab entstandenen Gedichten und Liedern macht sich der Einfluß von Goethe's Lyrik geltend. Sie sind meist von Leidenschaft oder Schwermuth getragen. Eine mildere, friedlichere Stimmung liegt über den Oden, Elegien und Liebesliedern, zwischen 1780 und 1783.

In den Jahren 1793 bis 1795 regte ihn der Zorn über Deutschlands Schmach und die Begeisterung für den jungen nordamerikanischen Staat, das neue Frankreich und heldenmüthige Polen zu Gesängen an, wie „An Deutschland“, „Nachtgesang“, „An Broxtermann“, denen fast nur noch eine Anzahl meist satirischer Epigramme, zum Theil in niederdeutscher Sprache, folgen. Ihr bisweilen derber, einige Male cynischer Ton scheint auf den von K. hochgeschätzten Maler Müller zurückzugehen. Von Klöntrup's Hand sind zwei

Sammlungen seiner Gedichte erhalten. Aus dem geliebten Ossian nimmt er eine Stelle des Gedichts Croma V. 48—58 zum Motto, wie er denn zur Bearbeitung aus demselben nur Strophen düsterer Klage und Trauer wählt. Von den 106 Nummern der Sammlung stehen 15 in den Göttinger Musenalmanachen von 1784—86 und 1789, andere im „Westphälischen Magazin“ und in Leipziger Musenalmanachen. Eine kleine Auswahl gibt J. Riehemann, Osnabrücker Dichter und Dichtungen. Osnabrück 1903, einige niederdeutsche H. Hartmann in seinem Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst. Minden 1885, drei Fr. Runge in seinem Aufsatze über K. in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte von Osnabrück 23, 91 ff. (1898). Vgl. auch Korrespondenzblatt des Vereins f. ndd. Sprachforschung 14, 50 ff. und 57 f. (1890).

Wie manche seiner Zeitgenossen war der jugendliche K. von einem so glühenden Verlangen nach Natur, Liebe und Freundschaft beseelt, daß das Leben nicht verfehlen konnte, an die Stelle der „Wonne der Wehmuth“ jene tiefe Enttäuschung, jenen tiefen Gram zu setzen, der uns in manchen seiner Gedichte entgegentritt. Leicht hätte er an diesem Lebensüberdrusse zu Grunde gehen können. Denn die Lust zum Erwerben und Bewahren, die nach Justus Gruner's Zeugniß (Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung II, 526) damals einem Osnabrücker Advocaten die Gewinnung eines Vermögens leicht machte, hat ihm sein Leben lang gefehlt. Glücklicher Weise trat der Trieb dazwischen, das heimathliche Recht zu ergründen und es litterarisch darzustellen, und schuf aus einem mäßigen Poeten mit verdüsterter Seele den besten und scharfsinnigsten Kenner jenes Zeugen altgermanischen und mittelalterlichen Wesens, kurz ehe es unterging.

Schon 1782 gab K. mit seinem Freunde J. Fr. A. Schledehaus „Das osnabrückische gemeine Markenrecht“ heraus. Es sollte eine Probe eines Werkes über das Osnabrückische Recht sein, an welchem die beiden seit 1779 arbeiteten. Dasselbe ist nicht weiter erschienen und das Manuscript wie auch die anderer ungedruckter Schriften Klöntrup's verloren.

Es folgten: „Von den Erbexen und Gutsherrn in Rücksicht auf das Markenrecht“ (Osnabrück 1783); „Beytrag zu einer nöthigen Revision von der Lehre von der (ehelichen) Gemeinschaft der Güter“ (ebd. 1791). Sein Hauptwerk ist: „Alphabetisches Handbuch der besonderen Rechte und Gewohnheiten des Hochstifts Osnabrück mit Rücksicht auf die benachbarten Provinzen“ (3 Bde., Osnabrück 1798—1800); „Abhandlung von der Lehre vom Zwangsdienste, den die Kinder einiger Eigenbehörigen ihren Gutsherrn leisten müssen“ (ebd. 1800); „Bemerkungen zu einer künftigen Theorie von dem Anerbrechte bey westphälischen reihepflichtigen Bauerngütern“ (ebd. 1802); „Beitrag zur Lehre von dem Anerbrechte bei Osnabrückischen freien Bauerngütern“ (1802); „Beitrag zur Bestimmung der weiblichen Erbfolgeordnung in den osnabrückischen Lehngütern“ (Osn. 1808). Andere juristische und satirische Abhandlungen stehen in den „Westphälischen Beiträgen“ und im „Osnabrücker Intelligenzblatte“. Im J. 1815 kündigte er eine vollständige Theorie, einen vergleichenden Commentar über die Hörigkeit und das sogenannte Leibeigenthum an. Das Werk ist nicht erschienen.

Als Schüler durch Möser angeregt ist der juristische Schriftsteller Klöntrup „den Rechtsgewohnheiten des Volkes bis in die innersten Winkel nachgegangen und hat seine Einrichtungen in ihrer historischen Entwicklung bis ins Kleinste erfaßt und mit großer Schärfe dargestellt“. Sein Handbuch wird, wie es dem Studium der mittelniederdeutschen Sprache wesentliche Dienste geleistet hat und noch leistet, auch der westfälischen und niedersächsischen Geschichtsforschung unentbehrlich bleiben.

Das Lesen der niederdeutschen Rechtsurkunden führte K. vom Jahre 1782 ab auch auf die Beobachtung und Sammlung der heimischen niederdeutschen Sprache. So entstand bis 1820 sein „Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch" (in südosnabrückischer Mundart), welches seiner Zeit als die erste lexikalische Darstellung der westfälischen Volkssprache den deutschen Philologen von großem Nutzen hätte sein können und sie vor manchem Irrthume hätte bewahren können, wenn des Verfassers Bemühungen um die Herausgabe von Erfolg begleitet gewesen wären. Die Handschrift ist, wie die eine Handschrift seiner Gedichte, im Besitz des Rathsgymnasiums in Osnabrück. Ein Auszug daraus steht in Bezzenberger's Beiträgen zur Kunde indogermanischer Sprachen II. Vgl. auch Runge in den Osnabrücker Mittheilungen 23, S. 86—90.

H. Jellinghaus.

Klopsch: Karl Immanuel K., Chirurg zu Breslau, zu Glogau am 16. März 1829 geboren, studirte in Halle, Erlangen, Breslau, wo Reichert, Frerichs, A. Middeldorpf im engeren Sinne seine Lehrer waren; bei dem Erstgenannten war er auch Assistent. 1855 promovirt, wurde er 1859 Privatdocent, 1866 Professor für Chirurgie in Breslau und starb dort als Professor und Geh. Medicinalrath am 18. September 1891. K. schrieb über Rippenknorpelbrüche, über Lithopädion, orthopädische Studien, Prolegomena zur Geschichte der Physiologie ꝛc.

Pagel.

Klostermann: Eduard Hermann Rudolf K. wurde am 12. November 1828 zu Wengern i. Westfalen als Sohn des praktischen Arztes H. Th. Klostermann und dessen Ehefrau Louise Henriette zur Nieden geboren, erhielt 1846 das Reifezeugniß von dem Gymnasium zu Emmerich und studirte die Rechte zu Bonn und Halle. Am 9. Mai 1849 wurde er zum Auscultator (nach bestandener erster juristischer Prüfung) ernannt, am 30. October 1850 zum Referendar und am 28. Juli 1856 (nach bestandenem dritten juristischen Examen) zum Gerichtsassessor. Nachdem er bereits von 1851 bis 1855 interimistisch bei verschiedenen Bergämtern beschäftigt war, wurde er bald nach bestandener Assessorprüfung als Hülfsarbeiter in das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten berufen, in welcher Eigenschaft er bis zum 1. April 1866, wo ihn Brassert bezw. Achenbach ablöste, verblieb. Die Gründe, aus denen er sich im Ministerium nicht behauptete, werden verschieden angegeben; als einer und nicht der geringste wird bezeichnet, daß er in seinen Rechtsanschauungen fest und unbeugsam war. „Ich habe Sie", so soll ihm der Minister v. d. Heydt, wie ihn Bismarck nannte, der Goldonkel aus Elberfeld mit dem Gewissen aus Pergament, gesagt haben, „nicht hierher berufen, um mir ihre juristischen Bedenken vorzutragen, sondern um meine, wenn ich welche habe, zu beseitigen".

Nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium war er Justitiar am Oberbergamte in Bonn, in welcher Stellung er bis zu seinem am 10. März 1886 erfolgten Ableben verblieb.

Die Aufmerksamkeit hatte K. zuerst durch mehrere bergrechtliche Arbeiten auf sich gelenkt, die u. a. in der Zeitschrift für Bergrecht erschienen, namentlich aber durch seine „Uebersicht der bergrechtlichen Entscheidungen des Ober-Tribunals" (Berlin 1861—1864). Auch an den Vorarbeiten für das Allgemeine Preußische Berggesetz vom 24. Juni 1865 nahm er bemerkenswerthen Antheil. Von bergrechtlichen Arbeiten sind neben kleineren Aufsätzen zu nennen „Das Allgemeine Berggesetz für die preußischen Staaten" (1866, 5. Auflage 1896 von Fürst) und „Lehrbuch des preußischen Bergrechts" (1871). In diesen Werken zeigt er sich überall als ein Kind seiner Zeit, er war, wie wir heute sagen, ein Manchestermann von Kopf zu Fuß; also insbesondere gegen

jede staatliche Einmischung in den Arbeitsvertrag u. dgl. Wissenschaftlich vertrat er den Standpunkt, daß die Bergwerksmineralien vor ihrer Verleihung nicht der Allgemeinheit noch den Oberflächeneigenthümern gehören, sondern herrenlos sind, weshalb sie durch Occupation, als welche er den bergrechtlichen Fund auffaßte, von Jedermann frei erworben werden könnten. Die staatliche Verleihung war ihm kein rechtsbegründender (constitutiver) Act, sondern nur die Anerkennung eines vorhandenen Zustandes. In den älteren Bergordnungen wollte er keine Spur des Bergregals finden und er hielt die Bergbaufreiheit, die er aus der Herrenlosigkeit der Mineralien ableitete, als das ursprüngliche und grundlegende Rechtsprincip.

Wenngleich wir ihm in diesen Ansichten heute nicht folgen können, so ist doch anzuerkennen, daß, soweit es sich namentlich um die Auslegung des gesetzlich fixirten Rechts handelte, K. überall Ersprießliches geleistet und hervorragenden Einfluß und Ansehen gewonnen hat. Neben den bergrechtlichen Arbeiten beschäftigte er sich schriftstellerisch, gleichfalls mit großem Erfolge, mit dem geistigen Eigenthum. Es erschien von ihm 1867 ein „Verlagsrecht“ und 1869 „Patentgesetzgebung aller Länder“ (2. Aufl. 1876), 1876 „Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken“, 1877 „Das Patentgesetz für das Deutsche Reich vom 25. Mai 1877“ und 1884 „Das englische Patent-, Muster- und Markenschutzgesetz vom 25. August 1883“.

Am 4. August 1868 erhielt er von der juristischen Facultät der Universität Bonn aus Anlaß der 50. Jahresfeier ihres Bestehens die Würde als Ehrendoctor. Im Januar 1869 wurde er als Privatdocent bei dieser Facultät zugelassen und am 14. Juni 1872 zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät befördert. Er las über Allgemeines Preußisches Landrecht, Bergrecht, gemeinen Civilproceß, Preußisches Vormundschaftsrecht und an der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf über Landwirthschaftsrecht.

Arndt.

Kluckhohn: August K., Historiker, wurde am 6. Juli 1832 zu Bavenhausen im Fürstenthum Lippe geboren. Er entstammte kleinen ländlichen Verhältnissen, sein Vater war Schmiedemeister und später Landwirth; erst von seinem 16. Jahre an besuchte er das Gymnasium zu Lemgo, auf dem er sich durch Fleiß und Begabung so auszeichnete, daß es ihm nach Beendigung der Schulzeit (1853) durch ein von der Wittwe des Dichters Grabbe gestiftetes Stipendium möglich gemacht wurde, die Universität Heidelberg zu besuchen, um sich juristischen und historischen Studien zu widmen. Sehr bald hat hier Ludwig Häusser, der damals auf der Höhe seines Schaffens stand, einen entscheidenden Einfluß auf den jungen Studenten gewonnen; er hat ihn ganz zur Geschichte herübergezogen. Häusser selbst wußte aber auch, was er nicht geben konnte und er schickte daher seinen Schüler, als er seine Heidelberger Studien durch seine Promotion abgeschlossen hatte, nach Göttingen (Herbst 1856), um sich dort durch Waitz in das Studium der mittelalterlichen Quellen und die strenge historische Methode einführen zu lassen. Beiden, Häusser wie Waitz, hat K. stets ein treues, dankbares Andenken bewahrt und hat dem auch öffentlich Ausdruck gegeben (Häusser in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Waitz in der Allgemeinen Zeitung 1886); von Beiden hat er viel gelernt, und es würde schwer halten zu sagen, wessen Einfluß schließlich der größere gewesen ist; seiner ganzen Art nach stand er allerdings wol Häusser näher als Waitz. K. blieb $1^1/_2$ Jahre in Göttingen; auf Anregung von Waitz entstand hier (1857) seine erste Schrift: die „Geschichte des Gottesfriedens“, die unter den Fachgenossen eine sehr günstige Aufnahme fand; dadurch wurden K.

weiterhin die Wege geebnet und er wurde ermuthigt sich Ostern 1858 in Heidelberg zu habilitiren. Aber schon im Herbst desselben Jahres siedelte er nach München über, um auf die Aufforderung Sybel's in die Redaction der neu zu gründenden „Historischen Zeitschrift“ einzutreten. Als dann im folgenden Jahre auf Veranlassung von König Max die „Historische Commission“ in Wirksamkeit trat, hat K. von Anfang an sich an ihren Arbeiten betheiligt, zuerst bei den Vorarbeiten für die Herausgabe der deutschen Reichstagsacten neben J. Weizsäcker, mit dem ihn seit dieser Zeit eine treue Freundschaft verband (warme Erinnerungsworte widmete er dem Freunde in der Allgem. Zeitung 1890). Mit dem Fortgang Sybel's von München nach Bonn (1861) fand Kluckhohn's Thätigkeit als Redacteur der Historischen Zeitschrift ihr Ende; er blieb in München, wo er sich schon 1860 wieder habilitirt hatte. Auch mit seinen Studien wandte er sich jetzt ganz der bairischen Geschichte zu und veröffentlichte 1862 als erste Frucht derselben in den Forschungen zur deutschen Geschichte einen Aufsatz über „Herzog Wilhelm von Baiern-München als Protektor des Basler Konzils“, dem 1865 eine von der Münchener Akademie mit einem Preise ausgezeichnete Monographie: „Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut“ folgte; auch die etwas später erschienene (1867 in den Forschungen) Arbeit über die bairischen Geschichtsschreiber Hans Ebran von Wildenfels und Ulrich Fütrer gehört noch diesem Studienkreise an. Wichtiger aber für seine weitere wissenschaftliche Thätigkeit war der Auftrag, den die Historische Commission ihm 1862 auf Veranlassung von Sybel ertheilt hatte: die Herausgabe einer Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen und zwar Briefe des Kurfürsten Friedrich's III. von der Pfalz. Nach längeren sorgsamen Forschungen in bairischen, sächsischen und hessischen Archiven konnte K. der Commission 1868 den ersten und 1872 den abschließenden zweiten Band seiner Ausgabe vorlegen. Eine Reihe kleiner darstellender Arbeiten gingen daneben aus diesen Studien hervor oder standen damit in Zusammenhang, so die Abhandlungen: „Wie ist Kurfürst Friedrich Calvinist geworden“ (1866), „Der Sturz der Crypto-Calvinisten in Sachsen 1574“ (Hist. Zeitschr. 1867), „Zur Geschichte des angeblichen Bündnisses von Bayonne“ (1868), „Zwei pfälzische Gesandschaftsberichte über den französischen Hof und die Hugenotten“ (1870), „Pfalzgräfin Marie“ (Hist. Taschenbuch 1872), „Die Ehe des Pfalzgrafen Joh. Casimir mit Elisabeth von Sachsen“ (1873), „Das Testament Friedrich's des Frommen“ (1874). Sie sind fast alle in den Abhandlungen der Münchener Akademie erschienen, die K. 1865 zum außerordentlichen und 1869 zum ordentlichen Mitgliede gewählt hatte. Auch einige Artikel der A. D. B. sind in diesem Zusammenhange zu nennen: Kurfürst August von Sachsen und Lazarus von Schwendi. Zur 300jährigen Wiederkehr des Todestags Friedrich's III. unternahm es dann K. selbst vornehmlich auf Grund der Briefe ein Lebensbild des Kurfürsten zu zeichnen: „Friedrich der Fromme, der Schützer der reformirten Kirche“ (1876—1879); es ist das größte darstellende Werk, das er geschaffen hat. Seine Auffassung des Kurfürsten ist nicht ohne Widerspruch geblieben und es mag sein, „daß er von der Schwäche der Biographen, ihre Helden zu verherrlichen, nicht ganz frei geblieben“ ist; es war ihm leider nicht vergönnt, eine eingehende Vertheidigung seiner Ansichten zu vollenden (s. Hist. Zeitschr. Bd. 72). Im J. 1865 wurde K. zum außerordentlichen Professor an der Universität und wenige Jahre später (1869) zum ordentlichen Professor an der neubegründeten technischen Hochschule in München ernannt. Dieser veränderte Wirkungskreis war nicht ohne Einfluß auf die Richtung seiner Studien, er verstärkte in ihm die bereits vorhandene Neigung, sich eingehender mit dem Unterrichtswesen in Baiern in der neueren

Zeit zu beschäftigen. Schon 1868 hatte er in einem akademischen Vortrage den Freiherrn v. Ickstadt und das Unterrichtswesen in Baiern unter Max Josef behandelt, es folgten 1873: Die Jesuiten in Baiern mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lehrthätigkeit, Baiern unter dem Ministerium Montgelas; 1874: Die Illuminaten und die Aufklärung in Baiern unter Karl Theodor; 1875: Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Baiern vom 16.—18. Jahrhundert. Auch die Rede, mit der er 1877 seine Amtsführung als Director der technischen Hochschule eröffnete (über das technische Unterrichtswesen in Baiern bis zur Gründung der polytechnischen Centralschule 1827) gehört diesem Studiengebiete an, ebenso später die Herausgabe der Briefe und Denkwürdigkeiten Lorenz Westenrieder's (1882), sowie die populäre Biographie Westenrieder's (1890, Baierische Bibliothek Bd. 12).

Aber nicht nur im engen Kreise der Berufsthätigkeit hat K. in München gewirkt: in den Parteikämpfen der 60er und 70er Jahre trat er entschieden für die liberale Sache ein, als eifriges Mitglied gehörte er der nationalliberalen Partei an, candidirte auch einmal für den bairischen Landtag und war Gemeindebevollmächtigter. In Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden gründete er den „Volksbildungsverein", in dem er in populären Vorträgen, die sich durch schöne abgerundete Form auszeichnen, die Erinnerung an große Gestalten aus der Zeit der Freiheitskriege wachrief. So sprach er über Stein, Scharnhorst und Blücher; am bekanntesten ist der später erweiterte und als selbständige Schrift erschienene Vortrag über die Königin Luise (auch ins Englische übersetzt). Auch in Göttingen kamen später noch einige Vorträge hinzu, sie sind nach Kluckhohn's Tode mit anderen Arbeiten in einem Bande „Vorträge und Aufsätze" (1894) vereinigt.

Die Lehrthätigkeit an einer technischen Hochschule befriedigte K. aber doch nicht völlig; die Fülle der Arbeit erlaubte ihm nicht zugleich an der Universität, deren Honorarprofessor er geblieben war, Vorlesungen zu halten. Und wenn er auch ein Seminar für Lehrer der Geschichte an technischen Mittelschulen eingerichtet hatte, so konnte an einer technischen Hochschule doch kaum von einem wissenschaftlichen Betriebe der geschichtlichen Studien die Rede sein. So nahm denn K. gern einen von Göttingen an ihn ergehenden Ruf als Nachfolger von Reinhold Pauli an (1883). In den zehn Jahren, die er hier noch gewirkt hat, behandelte er in seinen Vorlesungen das ganze Gebiet der neueren, vornehmlich deutschen und preußischen Geschichte und hielt daneben historische Uebungen ab, in denen er mit Vorliebe größere Controversen aus der neueren Geschichte besprach. Wissenschaftlich wandte er sich besonders, vielleicht unter dem Einfluß der Gründung des Vereins für Reformationsgeschichte, dessen Vorstand er von Anfang an angehörte, den Anfängen der Reformation zu, und auch seine speciellen Schüler, deren sich hier eine ganze Reihe um ihn sammelte, wies er mit Vorliebe auf die Reformationsgeschichte und zwar der engeren Heimath hin, und eine Anzahl von Schriften zur Reformationsgeschichte des Hannoverlandes verdanken ihr Entstehen seiner Anregung und seiner stets hülfsbereiten Förderung. Er selbst hat zuerst 1886 zwei Aufsätze über diese Zeit veröffentlicht: „Der Reichstag zu Speier 1526" (Hist. Zeitschr.) und „Zur Geschichte der Handelsgesellschaften und Monopole im Zeitalter der Reformation" (Hist. Aufsätze zur Erinnerung an G. Waitz), dazu kam später noch die Abhandlung über das Project eines Bauernparlaments in Heilbronn (Nachr. d. Gött. Gesellsch. d. Wiss. 1893). Größere darstellende Werke hat er in Göttingen nicht mehr geschaffen; sein Plan, eine Geschichte des großen Bauernkriegs oder der Anfänge der Reformation in den

Jahren 1520—1530 zu schreiben, ist nicht zur Ausführung gekommen. Zeit und Arbeitskraft, die in den letzten Jahren schon mehrfach durch Krankheit gehemmt war, beanspruchte die Aufgabe, die ihm die Historische Commission, deren ordentliches Mitglied er seit 1878 war, 1886 übertragen hatte: die Herausgabe der Deutschen Reichstagsacten der Reformationszeit. Er ist dabei wesentlich für die Aufsuchung und Zusammenbringung eines großen archivalischen Materials thätig gewesen, seine Ferien waren eigentlich stets den Archivreisen gewidmet; die eigentliche Bearbeitung der Acten erfolgte dann zum größten Theil durch jüngere Mitarbeiter unter seiner Leitung. Neben den Reichtagsacten forschte er in den Archiven nach Acten der Geschichte des Bauernkriegs in Nord- und Mitteldeutschland und fand dafür ein so reiches unbekanntes Material, daß er beschloß, dasselbe als besondere Publication herauszugeben. Aber der Tod hat auch diesen Plänen ein Ziel gesetzt; er starb nach kurzer Krankheit am 19. Mai 1893 in München, wohin er sich begeben hatte, um der Plenarversammlung der Historischen Commission den fast vollendeten ersten Band der Deutschen Reichstagsacten unter Kaiser Karl V. vorzulegen.

Nachrichten der Familie. — F. Stieve in der Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 189. — F. Frensdorff in den Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1894. Ad. Wrede.

Klüpfel: Karl August K., geboren am 8. April 1810 in Darmsheim bei Leonberg, † am 11. April 1894 in Tübingen, hat sich als Bibliothekar und Historiker verdient gemacht. In der Lateinschule zu Schorndorf vorgebildet, kam er auf das Stuttgarter Obergymnasium, von wo ihn häufige Besuche nach Großheppach, dem neuen Pfarrsitz des Vaters führten. Hier, im Hause des Ministerresidenten v. Abel wurde ihm das Interesse für die Welt und schon die Vorliebe für Preußen eingepflanzt. 1828 bezog er die Universität Tübingen und wählte, ohne durch Zugehörigkeit zum Stift dazu veranlaßt zu sein, das Studium der Philosophie und Theologie. Bald traten ästhetische und litteraturgeschichtliche Neigungen in den Vordergrund; namentlich Uhland fesselte ihn. Dennoch unterzog er sich der theologischen Prüfung und wurde Gehülfe seines Vaters. Er hatte dabei Muße genug, um 1834 mit einer Arbeit über die pseudoisidorischen Dekretale zu promoviren. Eine längere Reise führte ihn namentlich nach Berlin, wo er von Ranke freundlich aufgenommen und auf die Geschichte des Schwäbischen Bundes hingewiesen wurde. Die Frucht dieser Studien reifte erst später, indem er 1846 bis 1853 in der Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart zwei Bände Urkunden zur Geschichte des Bundes veröffentlichte. Seine Verlobung mit Sophie, der Tochter des Dichters Gustav Schwab veranlaßte ihn 1836 auch noch die theologische Dienstprüfung zu bestehen. Aber sein Herz gehörte der Geschichte. So bearbeitete er denn in Ludwig Bauer's Weltgeschichte die beiden Bände von der Reformation bis zur französischen Revolution, legte sich, von Albert Schott angeregt, auf die Geschichte des Nationallebens, woraus das Buch über die deutschen Einheitsbestrebungen (1. Bd. 1853, 2. 1873) entstand, und widmete den Halleschen Jahrbüchern seine Mitarbeit. Das Jahr 1841 brachte die Anstellung als zweiter Universitätsbibliothekar in Tübingen und die Hochzeit; erst 1863 stieg er zur ersten Stelle auf, von der aus er 1881 in den Ruhestand trat.

In stiller, fleißiger Arbeit waltete er seines Amtes und betrieb daneben seine geschichtlichen Studien. Zunächst schrieb er in das von Ludwig Baur herausgegebene Sammelwerk „Schwaben, wie es ist und war“, Aufsätze über den Schwäbischen Bund und über die Kreisverfassung Schwabens (1842).

Lebhaften Antheil nahm er an der Gründung der Jahrbücher der Gegenwart, die 1843 unter A. Schwegler's Leitung ins Leben traten, und betheiligte sich mit regelmäßigen Bücherbesprechungen. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift eine Abhandlung über das philosophische Princip in der Geschichtschreibung, in der er dieser die Aufgabe stellt, die Entwicklung der Ideen in der Geschichte aufzusuchen und darzustellen. Durch buchhändlerische Anregung kam er auf den Gedanken, die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten und eine deutsche Gesammtgeschichte ins Leben zu rufen. Die Vorbereitungen dazu führten ihn aber zu der Erkenntniß, daß die Vorarbeiten dazu fehlten. Dahin zielende Veröffentlichungen bestimmten den König Ludwig I. von Baiern, ihm seine Unterstützung, und Fr. Andr. Perthes, ihm die Schaffung einer Zeitschrift für die gesammte deutsche Geschichtforschung anzubieten (1844). Da aber zufällig gerade A. Schmidt in Berlin seine freilich nur wenige Jahre lebensfähige „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ gründete, verzichtete der bescheidene K., um keine Zersplitterung herbeizuführen, auf das Anerbieten und betheiligte sich selbst an der neuen Zeitschrift. In ihr hat er namentlich eine wahrhaft prophetische Abhandlung über die Centralisirung der deutschen Geschichtsvereine und ihrer Zeitschriften mit ihrer oft planlos herumtappenden Forschung veröffentlicht. Sehen wir noch, daß er in den Jahrbüchern der Gegenwart damals über nationale Bestrebungen in der deutschen Geschichtschreibung sich verbreitete, so haben wir das Bild eines hervorragend praktischen, weitsichtigen, wahrhaft patriotischen Mannes vor uns. Seine Nüchternheit und sein ausgesprochen politischer Standpunkt mögen der Grund gewesen sein, warum er den späteren Versuch, gleichzeitig als Docent an der Hochschule zu wirken, bald wieder aufgeben mußte.

Seit 1846 gab er, zunächst mit Gustav Schwab, den „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ heraus, der in mehreren Auflagen mit zeitweiligen Nachträgen erschien. Das Jahr 1848 bestärkte ihn in dem Bestreben, die Führerschaft Preußens in Zeitungen und Zeitschriften zu verfechten. Daneben veröffentlichte er neben den schon oben genannten Werken 1849 eine Geschichte der Universität Tübingen, 1858 eine Biographie Gustav Schwab's, 1863 eine solche Uhland's, 1864 ein Werk über Kaiser Maximilian I. In der Historischen Zeitschrift behandelte er 1866 die Lostrennung der Schweiz von Deutschland, 1881 die Friedensverhandlungen Württembergs mit der französischen Republik.

Klüpfel's Arbeiten zeugen von großer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, warmem Eindringen und klarem Verständniß. Er gehört nicht zu den Bahnbrechern der Geschichtschreibung, aber zu denen, die den Blick ständig auf die Höhen richteten und andere darauf hinwiesen. Er begnügte sich mit einem stillen Gelehrtenleben, woran auch die Berufung in den Ausschuß des Literarischen Vereins Stuttgart und des Germanischen Museums in Nürnberg nichts änderte.

Familienpapiere. — Schwäbischer Merkur 1894, S. 725.

Eugen Schneider.

Klußmann: Ernst K. ist einer von den Directoren des Rudolstädter Gymnasiums, die sich durch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit und pädagogische Geschicklichkeit um die Anstalt, an der sie wirkten, große Verdienste erworben haben. In fast allen Gebieten des Gymnasialunterrichts hat K. seine geistige und pädagogische Gewandtheit bethätigt. Mit gutem Erfolge hat er im Griechischen, Lateinischen, Geschichte, im Deutschen und Englischen unterrichtet, er wußte durch die Art seines Unterrichts die Schüler zu fesseln; überall trat die geistige Beweglichkeit des vielseitigen, gelehrten Mannes hervor, nicht, wie

leider manche Lehrer haspelte er trocken und gleichgültig das ihm übertragene Pensum des Unterrichts ab, sondern sein reger, lebendiger Geist durchdrang den Bildungsstock und wußte gymnasialen Köpfen die rechte geistige Nahrung zu bieten. Es war eine wahre Herzensfreude mit diesem von seinem Berufe hingenommenen Manne sich zu unterhalten. Ein besonderes Glück für seine pädagogische Ausbildung war es, daß er in den Directoren der Anstalt Christ. Lorenz Sommer und C. W. Müller tüchtige Führer hatte und in den ausgezeichneten Philologen Dr. Rudolf Hercher, Dr. W. Dittenberger und Dr. med. Berthold Sigismund treffliche Amtsgenossen. Einer seiner Nachfolger im Directorenamte Schulrath Dr. Ritter (Progr. Rudolstadt 1895) theilt eine Charakteristik des ausgezeichneten Mannes, die ein Schüler und College Klußmann's, Professor Krauße, entworfen hat, mit: Auf fast allen Gebieten des Unterrichts bewährte sich Dr. E. Klußmann, ohne jedoch seinen eigentlichen Beruf aus den Augen zu lassen: die Thätigkeit in der Sprache, Geschichte und Literatur des alten Rom, die er von den ältesten Dichtern bis zu den Kirchenvätern mit gleich umfassenden und eindringenden Kenntnissen beherrschte; mit hervorragend pädagogischem Talente verband er eine glänzende Dialektik, geistreich war seine Interpretation der alten Classiker und geschmackvoll waren seine Uebersetzungen, anziehend die öffentlichen Reden, die er zu halten hatte. Das Gymnasium wurde durch ihn nach vielen Richtungen hin neu organisirt und gehoben. Durch Einführung der preußischen Lehrpläne und Anschluß an die preußischen Prüfungsordnungen brachte er seine Anstalt auf eine gleiche Stufe mit den Gymnasien des größten Staates. Seinen wissenschaftlichen Sinn bethätigte K. auch, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, indem er auch in seinem otium cum dignitate rastlos thätig war; ein wie angenehmer Gesellschafter der Verewigte war, hat der Unterzeichnete mit Anderen öfter erfahren. Jahn's Jahrbücher, der Philologus, das Rheinische Museum, Meyer's Conversationslexikon, die Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie und Programme weisen wichtige Beiträge von Dr. E. Klußmann auf. Im J. 1843 erschien: „Cn. Naevii poetae romani vitam descripsit reliquias collegit poesis rationem exposuit Ern. Klussmann“ (Jenae); „Livii Andronici dramatum reliquiae. Rec. atque in ordinem digessit E. Kl. Pars prior“ (Progr. Rudolstadt 1849); „Des P. Ovidius Festkalender im Versmaß des Originals verdeutscht“ (Stuttg. 1859); „C. Plinius Caecilius Secundus' Briefe. Uebers. von E. Kl.“ (Stuttg. 1869); „Q. Septimii Florentis Tertulliani libellus de Spectaculis recensuit, adnotationes criticas novas addidit E. Klussmann“ (Rudolphopoli 1876).

Das Leben des ausgezeichneten Gelehrten verlief schlicht und einfach: K. wurde geboren am 26. Juni 1820 zu Bramsche bei Osnabrück, besuchte das ev. Staatsgymnasium zu Osnabrück, das unter der Leitung Fortlage's stand und an dem seit 1815 Bernhard Rudolf Abeken, nachdem er aus Rudolstadt in seine Vaterstadt als zweiter Lehrer berufen worden war, wirkte und auf den begabten Schüler K. einen großen Einfluß hatte. Mit einem Abgangszeugniß erster Classe verließ er das Gymnasium. Schon auf der Schule hatte K. mit ausgezeichnetem Eifer und gutem Erfolge philologische Studien getrieben. Da O. Müller im August 1839 seine griechische Reise, von der er nicht wieder heimkehren sollte, angetreten hatte, bezog er, wahrscheinlich durch Abeken veranlaßt, die Universität Jena, und nicht Göttingen. In Jena hat er sich als Student der Philologie und Theologie immatriculiren lassen. Theologische Vorlesungen hörte er bei Karl Hase, Hoffmann, Kimmel, philologische bei Eichstaedt, Hand, Goettling, Weißenborn, geschichtliche bei H. Luden, bei O. L. B. Wolf italienische und englische, bei Brockhaus Sanskrit, er war

ein fleißiges Mitglied des philologischen Seminars. Im J. 1842 besuchte er die Berliner Universität und nahm hier vor allem an August Böckh's und Karl Lachmann's und auch an den Uebungen des philologischen Seminars theil. Nach Abschluß seiner akademischen Studien kehrte K. nach Jena mit der Absicht zurück an der thüringischen Hochschule sich als Docent zu habilitiren. Hier gewann er durch eine Abhandlung: „Cn. Naevii poetae romani vitam descripsit carminum reliquias collegit poesis rationem exposuit E. Klussmann“ (Jenae 1843) die philologische Preisaufgabe. Durch äußere Verhältnisse bestimmt, gab er den Plan auf, sich an der Universität Jena zu habilitiren und folgte am 1. Juli 1844 einem Rufe an das Gymnasium in Rudolstadt, wurde am 28. November 1846 zum Professor, am 18. Mai 1874 zum Director des Gymnasiums und 1884 zum Schulrath ernannt. Bei seinem Rücktritt aus seiner amtlichen Thätigkeit (Ostern 1891) erhielt er den Titel eines Geheimen Schulrathes. Fast ein halbes Jahrhundert hat er segensreich im Verein mit wissenschaftlich tüchtigen Amtsgenossen zuerst als Lehrer und seit 1873 als Director an dem Gymnasium, mit dem er durch seine erfolgreiche, geistvolle, weitreichende Thätigkeit verwachsen war, gewirkt. Am 27. Juni 1894 wurde er 74 Jahre alt dem Kreise seiner Familie und seinen Freunden, die den hochgebildeten, vielseitigen Gelehrten hochschätzten, durch den Tod entrissen. Die vielen Schüler, die er durch seine gründliche Unterrichtsweise gefördert hat, bewahren ihm ein treues Gedenken. Schließlich erwähne ich noch den verdienstvollen Artikel über das schwarzburg-rudolstädtische Schulwesen in der zweiten Auflage der von dem Curator der Universität Halle W. Schrader herausgegebenen Schmid'schen pädagogischen Encyklopädie.

In dem Programm des Gymnasiums von Rudolstadt 1895, S. 15 flg. hat Schulrath Dr. Julius Ritter das Leben des ausgezeichneten Gelehrten erzählt und seine zahlreichen Abhandlungen und Schriften aufgezählt. — Vgl. Fr. Kohlrausch, Erinnerungen a. m. Leben. Hannover 1863, S. 274.

Lothholz.

Knaack: Wilhelm K., Schauspieler, geboren am 13. Februar 1829 in Rostock, † am 29. October 1894 in Wien. K., der seine Eltern und Großeltern schon als Kind verlor, verlebte eine kümmerliche Jugend in mißlichen Verhältnissen. Seine Neigung für die Bühne, die sich schon sehr früh bei ihm herausstellte, fand bei seinen Pflegeeltern keine Billigung. Um sich Geld zu verdienen, schrieb er Rollen und Acten ab und that allerhand Botengänge, was ihm so viel abwarf, daß er heimlich dramatischen Unterricht nehmen konnte. Bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung, die am 5. Mai 1846 in seiner Vaterstadt arrangirt wurde, trat er als Elias Quodlibet in einer Soloscene von Kotzebue zum ersten Male öffentlich auf. In den Jahren von 1848 bis 1849 wird sein Name in den Theateralmanachen als Mitglied des Chores und als Vertreter kleiner komischer Rollen an der Rostocker Bühne erwähnt. Darauf folgten mehrere Wanderjahre, die ihn nach Stralsund, Greifswald, Güstrow, Lübeck und Danzig sowie in zahlreiche kleinere norddeutsche Städte führten. Im J. 1852 fand er eine Anstellung am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin, wo sich sein komisches Talent immermehr Bahn brach. Er trat damals in Rollen wie Ippelberger in Görner's Lustspiel „Englisch“, Piepenbrink in Freytag's „Journalisten“ und Mayer in F. Jünger's nach dem Französischen bearbeiteten Lustspiele „Man sucht einen Erzieher“ mit großem Erfolge auf. Auf Laube's Empfehlung an dem Landestheater in Prag engagirt und mit Beifall bei seinem Auftreten überschüttet, hielt er jedoch in Prag nur ein Jahr lang aus (1856—1857), da ihn Nestroy für das Wiener Karltheater zu gewinnen wußte, an dem er sich von 1857—1882 neben Karl

Blasel und Josef Matras, also fünfundzwanzig Jahre lang, als Komiker zu behaupten wußte, obwol er als Norddeutscher anfangs mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Seine Komik war durchaus grotesker Natur. Sehr groß und schlank, war er gelenkig wie ein Clown; er spielte mit seinem ganzen Körper, den er vollständig in der Gewalt hatte. Namentlich wußte er seine Hand und seine unglaublich langen Finger auf das drastischste zu verwerthen. Die Rolle, die für seine Art am meisten bezeichnend war, den Schneider Fips in Kotzebue's gleichnamiger Posse, spielte er mit einer unwiderstehlicher Komik, die überall, wo er in ihr auftrat, wahrhaft schallende Heiterkeit hervorrief. Später trat er auch in Operettenrollen auf und machte sich namentlich durch seine Darstellung des Sparadrap in der „Prinzessin von Trapezunt" bekannt, in welcher Rolle der Hauptspaß auf einem fortwährend wiederholten Versprechen beruht. Im J. 1882 betheiligte er sich an einer amerikanischen Tournee, die ihm viel Beifall eintrug. Nach Wien zurückgekehrt, wurde er kurze Zeit Mitglied des Wiener Stadttheaters. Dann ging er wieder auf Gastspielreisen und trat an allen möglichen größeren und kleineren Bühnen Deutschlands auf. Als sein College Blasel im J. 1888 die Leitung des Wiener Karltheaters übernahm, ließ er sich aufs neue für dieses verpflichten. Er spielte unermüdlich bis an sein Ende; noch am Vorabend vor seinem Tode trat er in einer tollen Posse als grotesker Ballettänzer auf.

Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossensch. Deutscher Bühnen-Angehöriger. 7. Jahrg., Berlin 1896, S. 156. — L. Eisenberg, Großes Biogr. Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 515, 516. — O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters. 3. Theil, Prag 1888, S. 442, 443, 479. — R. Tyrolt, Chronik des Wiener Stadttheaters 1872—1884. Wien 1889 (Reg.). — Conimor (= Moritz Cohn), Ein Ritt durch Wien auf dramatischem Felde. Leipzig 1876, S. 84.

H. A. Lier.

Knabl: Richard K., Epigraphiker und Archäolog, wurde als Sohn des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Graz in Steiermark ebenda am 24. October 1789 geboren, studirte daselbst Gymnasium, Lyceum und Theologie und wurde 1811 zum Priester geweiht; in verschiedenen Orten der Steiermark wirkte er als Kaplan und Pfarrer und gelangte 1838 zu einer Pfarrstelle in Graz, zuerst in der Vorstadt Karlau und 1852 in der Vorstadt-Pfarrkirche St. Andrä. Erst in Graz als Mann von 49 Jahren hatte er sich dem Studium der Epigraphik und Numismatik zugewendet. Material hiezu boten ihm die reichen Sammlungen an römischen Inschriftsteinen im Joanneum zu Graz, im Schlosse Seckau ob Leibnitz, in dessen Nähe die Römerstadt Flavium Solvense gelegen war, die zahlreichen im ganzen Lande verstreuten Römersteine und die große Münzensammlung am Joanneum. Spät hatte er das ergriffen, was von da an seine Lebensaufgabe war, aber so Hervorragendes leistete er, daß man ihn bald als den bedeutendsten Erforscher des römischen Alterthums in den östlichen Alpenländern bezeichnen konnte. Seine erste Arbeit war: „Wo stand das Flavium Solvense des Plinius" (Schriften des historischen Vereins für Inneröstreich 1848); er wies die Lage dieser Stadt auf dem Leibnitzer Felde südlich von Graz nach und widerlegte die Behauptung, daß dort das Muroela des Ptolemäus und auf dem Zollfelde in Kärnten das Solva des Plinius gestanden sei. Nun folgten Jahr für Jahr eine Reihe gründlicher Forschungen und gelungener Untersuchungen und Darstellungen. So „Antiquarische Reise ins obere Murthal" (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark I); „Neuere Funde des Leibnitzer Feldes in den Jahren 1848 bis 1850" (I); „Die Peutinger'sche Tafel verglichen mit dem

Treibacher und Neumarkter Meilensteine" (I); „Inschriftliche Funde aus neuerer und neuester Zeit in und an den Grenzen des Kronlandes Steiermark" (II); „Fund römischer Münzen zu Cirkowič im Pettauerfelde" (II); „Münzenfund zu Hohenmauthen und Mahrenberg" (II); „Epigraphische Excurse" (II bis IX, XIII, XVII); „Das Murthal von Straß abwärts in antiquarischer Beziehung" (III); „Funde römischer Münzen am Grazer Schloßberge" (III); „Der angebliche Deus Chartus auf einer römischen Inschrift zu Videm" (IV), ein Inschriftstein gewidmet dem Gotte Mithras von einem Manne Namens Charito; „Die Procuratores Augusti an den jüngst entdeckten Cillier Votivsteinen" (V); „Neuester Fund römischer Inschriften in Cilli" (IX); „Fund einer antiken weiblichen Broncegestalt in sitzender Stellung" (XII); „Der Cetius als Grenze zwischen Noricum und Pannonien" (XIV); „Römische Inschriften nach der Zeitfolge ihres Auffindens als Fortsetzung der epigraphischen Excurse" (XV); „Unedirte Römerinschrift" (XVI); „Standort der Wechselstation ad Medias nach dem Hierosolymitanischen Reisebuche" (XVII); „Der wahre Zug der römischen Straße vom Zollfelde aus durch das obersteirische Bergland bis Wels" (XVIII); „Ueber das bestrittene und wirkliche Zeitalter, in welchem der Staatsmann Titus Varius Clemens gelebt hat" (XX); „Die römischen Altendorfer Antiquitäten der Pfarre St. Johann am Draufelde" (XXI). In den Mittheilungen des historischen Vereins für Krain: „Die Treffener Altarsteine in Unterkrain" (VI); „Die ältesten Copien römischer Inschriften des Herzogthumes Krain" (1864). Im Archiv des hist. Vereins für Kärnten: „Die römischen Hohensteiner Altarsteine" (II); „Die Meilensteine Kärntens aus der Römerzeit" (IV). Im Notizenblatt der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien 1856, 1857 und 1859: „Unedirte Römerinschriften aus Steiermark". Im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, 1861, 26. Bd.: „Der wahre Zug der Römerstraße von Cilli nach Pettau". In den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmale, 1869: „Neuester Fund keltischer Münzen zu Trifail". Außerdem verfaßte K. die Biographie Caspar Harb's, eines Mannes, der sich um die Erhaltung und Bergung der Seckauer Römersteine hochverdient gemacht (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, XIII), sodann als selbständige Schriften: „Der angebliche Götterdualismus an den Votivsteinen zu Videm und Aquileja" (Graz 1858), „Die Franzosen in Graz" (Wien 1858); und zwei Schriften religiösen Inhalts: „Gesinnungen und Gefühle" (Graz 1848) und „Kurze Homilien über die sonntäglichen Perikopen des katholischen Kirchenjahres" (Graz 1851).

Das Hauptwerk Knabl's, mit dem er sich durch 30 Jahre beschäftigte, eine Sammlung sämmtlicher in Steiermark gefundenen antiken Inschriften in Stein, Metall, Thon blieb Manuscript und befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Graz. Er betitelte dieses Foliowerk: „Epigraphischer Codex sämmtlicher Römerinschriften des Herzogthums Steiermark, zusammengestellt und erklärt von Dr. R. K." und bietet in demselben nach einer Vorrede über den Ursprung und die Absicht des Werkes, in deutscher Sprache für den Laien berechnet, nach der Richtung des Eroberungsganges von Süd nach Nord die Reihenfolge der römischen (und etruskischen) Inschriften der heutigen Steiermark, derart, daß der Urschrift die Uebersetzung, Auslegung, Fundnotiz und Litteratur nachfolgt; es enthält im ganzen auf 728 Folioseiten an 600 Inschriften von etwa 183 Orten, dazu zwölf verschiedene Indices.

Knabl's Forschungsgebiet war sonach die lateinische Epigraphik von Noricum und Pannonien, mit besonderer Rücksicht auf die heutige Steiermark; daraus ergaben sich ihm Resultate für die römische Topographie, so zwar,

daß in erster Linie die römischen Inschriftsteine, dann die Münzen, die Straßenzüge, die Baureste zur Betrachtung herangezogen wurden. Er besaß dazu einen ungemeinen Scharfblick, mißtraute den alten Autoritäten, war unendlich fleißig im Zusammentragen der Parallelstellen und in Wort und Schrift klar und leicht verständlich; er verstand es, selbst bei dem sprödesten Stoffe die Schwierigkeiten rechts und links aus dem Wege zu räumen, so daß das, was er geleistet, häufig leichter erscheint, als es in Wirklichkeit war. Schlechten Inschriftenlesungen, unkritischen Sammlern, Nachbetern der Traditionen und slavischen Archäologen mit ihren nationalen Fehlschlüssen trat er entschieden entgegen.

Knabl's wissenschaftliche Leistungen wurden in der Heimath und in der Ferne anerkannt; Männer wie Arneth, Bergmann, Seidl, Ankershofen, Kenner, Morlot, Becker, Romer zollten ihm Lob, wissenschaftliche Organe, wie die „Bonner Jahrbücher für Freunde des Alterthums im Rheinlande“, die „Gelehrten Anzeigen der kgl. Akademie der Wissenschaften in München“, Zarncke's „Centralblatt“, das „Correspondenzblatt des Gesammtvereins“ u. a. untersuchten und würdigten seine Forschungen; die Universität Graz ernannte ihn 1861 zum Doctor philosophiae honoris causa, der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm 1862 das goldene Verdienstkreuz mit der Krone, 1864 die große goldene Medaille für Wissenschaft und 1868 den Titel eines kaiserlichen Rathes. Theodor Mommsen spricht sich über K. im Corpus inscriptionum latinarum in folgender Weise aus: „Quantopere Knablius Stiriae inscriptiones, ante eum male neglectas et corruptas fere vel latentes et correxerit et auxerit, nemo peritorum ignorat, optandumque est magis quam sperandum ut talem titulorum suorum sospitatorem reliquae quoque provinciae Austriacae aliquando nanciscantur, qualem Stiriae se praebuit per hos viginti annos senex ille probus et gnavus“. Ein glänzenderes Lob ist kaum denkbar. — Große Verdienste erwarb sich K. um die Gründung des Geschichtsvereins für Innerösterreich, um die Umgestaltung desselben (1850) in den Historischen Verein für Steiermark, dessen Ausschußmitglied er bis zu seinem Tode war und der ihn 1871 zum Ehrenmitglied ernannte. K. starb am 19. Juni 1874 im 84. Jahre seines Lebens. Seine Sammlung antiker Münzen (816 Stücke) hatte er schon 1867 für den archäologischen Unterricht der Universität Graz zum Geschenke gemacht und seine Bibliothek (1456 Bände und Hefte) fiel ihr testamentarisch zu.

Wurzbach, Biographisches Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich XII, 134 bis 136. — Dr. Friedrich Pichler, Richard Knabl. Im Gedenkbuch des historischen Vereins für Steiermark, S. 29—44 im XXIII. Hefte, Graz 1875, den Mittheilungen dieses Vereins.

Franz Ilwof.

Knapp: Johann Friedrich K. war am 20. September 1776 in Erbach im Odenwald als Sohn des gräflich Erbach-Erbachischen Hofkammeraths K. geboren. Von 1792—1795 besuchte er das Gymnasium in Darmstadt, das damals unter der Leitung des bekannten Historikers H. B. Wenck stand; es ist nicht zu bezweifeln, daß Knapp's Vorliebe für geschichtliche Studien wesentlich von Wenck geweckt und in richtige Bahnen gelenkt worden ist. Nach dreijährigem Aufenthalt in Jena und Marburg, während dessen er Jurisprudenz studirte, kehrte er in die Heimath zurück und wurde 1798 gräflicher Regierungsadvocat, 1800 Regierungsassessor und 1802 als Regierungsrath von seinem Landesherrn, dem Grafen Franz zu Erbach-Erbach, mit der Vertretung von dessen Schwager, des Grafen von Wartenberg, bei der Reichsdeputation in Regensburg und der Commission in Ochsenfurt beauftragt.

Der Graf hatte im Frieden von Luneville seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer verloren, und es gelang der geschickten Vertretung seiner Interessen durch K., daß er mit der Reichsabtei Roth in Oberschwaben ausreichend entschädigt wurde. Knapp's erhaltene Aufzeichnungen aus dieser Zeit geben ein anschauliches Bild aller der kleinen und großen Intriguen, die damals zur Zeit des großen Länderhandels unter den Bevollmächtigten spielten. Als die Mediatisirung seines Landesherrn erfolgt war, wurde K. erster Rath an der gemeinschaftlich fürstlich Löwensteinischen und gräflich Erbachischen Justizkanzlei in Michelstadt, bekleidete während dieser Jahre 1814—1816 die Stelle eines Chefs des 14. Landwehrregiments und siedelte im letztgenannten Jahre nach Darmstadt über, wohin er eine Berufung als Oberappellationsgerichtsrath erhalten hatte. In dem erweiterten Wirkungskreise, der sich ihm damit eröffnet hatte, bewährte er sich bald als sehr tüchtiger Beamter; 1825 wurde er Mitglied des Geheimen Staatsministeriums, nachdem er bei dem ersten hessischen Landtag 1820—1821 I. Secretär, bei dem zweiten 1823—1824 I. Präsident gewesen war. Auch bei anderen hohen Behörden war K. Mitglied und wurde wiederholt von seinem Landesherrn durch Verleihung hoher Orden ausgezeichnet, wie er auch 1831 von der Landesuniversität Gießen zum Dr. jur. h. c. ernannt wurde. Auf sein Nachsuchen wurde K. 1838 in den Ruhestand versetzt, trat jedoch schon nach zwei Jahren als ständiges Mitglied des Staatsraths in den activen Dienst zurück. Bei dieser glänzenden Laufbahn konnte es kaum ausbleiben, daß er Feinde bekam. Eine in der Kammer der Landstände eingebrachte Interpellation über angeblichen Amtsmißbrauch Knapp's widerlegte der Staatsminister Du Thil ausführlich (Großh. Hess. Zeitung 1839, Nr. 39, Beil.), nachdem der Großherzog selbst die Bitte Knapp's, eine Untersuchung einleiten zu lassen, wegen der Grundlosigkeit der Beschwerden abgelehnt hatte. K. starb am 20. Mai 1848.

Seine vielseitige Thätigkeit im Amt ließ K. dennoch Muße zu wissenschaftlichen Studien. So veröffentlichte er 1840 „14 Abhandlungen über Gegenstände der Nationalökonomie und Staatswirthschaft“, die von hoher, allgemeiner Bildung und Sinn für Rechtsgeschichte zeugen. Mit besonderer Vorliebe aber trieb K. historische Studien. Im J. 1833 war in Darmstadt der Historische Verein für das Großherzogthum Hessen gegründet worden, und K. gehörte schon dem vorbereitenden Ausschuß an, bis er nach dem Tod des ersten Präsidenten einstimmig zum Vorsitzenden des aufblühenden Vereins erwählt wurde. Das „Archiv für hessische Geschichte“ enthält eine Reihe von Aufsätzen von seiner Hand, die sich durch Schärfe der Beobachtung, Nüchternheit und Klarheit der Darstellung auszeichnen, wenn sie auch natürlich vielfach überholt sind. Bleibende Verdienste aber hat sich K. um die Limesforschung erworben. Als Erbachischer Beamter hatte er die beste Gelegenheit, die den Odenwald durchziehende ältere Limeslinie auf dem größten Theil ihres Verlaufs innerhalb des Gebirgs zwischen Schlossau südlich und Wiebelsbach nördlich kennen zu lernen und im Auftrag des Grafen Franz auch kleinere Ausgrabungen zu unternehmen. Die Frucht dieser Studien war das 1813 bei Engelmann in Heidelberg erschienene Büchlein „Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und der Herrschaft Breuberg“ (2. Aufl. von Scriba, Darmstadt 1854, Jonghaus). Das Werkchen ist bis auf den heutigen Tag die wichtigste und zuverlässigste Quellenschrift über den behandelten Theil des Gesammtlimes. Bedeutend ist der Unterschied in der Behandlung des Gegenstands gegenüber früheren Arbeiten. Sein Werk unterscheidet sich durch Genauigkeit der Beobachtung, Zuverlässigkeit der Angaben und Vorsicht in den Schlußfolgerungen außerordentlich z. B. von dem nur um

50 Jahre früheren Buch von Hansselmann über den Limes im Hohenlohischen Gebiet. Mit vollem Bedacht, und hierin liegt auch ein Vortheil, beschränkt sich K. auf ein räumlich eng begrenztes Gebiet, das er dafür um so genauer durchforscht hat. Daß sich natürlich bei dem damaligen Stand der Wissenschaft auch schiefe Deutungen und verkehrte Annahmen finden, kann man dem Nichtfachmann in keiner Weise zum Vorwurf machen. Nichts wäre verkehrter, als wenn Spätere deshalb geringschätzig von K. urtheilen wollten. Mit sicherm Blick hat er eine Reihe von Dingen als Thatsachen vorausgesetzt, die später erst in mühseliger Arbeit erwiesen werden mußten, und auch wo seine Deutungen nicht haltbar sind, hat er doch selbst durch seine Genauigkeit uns die Mittel in die Hand gegeben, seine Auffassung zu verbessern. Soweit das Gebiet von Erbach und Breuberg in Frage kommt, bleibt das Werkchen unschätzbares historisches Material, zumal da seit K. die Zerstörung der römischen Ueberreste bedeutend vorgeschritten ist. Knapp's Werk brachte ihm reiche Anerkennung und trug ihm die Bekanntschaft manches berühmten Zeitgenossen ein, so die des Turnvaters Jahn, mit dem er das beschriebene Gebiet durchwanderte, und die E. M. Arndt's. Hervorgehoben sei, daß K. hier wie in seinen andern Aufsätzen mit besonderer Vorliebe auch der Einzelfunde gedenkt, und hier wieder in erster Linie der Inschriften und Skulpturen. Unter seiner Aufsicht wurden im gräflichen Schloßgarten in Eulbach nicht nur einige Inschriften aufgestellt, sondern auch ein Wachtthurm und zwei Castellthore, eins von Eulbach selbst, das andere von Würzberg, wieder errichtet, und zwar alle diese Bauten mit den an Ort und Stelle aufgefundenen Steinen und wie man sagen darf, mit soviel Treue, wie man sie billiger Weise bei solchen Herstellungen erwarten darf. Lebhaften Antheil hatte K. auch an der Herstellung der prächtigen handschriftlichen Kataloge genommen, die Graf Franz von seinen Sammlungen anlegen ließ. Von Bedeutung für die nach ihm einsetzende Forschung ist Knapp's Aufsatz „Beiträge zur Geschichte des Klosters Steinbach“ (Archiv f. hessische Gesch. u. Alterth. III, Heft 2).

E. Anthes.

Knauthe: Theodor Hermann K., langjähriger Curarzt in Meran, in Dresden 1837 geboren, hatte in Leipzig speciell zu Lehrern Wagner und Wunderlich, wurde 1863 promovirt und assistirte an der Pagenstecher'schen Augenheilanstalt zu Wiesbaden. Um in Oesterreich prakticiren zu können, bestand er 1873 ein zweites Rigorosum in Innsbruck, war seitdem als Curarzt in Meran thätig und starb daselbst am 7. April 1895. Neben Artikeln balneologischen und klimatologischen Inhalts publicirte K. ein „Handbuch der pneumatischen Therapie“ (Leipzig 1876), eine Schrift: „Ueber Weintraubencuren“ (ebenda 1873) und war langjähriger Referent über Krankheiten der Athmungsorgane in Schmidt's Jahrbüchern.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 871. Pagel.

Kneisel: Rudolf K., Schauspieler und Dramatiker, wurde zu Königsberg i. Ostpr. oder zu Magdeburg (für beide liegen eigene Aussagen Kneisel's vor!) am 8. Mai 1832 geboren, als Sohn des Theatersängers Wilhelm K. († 1885) und der Mathilde geb. Koch, die beide Mitglieder der H. E. Bethmann'schen Wandergesellschaft waren, so daß Rudolf von der Wiege an gleichsam die weltbedeutenden Bretter kennen und lieben lernte. Angeblich nach häuslichem Unterricht, Besuche des Domgymnasiums zu Magdeburg und längerm Privatunterricht widmete er sich dem Studium der Litteratur und Philosophie. Diese wenig beglaubigten Angaben reimen sich schlecht mit der Thatsache zusammen, daß er schon seit 1845 zusammen mit den Eltern, und zwar in

Magdeburg, aufgetreten ist. 1850 kam er für jugendlich-komische Rollen an die zweite Bühne Dresdens (damals unter Director Ferd. Voigt), 1851 nach Altona unter Theod. Damm's Leitung, 1853 zu Keßler in Flensburg, und spielte seit 1854 bei der Mecklenburg, besonders Waren und Güstrow besuchenden Truppe Brede's. Im J. 1857 wurde er Dramaturg und Regisseur am Magdeburger Stadttheater, wo er bis 1859 verblieb und seine ersten wirksamen schriftstellerischen Versuche ausgehen ließ. Darauf gehörte er Ferd. Nesmüller's bekannter Volks- und Familienbühne zu Dresden an. In den Jahren 1861—86 hat dann K. als selbständiger Director mit einer ständig ergänzten Gesellschaft ein Wanderleben geführt und zwar mit ihr meistens in der Provinz Sachsen und dem südöstlichen Hannover gespielt, vornehmlich in den Städten Quedlinburg, Stendal, Burg, Aschersleben, Gardelegen, Fulda, Verden, Goslar. 1886 legte er nach über 40 Jahren Schauspielerpraxis und einem Vierteljahrhundert Directorfunction das Bühnenscepter nieder und lebte fürder bis zu dem nach langem schweren Leiden — von einem die Zuckerkrankheit verschlimmernden Schlaganfall im Januar erholte sich der 67jährige Schaffensfrohe nicht mehr — am 17. September 1899 erfolgenden Tode zu Pankow bei Berlin, während seiner letzten Jahre unter recht dürftigen Verhältnissen, obwol der Berliner Komiker Franz Guthery für K. als Mitglied des großen „Vereins Berliner Presse“ eine — dürftig ausfallende — Sammlung veranstaltete. Und doch war K., der sich seit seinem 20. Lebensjahre dramatisch bethätigte, ein außerordentlich häufig und regelmäßig gespielter, überdies stets beifällig begrüßter Bühnenautor und feierte in dieser Eigenschaft am 12. September 1885 ein Jubiläum, welches freilich zeitlich mehr den 25 Jahren Theaterleitung galt.

Dieser schier allseitige Erfolg der langen Reihe Kneisel'scher Lustspiele, Schwänke, Possen, Volksstücke, die er selbst als Regisseur und Mitdarsteller dem Publicum vieler norddeutschen Kleinstädte vorgeführt hatte und die meist das Hamburger Thalia-Theater, daneben in Berlin das alte Wallner-Theater mit seinem altberlinerischen etwas spießbürgerlichen Auditorium aus der Taufe zu heben pflegte, erhielt seit seiner Selbstpensionirung noch ununterbrochen Zuwachs; denn nun widmete er sich ausschließlich dramatischer Schriftstellerei seines gewohnten Genres. Noch heute ist Kneisel's Muse in der preußischen Provinz, besonders östlich der Elbe, in Sachsen, Thüringen usw. auf Saison- und Dilettantenbühnen, „Schmieren“, doch auch bessern Volkstheatern ein bewillkommneter Gast: sie brachte ja nicht nur feste Repertoirenummern, sondern damit auch Cassenmagneten. Der Name des Verfassers allerdings ist allmählich ganz in den Hintergrund getreten und so konnte es geschehen, daß eine Einstudirung seines drastisch-derben Schwanks „Der liebe Onkel“ auf dem Münchner Volkstheater am 15. April 1905 von Publicum und Kritik fast durchweg als wirkliche „Première“ eines Lebenden angesehen und vom Referenten H(anns) v. G(umppenberg) demgemäß beurtheilt wurde als „ein durchaus kunstloser, mit gröbsten Mitteln arbeitender Ulk“, der „noch die komische Naivität von [O. E.] Hartleben's ‚Gastfreiem Pastor‘ [1895] zu Hilfe“ nehme — und ist doch 1876 hervorgetreten! Uebrigens gab K. nach R. Prölß' Ansicht mit diesem ‚Lieben Onkel‘ „der Bühne ein auf etwas nur zu frecher Voraussetzung beruhendes und zu possenhaft abschließendes lustiges Stück, das er in keiner seiner verschiedenen Bühnenarbeiten, von denen noch ‚Die Tochter Belials‘ genannt werden mag, wieder erreicht hat“. Das letztgenannte Lustspiel (1872) sowie das oft gegebene Volksstück „Die Lieder des Musikanten“ (1866, wol Kneisel's ältestes wirkliches Druckwerk), bei dessen Neuaufführung im J. 1900 Tadelsworte wie Rührseligkeit, übertriebene Sentimentalität, abgedroschene

Phrase fielen, nennt der Artikel in Meyer's Konversationslexikon — er thut im übrigen Kneisel's Dramatik in Bausch und Bogen ungerecht als solche ab, die mit dem Tage entstehe und vergehe — als Beispiele der wenigen mit einem, einer bleibenden poetischen Gestaltung werthen Kerne.

So gehen die Stimmen der neueren, zumal der jetzigen Kritik freilich sehr weit auseinander und weichen von den früheren fast durchgehends wohlwollenden Urtheilen ab: während die einen seine Beliebtheit aus Originalität und geschicktem Aufbau erklären, manche seine wiederholt bewiesene Begabung oder burleske Komik, Laune, Verstandesschärfe (Lindemann-Salzer) hervorheben, auch (A. Klaar), daß er, der sonst im engen Kreise der Komödie Roderich Benedix' (s. d.) Befangene, gelegentlich — ‚Die Tochter Belials' — „über die sog. laue Gemüthlichkeit bis zum Gemüthsleben vordringt", nehmen ihn Andere kaum eigentlich ernst. Kneisel's erstaunliche Fruchtbarkeit und Mangel an Muße zur ruhigen Ausreifung entschuldigen da viel: immerhin verwerthet er in den meisten der — über 50 — Stücke seine Bühnenerfahrung geschickt, so daß die volksthümliche harmlose Schreibart mancherlei hervorbrachte, was, als Gegengewicht zu schwerverdaulichen Problemtüfteleien und ungesundem Raffinement, über eine glückliche Verve und Erfindung des Lustspiels gebietet, wie ihm bei aller flüchtigen Arbeit sogar ein so strenger Bühnenrecensent wie R. Gottschall einräumt. Aus kleinen dramatischen Anfängen hat sich K. herausgearbeitet bis zum (in Wien) preisgekrönten Lustspiel „Die Tochter Belials", wie K. auch bei der Preisconcurrenz des Kgl. Volkstheaters München 1872 mit „Fürst und Kohlenbrenner" unter 51 siegte, und auch „Die Lieder des Musikanten" sind als Volksstück vortrefflich zu nennen. Allerdings hielt seine folgende Production nicht, was jene tiefer greifenden Erstlinge versprochen; vielmehr trat er bald in die Fußstapfen der modischen seichten Schwankdichter, obwol seine Erfolge ernsten Grund besaßen in Bühnenkenntniß, Verständniß fürs Theater, niemals verletzendem Humor, der besonders in den weiblichen Charakteren und den graziösen Liebesscenen zur Geltung kommt.

Außer den genannten Stücken ragen so oder so hervor, in zeitlicher Reihenfolge (1872—98) aufgezählt „Die Anti-Xanthippe", „Der Herr Stadtmusikus und seine Kapelle", „Das Märchen vom König Allgold", „Desdemonas Taschentuch", „Blindekuh", „Die Philosophie des Herzens", „Emmas Roman", „Die Kuckucks", „Sein einziges Gedicht", „Papageno", „Der Kunstbacillus", „Das Haus der Wahrheit", „Der Held des Tages", „Das Wespennest", „Menschen und Leute", „Der selige Blasekopp"; vier, nämlich „Sie weiß etwas!", „Der Stehauf", „Chemie fürs Heirathen", „Wo ist die Frau?", sämmtlich von 1894, sind durch Aufnahme in Reclam's Universalbibliothek in weiteren Kreisen durch Aufführung in geselligen Vereinen und Lectüre noch bekannter geworden.

Als Motto einer Gesammtcharakteristik Kneisel's könnte auch einem schärfern Maßstabe der Eingang einer sorgsamen Einzelbesprechung dienen, die der gewissenhafte Johs. Wedde (s. d.) der Darbietung von „Emmas Roman" am 18./19. December 1878 auf dem Hamburger Stadttheater in den „Hamburger Nachrichten" hat angedeihen lassen: „Der beliebte Schauspieler-Dichter führt eine bunte Reihe komischer Scenen an uns vorüber, ohne besonders viel eigene Erfindung oder irgendwelchen Aufbau einer dramatischen Handlung, aber mit frischem Humor und glücklichem Griff für wirksame Abwechslung und Reizmittel eines leichten Interesses. Von Spannung kann nicht die Rede sein, da die ganze Verwirrung vor unseren Augen entsteht in einer Weise, welche die nothwendige Lösung von vornherein zur zweifellosen Gewißheit machte". — Uebrigens schlug K. anläßlich eines Preisausschreibens die Mitbewerber mit der — populär-

philosophischen spiritistisch angehauchten Abhandlung „Die Lehre von der Seelenwanderung“ (1889).

Vom Tode: Nachruf des Berlin. Local-Anzeigers abgedruckt (Münchn.) Allg. Ztg. 1899, Nr. 263 Abdbl.; Artikel in Berlins größeren Zeitungen (vgl. ein Feuilleton i. Berliner Tagebl. u. ebd. Nr. 479 v. 1899 S. 3); Internationale Litteraturberichte VI 20, 318 f.; Todesnotiz „Das litterar. Echo“ II, 142; Altersporträt „Die Woche“ I Nr. 28, 1084. Vom Unterzeichneten sind die Artikel im Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrolog IV, 275 f. und Brockhaus’ Konversationslex.[14] X, 438. Andere, gleich dem letzteren, authentische: Meyers Konversationslex.[5] X, 270; F. J. Frhr. v. Reden-Esbeck, Dtschs. Bühnen-Lex. I (1879) S. 337; Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jahrh.[5] II, 305 u. 556 (mit Bibliographie der gedruckten Stücke und deren — fürs Erscheinen unmaßgeblichen — Druckjahren); A. Hinrichsen, Das literar. Deutschland[2] S. 701 f.; Die Theaterstücke der Weltlit. ihrem Inh. nach wdrggb., mit e. Einl. von Leo Melitz[3] I (1904), S. 241—43 (mit Auszug zweier typischen Nummern); (M. Maack,) Die Novelle, oder: Die bekanntesten deutschen Dichter der Gegenwart (1896) S. 191 („Seine Stücke fanden beispiellose Verbreitung“). Vgl. außerdem Gottschall, Die dtsch. Nationallit. d. 19. Jahrh.[6] IV, 235; Lindemann, Gesch. d. dtsch. Lit.[7] S. 1032; Johs. Wedde, Dramaturg. Spähne (1880) S. 308—10; R. Prölß, Gesch. d. modern. Dramas III 2, 373; A. Klaar, Das moderne Drama S. 299; Meyer’s Dtschs. Jahrbuch II (1873), 251 u. 257. Unvollständige Liste der Bühnenwerke, reicher als anderswo, ohne Jahre: Kürschners Litteraturkalender XXI II 706. Das erwähnte Referat H. v. G.’s in Münchn. Neuesten Nachr. 1905, Nr. 181 S. 3 u. Nr. 182 S. 2. — Ende 1901 wurde Kneisel’s Grab auf dem neuen Friedhofe in Pankow b. Berlin von Freunden mit schönem Denksteine geschmückt. — Vgl. auch Dtsche. Bühnengenossenschaft, 28. Bd., S. 380; Illustr. Ztg., 105. Bd. (1895) S. 679/80 (A. Flinzer). Ludwig Fränkel.

Knoblauch: Jakob K., † 1357, war einer der hervorragendsten Bürger der Stadt Frankfurt a. M. zur Zeit Ludwig’s des Baiern und Karl’s IV.; er gehörte einer der ältesten schöffenbaren Familien an, die schon 1223 im Rathe der Stadt auftritt und 1693 ausgestorben ist. Urkundlich wird Jakob K. zuerst 1315 erwähnt; 1320 ist er bereits Schöffe und bekleidet 1323 das Amt des älteren Bürgermeisters. Es war die Zeit, da König Ludwig seinen großen Kampf mit dem Papste begann. Die Bürger der Stadt Frankfurt, in deren Mauern während dieses Kampfes mehrfach Reichs- und Fürstentage von großer Tragweite abgehalten wurden, hielten treu zum Herrscher, und unter ihnen war es der reiche und angesehene Jakob K., der in einem näheren, persönlichen Verhältniß zu Ludwig stand und als der maßgebende Leiter der städtischen Politik betrachtet werden darf. Er mehrte seinen Reichthum durch die Erwerbung verschiedener Reichslehen, er lieh dem geldbedürftigen Herrscher größere Summen; 1333 erwarb er mit kaiserlicher Zustimmung das große Reichslehen Saal, d. h. den ehemaligen, wol unter Ludwig dem Frommen erbauten kaiserlichen Palast mit allen dazu gehörigen Immobilien und Capitalien, verwandte große Mittel auf die Herstellung der zerfallenen Gebäulichkeiten und auf die Herbeischaffung der im Laufe der Zeit dem Lehen entfremdeten Reichsgüter. 1334 wurde er zum „besundern Hofgesind“ des Kaisers ernannt, eine Würde, die damals nur ritterbürtigen Personen verliehen wurde und etwa der heutigen Würde der Kammerherren entspricht; der Kaiser nennt ihn häufig seinen „Wirth“ in Frankfurt, offenbar weil er in dem von K. neu hergestellten Saalhof öfter abstieg, und steht mit ihm fortwährend in

Geldgeschäften. 1339 erhielt er mit dem Nürnberger Schultheißen Konrad Groß gemeinsam die kaiserliche Hellermünze in Frankfurt und 1340 dazu das Recht, Gulden dort zu münzen; 1345 wurde die Prägebefugniß auch auf große Turnosen ausgedehnt. Auch mit Karl IV. wußte K. sich bald zu stellen und erhielt schon 1349 von diesem die Ernennung zum Hofgesind. Die Nachrichten sind zu dürftig, um Knoblauch's Verdienste um seine Vaterstadt im einzelnen nachweisen zu können; zweifellos war er dank der Vertrauensstellung, die ihm der Herrscher einräumte, für die innere Entwicklung der Stadt wie für die Festigung ihrer Stellung nach außen unter Ludwig dem Baiern von der gleichen Bedeutung wie sein Schwiegersohn Sigfrid zum Paradis (s. d. A.) unter Karl IV. und wie Sigfrid eine hervorragende Erscheinung des selbstbewußten, königstreuen Bürgerthums.

v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Frankfurter Stadtarchiv. — Böhmer-Lau, Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt, Bd. II.

R. Jung.

Knoblauch: Karl Hermann K. wurde am 11. April 1820 zu Berlin geboren. Sein Vater, Karl Friedrich Wilhelm K., war der angesehene Besitzer einer Seiden- und Ordensbandfabrik in Berlin. Gleichzeitig bekleidete er das Amt eines Stadtrathes, und als königlicher Geheimer Finanzrath nahm er eine stimmberechtigte Stellung in der Verwaltung der Staatsschulden ein. Da sein Sohn Hermann der einzige männliche Sproß seiner mit Henriette Keibel geschlossenen Ehe war, und nach dem Tode der im 16. Lebensjahre dahingeschiedenen Schwester Marie Henriette als einziges Kind zurückblieb, so war es der Wunsch des Vaters, daß der junge K. sich dem Kaufmannsstande widme; bestimmend war für diesen Beschluß auch der Umstand, daß der junge K. kränkelte und der Vater glaubte, er sei den geistigen Anstrengungen auf dem Gymnasium nicht gewachsen. Er nahm daher den Sohn von dem Cöllnischen Realgymnasium und schickte ihn, um seine Gesundheit zu kräftigen, zunächst aufs Land nach Züllichau. Nachdem Hermann confirmirt war, wurde er zu Verwandten nach Frankfurt a. M. gebracht, um dort in die Lehre zu gehen. Da ihm die Beschäftigung eines Kaufmanns nicht zusagte, arbeitete er im geheimen an dem Gymnasialpensum weiter; er nahm ohne Wissen des Vaters Privatstunden und bereitete sich — hauptsächlich in den Nächten — zum Abiturientenexamen vor. Als er sich fest genug glaubte, machte er seinem Vater Mittheilung von seinem Vorhaben, daß er die Thätigkeit eines Kaufmanns verlassen wolle, um sich nach bestandener Maturitätsprüfung dem Studium zu widmen. Der Vater willigte ein und so bestand der junge K. auf dem Berliner Werder'schen Gymnasium die Maturitätsprüfung. Er blieb dann die Studienjahre im Elternhause und hörte Vorlesungen über Physik und Technologie an der Universität und königlichen Gewerbeakademie. Philosophie hörte er bei Steffens, Trendelenburg und Werder, Mineralogie bei Rose, Astronomie bei Encke, Mathematik bei Dirksen und Ohm, Physik bei Dove und Poggendorff; in die Mathematik führte ihn noch privatim Schellbach ein. Sein einflußreichster Lehrer aber war Magnus, der ihn in Experimentalphysik und Technologie unterrichtete. Magnus gestattete ihm in seinem Privatlaboratorium physikalische Untersuchungen zu verfolgen. Damals gab es noch keine Staatslaboratorien, wie denn überhaupt die Fächer der Naturwissenschaft nur sehr gering angesehen wurden. Magnus, ein glänzender Vertreter der experimentellen Richtung, hat durch seine hervorragenden Arbeiten nicht zum geringsten dazu beigetragen, den auf den naturwissenschaftlichen Fächern ruhenden Bann zu brechen, indem er durch seine Arbeiten zeigte, was die experimentelle Methode leisten konnte. Den Mangel eines öffentlichen Laboratoriums

ersetzte Magnus, indem er in seiner Privatwohnung eine Arbeitsstätte schuf, wo er eine Reihe der tüchtigsten Physiker ausbildete. Helmholtz, Du Bois-Reymond, der Physiologe, Werner Siemens, Clausius, Kundt, Brücke, G. Wiedemann, sie alle sind aus dem Laboratorium von Magnus hervorgegangen. In seinem Studiengange begünstigte nun K. das Glück in ausgezeichneter Weise dadurch, daß er erstens den Unterricht namhafter Gelehrter genoß und es ihm zweitens beschieden war zu seinen Studiengenossen Männer zu zählen, die bald zu den hervorragendsten Vertretern ihrer Disciplin gehörten. Mit den bekanntesten Forschern, u. a. Helmholtz, Du Bois-Reymond, Karsten, Werner Siemens, zählt K. zu den Begründern der bekannten Physikalischen Gesellschaft zu Berlin. Unter Magnus' Leitung stellte K. Versuche über strahlende Wärme an, welche er in seiner Inauguraldissertation — „De calore radiante disquisitiones experimentis quibusdam novis illustratae“, Berolini 1846 — zusammenfaßte, worauf er am 16. Januar 1847 an der Berliner Universität zum Doctor philosophiae promovirt wurde. Im Anschluß an diese Untersuchung fertigte K. im Magnus'schen Laboratorium noch eine Reihe anderer Arbeiten aus dem Gebiete der Wärmelehre an; gleichzeitig bereitete er sich zum Staatsexamen vor und erwarb am 20. Juni 1847 die facultas docendi. Am 21. Juni 1848 habilitirte er sich für Physik an der Berliner Hochschule. Noch als Privatdocent siedelte er im folgenden Jahre nach Bonn über, von wo er nach halbjährigem Aufenthalte als Professor extraordinarius nach Marburg berufen wurde. Hier wurde er am 7. Mai 1852 zum Professor ordinarius für Experimentalphysik befördert. In Marburg war der bekannte englische Physiker John Tyndall längere Zeit als Assistent bei K. thätig. Am 13. Mai 1853 wurde K. als Docent für Experimentalphysik an die Stelle Schweigger's nach Halle berufen. Hier hat er die übrige Zeit seines Lebens gewirkt als Docent und Mitglied der delegirten medicinischen, bergmännischen, landwirthschaftlichen und pharmaceutischen Prüfungscommission; 1881 wurde er Vorsitzender der letzteren. In seiner Stellung als ordentlicher Professor wurde ihm drei Jahre hinter einander, vom 12. Juli 1868 bis zum 12. Juli 1871, die Ehre zu Theil, die Universität als Rector magnificus nach Außen zu vertreten. Die äußere Veranlassung, daß K. am 12. Juli 1870 zum dritten Mal als Rector gewählt wurde, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Zu Anfang des Jahres 1870 war der damalige Curator der Universität Beuermann gestorben. Die Curatorialgeschäfte wurden zunächst dem Rector und Universitätsrichter übertragen. Als nun der 12. Juli herankam, äußerte man im Ministerium den Wunsch, wegen der politischen Unruhen von der Wahl eines anderen Rectors abzusehen und K. wiederzuwählen, damit er in der bewegten Zeit die gewonnenen Kenntnisse auf dem Gebiete der Universitätsverwaltung weiter zum Nutzen der Hochschule verwerthe. In dem ersten Jahre seines Rectorats stiftete K. sechs Stipendien im Betrage von je 150 Mark für Studirende sämmtlicher Facultäten. Im J. 1870 schenkte er die an der Südseite der Aula befindlichen Gemälde der Stifter und Gründer der Universität Halle: das Bildniß des Kurfürsten Friedrich des Weisen, des Begründers der Universität Wittenberg, und des Gründers der vereinigten Friedrichs-Universität zu Halle, des Königs Friedrich Wilhelm III., welche dann am 22. März 1870 bei der Feier von Königs Geburtstag feierlich enthüllt und der Universität übergeben wurden. Im folgenden Jahre wurde auf seine Veranlassung und mit seinen Mitteln die Aula renovirt und mit Wandgemälden ausgestattet. An dieser großartigen Schenkung betheiligte sich übrigens auch Frau Geheime-

rath Krukenberg. Den im Kriege gefallenen Söhnen der Hochschule widmete K. eine Gedächtnißtafel in der Aula. 1871 wurde er zum Geheimen Regierungsrath ernannt und 1873 als Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit als Vertreter der Universität Halle-Wittenberg berufen. Unter der studirenden Jugend war K. allgemein wegen seiner Liebenswürdigkeit und Milde beliebt. Der studentische Gesangverein Friedericiana machte ihn zum Ehrenmitgliede und 1875 folgte der pharmaceutische Verein Marchia diesem Beispiele. Eine große Anzahl von Ordensauszeichnungen wurde ihm zu Theil; von vielen gelehrten Gesellschaften war er Mitglied bezw. Ehrenmitglied. Unter diesen hat er sein besonderes Interesse der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher zugewendet, deren Bibliothek er u. a. umgestaltete und deren Finanzen er ordnete.

Knoblauch's wissenschaftliche Arbeiten betreffen fast ausschließlich das Gebiet der strahlenden Wärme; mit unendlichem Fleiß und peinlichster Sorgfalt hat er hier eine große Reihe interessanter Versuche durchgeführt und schöne Resultate aus seinen Beobachtungsreihen abgeleitet. Knoblauch's Arbeiten waren bahnbrechend für die neuere Auffassung in der Naturwissenschaft von der Constanz der Energie. Zu seiner Zeit wurde noch von manchen Forschern die Wärme für einen Stoff gehalten; es ist das unsterbliche Verdienst Knoblauch's diese Anschauung durch Versuche als falsch erwiesen, vielmehr den Nachweis erbracht zu haben, daß zwischen Licht- und Wärmestrahlen völlige Identität besteht. Er wies bei den Wärmestrahlen Beugung, Doppelbrechung in Krystallen, Interferenz, Polarisation (auch elliptische) nach. In seiner großen Arbeit vom Jahre 1887 — „Ueber die elliptische Polarisation der Wärmestrahlen bei der Reflexion von Metallen", Festschrift zur Erinnerung an das zweihundertjährige Bestehen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie als Kaiserlich Deutsche Reichsakademie. Nova Acta der Kais. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher Bd. L, Nr. 6, S. 485 — legte er die Lage der Axen der Ellipsen fest und bestimmte ihr Verhältniß. Als Spiegel benutzte er diathermane und absorbirende Substanzen. Auch über die ungleichartige Natur der Wärmequellen stellte er zahllose Versuche an, die in der Verbindung mit der von ihm entdeckten selectiven Absorption der Substanzen von hohem Interesse sind. An diesen Untersuchungen hat er unermüdlich bis in sein höchstes Alter gearbeitet. 1893 hatte er eine schwere Rippenfellentzündung durchzumachen, von der er sich nie mehr erholte. Am 30. Juni 1895 verschied er in Baden-Baden, wohin er auf ärztliche Weisung zur Kräftigung seines Körpers gegangen war.

Die Litteratur über die Arbeiten Knoblauch's findet sich in Poggendorff's Biographisch-literarischem Handwörterbuch.

Karl Schmidt-Halle: Carl Hermann Knoblauch. — Leopoldina, 31. Heft, Jahrg. 1895, S. 116 ff.

Robert Knott.

Knoche: Richard K. wurde am 2. October 1822 in Brakel in Westfalen geboren. Nachdem er das Priesterseminar besucht hatte, wurde er am 12. März 1847 zum Priester ordinirt. Am 2. Februar 1867 wurde er als Militärpfarrer angestellt. In dem Feldzuge 1870—71 erwarb er sich besondere Verdienste und wurde durch Verleihung des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. K. war ein hervorragender Redner und ein unermüdlicher Seelsorger, der zu jeder Hülfe stets bereit war. Zugleich hatte er noch großes Interesse für die Naturwissenschaften. Zuerst zog ihn die Petrefactenkunde an, dann wandte er sich der Conchylienkunde zu und benutzte jede freie Zeit, um sich ihr zu widmen. Bald war er eine anerkannte Autorität auf diesem Ge-

biete und seine mit großem Kostenaufwande zusammengebrachte Sammlung, welche später das Provinzialmuseum in Hannover ankaufte, nahm einen der ersten Plätze unter allen bedeutenden Conchyliensammlungen ein. Mit allen hervorragenden Sammlern und Forschern stand K. in reger Verbindung.

Wesentliche Verdienste erwarb er sich auch um den Thierschutz. Am 21. Septbr. 1879 hielt er als Divisionspfarrer in Hannover in der Clemenskirche seine berühmte Predigt: „Erbarmet Euch der Thiere“. Dadurch gab er den Anstoß, welcher den Verein gegen die Vivisection ins Leben rief. Er schrieb für denselben: „Die wissenschaftliche Thierfolter, eine Reihe von Thatsachen“, eine Broschüre, welche in 65 000 Exemplaren verbreitet und in verschiedene fremde Sprachen übersetzt wurde. Er war einer der unerschrockensten Kämpfer gegen die Vivisection und trat in verschiedenen Flugschriften, namentlich „Schach den Thürmen“ den Anhängern der Vivisection entschieden entgegen. Zahlreiche in- und ausländische Thierschutzvereine ernannten ihn zum Ehrenmitgliede. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob ihn seine seltene Herzensgüte nicht verleitete, in der Liebe zu den Thieren zu weit zu gehen, seine Verdienste um den Thierschutz werden dadurch nicht geschmälert. Namentlich hat ihn auch der hannoversche Thierschutzverein, dessen zweiter Vorsitzender er lange Jahre war, viel zu danken.

K. starb am 9. April 1892 als Oberpfarrer in Hannover.

W. Heß.

Knoll: Konrad K., Bildhauer, geboren am 9. September 1829 zu Bergzabern (Rheinpfalz), † am 14. Juni 1899 als Professor am Polytechnikum zu München. Frühe verwaist, kam K. durch den die Begabung des Knaben rechtzeitig erkennenden Vormund zu dem Bildhauer Würschmitt, welcher mehr Steinmetz als Künstler, vorwiegend mit Grabsteinen beschäftigt war, aber eine gute Technik dem Knaben beibrachte, der hier nebenbei doch auch mancherlei lernte, was ihm später gut zu statten kam. Weitere Bildung suchend ging K. nach Karlsruhe (1845—47), wo er infolge eines Theaterbrandes gefährlich erkrankte; Ende 1847 führte ihn sein guter Stern nach München, wo er an der Polytechnischen Schule bei Halbig und bald darauf an der Akademie (1848—52) Aufnahme fand. Hier empfahl ihn Moriz v. Schwind als „ein talentvolles und frisches Bürschchen“ an Hugo v. Rittgen (1811, † 1889), den Restaurator der „Wartburg“, als dieser 1852 nach einer längeren Studienfahrt der Burgen und Schlösser Tirols, nach München gekommen war. K. erhielt den ersten lohnenden und rühmlichen Auftrag, im großen „Sängersaal“ der Thüringer Wartburg die Träger des Dach- und Sparrenwerkes mit phantastischen, der deutschen Mythologie entnommenen Gestalten plastisch zu schmücken, eine sehr glückliche Idee, welche später für die Capitäle des romanischen, den Vorbau mit dem „Pallas“ verbindenden Säulenganges auf Neuschwanstein nicht ohne Einfluß blieb. K. bewies in diesen äußerst stilgerecht angebrachten Wartburger „Fratzen“ ein glückliches Talent, die deutsche Sage, Märe und Mythe plastisch zu gestalten und, wenn auch gerade nicht für das große Heer der Wartburgpilger, wol aber für die Kenner und Fachgenossen zum Ausdruck zu bringen und zwar mit einer virtuosen Bewältigung des spröden Eichenholzmaterials. Mit dieser Arbeit im leicht begreiflichen Zusammenhange entstand sein „Tannhäuser-Schild“, auf welchem K. im cyklischen Nebeneinander die Legende dieses ritterlichen Sängers in flachen Reliefdarstellungen erzählte. Daß K. dabei nach dem Vorbilde von Schwanthaler's „Achilles-Schild“ die antike Rundform wählte, war ein leicht entschuldbarer Mißgriff, welcher freilich in Anbetracht der so schön in den Linien fließenden,

figurenreichen Compositionen leicht übersehen wird. Leider wurde das originelle Werk nie in Erzguß ausgeführt oder vervielfältigt; es wäre gerade auf der Wartburg selbstredend von bleibendem Interesse gewesen! So theilte derselbe als verstaubtes Inventarstück im Atelier des Künstlers das Schicksal des „Uhland-Brunnens". Daß über unseren liebsten Plänen oft ein so bleiernes Fatum schwebt! Dagegen errang K. den feurigen Dank der Jugend mit dem Pocal für die Studentenschaft zur dritten Säcularfeier der Universität Jena. — Außer verschiedenen Marmorbüsten, darunter auch die schöne, frühverstorbene Schwester des Dichters Jos. Victor v. Scheffel, fertigte K. im Auftrage König Maximilian's II. den mit der Statue des Wolfram von Eschenbach bekrönten Brunnen für die Heimath des großen Parzival-Dichters. Damals erhielten General v. Spruner (1803, † 1892) ob der beim königlichen Mäcen gegebenen Anregung, Hofbaudirector Eduard v. Riedel (1813, † 1885) in Anbetracht der architektonischen Anlage und Quellenleitung und der Unterzeichnete für endgültige Beilegung der damals schwer entbrannten Wiegenfrage Wolfram's und weitere intellectuelle Mitwirkung von der dankbaren Stadt die Ehrenbürgerschaft, welche dem Letzten dieses Triumvirats heute noch die stille Freude gewährt, mit dem gefeierten Epiker gleiche Heimathrechte zu genießen; K. war dabei leider leer ausgegangen.

Darauf folgte die Statue einer „Germania" für einen Kunstfreund in Kiel und jene der „Sappho", welche (gegen die historische Kritik) gerade daran geht sich vom leukatischen Felsen zu stürzen; dieses im romantisch-classischen Sinne sorgfältig ausgeführte Bildwerk erwarb König Ludwig II. Früher entstanden die Modelle zu den colossalen Statuen Heinrich's des Löwen und Kaiser Ludwig's des Baiern für die Façade des alten Münchener Rathhauses (1862) und zu dem sehr glücklich erfundenen und schön aufgebauten „Fischbrunnen" (am Marienplatz vor dem durch Hauberrisser erbauten Rathhaus), wozu K. die mit einer Pestsage verbundene, uralte Sitte des Münchener „Metzgersprunges" in geistreicher Weise gestaltete. Für den im Neubau befindlichen westlichen Rathhausflügel plante K. ein ergänzendes Seitenstück, wahrscheinlich mit dem ebenso alten Handwerksbrauch des „Schäfflertanzes", ohne jedoch zu einem Entwurfe oder einer Skizze zu kommen; das in seiner Phantasie völlig ausgearbeitete Werk schien ihm sicher und gewiß. Ebenso original wie der „Fischbrunnen" war Knoll's Project zum „Uhland-Denkmal" für Tübingen (1868), welches unseren Lieblingsdichter mit seiner Lyrik, mit den Romanzen und Balladen, als Dramatiker und Patrioten verherrlichte — eine für Jeden selbstverständliche, sprechende Schöpfung, welche auch den Beifall des Comités erhielt, trotzdem aber aus unbegreiflichen „Erwägungen" abgelehnt wurde — ein lehrreiches, trauriges Beispiel, daß bei Concurrenzarbeiten nicht immer das Beste durchgedrückt wird. Verdienten Beifall fand das einfache Standbild zu Braunau für den daselbst am 26. August 1806 auf Napoleon's Befehl erschossenen Nürnberger Buchhändler Joh. Phil. Palm; die gefällige Brunnenstatuette „Luther als Currendschüler" (für Eisenach) und das Ehrendenkmal König Ludwig's I. in Kissingen. Auch zahlreiche Büsten gingen unter seiner bildenden Hand hervor, z. B. des Historikers Häusser (Heidelberg), die des Philosophen und Dorfgeschichtenschreibers Melchior Meyr für dessen Heimath in Nördlingen; dann folgten Beethoven, Gluck, Frhr. v. Limpöck, Consistorialrath P. H. v. Ranke u. A.

Eine riesige Leistung war das aus 678 Centner Marmor bestehende Union-Denkmal der Pfälzer Protestanten für die Stiftskirche zu Kaiserslautern; viele andere kleinere Ehren- und Grabdenkmale fertigte K. für Prof. v. Jolly, Oberbaudirector P. A. v. Pauli, die Colossalbüste Kaiser Wilhelm's I. für

Gevelsberg in Westfalen und ein ähnliches Werk für die Walhalla, welches am 22. März 1898 am 101. Geburtstage des siegreichen Kaisers in feierlichster Weise inaugurirt wurde. Seit 1866 war K. lange Jahre Vorstand (von Lenbach wurde das besser klingende „Präsident“ adoptirt) der Münchener Kunstgenossenschaft; als Abgeordneter sprach K. die Grabrede für den Altmeister Peter Cornelius 1867 zu Berlin und den Nachruf bei der Todtenfeier für Anselm Feuerbach 1880 in Nürnberg. K. galt als guter Redner, aber man fühlte, wie auch bei manchen seiner Werke, die harte Wahl des Ausdruckes und die vorbereitende Mühe des Wortes, welches nur zögernd von der Lippe sprang, wie er überhaupt mehr mit dem ordnenden Verstand als mit der begeistert dichtenden Phantasie arbeitete, offenbar im Nachklang an seinen ersten sprechlustigen Lehrer Würschmitt, in dessen Atelier es „oft mehr als lebhaft zuging“; doch hatte K. das Vorschlagen der heimatlichen Mundart sich völlig abgewöhnt, im Gegensatze zu Emil Kirchner, welcher sein treuherziges Sächsisch à la Edwin Bormann standhaft beibehielt. Die erste Internationale Kunstausstellung zu München 1860 war Knoll's Werk; ebenso gelang ihm die Rückgabe des Kunstausstellungsgebäudes (gegenüber der Glyptothek) an die Münchener Kunstgenossenschaft, nachdem der Bau längere Zeit die Sammlungen des „Antiquarium“ beherbergt hatte. Als Vorstand des Münchener Kunstgewerbe-Vereins trug K. zu dessen Förderung bei, auch führte er lange Zeit den Vorsitz im „Alterthums-Verein“. Er gab die erste Idee zum Besten der Deutschen Invaliden-Stiftung eine Verloosung von Kunstwerken zu veranstalten, die dem edlen Zwecke eine über hunderttausend Mark bezifferte Summe zuführte. Seit 1868 wirkte der durch viele Anerkennungen, Ehrendiplome und Decorationen, inbesondere durch den bairischen Prinzregenten und Kaiser Wilhelm II. ausgezeichnete Meister als Professor der Plastik am Polytechnikum zu München.

In seinem Nachlaß fanden sich eine überraschende Menge von ausgeführten Modellen oder nur Project gebliebenen Entwürfen und Skizzen, welche zur Ehre ihres Urhebers in die besten Hände gelangten. Eine sorgfältig durchgebildete Miniatur-Marmorbüste Kaiser Wilhelm's I. (nach dem Walhallaoriginal) ging in Besitz Kaiser Wilhelm's II. über; Prinzregent Luitpold erwarb die fein ciselirte Bronzestatuette seines königlichen Vaters; das Gipsmodell zum Kissinger Denkmal Ludwig's I. fand in der Hof- und Staatsbibliothek, wo sich ein eigener Saal für die Donationen des königlichen Mäcen befindet, eine passende Stelle. Jolly's Büste erstand die Münchener Universität und eine Bronzebüste Hahnemann's die homöopathische Centralapotheke zu Leipzig. Eine große Anzahl kleiner Werke wurde nach Japan verkauft; verschiedene Münchener Sammlungen erhielten erfreulichen Zuwachs, z. B. das „Historische Archiv“ im Neuen Künstlerhause und die Collection der Stadt München (die sog. Maillinger-Sammlung) je einen Gipsabguß der Büsten des Malers Spitzweg und des Reichskanzlers Bismarck; der Kaim-Saal die Büsten von Beethoven, Mozart und Gluck, der Confirmanden-Saal der von Albert Schmidt erbauten Lucas-Kirche das Modell zum Friedensengel (Kaiserslautern). Eine in Silber gegossene kleine Gruppe der mit ihren Kindern von der Wartburg verstoßenen Landgräfin Elisabeth nebst dem Tannhäuser-Schilde gelangte nach Weimar u. s. w.

K. nahm mit gleicher Geläufigkeit seine Stoffe aus der antiken Mythe wie aus der deutschen Sage und Dichtung, bisweilen im schwankenden Uebergang und bedenklichen Wechsel beide vermengend, nicht immer auf unmittelbare Eingebung des Genius, sondern in schwer ausgeklügelter Gestaltung, mit dem nicht völlig beherrschten Ausdruck ringend, wodurch eine statuarische Kälte

hängen blieb, welche nur durch das vergessene Mittel leichter Farbengebung ausgeglichen werden konnte.

Vgl. Nr. 52 Ueber Land u. Meer 1866. — Wurzbach, Lexikon 1870. XXI, 241. — Regnet, Münchener Künstlerbilder 1871. I, 332 ff. — Pecht, Münchener Kunst. 1888, S. 199. — Singer 1896. II, 361. — Abendblatt 164 der Allgem. Zeitung v. 15. Juni 1899. — Kunstvereins-Bericht f. 1899, S. 72. — Bettelheim, Jahrbuch 1900. IV, 108 ff.

Hyac. Holland.

Knoodt: Franz Peter K., der Sohn des Bürgermeisters Heinrich K. und seiner Ehefrau Josepha geborenen Goutzen, erblickte am 6. November 1811 in Boppard das Licht der Welt. Das Kind entfaltete sich zu einem frohen, muthwilligen Knaben, aus dem Knaben wurde allmählich ein Jüngling und Mann, den, bei allem Ernste seines Strebens, der heitere Sinn und die Offenheit des echten Rheinländers, selbst in den schwierigsten Verhältnissen, in die er mit der Zeit verwickelt wurde, nie verließ. Dazu trug sicherlich nicht das wenigste bei die ungeheuchelte, tiefe Religiösität, die das Kind als Anlage überkommen hatte, und die in ihm, namentlich unter der sorgsamen Pflege der Mutter, zur herrlichsten Blüthe sich entfaltete. „Von der Mutter wurde ihm, nach seinem eigenen Geständnisse aus dem Jahre 1845, die innigste Liebe zu Christus, die höchste Bewunderung seiner Lehren und Thaten tief ins Herz gepflanzt, so daß, wie in seiner Jugend kein beißender Spott und Hohn Andersgesinnter, so auch später kein kalter Hauch des Zweifels, kein stolzer Uebermuth des Wissens im Stande war, das zu zerstören, was der Mutter Hand so sorglich pflegte."

Die Vorbereitungsstudien zur Universität machte K. auf dem Progymnasium seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium in Coblenz. Von diesem mit dem Zeugniß der Reife entlassen, wurde er am 19. October 1829 in der katholisch-theologischen Facultät der Universität Bonn durch den damaligen Rector Clemens August v. Droste-Hülshoff immatriculirt. v. Droste, ein hervorragendes Mitglied der juristischen Facultät, war zugleich ein warmer, überzeugter Anhänger der Hermesischen Philosophie. In der katholisch-theologischen Facultät lehrten mit großem Erfolge noch Hermes selbst, außerdem in demselben Geiste die beiden Professoren Achterfeld, Braun und Privatdocent Vogelsang. Die Vorlesungen, welche K. in den vier Semestern seines Bonner Aufenthaltes belegte und nach den von seinen Lehrern ausgestellten Zeugnissen sehr fleißig besuchte, bekunden schon seine Neigung außer zu theologischen, ganz besonders zu philosophischen Studien. Mit der Hermesischen Philosophie machte er sich nach Möglichkeit vertraut; er hörte aber auch die Philosophen van Calker und Delbrück, namentlich den erstern. Am Schlusse des Sommersemesters 1831 nahm K. das Abgangszeugniß und bezog nach beendigten Ferien die Universität Tübingen, die er nach drei Semestern zu Ostern 1833 wieder verließ, um in das Priesterseminar zu Trier einzutreten. Bischof v. Hommer weihte ihn am 14. März 1835 zum Priester. Seine erste Anstellung erhielt er als Caplan an der Liebfrauenkirche zu Trier.

In den Jahren 1827 und 1828 hatte der Wiener Philosoph Anton Günther seine erste zweibändige Schrift: „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums" erscheinen lassen. Das Buch, dessen Verfasser durch manche Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften schon bekannt war, erregte in der katholischen Kirche des deutschen Volkes, aber auch darüber hinaus in vielen wissenschaftlichen Kreisen ein ungewöhnliches Aufsehen. Günther war mit einem Schlage ein berühmter Mann. Sein Ansehen wuchs um so mehr, als seiner ersten großen Arbeit mehrere andere, wie „Peregrins

Gastmahl", „Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie", „Der letzte Symboliker", „Thomas a Scrupulis" u. a. in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen nachfolgten. Katholischerseits erblickte man vielfach in Günther denjenigen Philosophen, der die Fähigkeit und Aufgabe habe, durch das Mittel einer freien, voraussetzungslosen Wissenschaft die Versöhnung von Glauben und Wissen, Autorität und Freiheit, Offenbarung und Vernunftforschung herbeizuführen. Was Wunder, daß der scharfsinnige Mann und große Gelehrte bald eine namhafte Zahl strebsamer junger Männer veranlaßte, sich mit seiner Wissenschaft eingehend und nachhaltig zu beschäftigen. Zu diesen zählte vor allen auch K. Schon als Caplan an der Liebfrauenkirche in Trier wandte er dem Studium der Günther'schen Philosophie angestrengten Fleiß und alle seine Mußestunden zu. Er setzte das Studium fort, als ihm im J. 1837, auf Anregung des Provinzialschulrathes Dr. Brüggemann in Coblenz, die Religionslehrerstelle an dem königlichen Gymnasium in Trier übertragen wurde. Seine Wirksamkeit als Religionslehrer war von dem schönsten Erfolge gekrönt. In dem Lehrercollegium hatte er eine sehr geachtete Stellung; seine Schüler hingen mit großer Liebe an ihm. Durch die Fortsetzung seiner philosophischen Studien überzeugte er sich je länger desto mehr von den Mängeln und der Unhaltbarkeit des Hermesischen Systems. Leider ließ er sich infolge dessen verleiten, mit anderen Geistlichen der Trierer Diöcese eine Eingabe an den Bischof einzureichen, in der dieser gebeten wurde, die Professoren Biunde und Rosenbaum an dem Priesterseminare, zwei erklärte Anhänger der Hermesischen Wissenschaft, zur Unterzeichnung der nach Verurtheilung der letztern durch die römische Curie von dieser vorgeschriebenen Unterwerfungsformel zu bestimmen. Hernach hat ihn diese That in gleichem Maße aus Interesse für die Religion wie für die Wissenschaft tief geschmerzt; er hat sie von Herzen bereut. Sie war es auch ganz vorzugsweise, die ihm nachgerade sein Gymnasialamt verleidete und ihn bewog, dasselbe freiwillig in die Hände des Provinzialschulcollegiums zurückzugeben. Freilich wirkte hierzu auch noch ein anderer Grund mit.

K. besaß als elterliches Erbe ein nicht unbedeutendes Vermögen. Er konnte auch ohne staatliche oder kirchliche Anstellung sorgenlos, ja bequem leben. Dazu war der Trieb zur Erweiterung und Vertiefung seiner philosophischen Studien und namentlich zur genauen umfassenden Kenntnißnahme der Weltanschauung und -Erklärung Anton Günther's so lebendig in ihm geworden, daß er jede andere Neigung an Kraft und Nachhaltigkeit weit überbot. Nach mehr als dreijähriger Wirksamkeit an dem Trierer Gymnasium begab er sich im Sommer 1841 nach Wien, Günther's Aufenthaltsort, um, wie er selbst bezeugt, „drei volle Jahre zu dessen Füßen zu sitzen" (Anton Günther. Eine Biographie von Peter Knoodt. In zwei Bänden. Wien 1881. I, 324). In der That verging während dieser Zeit kaum ein Tag, an dem er nicht persönlich mit Günther verkehrte. Der Schüler hing mit inniger Liebe an seinem Lehrer. Dieser benutzte jede sich darbietende Gelegenheit, jenen mit seiner Philosophie aufs genaueste bekannt zu machen und ihm in ihr eine Wissenschaft darzubieten, mit der er jedes zu der christlichen Weltanschauung in geringerem oder größerem Gegensatze stehende System erfolgreich zu widerlegen vermöge. Es ist rührend, mit welcher Innigkeit K. von seinem Umgange mit Günther das ganze Leben hindurch zu sprechen pflegte. Hier nur ein Beispiel. „Wie oft gedenke ich — so schreibt er im J. 1854 — in süßer Wehmuth jener nun schon lange entschwundenen Zeit, die ich in der Nähe unseres hochverehrten Meisters verlebte. An schönen Frühlings- und Sommertagen, wenn wir mit ihm durch Wald und Flur wanderten, oder auf jener

beliebten Parkhöhe ruhten, unter welcher eine überaus reiche und schöne Landschaft weithin sich ausbreitet, da erschlossen sich uns in traulichem Gespräche mehr als sonst die Tiefen seines Herzens und es war uns nicht selten gegönnt, einen lehrreichen Blick in die innere Werkstätte seines Geistes zu thun" (Günther und Clemens. Offene Briefe von Peter Knoodt. 3 Bände. Wien 1853 u. 1854. II, 3). Von Wien siedelte K. im Herbste des Jahres 1844 nach Breslau über. An der dortigen Universität fand er mehrere aus der Hermesischen Schule hervorgegangene Professoren, namentlich den Theologen Joh. Baptist Baltzer und den Philosophen Peter Joseph Elvenich, die sich ebenfalls schon seit längerer Zeit von der Hermesischen Philosophie ab- und der Günther'schen mehr und mehr zugewandt hatten. K. besuchte mehrere akademische, besonders naturwissenschaftliche und mathematische Vorlesungen; vor allem aber verwandte er seine Zeit auf die Abfassung der Dissertation: „De Cartesii sententia: cogito ergo sum“, mit der er am 14. Mai 1845 in der philosophischen Facultät zum Doctor promovirte. Seine Leistungen erhielten das Prädicat summa cum laude.

Wenige Tage vor der Promotion, am 3. Mai 1845, hatte K. auf Brüggemann's Anregung ein Schreiben nach Berlin an den Cultusminister Eichhorn gerichtet. In diesem theilte er außer einem curriculum vitae auch seine wissenschaftlichen Pläne für die Zukunft mit. Hiernach wollte er bis zum Herbste des Jahres 1845 in Breslau bleiben, dann ein volles Jahr an der Berliner Universität dem Studium der Naturwissenschaften sich widmen und hernach in Bonn für Philosophie sich habilitiren. Bald nachher schickte er dem Minister seine Doctordissertation und machte ihm, nachdem er Breslau verlassen, am 14. September 1845 seine Aufwartung. In einem am folgenden Tage an Se. Excellenz auf deren Veranlassung gesandten Schreiben berichtete K. Genaueres über seinen philosophischen und theologischen Standpunkt. Der Minister muß durch das, was er mündlich und schriftlich von K. vernommen, ein großes Vertrauen zu ihm gewonnen haben, denn schon am 25. September 1845 wurde er in der philosophischen Facultät der Universität Bonn zum außerordentlichen Professor ernannt. Die Ernennung sagte dem schon damals in der römischen Kirche zur Alleinherrschaft vordringenden jesuitischen Ultramontanismus keineswegs zu; sie enthielt nach der Versicherung des Jesuiten Pfülf „mehr Verletzendes und Beunruhigendes als Erfreuliches“ (Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse geschildert von Otto Pfülf S. J. 2 Bände. Freiburg i. Br. 1895 u. 1896. I, 269). Was man aber in Berlin von Knoodt's akademischer Wirksamkeit erwartete, geht aus einem Schreiben hervor, welches der Minister am 25. October 1845 an ihn richtete. Nachdem derselbe K. den Wunsch ausgedrückt, daß „es ihm in seiner Bonner Stellung gelingen möge, zum Wohle des Staates wie der Kirche mit bestem Erfolge zu wirken“, fährt er wörtlich so fort: „Die Erfüllung dieses Wunsches kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, wenn Sie die Bahn niemals verlassen, welche Sie in Ihrer Eingabe vom 15. September als die von Ihnen stets zu verfolgende selbst bezeichnet haben, nämlich den für Kirche und Staat destructiven Tendenzen einer in ihren Principien und in ihren Ausläufen antichristlichen Philosophie entgegen zu treten, und in Betreff des Verhältnisses des Protestantismus zum Katholicismus niemals in ein Parteiwesen zu verfallen, wodurch der Friede der bestehenden Confessionen gefährdet wird“. Von der hier näher bezeichneten Bahn ist K. in der That niemals abgewichen. Wenn trotzdem seine Leistungen in Lehre und Schrift von der (römischen) Kirche, der er durch Geburt und als Priester angehörte, als ihr zum Segen gereichende nicht anerkannt wurden, so lag die Schuld nicht daran, weil er,

sondern weil die Kirche sich veränderte, mehr und mehr dem jesuitischen Ultramontanismus sich in die Arme warf, zuletzt durch die dogmatischen Declarationen vom 18. Juli 1870 ihre frühere Katholicität preisgab und in eine jesuitisch-ultramontane Kirche umgewandelt wurde.

K. trat sein Bonner Lehramt wohl vorbereitet und mit der Begeisterung eines von der großen Bedeutung desselben ganz durchdrungenen, in der Vollkraft der Jahre stehenden jugendlichen Mannes an. Der Erfolg war dem entsprechend. Nach den Personalverzeichnissen hatte die Bonner Universität vom Herbste 1845, in dem K. seine Lehrthätigkeit eröffnete, bis zum Herbste 1855 nur einmal 1000 Studirende; vom Winter 1845 bis zum Sommer 1847 stieg die Zahl nicht bis auf 700; von da an schwankte sie bis zum Winter 1855 meistens zwischen 700 und 900; nur in vier Semestern betrug sie mehr als 900 und weniger als 1000. Schon in seiner ersten Vorlesung über Metaphysik und Religionsphilosophie versammelte K. 35 Zuhörer um sein Katheder. In der Folge wurden seine Hauptvorlesungen: Logik, Psychologie, Metaphysik, Geschichte der neuern Philosophie mindestens von weit über 50, nicht selten von mehr als 100 Studirenden angenommen. In der Logik stieg die Zahl von 25 auf 49, 94, 109, 116; in der Psychologie von 78 auf 130; in der Metaphysik von 35 auf 82; in der Geschichte der neueren Philosophie von 76 auf 89. Ebenso wurden seine Nebenvorlesungen außerordentlich besucht. So las er im Sommer 1850 Grundlinien der Moralphilosophie vor 115, im Winter von 1846 auf 1847 die Philosophie des h. Augustinus vor 73, im Winter 1847 die Theorie der Sinne vor 67 und einige Semester später wieder vor 76 eingeschriebenen Zuhörern. Erst seit dem Sommer 1852 geht Knoodt's Zuhörerschaft aus einem Grunde, gegen den dieser nichts vermochte und der weiter unten zur Sprache kommen wird, stetig und theilweise bedeutend zurück.

Während K. noch in Bonn als außerordentlicher Professor fungirte, war an der Universität Tübingen der ordentliche Professor der katholischen Theologie v. Drey pensionirt worden. Die königlich württembergische Regierung lenkte selbst das Auge der Facultät auf K. als den geeignetsten Nachfolger. Zwei Mal, zuerst durch den Decan der Facultät, v. Welte, dann durch den Kanzler der Universität, v. Wächter, wurde ihm die Professur angeboten. Der letztere kam am 20. September 1847 selbst nach Bonn. Er bot ihm für die damaligen Verhältnisse ein hohes Gehalt (2000 fl.), zugleich mit der Versicherung, daß „die württembergische Staatsbehörde alles thun werde, um seine äußere Stellung so glänzend und angenehm als möglich zu machen“. Indessen Knoodt's Entschluß, seine Kraft Preußen und der Universität der engern Heimath zu erhalten, war unerschütterlich. Er lehnte den ehrenvollen Ruf sofort ab, wurde dafür aber auch durch Bestallung vom 30. October desselben Jahres zum ordentlichen Professor in Bonn ernannt. Auch in dieser Eigenschaft hatte K. in seinen Vorlesungen noch mehrere Jahre hindurch einen Erfolg, der dem seit dem Jahre 1845 gleichkam, ja diesen übertraf. Allmählich trat hierin aber eine bedeutende Veränderung ein. Das hing zusammen mit den theils im Verborgenen, theils öffentlich geführten Angriffen auf die Orthodoxie der Günther'schen Philosophie, deren Hauptheerd die Erzdiöcese Köln und deren einflußreichster Rückhalt der Erzbischof und Cardinal Johannes v. Geissel war.

Der Wiener Nuntius, Viale Prelà, wandte sich in einem Schreiben vom 7. December 1851 an Geissel mit der Bitte, die Schrift: „Grundriß der Philosophie“ von Dr. Merten, Professor am Priesterseminar in Trier, einem Güntherianer, „zu examiniren und ihn seine Ansicht über dieselbe wissen zu

lassen"; man habe „seine Aufmerksamkeit auf dieselbe hingelenkt", weil „sie, wie man ihm sage, Irrthümer enthalte, schnurgerade gegen die Dogmen der Kirche". Von sich selbst bekennt der Nuntius, daß „er die Schrift nicht gelesen, und falls sie in dem philosophischen Jargon unserer Tage geschrieben wäre, würde er vielleicht auch nichts von derselben verstehen". Die Antwort Geissel's vom 15. December ist sehr charakteristisch. Auch er gesteht, „die Schrift noch nicht gelesen zu haben; er habe aber seinen Secretär beauftragt, sie kommen zu lassen, und wenn er geprüft habe, was daran sei, werde er nicht ermangeln, das Ergebniß mitzutheilen". Dabei scheut er sich nicht, den Anhängern Günther's „Leidenschaftlichkeit" und „Wühlereien ohne Unterlaß" vorzuwerfen, „um den Güntherianismus um jeden Preis zur Herrschaft zu bringen, welcher näher besehen, am Ende nichts anderes sei als ein Sprößling des Hermesianismus" (?!). Von „Knoodt in Bonn" wird schon bemerkt, daß „er lahmgelegt sei; er habe in diesem Semester nur einige wenige Zuhörer. Alle Theologen hätten aufgehört, seine Vorlesungen zu besuchen" (Pfülf a. a. O. II, 278 u. 279). Diese Behauptung des Cardinals ist indessen nicht richtig. K. las im Winter 1851 auf 1852 Logik und Geschichte der neueren Philosophie. In der erstern Vorlesung hatte er 73, in der zweiten 45 Zuhörer, d. i. nahezu ein Achtel der Gesammtzahl der Studirenden. Freilich mochte das wahr sein, daß er keine römischen Theologen unter seinen Zuhörern mehr zählte. Von dem früher genannten Biographen Geissel's, dem Jesuiten Pfülf, erfahren wir auch den Grund hiervon. „Der Cardinal mußte", schreibt er, „einstweilen damit sich begnügen, unter der Hand die katholischen Studenten von dem Besuche der Vorlesungen Knoodt's abmahnen zu lassen. Ein officielles Verbot hätte damals noch den furchtbarsten Lärm hervorgebracht" (a. a. O. II, 288). Solchen in der Sache völlig unwissenden Richtern, wie v. Geissel und Viale Prelà, war das Schicksal der Günther'schen Philosophie kirchlicherseits von Anfang an in die Hand gegeben; man kann sich denken, wie dasselbe ausfallen mußte.

Unter den Gegnern Günther's, die Geissel in seinem Feldzuge bereitwillig ihre Dienste leisteten, wie Westhoff, der Präses des Kölner Priesterseminars, die Professoren Dieringer und Martin, nahm bald eine hervorragende Stellung ein Dr. F. J. Clemens, Privatdocent der Philosophie an der Universität Bonn. Clemens stammte aus Coblenz. „Er hatte den größten Theil seiner Gymnasialstudien bei den Jesuiten gemacht und später längere Zeit in Italien sich aufgehalten" (Knoodt, Anton Günther. Eine Biographie. I, 324). Schon am 1. September 1852 war Geissel nach dem Berichte Pfülf's in der Lage, „eine von Clemens verfaßte ausführliche Darstellung der ganzen Günther'schen Lehre, welche sich auf alle Bücher Günther's und seiner Schüler erstreckte", dem Nuntius Viale Prelà zu überreichen (Pfülf a. a. O. II, 282). Aber Clemens arbeitete gegen Günther nicht nur im Verborgenen. Im folgenden Jahre trat er mit einer Broschüre unter dem Titel: „Die speculative Theologie Anton Günthers und die katholische Kirchenlehre" (Köln 1853) in die Oeffentlichkeit, gegen die K. in rascher Reihenfolge die schon vorher genannte dreibändige Arbeit: „Günther und Clemens. Offene Briefe" erscheinen ließ. In dem Vorworte zu seinem Werkchen berichtet Clemens, daß „Günther in der Bestreitung des Pantheismus sich zwar Verdienste erworben habe, aber diese seien lediglich negativer Art. (?!) In seinem Dualismus, wodurch Günther den pantheistischen Monismus verdrängen wolle, könne er nichts anderes erblicken, als ein ebenso einseitiges und falsches System, wie dieser letztere selbst sei (?!), in beiden nichts Anderes als zwei Extreme, die sich berühren, zwei entgegengesetzte Pole Einer und derselben Axe" (?!). Ja am

Schlusse des Vorworts erklärt Clemens die Günther'sche Philosophie als „einen Versuch, die Spekulation in der Kirche durch Verpflanzung der Principien einer dem Glauben entfremdeten Wissenschaft auf katholischen Boden neu zu beleben" (?!). Es ist begreiflich, daß K. mit einem Gegner, der allein schon durch die vorher mitgetheilten Behauptungen seine völlige Unkenntniß der Günther'schen Wissenschaft an den Tag gelegt und der trotzdem sich unterfing, auf die kirchliche Verurtheilung derselben mit aller Macht hinzuarbeiten, in seinen Briefen scharf zu Gerichte ging. Dabei war sein Hauptaugenmerk aber darauf gerichtet, die wichtigsten Punkte von Günther's Lehre, nämlich: den Dualismus von Geist und Natur, die Auffassung der göttlichen Trinität, der Weltschöpfung, des Urzustandes und Falles der (ersten) Menschen, der Erlösung, Menschwerdung und Ausgießung des h. Geistes, der Person Christi, des Gottmenschen, der Stellung der neuen (Günther'schen) Schule zur alten (in der Scholastik), des Verhältnisses von Glauben und Wissen — K. machte es sich, sage ich, zur Hauptaufgabe, die vorher genannten Gegenstände in klares Licht zu setzen und mit der Begründung, die sie durch Günther erhalten, seinen Lesern vorzulegen. Wie in jedem Menschenwerke, so finden sich selbstverständlich auch in Knoodt's und Günther's Arbeit Unvollkommenheiten und Fehler. Beide haben auch stets offen bekannt, daß die von ihnen vertretene Wissenschaft keineswegs ausgebaut, vielmehr sehr vervollkommnungs- und verbesserungsfähig sei. Aber ein Zweifaches haben sie mit Recht für sich in Anspruch genommen, nämlich erstens, daß ihrer Wissenschaft, weil von der gewissesten aller Thatsachen, dem Selbstbewußtsein, ausgehend und überall in dem sichern Boden der Erfahrung wurzelnd, der hohe Vorzug völliger Voraussetzungslosigkeit zukomme, und zweitens, daß sie wie kaum eine andere geeignet sei, zur Versöhnung von Glauben und Wissen, der Ergebnisse einer freien, selbständigen Forschung und der geoffenbarten Wahrheit des positiven Christenthums die Brücke zu schlagen. Freilich entging Clemens und seinen Helfershelfern diese doppelte für die Culturinteressen vor allem des deutschen Volkes überaus wichtige Bedeutung der Günther'schen Wissenschaft vollständig. Clemens setzte dem ersten Bande von Knoodt's Briefen eine neue Broschüre entgegen (ihr Titel lautet: Offene Darlegung des Widerspruchs der Günther-schen Speculation mit der katholischen Kirchenlehre durch Herrn Professor Dr. Knoodt in seiner Schrift: „Günther und Clemens". Eine Replik von Dr. F. J. Clemens. Köln 1853). In ihr vermied er, ebenso wie in der ersten Schrift, Günther's Wissenschaft wissenschaftlich zu bekämpfen. Er hielt sich „streng innerhalb der Grenzen, die er sich in seiner ersten Schrift gesteckt"; er hielt seine Ketzerthesen aufrecht, verschärfte sie und stellte sie in einem „Schlußworte" übersichtlich zusammen. Wer wollte unter diesen Umständen K. verargen, daß er den erneuerten Angriff seines Gegners nur mit einer kurzen Entgegnung beantwortete (Knoodt, Günther und Clemens III, 295 fg.), jede weitere Polemik aber ablehnte, da Clemens wiederholt erklärt hatte, „seinen Standpunkt nicht auf wissenschaftlichem Boden nehmen zu wollen" (a. a. O. „Vorwort").

Während dieser Vorgänge auf litterarischem Gebiete waren die Gegner Günther's, namentlich Cardinal v. Geissel, im Geheimen fortwährend geschäftig an ihrem Werke. Am 27. October 1853 schrieb er, der nicht zwei Jahre vorher die Lehre Günther's für „einen Sprößling des Hermesianismus" erklärt und dadurch bewiesen hatte, daß er von jener nichts verstehe, dem Wiener Nuntius Viale Prelà dennoch wörtlich folgendes: „Es ist wirklich ein Unglück, daß hochgestellte Personen, welche die letzten Consequenzen des neuen Systems nicht kennen, getäuscht durch einen Schein speculativer Erudition und philo-

sophischer Tiefe auf seiten der Güntherianer, sich zu Patronen dieser Lehre machen" (Pfülf a. a. O. II, 289). Von Professor Reusch erfahren wir auch, wer „die hochgestellten Personen" waren; es waren vor allem die Cardinäle v. Schwarzenberg in Prag und v. Diepenbrock in Breslau; außerdem nach des Letztern Tode im J. 1853 die Bischöfe Förster von Breslau, Tarnoczy von Salzburg und Arnoldi von Trier (Reusch, Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte. 2 Bde. Bonn 1883 u. 1885. II, 1121). Um die Bemühungen derselben zur Vertheidigung Günther's zu vereiteln, hielt v. Geissel in dem vorher angezogenen Briefe „es um so nothwendiger, daß die Sache mit aller Energie in Rom anhängig gemacht und abgeurtheilt werde". Er selbst that durch fortgesetzte Denunciationen an den Nuntius und mit dessen Hülfe an die Indexcongregation in Rom sein Möglichstes dazu. Nichtsdestoweniger wollte es mit der Verurtheilung Günther's nicht vorangehen. Denn die Indexcongregation hatte, wahrscheinlich auf Anregung der vorher genannten „hochgestellten" Gönner Günther's, in der Sitzung vom 26. April 1853 sich bereit erklärt, diesen selbst oder einen Bevollmächtigten desselben zu hören. Am 9. November 1853 kamen der Breslauer Domherr, Professor Dr. Baltzer und der Abt des Benedictinerstiftes in Augsburg, Dr. Gangauf als Vertheidiger Günther's in Rom an; der Letztere wurde am 31. August 1854 durch K. abgelöst. Es ist dies wol das letzte Mal, daß Vertreter einer autonomen deutschen Wissenschaft zu ihrer Vertheidigung in Rom erschienen sind und versucht haben, die Indexcongregation zum Segen beider Gedankenmächte, der christlichen Religion und der Wissenschaft, zur Vernunft zu bringen. Alle Bemühungen Knoodt's und seiner Leidensgefährten waren vergeblich. Zwar ließ das römische Urtheil noch mehrere Jahre auf sich warten. Erst am 8. Januar 1857 wurden sämmtliche Schriften Günther's von der Indexcongregation verboten. Günther erhielt Mittheilung davon durch ein Schreiben des Präfecten der Congregation, des Cardinals Andrea, vom 13. Januar. Auch Knoodt's Schrift: „Günther und Clemens" wurde am 12. December 1859 verworfen. Das gleiche Schicksal erreichte am 5. December 1881 noch mehrere andere weiter unten anzuführende Schriften desselben. Günther ließ, nach heftigem Widerstreben, wie K. mir wiederholt erzählt hat, durch seine Freunde sich bestimmen, dem römischen Urtheil sich zu unterwerfen. Auch die Verurtheilung von Knoodt's „Günther und Clemens" machte die Indexcongregation mit dem Zusatze bekannt: Auctor jam pridem laudabiliter se subjecit (Reusch a. a. O. II, 1122 fg.). Beide mochten hierbei von dem richtigen Gedanken geleitet sein, daß die Zeit noch nicht gekommen, in welcher ein Bruch mit der römischen Curie zur endlichen Befreiung des Katholicismus von dem jesuitischen Ultramontanismus schon führen könne. Dazu mußte der letztere in der That erst d o g m a t i s i r t werden. Indessen gab Günther in dem unter dem 10. Februar 1857 an den Papst gerichteten Schreiben, worin er seine Unterwerfung unter das römische Urtheil ankündigte, seine fortgesetzte und ungebrochene Gegnerschaft gegen den Ultramontanismus dadurch deutlich zu erkennen, weil er in demselben „die mittelalterliche Philosophie" zur Vertheidigung „der rechtgläubigen Wahrheit" ausdrücklich als nicht ausreichend bezeichnete (Reusch a. a. O. S. 1122).

Seit seiner Rückkehr aus Rom am 25. November 1854 und der Verurtheilung von Günther's Werken durch die Indexcongregation widmete K. seine Zeit und seinen Fleiß zunächst fast nur dem akademischen Lehramte. Er las regelmäßig und setzte ohne dringende Noth die einmal begonnenen Vorlesungen nie aus. So weit mir bekannt ist, hielt er nur in zwei Semestern keine Vorlesungen, nämlich im Sommer 1848 und im Winter 1848 auf 1849,

da er in dieser Zeit Mitglied des Frankfurter Parlaments war. Das stürmische Jahr 1848 war die Zeit, in der K., nicht zu seinem Vortheile, auf das Feld der Politik sich hinauswagte. Er hat es seitdem nie mehr betreten. Am 23. März 1848 wurde in Bonn ein Trauergottesdienst für die Märzgefallenen in Berlin gehalten. K. übernahm die Predigt. Er hielt mit vielen Anderen das häßliche und verderbliche Zerrbild der Freiheit, das in der Märzrevolution zu Tage trat, für die wahre Freiheit und blieb mit dieser Auffassung nicht hinter dem Berge; er verglich jene mit der Freiheit, zu welcher Christus uns befreit hat. In seiner litterarischen Fehde mit K. griff Clemens auch auf diese Predigt, die doch mit der Philosophie Günther's schlechterdings nichts zu thun hatte, zur Discreditirung seines Gegners wieder zurück. Da legte K. in dem Vorworte zur dritten Briefserie: „Günther und Clemens" das offene und freimüthige Geständniß ab: „Die Freiheit, die in jenem verhängnißvollen Jahre sich geltend machen wollte, trug nur die Maske der wahren Freiheit, und hätte ich gleich Anfangs hinter diese Maske gesehen, nie wäre mir jene unziemliche Vergleichung in den Sinn, nie über die Zunge gekommen". Während seines Aufenthaltes in Frankfurt mochte K. wol selbst merken, daß er zum Politiker nicht geschaffen sei. An der Kaiserwahl betheiligte er sich nicht. Bald darauf gab er sein Mandat in die Hände der Wähler zurück. Von da an gehörte er bis zum J. 1870 ausschließlich seinem Lehramte und der von ihm betriebenen Wissenschaft an.

Das am 8. December 1869 von Papst Pius IX. in Rom versammelte Vaticanische Concil rief gleich anfangs in der civilisirten Welt und namentlich in der katholischen Kirche des deutschen Volkes eine ungeheure Aufregung hervor. Als, man darf sagen, einziger Zweck der Versammlung stellte sich bald heraus die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit und Allgewalt und zwar als des Mittels, um die durch die Culturentwicklung der neueren Zeit längst niedergeworfene, von den Machthabern der römischen Kirche, vor allem von den Jesuiten aber stets in Anspruch genommene Herrschaft des mittelalterlichen kirchenpolitischen Ultramontanismus wieder aufzupflanzen und zur Durchführung zu bringen. Die Dogmatisirung erfolgte am 18. Juli 1870. Da geschah das Unglaubliche. Alle die Bischöfe, auch die deutschen, welche in Rom die stärksten und begründetsten Einwendungen gegen die neuen Dogmen erhoben, an der Schlußabstimmung sich nicht betheiligt und das Concil unter Protest verlassen hatten, straften, in ihre Diöcesen zurückgekehrt, sich selbst Lügen. Alle ohne Ausnahme, der Eine etwas früher, der Andere etwas später, unterwarfen sich den römischen Gewaltmaßregeln. Dann suchten sie die Bekämpfung der neuen Dogmen, die während ihres römischen Aufenthaltes an ihnen selbst eine mächtige Stütze gehabt, im Keime zu ersticken. Aber die theologische, historische, kanonistische und philosophische Wissenschaft einer ansehnlichen Zahl der hervorragendsten katholischen deutschen Gelehrten ließ sich durch die Maßnahmen der Bischöfe und die von ihnen gegen göttliche und menschliche Ordnung verhängten Strafen nicht mundtodt machen. Zu diesen Auserlesenen gehörte auch K. Der während des vaticanischen Concils gegen die genannten dogmatischen Declarationen des 18. Juli 1870 mit allen ihren Consequenzen entbrannte Kampf dauerte fort. Er führte in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer Reihe antiultramontaner, die neuen Glaubenssätze ablehnender, in dem alten, vorvaticanischen Katholicismus verharrender Gemeinden. An die Gemeinden schloß sich consequenterweise bald die Gründung des katholischen Bisthums der deutschen Altkatholiken, dessen Katholicität in der Person des frei gewählten, die neue Schöpfung leitenden Bischofs Dr. Joseph Hubert Reinkens von drei deutschen Staatsregierungen, der königl. preußischen,

der großherzogl. badischen und hessischen anerkannt wurde. K. stand bei den hierzu erforderlichen Arbeiten überall mit in erster Reihe. In diese Stellung führte ihn ebensowol sein christlich gläubiger Sinn als seine Wissenschaft und seine Liebe zu Preußen, sowie zu dem erst jüngst neu geschaffenen Deutschen Kaiserreiche. Ich sage: sein christlich gläubiger Sinn, indem ihm die in der Vaticanischen Bischofsversammlung vollzogene Erhebung notorischer Unwahrheiten, wie der Dogmen des 18. Juli 1870, zu geoffenbarten Wahrheiten Gottes ein Gräuel dünkte, dessen Anerkennung mit der Treue gegen die Hinterlassenschaft des Welterlösers schlechterdings unvereinbar sei. Seine Wissenschaft, denn er hatte aus seinen langjährigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien gelernt, daß zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Religion in Gegenwart und Zukunft die mittelalterliche Scholastik nicht ausreiche, sondern daß an ihre Stelle eine wahrhaft freie, von dem sichern Boden der Erfahrung ausgehende Wissenschaft zu treten habe, die allein in unserer ungläubigen Zeit dem Christenthume wieder zur Ehrenrettung und zum endlichen Siege verhelfen könne. Endlich seine Liebe zu Preußen und zu Kaiser und Reich. Denn K. konnte so wenig wie Döllinger sich verhehlen, daß die vaticanischen Julidogmen „mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt, und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Clerus fordern, den Grund legen zu endloser, verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien“. Ja, wie Döllinger so stand auch K. unerschütterlich fest in der Ueberzeugung, daß die genannten Dogmen, „an deren Folgen — bevor sie noch zu Dogmen erklärt waren — das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen sei, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend würden, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würden“ (Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die vatikanischen Dekrete, 1869—1887. München 1890, S. 92). Auch nach der Gründung des oben genannten Bisthums wirkte K. fortwährend mit Aufopferung aller Kraft, die ihm seine Professur übrig ließ, an dem Ausbau und der Förderung des Altkatholicismus. Er half aus in der Seelsorge, wo immer er um Hülfe gebeten wurde; hielt an den verschiedensten Orten Vorträge, von denen manche gedruckt sind; arbeitete an der Herstellung der erforderlichen liturgischen und anderer Bücher; er betheiligte sich an den Synoden und mit Ausnahme von zweien, von denen er durch Unwohlsein sich ferne halten mußte, an allen Congressen, in deren Verhandlungen er nicht selten wirksam und mit Erfolg eingriff. Von Anfang an war er ordentliches Mitglied der Synodal-Repräsentanz, des dem Bischofe in der Verwaltung der Diöcese zur Seite stehenden Beiraths, und wurde am 9. Januar 1878 Bischöflicher Generalvicar. Er blieb das zum Segen der ganzen Gemeinschaft bis zu seinem Tode.

Trotz der weit ausgedehnten Thätigkeit im praktischen Kirchendienste seit dem Jahre 1870 vernachlässigte K. während dieser Zeit sein akademisches Lehramt nicht. Er las fortwährend verhältnißmäßig viel. Zwar besuchten römische Theologen, wie im Anfange seiner Wirksamkeit an der Universität, Knoodt's Vorlesungen nicht mehr. Die letzten werden wol jene wenigen gewesen sein, welche im J. 1857 in Bonn studirten und trotz der Verurtheilung der Günther'schen Wissenschaft in demselben Jahre ihren Lehrer nicht verließen. Zu diesen gehörte auch der Schreiber dieser Lebensskizze. Er benutzt hier gern die Gelegenheit, um seinem hochverehrten Lehrer über das Grab hinaus öffentlich zu bezeugen, daß er keinem Andern einen gleich innigen, tiefgefühlten Dank schuldet wie gerade ihm. Denn K. ist es gewesen, der durch Einführung

in Günther's Wissenschaft ihm das tiefere Verständniß des Christenthums aufgeschlossen, für letzteres bleibend ihn gewonnen und dadurch eine unversiegliche Quelle wahrhafter, reiner Freude in seinem Innern erschlossen hat.

Es wurde früher hervorgehoben, daß K. lange vor dem Jahre 1870 mehrere Früchte seiner Studien durch den Druck veröffentlichte. Außer den bisher genannten Schriften trage ich hier noch nach die Abhandlung: „De legitimis reipublicae potestatibus", mit der er sich am 11. März 1849 als ordentlicher Professor habilitirte. Es ist das die einzige von ihm herrührende Schrift politischen Inhaltes. Ihr folgte im J. 1857 in Brockhaus' Jahrbuch zum Conversationslexikon Unsere Zeit, Heft X ein längerer Artikel über „Anton Günther und seine Lehre"; außerdem finden sich vor und nach dem Jahre 1870 in verschiedenen Zeitschriften, wie dem „Bonner theologischen Litteraturblatte", der „Katholischen Vierteljahrsschrift für Wissenschaft und Kunst", den „Philosophischen Monatsheften", dem „Deutschen Merkur" u. a. mannichfache der wissenschaftlichen Vertheidigung des Christenthums gewidmete Abhandlungen und Recensionen. Nach dem Jahre 1870 trat er auch mit mehreren, bald kleineren, bald größeren selbständigen Werken wieder an die Oeffentlichkeit. Im J. 1875 erschienen von ihm: „Fünf Predigten über das Kreuz- und Meßopfer" und im J. 1880: „Die Thomas-Encyklika Leo's XIII. vom 4. August 1879", beide im Verlage bei Eduard Weber (Julius Flittner) in Bonn. Ihnen folgte im J. 1881 im Verlage von Wilhelm Braumüller in Wien: „Anton Günther. Eine Biographie in zwei Bänden" — eine Schrift, die an künstlerischer Abrundung zwar manches vermissen läßt, allen aber, die sich für die Kirchen- und Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts interessiren, durch ihren reichen und gediegenen Inhalt um so mehr zu bieten vermag. In einer Besprechung des Werkes in den „Philosophischen Monatsheften" Bd. XVII, Heft III aus dem Jahre 1881 habe ich den Werth desselben unter drei Gesichtspunkte zusammengefaßt. Ich darf mir erlauben, sie hier zu wiederholen. „Die Biographie", heißt es, „ist vor allem eine glänzende Apologie Günther's selbst. Sie zeigt den Mann voll gläubigen Sinnes und voll Verehrung für das positive Christenthum und seine hohen Interessen, aber ebenso voll Begeisterung für die Rechte des freien Geistes und der Wissenschaft. Ich habe mir während meines ganzen Lebens, schreibt er, nie etwas anderes gewünscht als ruhig und ungemerkt im Dienste des christlichen Glaubens mein Tagewerk zu beschließen (II, 28). Aber andererseits beklagt er es auch bitter, daß das katholische Europa nicht einmal das Nöthigste aus der Reformation gelernt habe, nämlich die Achtung vor der Autorität des creatürlichen Geistes (II, 151). Knoodt's Biographie ist ferner sehr bedeutsam für Günther's Wissenschaft. Mit Recht hebt jener hervor, daß aus ihr, insbesondere aus Günther's Briefen, die wesentlichen Punkte seiner Speculation deutlich hervortreten (I, XII). Noch in einer dritten Beziehung ist die Bedeutung der Knoodt'schen Arbeit nicht zu unterschätzen; sie ist eine außerordentlich reiche Quellenschrift für die Geschichte der römischen Kirche in den letzten 50 Jahren. Das Ueberhandnehmen, ja die bis zur Alleinherrschaft sich steigernde Macht des Jesuitismus, die von Jahr zu Jahr wachsende Intoleranz gegen alle anderen Kirchen und religiösen Culte, die Knechtung der Bischöfe unter die Herrschaft der von den Jesuiten regierten römischen Curie, die Indolenz des weitaus größten Theils der Bischöfe und die Ohnmacht einiger wenigen unter ihnen gegenüber dem alles beherrschenden Treiben, das Sinken des religiösen Geistes und das Ueberwuchern eines blinden Fanatismus und Ketzerglaubens, die Verachtung der Wissenschaft und das alleinige Pochen auf Kirchlichkeit, die planmäßig und systematisch betriebene Heraufbeschwörung des Mittelalters, die von langer Hand mit

Schlangenklugheit vorbereitete und endlich auch durchgesetzte Dogmatisirung der Unfehlbarkeit des römischen Papstes, — dieses und vieles andere die unheilvollen und Gefahr drohenden Zustände des römischen oder vatikanischen Kirchenwesens Charakterisirende zieht sich durch Knoodt's Schrift von Anfang bis zu Ende wie ein rother Faden hindurch und legt uns den Wunsch auf die Zunge, daß dieselbe ebensowol von den deutschen Staatsmännern als von den Würdenträgern der evangelischen Kirche nicht ungelesen bleiben möge". Zuletzt veröffentlichte K. noch eine von Günther verfaßte Vertheidigungsschrift gegen den Italiener Savarese unter dem Titel: „Anti-Savarese von A. Günther. Herausgegeben mit einem Anhange von Peter Knoodt" (Wien 1889). Der von dem Herausgeber geschriebene Anhang ist bei weitem der größte und wol auch der werthvollste Theil des Buches; er umfaßt die Seiten 101 bis 318, womit die Arbeit schließt. In ihm unternimmt K. nochmals, besonders schwierige Punkte der Günther'schen Wissenschaft zu erläutern und in möglichst helles Licht zu setzen.

Zur Charakterisirung von Knoodt's Persönlichkeit zum Schlusse nur noch Weniges. Er war von hoher, schlanker Gestalt und fester Gesundheit. In seinem ganzen Leben ist er niemals ernstlich erkrankt, nur zog er sich öfter, meistens durch Unvorsichtigkeit, ein geringes Unwohlsein zu, das seine kräftige Natur stets bald wieder überwand. In seinem Privatleben war er äußerst mäßig, obwol ihm heitere Geselligkeit ein Bedürfniß war. Hier ließ er nicht selten seiner scherzenden Laune mehr, als mancher für schicklich halten mochte, die Zügel schießen, was er selbst, sobald es ihm zum Bewußtsein gekommen, zu bereuen pflegte. In solchen Fällen wurde es ihm nicht schwer, diejenigen, von denen er glaubte, daß sie durch ihn unangenehm berührt worden seien, um Verzeihung zu bitten. Die Grundzüge seines geistigen Wesens waren echte und tiefe Religiösität, Offenheit und unbedingte Wahrheitsliebe. Durch diese Eigenschaften übte K. in den Jahren seiner Kraft namentlich auf studirende Jünglinge öfters einen geradezu bezaubernden Einfluß. Das habe ich mit Anderen persönlich erfahren in den Jahren 1855 bis 1857, da ich in Bonn studirte und theilweise des täglichen Umganges mit ihm mich erfreute. Dieselbe Erfahrung habe ich auch später immer wieder gemacht, so oft meine Wege mich mit K. zusammenführten. Seine Religiösität war aber keine bloß beschauliche, in das Walten Gottes in Schöpfung und Erlösung sich versenkende Betrachtung. K. hatte das Bedürfniß, jene zu bewähren im Leben. Daher that er Gutes, wo immer er konnte. Zahllosen ist er in ihrer Noth zu Hülfe gekommen, ohne auf Dank zu rechnen, und oft ohne solchen zu empfangen. Er übte das Gute um des Guten willen. Der katholischen Kirche war er aus wissenschaftlicher Ueberzeugung in Treue ergeben. Er blieb das auch dann, als man am 18. Juli 1870 in Rom den Bruch mit der großen Vergangenheit derselben endgültig vollzogen hatte. Seitdem gehörte er mit Herz und Sinn dem Altkatholicismus an, den er nicht bloß durch persönliche Dienstleistungen, sondern auch durch reiche Spenden zu fördern suchte. So war und wirkte der edle, für Glauben und Wissen in gleichem Maße begeisterte Mann, bis ihn der Tod, nach kurzem Krankenlager, am 27. Januar 1889 in einem Alter von nahezu 78 Jahren aus den Kämpfen dieses Lebens erlöste. Ich vertraue, daß bei seinem Scheiden an ihm das Wort der Offenbarung sich erfüllte: „Selig die Todten, die in dem Herrn sterben, denn von nun an, spricht der Geist, sollen sie ausruhen von ihren Mühen und ihre Werke folgen ihnen nach" (Apoc. XIV, 13).

Theodor Weber.

Knosp: Rudolf K., Großindustrieller. Am 22. Juni 1820 zu Ludwigsburg in Württemberg als der Sohn eines kinderreichen Hofbediensteten geboren, besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt und dann die Stuttgarter Gewerbeschule, trat als Lehrling in ein angesehenes hauptstädtisches Indigogeschäft ein und wurde später bei demselben als Commis und Reisender angestellt. Nach seiner 1845 erfolgten Verehelichung mit Sophie Schmid aus Basel machte er sich selbständig und begründete in Cannstatt ein Geschäft, das bald nach Stuttgart verlegt wurde und sich allmählich aus den bescheidensten Anfängen zu großartigem Umfang entwickelte. Durch Intelligenz, Energie und Fleiß schwang er sich zu einem der ersten und reichsten deutschen Handelsherrn empor. Er rief die deutsche Anilinindustrie ins Leben, indem er die bisher nur in Frankreich betriebene Fabrikation verschiedener Indigostoffe einführte und hierauf zur Fabrikation von Theerproducten überging. Kaum war die Firma im Stande, die ihr aus allen Erdtheilen zufließenden Aufträge zu bewältigen. Die von K. hergestellten Erzeugnisse wurden auch auf verschiedenen Weltausstellungen ausgezeichnet, so 1867 in Paris mit der großen goldenen Medaille. Nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes im J. 1873 vereinigte K. sein Geschäft, zugleich mit der Stuttgarter Firma Heinrich Siegle, mit der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. Diesem größten deutschen, den Weltmarkt beherrschenden Farbenfabrikationsgeschäfte widmete er fortan bis an sein Lebensende seine Kräfte und Erfahrungen. Auch sonst trug er viel zur Unterstützung und Hebung der einheimischen Industrie bei, betheiligte sich an zahlreichen Unternehmungen und Gründungen, saß in den verschiedensten Aufsichtsräthen als Vorsitzender oder Mitglied.

Mit lebhaftem Sinne für politische und Verwaltungsangelegenheiten ausgerüstet, nahm er am öffentlichen Leben überhaupt und namentlich an dem seiner Adoptivvaterstadt Stuttgart regen Antheil. Er bethätigte sein Interesse auch dadurch, daß er von 1865 bis 1871 dem hauptstädtischen Gemeinderathe angehörte. Ebenso längere Jahre dem dortigen Handels- und Oberhandelsgerichte sowie dem Geheimenrathe als technischer Beirath. 1868 candidirte er im ersten württembergischen Wahlkreise, von der großdeutschen demokratischen Partei gegen die Deutsche Partei aufgestellt, für das deutsche Zollparlament und siegte nach hitzigem Wahlkampfe. Obgleich er die Segnungen der neu erworbenen deutschen Einheit wohl zu schätzen wußte, hielt er doch zeitlebens an seinen maßvoll particularistischen Neigungen, die mit freisinnigen und freihändlerischen Hand in Hand gingen, fest. Für öffentliche und wohlthätige Zwecke war er stets zum Geben bereit. — Seine Verdienste wurden durch Ordens- und Titelverleihungen gewürdigt. 1866 wurde er Commerzienrath, 1889 Geheimer Commerzienrath. Unter anderem besaß er das mit dem Personaladel verbundene Ehrenkreuz des württembergischen Kronenordens. Aber bei allen Erfolgen blieb er stets der schlichte und bescheidene Sohn des Bürgerthumes. — In den letzten Jahren zog er sich, nicht mehr im Vollbesitze seiner Gesundheit, mehr und mehr von den Geschäften zurück. Er weilte mit Vorliebe auf seinem Schloßgute am Starnberger See, das er 1872 erworben hatte. Den Winter 1896/97 fesselte ihn ein qualvolles Herzleiden ans Lager; er verschied am 26. März 1897 zu Stuttgart.

Schwäbische Kronik vom 30. März 1897 (Abendblatt). — Der Beobachter (Stuttgart) vom 29. März 1897. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog II (1898), S. 277 ff.

Rudolf Krauß.

Knuth: Paul K., Botaniker, geboren zu Greifswald am 20. November 1854, † zu Kiel am 30. October 1900. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt widmete sich K. an der dortigen Universität vom Herbste 1873 an mit einer halbjährigen Unterbrechung in Bonn dem Studium der Naturwissenschaften, das er nach beendigtem Triennium durch seine Promotion zum Dr. phil. auf Grund einer chemischen Dissertation: „Ueber eine neue Tribrombenzolsulfosäure“ zum vorläufigen Abschluß brachte. Nachdem er bald darauf nach einer kurzen Thätigkeit als Hülfslehrer an der Realschule in Iserlohn die Prüfung für das höhere Schulamt bestanden hatte, wurde er an derselben Anstalt als ordentlicher Lehrer angestellt, bis er 1881 an die Oberrealschule nach Kiel berufen wurde. In diesem Wirkungskreise verblieb er. Im J. 1895 wurde er zum Professor ernannt, 1898 von der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie deutscher Naturforscher zum Mitgliede gewählt. Im Herbste dieses Jahres unternahm er behufs blüthenbiologischer Forschungen unterstützt von der preußischen Akademie der Wissenschaften eine Reise um die Welt, von der er nach dreivierteljähriger Abwesenheit von Europa krank nach der Heimath zurückkehrte, wo er bald darauf, erst 46 Jahre alt, einem alten Magen- und Darmleiden erlag.

Trotz der kurzen Lebenszeit, während welcher es K. zu wirken vergönnt war, hat er dennoch, ausgestattet mit einer intensiven Arbeitskraft, eine größere Zahl die botanische Wissenschaft fördernder Arbeiten geliefert. In dem unten verzeichneten Nachruf von Appel sind seine sämmtlichen Publicationen in zeitlicher Ordnung angegeben. Zunächst verdienen seine floristischen Studien genannt zu werden, die er seit seiner Uebersiedlung nach Kiel in Angriff nahm. Sie beziehen sich auf die Pflanzenwelt Schleswig-Holsteins, Helgolands und der friesischen Inseln, die er wiederholt botanisch durchforscht hat. Er veröffentlichte seine Ergebnisse in der 1888 erschienenen „Schulflora der Provinz Schleswig-Holstein“ und in der „Flora der nordfriesischen Inseln“ vom Jahre 1895. Mit letztgenanntem Werke wollte er auch die Resultate seiner blüthenbiologischen Untersuchungen, die er auf allen Excursionen schon von Anfang an mit Vorliebe anstellte, ursprünglich verknüpfen. Er entschied sich dann aber dafür, diese gesondert herauszugeben. So erschien noch vor jener Flora 1894 die Arbeit: „Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln“, der später noch weitere Beiträge in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein (Bd. X, 2) folgten. Auch das noch wenig bebaute Feld der Phänologie suchte er zu fördern und weitere Kreise dafür zu interessiren. Er erließ daher 1890 einen Aufruf an hundert Botaniker, um sie, dem Vorgange Hermann Hoffmann's (s. A. D. B. L, 412) folgend, an der Hand der von ihm ausgearbeiteten Anweisung zu gleichzeitigen Beobachtungen anzuregen. Auf diese Weise brachte er gegen 30 Beobachtungsstellen zu Stande. Seine phänologischen Abhandlungen erschienen ziemlich zerstreut theils in der „Heimath“ (1890—95), theils in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein (1896—99), theils in Tagesblättern. Die Vorstudien zu den floristischen Arbeiten regten K. an, auch der Geschichte seiner Wissenschaft, soweit sie sich auf das von ihm bearbeitete Gebiet bezieht, nachzugehen. Er schrieb aus dieser Veranlassung eine „Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein“, deren erster Theil, die vorlinné'schen Botaniker behandelnd, 1890 herauskam und der 1892 ein zweiter Theil über die späteren Botaniker folgte. Seinen historischen Neigungen entsprang auch die Neuherausgabe von Christian Konrad Sprengel's (s. A. D. B. XXXV, 293) berühmtem Buche: „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen“, die er aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums jener Schrift

für Ostwald's Klassiker der modernen Wissenschaften (Band 48—51) besorgte. Der hier behandelte Gegenstand mag ihn besonders angezogen haben. Denn, wie erwähnt, war die Blüthenbiologie, die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen- und Thierwelt, das Feld, auf dem er am erfolgreichsten gearbeitet hat. Die zahlreichen Einzelarbeiten nach jener Richtung hin sind aus dem schon angeführten Litteraturnachweis des Appel'schen Nachrufs ersichtlich. Von zusammenhängenden Schriften sei hier nur der 1894 veröffentlichte „Grundriß der Blüthenbiologie" hervorgehoben, der aus der Praxis des Unterrichts entsprang und in den betheiligten Lehrerkreisen weite Verbreitung gefunden hat. Das Hauptwerk seines Lebens war das „Handbuch der Blüthenbiologie". K. gab dem Titel seines Buches den Zusatz „unter Zugrundelegung von Hermann Müller's Werk: Die Befruchtung der Blumen durch Insekten". In der That dachte er sich anfangs wol seine Arbeit nur als eine Neubearbeitung jenes classischen Buches. Bald jedoch wuchs das Material so an, daß, wenn auch fußend auf der von Müller gegebenen Grundlage, doch ein ganz neues Werk von erheblichem Umfange entstand. Der erste Band erschien 1898. Er enthält die Einleitung und die Litteraturangaben, deren Umfang — 2871 Nummern — einen Schluß auf die Arbeitsleistung des Verfassers zuläßt. In demselben Jahre kam noch der erste Theil des zweiten Bandes heraus, in welchem die Bestäubungsverhältnisse der europäischen Ranunculaceae bis zu den Compositae behandelt sind. Der zweite Theil wurde 1899 veröffentlicht und schildert den Rest der Dicotylen, die Monocotylen und Gymnospermen Europas und des arktischen Gebietes. In dem dritten Bande wollte K. die bezüglichen Verhältnisse bei den außereuropäischen Gewächsen darlegen. Zu diesem Zwecke unternahm er die Eingangs erwähnte, durch Unterstützung der Berliner Akademie möglich gemachte große Reise.

Nachdem K. am 18. October 1898 Europa von Genua aus verlassen hatte, traf er nach kurzem Aufenthalte in Singapore am 16. November in Buitenzorg auf Java ein, das er zum Hauptstützpunkt seiner Reise machte und woselbst er volle vier Monate, bis zum 20. März 1899, verblieb. Die Rückkehr erfolgte nach nochmaligem kurzen Besuche von Singapore über Japan nach Californien und durch Nordamerika bis New-York. Am 16. Juli 1899 landete K. wieder in Europa. Die Ergebnisse seiner Reise selbst zu bearbeiten hinderte ihn leider sein frühzeitiger Tod. Die Herausgabe des dritten Bandes der Blüthenbiologie mußte andern Händen anvertraut werden. Sie übernahm mit Benutzung weniger im Nachlasse Knuth's vorgefundener Blüthenskizzen, unter Mitwirkung von Dr. Otto Appel Dr. Ernst Loew, Professor am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium in Berlin nach gleichen Grundsätzen wie in den beiden ersten Bänden. Der 1904 herausgekommene erste Theil bringt die Fortsetzung der blüthenbiologischen Litteratur (Nr. 2872—3547) und die specielle Besprechung der in außereuropäischen Gebieten bisher beobachteten Erscheinungen innerhalb der Familien der Cycadaceae bis zu den Cornaceae.

Nachruf v. Otto Appel in Berichte d. dtsch. Bot. Ges. XVIII, 1900.

E. Wunschmann.

Kobbé: Wilhelm August K. stammt von einer gebildeten nassauischen Familie, deren Mitglieder seit mehreren Generationen in Civil- und Militärdiensten des nassauischen Hauses gewesen sind. Der Name — ursprünglich Kobbe, latinisirt Kobbeus — wurde seit der französischen Occupationszeit zum Theil Kobbé geschrieben. K. wurde zu Idstein (Nassau) am 24. April 1802 als Sohn des Amtmanns Friedrich Siegfried K. geboren und starb am 29. September 1881 zu New-York, wo er seit 1839 herzoglich nassauischer

Generalconsul für die Vereinigten Staaten war. In der neuen Heimath nahm er eine hervorragende sociale Stellung ein und in seinen besten Jahren nahm er den lebhaftesten Antheil an gemeinnützigen Bestrebungen aller Art und insbesondere an solchen, welche der deutschen Einwanderung zu statten kamen. Er war thätig bei der Gründung der Deutschen Gesellschaft und war auch einer der Gründer des Deutschen Vereins in New-York. Von seinen Söhnen ist Wilhelm August K. General in der Bundesarmee und führt augenblicklich das Commando des Departement of Dakota mit Hauptquartier in St. Paul, Minnesota. Philipp Ferdinand K., Major a. D. in der Nationalgarde, ist Vicepräsident der Westinghouse electric & manufacturing company. K. wußte, wie sich selbst so auch seinen Kindern die besten Züge des deutschen Charakters zu erhalten. K.

Kobelt: Karl Ulrich K., Director der Neinstedter Anstalten, ist geboren am 5. November 1847 in Pinne (Provinz Posen). Sein Vater war dort Lehrer und Küster, ein Mann, der schon in seiner Jugend um seines festen Bekenntnisses zum HErrn willen Verfolgung zu leiden hatte. Seine Mutter war eine fromme Proselytin. Sie hatte in dem Hause des Herrn v. Rappard in Pinne, das ein Sammelpunkt der Gläubigen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war, das Evangelium kennen gelernt, ihren Heiland gefunden und dem jungen Lehrer und Küster Kobelt die Hand zum Bunde für das Leben gereicht. Schon früh pflanzte sie das Wort Gottes in das Herz ihrer Kinder. Sie und Frau v. Rappard haben einen bestimmenden Einfluß auf Karl K. gehabt, der schon als Knabe seinen Vater verlor, ebenso der Pastor Ulrich Böttcher in Pinne. Beide, Pastor Böttcher und Frau v. Rappard, waren Karl's Pathen. Er ist ihnen sein ganzes Leben hindurch in inniger Dankbarkeit verbunden geblieben. In dem Berichte über die Einweihung der Anstaltskirche in Neinstedt, „die ihm“, wie er zu sagen pflegte, „Gott gebaut hatte“, und deren Weihe wol den Höhepunkt seines Lebens bildete, hat er diesen beiden Pathen folgendes Denkmal gesetzt: „Aus der Jugendzeit stiegen da vor meiner Seele so manche ehrwürdige Gestalten und besonders das Bild meiner Taufpathe, der in weiten Kreisen des Reiches Gottes bekannten Frau Adelheid von Rappard geb. von Massenbach, auf. Ihre große Wohlthätigkeit gegen Arme, ihre die Verlorenen suchende Liebe, ihre christliche Charakterfestigkeit haben einen großen Eindruck auf viele gemacht, die sie gekannt haben. Mich hat sie geistig und geistlich in hervorragender Weise beeinflußt, und wie hätte ich an diesem Freudentage ihrer nicht dankbar gedenken sollen“. Dann erinnert er daran, daß vor 38 Jahren auch der Weihetag seiner Heimathskirche gewesen ist, „in welcher ich“, so schreibt er weiter, „von Kind auf das Wort Gottes gehört habe, und der Pastor dieser Kirche, der auch bei meiner Taufe fürbittend als Pathe für mich bei Gott eingetreten war, Ulrich Böttcher, einer der besten Geistlichen unserer Landeskirche, mein väterlicher Freund, stand mit allem Schmuck der Wahrheit und Liebe, den ihm Gott verliehen hat, lebendig vor meiner dankbaren und den HErren lobenden Seele“.

Da K. unter dem Einfluß solcher Persönlichkeiten aufwuchs, können wir es verstehen, wie schon in den Jahren seiner frühen Jugend sich eine Festigkeit in seinem Charakter bildete, die ihn in Züllichau, wo er als Elfjähriger im J. 1858 auf das Pädagogium kam, in entschiedenen inneren Gegensatz gegen den unter den Lehrern herrschenden Rationalismus treten ließ. Er reifte zu einer ausgeprägten Persönlichkeit heran und ist auch auf der Universität in Berlin und Halle (1866—1869) nicht von den Grundanschauungen gewichen, die ihm das fromme Elternhaus und die beiden Taufpathen in das Herz ge-

pflanzt hatten. Die theologische Wissenschaft hat ihn in seinem Kinderglauben nie ernstlich beirrt. Mit Liebe hing er an den lutherischen Bekenntnißschriften und den alten Dogmatikern. Valerius Herberger war einer seiner Lieblingsprediger. Besonders studirte er Luther's Schriften. Mit allen diesen Quellen lutherischen Glaubens war er vertraut, und sie waren ihm wirkliche Lebensquellen, die Theologie, die er studirte, war ihm Herzenssache.

Alle ausgeprägten Persönlichkeiten zogen ihn an. Er verkehrte in Berlin bei Hengstenberg, in Halle bei Tholuck und dem reformirten Domprediger Zahn. Hier lernte er auch den geistvollen und bedeutenden Pastor der separirten reformirten Gemeinde in Elberfeld, den alten Kohlbrügge, kennen und wurde so mächtig von ihm angezogen, daß er, obwol schon als Student scharf ausgeprägter Lutheraner, doch im J. 1869 dem Rufe des scharf ausgeprägten Calvinisten folgte und an der niederländisch-reformirten Gemeinde zu Elberfeld die Stelle eines Organisten, Leiters des Kirchengesanges und Gemeindehelfers annahm. Freilich dauerte dieses Zusammenarbeiten mit Kohlbrügge nicht lange. K. kehrte in seine Heimath zurück, machte seine Examina und wurde 1872 Rector in Birnbaum. Da er sich erbot, unentgeltlich die Filialgottesdienste in Radusch abzuhalten, wurde er im December desselben Jahres ordinirt, nachdem er sich schon im Juli mit Frl. Marie Krüger aus Pinne verheirathet hatte.

Alsbald wurde man auch in Birnbaum gewahr, daß man es in K. mit einem festen Charakter zu thun habe. Seine entschlossene Vertretung des christlichen Geistes in der Schule machten ihn Vielen mißliebig, und sein rückhaltloses Strafen öffentlicher Sünden trug ihm einen nächtlichen Angriff ein, bei dem Gottes Hand ihn vor der Kugel des Mörders bewahrte. Im November 1874 wurde er nach Kosten gesandt, wo ihn aber schon nach wenigen Monaten, im Februar 1875, der Ruf nach Neinstedt traf. Hier sollte er seine Lebensarbeit finden, zunächst ganz wider seinen Willen und ohne die geringste Neigung für die Arbeit der Inneren Mission. Er spricht sich später selbst einmal über seine Berufung nach Neinstedt aus. Er schreibt: „Die Innere Mission hatte damals für mich das Ansehen des schwarzen Erdtheils; ich kannte sie nicht; ich wußte kaum mehr als den Namen des Rauhen Hauses. Als Student hörte ich den alten Wichern reden, es war in Halle im J. 1868, doch hat das damals keinen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Als daher an mich der Ruf erging, die Leitung der Neinstedter Anstalten als Leiter und Seelsorger zu übernehmen, da war ich so gänzlich unvorbereitet und nach meiner Ueberzeugung so gänzlich unfähig für diesen Beruf, daß ich denselben ohne weiteres ablehnte. Pastor von Nathusius (damals Vorsteher der Knabenrettungs- und Brüderanstalt) wußte aber in der mit mir angefangenen Correspondenz den abgerissenen Faden immer wieder aufzunehmen, und schließlich willigte ich ein, die Anstalten in Neinstedt wenigstens zu besehen. Ich sah damals (Januar 1875) zum ersten mal in meinem Leben ein Rettungshaus, Brüder der Inneren Mission, Blöde und Epileptische, und war bald dreißig Jahre, und bereits fünf Jahre Pastor. Der alte Missions-Superintendent Hardeland (damals Inspector der Knabenrettungs- und Brüderanstalt), ein wetterharter Knecht Gottes, redete mir sehr zu, die hiesige Arbeit zu übernehmen . . . . . . Die hiesige Arbeit entwickelte sich nun auf allen Gebieten je länger desto mehr als eine Erntearbeit. Die unleugbare Thatsache, daß die Neinstedter Anstalten in den letzten zehn Jahren sich in jeder Beziehung vergrößert haben, kommt nicht auf meine Rechnung. Sie erklärt sich vielmehr ganz natürlich daraus, daß mit dem Jahr meines Eintritts eine Periode der Ernte auf all diesen Reichs-

gottesgebieten angebrochen war. Diese Ernte aber ist die Frucht der treuen Aussaat derer, die vor mir gearbeitet haben".

So schrieb K. zehn Jahre nachdem er die Arbeit in Neinstedt übernommen hatte. Er hat sie fast 25 Jahre, mit großer Treue, mit voller Hingebung, unter dem sichtlichen Segen Gottes gethan, bis er unter ihrer Last buchstäblich zusammenbrach. Ein Gehirnleiden bereitete sich in seinen letzten Lebensjahren vor, in immer zunehmender Reizbarkeit sich offenbarend, es entwickelte sich zur Gehirnerweichung. Ein Aufenthalt in Schierke im Harz brachte die erhoffte Heilung nicht; nach halbjährigem schweren Leiden erlag er einem Gehirnschlag am 6. April 1899.

Um die Bedeutung Kobelt's recht zu verstehen, die er für die Neinstedter Anstalten gehabt hat, muß unsere Darstellung etwas zurückgreifen. Am 15. October 1850 war in Neinstedt ein Rettungs- und Brüderhaus entstanden. Philipp und Marie Nathusius, beide durch ihre litterarische Thätigkeit bekannt und von nicht unbedeutendem Einfluß auf ihre Zeit, hatten es gegründet. Sie wollten nicht nur die Zahl der Rettungshäuser um eins vermehren, sondern es lag ihnen besonders daran, in der mit dem Rettungshause verbundenen Brüderanstalt junge Leute für allerlei Dienst der Inneren Mission zu erziehen. Philipp Nathusius verwaltete die Anstalt selbst, die Leitung des inneren Betriebes legte er in die Hand eines bewährten Theologen. Trebitz, Vogel, Flaischlen und Hardeland sind zu seinen Lebzeiten als Inspectoren der Knaben- und Brüderanstalt thätig gewesen. Als K. sein Amt antrat, war Philipp v. Nathusius — er war inzwischen geadelt worden — schon heimgegangen († 1872). Sein Sohn, der Pastor v. Nathusius (später Professor in Greifswald) hatte das Vorsteheramt von seinem Vater überkommen, aus seiner Hand empfing K. die Stelle eines Inspectors und Seelsorgers am „Lindenhof" — diesen Namen hatte die Rettungs- und Brüderanstalt angenommen.

Neben dem Lindenhof war im J. 1861 das Elisabethstift als eine besondere Anstalt entstanden. Die Schwester Philipp v. Nathusius', Fräulein Johanne Nathusius, hatte sie für blöde Kinder gegründet. Als K. sein Amt antrat, lag die äußere Verwaltung dieser Anstalt noch in den Händen der Stifterin. K. wurde zunächst Seelsorger für die Pfleglinge und das Pflegepersonal. Im Rettungshause mochten sich etwa 70 Kinder, in der Brüderanstalt des Lindenhofes etwa 50 Brüder, in der Blödenanstalt mit der Zweiganstalt auf Schloß Detzel bei Neuhaldensleben (gegr. 1865) etwa 200 Blöde befinden. Kirchlich waren die in Neinstedt gelegenen Anstalten in der Kirchgemeinde Neinstedt eingepfarrt. Als später noch eine Anstalt für weibliche Blöde und Epileptische (1877) und eine für männliche Epileptische (1884) in Thale entstanden, wurden diese beiden Häuser in die Kirchgemeinde Thale eingepfarrt. Die Anstaltsinsassen besuchten den Gottesdienst in diesen Dorfkirchen, erhielten auch den Confirmandenunterricht in den ersten Jahren von dem Dorfgeistlichen. Mit der zunehmenden Pfleglingszahl wurde der Raum in der Dorfkirche zu klein; auch brachte die Zunahme der Epileptiker manche Störung für die Gemeindeglieder, sodaß in den 60er Jahren der Betsaal des Lindenhofs für die Zöglinge und Pfleglinge der gottesdienstliche Raum wurde, aber das Pflegepersonal und ein Theil der Brüder besuchten die Dorfkirche wie zuvor. Dies wurde von Pastor K. sofort als ein Riß im gottesdienstlichen Leben der Anstalten empfunden. Allerlei in der bisherigen Entwicklung drängte darauf hin, die Anstaltsinsassen zu einer eigenen Parochie zusammen zu schließen. Kobelt's energische Persönlichkeit mit den klaren und festen kirchlichen Gesichtspunkten gehörte dazu, dieses Werk zu vollbringen. Es ist

eine mühselige, dornenvolle Arbeit gewesen, die er damit geleistet hat. Es galt viele Bedenken innerhalb der Verwaltungsräthe des Lindenhofs und des Elisabethstifts zu beseitigen, es galt die großen Schwierigkeiten zu überwinden, welche die beiden Kirchgemeinden Neinstedt und Thale bereiteten — sie wollten die Anstalten nicht aus ihrem kirchlichen Verbande entlassen —, allerlei persönliche Mißverständnisse und Differenzen erschwerten die Durchführung des Plans, aber endlich gelang er doch, und als es K. vergönnt war, das Werk durch den Bau der schönen Anstaltskirche zu krönen, die ganz aus Liebesgaben errichtet ist, da war die schönste Stunde seines Lebens gekommen, er konnte sich nun erst so recht heimisch in seiner Arbeit fühlen, denn er hatte nun eine eigne Kirchgemeinde und war ihr Pfarrer. Es ist herzerquickend, den Bericht von seiner Hand über die Kirchweihe zu lesen, man hört den Jubel und Dank seines Herzens daraus ertönen: „dem HErrn die Ehre und uns die Freude!" — das ist das Thema seiner Ausführungen.

K. war nun ganz der Mann dazu, das neue Kirchenwesen der Anstaltsgemeinde einzurichten. Seine hervorragende musikalische Begabung, sein feines Verständniß für die liturgischen Schätze der lutherischen Kirche, sein ästhetisch gebildeter Geist, sein ganzes von kirchlichen Gedanken getragenes Handeln hat der Anstaltsgemeinde ein gottesdienstliches Leben geschaffen, so schön und erquicklich, wie sichs vielleicht nicht oft noch in einer Gemeinde finden mag. Er verstand es besonders, die Anstaltsfeste zu Höhepunkten des Anstaltslebens zu gestalten. Wer einmal in der Lindenhofskirche Weihnachten mit erlebt hat, vor allem den Vespergottesdienst am heiligen Abend, der hat etwas erlebt, was er nie wieder vergessen kann. Mit meisterhafter Architektonik baut sich die Feier auf, die Pastor K. selbst entworfen hat, und er hat nicht davor zurückgeschreckt, die höchsten Anforderungen an den Chor der Lindenhofskirche zu stellen: Händel's „Ehre sei Gott in der Höhe" und „Uns ist zum Heil ein Kind geboren" gehören zum eisernen Bestand der Weihnachtsfeier und erschallen Jahr um Jahr aus den Kehlen der Rettungshauszöglinge und der Brüder.

Und was bot K. der Anstaltsgemeinde in seinen Predigten! Er war ein gewaltiger Zeuge der Wahrheit. Mit heiligem Ernst strafte er und predigte er Buße, dann konnte er aber auch wieder mit großer Zartheit und Innigkeit von dem Lamm Gottes reden, das der Welt Sünde getragen hat. Seine Rede hatte einen hohen Schwung, wenn er von den Geheimnissen der Erlösung sprach, meist war sie praktisch gerichtet, auf die Bedürfnisse der Anstalt Bezug nehmend, oft originell. Eine Osterpredigt begann er mit den Worten: „Heute wollen wir dem Teufel seine Freude verderben, daß er beschämt in der Ecke stehen und die Ohren hängen lassen soll". Kein Wunder, daß K. als Festprediger sehr begehrt war, weit über die engen Grenzen der Provinzialkirche hinaus. Er wurde zur Kirchenvisitation in der Provinz Posen als Mitglied der Visitationscommission vom Oberkirchenrathe bestellt, und seine packende Predigtweise, sowie die anregende Art seiner Persönlichkeit bewirkten es, daß er fast jährlich auf vier Wochen zum Curprediger in Marienbad berufen wurde; manche Curgäste richteten sich in der Wahl der Curzeit danach, wenn K. den Dienst in der Curgemeinde hatte. So konnte es nicht fehlen, daß K. bald in weiteren Kreisen bekannt wurde, zu den einflußreichsten Persönlichkeiten Beziehungen gewann und daß er zu Vorträgen bei bedeutsamen Gelegenheiten herangezogen wurde (Gnadauer Conferenz, August-Conferenz, Missions-Conferenz in Halle, Landeskirchliche Versammlung 1895, Jubelfest der Inneren Mission in Wittenberg u. s. f.). Dies alles kam der Entwicklung der Neinstedter Anstalten in hohem Maße zu gute. Durch ihn wurden sie

weithin bekannt, und die Aufnahme in ihnen wurde von Vielen begehrt. Damit hing denn auch ihre stete Erweiterung zusammen. Was ist unter Kobelt's Leitung alles gebaut worden! Die Anstalt Kreuzhilfe (1877), die Capelle daselbst (1882), Gnadenthal (1884), die Anstaltskirche (1886), die Anstaltsschule (1886), das Pfarrhaus (1890), das Brüderhaus (1899). Wer selbst einmal ein Anstaltsgebäude gebaut hat und sich das Geld dazu sammeln mußte, der kann ermessen, welche Summe von Arbeit und Lebenskraft in den obigen kurzen Daten steckt.

Das Brüderhaus hat er nicht mehr einweihen können. Es wurde nach seinem Tode geweiht. Aber er hat auch durch diesen Bau dafür sorgen wollen, daß das Brüderhaus nicht mehr übersehen werden möchte. „Das übersehene Brüderhaus", so hatte er einmal einen Artikel überschrieben, in dem er seinem Schmerz darüber Ausdruck gibt, daß die Brüderhäuser so unbekannt, die Brüdersache ein Aschenbrödel unter den Arbeitsgebieten der Inneren Mission sei; und gerade dieser Brüdersache hat er seine beste Kraft gewidmet. Daß heute Brüderarbeit für den Dienst der Inneren Mission mehr gesucht wird als je, ist wesentlich auf sein Wirken für diese Sache zurückzuführen. Wir, die wir nach ihm diese Arbeit zu vertreten haben, wissen, daß wir ernten, was er als Saat in unermüdlichem Schaffen ausgestreut hat. Unter ihm ist die Reinstedter Brüderschaft aufgeblüht. Als er kam, waren 50 Brüder zur Reinstedter Brüderschaft gehörig, als er starb 170. Als er kam, hatte der Lindenhof 37 Außenstationen, als er starb ca. 100, und zwar in fast allen Provinzen des deutschen Vaterlandes. In ähnlicher Weise ist die Pfleglingszahl im Elisabethstifte gewachsen. Bei seinem Amtsantritte waren etwa 200 Blöde in unseren Anstalten untergebracht, als er starb wurden 500 Blöde und Epileptische verpflegt. Die Zahl der Zöglinge des Rettungshauses hatte sich von ca. 70 auf über 100 vermehrt.

Wahrlich, die Innere Mission war dem Pastor K. kein schwarzer Erdtheil geblieben, sondern ein Arbeitsfeld mit reicher Ernte geworden. Ja, von der Geschichte der Inneren Mission im 19. Jahrhundert wird Kobelt's Name unzertrennlich sein. Jahrzehntelang war er Mitherausgeber und Mitarbeiter der Schäfer'schen „Monatsschrift für Innere Mission". In ihr, sowie in den „Lindenhofblättern", hat er werthvolle Artikel veröffentlicht. Die wichtigsten seien hier genannt: In der Monatsschrift sind erschienen „Die Arbeit an den Verwahrlosten und Blöden" (1876), „Briefe über die Innere Mission" (1879), „Der Lindenhof und das Elisabethstift in Reinstedt" (1881), „Das übersehene Brüderhaus" (1890), „Ueber die bleibenden Grundlagen der christlichen Liebesthätigkeit im Wechsel des Culturlebens" (1894), „Der Rettungshausverband und seine Organisation" (1895). In den Lindenhofblättern hat er geschrieben über „Die evangelischen Brüderschaften der Gegenwart und ihre Bedeutung für die Zukunft" (1883), „Geld und Geist im Reiche Gottes" (1883), „Ueber das Collectieren" — „Zum Capitel der Jahresberichte" — „Von der geistlichen Gesundheit" (1885). Ein Vortrag über „Die Kirche und die Universitäten" ist gesondert gedruckt, ebenso sein letzter Vortrag über „Die Kirche und ihre innere Mission" (1898).

Ein charakteristischer Zug an Kobelt's Arbeit war der kirchliche. Innere Mission und Kirche gehörten ihm zusammen. Darum war ihm auch die diakonische Seite der inneren Mission mehr zusagend als die missionarische. Von den „redenden Brüdern" wollte er nicht viel wissen. Er sah in ihrem Wirken eine Beeinträchtigung des kirchlichen Amtes. Aber ein Bruder, der einen armen Blöden täglich wol 10mal reinigte und in der Geduld Christi pflegte, das war ihm ein Bruder „zum Küssen".

Kobelt's Persönlichkeit war sehr scharf ausgeprägt, sie hatte auch ihre Ecken und Kanten. Er konnte leicht verletzen, und seine Schroffheit war verschrieen. Er war im Einzelgespräch und auf Versammlungen als schlagfertiger Gegner gefürchtet. Er konnte einem tüchtig etwas auf den Mund geben. Aber immer sagte er Bedeutendes. Auch alltäglichen Dingen wußte er eine wichtige Seite abzugewinnen, in seiner Gegenwart hielt sich die Unterhaltung stets auf einer gewissen Höhe; er war meist der Gebende und bildete schnell den Mittelpunkt des Kreises, in den er eintrat. Hatte er einmal zu viel Salz bei sich und dadurch wehe gethan, so konnte er, wenn er es inne wurde, in rührender Weise Abbitte thun. Er ließ sich sagen, trug nichts nach und konnte sehr schwer eine Bitte abschlagen. So war er denn auch von seinen Freunden geliebt und geehrt. Die Brüder, die er für den Dienst der Inneren Mission ausgebildet hatte, ehrten ihn als einen Vater, und viele, die in der Anstaltsgemeinde sonntäglich unter seiner Kanzel sitzen durften, danken ihm über das Grab hinaus für den Segen, den sie von ihm empfangen haben. Von denen, die ihn nicht näher kannten, wurde er leicht verkannt, die ihn kannten, schätzten sein goldenes Herz, das von der rauhen Außenseite umschlossen wurde. Der Anstaltsgemeinde war er wie ein zweiter Stifter, in der Kirche gehörte er zu den tüchtigsten Geistlichen, und war er ein muthiger Bekenner des alten Glaubens, für die Innere Mission einer ihrer eifrigsten Vertreter, ja auf dem Gebiete der Brüdersache ein Bahnbrecher. Sein früher Heimgang bedeutete einen schweren Verlust für die Kirche und ihre Innere Mission. Er selbst war zufrieden mit Gottes Weg und hielt sich für entbehrlich. „Ich kann abkommen", so sagte er wiederholt seiner Schwester, als sie ihn das letzte Mal vor seinem Tode sah. Er war auch innerlich bereit. Schon zwölf Jahre vor seinem Tode hatte er seinen letzten Willen aufgesetzt und sich seine Grabschrift gedichtet, welche jetzt auf einer Marmortafel über dem Pfarrsitze in seiner geliebten Lindenhofskirche angebracht ist. Sie soll den Beschluß dieses kurzen Lebensabrisses bilden. Sie lautet:

Dein Diener war ich hier,
Herr Jesu, Dank sei Dir.
Dein Dienst ist Seligkeit
Dem, der sich ganz Dir weiht.
Du hast mich theuer einst erkauft,
Dein bin ich durch Dein Blut,
Das ist mein höchstes Gut.
Ich bin in Deinen Tod getauft.

Nun ist das Dienen aus,
Ich geh' ins Vaterhaus.
Erweck mich aus dem Grab
Mit Deinem Hirtenstab
Und lass' mich Deines Namens Ruhm,
Was hier mein Bestes war,
Dort mit der obern Schar
Ewig erhöhn im Heiligthum.

Steinwachs.

Kober: Franz von K., geboren am 6. März 1821 als Sohn eines Landwirths zu Warthausen im württembergischen Oberamt Biberach, † zu Tübingen am 28. Januar 1897. Er legte die Gymnasialstudien zurück auf der Lateinschule zu Biberach von 1832 bis 1836, dem Obergymnasium zu Ehingen, wo er im niederen Convict wohnte, von 1836 bis 1840, studirte Philosophie und Theologie zu Tübingen 1840—1844, kam ins Seminar zu Rottenburg, wurde hier am 4. September 1845 zum Priester geweiht, sofort Vicar in Ulm, im folgenden Jahre Repetent am Wilhelmsstift zu Tübingen.

Als solcher trat er 1851 auf als Privatdocent an der katholisch-theologischen Facultät Tübingen ohne besondere Habilitation; diese war nicht erforderlich, weil die an den beiden theologischen Stiften angestellten Repetenten damals noch das Recht hatten, philosophische und theologische Vorlesungen zu halten. Im J. 1853 wurde er außerordentlicher Professor, am 8. September 1857 ordentlicher Professor für katholisches Kirchenrecht — dieses Fach war nach dem Ausscheiden Warnkönig's an die katholisch-theologische Facultät übergegangen —, zugleich für Epistolarexegese, Pädagogik und Didaktik. Die katholisch-theologische Facultät ernannte ihn im selben Jahre zum Dr. theol., im J. 1877 wurde er durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Cl. des Ordens der Württembergischen Krone ausgezeichnet, wodurch er den Personaladel erhielt. K. lebte nur seinem Lehramte und der Wissenschaft, hielt sich fern von der Politik und jeglicher Agitation; er war ein tüchtiger Lehrer, ein milder, liebenswürdiger und allgemein geachteter Mann. Im J. 1870 unterzeichnete er die von Döllinger, Kuhn und mir gemachte Erklärung gegen die Vatikanischen Beschlüsse (mein Buch „Der Altkatholicismus", Gießen 1886, S. 96), verhielt sich dann aber gleich seinen Tübinger Collegen gänzlich still.

Seine Schriften sind äußerst fleißig, bis ins kleinste durchgearbeitet, gut geschriebene, klare Leistungen, sie behandeln freilich zumeist Gegenstände, welche für das heutige Rechtsleben ihre Bedeutung dadurch eingebüßt oder doch gemindert haben, daß in der römischen Kirche die Opportunität und Politik an die Stelle des Rechts getreten ist. Sie sind: „Der Kirchenbann nach den Grundsätzen des canonischen Rechts" (1857); „Abhandlung über die Strafe der Suspension" (Univ.-Progr. v. 27. Sept. 1859); „Die Suspension der Kirchendiener" (1862); „Die Deposition und Degradation nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch-dogmatisch dargestellt" (1867). Dazu folgende Abhandlungen in der „Tübinger Theologischen Quartalschrift": „Beryllus von Bostra. Eine dogmatisch-historische Untersuchung" (Jahrgang 1848, S. 57 ff.); „Ueber den Einfluß der Kirche und ihrer Gesetzgebung auf Gesittung, Humanität und Civilisation im Mittelalter" (1858, S. 441 ff.); „Medicin und Kirchenrecht" (1873, S. 598 ff.); „Die körperliche Züchtigung als kirchliches Strafmittel gegen Kleriker und Mönche" (1875, S. 3 ff., 355 ff.); „Die Gefängnißstrafe gegen Kleriker und Mönche" (1877, S. 3 ff., 351 ff.), im Archiv f. kath. Kirchenrecht von Moy Bd. 21, S. 3 ff., 291 ff. Bd. 22, S. 3 ff. „Das Interdikt". Außerdem zahlreiche Artikel im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte.

Autobiographische mir gemachte Notizen vom 21. Januar 1878. — Sägemüller im Archiv f. kath. Kirchenrecht Bd. 77, S. 417.

v. Schulte.

Köberle: J. Georg K., Dichter, Schriftsteller und Bühnenleiter, wurde am 21. März 1819 zu Nonnenhorn am Bodensee als Sohn eines allgemein geachteten Landmanns geboren. Obwol er von Jugend auf Anlagen für höhere geistige Interessen entwickelte und mit allerhand abenteuerlichen Plänen für seine Zukunft hervortrat, sollte er sich nach dem Wunsche seines Vaters der Landwirthschaft widmen. Er wußte es jedoch durchzusetzen, daß er studiren durfte. Zu diesem Zweck bezog er das Gymnasium zu St. Stephan in Augsburg, das damals noch von weltlichen Lehrern geleitet wurde. Erst nachdem K. bereits vier Jahre dieses Gymnasium besucht hatte, traten Benedictinermönche an ihre Stelle, welche, wie es scheint, bei ihrem Unterricht den Hauptwerth auf die Aneignung einer möglichst großen Menge memorirten Stoffes legten. Wenigstens erzählt K. selbst, daß er im J. 1838 als Schüler der Obergymnasialclasse zu Augsburg keine andere Welt- und Menschenkenntniß

besessen habe, als „Sentenzen und Verse, die er während des achtjährigen Lehrcurses aus den deutschen, griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Klassikern wörtlich memorirt hatte". Im übrigen hatten sie nicht verstanden, sich bei ihrem Schüler in Respect zu setzen, da er dahin gekommen war, daß „selbst ein Mann im Mönchsgewand so gut als ein Herr im goldgestickten Frack ein ganz gewöhnlicher Mensch" sein könne. Nur die Jesuitenpatres flößten ihm noch Ehrfurcht ein, obwol er selbst noch keine gesehen hatte. So konnte es denn geschehen, daß ein älterer Bekannter, ein früherer Lieutenant, der in Rom für die Sache des Jesuitismus gewonnen war, ihn bestimmte, als Schüler in das Collegium Germanicum in Rom einzutreten, obwol ihm einer seiner früheren Lehrer, ein aufgeklärter Benedictiner, vor dem Mönchsgelübde warnte und ihn darauf aufmerksam machte, daß das Institut in Rom gegründet sei, um für die Sache des Jesuitismus in Deutschland Propaganda zu machen. Was K. am meisten nach Rom zog, war die Begeisterung für den Süden und die Kunstschätze des classischen Alterthums. Aber gleich die ersten Eindrücke, die er beim Eintritt ins Collegium erhielt, waren nicht günstig, obwol er von dem Pater Aloysius Landes, einem geborenen Schwaben, der Rector des deutschen Collegs war, freundlich empfangen wurde. Die antiken Bauten, wie das Colosseum, die er zu sehen bekam, wurden ihm einfach als Ueberbleibsel aus der Heidenzeit bezeichnet; das archäologische und philologische Interesse, das er für das Alterthum mitbrachte, fand nicht die geringste Befriedigung. K. wäre am liebsten schon in den ersten Tagen wieder aus dem Collegium abgerückt, mußte sich aber wol oder übel zu einer Probezeit verstehen und sich in das für die deutschen Schüler übliche hochrothe Kostüm eines Jesuitenzöglings einkleiden lassen. Indessen dienten die drei Monate, die er im Colleg verbrachte, nur dazu, den Abscheu gegen den ihm zugemutheten Gewissenszwang zu verstärken. Als ihn Pater Landes nach Ablauf dieser Zeit die Frage vorlegte, ob er geneigt sei, sich durch Ablegung des vorgeschriebenen Eides für immer dem Jesuitenorden zu verpflichten, weigerte er sich das Gelübde zu thun. Daraufhin erhielt er, wenn auch unter absichtlicher Verzögerung, seine Entlassung und bekam sogar ein glänzendes Abgangszeugniß ausgestellt, sowie allerhand Empfehlungen, von denen er aber keinen Gebrauch machte. Er hatte im Collegium nicht nur die Lust, Mönch zu werden, sondern überhaupt die Neigung, Theologie zu studiren, verloren und sehnte sich danach, auf deutschem Boden eine deutsche Universität besuchen zu dürfen. Erst ungefähr sieben Jahre nach dieser verunglückten Romfahrt veröffentlichte er seine Erinnerungen und Erfahrungen aus dieser Zeit. Sie erschienen unter dem Titel: „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg zu Rom" in den „Grenzboten" im October des Jahres 1845 (IV. Bd., S. 145—156, 185—202, 243—262) und kamen in erweiterter Gestalt und mit einem Anhang versehen unter dem alten und gleichzeitig unter einem neuen, welcher „Beleuchtung der Quelle aller ultramontanen Umtriebe und ihrer drohenden Eingriffe in die Wohlfahrt und Rechte des deutschen Volkes" . . . lautete, zum zweiten Male im J. 1846 in Leipzig heraus und erregten das größte Aufsehen.

Von Rom aus, wo er sich noch weitere sechs Monate aufgehalten hatte, um immer mehr seinen Glauben an den Wert des Papstthums zu verlieren, wandte sich K. nach München, wo er vom Jahre 1839 bis 1845 mit historischen, philosophischen und juristischen Studien beschäftigt war und obendrein noch Zeit fand, seine poetische Begabung zu bethätigen. Schon im J. 1843 erschien sein erstes Drama: „Die Prätendenten", das sich nicht mehr im Druck nachweisen läßt, auf dem Münchener Hoftheater und wurde von der Kritik

durchaus beifällig aufgenommen. Im August 1845 siedelte K. nach Leipzig über. Hier veröffentlichte er wiederum im Grunow'schen Verlag im J. 1846 ein zweibändiges Werk: „Rom unter den letzten drei Päpsten und die zweite Reformation in Deutschland", in dem er „keine trockene Geschichte", sondern „persönliche Erlebnisse" erzählen wollte, „an welche sich Scenen aus ältester und neuester Zeit, verbunden mit dem voraussichtlichen Endresultat der gegenwärtigen Bewegungen, zufällig, aber natürlich zu Einem Ganzen aneinderreihen". Das Werk zerfällt in zwei Theile; in dem ersten wird „Leo XIII. und der Geist der römischen Hierarchie", in dem anderen „Die italienische Revolution und die deutsche Nationalkirche" behandelt.

Schon im folgenden Jahre trat K. wiederum mit einer neuen Streitschrift zur Geschichte des modernen Papstthums auf, die sich mit den reformatorischen Bestrebungen des Papstthums Pius' IX. beschäftigte. („Warum reformirt Pius IX.? und Wie weit kann, wie weit wird er gehen?" ... Leipzig 1847.) Auch die Ereignisse des Jahres 1848 veranlaßten K. seine Stimme laut werden zu lassen. In der Flugschrift: „Der Volkstribun. Kritische Beleuchtung der Umwälzung und Neugestaltung Europas. Mit vorzüglicher Bezugnahme auf Deutschland", deren erstes Heft Leipzig, den 30. März 1848 datirt ist, bezeichnete er das Jahr 1848 als „das Jahr der geistigen Wiedergeburt", das man in Zukunft „das ruhmgekrönte Jahr einer zweiten Welterschaffung, das wahre Erlösungsjahr der europäischen Menschheit nennen" würde, „denn mit ihm beginne der Sturz roher Gewalt und der Sieg moralischer Kraft". Der Standpunkt, den er vertrat, war ziemlich links. Er forderte „vollständige Gewährung voller Freiheit, ein starkes Band unzertrennlicher Vereinigung aller deutschen Stämme und eine vollständige Sicherstellung gegen jede Reaction, denn das allein könne Deutschland retten und glücklich machen". Die Märzereignisse in Berlin, die er als „die Berliner Metzelei" bezeichnete, nahmen ihn gegen Friedrich Wilhelm IV. ein. Er erklärte: „König Wilhem hat nicht nur in Berlin alles Vertrauen auf seine unbeschränkte Gewalt und Einsicht unwiederbringlich vernichtet, sondern er hat zugleich den letzten autokratischen Ueberresten, die in anderen Theilen Deutschlands bisher noch geachtet wurden oder neben den Zugeständnissen vielleicht noch hätten bestehen können, eine schwere moralische Niederlage bereitet". Als Gegner von Friedrich Wilhelm's IV. Politik ereiferte er sich gegen die Möglichkeit, daß der König die deutsche Krone usurpiren könnte, und wies auf den deutschen Beruf Oesterreichs hin, das seine Grenzen schützen müsse, aber die fremde Nationalität achten solle. Oesterreichs Zukunft hänge von der richtigen Lösung seiner Doppelaufgabe ab, „der Grenzbestimmung und der Ordnung innerer Angelegenheiten". „Frieden oder Krieg, Wohlstand oder Noth, beseligende Eintracht oder vernichtende Zersplitterung werden daraus hervorgehen, je nachdem die Deutschen in Oesterreich jetzt ihren wahren Vortheil verstehen und kräftig erfassen, oder mißkennen oder versäumen. Wir hegen die vollste Zuversicht, daß Ersteres geschehe. Wien hat uns schon einmal aufs freudigste überrascht und wird jetzt seine Mission vollenden". Als seine Erwartungen nicht in Erfüllung gingen und alle gegebenen Versprechungen sich als „Worte! nichts als Worte" erwiesen, schloß er am 11. Mai die Artikelserie seines „Volkstribuns" mit einem „Zu spät" überschriebenen Aufsatz und verwies zum Schlusse derselben auf eine umfängliche Schrift, die er „Alte Diplomatie und neue Politik" betiteln wollte, und in der er alle die Fragen, die in den fliegenden Blättern des „Volkstribunen" ungelöst geblieben wären, lösen zu wollen erklärte. Er hat dieses Versprechen nicht eingehalten, sondern sich begnügt, schon wenige Tage später, am 18. Mai eine neue Broschüre unter dem Titel: „Der junge

Tropf am altem Zopf" (Leipzig 1848) zu veröffentlichen. In ihr verlangte er, daß Deutschland mit seiner mittelalterlichen Vergangenheit brechen solle. „Es muß brechen mit den bisherigen Vorrechten des Adels, brechen mit der bisherigen Praxis, die Abgeordneten zu Volkskammern aus dem Stande der Beamten und der Geistlichkeit zu wählen; brechen nicht nur mit den letzten Resten der Bureaukratie, sondern auch mit dem System der lebenslänglichen Anstellung irgend eines Verwaltungsbeamten; brechen mit dem Vorurtheil, daß unter einer zeitgemäß eingerichteten Regierung nur die nach dem römischen Codex schulgerecht verschimmelten Juristen die Fähigkeit zu Staatsstellen besitzen; brechen endlich mit der einseitigen Auffassung der materiellen Lebensfrage, daß sich Gewerbe, Handel und Industrie nur in spießbürgerlicher Zunftabgeschlossenheit heben lasse". Bei diesen Forderungen hatte K. offenbar amerikanische Zustände im Auge, und schließlich läuft diese Broschüre auf ein Lob Jefferson's aus, der „der eigentliche Fertiger des Glückes, Wohlstandes, der Freiheiten und Rechte von Nordamerika war".

Mit dieser Schrift zog sich K. für längere Zeit von der öffentlichen Theilnahme am politischen und publicistischen Leben zurück. Er widmete sich nunmehr historischen und ästhetischen Studien und nahm vor allem seine dramatischen Arbeiten wieder vor. Die erste Frucht seiner Muße, die im J. 1848 veröffentlichte zweibändige Schrift: „Der neue Thurm zu Babel oder Ahasver und seine Gesellen" (Leipzig), die wir nicht zu Gesicht bekommen haben, scheint jedoch völlig verunglückt zu sein. Der Referent in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Jahrg. 1848, 1. Bd., S. 520) hält sie für eine schwer verständliche Allegorie und erklärt, den eigentlichen Grundgedanken nicht erfaßt zu haben. Ahasver trete zwar hier und da auf, aber er sei nicht der eigentliche Ahasver, sondern nur wie er selber sage: „Ich bin die Mythe vom Mann, der wandernd geht von Ort zu Ort ohne Rast und Ruhe und nicht ans Ziel kommt, so lange auf der Erde noch Menschen leben; denn wo die Staubgeborenen wohnen, da haust die Thorheit, die mich stets weiter fliehen macht". Bessere Aufnahme fand das fünfactige Drama: „Die Medicäer" (Mannheim 1849), das nach der Meinung von Heinrich Kurz „die dramatische Begabung des Autors nicht verkennen läßt und einen großen Gedankenreichthum entwickelt, sich aber in rhetorische Breite verliert, wodurch die Handlung allzusehr zurückgedrängt wird" (vgl. auch die Blätter f. lit. Unterh. 1849, 2. Bd., S. 1087, 1088). Noch günstiger wurde die fünfactige geschichtliche Tragödie: „Der erste Bourbone auf Frankreichs Thron", von der uns eine undatirte als Manuscript für die Bühne gedruckte Ausgabe (Leipzig 1851) vorliegt, beurtheilt. Sie behandelt die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich durch Ravaillac, welcher den König tödtete, weil er angeblich seine Schwester entehrt haben sollte. „Heinrich IV. von Frankreich" lautet auch der Titel einer zweiten Tragödie in fünf Acten (Leipzig 1851), die in der Buchausgabe nicht weniger als 352 Seiten umfaßt. Sie gilt als das dramatische Hauptwerk Köberle's, ist schon im J. 1849 geschrieben und erweckte bei ihrer ersten Aufführung in Leipzig und auf anderen deutschen Bühnen Erwartungen, die sich schließlich nicht erfüllt haben (vgl. Blätter f. lit. Unterh., 1874, 1. Bd., S. 568). Jedenfalls dienten diese dramatischen Producte dazu, auf K. aufmerksam zu machen und ihn als einen Mann erscheinen zu lassen, der für die Zukunft des deutschen Theaters zu großen Hoffnungen berechtige. Die praktische Probe, die er in den Jahren 1853 bis 1856 als Leiter des Heidelberger Theaters über diese seine Befähigung zum Reformator ablegte, fiel jedoch nicht gerade glänzend aus. Er mußte große pecuniäre Opfer bringen, gerieth in Schulden, die er jedoch zurückerstatten konnte, und war wenigstens selbst davon

überzeugt, daß seine Directionsführung in artistischer Beziehung eine goldene Zeit für Heidelberg gewesen sei. Von Heidelberg siedelte K. nach Frankfurt a. M. über, von wo aus er einen „Offenen Brief an die Frankfurter Filiale des Berliner Central-Preßbureaus und an alle ihm untergebenen Journale" (Frankfurt a. M. 1857) richtete. In dem gleichen Jahre veröffentlichte er eine größere Abhandlung: „Der Zeitgeist und der Geist der Zeiten" (Frankfurt 1857).

Die nächsten Jahre, während deren er zunächst in München und dann in Stuttgart lebte, waren einem eifrigen dramatischen Schaffen gewidmet. Von seinen zahlreichen Stücken, die er selbst nur zum Theil in seine 1873 in Stuttgart erschienenen „Dramatischen Werke" aufnahm, hat sich jedoch keines gehalten, weshalb es genügt, daran zu erinnern, daß sie in Joseph Kürschner's „Deutschem Litteratur-Kalender auf das Jahr 1898" am vollständigsten aufgeführt werden. Der Referent in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1874, 1. Bd., S. 569) faßt sein Urtheil über diese Sammlung in folgende Worte zusammen: „Es ist aufrichtig zu bedauern, daß mit diesen Dramen nicht mehr und Höheres erreicht wird; denn daß ihr Urheber mit vollster Drangabe, mit heiligstem Eifer, mit dem ganzen Aufgebot seiner Begabung und seiner Begeisterung daran geschaffen, bezweifeln wir keinen Augenblick. Sein Wille ist der beste, sein Streben das redlichste, aber seine dichterische Befähigung für das Drama, unserem Ermessen nach, nicht so bedeutend, wie er geglaubt, und wie es zu wünschen wäre".

Die Vorgänge, die zur Unfehlbarkeitserklärung des Papstes führten, und die Ereignisse, die in Frankreich den Sturz Napoleon's III. im Gefolge hatten, veranlaßten K. noch einmal mit einer historisch-politischen Kampfschrift auf den Plan zu treten. Schon der doppelte Titel, den er ihr gab, veranschaulicht die schwülstige Ausdrucksweise, in der er sich je länger, je mehr bei seinen Auslassungen gefiel. Er lautet: „Deutsche Antwort auf welsche Projekte. Ein nach authentischen Quellen entworfenes Promemoria über das germanische Problem und über das, was noch zu thun erübrigt". Auch u. d. T. „Enthüllungen über die Palastrevolution im Vatican und der Feldzugsplan der Jesuiten gegen Deutschlands Neugestaltung" (Stuttgart 1870). K. behauptete in dieser Schrift, daß „die Casa professa im Palazzo al Jesu die Geburtsstätte des Unfehlbarkeitsdogmas sei, erklärte sich, und zwar als guter Katholik, als entschiedener Gegner der Infallibilität und bemühte sich zwischen dem usurpatorisch infallibilen Pontificate Pius' IX. und dem revolutionären Neu-Cäsarismus Napoleon's III. einen Zusammenhang nachzuweisen (vgl. Blätter f. lit. Unterh. 1871, 1. Bd., S. 170, 171). Die Schrift erregte Aufsehen und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen, die K. nach seiner Art vervollständigte und commentirte. Im gleichen Jahre debutirte er auch mit einem dreibändigen Roman, der unter dem vielsagenden Titel: „Alles um ein Nichts" (Leipzig 1871) Zug um Zug an die gefährlichsten französischen Verbrecherromane erinnert (a. a. O. 1872, 1. Bd., S. 289, 290). Scheint dieses Machwerk rasch in Vergessenheit gerathen und sogar von ihm später verleugnet worden zu sein — er fehlt in dem Kürschner'schen Verzeichniß seiner Schriften —, so wirbelte die von ihm im J. 1872 bei Neff in Stuttgart herausgegebene Reformschrift: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche" gewaltigen Staub auf und brachte K. für einige Zeit in den Mund aller der Vielen, welche für diese wichtige Frage Interesse zeigten. Auch die „Theaterkrisis" hat ihre Vorgeschichte. K. erzählt selbst, daß er schon im J. 1864 von dem Chef eines deutschen Cabinets, das er jedoch leider nicht nennt, aufgefordert worden sei, „eine Denkschrift über die Bühnenzustände zur Vorlage an den regierenden

Landesherrn auszuarbeiten und darin praktische Andeutungen zur Organisirung eines musterhaften Nationaltheaters niederzulegen". K. kam dieser Weisung nach, verfaßte ein „compendiöses Memoir" und verarbeitete dessen Grundgedanken zu einem größeren Aufsatz, der unter dem Pseudonym Georg Ißigat und unter dem Titel: „Ueber die moderne Bühne und die Mittel zu ihrer Reform" in der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrsschrift" im J. 1867 abgedruckt wurde (30. Jahrg., 3. Heft, S. 90—161). Die „Theaterkrise" enthält dann einen vollständigen Neudruck des erwähnten Aufsatzes, eingehende Mittheilungen über Köberle's eigene dramatische Dichtungen, sowie über erfolgreiche Aufführungen seiner Stücke und schließlich polemische Ausfälle gegen zu jener Zeit hervorragende Hoftheaterleiter, wie gegen Herrn v. Perfall in München, Feodor Wehl in Stuttgart, Laube in Wien und gegen den Generalintendanten v. Hülsen in Berlin, der besonders stark angegriffen wird. Daß K. mit seiner Schrift in ein Wespennest stieß, und daß die von ihm mehr oder weniger der Unfähigkeit geziehenen Bühnenvorstände die Beschuldigungen nicht auf sich sitzen lassen konnten, lag auf der Hand. Die Kritiken seines Buches, welche in der Presse reichlich erschienen, deckten die zahlreichen Schwächen seiner theoretischen Erörterungen schonungslos auf und hoben hervor, daß seine positiven Vorschläge, soweit sie brauchbar wären, nicht neu seien. Wie weltfremd und mit den thatsächlichen Verhältnissen unvertraut K. war, geht schon aus dem einen verstiegenen Einfall hervor, daß er vom Fürsten Bismarck, an den das Buch gerichtet ist, die Hebung des deutschen Theaters verlangte und voraussetzte, der Bundestag und der Reichstag werde sich mit der brennenden Theaterfrage sozusagen von Amts wegen befassen. Trotzdem schien es vorübergehend, daß Köberle's Reformprojecte wenigstens theilweise zur Ausführung kommen sollten. Der Großherzog von Baden hatte Köberle's Buch gelesen und beschlossen, K. an die Spitze seines Hoftheaters in Karlsruhe zu stellen, um der Misere, die nach Eduard Devrient's Abgang in der Leitung desselben ausgebrochen war, ein Ende zu machen. K. siedelte also im October 1872 von Stuttgart nach Karlsruhe über, war aber nicht im Stande, die unter den Schauspielern und Sängern von vornherein gegen ihn herrschende Mißachtung zu bannen und den Widerstand aller derer, die sich durch seine Berufung und Geschäftsgebarung zurückgesetzt glaubten, zu brechen, obwol er, wie es scheint, die Sympathie des unparteiischen Publicums in Karlsruhe zu gewinnen wußte. Auch am großherzoglichen Hofe fand er nicht den erwarteten Rückhalt. Er meinte vielmehr, daß eine Hofkabale an seinem Sturze arbeite. Wie nun auch die Verhältnisse, die ein Fernstehender kaum noch durchschauen kann, gelegen haben mögen, das Ergebniß war jedenfalls das, daß K. schon am 2. April 1874 aus seiner Stelle entlassen wurde, obwol er noch bis zum 1. October desselben Jahres einen unkündbaren Vertrag besaß. Die gehabten Aufregungen zogen ihm ein schweres Nervenleiden zu, auch erkrankte er an den Augen. Als er sich wieder besser fühlte, veröffentlichte er unter dem 16. Juli 1874 die Broschüre: „Meine Erlebnisse als Hoftheater-Director" (Leipzig), in der er sich als „den zur Zeit bestverläumdeten und bestgehaßten Mann in der deutschen Theaterwelt" hinstellte. Indessen genügte ihm dieser ziemlich schwache Rettungsversuch seiner Sache nicht. Schon im folgenden Jahre trat er mit einer neuen polemischen Schrift auf, die er hauptsächlich wegen der Angriffe, welche Paul Lindau's „Gegenwart" gegen ihn gebracht hatte, „Berliner Leimruthen und Deutsche Gimpel" betitelte (Leipzig 1875). Persönliches Gezänk, Angriffe gegen seinen Vorgänger Eduard Devrient und dessen Geschichte der Schauspielkunst, in der der Realist Heinrich Laube zu günstig behandelt sein sollte, Ausfälle gegen Paul Lindau und den Reichstagsabgeordneten Sonne-

mann als Besitzer der Frankfurter Zeitung füllen das Büchlein zum großen Theil aus und überwiegen den sachlichen Gehalt. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß es, wenigstens bei vorsichtiger Benutzung, für die interne Geschichte des damaligen Theaters und für die Bekanntschaft der Strömungen und Gegenströmungen unter den damals maßgebenden Theaterleuten und Kritikern, ohne Werth sei. K., der offenbar zu denjenigen Menschen gehörte, die eine persönliche Kränkung nicht verwinden können und die immer das letzte Wort haben müssen, fuhr seitdem fort, wenn auch nicht durch die That, so doch durch seine Schriften die Reform des deutschen Theaters zu betreiben. In den Jahren 1880 bis 1890 ließ er noch drei auf dasselbe Thema bezügliche umfangreiche Abhandlungen erscheinen. Im Jahre 1880 kam „Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität. Dramaturgische Gänge" (Leipzig) heraus, und zehn Jahre später veröffentlichte er „Das Drangsal der deutschen Schaubühne" (Dresden 1890), nachdem er von Wien aus, wohin er übergesiedelt war, die „Brennenden Theaterfragen. Eine Denkschrift für alle kunstfreundlichen Patrioten" (Wien 1887) hatte ausgehen lassen. Die erste dieser Schriften leidet ebenso wie die frühere „Theaterkrisis" an einem Uebermaß unkritischer Elemente und an einer überladenen, forcirten Schreibweise, die sich in schiefen und widerwärtigen Vergleichen und Bildern gefällt. Sie ist in Gesprächsform abgefaßt und hat dadurch nicht gewonnen, da K. die Scheindiscussion nur benutzt, um seine eigenen Ansichten mit größerem Eclat an den Mann zu bringen. Obwol vorlaute und weniger genau prüfende Freunde und Parteigänger ihn mehr und mehr als den „dramaturgischen Lessing der Gegenwart" zu bezeichnen pflegten, mußte er sich doch von sachverständiger Seite sagen lassen, daß Bücher wie diese keinen Anspruch auf eine sorgfältige Beachtung der Kritik machen könnten (vgl. Blätter f. lit. Unterh. 1881, 1. Bd., S. 273—276). Etwas günstiger wurden seine Reformvorschläge, die er in dem „Drangsal der deutschen Bühne" vorbrachte, aufgenommen, da K. sich diesmal aller persönlichen Angriffe enthalten hatte und im wesentlichen nur die Frage untersuchte, durch welche Mittel die Hebung des deutschen Theaters herbeizuführen sei, und auf welchem Wege die Lösung dieser Aufgabe zu einer nationalen Angelegenheit gemacht werden könne (vgl. Blätter f. lit. Unterh. 1890, 1. Bd., S. 24, 25). Von Wien aus zog K., der seit dem Jahre 1879 eine lebenslängliche Pension von 5000 Mark von dem Großherzog von Baden erhielt, im J. 1897 nach Dresden. Er betheiligte sich lebhaft an den Bestrebungen der allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft und wurde Mitarbeiter an ihrem officiellen Organ, der „Deutschen Dramaturgie" (vgl. 1. Jahrg. S. 4—8; 2. Jahrg. S. 45—50, 342—349, 373—379; 3. Jahrg. S. 14—17, 42—45, 103—108, 362—372; 4. Jahrg. S. 1—8, 74—76, 108—110). Auch trat er in Dresden Ferdinand Avenarius, dem Leiter vom „Kunstwart", näher und fand Gelegenheit, in dieser geachteten Zeitschrift seine These von der Nothwendigkeit der „Umkehr von der theatralischen Künstelei zur Pflege der dramatischen Kunst" weiter zu verfechten (vgl. den „Kunstwart", 2. Jahrg., S. 241—243, 321—323; 3. Jahrg. S. 11, 12, 209—212; 4. Jahrg. S. 321—324, 1888, 1891). Im Winter von 1897 auf 1898 fing Köberle's Gesundheit an schwankend zu werden. Er konnte nicht wieder zu Kräften kommen und starb im Alter von 79 Jahren am 7. Juni 1898.

Vgl. Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossensch. Deutscher Bühnen-Angehöriger. 10. Jahrg., Berlin 1899, S. 171—173. — Biogr. Jahrbuch und Dtschr. Nekrolog. Hrsg. von A. Bettelheim. Berlin 1900. III, 343. — Heinr. Kurz, Gesch. d. deutschen Literatur, 4. Bd. Leipzig

1872, S. 494. — Rud. v. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., 6. Aufl., 4. Bd. Breslau 1892, S. 162. — Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrh., 5. Ausg., 2. Bd. Lpz. (1901), S. 310, 311. — Feod. Wehl, Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Hamburg 1886, S. 217, 222—224. — Die Gegenwart. Hrsg. von Paul Lindau. Berlin 1872, 1. Bd. S. 332—335; 2. Bd. S. 45—47, 333—334. 1874 6. Bd. S. 107—109. — Deutsche Bühnenkunst. Hrsg. von Herm. Schreyer. Leipzig 1898. I, 148—150.

H. A. Lier.

Koberstein: Karl Jakob Wilhelm Ferdinand K., Schauspieler und Dramatiker, wurde am 15. Februar 1836 zu Schulpforta als Sohn des als Litterarhistoriker hochverdienten dortigen Professors August K. (1797—1870, s. d.) geboren; die Namen Jacob und Wilhelm trug er von seinen großen Taufpathen, den Brüdern Grimm. Vom fünften Jahre ab besuchte er die Elementar- und Vorbereitungsschule seiner Heimath, trat Ostern 1849 in die Untertertia der Landesschule Pforta und bestand daselbst am 10. September 1856 das Abiturientenexamen. Schon am 21. debütierte er als Prinz Conti in „Narciß“ am Stadttheater zu Stettin — wo er zugleich vom 1. October als Einjährig-Freiwilliger diente — unter der kunstsinnigen Leitung des Directors Julius Hein mit vollem Einverständniß seines Vaters, der des Sohnes Neigung zur Bühne nicht hemmen wollte, wol seit dieser bei einer Schüleraufführung von Shakespeare's „Julius Cäsar“ als Marc Anton verdienten Beifall geerntet. Bei seinem Lehrer Hein machte K. derartige Fortschritte, daß er während seiner letzten zwei Stettiner Jahre das ganze Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber übernehmen konnte. Nach Auflösung von Hein's Bühnenverband im Frühjahr 1860 folgte K. im August Eduard Devrient's Ruf an das Hoftheater zu Karlsruhe, nach erfolgreichem Auftreten als Arnold von Melchthal und als Landry (in Ch. Birch-Pfeiffer's „Grille“). Dort begann in mehrfacher Hinsicht ein neues Leben für ihn. Die tägliche Berührung mit seinem genialen Director Devrient sowie das Vertrauen, von diesem in das sog. Lesecomité eingereiht zu werden, dem die Neuerscheinungen zur Durchsicht und Prüfung vorgelegt wurden, regten ihn nachdrücklich zu eigenem dramatischen Schaffen an und bereicherten seine Kenntniß und Beherrschung der Bühnenverhältnisse außerordentlich. Außerdem verlobte er sich in Karlsruhe mit des berühmten Historienmalers und Landschafters Professor Karl Frdr. Lessing einziger Tochter Bertha, die ihn in allen spätern schweren Leidenstagen liebevoll pflegen sollte. Im J. 1863 führte er sie als Gattin nach Dresden heim, wo er an der Hofbühne 1861 als Karl Moor und Mortimer mit Glück gastirt und definitiv am 2. Juni 1862 als Melchthal eingetreten war. Von den Helden und Liebhabern ging er bald ins Fach der jugendlichen Charakterrollen und Intriguanten über und zählte gegen Ende seiner Bühnenlaufbahn zu seinen besten Leistungen: Gianettino Doria, Hermann (Schiller's „Räuber“), Jüngerer Chorführer in „Braut von Messina“, Heinrich Bolingbroke („Richard II.“), Buckingham („Richard III.“), Edmund („König Lear“) u. a. m. Im Kriege 1870 wurde K. als Vicefeldwebel eingezogen und hat, zum Lieutenant befördert, im sächsischen Infanterieregiment Nr. 105 den Feldzug bis zum Schlusse mitgemacht; nach 22jähriger Angehörigkeit als Oberlieutenant ausgeschieden, ist er der erste zum Officier zugelassene deutsche Schauspieler gewesen. Seit Anfang 1880 schwankte seine Gesundheit, auch Bad Kissingen half den angegriffenen Nerven wenig und so trat er denn, ohnehin immer mehr seinen Aufsätzen neben der theatralischen

Wirksamkeit sich hingebend, im Frühjahr 1883 aus dem Verbande des Dresdener kgl. Hoftheaters in den Ruhestand. Ende des Jahres im Begriffe nach Berlin überzusiedeln, erlitt er einen leichten Schlaganfall. Nun zog er mit der Familie nach Dresdens schönem Vorort Blasewitz, dann nach Waldpark Striesen in derselben Gegend; aus schwerem Siechthum erholt, schuf er geistig rüstig weiter. Ein zweiter Schlag 1888 lähmte Hand und Zunge. 1892/93 verzog das Ehepaar nun doch noch nach Berlin, in dessen Vorort Wilmersdorf er, bis zuletzt aufopferungsvoll von seiner treuen Lebensgefährtin in dem verschlimmerten Zustande besorgt, am 15. September 1899 eines sanften Todes dahinging.

Hatte K. in idealer Hinsicht der mit ehrlicher Begeisterung ergriffene Schauspielerberuf nie völlig befriedigt, so lohnte ihn auf litterarischem Felde der darauf verschiedenfach gesuchte Erfolg. Sein dramatisches Schaffen setzte in Karlsruhe ein, von wo er seinen Erstling „Florian Geyer" im ganzen fertig mit nach Dresden nahm. Hier gab er ihm 1863 die abschließende Ueberarbeitung, und in demselben Jahre erschien dies fünfactige Trauerspiel im Druck. Der damals auch von Wilhelm Genast (1857), danach von J. G. Fischer (1866), Dillenius (1868), endlich in einem vielumstrittenen Bühnenwerke von Gerh. Hauptmann (1895) dramatisirte ritterbürtige Bauernführer der Reformationszeit Florian Geier von Geiersberg geht bei K. als Opfer aristokratischer Barbarei und der rohen Bauernhorden unter, welch letztere unter blutdürstiger Rachsucht des hochfliegenden Zwecks vergessen, in dessen Zeichen sie den Kampf begonnen. Robert Prölß, der das Stück von der Dresdener Darstellung gut kennt, nennt es frisch entworfen und bühnenwirksam. Nach sechs Jahren folgte als zweites Trauerspiel „König Erich XIV." (1869), dessen Stoff vorher J. v. Auffenberg (1820) und Rob. Prutz (1843), kurz nach K. 1871 in psychologisch wohlgelungener Vertiefung Heinr. Kruse, neuerlich (1881) noch Jos. Weilen dramatisirt haben. Die mit peinlichem Bedacht auf echten dramatischen Effect angelegte Tragödie Koberstein's ging über eine große Anzahl von Bühnen mit Erfolg, erzielte aber trotz sorgfältigen Dialogs keine eindringlichere Wirkung, namentlich nicht bei der Berliner Première, auf die die Augen, auch die des Verfassers, gerichtet gewesen waren. Ein langjähriger, höchst kundiger Kritiker, Karl Frenzel, spiegelt uns in seinem gründlich zerlegenden Berichte über jene Aufführung vom 23. October 1871 am Berliner kgl. Schauspielhaus den Eindruck auf das freundlich entgegenkommende mäßig besetzte Haus und lobt allerlei Ansätze, den nicht ohne Kunst frei verwertheten Stoff auszugestalten, „ein nicht unbedeutendes theatralisches Talent. Mit sicherer Bühnenkenntniß hat hier ein gebildeter, dichterisch begabter Schauspieler für Schauspieler gearbeitet"; er erwartet vom Verfasser, der diesmal mehr verspreche als er leiste, „Vollendeteres". Obschon allerseits anerkannt wurde, daß diese sicher aufgestellte schwedische Staatshistorie, die nur freilich nicht nur der Belebung durch eingreifende weibliche Elemente, sondern auch thatsächlicher tragischer Schuld entbehrt, auch abgesehen von den bühnenpraktischen Vollkommenheiten, in etlichen Scenen über das eingebürgerte Mittelmaß hinausgreife (um A. Klaar's Urtheilsformulirung anzuwenden), scheint K. die Lust an fernerer Bedienung schweren dramatischen Geschützes verloren zu haben. Zudem entzog ihn damals, nachdem er das Schicksal des unseligen Schwedenkönigs bewältigt, der Franzosenkrieg dem dramatischen Fortschreiten. Als Ausbeute brachte er von da einen leichteren Stoff mit heim, dessen Bearbeitung er 1872 guten Muths durchführte: das historische Lustspiel „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden" oder — auf dem Berliner kgl. Schauspielhaus — „Um Nancy" (5 Acte). Es behandelt

Cardinal Richelieu's fehlgegangene Anschläge auf Lothringen, mit einem leisen, aus der Zukunft, da das zwei Jahrhunderte entfremdet gewesene Reichsland wenigstens theilweise wiedergewonnen, erklärlichen Triumph-Ton. Auf vielen Bühnen des Deutschen Reichs, über die dies feine nette Stück ging, und auch in Nordamerika, fand es freundliche Aufnahme und es hat sich trotz Heinrich Goll's Prognostikon (in seiner Revue über das Theaterjahr 1872) das „verfehlte Erzeugniß" über anderthalb Jahrzehnte vielfach „auf dem Repertoir halten" können. Ob die nach der günstigen Aufnahme dieses historischen Lustspiels dem Vernehmen nach in der Luft schwebende Berufung des Dresdener Hofschauspielers als Oberregisseur ans Wiesbadener kgl. Hoftheater mit dieser Leistung zusammenhängt, ist fraglich.

Schon in den Karlsruher schriftstellerischen Anfängen hatte K. für wissenschaftliche Journale verschiedene theatergeschichtliche Aufsätze auszuarbeiten begonnen und hat dann, z. B. in der von Prof. Dr. Bruno Meyer herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Warte", solche über Bogumil Dawison sowie über Karl und Emil Devrient veröffentlicht. Durch den geistvollen Litterarhistoriker Hermann Hettner in Dresden angeregt, befaßte sich K. seit ungefähr 1880 mit historischen Studien, insbesondere zur preußischen Geschichte. Daraus erwuchs eine Reihe geschichtlicher und biographischer Aufsätze, welche zumeist in den „Preußischen Jahrbüchern" oder „Westermanns Illustr. Dtsch. Monatsheften" gedruckt wurden. Die 9 werthvollsten hat 1887 sein „Preußisches Bilderbuch" gesammelt: ein Zeugniß erfreulichsten Eifers, mit dem geübten Blicke des Bühnenmannes neuhistorische Figuren getreu aufzufassen und spannend darzustellen, ohne alle schulfuchsige Manier und doch gewissenhaft, ja vielleicht wahrheitsstrenger (s. S. V u. 219 A.). Im nächsten Jahre hörten Koberstein's Studium und Production auf und er ward nun ein stiller Mann: doch wie überglücklich, daß er wenigstens seine Ernte in ein paar ausdauernden Garben unter Dach gebracht hatte. Die schwärmerische Anhänglichkeit an die geliebte Idylle seines Pforta durch ein nochmaliges Wiedersehen konnte der Kranke nicht mehr erfüllen. Doch ist ihm dortselbst bei der üblichen Jahresfeier der verblichenen Pfortenser am 25. November 1899 ein würdiges „Ecce" gehalten worden (von Flemming): „Die Ecce der Landesschule Pforta im Jahre 1899" (Naumburg a. S. 1899), S. 48 f., woraus viele obige Daten authentischen Anstrichs erflossen und auch der Schlußsatz unsere Skizze abrunde: „Seine durch und durch deutsche Gesinnung, seine Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, sein ideales Streben hat er sich bewahrt, so lange ihm das Geschick Raum gab zu schaffen und seine Pläne und Entwürfe zu verwirklichen".

Vgl. außerdem F. J. Frhr. v. Reden-Esbeck, Dtsch. Bühnen-Lex. I (1879) S. 338 f.; Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs. [4 u. 5] II, 311 (u. 558); Ad. Hinrichsen, Das lit. Dtschl.[2] (1891) S. 705 f. (ersichtlich eingesandte Selbstbiographie); Nachruf i. d. Vossischen Zeitung (s. o.), s. v. Liter., Kunst u. Wissensch., auch anderwärts in Tagesblättern (Frkf. Ztg., Allg. Ztg. [1899 Nr. 263 Abendbl., Feuilleton] u. a.). Die Conversationslexica, auch Bornmüller's Schriftstellerlex. (S. 393) behandeln ihn anhangsweise neben seinem Vater; einzige bisherige Lebens- und Charakterskizze mit Nachweisen von L. Fränkel i. Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrolog IV, 238. Zu Einzelheiten der Dramen: Meyer's Dtsch. Jahrbuch I, 372, II, 257 (Goll); Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 511; R. Prölß, Gesch. d. modrn. Dramas III 2, 350; A. Klaar, Das modrn. Drama, S. 274; K. Frenzel, Berliner Dramaturgie I, 268—74 (über „König Erich XIV."); Ad. Stern, Lex. d. dtsch. Nationallit. S. 86 (irrig, ebengenanntes Stück sei

1865 entstanden); R. Gottschall, Die dtsch. Nationalliteratur d. 19. Jahrhs.[6] III, 100. W. Haan, Sächs. Schriftstellerlex. S. 167.

Ludwig Fränkel.

Kobler: Andreas K., Jesuit, Kirchenhistoriker, geboren am 22. Juni 1816 zu Mühldorf in Baiern, † am 17. November 1892 zu Klagenfurt. K. besuchte das Gymnasium in Landshut, studirte in München Theologie und wurde am 27. Juli 1840 zum Priester geweiht. Nach vierjähriger Thätigkeit in der Seelsorge, zuerst als Caplan in Traunstein, dann in München in der Vorstadt Au, trat er am 4. November 1844 zu Graz in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Im J. 1848 wurde er nach Nordamerika gesandt, wo er bis 1854 an verschiedenen Orten in Missionen und im Lehramt (Mathematik) wirkte; 1854 kehrte er nach Europa zurück. Von 1858 bis 1871 war er ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck, 1859 Rector der Universität, 1861—1866 auch Rector des Jesuitencollegs daselbst; 1871—1873 Professor der Mathematik auf dem Freinberge bei Linz, 1873 bis 1878 Rector daselbst; 1878—1887 wieder in Innsbruck, mit historischen Studien beschäftigt. 1887 wurde er als Director des Priesterseminars und Professor der Theologie nach Klagenfurt berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte.

Kobler's bekanntestes Hauptwerk ist: „Katholisches Leben im Mittelalter. Ein Auszug aus Kenelm Henry Digby's ‚Mores Catholici: or Ages of Faith'" (4 Bde., Innsbruck 1887—1889). Einen Theil des Werkes von Digby hatte K. schon zwanzig Jahre früher unter dem Titel: „Studien über die Klöster des Mittelalters. Aus dem Englischen übersetzt" (Regensburg 1867) bearbeitet. Seine andern größeren Werke sind der Geschichte seines Ordens gewidmet: „Pater Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay (1748 bis 1766). Nach dessen eigenen Aufzeichnungen" (Regensburg 1870); „Der christliche Communismus in den Reductionen von Paraguay. Ein Culturbild aus dem vorigen Jahrhundert" (Würzburg 1877; = Kathol. Studien, 2. Jahrg., 8. Heft); „Die Martyrer und Bekenner der Gesellschaft Jesu in England während der Jahre 1580 bis 1681" (Innsbruck 1886). Von seinen kleineren Schriften seien noch genannt: „Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773" (Linz 1873, drei Auflagen; anonym); „Ein zwar älteres, aber immer noch zeitgemäßes Gutachten in Sachen der Jesuiten" (Linz 1874; anonym); „Eine innere Klosterschule im 9. Jahrhundert" (Linz 1877); „Die Seligsprechung der fünf englischen Martyrer aus der Gesellschaft Jesu" (Innsbruck 1888). Von seinen Beiträgen zu Zeitschriften (Zeitschrift für katholische Theologie und Linzer Theologisch-praktische Quartalschrift) ist hervorzuheben: „Die sociale Bedeutung der Klöster im Mittelalter und die nächsten Folgen ihrer Aufhebung in England" (Theol.-prakt. Quartalschrift 1883—1885). Ferner bearbeitete K. die 4. und 5. Ausgabe des Werkes: „Manresa, oder die geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius, frei bearbeitet und neu herausgegeben von P. Ant. Schmid" (4. A. Regensburg 1885; 5. A. 1890).

Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus; Bibliographie, T. IV (Bruxelles et Paris 1893), Addenda p. XIII. — Die katholische Bewegung, N. F., 6. Jahrgang 1893, S. 61 f. — Guppenberger, Bibliographie des Clerus der Diöcese Linz (Linz 1893), S. 98 f.

Lauchert.

Koch: Ernst K., hessischer Dichter, wurde am 3. Juni 1808 zu Singlis in Niederhessen im Hause seines Großvaters, des Obervogts Murhard, geboren, wohin sich die Mutter auf einige Wochen zurückgezogen hatte. Der Vater Karl Georg K. war damals Friedensrichter in Oberaula. Hier und später in Neukirchen und Waldkappel verlebte Ernst seine ersten Kinderjahre und siedelte dann

1816 mit seinen Eltern nach Witzenhausen und 1821 nach Kassel über, wohin der Vater als Kreisrath berufen worden war. Hier trat der Sohn in die dritte Classe des Lyceums ein, das er bei vortrefflichen Anlagen schon 1825 absolvirte, worauf er in Marburg und Göttingen die Rechte studirte und 1829 in Marburg seine Studien durch Promotion zum Dr. jur. zum Abschluß brachte. Er entschloß sich nun, die akademische Laufbahn einzuschlagen und begab sich deshalb nach Berlin, wo er den Sommer von 1830 zubrachte. Da brach die französische Julirevolution aus und warf ihre Zündstoffe auch in das politische, sociale und litterarische Leben Deutschlands hinein, und besonders in Kurhessen, wo schon lange infolge allgemeinen Nothstandes und politischer Unzufriedenheit eine dumpfe Gärung geherrscht hatte, wurden die Gemüther in eine gewaltige Aufregung versetzt. K. kehrte infolge dessen nach Kassel zurück; die Begeisterung für Freiheit hatte auch ihn erfaßt. Er änderte nun seinen Lebensplan und trat im November 1831 als Obergerichtsreferendar in den hessischen Staatsdienst. Gleichzeitig begann er seine Thätigkeit als politisch-humoristischer Schriftsteller, indem er unter dem Namen Leonhard Emil Hubert in dem „Verfassungsfreund" seine im liberalen Sinne gehaltenen humorvollen „Vigilien" veröffentlichte. Ebenso schnell, wie K. durch diese Arbeiten in der Gunst des freudig erstaunten Publicums stieg, verlor er dieselbe auch wieder, als er unter dem reactionären Minister Hassenpflug im Juli 1832 zum provisorischen, außerordentlichen Referenten im Ministerium des Innern ernannt wurde. Man hielt ihn fortan für einen Renegaten seiner politischen Ueberzeugung und machte ihn zur Zielscheibe der gehässigsten Anfeindungen. In diese Zeit fiel Koch's Verlobung mit Henriette v. Bosse, der Tochter eines braunschweigischen Oberstlieutenants, und dem Briefwechsel der Beiden entsprang Koch's erstes Buch „Prinz Rosa Stramin" (1834, 5. Aufl. 1890), das er unter dem Namen Eduard Helmer herausgab. Das Buch ist kein Roman, kein Märchen; denn es enthält keine Handlung, berichtet keine Begebenheit. Es ist eine Galerie der lebendigsten und seltsamsten Gemälde, die in buntem und raschem Wechsel auf einander folgen, „ein Potpourri von Stimmungs- und Erinnerungsbildern aus der Kindheit, der Schul- und Universitätszeit, von Naturbetrachtungen und Idyllen, von Liebes-, Soldaten- und Studentenliedern, von socialpolitischen und kirchlichreligiösen Expektorationen, von litterarischen und musikalischen Aphorismen, von Humoresken und Satiren, von Elegien und lustigen Schwänken", aber immerhin ein Buch, welches das lebhafteste Interesse der Leser erweckte. Inzwischen war K. zu Anfang des Jahres 1834 an das Obergericht als Referendar zurückversetzt worden, um sich zur zweiten Staatsprüfung vorzubereiten; allein der Widerspruch seiner Stellung zu seinen politischen Ansichten, sein jugendlicher, noch wenig gestählter Charakter und endlich der dadurch bedingte Rückgang seiner Verlobung hielten ihn in seinem Streben auf, und so beschloß er im December 1834, sein Vaterland heimlich und ohne bestimmte Aussicht für die Zukunft zu verlassen. Er wandte sich zunächst nach Straßburg im Elsaß, später nach Paris; aber schon nach wenigen Monaten bestimmte ihn der gänzliche Mangel an Subsistenzmitteln, sich in die Fremdenlegion einreihen zu lassen. Die traurigen Schicksale derselben in Algier, Oran und seit 1835 in Spanien, wo die Fremdenlegion als Hülfstruppe der Königin Christine gegen die Carlisten diente, schildert K. in ergreifender Weise in seiner Erzählung „Aus dem Leben eines bösen Jungen" (enthalten in „Erzählungen", 1847). Im J. 1837 erkrankte K. und fand in einem Hospital zu Pamplona Aufnahme; hier trat er zur katholischen Kirche über. Bald nach seiner Genesung wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und auch K. erhielt als Unterofficier einen ehrenvollen Ab-

schied. In die Heimath zurückgekehrt, verweigerte ihm der Kurfürst von Hessen die erbetene Wiederaufnahme in den hessischen Staatsdienst. Da trat nach zwei Jahren Hassenpflug zum zweiten Male als Protector in das Leben des Dichters ein. Als jener nämlich 1839 an die Spitze der Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg gestellt worden war, berief er sofort seinen ehemaligen Referenten dorthin und stellte ihn als Regierungssecretär an. Nach Hassenpflug's Rücktritt (1840) blieb K. in der Verwaltung, rückte im December 1842 zum Bureauchef auf, verwaltete 1844—1846 die Stelle eines Rendanten am Hauptzollamte und wurde dann auf Wartegeld gesetzt mit der Verbindlichkeit, den deutschen Text des „Memorial des Großherzogthums Luxemburg" zu besorgen. In dieser Zeit bewirkte er die Herausgabe seiner schon genannten drei „Erzählungen", von denen die beiden ersten „Der Königin Gemahl" und „Maria bitt für mich!" bereits 1841—1842 in Dingelstedt's „Salon" erschienen waren. Im J. 1850 wurde K. mit der Vertretung eines erkrankten Professors am Athenäum in Luxemburg betraut, 1851 provisorisch und 1853 definitiv zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der genannten Lehranstalt ernannt, und in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode am 24. November 1858. In den Jahren 1856 und 1857 hatte K., heftig von Sehnsucht zur Heimath ergriffen, die letztere besucht und in Kassel eine so begeisterte Aufnahme gefunden, daß er darüber die vielen Enttäuschungen aus früherer Zeit wol vergessen durfte.

Ernst Koch. Sein Leben und seine Werke von Prof. Dr. J. P. Henrion. Luxemburg 1878. — Palast und Bürgerhaus. Von Ernestine v. L. Jena 1872. Vgl. dazu meinen Artikel über „Ernestine von L. (d. i. Henriette von Bosse). Eine literarische Ausgrabung" in „Hausfreund". Sonntags-Beilage zur Casseler Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1898, Nr. 51 und meine Einleitung zu „Prinz Rosa Stramin", Leipzig 1890.

Franz Brümmer.

Koch: Georg K., Zeichner und Lithograph, geboren 1819 zu Kassel, begann seine künstlerische Thätigkeit ebendaselbst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zu einer Zeit, als die Photographie erst allmählich das Porträtzeichnen verdrängte. K., der darin Vorzügliches leistete, widmete sich nun ganz der Lithographie und der Wiedergabe in Kreidezeichnung von bedeutenden Gemälden. Er hatte sich für diesen Zweck eine Technik ausgebildet, die ihm ermöglichte, die volle Schönheit der Originale, was Zeichnung und Plastik betrifft, wiederzugeben. Ein längerer Aufenthalt in Florenz, wo er eine Anzahl Rafael'scher Gemälde copirte — u. a. Madonna della Sedia —, welche photographisch vervielfältigt wurden, machten ihn weiten Kreisen bekannt und brachten ihm die warme Anerkennung bedeutender Künstler (Preller und Genelli, Weimar). Zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, war K. bis in ein hohes Alter thätig; eine seiner letzten Arbeiten war die Wiedergabe des herrlichen van Dyk'schen Porträts des Syndikus Merestraten in der Kasseler Gemäldegalerie. K. starb im J. 1899.

Katzenstein.

Koch: Joseph Ernst Ritter von K.-Sternfeld, Topograph und Historiker, 1778 als Sohn eines Burgpflegers und Lehenspropstes in Mittersill im Oberpinzgau geboren, studirte in Salzburg und Wien und wurde 1802 als Secretär im Hofrathscollegium des Fürsterzbisthums Salzburg angestellt. Schon damals beschäftigte er sich mit historisch-topographischen Forschungen über das Salzburgische Gebiet. 1803 besuchte er zu weiterer Ausbildung die Universität Göttingen; im nächsten Jahre kehrte er nach einer längeren Reise in Norddeutschland und Oesterreich nach Salzburg zurück. 1805 wurde er

zum Assessor an der neuen kurfürstlichen Regierung in Salzburg befördert. Im nämlichen Jahre wurde seine Abhandlung „Versuch über Nahrung und Unterhalt in civilisirten Staaten“ von der Petersburger Akademie mit einem Preise gekrönt. Es war eigentlich nur ein dankenswerther Versuch, denn zu befriedigender Beantwortung der in Betracht kommenden wichtigen Fragen waren weder die Kräfte des Verfassers, noch das zur Verfügung stehende statistische Material ausreichend. Im nämlichen Jahre erschien auch ein Sammelwerk „Rhapsodien aus den Norischen Alpen, mit Melodien von J. Brandstetter“ (3. Auflage 1843). Als 1810 das Kurfürstenthum Salzburg an Baiern überging, trat K.-St. als Kriegsfinanzrath in bairische Dienste und erwarb sich Verdienste durch seine Anordnungen für Straßen, Wasserbauten 2c. im Salzburgischen. 1815 wurde er nach München berufen, um mit Rang und Gehalt eines Legationsrathes an die Spitze des statistischen Bureaus zu treten; in dieser Eigenschaft wurde er als Vertreter Baierns bei der Grenzregulirung mit Oesterreich verwendet. Das Geschäft scheint nicht allzu eifrig betrieben worden zu sein, — es wurde erst 1842 zu Ende geführt, — so daß K.-St. Muße fand zu überaus fruchtbarer litterarischer Thätigkeit. Mit Recht nennt aber Döllinger in seinem Nekrolog auf K.-St. die Leistungen, soweit es sich um Stoffe handelt, die eine streng wissenschaftliche Behandlung erfordern, wenig befriedigend. Es fehlt dem Verfasser an Schulung und Methode; er hält seine Einbildungskraft nicht in den gebührenden Schranken; auch eine gewisse Unbeholfenheit der Ausdrucksweise stört und beeinträchtigt die Wirkung. Dem „ungemein fleißigen“ Manne, der „in seiner Sphäre auch einen scharfen Blick hatte“, zollt übrigens Döllinger Lob und Anerkennung. Auch eine durch viele Wanderungen erworbene Localkenntniß kam dem Forscher zu statten, da sich die meisten culturgeschichtlichen und geographischen Untersuchungen auf Salzburg und die Nachbargebiete erstreckten. Die „Beyträge zur teutschen Länder-, Völker- und Staatenkunde“ (1825, 3 Bde.) enthalten viel Wissens- und Dankenswerthes. Dagegen wurde die in den Denkschriften der Münchener Akademie 1839 erschienene Abhandlung „Das Reich der Langobarden in Italien nach Paul Warnefried zunächst in der Bluts- und Wahlverwandtschaft zu Bajuvarien“ von der Kritik abgelehnt. Mit bitteren Worten tadelte Abel in Bonn, daß sich ein Historiker auf etymologische Deutungen einlasse, „ohne die geringste Kenntniß von der durch Grimm geschaffenen deutschen Sprachwissenschaft zu nehmen“. Auch die Abhandlung „Ueber das Zeitalter des hl. Rupert“ (1849) stützte sich auf unhaltbare Schlüsse; der Verfasser stellt die wunderliche Behauptung auf, Kenntniß der Landesbeschaffenheit und der Bodencultur sei wichtiger als die Zeugnisse der ältesten Quellen. Es kostete Wattenbach geringe Mühe, diesen Gegner zu widerlegen. Zum Mitglied der Münchener Akademie wurde K.-St. schon 1812 gewählt. Bei Verlegung der bairischen Hochschule nach München 1826 wurde er zum Honorarprofessor für Geographie und Statistik ernannt; er eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede „Ueber den Standpunkt der Staatskunde als Bürgschaft der Landesordnungen und Freyheiten“ (1827); als Leitfaden für seine Vorträge veröffentlichte er „Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde“ (1826). Schon 1828 gab er aber sein Lehramt wieder auf, um sich noch eifriger seiner schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können. Von größeren Arbeiten verdienen noch Erwähnung: „Das geographische Element im Welthandel mit besonderer Rücksicht auf die Donau“ (1843), „Kulturgeschichtliche Forschungen über die Alpen, zunächst über das dynastische, kirchliche, volkswirthschaftliche und commercielle Element an der Mur, Gurk und Drau“ (1851), „Das Christenthum und seine Ausbreitung insbesondere in den Alpen“ (1855), „Kurzgefaßte Chronik und Topographie

von den Städten im Salzachgebiet“ (1859), „Bayern und Tirol in culturhistorischen Skizzen, nach persönlicher Anschauung und aus den bewährtesten Quellen kritisch aufgefaßt und dargestellt“ (1861), „Der Fischfang in Bayern und Oesterreich“ (gegen Hartwig Peetz's Fischwaid) (1863) ꝛc. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der Unermüdliche in dem freundlichen Städtchen Tittmoning an der Salzach. Hier verschied er hochbetagt am 29. Juni 1866.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich XII, 195. — Unsere Zeit, Jahrg. 1866, 2. Bd., S. 547. — Döllinger, Nekrolog auf Koch-Sternfeld, i. d. Sitzungsb. d. Münchn. Akademie, Jahrg. 1867, 1. Bd., S. 389.

Heigel.

Koechlin, elsässische Fabrikantenfamilie. Die im 16. Jahrhundert aus der Schweiz nach Mülhausen eingewanderte Familie Koechlin hat im 18. und 19. Jahrhundert eine größere Zahl von Männern hervorgebracht, die sich auf dem Gebiete der Industrie ausgezeichnet haben und auch vielfach als französische Politiker hervorgetreten sind. Hier können nur diejenigen Mitglieder erwähnt werden, welche zum Aufschwunge der elsässischen Industrie in besonderem Maße beigetragen haben.

Nicolaus K. wurde am 1. Juli 1781 zu Mülhausen geboren als Sohn des Fabrikanten Johannes K., dessen Vater, Samuel K., sich im Jahre 1746 an der Errichtung der ersten Zeugdruckerei zu Mülhausen betheiligt hatte und dadurch einer der Begründer der elsässischen Baumwollindustrie geworden war. Seine Kindheit verbrachte er im St. Amarinthal in den Vogesen, dem damaligen Aufenthalte seiner Eltern, welche die Erziehung ihrer sechzehn Kinder mit großer Sorgfalt leiteten; dann wurde er in die kaufmännische Lehre nach Hamburg und später nach Holland geschickt. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, zeigte er bald einen ungewöhnlichen Unternehmungsgeist, indem er als Zwanzigjähriger mit geringen Mitteln ein Handelshaus gründete, in das im Laufe der Zeit unter anderen Gesellschaftern auch sein Vater und seine Brüder eintraten. Im J. 1806 errichtete er eine Spinnerei und eine Weberei zu Masmünster im Elsaß, 1809 eine Zeugdruckerei zu Lörrach in Baden, 1820 eine Spinnerei zu Mülhausen. Die Firma Nicolaus Koechlin & Brüder beschäftigte zur Zeit ihrer Blüthe über 5000 Arbeiter; sie hatte Filialen in mehreren französischen Städten und eigene Niederlagen an den Haupthandelsplätzen Europas, Amerikas und des Orients. Als ihre Unternehmungen an Zahl und Mannichfaltigkeit stets zunahmen, löste sie sich im J. 1836 in verschiedene neue Gesellschaften auf.

Die nunmehr frei gewordene Schaffenskraft des rastlosen Geschäftsmannes suchte ein neues Feld der Bethätigung und fand es in der Anlage von Eisenbahnen. Er baute zunächst im J. 1838 auf eigene Rechnung die Linie Mülhausen-Thann, dann ließ er sich von der französischen Regierung die Concession der Strecke von St. Ludwig bei Basel bis Straßburg ertheilen. Das für die damaligen Verhältnisse kühne und schwierige Werk wurde in der kurzen Zeit von 1839 bis 1841 ausgeführt und bildete eine der ältesten Hauptbahnen auf dem europäischen Festlande. K., der alle Seiten des wirthschaftlichen Lebens überschaute, erkannte auch die Nothwendigkeit einer baulichen Umgestaltung Mülhausens, und so gründete er das stattliche neue Viertel neben der winkeligen Altstadt. Alle diese großen Unternehmungen hinderten ihn nicht, sich auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens hervorzuthun. Er wurde von seinen Mitbürgern in die Deputirtenkammer gewählt, der schon sein Bruder Jakob angehört hatte, und trug 1830 zum Sturze Karl's X. bei. Er starb im J. 1852.

Penot, Notice nécrologique sur M. Nicolas Koechlin, in: Bulletin

de la Société industrielle de Mulhouse XXIV, 193—217. Mulhouse 1852.

Daniel K., ein Bruder des Vorgenannten, wurde am 6. November 1785 zu Mülhausen geboren. Sein Vater bestimmte ihn für die Industrie und schickte ihn in seinem fünfzehnten Jahre zur technischen Ausbildung nach Paris, woselbst er namentlich chemischen Studien unter der Leitung von Fourcroy oblag. Sein älterer Bruder Nicolaus nahm ihn dann als Chemiker in seine Kattunfabrik auf. Hier zeigte er bald einen scharfen Beobachtungssinn und machte zahlreiche für den Zeugdruck wichtige Entdeckungen, welche den Mülhauser Producten erst ihren Weltruf verschafften. Indem er auf der vom Colmarer Fabrikanten und Chemiker Johann Michael Haußmann zuerst betretenen Bahn weiterschritt, gelang es ihm, das Verfahren für die Herstellung und das Auftragen der Farben, das bisher auf der zufälligen Erfahrung beruht hatte, wissenschaftlich zu begründen. Ihm verdankt die Industrie unter anderem die Verwendung der Chromfarben und die Färbung fertiger Gewebe in das beliebte Türkischroth, vor allem aber die sogenannten Enlevagen, sehr geschickt erdachte Methoden zur Entfärbung derjenigen Stellen auf bunten Stoffen, welche zur Erzielung bestimmter Muster andere Farben aufnehmen sollen. Alle seine Erfindungen veröffentlichte Daniel K. im Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse und überließ sie in seltener Uneigennützigkeit dem allgemeinen Gebrauche. Er starb am 18. April 1871.

Penot, Notice sur M. Daniel Koechlin, in: Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse XLI, 237—262. Mulhouse 1871.

Andreas K., geboren zu Mülhausen am 3. August 1789, war der Sohn des Arztes Dr. Jakob K. und gleichfalls ein Enkel jenes Samuel K., der den gewerblichen Großbetrieb zu Mülhausen ins Leben gerufen hatte. Er trat im Alter von neunzehn Jahren in die Kattunfabrik von Dollfus-Mieg & Cie ein und heirathete die Tochter des Inhabers. Als sein Schwiegervater im J. 1818 starb, leitete er bis zur Mündigkeit seiner Schwäger das ausgedehnte Geschäft ganz allein mit großem Geschick. Seine Hauptbedeutung für die elsässische Industrie erwarb er sich durch die im J. 1826 erfolgte Gründung einer Maschinenfabrik mit Eisengießerei zu Mülhausen. Diese Werkstatt beschäftigte bald über 2000 Arbeiter und versah nicht nur die heimische Textilindustrie mit allen Maschinen, welche bisher unter großen Schwierigkeiten aus England bezogen werden mußten, sondern eroberte sich durch die Vorzüglichkeit ihrer Erzeugnisse, denen zahlreiche von K. selbst und seinen Ingenieuren gemachte Erfindungen und Verbesserungen zu statten kamen, auch im Ausland ein weites Absatzgebiet. Aus ihr gingen die ersten französischen Locomotiven hervor. Im J. 1872 vereinigte sie sich mit der Fabrik zu Grafenstaden bei Straßburg unter der Firma „Elsässische Maschinenbau-Gesellschaft".

K. betheiligte sich außerdem noch an mehreren Unternehmungen, und sein kaufmännisches Talent wurde auch außerhalb des Elsasses öfters in Anspruch genommen: so wählte ihn die französisch-belgisch-preußische Gesellschaft der Bergwerke von Westfalen und Stolberg zu ihrem Präsidenten.

Wie die meisten der großen Industriellen von Mülhausen war K. eine kraftvolle und vielseitig begabte Persönlichkeit, die in der ausschließlichen Erwerbsthätigkeit keine volle Befriedigung fand und am öffentlichen Leben mitzuwirken begehrte. Er verwaltete seit dem Jahre 1830 seine Vaterstadt als Bürgermeister und soll durch sein eigenmächtiges Regiment manchen Widerspruch hervorgerufen haben. Der Deputirtenkammer gehörte er zwischen 1832

und 1848 wiederholt an und zeigte sich daselbst als Anhänger der conservativen Politik. Aber nicht nur mit seiner Person diente er dem Gemeinwesen, sondern auch mit seinem Vermögen, indem er große Summen zu nützlichen Zwecken spendete. Er starb zu Paris am 24. April 1875.

Nouvelle biographie générale XXI. Paris, Firmin Didot, 1861.

Joseph K.-Schlumberger, ein Vetter der drei Vorgenannten, wurde am 6. December 1796 zu Mülhausen geboren, wo sein Vater, Josua K., vierzehn Jahre lang die Würde eines Bürgermeisters bekleidete. Er wurde im Alter von elf Jahren in die Erziehungsanstalt Pestalozzi's nach Yverdun geschickt und blieb vier Jahre unter der Leitung des berühmten Schulmannes, dem es weniger darauf ankam, seinen Zöglingen umfangreiche Sachkenntnisse einzuprägen als sie zu eigener Beobachtung und zu selbständigem Denken anzuregen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath arbeitete er durch Privatstudien an seiner Bildung weiter, indem er sich mit den Naturwissenschaften beschäftigte, die Werke der deutschen Classiker las und auch die Zeichenkunst und die Musik pflegte. Im praktischen Leben bethätigte er sich zum ersten Male mit Erfolg als Director einer Spinnerei zu Sulzmatt in den Vogesen, welche der Firma Schlumberger, Grosjean & Cie gehörte. Seine hier bewiesene Tüchtigkeit veranlaßte dies Haus, ihn im J. 1822 mit der Errichtung einer großen Spinnerei zu Mülhausen zu beauftragen. Dieses Unternehmen führte er glücklich aus, obgleich es mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da die Fabrikeinrichtung aus England bezogen werden mußte, aber wegen des dort bestehenden Verbotes der Ausfuhr fertiger Maschinen nur bruchstückweise beschafft werden konnte. Er heirathete die Tochter eines seiner Principale, deren Namen er dem seinigen anfügte, und wurde bald selbst Geschäftstheilhaber. Es fiel ihm insbesondere die Leitung des Zeugdruckes zu, und auch hier zeigte er alle für den Erfolg in diesem Industriezweige nöthigen Kenntnisse und Eigenschaften, Vertrautheit mit der praktischen Chemie, künstlerischen Geschmack und kaufmännische Gewandtheit. Während die Mülhauser Fabriken bisher hauptsächlich bunte Kattune hervorgebracht hatten, verfertigte er auch geblümte Seidentücher, wollene Shawls und schwere Möbelstoffe.

Nachdem K.-S. ein großes Vermögen erworben, zog er sich im J. 1845 ganz aus dem Erwerbsleben zurück, um sich fortan den öffentlichen Angelegenheiten und der Wissenschaft zu widmen. Vom Jahre 1852 an stand er als Bürgermeister an der Spitze der städtischen Verwaltung und machte sich namentlich um den öffentlichen Unterricht verdient, indem er eine Gewerbeschule für die Bürgerschaft und eine Fortbildungsschule für die Arbeiter gründete.

Die Amtsthätigkeit allein genügte indessen seinem lebhaften Geiste nicht, und so warf er sich als Fünfzigjähriger mit der Begeisterung eines Jünglings auf das Studium der Geologie. Vom bloßen Lernen ging er bald zu selbständiger Forschung über und veröffentlichte in französischer Sprache eine Reihe von Abhandlungen, welche die Leistungen eines Dilettanten weit überragen und ihm den Ruf eines tüchtigen Fachgelehrten verschafften. Das besondere Wissensgebiet, dem seine unermüdliche Arbeit galt, war die Geologie der Vogesen, und als wichtiges Hülfsmittel für seine Untersuchungen legte er eine bedeutende Gesteinsammlung an. Die gelehrte Litteratur des Elsasses verdankt K.-S. zwei Hauptwerke, ein mit Schimper zusammen verfaßtes Buch über das Uebergangsterrain der Vogesen, das 1860 erschien, sowie eine von zwei Bänden Text begleitete geologische Karte des Ober-Elsasses, welche nach dem am 25. October 1863 eingetretenen Tode des Autors von Delbos zu Ende geführt und im J. 1866 herausgegeben wurde.

Weber, Notice biographique sur M. Joseph Koechlin-Schlumberger, in: Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse XXXIII, 535—553. Mulhouse 1863. Eugen Waldner.

Kögel: Theodor Johannes Rudolf K. wurde am 18. Februar 1829 als einziger Sohn des Diakonus, späteren Oberpfarrers und Superintendenten, Gottfried Kögel und seiner Frau Florentine geb. Bartusch in der Kreisstadt Birnbaum, Prov. Posen, geboren. Vom Vater ererbte K. den mannhaften Sinn, die poetische Ader, die Gabe für Musik und Humor, sein liebenswürdiges Unterhaltungstalent, seine große Arbeitskraft und sein wissenschaftliches Streben; der Mutter verdankte er neben der hohen Gestalt besonders die würdevolle Haltung, die planmäßige, ruhige Entschlossenheit im Handeln, das unbestechliche selbständige Urtheil, das geschlossene, bestimmte und zugleich zurückhaltende Wesen, das oft mit Stolz und Kälte verwechselt wurde. Die tiefinnerliche Religiosität und Pietät hat der Sohn mit beiden Eltern gemeinsam. Nach seiner Confirmation kam K. 14jährig auf die Latina in Halle, deren Classen er von der Tertia ab in 4½jährigem Cursus absolvirte. Hier konnten sein Fleiß, seine rhetorische Veranlagung und sein Sprachentalent sich ungehemmt entfalten, während er für sein religiöses Leben in Tholuck's Predigten Nahrung fand. Auch als er im Herbst 1847 sein theologisches Studium in Halle begann, war es neben Hupfeld, Rödiger, Dähne, Herzog, Thilo, Julius Müller besonders Tholuck, der ihm innerlich nahe trat, weniger durch wissenschaftliche Anregungen als durch die Macht und Eigenthümlichkeit seiner christlichen Persönlichkeit. In Tholuck's Hause weilte er ein Jahr lang als Amanuensis und durfte eine Reise nach Südfrankreich nebst Abstecher nach Spanien mit ihm machen. Sein letztes Studiensemester (Sommer 1850) verbrachte K. in Berlin, wo er u. a. Neander's letzte kirchengeschichtliche Vorlesung und Nitzsch's praktische Theologie hörte. October 1850 zur Ableistung seiner Dienstpflicht ins Heer getreten, machte er die Mobilisirung gegen Oesterreich mit und begleitete dann auf einer halbjährigen Reise einen Neffen v. Kleist-Retzow's durch Süddeutschland, Oberitalien und die Schweiz. Das Jahr 1852 brachte ihm die Absolvirung der ersten theologischen Prüfung in Halle, die Verlobung mit Marie Müller, 4. Tochter seines Lehrers Julius Müller in Halle, die er im August 1855 heimführen konnte, und eine Anstellung am Blochmann'schen Institut in Dresden. 1853 in Leipzig auf Grund einer Dissertation über die Entstehung der Lehre Augustin's von Sünde und Gnade, einer erweiterten Examensarbeit, zum Doctor der Philosophie promovirt, erreichte er nach vorzüglich bestandenem 2. Examen in Posen am 30. November 1854 die Ordination zum Pfarrverweser in Nakel.

Werfen wir hier einen Blick auf die Anschauungen, die K. sich erworben hatte. Eine eigentlich theologische Entwicklung hat er kaum durchgemacht. Ueber den Confirmationsunterricht seines Vaters schreibt er später: „Meine christlich-konservative Art datirt aus jenen Tagen und Stunden. Wieviel Sünde und Zweifel mich später verfolgt, nie bin ich ganz von dem Glauben meiner Kindheit und meines Vaters abgewichen“. Die ganze historisch-kritische Schriftarbeit des 19. Jahrhunderts ist für ihn völlig ungethan geblieben. Zwar ließ er sich durch seinen Freund Hausmann im ersten Studiensemester die Lectüre des Strauß'schen Lebens Jesu aufdrängen. Aber weit entfernt, sich durch dieses Meisterstück der Verstandeskritik imponiren zu lassen, ohne jeden Versuch, auch vom Gegner zu lernen, liest er, sobald er das Wort „Voraussetzungslosigkeit“ antrifft, nur noch weiter mit dem Hinweis auf Marc. 16, 18: „So ihr etwas Tödtliches trinket, wird es euch nicht schaden“. Ebenso wie in historisch-kritischen Fragen versagt K. völlig in speculativ-

philosophischer Beziehung. Nicht nur den Abstractionen der Hegel'schen Philosophie, sondern überhaupt jeder tieferen speculativen Erfassung der Welt und des christlichen Glaubens, jeder systematischen und principiellen Bearbeitung der Glaubenswahrheit steht er, soweit sich erkennen läßt, ohne jedes tiefere Interesse gegenüber. Die Religion ist ihm zeitlebens nie zum theoretischen Problem geworden. Um so mehr gilt sie ihm von früh an als das entscheidende (praktische) Lebensproblem. Schon seiner Mutter war er sich bewußt seine „geistliche Geburt" mitzuverdanken sowie das Vorbild einer aufopfernden, einer bis ans Ende liebenden Liebe, der Treue im Kleinen und Großen und einer seligen, innigen Jüngerschaft Christi. Zumal ihre Mahnung vor Hochmuth auf ihrem Sterbebett (1852) wurde ihm zum Leitstern für sein ganzes ferneres Leben. So hat denn K. durchaus nicht zu den Naturen gehört, die ihr Christenthum auf einen plötzlichen Wendepunkt, auf eine seelische Katastrophe zurückführen, aber er hat an seiner Heiligung während seines ganzen Lebens unablässig, mit wachsendem Ernste und unnachsichtiger Strenge gegen sich selbst gearbeitet. „Das religiöse Organ, welches im Menschen die entscheidende Instanz bildet, ist das Gewissen", „das erschreckte Gewissen, wie es in der Erfurter Zelle des Augustinermönchs aufschreit: meine Sünde, meine Sünde, meine Sünde! bis es den Artikel von der Vergebung der Sünden glauben lernt". „Unser Glaube ist ein Gehorsam des Evangelii, eine Lossagung von der Sünde, eine Uebergabe an Christum, ein sittlicher Akt". Auf diesem Gebiet der Gewissensschärfung, nicht auf dem theoretischen, liegt auch Tholuck's vornehmliche Einwirkung auf ihn. Tholuck lehrte ihn erkennen, daß noch nicht Selbstbeherrschung, sondern erst Selbstverleugnung das Ziel der Heiligung sei, die Einwilligung in den göttlichen Willen. Es fehlt in Kögel's Jugendjahren nicht immer an religiöser Ungeduld und Treiberei, an einer über das gesunde Maß hinausgehenden Selbstkritik, aber es findet sich doch auch die treffende Erkenntniß: „Erst beklagen wir, daß unser Schuldgefühl und der Mangel an Dankbarkeit uns nicht lebendig genug sei, dann wieder, daß es eingetreten sei. Nun soll es wieder plötzlich und ohne Furcht verschwinden" (I, 224). Den Kern der Religion und die höchste Stufe der Heiligung bildet ihm die Demuth und die aus ihr fließende Dankbarkeit (I, 27, 217, 225).

Die theologische Anschauung Kögel's wird sich am ehesten durch die Namen Tholuck und Julius Müller, Neander und Nitzsch bezeichnen lassen. Die geistige Freiheit, die diese Theologen als Erbtheil von Schleiermacher sich doch in erheblichem Maße bewahrt hatten, ist auf K. nur insoweit übergegangen, als er gegenüber dem confessionellen Ansturm auf die Union an dieser festhält und dem gemäß die confessionellen Differenzen hinter dem gemeinsamen Grundgedanken beider Confessionen zurückstellt. Aber auch hier dürfte die ihm im Blute liegende Pietät gegen ein vom Königshause ausgegangenes Werk nicht minder ins Gewicht gefallen sein als specifisch theologische und religiöse Gründe. Die grundsätzliche Motivirung seiner Unionstendenz trifft mit der seines Schwiegervaters in der Schrift „Die evangelische Union und ihr göttliches Recht" (1854) völlig zusammen: die confessionellen Unterschiede sind nur Zweige Eines reformatorischen Stammes und Princips, nur Gestaltungen Eines Christusbildes. Daß wir gemeinsam zur Substanz der reformatorischen Wahrheit zurückgehen und auf diesem Rückwege die Erneuerung der Kirche fördern, ist gemeinsame Aufgabe; in ihrer Erfüllung besteht die Entwicklung der Union. Man muß das Praktische und Theoretische, das Leben der Kirche und die Wissenschaft der Theologen, den rechten Glauben und die Rechtgläubigkeit unterscheiden. Auf die theologische Fundamentirung dieser Unterscheidung und auf ihre Tragweite hat K. ein tiefer-

gehendes Nachdenken nie verwendet. Diejenige Theologie, welche für die Zusammengehörigkeit der beiden protestantischen Confessionen zum ersten Male einen strengen historischen und systematischen Beweis zu geben versuchte, die Ritschl'sche, hat er später rundweg abgelehnt. Er nannte sie „die Dogmatik der Glückseligen, die einen guten Vater im Himmel haben"; besonders machte er ihr Unterschätzung der Macht der Sünde und der sittlichen Ohnmacht des Menschen zum Vorwurf; eine auf eignen eindringenden Studien beruhende Kenntniß dieser Theologie hat er indeß schwerlich besessen. Er selbst begnügte sich z. B. hinsichtlich des confessionellen Streites über die Abendmahlslehre mit der wenig besagenden Bemerkung, daß „die Einen mehr das Geheimniß der Gabe, die Anderen mehr die Wirkung des Glaubens betonen, mithin einander nicht ausschließen, sondern ergänzen und stärken sollen" (II, 239). Mehr zum Ziel trifft die gelegentliche Aeußerung: „Union wird nicht durch Subtraktion der Extreme gefunden, sondern durch die Rückkehr zur Schrift, welche der Fortschritt in Erkenntniß und Liebe ist". So hat denn auch K. sich je länger desto mehr und tiefer zum Schrifttheologen herausgebildet und hat sich besonders gern an Bengel's Gnomon und die altwürttembergischen Pietisten angeschlossen.

Kögel's Ansichten über Staat und Kirche wurden wesentlich beeinflußt von Stahl, den er in Berlin gehört hatte und in dessen Schriften er sich mit Ernst und Eifer vertiefte. Der Biograph geht sogar so weit, ihn „im großen Ganzen einen Anhänger der Stahl'schen Richtung" zu nennen. Indeß auch abgesehen von der grundsätzlichen Gegnerschaft Stahl's gegen die Union bedarf dies Urtheil starker Einschränkungen. Auf Grund späterer Erfahrungen schreibt K.: „Ueberhaupt kommt man von dem Glauben an eine allein seligmachende Verfassung bald zurück, wenn man sich überzeugt, daß geschichtliches Werden und neue Geistesausgießung die neuen Schläuche geben für den neuen Most. Die Verfassung gehört auch nur zum täglichen Brot, und alle Egalisirungen sind ἐκ τοῦ πονηροῦ, d. h. nicht vom Uebel, sondern vom Argen" (II, 96). Mit Energie betont K. das Gemeindeprincip: die Gemeinde muß zu den „Weltaufgaben christlicher Liebesthätigkeit" gesammelt werden. „Was Pastorenkirche geschimpft worden ist, muß aufhören, die getauften Massen müssen christliche Gemeinden werden, Subjekte mit Rechten und Pflichten" (II, 296). Ebenso tritt er für die Stärkung des synodalen gegenüber dem kirchenregimentlichen Element in der Kirchenleitung ein. Schließlich gibt er sich auch der Hoffnung hin, „daß es, wenn nicht alle Zeichen trügen, zu einer deutschen evangelischen Volkskirche kommen werde" (III, 34). Wird mit alledem auf kirchlichem Gebiet Stahl's Gedankenkreis durchaus überboten, so ist auch auf politischem Gebiet K. nichts weniger als conservativ im altpreußischen Sinn. In den politischen Zeitwirren stieß ihn zwar alles Aufrührerische und Antimonarchische je länger je mehr ab, aber zeitweilig wenigstens hatte er für die „Gagern'schen Altliberalen oder Konstitutionellen Sympathie" (I, 66) und dauernd ließ er sich durch den deutsch-patriotischen Zug der Bewegung, sowie die im preußischen Sinne aufgefaßte Kaiseridee begeistern. Ein der deutschen Flotte gewidmeter poetischer „Gruß aus einem deutschen Studentenherzen" scheint ihn zum Verfasser zu haben. Demgemäß war und blieb er ein treuer Anhänger einer deutsch-national gerichteten antiösterreichischen Politik, ja einer Politik des Schwertes für die deutsche Sache (I, 137). Erwägt man alle diese Beziehungen, so bleibt als Verwandtschaft Kögel's mit Stahl nicht viel mehr als die gemeinsame conservative Grundstimmung zurück.

Ein Zug, der Kögel's Frömmigkeit wie seinen patriotischen Sinn gleichmäßig beeinflußt, aber auch für sich stark hervortritt, ist seine Romantik.

Seine Begeisterung für das deutsche Kaiserthum erhält Nahrung durch die historischen Erinnerungen an die alten sächsischen Kaiser in Memleben, das er von Halle aus in den Ferien mehrfach besuchte. In seiner Frömmigkeit und Theologie zeigt sich Kögel's Zusammenhang mit der Romantik in seinem elementaren Unverständniß für die historisch-kritische Arbeit, in seiner Hinneigung zu Pietismus und Mystik, in einer wenn nicht bedenklichen, so doch eigenartigen Vorliebe für Ahnungen, Träume und Weissagungen (vgl. I, 203, 206 u. ö.). In Abhängigkeit von der romantischen Dichtung hat K. von Jugend an gestanden. Schon im Elternhause mit Tieck bekannt geworden, ließ er sich in Halle durch diesen sowie durch Platen, Chamisso, Eichendorff, Rückert, Gaudy, Justinus Kerner beeinflussen. Auch zu Amadeus Hoffmann, dessen phantastisches Haupt über seinem Pulte hing und mit seinen wildirrenden und rollenden Blicken auf ihn niederstarrte, fühlte er vorübergehend eine starke Hinneigung. Sein Lieblingsdichter aber wurde schon damals Geibel, mit dem er später auch in persönliche Beziehungen trat, und gleichzeitig fühlte sich seine humoristische Ader von Jean Paul angezogen. Gelegenheit zur Entfaltung seiner eigenen nicht unbedeutenden Dichtergabe bot ein poetisches Schülerkränzchen. Auch auf der Universität trieb K. germanistische und litterarische Studien mit solchem Eifer, daß Tholuck glaubte, diese Vorliebe werde ihn mit der Zeit für moderne Litteratur bestimmen. In Berlin hörte er Jacob Grimm über deutsche Grammatik; ein Wort von diesem über die Schönheit unserer Muttersprache, die ebenso groß wie unbeachtet und unverstanden sei, blieb tief in K. haften. Seine Reisen trugen ihm die persönliche Bekanntschaft mit Kerner und mit Otto Roquette ein, mit dem er auch in künstlerischen Austausch trat. In Dresden verkehrte er in dem Kreise von Ludwig Richter, Schnorr von Carolsfeld, dem Bildhauer Ernst Rietschel u. A. Noch in den späteren Jahren seines Amtes war für K. neben dem „Ethischen" das „Aesthetische" Lebensbedingung (vgl. Ethisches und Aesthetisches. Vorträge und Betrachtungen. Bremen 1888); Freundschaft gab es für ihn nur auf der Grundlage gemeinsamer ästhetischer Interessen. Sein Lieblingsgebiet war neben der Musik die schöne Litteratur; hier die neuesten Erscheinungen kennen zu lernen, blieb ihm Herzensbedürfniß. „Wäre ich nicht Pastor", schrieb er einmal, „so wäre ich Litterat geworden", und in der ersten Hitze des Culturkampfes konnte er ausrufen: „Wenn sie mich morgen wegjagen, so werde ich Professor der Litteraturgeschichte". Bekanntlich hat K. sich auch selbst als Dichter versucht (Gedichte, Bremen 1891, 2. Aufl. 1900). Allerdings leiden die meisten seiner Gedichte an stark hervortretender Lehrhaftigkeit und sind theilweise nicht viel mehr als gereimte Predigtextracte, aber es gibt auch wahrhafte Perlen unter ihnen, die die ganze Innigkeit, ja Weichheit seines Gemüths zum Ausdruck bringen. Gemeinsam ist allen eine erstaunliche Begabung für kunstvolle Handhabung der Sprache.

Durch seine Berufung nach Nakel wurde K. anscheinend für immer aus seinem ästhetisch-litterarischen Interessenkreise herausgerissen. Nichtsdestoweniger entschloß er sich zur Annahme dieser Stelle, obwol ihn gleichzeitig eine Berufung nach Rom lockte. Er hat in reiferen Jahren geurtheilt, daß bei seinem Hange zur Kunst Rom für ihn geradezu Gift gewesen wäre, und dies Gefühl leitete schon damals seine Entscheidung, „die sanguinische Phantasie war für Rom, das Gewissen für Nakel". K. kam in schwierige Verhältnisse; er war vom Posener Consistorium entgegen dem Willen der Gemeinde als Pfarrverweser eingesetzt, und diese kam ihm mit tiefem Mißtrauen entgegen, nicht einmal thätliche Angriffe gegen seine Person blieben ihm erspart. Die Gemeinde umfaßte etwa 7000 Seelen mit mehreren Filialen. Der Kirchenbesuch

war ein äußerst geringer, die Gemeinde stark verwahrlost. Dennoch gelang es der ungewöhnlichen Begabung, der Willenskraft und unermüdlichen Thätigkeit des jungen Predigers, in überraschend kurzer Zeit die Gemeinde umzustimmen und eine wirksame religiöse Bewegung in ihr hervorzurufen. Bei der Neuwahl fielen alle abgegebenen Stimmen auf ihn (15. August 1855) und bei seinem Abgange hatte er sich die innige Liebe und Verehrung weiter Kreise erworben. K. selbst aber hat stets gerühmt, daß ihm seine dreijährige Amtsthätigkeit in Nakel mit ihren Erfahrungen, Schwierigkeiten und Kämpfen eine unersetzliche Schule gewesen sei.

Ganz andere Verhältnisse erwarteten ihn in der deutschen Gemeinde im Haag. Die junge Gemeinde im Haag, deren erster Pastor er war, befand sich in einem durchaus unfertigen Zustande; sie war nur schwach und vorläufig organisirt, ihr Anschluß an die preußische Landeskirche als Grundlage gesicherter Rechtsverhältnisse war noch nicht vollzogen; es fehlten Kirche, Schule, Pfarrhaus, selbst würdige Abendmahlsgeräthe. Getragen wurde, wie K. selbst erzählt, die Gemeinde im wesentlichen durch „holländische Freunde, die lebendig gläubig sind und an unsern Gottesdiensten theilnehmen“; seine Zuhörerschaft war eine „äußerlich und innerlich sehr bunte durch alle Grade von geistiger und geistlicher Vornehmheit und Zerlumptheit“. Ebenso war die sociale Stellung der Gemeindeglieder sehr verschieden, „hinan bis an die Spitzen, hinab in die Armuth und Verkommenheit der Fabriken“. Bei Kögel's Gottesdiensten freilich „fuhr eine Menge eleganter Equipagen vor, und der Saal füllte sich bis zum letzten Platz mit zum größten Theil vornehmen Zuhörern aus den ersten Kreisen und Familien der holländischen Residenzstadt“. K. wurde hier, wie er selbst ausgesprochen hat, für seine Stellung als Hofprediger bereits einigermaßen geschult. Unter seiner treuen Fürsorge sammelte und festigte sich die Gemeinde, erwarb in der Zeit seiner Wirksamkeit (bis Mai 1863) Kirche, Schule und Pfarrhaus und fand bis weit in die holländischen Kreise hinein Beachtung und Einfluß. Einen treuen Freund und Helfer besaß K. in dem Grafen Ernst v. Bylandt, dem unermüdlichen Begründer der Gemeinde. Einem Bibelkränzchen, in dem K. mannichfache Anregung empfing, gehörten außer ihnen „Niederlands antirevolutionärer Historiker“ Groen van Prinsterer, der Vorsitzende des Staatsraths Baron Mackay, der Präsident des Tribunals Elout van Soeterwoude, das Parlamentsmitglied van Lynden, der Arzt Abraham Capadose und Isaak da Costa, der Dichter, beide portugiesisch-jüdischen Ursprungs, bisweilen auch Heldring, „Hollands Wichern“, u. A. m. an. Wie K. nach Heldring's Zeugniß in einer Zeit der Krisis den Frieden bewahren half, indem er „ebenso fest stand wie die Unsrigen und doch mildere Anschauungen“ hegte und pflegte, so wuchs er seinerseits in die Art dieses pietistischen Kreises, in sein Heiligungsleben und seine Schriftauffassung hinein. Zugleich bestätigte sich ihm durch die Erfahrungen, die er hier machte, das Recht und die Nothwendigkeit der Union; die religionslose Schule in Holland mit ihren traurigen Folgen lehrte ihn den Werth der christlichen Volksschule schätzen; an seiner eigenen Gemeinde machte er die Erfahrung, daß auch eine demokratische Gemeindeverfassung segensreich wirken könne.

Am 6. December 1863 wurde K. am Dom in Berlin eingeführt. Durch eine langwierige Halserkrankung hatte sich seine Amtsübernahme um ein halbes Jahr verzögert. Seine Berufung hatte er, soweit nicht höhere Einflüsse in Betracht kommen, dem Cultusminister v. Mühler zu verdanken, der ihm schon längere Zeit großes Vertrauen schenkte und seine Anstellung — das Gehalt war noch nicht frei — dadurch ermöglichte, daß er ihn zugleich zum Hülfsarbeiter in seinem Ministerium machte. Im November 1864 wurde K. zum

Vortragenden Rathe ernannt, nachdem er schon zuvor Mitglied des Brandenburgischen Consistoriums geworden war. Mit Falk's Uebernahme des Ministeriums hörte zwar jede Mitwirkung Kögel's auf, doch wurde er von seinem Amte als Vortragender Rath erst bei seinem Eintritt in den Oberkirchenrath formell entbunden (2. Jan. 1879). Das Hofpredigercollegium bestand, als K. kurz nach dem Tode von Strauß eingeführt wurde, aus Snethlage, Hoffmann und v. Hengstenberg. Stufe um Stufe rückte er mit dem Tode seiner Amtsgenossen auf, bis er am 13. December 1880 zum „Oberhofprediger mit dem Range eines Rathes erster Classe und der Befugniß, den seidenen Talar zu tragen" ernannt wurde. Schon 1873 war er nach Hoffmann's Tod Schloßpfarrer und Ephorus des Domcandidatenstifts geworden, 1879 wurde er zum Generalsuperintendenten der Kurmark ernannt, schon 1868 war er von der Bonner theologischen Facultät zum Doctor der Theologie h. c. promovirt worden. So hat er mehr als ein Jahrzehnt in leitender Stellung als der unbestritten erste Geistliche in Preußen eine hervorragende Wirksamkeit geübt.

Besonders seit dem Tode Hoffmann's, der indeß schon längere Zeit nicht mehr auf seiner Höhe stand, war K. der bedeutendste und wirkungsvollste unter seinen Amtsgenossen. Seine Predigten übten weit über die Domgemeinde hinaus eine große Anziehungskraft, so daß regelmäßig der Zuhörerraum, der etwa 1000 Sitzplätze und 1500 bis 2000 Stehplätze faßte, auf den Bänken ganz und in den Gängen stark gefüllt war, ja nicht selten Viele, die nicht frühzeitig genug kamen, überhaupt keinen Platz mehr fanden, Thatsachen, die bis zur letzten Predigt Kögel's (im September 1890) unverändert geblieben sind. Noch im Haag zeigte er sich bei der Predigt vor allem „ungemein lebhaft, oft bis zu Thränen gerührt, zuweilen innerlich und äußerlich derart bewegt, daß die Kanzel unter ihm förmlich zu zittern schien", auch pflegte seine Predigt länger als eine Stunde zu dauern. Erst in Berlin eignete er sich jene Kürze und Prägnanz der Form, jene classische Ruhe des Auftretens an, die sich der Erinnerung seiner Zuhörer eingeprägt hat. Zugleich haftet der Erinnerung etwas von dem Schimmer an, der über der großen Zeit des ersten deutschen Kaisers liegt. War es doch K. gegeben, mit seinen Predigten alle bedeutenden Ereignisse dieser einzigartigen Zeit rednerisch zu begleiten und sie aus den Tiefen des göttlichen Wortes und seines patriotischen Empfindens den Zeitgenossen zu deuten. (Vgl. Vaterländische und kirchliche Gedenktage. Bremen 1892. Kirchliche Gedenkblätter an die Kriegszeit.) Daß er dafür mit ganz hervorragenden Gaben ausgestattet war, ist unbestritten. Er hat zwar selbst sich dem Genie Spurgeon's gegenüber als bloßes Talent gefühlt (II, 243), aber sicher ist, daß er ein Meister in Form und Stil war, ein Sprachgenie wie kaum ein zweiter deutscher Prediger. „Die Feile der Durcharbeitung ist so sorgsam wie die eines Gedichts; man vermöchte ohne den Rhythmus oder die Euphonie zu beeinträchtigen, kaum ein Wort zu versetzen. Alles ist gleich den Kanten eines Edelsteins geschliffen." Die Sätze sind meist kurz, sententiös, der Ausdruck scharf zugespitzt, oft allzu pointirt. Eine umfassende Bildung, zumal litterarischer und historischer Art, unterstützt durch ein phänomenales Gedächtniß steht dem Redner zu Gebote. Doch stellt er seine poetische, plastische Gestaltungskraft, seine virtuose Behandlung der Sprache, sein reiches Wissen geflissentlich in den Dienst des ethischen Pathos. Eine vom Inhalt unabhängige Ausschmückung der Form galt ihm nur als Beweis eines Mangels an Kunst. An die Phantasie appelliren seine Predigten im Dienste des Gewissens; mit psychologischer Feinheit und erlesenem Geschmack verbinden sie demüthigen Gewissensernst. Seine Predigt hat etwas Monumentales; sie entwickelt nicht, sondern berührt oft sprunghaft die verschiedensten

Dinge. Nie verfährt K. dialektisch, sondern stellt alles in individuellster, anschaulichster Wirklichkeit vor Augen; er denkt überhaupt nur in concreten Bildern, in geistreichen Gegensätzen und scharf pointirten Aperçus. Persönlichkeit und Stil sind bei ihm aufs engste verknüpft; eben deshalb darf er nicht nachgeahmt werden. Vorbildlich ist nur das energische Streben nach Individualisirung des Textes, zu dem er sich schon durch Nitzsch anregen ließ und das ihn zu dem Versuch, zusammenhängende Stücke des neuen Testaments in Predigten zu behandeln, führte. Am hervorragendsten wirkt daher K., wo diese Gabe, das Individuelle plastisch zu gestalten, sich frei entfalten kann, in der Gelegenheitsrede. Seinen Kasualreden läßt sich nichts an die Seite stellen; in ihrer unnachahmlichen Weihe und Schönheit, in ihrer Fülle und kunstvollen Einfachheit übten sie eine ungemeine Wirkung aus, in der Ethisches und Aesthetisches untrennbar verschmolzen. Auch an den gedruckten Predigten kann man das, wenngleich in abgeschwächtem Maße, beobachten. Meisterhaft sind z. B. die Reden bei der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares, bei der Beerdigung Kaiser Wilhelm's, bei der 100jährigen Gedächtnißfeier Friedrich's des Großen, ebenso die Weiherede bei der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes u. s. w. Von den zahlreichen Predigtsammlungen Kögel's hebe ich hervor: „Der erste Brief Petri in 20 Predigten ausgelegt“, „Das Vaterunser“, „Der Brief an die Römer“, „Die Seligpreisungen der Bergpredigt“, „Der Brief des Jakobus“, „Das Ev. Johannes“; ferner: „Lasset euch versöhnen mit Gott!“, 3 Bde.; „Pro domo“, „Aus dem Vorhof ins Heiligthum“ (über das alte Testament), 2 Bde.; „Wach auf, du Stadt Jerusalem!“; „Geläut und Geleit zum Kirchenjahr“ (ein Jahrgang Predigten).

Auch als Seelsorger hat K. eine weitgehende Wirkung ausgeübt und hat nicht selten in der Entlarvung unlauterer Personen einen außerordentlichen psychologischen Scharfsinn und feine Beobachtungsgabe gezeigt; für manche Leute war er ein „wandelndes böses Gewissen“. Sein Confirmandenunterricht, getragen von dem unerschütterlichen Ernst seiner geschlossenen Persönlichkeit, hat gewiß vielfach einen dauernden Eindruck gemacht. Die Erkenntniß zu mehren, hielt er für gut, das Gewissen zu schärfen für besser. Auf fromme Gefühle gab er nichts. Als Ephorus trat er zu seinen Candidaten in ein Verhältniß persönlichen Wohlwollens. Kirchenpolitische und principielle Fragen wurden in den von ihm geleiteten Conferenzen nicht berührt; bei aller Festigkeit der eignen Ueberzeugung zeigte er Weitherzigkeit und Gerechtigkeit gegen alle, daher auch die jungen Theologen aller Richtungen mit gleicher Hochachtung und Verehrung zu ihm aufblickten. Auf seine Anregung hin entstand in Berlin der Kirchbauverein; zu den alle einzelnen Gemeinden einer Diöcese umfassenden Generalkirchenvisitationen gab er den ersten Anstoß; sie traten zuerst in Schlesien ins Leben, wurden dann in der Kurmark von K. selbst ausgebildet und sind jetzt überall in den preußischen Provinzialkirchen in Uebung. K. entfaltete dabei seine außerordentliche Arbeitskraft wie seine eminente katechetische Begabung in vollem Maße und übte auf Pastoren und Gemeinden einen großen Einfluß.

War Kögel's öffentliche Wirksamkeit bis in die siebziger Jahre hinein durch sein Eintreten für die Union gegenüber der confessionell-lutherischen Partei bestimmt worden, so änderte sich mit dem Ausbruch des Culturkampfes seine Frontstellung. Unter Mühler hatte er erheblichen Einfluß gehabt und bei der Berufung der Professoren Christlieb, Cremer, Kähler, Grau, Zöckler, Hundeshagen, des Propstes Brückner u. A. entscheidend mitgewirkt, von Falk wurde er alsbald kaltgestellt und in die Opposition gedrängt. Die evangelische

Kirche war durch die Culturkampfgesetzgebung völlig unvorbereitet getroffen und aufs tiefste erschüttert. Ihre Lage gab zu den schwersten Bedenken Anlaß. Kein Wunder daß ein Mann wie K. in hochgradige Erregung gerieth. Alles kam ihm licht- und rathloser vor denn je, er selbst wie in einen Block gespannt: er schwankte zwischen Austritt aus dem Ministerium und Austritt aus der Landeskirche. Mit seinem Freunde und Schwager Leopold Schultze, Generalsuperintendent in Magdeburg, vereint, begründete er daher die Gruppe der Freunde der positiven Union, die zuerst auf der außerordentlichen Generalsynode von 1875 in Action trat, im folgenden Jahre formell sich constituirte und fortan zur ausschlaggebenden Partei im kirchlichen Leben und in den Synoden wurde. Zu der Generalsynodalordnung, die unter dem Ministerium Falk jener Synode vorgelegt wurde, waren „Schlußbestimmungen" beigefügt, welche die Zusammensetzung der Provinzial- und Kreissynoden zu Gunsten der an Seelenzahl stärkeren Gemeinden durch Hinzufügung des sog. Intelligenzdrittheils verändern wollten. K. hielt diese Schlußbestimmungen, die übrigens späterhin gerade zur Stärkung des conservativen Elements in den Synoden beigetragen haben, für verhängnißvoll; er wies jede Vertretung der Kirche zurück, die als eine Vertretung der Köpfe, der steuerzahlenden Geldbeutel, irgendwelcher weltlichen Intelligenz, eines vorgeblichen allgemeinen Priesterthums ohne priesterliche Gesinnung gedeutet werden konnte. Mit der vielbemerkten Ablehnung der „Schlußbestimmungen" durch die „Gruppe Kögel" wurde der entschiedene Bruch mit dem Kirchenregiment öffentlich bekundet.

Verschärft wurde dieser Gegensatz durch die beginnenden Lehrstreitigkeiten. Gegen den Prediger Sydow war in Anlaß eines Vortrages über das Apostolische Glaubensbekenntniß vom Brandenburger Consistorium die Suspension vom Amte ausgesprochen, die indeß vom Oberkirchenrath in einen bloßen Verweis umgewandelt wurde. Die Angriffe, die auf der Kreissynode Berlin-Cölln 1877 gegen das apostolische Bekenntniß und seinen liturgischen Gebrauch von seiten der Vertreter des Protestantenvereins erfolgten, steigerten die Gegensätze. Kögel's Stellung in diesem Streite war durch seine Ueberzeugung von vornherein gegeben. Historisch-kritische Bedenken hatte es für ihn nie gegeben. Ihm fiel einfach das Bekenntniß mit Luther's Erklärung zusammen. Die Geburt Jesu aus der Jungfrau ist ihm nur der Thatsachenbeweis dafür, daß die Menschheit „wohl das Göttliche empfangen, aber nicht aus sich erzeugen" kann. Der Sinn der Höllenfahrt Christi ist auch ihm dunkel, aber das Bekenntniß durch die Schrift gedeckt (so die Predigt über 1. Petri 3, 19 ff.), den Hinweis auf die Auferstehung des „Fleisches" begründet er durch 1. Cor. 15; 42—49! Kurz, über die Einzelheiten des Bekenntnisses als solchen gleitet er leicht hinweg. Was ihn so entschieden machte, war, daß er in allen Angriffen darauf Beseitigung des biblischen Offenbarungsstandpunktes durch den Deismus sah, Bekämpfung des biblischen supranaturalen Christenthums, das ihm eben die Religion, das Christenthum bedeutete. Demgemäß hat er sich auch privatim dahin ausgesprochen, daß die Abschaffung oder auch bloße Freistellung des Apostolicums ihn und Viele des Gewissens wegen zum sofortigen Austritt aus der Landeskirche zwingen würde.

An diesem Punkte fand K. beim Kaiser ungetheilte Zustimmung. Gerade jetzt bildete sich nach Kögel's Ernennung zum Schloßpfarrer ein engeres Verhältniß des Kaisers zu seinem Seelsorger heraus. Hatte sich im Unterschied von seiner Gemahlin der Kaiser früher von K. ferngehalten und ihn selbst seine Ungnade befürchten lassen, so wurde er jetzt durch seinen Gegensatz zum kirchlichen Liberalismus, von dem er das Aergste befürchtete, veranlaßt, sich K. zu nähern. Gerade die wirksame Agitation gegen die Bestreiter des

Apostolicums scheint K. sein besonderes Vertrauen eingetragen zu haben. Erklärte er doch 1874 in Ems seinem Seelsorger: „Ich stehe auf dem alten Glauben, Christus ist Gottes Sohn. Beugen wir uns seiner Autorität nicht, so wird jeder zum infallibeln Papste“. Mit großer Antheilnahme ließ er sich von K. über den Verlauf der kirchlichen Wirren berichten und verlangte von ihm fortgehenden Bericht. Umgekehrt hatte Herrmann, der Präsident des Oberkirchenraths, durch sein Verhalten in der Affaire Sydow das Vertrauen des Monarchen völlig eingebüßt, so daß keine Ernennung von kirchlicher Bedeutung vollzogen wurde, ehe K. gehört war, und aus dem königlichen Cabinet meist ganz andere Namen hervorgingen, als in den Listen des Oberkirchenraths und des Ministeriums gestanden hatten. So vermochte K. gegen Falk's und selbst gegen Bismarck's Votum das Verbleiben Hegel's an der Spitze des Brandenburgischen Consistoriums durchzusetzen, dagegen Herrmann's und Falk's Stellung gründlich zu untergraben, bis schließlich die Situation endgültig geklärt wurde, der K. genehme Hermes das Präsidium des Oberkirchenraths erhielt, K. und Baur Mitglieder desselben wurden und schließlich auch Falk seine Entlassung nahm.

Auch für die Entwicklung der „Freunde der positiven Union“ war der Bekenntnißstreit von weittragenden, günstigen Folgen begleitet. Gab er ihnen doch ein in kirchlich interessirten Laienkreisen zündendes Programm und den Grund ihrer Daseinsberechtigung. Im Kampfe gegen die Geister, „welche die Union der Konfession zu entleeren und die Verfassung ihrer Schutzwehren gegen glaubenslose Majoritäten zu entkleiden trachteten“, erklärte K. in der Mittelpartei mit ihrer ersichtlichen Rücksichtnahme auf die liberal-kirchlichen Kreise zuverlässige Bundesgenossen nicht mehr sehen zu können. Demgemäß stellte sich das Programm auf den Boden der reformatorischen Bekenntnisse wie der landeskirchlichen Union und erstrebte eine Sammlung aller, die im Glauben „an Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und mit kirchlich unabhängigem Sinn auf der Grundlage der Verfassung den Ausbau der Kirche fördern wollen“. Es fordert ernstliche Geltendmachung der kirchlichen Qualification für alle kirchlichen Aemter, Kirchenzucht gegen die Verächter der kirchlichen Lehre, Sitte und Ordnung, konfessionelle Volksschule, Mitwirkung des Generalsynodalvorstandes bei der Besetzung der höheren kirchenregimentlichen Aemter und wirksame Theilnahme der „kirchenregimentlichen Organe“ an der Besetzung der theologischen Professuren. Das landesherrliche Kirchenregiment soll erhalten bleiben, aber der Staatshoheit gegenüber eine solche Gestaltung erfahren, „welche die der Kirche gebührende Selbständigkeit verbürgt“. Gegenüber den Anklagen des Oberkirchenraths über die kirchliche Agitation der „Hofpredigerpartei“ und gegen einige Punkte ihres Programms gelang es K., den König völlig zu captiviren; er erklärte nicht zu verstehen, wie das Eintreten für das apostolische Bekenntniß als kirchliche Agitation aufgefaßt werden könne; auch das Programm fand in so hohem Maße seine Zustimmung, daß er sich selbst (wol nicht zufällig) als Vertreter der „positiven Union“ bezeichnete.

Am delikatesten blieb natürlich für eine „Hofpredigerpartei“ der die Staatshoheit betreffende Programmpunkt. In seiner Immediateingabe stellte K. den Sinn dieses Punktes dahin fest, daß man in ehrfurchtsvoller Wahrung der Kronprärogative hinter Niemand zurückzustehn sich bewußt sei; aber der Gefahr, daß der von der Kammermehrheit abhängige Cultusminister sich durch außerkirchliche Gesichtspunkte präjudiciren lasse, müsse durch Verstärkung der kirchlichen Instanzen begegnet werden, um so dem „obersten Bischof“ eine sachgemäße Entscheidung zu erleichtern. Am principiellsten hat K. das Problem

in folgender Aufzeichnung aus dem Jahre 1882 durchdacht: „In des Kaisers und Königs erhabener Majestät einen sich zwei Aemter: das des Staatsoberhauptes, das des Summepiscopats. Das Amt des summus episcopus ist durch die constitutionelle Verfassung um vieles erschwert, ja gefährdet. Den Cultusminister, der Acte des summus episcopus zu contrasigniren hat, bestimmen — falls er nicht von strengster Objectivität — in seinem kirchenregimentlichen Handeln leicht Momente, die dem Kirchenwesen absolut fremd sind, beispielsweise die Sorge um das Budget, Berechnung der Majorität, Berücksichtigung der Popularität u. s. w. Statt zu beachten, welche Maßnahmen, Besetzungen, Versetzungen dem Evangelischen Oberkirchenrath, der evangelischen Landeskirche am meisten förderlich sind, ist ein Cultusminister in der Versuchung, auszurechnen, welche kirchlichen Schritte ihm staatlich für den Augenblick am wenigsten unbequem sein möchten angesichts der Complikation der Kammerparteien, die aus Christen, Namenchristen, kirchlichen Liberalen, unkirchlichen und jüdischen Fortschrittsleuten bestehen. So beeinflußt gibt er seinen Rath, seine vota und sentiments. Umsomehr fallen in allen rein kirchlichen Dingen die Urtheile, Rathschläge und Anträge des Evangelischen Oberkirchenraths und seines Präsidenten ins Gewicht. Geschähe dies nicht, so würde unter dem Gravitationsgesetz des Constitutionalismus der summus episcopus aus seinem Wächter- und Beschirmeramt der kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit verdrängt, und die Kammermajorität durch das Medium des Cultusministers tyrannisirte die evangelische Kirche. Bleibt im evangelischen Oberkirchenrath die Mittelpartei im Alleinbesitz und Gebrauch der Herrschaft, werden die wenigen Vertreter der positiven Union in dieser Behörde müde gemacht, vergewaltigt, herausgedrängt, dann ist infolge der damit zusammenhängenden Unsicherheit der Lehre die Separation in unserer Kirche gewiß: eine der gußeisernen Constitution Roms gegenüber auch für den Staat bedenkliche Situation. Unter den hier angedeuteten Verhältnissen hat der Cultusminister alle Ursache, zu einer Stärkung der positiven Elemente im Schoße des Evangelischen Oberkirchenraths seine Mitzeichnung nicht mit genauer Noth, sondern willig und voraussichtsvoll zu geben . . . .“ (III, 148 f.).

Bald zeigte sich aber, daß hinsichtlich dieser Frage in der neuen Fraction divergirende Tendenzen vorhanden waren. Am 28. März 1887 schrieb K. an Schultze: „Ich habe von Anfang an den sogenannten Hammerstein'schen Antrag in der Stimmung für berechtigt, in der Technik für konfus gehalten. Dann habe ich am 15. Dezember in der Debatte mit Stöcker gesehn, wie unsere Auffassungen über das landesherrliche Kirchenregiment von einander abweichen, wie vielleicht auch unsere Partei mit einer Spaltung bedroht ist ... Ich habe nun einmal, mit Ausnahme des Punktes der Professorenernennung, abweichende Auffassungen von dem eigentlichen kirchenpolitischen Theil des Programms, halte es z. B. für völlig indifferent, ob der Cultusminister oder das Staatsministerium das placet ertheilt“.

Wie in diesem Punkte, so wich auch in seinen socialpolitischen Anschauungen K. beträchtlich von Stöcker ab. Seine Stellung zur socialen Frage setzte er in dem Vortrag „Der evangelische Geistliche und seine Aufgabe an der sozialen Frage“ (1878) auseinander. Auf Stöcker wandte er, ohne ihn zu nennen, das Wort an: „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell“ und führte im übrigen aus, daß der Geistliche social im besten und reinsten Sinne dann wirke, wenn er sich auf sein eigentliches Amt beschränke und diesem seine volle Kraft und Treue widme. Aber der Geistliche ist kein Nationalökonom. „Man beschäftige sich nur mit einem größeren nationalökonomischen Werke,

und man wird den Dilettantismus in diesen Dingen verwerflich finden." Bekehrung des Herzens durch Gottes Wort, das ist und bleibt die Aufgabe des Geistlichen. Dagegen sei die Lösung der einzelnen Wirthschaftsfragen den berufenen Technikern zu überlassen. Vor Stöcker's persönlichem Muth und seinem Auftreten bei den Demokraten hatte K. Hochachtung, das technische Programm der christlich-socialen Partei konnte er sich nicht aneignen. Trotz dieser Differenzen setzte er 1885, als der bekannte Richterspruch im Stöcker-Becker'schen Beleidigungsproceß Stöcker's Verbleiben am Dome unmöglich zu machen schien, seinen ganzen persönlichen Einfluß in Bewegung, um ihn dem Dome zu erhalten und erreichte das auch in persönlicher Unterredung mit dem Kaiser, obwol dieser die Sache schon ziemlich weit getrieben hatte.

Hier wie sonst zeigte K. auch dem Monarchen gegenüber den Muth und die Treue eigener Ueberzeugung, und das muß auch seine Gegner in der Sache mit seinem persönlichen Verhalten aussöhnen. Ueberhaupt kann der intime Eindruck, den man aus dem in der Biographie eingehend und an der Hand zahlreicher Kaiserbriefe beleuchteten Verhältnisse beider Männer gewinnt, beiden nur Ehre machen. „Liebe, Treue und Ehrerbietung und Hingabe, rückhaltlose Offenheit und tiefste Verschwiegenheit, Opfer der Zeit und der Kraft, Opfer vor allem des Gebetes" brachte K. seinem Königshause entgegen. Es ist bekannt, in wie mustergültiger Weise er mit einer Aufbietung seiner Kraft, die den Grund zu schweren Leiden legte, in der Sterbestunde des Kaisers wie der Kaiserin Augusta seines Amtes gewaltet hat (vgl. Am Sterbebett und Sarge seiner Majestät des Kaisers Wilhelm). Der Kaiser vergalt diese treue Hingabe an seinen Dienst mit persönlicher Theilnahme und Hochschätzung, ja mit herzlichem Liebhaben. Er wußte, was er an seinem Seelsorger hatte: schon 1877 schrieb er an diesen unter anderm: „Ihre Begabung zu einer so wahrhaften Erbauung ist für mich und mein Haus eine wahre Gabe Gottes". Seine Billets an K. sind voll zarter Rücksichtnahme, voller Hochschätzung und Vertrauen. Und K. wiederum sagte aus genauer Kenntniß heraus von ihm: „Jeder Zoll an ihm ein Mann, König und Christ". Von der Kaiserin sagte er nicht lange vor ihrem Tode: „Von meinen Audienzen bei der Kaiserin Augusta komme ich nie anders zurück als durch ihren Glauben in meinem Glauben gestärkt. Sie ist eine herrliche fromme Frau geworden".

Auch Kögel's Wirksamkeit neigte sich ihrem Ende zu. Die übermäßige Anstrengung seiner Kräfte hatte in ihm den Grund zu unheilbarer Krankheit gelegt, die im October 1890 zum Ausbruch kam. Erst allmählich erfuhr er die furchtbare Wahrheit, daß er an paralysis agitans litt und daß ihm zunehmende Lähmung an Händen und Füßen bevorstand. Nur noch einmal, als im alten Dom der letzte Gottesdienst gehalten wurde, konnte er wenigstens den letzten Segen von der leichter zugänglichen Kanzel aus über seine Gemeinde sprechen. Der Verfall seiner Kräfte machte ihn immer abhängiger von der hingebenden Pflege durch die Seinen, besonders durch seine zweite Frau Lina geb. v. Bodelschwingh. Wie ein Held trug er sein schweres Geschick. Eine Klage oder die Frage nach dem Warum hat in den sechs Leidensjahren auch von seinen nächsten Angehörigen Niemand gehört. Wer dem Kranken in dieser Zeit nahetreten durfte, wird von seiner Leidensfreudigkeit einen tiefen Eindruck mitgenommen haben. Bis an sein Ende geistig rege und unermüdlich beschäftigt, hat er nicht nur seine Thätigkeit als Ephorus mit besonderer Hingebung fortgesetzt, sondern auch sein letztes Werk dictirt: „Deine Rechte sind mein Lied. Geschichten und Aussprüche zu den Psalmen" (1895). Nach seinem Tode erschienen auch 66 Andachten, die vom Herbst 1894 bis 12 Tage vor seinem Tode allwöchentlich durch einen Domcandidaten,

dem er sie dictirte, vorgelesen wurden als Ersatz für die unmöglich gewordene persönliche Ansprache. In der Frühe des 2. Juli 1896 schlug für ihn die Stunde der Erlösung.

Vgl. über ihn Emil Frommel, Zur Erinnerung an R. Kögel im Daheim 1896, S. 698 ff.; Georg Rietschel, Kögel, in der Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche, 3. Aufl., Bd. 10, S. 610—615, vornehmlich aber die oben als I, II, III citirte umfassende dreibändige Biographie von seinem ältesten Sohne Gottfried, R. Kögel. Sein Werden und Wirken. Berlin, Mittler & Sohn 1899—1904. Daselbst werden noch weitere Aufsätze über Kögel angeführt. Arthur Titius.

Köhler: August K. wurde geboren zu Schmalenburg in der Rheinpfalz am 8. Februar 1835, studirte in Bonn, Erlangen und Utrecht Theologie. Im J. 1857 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Erlangen, wo er 1862 außerordentlicher Professor für alttestamentliche Exegese wurde, 1864 wurde er als ordentlicher Professor nach Jena berufen, 1866 nach Bonn, 1868 nach Erlangen zurück. Hier hat er 29 Jahre gewirkt, 1884/85 war er Prorector der Universität, 1894 wurde ihm der Titel eines kgl. Geheimen Rathes verliehen. Im J. 1896 begann er zu kränkeln, im Januar 1897 wurde die Erkrankung acut und am 17. Februar d. J. verschied er.

Die theologische Richtung Köhler's war besonders beeinflußt von Delitzsch und Hofmann. Selbständige neue Wege ging er wenig. Dagegen war er einer der gründlichsten Nachprüfer der Meinungen Anderer und konnte als einer der gründlichsten und gelehrtesten alttestamentlichen Forscher seiner Zeit gelten.

Sein erstes größeres Werk war ein exegetisches, ein Commentar zu den nachexilischen Propheten Haggai, Sacharja und Maleachi, der in 3 Abtheilungen 1860, 61 und 63 erschien. Inbezug auf die Einleitungsfragen ist das Werk infolge der neueren historischen und litterarischen Forschungen, die neue Probleme gezeitigt haben, veraltet; die exegetische Behandlung aber kann noch jetzt nach 40 Jahren von keinem ohne Schaden übergangen werden und wird noch lange ihre Bedeutung behalten.

Im J. 1875 erschien der erste Theil von Köhler's eigentlichem Lebenswerk, seinem „Lehrbuch der Biblischen Geschichte des Alten Testaments“. Im J. 1893 schloß er es ab. Er wollte keine eigentliche Geschichte des Volkes Israel schreiben — das hielt er zur Zeit noch für unmöglich —, sondern nur das nacherzählen, was sich bei der alttestamentlichen Gemeinde auf Grund der mancherlei und verschiedenartigen Berichte schließlich als die gemeingültige Anschauung von dem Verlaufe ihrer Geschichte herausgebildet hat. Da er aber diese Aufgabe zugleich auch als eine kritische faßte, die Differenzen zwischen den verschiedenen alttestamentlichen Berichten und Quellen nicht vertuschte, sondern diese immer wieder auf ihre Glaubwürdigkeit hin prüfte, so bilden die gelehrten Anmerkungen dieses Werkes eine reiche Fundgrube für jeden alttestamentlichen Geschichtsforscher. Sein Standpunkt ist auch in diesem Werke ein conservativer. Obwol er keinem der immer zahlreicher aufgeworfenen litterarischen und historischen Probleme aus dem Wege ging, lief sein Endresultat fast durchwegs auf eine Ablehnung der modernen Lösungen derselben hinaus. Und seine überaus gründlichen Gegenargumentationen haben zur Nachprüfung und auch zur Correctur mancher vorschnell aufgestellten Hypothesen beigetragen.

Seine letzten Lebensjahre wurden getrübt durch eine litterarische Fehde, die als ein ironisches Schicksal im Leben dieses wie mancher anderer conservativer Theologen bezeichnet werden kann: er, der seine wissenschaftliche Kraft

vor allem in den Dienst der Zurückweisung modern-kritischer Anschauungen gestellt hatte, zog sich selbst den Vorwurf zu, moderner Kritik Thür und Thor geöffnet zu haben. Den Anlaß bot ein Artikel, den er in der Neuen Kirchlichen Zeitschrift Bd. V veröffentlichte, betitelt „Zur Kritik des Alten Testaments“. So skeptisch er selbst den meisten neueren Aufstellungen über die alttestamentliche Litteratur und Geschichte gegenüberstand, so wenig hielt er die principielle Stellung weiter kirchlicher Kreise zu diesen, das starre Festhalten an der synagogal-kirchlichen Tradition für religiös oder wissenschaftlich berechtigt. Daher suchte er besonders an dem Stoffe, an dem es am handgreiflichsten ist, an der biblischen Urgeschichte 1. Mose 1—11 darzuthun, daß die alttestamentlichen Schriften in derselben Weise entstanden seien, in der menschliche Schriften überhaupt zu entstehen pflegen.

Der lebhaften Angriffe, die daraufhin vor allem von Seiten bairischer Pfarrer gegen ihn ergingen, erwehrte er sich in einer Broschüre „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments“ 1895 und in einem weiteren Artikel der Neuen Kirchlichen Zeitschrift Bd. VII „Die heilige Schrift als Gottes Wort“. Hier betont er besonders, daß durch das Zeugniß Jesu und der Apostel der christlichen Gemeinde ein für alle Mal verbürgt ist, daß das Alte Testament Gottes Wort sei, trotz seiner menschlichen Entstehung, trotz aller Kritik. Die heilige Schrift ist eben Gottes Wort nur, soweit sie Heilsverkündigung ist, und unstatthaft ist es, ihr zweifellose Erkenntniß über Dinge des natürlichen Lebens entnehmen zu wollen.

Durch die Distinction zwischen der profan-wissenschaftlichen Geschichte des Volkes Israel und der theologischen alttestamentlichen Heilsgeschichte, zwischen israelitisch-jüdischer Religionsgeschichte und alttestamentlicher Theologie, die K. hier angebahnt hat, hat er eine neue Aera eröffnet für die alttestamentliche Forschung, die kirchlich sein will, die sich zu einer Offenbarung des lebendigen Gottes bekennt und doch der Wissenschaft, der geschichtlichen Wahrheit das Ihre gibt.

Die letzte Publication Köhler's war der Artikel „Abraham“ in der 3. Auflage der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, deren Mitarbeiter er auch schon bei der 2. Auflage gewesen war. Derselbe konnte seinen theologischen Gegnern noch handgreiflich darthun, daß sie falsche Consequenzen aus seinem principiellen Standpunkt abgeleitet hatten, daß sein Programm einer aufbauenden und positiven Kritik kein leeres Wort gewesen war. — In seinen akademischen Vorlesungen war K. mehr gründlich als anregend, dennoch ist es ihm gelungen, sich einen großen Kreis dankbarer Schüler zu bilden. Seine ganze lautere, ernste und liebevolle Persönlichkeit machte auf jedermann einen tiefen Eindruck. Infolgedessen war er auch eins der einflußreichsten und geachtetsten Mitglieder im akademischen Senate der Erlanger Universität.

An allem kirchlichen Leben nahm er regen Antheil und hatte besondere Gelegenheit, dies sein Interesse zu bethätigen als langjähriges Mitglied der bairischen Generalsynode. Die Einführung der revidirten Lutherbibel in Baiern, für die er schon im J. 1886 durch eine Schrift „Ueber Berichtigung der Lutherischen Bibelübersetzung“ energisch eintrat, ist nicht zum mindesten ihm zu danken. Alle Zweige christlicher Liebesthätigkeit hatten an ihm den wärmsten Förderer und Berather, insbesondere die Innere Mission und die Mission unter Israel. E. Sellin.

Köhler: Karl Heinrich Gustav K., königl. preußischer Generallieutenant, geboren am 1. März 1818 zu Lübben in der Lausitz, der Sohn eines Buchbinders, trat am 16. Mai 1835 als Dreijährig-Freiwilliger bei der 4. Artilleriebrigade zu Magdeburg in den Heeresdienst, wurde am 30. September

1837 Portepeefähnrich, am 24. September 1838 Officier, besuchte von 1842 bis 1845 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), war 1852 bis 1855 zum Topographischen Bureau commandirt, von 1856 bis 1858 Inspectionsadjutant, rückte in letzterem Jahre zum Batteriechef, am 7. Mai 1870 zum Commandeur des Niederschlesischen Feldartillerieregiments Nr. 5 in Glogau, am 6. Januar 1874 der 6. Feldartilleriebrigade in Breslau auf und trat am 15. September 1876 als Generalmajor in den Ruhestand, worauf er am 6. August 1895 in Anerkennung der von ihm am gleichen Tage vor fünfundzwanzig Jahren in der Schlacht bei Wörth geleisteten Dienste den Charakter als Generallieutenant erhielt. Er war damals wie während des ganzen Feldzuges, in welchem er namentlich auch am 1. September bei Sedan und am 19. Januar 1871 in der Schlacht am Mont-Valérien hervortrat, Commandeur der Corpsartillerie des V. Armeecorps; als solcher erwarb er das Eiserne Kreuz I. Classe. Die Theilnahme am Kriege des Jahres 1866 war ihm versagt gewesen, weil er damals die Stellung des Artillerieofficiers vom Platz in Danzig bekleidete. Er starb zu Breslau, wo er nach dem Scheiden aus dem Dienste seinen Wohnsitz behalten hatte, am 29. September 1896.

Hier war er fortan auf den Gebieten des Kriegswesens und der Kriegsgeschichte schriftstellerisch thätig. Sein Hauptwerk ist „Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen“ (3 Bände, Breslau 1886 ff.), welches er 1893 durch eine Ergänzung „Die Schlachten bei Tagliacozzo und Courtrai“ vervollständigte. Außerdem schrieb er „Die Schlachten bei Nikopoli 1396 und bei Warna 1442“ (Breslau 1882), sowie eine „Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde bis zum Jahre 1814, in Verbindung mit einer Geschichte der freien Stadt Danzig“ (Breslau 1893).

B. v. Poten.

Köhler: J. Ch. K., Hofjuwelier in Dresden, thätig um 1720—1730. Arbeiten seiner Hand sind bisher mit Bestimmtheit nur im Grünen Gewölbe zu Dresden nachgewiesen, so die Kroninsignien August's III., eine Uhr, welche bei Graesse, Das Grüne Gewölbe, Taf. 58a abgebildet ist, Elfenbeinfigur der Barbara Uttmann und vieles Andere, im ganzen etwa 25 verschiedene Stücke. Wol ein Nachkomme von ihm fertigte den Stock Kurfürst Johann Georg III. bezeichnet: Dresdae fecit C. Köhler 1667.

Erbstein, Das Grüne Gewölbe. Dresden 1884.

Marc Rosenberg.

Koehler: K. F. Koehler in Leipzig. Unter denjenigen Buchhändlerfirmen, welche sich während der letzten drei Jahrzehnte zu einer ungeahnten Größe entwickelt haben, gehört auch die Firma K. F. Koehler in Leipzig. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, hat sich die Firma durch die umsichtige Leitung ihrer jeweiligen Inhaber zu einem achtunggebietenden Welthause emporgeschwungen. Der Gründer derselben ist Karl Franz Gottlieb K. (I.), welcher am 7. Januar 1764 als Sohn eines alten Leipziger Bürgers, eines Kartenmachers, geboren wurde. Ueber die ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens ist wenig bekannt; nur so viel wissen wir, daß er den Buchhandel bei dem alten und hochgeschätzten Kummer erlernte, darauf bei Hörling in Wien, später in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau und endlich in der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig als Gehülfe arbeitete. Keine dieser Stellen aber genügte dem fleißigen, geweckten und strebsamen jungen Manne. Erst mit der im J. 1789 erfolgten Eröffnung einer eigenen Buchhandlung hatte er das vorläufige Ziel seiner Wünsche erreicht. Die Thätigkeit des jungen Geschäftsmannes war zu gleicher Zeit dem Verlage, Sortiment und Com-

missionsgeschäfte gewidmet, doch pflegte er hauptsächlich den ersteren. Dies schloß indeß seine Fürsorge für das Sortiment und Commissionsgeschäft nicht aus, die gleichfalls beständig an Ausdehnung gewannen und dem Koehler'schen Geschäfte schon zu damaliger Zeit ein nicht ungewöhnliches Ansehen erwarben. K. gehörte zu jenen Männern, die den Buchhandel mehr vom kaufmännischen Gesichtspunkte aus auffaßten, eine Anschauung, welcher auch die späteren Inhaber, einschließlich des derzeitigen, mit derselben Consequenz gehuldigt haben. Als Mensch war K. ein treuer, ehrlicher Charakter, und in seinem Wesen war er der Typus des echten deutschen Bürgerthums. Seine mit Henriette Justine Pitzer aus Gräfenhainichen geschlossene Ehe, der drei Kinder entsprossen, war eine höchst glückliche und zufriedene, und nach der anstrengenden Geschäftsthätigkeit bot ihm der Aufenthalt im Kreise seiner Familie eine wahrhafte Erholung. K. starb am 29. December 1833. Die Firma war bereits 1830 an seinen ältesten Sohn Karl Franz (II), geboren am 23. März 1805, übergegangen, welcher seine Lehrzeit in Potsdam durchgemacht und seine buchhändlerischen Kenntnisse und Erfahrungen in der Fremde (bei J. G. Heubner in Wien, Friedr. Laue in Berlin, H. D. Sauerländer in Aarau und endlich als Geschäftsführer der Chr. Th. Groos'schen Filiale in Freiburg) erweitert und befestigt hatte. Andauerndes Kränkeln des Vaters zwang ihn zur Rückkehr. Der emporstrebende Jüngling trug sich mit großen Projecten, u. a. der Gründung einer Buchhandlung in Amerika. Als 25jähriger junger Mann übernahm er nun die Leitung des väterlichen Geschäfts, das er bei seinem Eintritt in einem ihn durchaus nicht befriedigenden Zustande vorfand. Indessen barg das durch den Vater Begründete den Keim zu späterer Entfaltung in sich. K. trat in seinen neuen Wirkungskreis mit edler Begeisterung ein; seine in der Fremde gemachten Erfahrungen und die gewonnenen Bekanntschaften förderten sein Streben; eine Anzahl hervorragender auswärtiger Firmen (wir nennen nur Braumüller, Vandenhoeck & Ruprecht, Sauerländer in Aarau, Neukirch, später Georg in Basel u. A.) wurden seine Committenten und führten einen mächtigen Aufschwung der Firma herbei. Diese glücklichen Erfolge waren von bestimmender Einwirkung auf den Geschäftsinhaber. Zur besseren Concentrirung seiner Arbeitskraft und zur besseren Anwendung der ihm zur Verfügung stehenden Mittel entschloß sich K. zu einer Abtrennung der Verlagsabtheilung vom Geschäft. Die letztere übernahm 1846 Adolf Winter, ein ehemaliger Zögling des Hauses, für seine Rechnung und führte sie unter seinem Namen weiter. Nach dessen 1876 erfolgtem Tode wurde der ansehnliche Verlag nach verschiedenen Richtungen zerstreut. K., durch diese Veräußerung nach manchen Seiten hin frei geworden, widmete sich um so eifriger dem Commissionsgeschäfte. Dasselbe entwickelte sich in so rapider Weise, daß er bereits vor Jahrzehnten als Inhaber einer der angesehensten Commissionsfirmen betrachtet werden konnte, dessen zum Theil sehr werthvolle Verbindungen sich auf das In- und Ausland erstreckten.

Einen weiteren Aufschwung hatte die Firma durch die Errichtung eines wissenschaftlichen Antiquariats (1847) zu verzeichnen, das unter der tüchtigen und geschickten Leitung Adolf Ulm's sich rasch Weltruf sicherte und das in gewissem Sinne als der Vorläufer des wissenschaftlichen Antiquariats betrachtet werden kann.

Neben seinen Berufspflichten widmete K. sich auch der Oeffentlichkeit; als Secretär des Börsenvereins sowie als Vorstand der Wendler'schen Rathsfreischule hat er seine Zeit und seine vielseitigen Erfahrungen der Allgemeinheit willig zum Opfer gebracht. K. hatte sich 1837 mit Julie Liebing aus Kahla verheirathet, aus welcher Ehe sieben Kinder, drei Töchter und vier Söhne,

hervorgingen. Der älteste der letzteren, Karl Franz K. (III), geboren am 22. August 1843, war zur Uebernahme des Commissionsgeschäfts, der jüngste, Hugo, zu der des Antiquariats nach dem Tode des Vaters, der am 2. December 1872 erfolgte, bestimmt. Mit dem Eintritt Karl Franz Koehler's (III) beginnt eine neue und zwar die mächtigste Epoche in der Entwicklung der Firma, denn unter seiner Leitung hat das Geschäft in geradezu bewundernswerther Weise zugenommen, so daß es zur Zeit als Commissionsfirma zu den ersten seiner Art in Leipzig gehört. K. hatte den Buchhandel bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erlernt und darauf in den alten und angesehenen Häusern Dulau & Co. in London (1861—63), Lorenz in Paris (1863—64) und W. Braumüller in Wien (1865—67) als Buchhändlergehülfe gearbeitet. Diese vorzüglichen Bildungsanstalten bereiteten ihn in trefflicher Weise zur Uebernahme des väterlichen Erbtheils vor. Durch Erwerbung des Fries'schen Commissionsgeschäfts, 1882, das damals 208 Committenten zählte, bürdete sich K. eine riesige Arbeitslast auf. Zwar fand er für einige Zeit in seinem Bruder Hugo eine tüchtige und bewährte Stütze, aber seit dieser — der nach Ulm's Tode das Antiquariat ausschließlich übernahm und solches für seine Rechnung weiterführte — 1884 austrat, lag die überaus umfängliche Leitung wieder allein auf seinen Schultern. K. begnügte sich mit den bisherigen Erfolgen nicht; er strebte nach Verwirklichung der von ihm gewonnenen Erfahrungen und Beobachtungen, und als zur Zeit letzte, aber um so bedeutendere Frucht ist das Baarsortiment zu betrachten, das das Geschäft wieder in ganz neue, aufwärts gehende Bahnen gelenkt hat. Mit der wachsenden Ausdehnung des Geschäfts war dasselbe auch in räumlicher Hinsicht mancherlei Wandlungen unterworfen. Zuerst in engen, finsteren und unfreundlichen Räumen auf der Nicolaistraße untergebracht, erfuhr es später durch Verlegung nach der Poststraße auch äußerlich eine erhebliche Verbesserung. Seit dem Jahre 1896 ist das Geschäft in einem monumentalen Gebäude am Täubchenweg untergebracht. K. (III) unterlag den Anstrengungen des umfangreichen Welthauses viel zu früh. 1897 raffte ihn der Tod aus seinem Wirkungskreise plötzlich hinweg. Zur Zeit sind seine Wittwe Frau Bertha K. geb. Schall sowie R. Winckler und O. Engert Inhaber und (letztere) Leiter der Firma.

Karl Fr. Pfau.

Köhler: Louis K., bedeutender Clavierpädagoge und Musikschriftsteller, ist am 5. September 1820 in Braunschweig geboren und am 16. Februar 1886 in Königsberg i. Pr. gestorben. Seine schöne Stimme und sein gutes Gehör verschafften ihm früh Aufnahme in den von dem Präfecten A. Sonnemann geleiteten Singchor, mit dem er, wie es des Landes Brauch war, an mehreren Tagen der Woche in den Straßen seiner Vaterstadt herumzog; und seine allgemeine musikalische Begabung veranlaßten den Chorleiter, ihm auch Unterricht im Clavierspiel zu ertheilen. Ungeheurer Fleiß brachte ihn bald auf eine beträchtliche technische Höhe. Auch im Violinspiel, das ihn Ch. Zinkeisen jun. lehrte, erreichte er eine Fertigkeit, die ihn befähigte, im Braunschweiger Theaterorchester mitzuwirken. Nebenbei betrieb er eifrig Harmonielehre (bei C. L. D. Zinkeisen und Dr. J. A. Leibrock), sang in verschiedenen Vereinen als Altist mit, hörte die besten Musikaufführungen und suchte sich überhaupt nach jeder Richtung tonkünstlerisch weiter zu bilden. Ein Verwandter, den er 1839 in Potsdam besuchte, setzte ihn dann in die Lage, seine Studien auf breiterer Basis zu vollenden: er schickte ihn nach Wien zu Karl Czerny, der indessen keinen Clavierunterricht mehr ertheilte und den lernbegierigen Jüngling an C. M. v. Bocklet weiter wies, „ein Spieler à la Hummel, den selbst Beethoven einst hochschätzte". Die Compositionsübungen wurden hier

unter Leitung von Simon Sechter und Ign. Ritter v. Seyfried fortgesetzt. In Wien trat K. auch zum ersten Mal als Tonsetzer in die Oeffentlichkeit, mit einer Musik zur „Helena" des Euripides, die Karl v. Holtei bei ihm bestellt hatte. In aller Stille waren vorher schon ein Streichquartett, eine Symphonie in D-dur u. A. entstanden. Dann kam die Oper in den Bereich seines Schaffens: „Prinz und Maler" wurde vom Braunschweiger Hoftheater angenommen, vom Componisten aber zurückgezogen zu Gunsten seiner „Maria Dolores" (Braunschweig 1844), die nach wenig Aufführungen von der Scene verschwand. Andere Opernpläne stiegen auf, „Gil Blas", auch ein Ballet „Der Zaubercomponist" wurde geschrieben, aber Zweifel an der Richtigkeit der eingeschlagenen Wege drückten K. einerseits die Feder in die Hand, zur Aussprache der Gedanken, die ihn bedrängten (Signale 1844—45) und veranlaßten ihn andererseits, um das Opernwesen von Grund auf kennen zu lernen, eine Stellung als Theatercapellmeister anzunehmen (bei Gehrmann) und in kleinen ostpreußischen Städten Bühnenwerke jeder Art zu dirigiren, bis er 1846 als zweiter Dirigent an das Stadttheater nach Königsberg kam, wo er verschiedene Melodramen und Singspiele schrieb.

Ziemlich plötzlich muß ihm hier die Erkenntniß gekommen sein, daß er zu diesem Beruf nicht tauge, denn er gab nach kurzer Zeit das Operndirigiren und Operncomponiren ganz auf und widmete sich vornehmlich der Erziehung der clavierspielenden Jugend. „Eine Art Naturbestimmung zog mich", so sagt er im Vorwort zu seiner „Systematischen Lehrmethode für Clavierspiel ꝛc.", „zu dem Musiklehrerberufe hin und machte, daß ich ihn mit Liebe erfüllte. Die Neigung, Alles, was dieser Beruf in sich begreift, recht gründlich zu erkennen, entsprang aus solcher Liebe. Nicht nur der Trieb, den Pflichten eines gewählten Berufes im Leben genügen zu können, sondern auch der Gegenstand als eine Sache der Kunst an und für sich zog mich an". Hiermit hatte er den eigentlichen Kern seiner Begabung entdeckt, was sich auch im äußeren Erfolg zeigte, denn er wurde als Clavierlehrer so gesucht, seine Unterrichtsthätigkeit wuchs schnell so sehr an, daß er sie schließlich durch Einzelunterweisung nicht mehr bewältigen konnte und deshalb von 1856 an neben seinem Privatunterricht noch sogenannte „Claviercirkel" einrichtete. (Näheres hierüber nebst dem dabei eingeführten Musikunterrichtsprogramm im „Klavierlehrer" 1886, S. 74 f.) Als Ergänzung zu seiner mündlichen Lehre müssen wir die zahlreichen Aufsätze, kleinen Schriften und größeren Werke betrachten, die er nach und nach veröffentlichte, und durch die er vielleicht noch fruchtbringender gewirkt, gewiß aber einen größeren Kreis angeregt hat, als durch seinen persönlichen Unterricht. Er war ein ausgesprochenes Schriftstellertalent. Voll Phantasie und Geist, des Wortes in hohem Grade mächtig, gestützt durch das gründlichste, am eigenen Leibe erprobte musikalische Wissen und Können, vermochte er seinen Ausführungen neben dem Reiz des individuellen Ausdrucks eine ungewöhnliche Ueberredungskraft zu geben. Sein Eifer galt in erster Linie der Pädagogik. Was er hier aus einem reichen Erfahrungsschatz austheilte, sei es in ausführlichen Lehrbüchern oder in aphoristischer Form, das hat seinen Werth erwiesen und wird ihn auch weiter erweisen, da K. über das Einzelne hinaus immer auf das Allgemeine und Typische zu gehen versuchte. Die Worte, die er über sein Lehrsystem des Clavierspiels sagt, haben Geltung für seine ganze Lehrthätigkeit und öffentliche Wirksamkeit: „Jede Kunstleistung beruht ja auf Naturgesetzen, aus diesem können und mögen wir alle nicht hinaus. Das der Clavierspielmechanik zu Grunde liegende Naturgesetzliche, nicht aber die persönliche Spielmanier (die Jeder in besonderer Weise hat) . . . habe ich nun als Ausgangspunkt genommen und — im Ge-

fühl einer wohl bestehenden, allgemeinen Klaviervernünftigkeit — das Weitere daraus gefolgert".

Doch neben dem engeren Feld, das er mit besonderer Liebe bebaute, interessirte ihn immer die Entwicklung seiner Kunst im ganzen. So wurde er durch Richard Wagner's Musikdramen tief bewegt, weil sie ihm ein Ideal verwirklicht zeigten, dem er in dunklem Drange selbst nachgestrebt hatte, und begeistert trat er für des Meisters Werke und Theorien ein, sowie für alles, was sich um ihn scharte oder mit ihm zusammenhing. Vielleicht hat er hier bisweilen Spreu und Weizen nicht genau genug unterschieden, im allgemeinen muß aber gesagt werden, daß er, getreu dem Grundsatz: „Der Enthusiasmus, der die Fehler kennt, ist allein der reine" („Melodie der Sprache") mit seinem klaren Blick und seinem das Alte treu hütenden, dem Neuen warm entgegenkommenden Sinn schriftstellerisch Wagner und seiner Sache mehr genützt, als viele jener Schwarmgeister, die, ehrlich bestrebt zwar, dem Genie die Wege zu ebnen, doch durch Uebereifer Schranke über Schranke zwischen ihm und dem Publicum aufrichteten.

Als Componist hat K. eine mehr quantitativ als qualitativ hervorragende Thätigkeit entfaltet. Gedruckt als erstes Opus sind „Six morceaux de Salon pour Piano" (Leipzig, schon in Wien componirt), als letztes Opus (314) erscheint die „Große Klavierschule" (Leipzig). Dazwischen liegen etwa 80 Werke Klavieretuden, die Kinderklavierschule (op. 80), die Kleinkinderklavierschule (op. 200), die praktische Klavierschule in Briefen, über 500 Volksmelodien aller Nationen für 2 und 4 Hände bearbeitet, Ausgaben klassischer Werke („Praktischer Lehrgang" und „Classische Hochschule"), ferner Lieder, Chöre und anderes mehr. Soweit Köhler's Compositionen der Förderung der Technik dienen sollen, sind sie wohl brauchbar und zweckdienlich, als Musik betrachtet vermögen sie indessen keine Befriedigung zu gewähren, ebensowenig wie seine Lieder 2c., denn K. beherrschte das Handwerkliche des Tonsatzes zwar vollkommen, eigentliche schöpferische Kraft hingegen war ihm versagt.

Seine umfängliche journalistische Thätigkeit, für die „Signale", die Königsberger „Hartungsche Zeitung", die „Neue Zeitschrift für Musik", die „Berliner Musikzeitung", den „Klavierlehrer" 2c. 2c. ist schwer zu übersehen und läßt sich nicht einmal annähernd aufführen. Hervorgehoben seien jedoch Aufsätze zur Geschichte der Klaviermusik (N. Z. f. M. 1867, 1869, 1872, 1875, 1878) und „Ueber Liszt's symphonische Dichtungen" (N. Z. f. M. 1863). Selbständig erschienen folgende Werke: 1. „Die Melodie der Sprache" (Leipzig 1853). 2. „Systematische Lehrmethode für Clavierspiel und Musik" I. Theil (An Franz Liszt): Die Mechanik als Grundlage der Technik. Leipzig 1857, 2. Aufl. 1872, 3. Aufl. (von H. Riemann besorgt) 1888. II. Theil: Musiklehre: Tonschriftwesen — Metrik — Harmonik 1858. (Die letzten beiden Abschnitte basiren ganz auf M. Hauptmann's „Natur der Harmonik und Metrik".) 3. „Führer durch den Clavier-Unterricht" (Leipzig 1858, 2. Aufl. 1860, 8. Aufl. 1894). 4. „Die Gebrüder Müller und das Streichquartett" (Leipzig 1858); vgl. im Anschluß daran den Aufsatz: „Die Quartette der Gebr. Müller und der Florentiner" (N. Z. f. M. 1867, Nr. 23 und 24). 5. „Der Clavierunterricht. Studien, Erfahrungen, Rathschläge" (Leipzig 1860, 2. Aufl. 1861, 3. Aufl. 1868, 6. Aufl. 1905 [von R. Hofmann bearbeitet, als 187. Bd. von Weber's illustr. Katechismen]). 6. „Der Clavierfingersatz in einer Anleitung zum Selbstfinden . . ." (Leipzig 1861, 2. Aufl. 1869). 7. „Leicht faßliche Harmonie- und Generalbaßlehre" (Königsberg 1861, 2. Aufl. 1871, 3. Aufl. 1888). 8. „Gesangs-Führer" (Leipzig 1863). 9) „Die neue Richtung in der Musik" (Leipzig 1864). 10. „Einige Betrachtungen über

Sonst und Jetzt" (Leipzig 1867). 11. „Johannes Brahms und seine Stellung in der neueren Clavierlitteratur" (Hannover 1880). 12. „Der Clavierpedalzug" (Berlin 1882). 13. „Allgemeine Musiklehre" (1883).

Biographisches über Köhler außer in den bekannten Nachschlagwerken in den „Signalen" 1860 und im „Klavierlehrer" 1881, S. 3 u. 20.

Carl Krebs.

Köhler: Reinhold K., Litterarhistoriker, wurde in Weimar am 24. Juni 1830 als Sohn des Diakonus Dr. K., eines allverehrten milden Geistlichen geboren; seine märchenfrohe Mutter war eine Försterstochter aus der Nähe von Ilmenau, wo K. später gern Sommerrast gehalten und den Bergleuten ihre Sagen und Lieder abgefragt hat. Ostern 1848 von Sauppe rühmlich zur Universität entlassen, studirte er dreieinhalb Jahre in Jena, Leipzig und Bonn classische Alterthumswissenschaft, mehr der realen als der formalen Philologie zugewandt, durch Welcker, Jahn, Ritschl gefördert, von H. Rückert und Stark in mittelalterliche Dichtung und Kunst, von Diez auch ins romanische Gebiet eingeführt, als Schüler Lassen's dem Sanskrit nicht fremd. 1851 starb sein Vater und ließ die Wittwe mit fünf Kindern in sehr engen Verhältnissen zurück. K. blieb fortan, seinen Zukunftsplänen still entsagend, daheim, arbeitete unermüdlich auf der Bibliothek und ertheilte Privatunterricht. Das Staatsexamen legte er im Mai 1852 in Berlin ab; die Doctorpromotion auf Grund einer gelehrten mythologischen und quellengeschichtlichen Studie über Nonnos erfolgte 1853 in Jena, wo man vergebens die Habilitation des wissenschaftlich und menschlich gleich hochgeschätzten Nachbars wünschte. Ein allen äußern Hemmnissen trotzender Ehrgeiz war diesem so kundigen wie bescheidenen Forscher fremd; er blieb an die Scholle gebunden und seit 1856 auf den zunächst recht subalternen Posten eines weimarischen Bibliothekars beschränkt. Erst neben L. Preller, der sein Verbleiben von Köhler's Bestallung abhängig gemacht hatte, dann neben A. Schöll; mit beiden Chefs, dem Mythologen wie dem Goetheforscher, durch warme Freundschaft verbunden. Für ihn wurde die Bibliothek wahrlich keine Sinecure. Er that jede Arbeit mit Freuden, erklärte aber, seinen Abschied nehmen zu müssen, wenn an Schöll's Stelle die Leitung nicht ihm, sondern einem Günstling des Großherzogs, den man versorgen oder fixiren wollte, etwa Goethes Enkel Wolf, übertragen würde. Er selbst war gar nicht weltläufig. Der einmal geäußerte Wunsch der Herrschaften, K. möge von Zeit zu Zeit über neue Erscheinungen Bericht erstatten, schreckte ihn so, daß er eher seinen Rücktritt anbot und nun von dem wirklich sehr wißbegierigen und gütigen, aber auf Formgewandtheit haltenden Carl Alexander bei der Neujahrscour oder andern raren Begegnungen kaum mehr vernahm als die stereotype Frage „Was macht die Bibliothek?" Fünf Jahre schon stand er an der Spitze, ein weltberühmter Gelehrter, der willig selbst den Ausleihdienst vollzog, bis ihm der Titel „Oberbibliothekar" ertheilt wurde. Für die Stadt blieb er immer der „Doctor Köhler". Jedermann kannte und liebte ihn, wie er selbst mit seinem Weimar aufs innigste verwachsen war. Der beste Sohn und Bruder, hauste er mit der Mutter und zwei Schwestern — die beiden andern waren jung verstorben — in einer sehr einfachen, behaglichen Wohnung am Graben. Regelmäßige Spaziergänge und ein Vesperstündchen in der „Erholung" unterbrachen den Tageslauf; ein paar kurze Urlaubswochen in Ilmenau oder Friedrichsroda, Ausflüge zur Kösener „Vogelweide" mit Koberstein und jüngeren Germanisten, die wiederholte Theilnahme an Philologenversammlungen seine einförmigen Jahre. Er hat niemals die deutschen Grenzen überschritten und alle Weltreisen nur auf dem Papier gemacht. Man traf ihn in keiner Hausgesellschaft, aber er war keineswegs ein

vertrockneter Büchermensch, sondern trat, als Liszt und Dingelstedt widerstreitend glänzten, als Hebbel an der Ilm erschien, dem Verein „Neuweimar“ bei und schloß mit P. Cornelius brüderliche Freundschaft. Die lauterste Güte und Zuverlässigkeit mußte ihm jedes Herz gewinnen, und sein reiner Drang, all den Fragern nah und fern aus den Schätzen seines ungemein vielseitigen, gründlichen, präsenten Wissens mitzutheilen, fand mit geringen leicht verwundenen Ausnahmen weithin die dankbarste Erwiderung. Einen solchen Helfer hat es kaum je gegeben wie unsern „Doctor Allwissend“, der so leise zu bessern wußte und seine Ergänzungen beinah entschuldigend darbot. Gewissenlose Arbeiter, unsaubere Menschen hielt er sich schweigsam vom Leibe. Mitten in der täglichen Pflichterfüllung, am 11. October 1890, hatte er das Unglück niederzustürzen und einen Oberschenkel zu brechen. Von langem Siechthum erlöste ihn am 15. August 1892 ein sanfter Tod.

K. war ein außerordentlicher Gelehrter, aber weder ein Schriftsteller noch ein Mann neuer Gesichtspunkte, Combinationen und Hypothesen. In der classischen Philologie sicher geschult, nahm er besonnen seinen weiten Weg durch die Sprachen und Litteraturen, sammelnd, sichtend, erläuternd. Das ganze deutsche Gebiet war ihm geläufig. Eine Fülle einzelner Beiträge vom Mittelalter zu Hans Sachs, dessen Prosadialoge er herausgab, von den englischen Komödianten zu den Classikern und ins 19. Jahrhundert hinein liegt vor uns. 1862 wurde durch seine conservative Sorgfalt und Stilbeobachtung der echte Text Heinrich v. Kleist's von aller Willkür Tieck's und J. Schmidt's befreit. Er schien zur Mitarbeit am Grimm'schen Wörterbuch berufen. Er hat zahlreiche Bausteine zur englischen und zur romanischen Litteraturgeschichte herbeigetragen, Shakespeare und Dante, besonders in ihrem deutschen Nachleben, Chaucer, Boccaccio und alle folgenden Novellisten genau gekannt. Auf dem Gebiete der sogenannten Volksbücher ist u. a. sein großer Artikel „Griseldis“ musterhaft. Stoffe, Motive, Formeln sind von ihm über die ganze Erde verfolgt worden. In der Detailkenntniß der prosaischen und der gebundenen Kleinepik stand er unübertroffen da, gab jedoch nur einmal einen abgerundeten Aufsatz heraus, „Ueber die europäischen Volksmärchen“ 1865, mit allgemeinen Fingerzeigen und besonderer Musterung eines gewanderten und gewandelten Märchens, sondern beschränkte sich darauf, in Uebersichten zu fremden Büchern oder in einer Menge eigener Sammelabhandlungen, Recensionen, Miscellen den Vorrath nach allen Seiten zu entfalten. Die zahllosen Gaben strotzen von Belehrung.

Diese Fülle zu vereinigen, war das edle Streben der nun auch dahingegangenen Schwestern Elise und Mathilde, die sich nicht begnügten, die Bücher und Collectaneen ihres geliebten Reinhold der großherzogl. Bibliothek zu überantworten, sondern auch dem sehr spärlichen Vermögen die Mittel zur Herausgabe seiner Schriften abrangen. Sie fanden in Johannes Bolte einen ebenso opferbereiten Helfer, der diese Pflicht der Pietät mit größter Arbeitskraft und einer der Köhler'schen ebenbürtigen Gelehrsamkeit rasch erfüllt hat.

„Aufsätze über Märchen und Volkslieder von R. K. . . herausgegeben von J. Bolte und E. Schmidt“. Berlin 1894; „Kleinere Schriften von R. K. . . . herausgegeben von J. Bolte“. Drei Bände. Weimar und Berlin 1898 bis 1900. I. Zur Märchenforschung. II. Zur erzählenden Dichtung des Mittelalters. III. Zur neueren Litteraturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung.

Erich Schmidt.

Koehne: Bernhard Karl K., Numismatiker und Archäolog, geboren zu Berlin am 4. Juli 1817. Sein Vater war Geheimer Archivrath, und ihm verdankte er wol das frühzeitig erwachte Interesse für historische

Studien. Er besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, und wurde im Herbst 1837 zur Universität entlassen. Seine Studienzeit verbrachte er erst in Berlin, dann in Leipzig, hierauf wieder in Berlin. J. G. Droysen, A. Boeckh und E. Gerhard scheinen am meisten auf ihn gewirkt zu haben. Das Interesse für die Münzkunde hat er bereits auf die Universität mitgebracht; ist doch seine erste numismatische Schrift von ihm noch als Primaner ausgearbeitet, sie führt den Titel: „Das Münzwesen der Stadt Berlin. Ein historischer Versuch“, Berlin 1837. Kein Geringerer als G. Loos, der damalige Generalmünzwardein, hat die Arbeit des Zwanzigjährigen, die noch heute ihren Werth hat, mit einer Vorrede eingeführt. Die darin begonnenen Studien sind in den nächstfolgenden Jahren von dem Verfasser weiter ausgedehnt worden auf das Münzwesen von Kurbrandenburg, „De numis Friderici II electoris Brandenburgici“. Dissertatio inaug. numismatico-historica, Berol. 1840 lautet seine Dissertation, die deutlich erkennen läßt, wie er es für seine Aufgabe betrachtet, die Münzkunde als Geschichtsquelle zu verwenden. In Berlin hat er sich dann auch als Privatdocent für Numismatik und Archäologie habilitirt. Vor seiner Habilitation hat er bereits die „Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde“ begründet (1841), zwei Jahre darauf die Numismatische Gesellschaft ins Leben gerufen, der die schon länger bestehende Londoner Numismatische Gesellschaft und die etwas jüngere Belgische zum Vorbild gedient hatten. Für Münzstudien war in der preußischen Hauptstadt in jenen Tagen viel Interesse. Hervorragend tüchtige Münzkenner und Sammler, wie B. Friedlaender, A. v. Rauch, Voßberg, H. Dannenberg traten in die Gesellschaft neben Gelehrten wie K. Lachmann, E. Curtius, A. W. Zumpt, Pindes und J. Friedlaender, der Generaldirector der Museen v. Olfers, der Heraldiker Ledebur, der russische Gesandte Baron Meyendorf u. A. Vorsitzender wurde Wilhelm Fürst Radziwill, der Archäologe Tölken sein Stellvertreter, K. wurde Schriftführer. Wie die Archäologische Gesellschaft, die zwei Jahre zuvor von Gerhard begründet worden war, ihr Winckelmannsfest hielt, so sollte hier der 22. December, der Geburtstag Eckhel's, des Begründers der modernen numismatischen Wissenschaft begangen werden. Die Numismatische Gesellschaft zu Berlin hat mancherlei Wandlungen durchgemacht, aber Anregung zu numismatischen Studien hat sie in reichem Maße gegeben, so daß sie mit Recht das Andenken an ihren Stifter bewahrt hat. Die „Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde“ in ihrer ersten Serie 1841—46 (6 Bde.) steht den gleichzeitigen Reihen des Numismatic Chronicle (London) und der Revue numismatique (Paris) an Reichhaltigkeit des Inhalts nicht nach; K. selbst hat eine ganze Anzahl seiner tüchtigsten Arbeiten hier veröffentlicht. J. Friedlaender, A. v. Rauch u. A. waren rege Mitarbeiter, antike wie moderne Münzkunde kam fortdauernd zur Behandlung. Als dann K. 1845 Berlin verließ, um nach Petersburg überzusiedeln und in russischen Staatsdienst zu treten, hat die Zeitschrift wesentlich anderen Inhalt bekommen. Als „Mémoires de la société archéologique et de numismatique de St. Petersbourg“ erschienen 1847—52 weitere 6 Bände. Die Berichte über Funde deutscher Münzen auf russischem Boden lassen erkennen, in welcher Richtung der Verfasser bisher gearbeitet hatte, freilich treten sie hinter Aufsätzen zurück, die sich auf archäologische Entdeckungen in seiner neuen Heimath beziehen. Als „Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde“ N. F. 1859—62 kam dann in Berlin wieder eine Fortsetzung heraus, die als „Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde“ 1863—71 in weiteren 6 Bänden erschienen ist. Diese letzte Reihe trägt wieder entschieden deutschen Charakter, an ihr nehmen etliche der tüchtigsten

Numismatiker Theil, die dann in die neu zu begründenden Fachblätter in Wien und Berlin übergetreten sind. K. war als Collegienassessor nach Petersburg berufen worden, ist dann lange Jahre bei den kaiserlichen Sammlungen der Eremitage beschäftigt gewesen, und im dortigen Heroldsamt. Von seinen wissenschaftlichen Publicationen aus dieser Periode ist die wichtigste die „Description du musée de feu la prince Kotschoubey“, Petersb. 1857, zwei starke Quartbände über Geschichte und Numismatik der griechischen Colonien in Südrußland und die Königreiche am Kimmerischen Bosporus; das Werk ist reich ausgestattet, aber von der Kritik stark angegriffen worden. K. ist in Rußland geadelt worden und als Staatsrath gestorben am 5. Februar 1886 in Würzburg, wo er von schwerem Leiden Genesung gesucht hatte.

Nekrologe: Zeitschr. f. Numismatik XIV; Sitzungsber. d. Num. Ges. S. 7 ff. (H. Dannenberg); Blätter f. Münzfunde Nr. 132, April 1886, Sp. 1230; Revue belge de numism. 1886, S. 250 f.

R. Weil.

Kohut: Alexander K., hervorragender Theologe, Sprachforscher und Kanzelredner, geboren am 22. April 1842 in Félegyhara (Ungarn), † am 25. Mai 1894 in New-York. Er stammt aus einer jüdischen Gelehrtenfamilie und war sein Vater, Jacob K., durch reiche Kenntnisse auf dem Gebiete der rabbinischen Litteratur ausgezeichnet. K. besuchte zuerst das Gymnasium in Kesckemet und genoß gleichzeitig Unterricht im Talmud bei Rabbi Gerson Lövinger. Von Kesckemet kam K. nach Budapest und dann nach beendeten Gymnasialstudien an das jüdisch-theologische Seminar in Breslau, wo er gleichzeitig die Universität besuchte und besonders den Studien der orientalischen Sprachen mit Eifer und Fleiß hingegeben war. Im Jahre 1867, nach sechsjährigem Aufenthalte in Breslau, erhielt er in Leipzig auf Grund einer Abhandlung „Ueber die Angelologie und Dämonologie in ihrer Abhängigkeit vom Parsismus“ (abgedruckt in der Zeitschrift der D. M. G. 1867) den Doctorgrad. In demselben Jahre folgte er einem Rufe als Rabbiner nach Stuhlweißenburg und war er 1868 Secretär des jüdischen Congresses in Ungarn. K. war besonders auf dem Gebiete der talmudischen Sprachforschung und Alterthumskunde durch hervorragende Kenntnisse ausgezeichnet. 1871 erschien seine „Kritische Untersuchung der persischen Pentateuch-Uebersetzung des Jacob ben Joseph Tawus“. K. bekleidete, ehe er 1885 einem Rufe an die Abavath-Chesed-Gemeinde in New-York folgte, noch die Rabbinate Fünfkirchen und Gr.-Wardein. Neben einzelnen werthvollen Arbeiten: „Biblische Quellennachweise einiger Zoroaster-Legenden“; „Agadische Elemente in den muhamedanischen Legenden“; „Die talmudisch-midraschische Adams-Sage in ihrer Rückbeziehung auf die persische Yima und Meselua-Sage“; „Etwas über die Abfassungszeit und die Moral des Buches Tobia“; „Der Talmud und der Parsismus“ — ging er 1873 an die Herausgabe seines Lebenswerkes: Neubearbeitung des Aruch (Aruch completum) (Berlin), zu dessen Abfassung er ein Vierteljahrhundert fleißiger hingebender Arbeit bedurfte. Das Werk besteht aus acht Bänden, die mehr als 4000 doppelseitige Kleinfolioseiten enthalten, und aus einem Index und einem äußerst werthvollen Supplementband. Das von Rabbi Nathan 1155 abgeschlossene Werk „Aruch“, dem ältere Talmudlexika vorlagen, die er benutzte, hat sich für das Studium des Talmud, der viele fremdsprachliche Wörter enthält, als unentbehrlich erwiesen und war das erste systematisch angelegte Wort- und Sachlexikon, welches von den späteren Lexicographen, von Buxtorf u. A., benutzt wurde. Der Text des Aruch, der acht Mal edirt wurde, erlitt viele Verstümmelungen und bedeutete die letzte sogenannte wissenschaftliche Ausgabe von Landau darin keinen Fortschritt,

wodurch der Mangel einer auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Arbeit erst recht fühlbar wurde. K. hat dieselbe mit Erfolg vollführt und sich dadurch ein ehrend Denkmal für alle Zeiten gesetzt. Kohut's auf sieben verschiedene Handschriften sich stützende Aruch-Ausgabe ist mehr als eine Bearbeitung des Werkes anzusehen, denn über zwei Dritttheile des ganzen Buches rühren von ihm her. Der Index enthält in 19 Capiteln alle Bibel-, Talmud-, Targuin- und Midraschstellen, welche im Aruch vorkommen, nebst dem Nachweis der Quellen aus welchen Aruch schöpft. K. entwickelte in New-York auch eine reiche praktische Thätigkeit und war als Kanzelredner — er predigte deutsch, englisch und ungarisch — sehr geschätzt. Auf seine Anregung hin wurde in New-York ein Rabbinerseminar ins Leben gerufen und werden noch viele von ihm gestiftete Institutionen sein Andenken in der Geschichte des amerikanischen Judenthums ehrend erhalten. Adolf Brüll.

Kolbe: Hermann K. In dem genialen und verdienstvollen Chemiker Hermann K. erblicken wir einen der hervorragendsten Vertreter der Gelehrtenwelt, dessen Leben fast lediglich seiner Wissenschaft gewidmet war und im wesentlichen aus unermüdlichem Streben nach der Erkenntniß des wahren inneren Zusammenhangs chemischer Vorgänge und aus oftmals harten Kämpfen um einzelne Fragen auf verschiedenen chemischen Gebieten bestand. — Er zählt nicht zu denen, welche von Anfang an zum Studium naturwissenschaftlicher Disciplinen prädestinirt erschienen, es war vielmehr eine Combination von Zufälligkeiten, welche die in ihm schlummernde Begabung und das Interesse für jene Wissenschaft erweckten, in der er später Großes und Unvergängliches leisten sollte.

Hermann K. wurde am 27. September 1818 zu Elliehausen bei Göttingen geboren, woselbst sein Vater Karl K. die Stellung eines Landgeistlichen bekleidete. Die Mutter Kolbe's war eine Tochter des Göttinger Professors der Anatomie Hempel. In ländlicher Einfachheit wuchs der Knabe auf; seinen ersten Unterricht leitete der Vater, dessen Amts- und Wohnsitz im J. 1826 nach Stöckheim in Hannover verlegt worden war. Im vierzehnten Lebensjahre verließ Hermann das Elternhaus, um das Gymnasium in Göttingen zu besuchen. Als Primaner, im J. 1837, machte er die Bekanntschaft eines Mitschülers namens v. Knesebeck, welche für seine zukünftige Berufswahl von schwerwiegender Bedeutung werden sollte. Der junge v. Knesebeck besaß als Gymnasiast tüchtige naturwissenschaftliche, besonders chemische Kenntnisse, die er dem Verkehr mit dem damaligen Göttinger Privatdocenten Robert Bunsen verdankte, und von denen er seinem Freund K. mittheilte, indem er letzteren mit chemischen Erscheinungen und einzelnen Vorgängen bekannt machte. K. bemerkt in einer späteren persönlichen Aufzeichnung selbst: „Durch v. Knesebeck wurde ich zunächst mit chemischen Vorgängen und Erscheinungen bekannt gemacht, von deren Existenz, wie überhaupt von der Chemie, ich bisher keine Ahnung hatte“. An anderer Stelle betont K., daß die Bekanntschaft mit v. Knesebeck für die Wahl seines Berufes entscheidend gewesen sei; und bereits im April 1838, nach bestandener Maturitätsprüfung, bezog K. als stud. chemiae die Universität Göttingen, um daselbst unter Wöhler's anregender Leitung seine Studien zu beginnen. Das erste Ergebniß der praktisch chemischen Thätigkeit des jungen K. war ein in Liebig's Annalen (Bd. 41) erschienener Aufsatz: „Ueber die Zusammensetzung des Getreidefuselöles“, in welchem er einige bis dahin übersehene Bestandtheile dieses Abfallproductes nachwies. — Aus jener Zeit erzählte K. gern von dem Einfluß, den Wöhler als Lehrer auf ihn ausgeübt und ihn auch dazu angehalten hatte, die im Laboratorium gemachten

Beobachtungen in kurzer, fachgemäßer Form schriftlich darzustellen. Für den erzieherischen Einfluß, den Wöhler hier wie auch im praktischen Unterrichte ausübte, ist K. ihm stets dankbar gewesen. Betreffs seines Stiles — welcher anfangs etwas breit und umständlich gewesen sein soll — schreibt K. zu jener Zeit seinem Vater: „Ich habe mir Bunsen zum Vorbild genommen, der von den deutschen Chemikern anerkannt am besten schreibt". Robert Bunsen hatte inzwischen in richtiger Erkenntniß der Begabung und Leistungsfähigkeit Kolbe's denselben zu seinem Assistenten erwählt und war im Herbste 1843 mit ihm nach Marburg übergesiedelt. Hier erlangte K. die philosophische Doctorwürde auf Grund einer Dissertation: „Ueber die Producte der Einwirkung des Chlors auf Schwefelkohlenstoff". Diese Arbeit bildet den Ausgangspunkt für zahlreiche werthvolle Beobachtungen Kolbe's, sie führte zur Entdeckung des Chlorkohlensulfids und zur Kenntniß der Bildung von Tetrachlormethan. Die Resultate dieser Arbeit, welche bereits die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf den jungen Forscher gelenkt hatte, sind gesichtet und ergänzt in Liebig's Annalen Bd. 45 und unter dem Titel „Beiträge zur Kenntniß der gepaarten Verbindungen" erweitert in Liebig's Annalen Bd. 54 niedergelegt. Eins der Ergebnisse dieser Untersuchungen war auch die Synthese der Essigsäure. K. hatte die Trichlormethylsulfonsäure (damals von ihm Chlorkohlen-Unterschwefelsäure benannt) aufgefunden und deren Analogie mit der Trichloressigsäure erkannt. Er stellte die letztere synthetisch dar durch Einwirkung von Chlor auf Kohlenstoffchlorid und Wasser im Sonnenlicht. Durch Reduction der so erhaltenen Chloressigsäure gelangte er zur Essigsäure. Die Schranke zwischen anorganischer und organischer Chemie war ja bereits mit der Wöhler'schen Harnstoffsynthese gefallen, allein seither war keine Synthese von gleicher Einfachheit und Eleganz ausgeführt worden.

E. v. Meyer sagt in seiner Schrift „Zur Erinnerung an Hermann Kolbe" (Journal f. prakt. Chemie [2], Bd. 30 [1884], S. 417 ff.): „Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß in dieser Abhandlung Kolbe's die Keime seiner späteren Auffassung der Carbon- und Sulfonsäure enthalten sind. Die Annahme, daß ‚Methyl' (CH_3) in der Essigsäure sowie in der ‚Methyl-Unterschwefelsäure' (s. o.) als Paarling fungire, war der erste Schritt zu der so wichtigen Erkenntniß von der Rolle, welche Methyl und andere Radicale in den organischen Säuren spielen." Somit kann die erste größere Untersuchung Kolbe's mit Recht als grundlegend bezeichnet werden, — sie legt außerdem Zeugniß ab für Kolbe's selbständige Denkungsweise und außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe. —

Die in Marburg verlebten drei Jahre sind für K. stets Gegenstand angenehmer Erinnerung geblieben. Als Assistent Bunsen's war seine Thätigkeit eine sehr anregende und vielseitige, aber auch anstrengende, sodaß es der großen Arbeitskraft und dem unermüdlichen Fleiß des jungen Gelehrten zuzuschreiben ist, daß er noch Muße fand, Mulder's Physiologische Chemie aus dem Holländischen ins Deutsche zu übertragen.

Die Zeit von 1845 bis Anfang 1847 verlebte K. in London, wohin er auf Veranlassung Bunsen's als Assistent Lyon Playfair's gegangen war. Nachdem er in Playfair's Laboratorium zunächst eine Reihe gasometrischer Untersuchungen vorgenommen hatte, begann er seine unvergeßlichen Arbeiten über die Wirkungen des galvanischen Stromes auf organische Verbindungen. Diese Untersuchungen, welche K. zum größten Theil gemeinsam mit E. Frankland ausführte, wurden in der Absicht unternommen, durch die Einwirkung der Elektricität die Radicale, welche die organischen Verbindungen zusammensetzen, zu isoliren, — Hoffnungen, welche sich zum Theil verwirklichten. K. war in

London außer mit Graham und Faraday mit E. Frankland in Berührung gekommen, und namentlich die sich innig gestaltenden Beziehungen zu letzterem sind für die Wissenschaft sehr ersprießlich geworden. Die obengenannten Arbeiten, welche die beiden Forscher gemeinsam in London begonnen hatten, wurden in Marburg, in Bunsen's Laboratorium, zum Abschluß gebracht, wohin E. Frankland seinem Freund und Mitarbeiter im Frühjahr 1847 gefolgt war. Mit den Arbeiten über das elektrolytische Verhalten organischer Verbindungen in engem, geistigem Zusammenhange steht die ebenfalls von beiden Gelehrten gemeinsam gemachte Beobachtung der Ueberführbarkeit der sog. Nitrile in Carbonsäuren (Annalen d. Chemie u. Pharmacie, Bd. 65, S. 288). Die Nitrile (Cyanide) liefern beim Erhitzen mit Kalilauge unter Austritt von Ammoniak die Kaliumsalze von Carbonsäuren mit gleichem Kohlenstoffgehalt. Da nun z. B. aus dem Methylcyanid durch Einwirkung von Alkali Kaliumacetat erhalten wurde, war der Beweis für das Vorhandensein des Radicals Methyl in der Essigsäure erbracht. Diese Synthese sowie die ebenfalls mit Frankland ausgeführte Darstellung von Propionsäure aus Cyanäthyl zeigten zuerst den Weg, wie man, von einem Alkohol ausgehend, zu der Säure der benachbarten, nächst höheren homologen Reihe zu gelangen hatte, ein Weg, der nachdem unzählige Male zu ähnlichen Endzwecken beschritten wurde. Mehrere später durchgeführte Synthesen sind eigentlich nur glückliche Ausbeutungen dieser Methode. K. selbst betrat den gleichen Weg bei der gemeinsam mit Hugo Müller aus Essigsäure dargestellten Malonsäure. —

K. und Frankland erblickten in dieser neu entdeckten Bildungsweise eine Stütze für ihre damalige Annahme, daß die Fettsäuren „mit Radicalen gepaarte Oxalsäuren“ seien. — Wie schon angedeutet, wurden die Arbeiten Kolbe's: „Ueber Elektrolyse organischer Verbindungen“ (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 69, S. 252), sowie seine mit Frankland gemeinsam veröffentlichte Untersuchung: „Ueber die Zersetzungsproducte des Cyanäthyls durch Einwirkung von Kalium“ (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 65) durch die Hoffnung angeregt, aus den Säuren resp. Cyaniden die in diesen Verbindungen enthaltenen Radicale abzuscheiden, ähnlich wie dies Bunsen mit dem Kakodyl gelungen war. Bei Gelegenheit der letztgenannten Untersuchung, deren Ziel die Isolirung des Radicals „Aethyl“ war, wurde ein Gas erhalten von der gleichen Zusammensetzung wie Methyl; das Aethyl wurde auf diesem Wege nicht erhalten. Dagegen erhielt K. bei elektrolytischer Zersetzung einer Lösung von Kaliumacetat das „Methyl“ (Aethan) neben Kohlensäure und zog folgerecht hieraus den Schluß, daß das Methyl ein näherer Bestandtheil der Essigsäure sei. Wenn wir heute auch wissen, daß dieses Methyl nicht das freie Radical „CH_3“, sondern ein gesättigter Kohlenwasserstoff „C_2H_6“, „Aethan“, ist, so ist doch der von K. aus der nicht völlig richtig angenommenen Zusammensetzung der Essigsäure als mit Methyl gepaarte Oxalsäure gezogene Schluß, das Methyl sei ein Radical der Essigsäure, nichtsdestoweniger vollkommen zutreffend. — Auf diese kurze, kaum ein Jahr währende Periode fruchtbringenden experimentellen Schaffens folgte für K. eine Zeit rein litterarischer Arbeit. Einem Anerbieten der berühmten Verlagsfirma Vieweg & Sohn folgend, siedelte er nach Braunschweig über, um dort die Redaction des von Liebig und Wöhler begründeten Handwörterbuchs der Chemie zu übernehmen. Seine Braunschweiger Thätigkeit brachte K. in Beziehung zu fast allen namhaften Fachgenossen; auch sind innerhalb dieser Zeit manche theoretische Abhandlungen entstanden, unter denen der Aufsatz „Ueber die chemische Constitution und Natur der organischen Radicale“ (Liebig's Annalen, Bd. 75 u. 76) besonders hervorzuheben ist. Naturgemäß konnte einen Mann wie K., welcher

sich der experimentellen Forschung mit Begeisterung hingegeben und deren Wichtigkeit stets hervorgehoben hat, eine ausschließlich litterarische Thätigkeit auf die Dauer nicht befriedigen. Um so willkommener wird es ihm gewesen sein, als er im J. 1851 an die Universität Marburg berufen und zum ordentlichen Professor der Chemie, zum Nachfolger Bunsen's, der damals nach Breslau ging, ernannt wurde. K. war solchergestalt ordentlicher Professor geworden, ohne je die Laufbahn eines Privatdocenten beschritten zu haben. Seine neue Position versetzte ihn in die Lage, sich wieder experimentellen Forschungen im Laboratorium hingeben zu können. Die Erwartungen, welche die Universität bezüglich der Leistungen Kolbe's gehegt hatte, sind in überreichem Maße in Erfüllung gegangen, denn diese zweite Marburger Epoche war die fruchtbarste im Leben des Gelehrten. Der ersten Zeit dieser Epoche entstammen keine größeren Experimentaluntersuchungen, da Lehr- und Amtsthätigkeit den neu berufenen Professor stark in Anspruch nahmen; hingegen liegen litterarische Arbeiten aus jener Zeit vor. K. beschäftigte sich damals bereits mit Vorbereitungen für ein ausführliches Lehrbuch der organischen Chemie und war auch speculativ sehr thätig. Viele seiner später in praxi verwirklichten Ideen stammen aus dieser Zeit, viele in gemeinschaftlichem Arbeiten mit Frankland, mit dem K., obwohl seit Ende 1847 getrennt, doch in regem und innigen Wechselverkehr geblieben war. Die wichtigste theoretische Veröffentlichung aus jener Epoche ist der Aufsatz „Zur Entwicklungsgeschichte der theoretischen Chemie", welcher die Entstehung und die Läuterung seiner Ansichten über die Constitution organischer Verbindungen schildert. Dieser Aufsatz ist im Journal für praktische Chemie in vier Abtheilungen (Bd. 23 u. 24) und außerdem als Monographie (Leipzig, J. A. Barth) erschienen. K., welcher sein besonderes Augenmerk von jeher den organischen Säuren zugewandt hatte, erkannte mit sicherem Blick die Analogie zwischen Carbon- und Sulfonsäuren, wenn ihn auch die Deutung derselben als mit organischen Radicalen gepaarte Oxal- resp. Unterschwefelsäuren bald nicht mehr befriedigte. In seinen „Formeln" und „Gepaarte Verbindungen" betitelten Aufsätzen im Handwörterbuch der Chemie, III. Bd., S. 177 u. 422 (1848) findet sich zuerst die Idee ausgesprochen, daß die Fettsäuren Sauerstoffverbindungen der mit dem Doppeläquivalent Kohlenstoff C_2 verbundenen Radicale Methyl, Aethyl ꝛc. seien, und daß das Glied C_2 ausschließlich den Angriffspunkt der Verwandtschaft für Sauerstoff bilde, die Radicale quasi nur Anhängsel hieran vorstellten. Letztere Idee wird durch den Hinweis begründet, daß es für die Natur der Fettsäuren nicht wesentlich sei, ob Methyl oder ein homologes Radical mit dem Doppeläquivalent C_2 gepaart sind. Im Gegensatz zu Berzelius macht K. zwischen Paarlingen und Radicalen keinen Unterschied, er gibt vielmehr die Substituirbarkeit des elektropositiven Wasserstoffs durch elektronegative Elemente oder zusammengesetzte Radicale zu. Seine Ansichten über die chemische Constitution und Natur der organischen Radicale führt K. in einem ebenso betitelten Aufsatze näher aus (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 75, S. 211 u. Bd. 76, S. 1) und zeigt in seinen Darlegungen, wie weit er in der Erkenntniß der chemischen Constitution organischer Verbindungen den meisten seiner Zeitgenossen vorausgeeilt war. Man braucht in seinen Formeln nur die Aequivalente C, O und S durch die Atomzeichen zu ersetzen, um die heute üblichen Formeln zu erhalten. K. gestaltete in dieser Abhandlung die ältere Radicaltheorie, welche sich bereits in Widerspruch mit den Thatsachen gesetzt hatte, zu einer lebensfähigen Lehre um, die ihm bei seinen ferneren speculativen und experimentellen Forschungen als Führerin gedient hat. Ueber diesen Umwandlungsproceß hat sich K. in der Einleitung zu der Schrift „Das chemische Laboratorium der Universität Marburg

und die seit 1859 darin ausgeführten Untersuchungen" (erschienen 1865 bei Vieweg in Braunschweig) bestimmt und zusammenfassend ausgesprochen. (Eine übersichtliche Zusammenstellung der in obengenannter Schrift ausgesprochenen Ansichten Kolbe's befindet sich in E. v. Meyer's Aufsatz „Zur Erinnerung an Hermann Kolbe [Journal f. praktische Chemie, Bd. 30, 1884, S. 432]). Aus den Ideen dieser grundlegenden Arbeit haben sich die Theorieen entwickelt, welche in einer Abhandlung vom Jahre 1859 zusammengefaßt sind. Die allmähliche Entstehung der fundamentalen Auffassung, daß die organischen Verbindungen Abkömmlinge der anorganischen sind, hat K. in obengenannter Einleitung sowie in der Schrift „Zur Entwicklungsgeschichte der theoretischen Chemie" deutlich geschildert und dabei stets das Verdienst Frankland's rückhaltlos anerkannt und hervorgehoben sowie eigene Schwächen eingestanden. E. v. Meyer citirt in seiner Schrift „Zur Erinnerung an H. Kolbe" aus obiger Abhandlung u. a. Folgendes: „Eine große Schwäche jener Hypothese der gepaarten Radicale bestand in der unklaren Vorstellung von der chemischen Verbindungsweise der sog. Paarlinge. Es ist Frankland's Verdienst, hierüber zuerst Licht verbreitet und damit zugleich den Begriff des Paarlings ganz beseitigt zu haben, indem er erkannte, daß den einzelnen Elementen bestimmte Sättigungscapacitäten zukommen". Weiterhin betont K. das Verdienst Frankland's um die Erkenntniß der Valenz bei seinen Beobachtungen über metallorganische Verbindungen: „Frankland folgerte aus seinen Beobachtungen, daß die Affinität eines Elementes stets durch dieselbe Zahl der zutretenden Atome (einatomiger Radicale) ohne Rücksicht auf den chemischen Charakter der letzteren befriedigt wird".

Die Beziehungen der organischen zu den anorganischen Verbindungen bildeten für längere Zeit das Ziel gemeinsamer Thätigkeit Kolbe's und Frankland's. Die Früchte dieser Arbeiten sind in verschiedenen Publicationen niedergelegt; eine größere Abhandlung erschien in Liebig's Annalen, Bd. 113. Von besonderem Interesse ist Kolbe's Aeußerung (in der obenerwähnten Einleitung), durch welche klar wird, wie er zu seinen Ansichten über Radicale und über die Sättigungscapacität der Elemente gelangte, und in welcher auch das von ihm und Frankland entworfene Programm ihrer Arbeiten enthalten ist. „Wir theilten die Ueberzeugung, daß ähnlich, wie die Kakodylsäure als Arsensäure aufzufassen ist, worin 2 Atome Methyl die Stelle von 2 Atomen Sauerstoff einnehmen, wie das Aethylzinnoxyd eines der beiden Sauerstoffatome des Zinnoxyds durch Aethyl ersetzt enthält, und wie endlich nach Hofmann's Entdeckung die organischen, stickstoffhaltigen Basen auf das anorganische Ammoniak zu beziehen sind, so auch in der Kohlensäure Substitutionen des Sauerstoffs durch Alkoholradicale müssen bewerkstelligt werden können. Wir zweifeln nicht, daß es uns gelingen werde, die Kohlensäure und das Chlorkohlenoxyd durch geeignete Behandlung mit Zinkmethyl in Essigsäure und Aceton zu verwandeln und in gleicher Weise auch im Schwefelkohlenstoff und im Chlorkohlenstoff Schwefel resp. Chlor durch Alkoholradicale zu ersetzen". (Vgl. E. v. Meyer loc. cit.) Die gleichen Gedanken hat K. in einer Gelegenheitsschrift (Wetterauer Gesellschaft f. Naturkunde zur Feier ihres 50jähr. Bestehens, 1858) über die chemische Constitution organischer Verbindungen ausgesprochen. In dieser Schrift wird, wie auch an andern Orten, ausdrücklich das Irrige der Ansicht betont, die gesammten organischen Stoffe auf die drei „Typen" Wasserstoff, Wasser und Ammoniak zurückführen zu können. Trotz wiederholter Proteste von Seiten Kolbe's war von verschiedenen Fachgenossen behauptet worden, daß er auf dem Boden jener Gerhardt'schen Typentheorie stünde. Den schlagendsten Beweis für die Nichtigkeit jener Behauptung liefert seine 1859 vollendete Abhandlung: „Ueber den natürlichen Zusammenhang der organischen

mit den anorganischen Verbindungen; die wissenschaftliche Grundlage einer naturgemäßen Classification der organischen, chemischen Körper“ (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 113, S. 293). Der in dieser Abhandlung enthaltene Satz: „Die organischen Körper sind durchweg Abkömmlinge anorganischer Verbindungen und aus diesen zum Theil direct durch wunderbar einfache Substitutionsprocesse entstanden“, bildet sozusagen die Quintessenz der Kolbe'schen Ideen über die chemische Constitution organischer Stoffe. Diese und ähnliche Aussprüche, seine Ansichten über die Structur der Alkohole (er prognosticirte die Existenz der jetzt als „secundäre“ und „tertiäre“ bezeichneten Alkohole) legen zusammen mit dem Umstande, daß K. stets die Forderung stellte, daß Formeln unzweideutige Ausdrücke bestimmter Gedanken sein müssen, Zeugniß ab von der Sicherheit seines Blickes auf theoretisch chemischen Gebieten sowie für seine Fähigkeit, die im Laboratorium beobachteten Erscheinungen einfach und einwandfrei zu deuten.

Durch die obengenannte Arbeit, welche mit dem Satze schließt, daß die Chemie sich dadurch, daß sie die organischen Körper auf die unorganischen Körper des gemeinschaftlichen, einfachsten Stammradicals zurückführe, eine Brücke baue, über welche sie fortschreitend sicher zur richtigen Erkenntniß der Zusammensetzung auch der complicirtesten Verbindungen der organischen Natur gelangen werde, wurde die Gerhardt'sche Typentheorie unmöglich gemacht. Mit Frankland gemeinsam lieferte K. den Vertretern der Typentheorie den Schlüssel zur Erkenntniß der chemischen Constitution; denn allen seinen Darlegungen lag die Idee der Vierwertigkeit des Kohlenstoffs zu Grunde. Daß K. speciell die Valenz des Kohlenstoffatoms erkannt hat und gemeinschaftlich mit Frankland eine Lehre von der Sättigungscapacität der Elemente schuf, ist mit Bestimmtheit in der Schrift „Zur Entwicklungsgeschichte der theoretischen Chemie“ bewiesen.

Die in jenen Aufsätzen ausgesprochenen theoretischen Anschauungen sind wesentlich gestützt worden durch die in jener Zeit von K. und seinen Schülern ausgeführten Experimentaluntersuchungen, unter denen namentlich die über Constitution und Basicität der Milchsäure (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 109, S. 257 u. Bd. 113, S. 217, 220) hervorzuheben sind. Diesen Arbeiten sowie den Untersuchungen über das Alanin und über das Analogieverhältniß zwischen Milchsäure und Alanin einerseits sowie zwischen Glycolsäure und Glycocoll andererseits verdankt die Wissenschaft die Erkenntniß von der rationellen Zusammensetzung der Oxy- und Amidosäuren. Von ähnlichen Gesichtspunkten geleitet sind die classisch zu nennenden Arbeiten über die Salicylsäure (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 115, S. 156). Bereits in den fünfziger Jahren finden wir eine Mittheilung über die Constitution derselben. Im J. 1859 war es K. gemeinsam mit seinem Schüler Lautemann gelungen, durch Einwirkung von Kohlensäure auf Phenol (Carbolsäure) in Gegenwart von Alkalimetallen die Salicylsäure zu erhalten. Durch verschiedene Reactionen sowie durch die obige Darstellungsweise erbrachten beide Forscher den Nachweis, daß diese Säure nicht, wie bisher angenommen worden war, zweibasisch ist, sondern als Oxyphenylkohlensäure zu betrachten sei. Später fand K., daß Phenolnatrium (aus Phenol und Natriumhydroxyd gewonnen) in der Wärme Kohlensäure zu fixiren vermag. Von diesem Augenblicke an ist die Salicylsäure Gegenstand großer Fabrikation geworden.

In jene Zeit, von 1859 bis 1864, welche E. v. Meyer als die Sonnenhöhe in Kolbe's wissenschaftlichem Leben bezeichnet, fallen noch eine Reihe von Arbeiten, durch welche die Frage nach der chemischen Constitution mehrerer natürlich vorkommender Stoffe beantwortet wurde. Besonders erwähnenswerth

ist die von K. und Schmitt beobachtete Umwandlung von Aepfel- und Weinsäure in Bernsteinsäure, eine Arbeit, über deren theoretischen Werth sich Liebig, der bisher andere Ansichten über die Constitution dieser Körper hatte, in selbstloser Anerkennung äußerte und sie einen Triumph der Constitutionstheorie nannte. Der Kreis dieser bahnbrechenden Untersuchungen, welche die Aufklärung der rationellen Zusammensetzung von sog. Oxy- und Amidosäuren bezweckten, wird durch die Abhandlung „Ueber die chemische Constitution und künstliche Bildung des Taurins“ (Annalen d. Chem. u. Pharm., Bd. 122, S. 33), worin das letztere als Amidoäthylsulfonsäure erkannt wurde, würdig geschlossen. Liebig zollte allen diesen Arbeiten seine höchste Bewunderung und hat derselben zu verschiedenen Malen begeistert Ausdruck gegeben. —

Alle diese Untersuchungen haben äußerst anregend auf weitere Forschungen gewirkt, wozu auch Kolbe's Ueberlegenheit in Bezug auf Speculation und deductive Behandlung chemischer Fragen gegenüber seinen Zeitgenossen, besonders gegenüber den Typentheoretikern, nicht wenig beitrug.

In selten glücklicher Vereinigung gingen Experiment und Theorie bei Kolbe's Arbeiten Hand in Hand. Er prognosticirte nicht allein die Existenz, sondern zugleich das wahrscheinliche chemische Verhalten neuer, noch unbekannter Körper und Körperclassen; und wol alle seine wissenschaftlichen Prognosen haben sich als richtig erwiesen. Die von ihm vorausgesagten secundären und tertiären Alkohole wurden kurze Zeit darauf thatsächlich erhalten. Friedel stellte 1862 den einfachsten secundären Alkohol, den Isopropylalkohol, aus Aceton dar, und Butlerow erhielt auf synthetischem Wege den tertiären Butylalkohol. Außer diesen Alkoholen sind noch eine ganze Reihe organischer Stoffe dargestellt worden, über deren Existenz und Eigenschaften sich K. vorher bereits ziemlich präcis geäußert hatte. Aus der letzten Marburger Zeit stammen noch die Beobachtungen Kolbe's über die Umwandlung einbasischer in kohlenstoffreichere zweibasische, organische Säuren. Die damaligen Schüler Kolbe's, von denen eine Anzahl, wie z. B. Grieß, sich einen glänzenden Namen in der Wissenschaft erworben haben, blickten mit Begeisterung auf jene Marburger Zeit zurück; die hervorragendsten Chemiker, vor allen Liebig, schätzten K. als einen der originellsten Theoretiker und zielbewußten Gelehrten. Auch die Mitglieder der Marburger Universität, von denen manche K. anfangs quasi als Eindringling betrachtet hatten, sahen bald ein, daß dessen Lehren und Wirken der Universität nur zur Ehre gereichen und ihr Ansehen erhöhen konnte. —

Schon im J. 1864 eröffnete sich für K. die Aussicht auf eine Berufung nach Bonn; doch ehe die definitive Berufung erfolgte, befand sich K. bereits in Leipzig, wohin er als Nachfolger O. B. Kühn's berufen worden war. Am 14. October 1865 war K. nach der neuen Heimath übergesiedelt; eine bedeutende Anzahl von Schülern war ihm dorthin gefolgt. Sofort nahm er die Organisation des chemischen Unterrichtes in Angriff, das Laboratorium wurde der Neuzeit entsprechend renovirt. Die Experimentaluntersuchungen aus dieser Zeit sind nicht so zahlreich, da die sich immerfort steigernden Berufspflichten den neuberufenen Professor stark in Anspruch nahmen; indessen sind mehrere Untersuchungen damals von seinen Schülern, auf die sich Kolbe's chemische Denkungsart und Arbeitsweise übertragen hatte, ausgeführt worden. In diese Epoche fallen die Arbeiten von E. Drechsel über die Umwandlung von Kohlensäure in Oxalsäure vermittelst Kalium sowie die Beobachtungen Beckmann's über die Oxydation der Dialkylsulfide und andere mehr.

Inzwischen (Ende 1868) war das neue chemische Institut in der Liebigstraße, welche vordem Waisenhausstraße hieß, vollendet und eröffnet worden; es war das größte und besteingerichtete seiner Zeit. Nun kehrte auch K. zu

eigenen Experimentaluntersuchungen zurück. Er entdeckte 1872 das Nitromethan (sein Nitrocarbol) und nahm gleichzeitig seine Untersuchungen über die Salicylsäure (s. oben) wieder auf. Die Salicylsäure-Arbeiten lieferten technisch sowie wissenschaftlich anregendes Material zu weiteren Forschungen. Eine ganze Reihe von Untersuchungen, welche das Studium der Oxybenzoësäuren zum Gegenstand haben, sind von Schülern Kolbe's ausgeführt worden. An diese Arbeiten schließen sich noch eine Anzahl experimenteller Untersuchungen an, von denen hier nur die über die antiseptische Wirkung der Kohlensäure sowie die über die Constitution des Isatins, welche unvollendet blieb, erwähnt seien. — Im J. 1876 hatte der Tod ihm seine Gattin, geborene v. Bardeleben, mit welcher er seit 1853 vermählt war, entrissen. Der Verlust warf einen tiefen Schatten auf Kolbe's Leben. Er selbst hatte durch Einathmen giftiger Dämpfe (1878) seine Gesundheit stark erschüttert. Dieses sowie öftere Erkrankung der Athmungsorgane sind die Vorläufer seines Todes gewesen. Am Abend des 25. November 1884 machte ein Herzschlag dem Leben des großen Gelehrten ein jähes Ende, nachdem er Klarheit der Sinne bis zum letzten Augenblicke bewahrt hatte. —

Ebenso wie die litterarische, ist die Lehrthätigkeit Kolbe's eine außerordentlich fruchtbare gewesen. Er lehrte nicht nur im Hörsaal, sondern mehr noch im Laboratorium. Sein oberstes Princip war es, den Schüler vor bloßem Auswendiglernen zu bewahren und zur Selbständigkeit im chemischen Denken zu erziehen. Einen Beweis dafür, daß K. als Lehrer den rechten Weg einschlug, bildet die Thatsache, daß viele seiner Schüler zu wissenschaftlicher Bedeutung gelangt sind und heute noch in hohem Ansehen stehen. Was Kolbe's litterarische Thätigkeit anbetrifft, so sind außer den zahlreichen Publicationen in verschiedenen Fachzeitschriften hauptsächlich zu nennen sein „Ausführliches Lehrbuch der organischen Chemie", als Theil des Handwörterbuches der Chemie bei Vieweg & Sohn 1864 vollständig erschienen; ferner sein „Kurzes Lehrbuch der Chemie" 1877 und 1883. Im J. 1870 hatte K. die Redaction des von O. L. Erdmann begründeten „Journal für praktische Chemie" übernommen, in welchem er seitdem seine eigenen sowie Arbeiten seiner Schüler niederlegte. Die aus dem Marburger und Leipziger Laboratorium hervorgegangenen Arbeiten sind in 2 Bänden bei Vieweg erschienen. Namentlich in dem 2. Bande findet sich eine Reihe theoretischer Abhandlungen, in denen uns K. auch als Kritiker entgegentritt. Allen diesen Aufsätzen ist die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks gemeinsam. Letzteres war ihm besonders wichtig; er bekämpfte schonungslos die einreißende Verwilderung in der Nomenclatur. Wie er der Nomenclatur der von ihm als Structurchemiker bezeichneten Fachgenossen gegenübersteht, zeigen u. a. seine „Kritisch-chemischen Gänge" sowie seine „Blumenlese moderner chemischer Aussprüche". Zu derartigen Schriften zählen auch die über „Moden der modernen Chemie" sowie „Ueber die Structurformeln und die Lehre von der Bindung der Atome". — Kolbe's theoretische Ansichten standen vielfach im Widerspruch mit denen anderer hervorragender Fachgenossen. Die Lehre von der Verkettung der Atome hielt er für eine aus Ueberschätzung der wirklich erkannten Thatsachen hervorgegangene Verirrung. Die Sorge um die wirkliche Wissenschaftlichkeit sowie eiserne Selbstzucht im chemischen Denken trieb ihn in den Kampf; und so entstanden jene Schriften, in denen schneidigste Kritik mit schonungsloser Polemik gepaart sind, welche ihm Viele zum bittersten Vorwurf gemacht haben. Daß es nicht die bloße Lust am Streiten war, welche ihn zum Kämpfen zwang, wissen alle diejenigen, welche mit ihm in nähere Beziehung gekommen sind. K. pflegte die Freundschaft und die Geselligkeit; von seinen Leipziger

Collegen waren ihm namentlich der Physiologe Karl Ludwig und der Zoologe Rud. Leuckart theuer. In Liebig, Wöhler und Bunsen verehrte er seine Lehrer, diese schätzten ihn wiederum als Freund. Auch von seinen ehemaligen Schülern sind ihm Viele treue Freunde geworden; und ebenso stand er mit mehreren seiner Fachgenossen trotz öfterer wissenschaftlicher Differenzen auf freundschaftlichem Fuße, so z. B. mit A. W. v. Hofmann, mit H. Kopp und R. Fresenius. Im persönlichen Leben traten Schärfen seiner Kritik gänzlich zurück; er war leutselig und zu heiterem Scherz geneigt. Daß es einem Manne wie K. nicht an ehrenden Auszeichnungen fehlte, kann uns nicht Wunder nehmen. Er war Ehrenmitglied vieler gelehrter Gesellschaften und Ehrendoctor verschiedener Universitäten. Außerdem war er Inhaber der großen Davymedaille, welche ihm seitens der London Royal Society verliehen worden war, sowie Ritter des bairischen Maximilianordens für Kunst und Wissenschaft.

Die Lebensarbeit Kolbe's erstreckt sich über mehr als vier Jahrzehnte; wie wenig Andere hat er das Gebiet der organischen Chemie durch werthvolle Forscherarbeit bereichert und gefestigt. Wir können in dankbarer Anerkennung Hermann K. zu den bedeutendsten Chemikern des 19. Jahrhunderts zählen, dessen Name mit der chemischen Wissenschaft dauernd verknüpft sein wird.

Benutzte Litteratur: E. v. Meyer, Zur Erinnerung an Hermann Kolbe (Journal f. praktische Chemie, Jahrg. 1884, Bd. 30). — A. W. Hofmann, Nekrolog für H. Kolbe (Ber. d. chem. Gesellsch., Bd. 17). — Poggendorff's Biogr.-litt. Handwörterbuch z. Gesch. d. exakten Wiss. — Originalabhandlungen von H. Kolbe. A. Strigel.

Kölbing: Eugen K., Anglist und Skandinavist. Geboren am 21. September 1846 zu Herrnhut in Sachsen als Sohn eines praktischen Arztes, besuchte K. zunächst die Schule seines Heimathsortes, später das Pädagogium in Niesky und schließlich das Gymnasium in Bautzen. Nachdem er hier im September 1865 die Reifeprüfung bestanden hatte, bezog er die Universität Leipzig, wo er Philosophie, classische Philologie und Germanistik studirte und insbesondere von Georg Curtius, Adolf Ebert und Friedrich Zarncke wichtige, für die Richtung seiner späteren gelehrten Thätigkeit bedeutsame Einwirkungen erfuhr. Im J. 1868 wurde K. in Leipzig auf Grund einer Studie „Ueber die nordische Parzivalsage und ihre Quellen“ zum Doctor promovirt, und ebenda legte er im folgenden Jahre die Prüfung pro facultate docendi ab. Er war dann von Michaelis 1870 bis Ostern 1872 an höheren Lehranstalten in Dresden, Schneeberg in Sachsen und in Chemnitz thätig und arbeitete hierauf ein Jahr lang an der damals neu geschaffenen Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg i. E. Am 15. Juli 1873 habilitirte sich K. an der Universität Breslau für das Fach der germanischen Sprachen und Litteraturen mit einer Arbeit „Ueber die nordischen Gestaltungen der Partonopeus-Sage“, und der Universität Breslau hat er bis zu seinem Tode, im ganzen 26 Jahre, seit 1880 als außerordentlicher, seit 1886 als ordentlicher Professor der englischen Philologie, angehört. Obwol K. über eine sehr feste Gesundheit verfügte, war sie auf die Dauer den übergroßen Anstrengungen, die er sich viele Jahre lang in rastloser Arbeit auflegte, nicht gewachsen. Seit dem Herbste 1896, wo sich die ersten Anzeichen eines inneren Leidens bemerkbar machten, schwankte sein Gesundheitszustand. Im Sommer 1899 ging er auf den Rath der Aerzte nach dem Curorte Herrenalb im Schwarzwalde. Hier verschied er unerwartet infolge eines Herzschlages am 9. August 1899. Auf dem Friedhofe zu Herrenalb hat er auch seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die Wirksamkeit, die K. während der Jahre seiner Breslauer Amtsthätigkeit ausgeübt hat, war eine ungewöhnlich reiche und fruchtbare. Von Studien zur älteren nordischen Litteratur ausgehend, hat er sich bald der englischen Philologie zugewendet, und wenn er auch gelegentlich immer wieder zu Gegenständen der skandinavischen Litteraturen zurückgekehrt ist, so stand doch die englische Philologie fortan im Mittelpunkte nicht nur seiner amtlichen, sondern auch wissenschaftlichen Interessen. Eine lange Reihe hervorragender Arbeiten sind aus seiner Feder hervorgegangen, von denen hier nur die wichtigeren berührt werden können.

K. hat die Wissenschaft der Anglistik, die in den Tagen, da er an die Arbeit ging, noch in den Anfängen lag, mit schaffen helfen. Seine Bedeutung beruht in erster Linie auf seiner umfassenden, mit tiefgehendster Sachkenntniß und seltenem Erfolge ausgeübten editorischen Thätigkeit. Als einer der ersten hat er die von der classischen Philologie ausgebildete Methode bei der Herausgabe mittelenglischer Denkmäler zur Anwendung gebracht und meisterhaft gehandhabt. Seine Ausgaben mittelenglischer Dichtungen (Sir Tristrem 1882; Amis and Amiloun 1884; Sir Beues of Hamtoun 1885—94; Ipomedon 1889; Arthour and Merlin 1890) sind Musterleistungen editorischer Akribie, die nicht nur durch die Sorgfalt und Zuverlässigkeit der Textgestaltung, sondern auch durch die Fülle und Gediegenheit des erklärenden Apparates ihres Gleichen suchen. K. pflegte keinen Text herauszugeben, ohne ihn in Einleitung und Anmerkungen nach allen Richtungen hin aufs gründlichste durchzuarbeiten und alle litterarhistorischen oder sprachgeschichtlichen Fragen, die durch den Text nahegelegt waren, eingehend zu erörtern. So sind die interpretatorischen Beigaben, die Kölbing's Editionen begleiten, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte der Sprache und Dichtung Englands im Mittelalter geworden. Was den hierhergehörigen Publicationen Kölbing's ihren besonderen Charakter gab, war die Neigung des Herausgebers, ein Denkmal nie für sich, sondern stets im Zusammenhange der litterarischen Tradition, der es angehörte, zu behandeln. Kölbing's Hauptinteresse gehörte den romantischen Sagenstoffen des Mittelalters, die, meist nach französischen Vorlagen, in der englischen, wie in den andern großen Litteraturen des mittelalterlichen Occidents ihre poetische Ausgestaltung gefunden hatten. Um nun die Dichtungen jener Stoffkreise, die zumeist nur handschriftlich oder in ganz ungenügenden Drucken vorhanden waren, der Forschung möglichst umfassend zugänglich zu machen, beschränkte sich K. nicht auf die Publication englischer Dichtungen, sondern edirte auch Texte aus andern Litteraturen; so gab er eine Reihe nordischer Denkmäler (Riddarasögur 1872; Tristrams Saga ok Isondar 1878; Elis Saga ok Rosamundu 1881; Amícus ok Amilíus Rímur 1884; Flóres Saga ok Blankiflúr 1896; Ivens saga 1898) und mehrere französische Texte (Amis and Amiloun zugleich mit der altfranzösischen Quelle 1884; Hue de Rotelande's Ipomedon, herausgegeben mit E. Koschwitz 1889) heraus. Bei all dieser unermüdlichen und vielseitigen Herausgeberthätigkeit blieb der Mittelpunkt und das Hauptziel seiner Studien immer die Gesammtüberlieferung, die Ergründung der Beziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse jener romantischen Dichtungen in den verschiedenen nationalen Litteraturen. Proben solcher vergleichenden Untersuchungen hatte er bereits 1876 in seinen „Beiträgen zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters" vorgelegt, und er hegte den Wunsch, seine langjährigen Studien in vergleichender mittelalterlicher Litteratur dereinst in eine Gesammtdarstellung, eine Geschichte der romantischen Sagenkreise, zusammenzufassen. Leider war

es ihm nicht beschieden, diesen Plan, für dessen Ausführung er wie kein zweiter vorbereitet war, zu verwirklichen.

Erst in späteren Jahren hat K. begonnen, sich in productiver Arbeit auch der neueren Litteratur zuzuwenden. Das Gebiet, auf dem er sich hier bethätigte, waren Byron's Werke. Mit Begeisterung warf er sich auf den einmal gewählten Gegenstand, und mit der unerschrockenen Gründlichkeit, die all sein Arbeiten auszeichnete, faßte er alsbald den Plan, die Dichtungen Byron's in Ausgaben, die nach den strengen Regeln philologischer Kritik gearbeitet waren, zu veröffentlichen. Nur wenige Theile dieses Programms war es ihm vergönnt zur Ausführung zu bringen: Byron's Siege of Corinth. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben 1893; The Prisoner of Chillon and other Poems by Lord Byron. In kritischen Texten mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben 1896. Hatten diese Ausgaben gezeigt, wie viel an eindringender kritischer Arbeit für Byron noch zu leisten ist, so war andererseits auch klar geworden, daß der Maßstab, in dem das Unternehmen begonnen war, sich für die Folge nicht hätte festhalten lassen.

Ein dauerndes großes Verdienst hat sich K. auch durch die Begründung und langjährige Leitung der „Englischen Studien“ (Band I—XIII Heilbronn 1877—1889, Band XIV—XXVI Leipzig 1890—1899) erworben. Er hat als erster in Deutschland — die „Anglia“ ist erst ein wenig später ins Leben getreten — eine der englischen Philologie ausschließlich gewidmete Zeitschrift geschaffen, und er hat es verstanden, trotz mancher Fährnisse und Klippen die „Englischen Studien“ zu einem fachwissenschaftlichen Organ auszugestalten, das sich der ungetheilten Hochachtung und Werthschätzung von seiten der Fachgenossen erfreute und noch heut unter der Leitung von Johannes Hoops in hoher Blüthe steht.

K. hat sich auch als akademischer Lehrer reicher Erfolge rühmen können. War ihm auch das zündende, die jungen Seelen von selbst gefangen nehmende Wort versagt, so wirkte er durch die ruhige, klare, schlichte Art seines akademischen Vortrags und durch sein offenes, argloses, liebenswürdiges, immer hülfsbereites Wesen, das ihm die Herzen seiner Schüler in einem Maße gewann, wie es nur wenigen Universitätslehrern beschieden ist. Eine große Anzahl von Arbeiten, die aus seiner Schule hervorgegangen sind, legen beredtes Zeugniß ab von dem Eifer und dem Erfolge, mit dem er seinem akademischen Unterrichtsberufe obgelegen hat.

K. war als Mensch von einfachem und schlichtem, aber frischem Wesen. Ein Feind aller Phrase und Pose gab er sich so natürlich und rückhaltlos, daß er leicht Vertrauen gewann und Zuneigung erntete. Kein Mann der Gesellschaft, war er doch ein Freund der Geselligkeit in zwanglosem gleichgestimmtem Kreise. In behaglichen Verhältnissen und in glücklichem Familienkreise lebend, suchte und fand er den Mittelpunkt des Lebens lediglich in der Arbeit, und er hat im Dienste der Wissenschaft unter einer Last von selbstgewählten und freudig getragenen Pflichten, unentmuthigt durch manche Enttäuschungen und Bitternisse, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit rastlos und hart gearbeitet wie wenige. Wenn wir darum zurückschauend sein Lebenswerk betrachten, blicken wir dankbar nicht nur auf die reichen Ergebnisse seiner Arbeit, sondern voll Ehrfurcht auch auf den ehernen, entsagungsvollen Fleiß und auf die opferfreudige, selbstvergessende Hingabe an die Wissenschaft, die Kölbing's Leben und Schaffen begleitet und ausgezeichnet haben bis ans Ziel.

Max Kaluza, Eugen Kölbing in: Englische Studien XXVII (1900), S. 163 ff. — G. Sarrazin, Eugen Kölbing in: Chronik der Kgl. Univers. zu Breslau. Jahrg. 14 (1900), S. 119 ff. M. Hippe.

Koller: Alexander Freiherr von K., k. und k. General der Cavallerie, geboren am 3. Juni 1813 in Prag, war ein Sohn des k. k. Feldmarschalllieutenants und Maria Theresienordens-Ritters Franz Freiherr v. K. und wurde vom Kaiser Alexander I. von Rußland aus der Taufe gehoben. Nach Absolvirung der k. k. Ingenieurakademie trat er 1829 als Lieutenant des Husarenregiments Nr. 9 in die Reihen der Armee, avancirte 1835 zum Oberlieutenant, 1843 zum zweiten, 1845 zum ersten Rittmeister. Im J. 1848 wohnte er als Ordonnanzofficier beim ersten Corps in Italien der Schlacht von Sommacampagna, dem Gefechte bei Salionze und der Schlacht von Custozza bei, zeichnete sich 1849 in den Gefechten bei San Siro und Gambollo aus und wurde am 13. Juli 1849 zum Major in dem neu zu errichtenden Husarenregiment Nr. 4, am 6. Juli 1850 zum Oberstlieutenant in dem gleichfalls in der Reorganisation befindlichen Husarenregiment Nr. 12 befördert, wo am 2. August 1852 seine Vorrückung zum Obersten erfolgte. Am 3. August 1854 zum Husarenregiment Nr. 5 transferirt, erfolgte am 5. Januar 1859 seine Beförderung zum Generalmajor. Im Feldzuge 1859 zeichnete er sich in seiner Eigenschaft als Brigadier bei Montebello, Magenta, Robecco und Solferino durch hervorragende Tapferkeit aus, in deren Anerkennung er am 15. August 1859 mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens belohnt wurde. Nach dem Friedensschlusse Brigadier zu Preßburg, wurde er beim Beginne des Feldzugs 1866 Adlatus des Commandanten des zehnten Corps. Für sein ausgezeichnetes Benehmen in diesem Feldzuge wurde Frhr. v. K. am 3. October 1866 mit dem Orden der Eisernen Krone II. Classe decorirt. Am 18. Juli 1866 zum Feldmarschalllieutenant befördert und am 4. December 1866 zum zweiten Inhaber des Cürassierregiments Nicolaus I., Kaiser von Rußland Nr. 5 ernannt, wurde er 1868 Leiter der Statthalterei in Prag. Seine Verdienste in dieser Stellung wurden von Sr. Majestät durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone I. Classe und durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rathe anerkannt. Nach der am 11. Mai 1870 erfolgten Enthebung von der Leitung der Prager Statthalterei wurde Frhr. v. K. Militärcommandant in Preßburg, jedoch schon 1871 als Statthalter und commandirender General nach Böhmen berufen. Auf diesem Posten wurde er 1872 durch die Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens ausgezeichnet; 1873 erfolgte seine Beförderung zum General der Cavallerie und 1874 seine Berufung zum Reichskriegsminister. In dieser Stellung brachte Frhr. v. K. die Erfindung des Artilleriegenerals Uchatius zum Durchbruche. Im J. 1875 wurde er zum Inhaber des Husarenregiments Nr. 8 ernannt; 1876 sah sich K. durch Gesundheitsrücksichten veranlaßt, um die Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, welche ihm auch am 20. Juni desselben Jahres unter Verleihung des Großkreuzes des Stefans-Ordens gewährt wurde. Einige Monate später gab ihm Se. Majestät einen erneuten Beweis kaiserlicher Huld durch Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses und zum Hauptmanne der ersten Arcièren-Leibgarde. K. starb am 29. Mai 1890 in Baden bei Wien. Frhr. v. K. war Ehrenbürger zahlreicher Städte und Märkte Böhmens. Er war seit 1846 mit Auguste geb. Raymann vermählt; dieser Ehe entsprossen zwei Söhne Alexander und August und eine Tochter Johanna.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Militär-Zeitg. u. Armeeblatt 1890.

Sommeregger.

Königsegg: Christian Moriz Graf K. und Rothenfels, k. k. Feldmarschall, geb. am 24. November 1705 als Sohn des Grafen Albert Eusebius aus dessen Ehe mit Clara Felicitas Gräfin Manderscheid-Blankenheim und Neffe des Feldmarschalls Lothar Joseph Dominik. Von Jugend auf für den Militär-

dienst erzogen, trat er in das Regiment seines Oheims Nr. 54, rückte in demselben in rascher Folge 1729 zum Hauptmann, 1732 zum Oberstlieutenant und 1733 zum Obersten und Commandanten desselben vor; als solcher machte er den Feldzug des Jahres 1734 in Italien mit, in welchem er bei Guastalla (am 19. September) verwundet wurde. 1735 schon zum Generalmajor befördert, zeichnete er sich im Türkenkriege aus und bewies im Treffen am Timok (1. October 1737) seltene Bravour. Am 19. März 1741 wurde er zum Feldmarschalllieutenant befördert, im folgenden Monat Inhaber des Infanterieregiments Nr. 16. Im Successionskriege gab er erneute Beweise seiner Tapferkeit. K. machte den Feldzug in Böhmen und Baiern mit; im Treffen bei Braunau (9. Mai 1743) verlor er ein Pferd unter dem Leibe, am Rhein bewerkstelligte er im September 1743 als einer der ersten mit seinem Corps den Uebergang. — In den folgenden Jahren 1744 und 1745 focht er wieder in Böhmen, wo er bei Soor (30. September 1745) verwundet wurde, 1746 in Italien und 1748 am Rhein. Nach dem Aachener Frieden wurde der Graf zum Minister am kurkölnischen Hofe und am 29. Juni 1754 zum Feldzeugmeister ernannt. Als dieser befehligte er ein Corps im siebenjährigen Kriege, wo ihm aber im Treffen bei Reichenberg (21. April 1757) das Glück nicht hold war. Am 1. Mai des folgenden Jahres ernannte ihn die Kaiserin zum Feldmarschall, welche Würde der Graf noch 20 Jahre bekleidete. Er starb am 16. Juli 1778 zu Wien.

Acten des k. und k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Hirtenfeld, Oesterreichisches Militär-Conversations-Lexikon.

Sommeregger.

Königsegg: Karl Ferdinand Graf K.-Erps, kam am 1. November 1696 zur Welt. Er war der erstgeborene Sohn des k. k. Kämmerers Albert Eusebius Franz Reichsgrafen zu Königsegg und Rothenfels, Herrn auf Autenbach und Stauffen, dann zu Rousy und Eronenburg im Luxemburgischen (geboren am 4. Januar 1669, † im J. 1736) aus dessen Ehe mit Clara Felicitas Gräfin von Manderscheid-Blankenheim (vermählt am 31. October 1694, † am 17. August 1707), einer Tochter des Valentin Ernst Grafen von Manderscheid-Blankenheim und seiner Gemahlin Christine Elisabet Gräfin von Erpach. K. wählte anfänglich selbst den geistlichen Stand und wurde Domherr zu Straßburg. Er legte aber im J. 1719 sein Kanonikat zurück, wurde k. k. Kämmerer und vermählte sich am 3. April 1720 mit Helene Hyacyntha Valentine Gräfin von Erps-Boischott, der einzigen Tochter und Erbin des Eugen Franz Hyacynth Grafen von Erps und Boischott in den Niederlanden und vereinigte den Namen seiner Gemahlin mit dem seinigen. Nachdem sein Oheim, Graf Josef Lothar von Königsegg, kais. Feldmarschall und Botschafter in Paris, ihn als Secretär verwendet und in die diplomatische Laufbahn eingeführt hatte, ernannte Kaiser Karl VI. ihn im Juli 1725 zum a. o. Gesandten bei den Generalstaaten. Der Hauptzweck dieser Sendung — die vereinigten Niederlande für die österreichisch-spanische Allianz zu gewinnen oder doch mindestens sie vom Beitritte zum Herrnhauser Bündnisse abzuhalten — wurde nicht erreicht. Die gegentheiligen Bemühungen der englischen, namentlich aber der französischen und preußischen Minister — fanden zu mächtigen Rückhalt in der allgemeinen Stimmung besonders in Holland, und noch mehr in Amsterdam. Man war dort über die Errichtung und das Gedeihen der indischen Handelscompagnie zu Ostende unbeschreiblich erbittert und fürchtete, daß der eigene Handel durch diese Handelsgesellschaft zu viel geschädigt werde.

K. wurde 1728 aus dem Haag abberufen und ging über Brüssel und Paris, wo er die Ankunft des Hofkanzlers und Bevollmächtigten am Friedens-

congresse abwartete, nach Madrid. Seinem Oheim, dem kais. Botschafter am spanischen Hofe beigegeben, sollte er, so oft dessen häufige Kränklichkeit dies erforderte, seine Stelle vertreten. Im J. 1729 zum niederländischen Staatsrath ernannt, wurde er mit Beginn des Jahres 1730 von Madrid abberufen. Er begleitete seinen Oheim bis Paris und trat dann seinen Posten im Staatsrathe zu Brüssel an. In den nächsten Jahren finden wir ihn theils in Wien als Mitglied des höchsten Rathes der kais. österreichischen Niederlande, theils in Brüssel im Conseil d'Etat, als Conseiller d'Epée der Statthalterin Erzherzogin Elisabeth beigegeben. In Anerkennung seiner in Brüssel, Paris, bei den brabantischen Ständen und am kgl. spanischen Hofe erworbenen Verdienste erhob ihn Kaiser Karl VI. zur Würde seines Wirklichen Geheimen Rathes. Auch Maria Theresia ernannte ihn am 22. November 1740 zu ihrem Wirklichen Geheimen Rathe und beförderte ihn zum Vicepräsidenten des Rathes der österreichischen Niederlande. Seit 3. September 1742 Obersthofmeister der Erzherzogin Maria Anna (der Gemahlin des Herzogs Karl von Lothringen und Statthalterin der österreichischen Niederlande) und im Jahre 1744 durch Verleihung des Ordens des goldenen Vließes ausgezeichnet, kehrte K. nach dem Tode der Erzherzogin nach Wien zurück. Die verwittwete Kaiserin Elisabeth Christine ernannte ihn am 25. Februar 1745 zum Arcieren- und Trabantenhauptmann und am 16. Januar 1744 zum Obersthofmeister. Als im J. 1748 das Münz- und Bergwesen aus dem Geschäftskreise der Hofkammer ausgeschieden wurde, wurde es der Leitung des Grafen K. als Präsidenten des neu geschaffenen „Münz- und Bergwesens-Directions-Hof-Collegiums“ untergeordnet. Gleichzeitig finden wir ihn als Präsidenten der „in Bannaticis et Illyricis“ angeordneten „kais. kön. Hof-Deputation“. Mit diesen Stellen vereinigte er später auch die durch den Tod des Grafen Johann Gottfried von Dietrichstein erledigte Stelle eines Hofkammerpräsidenten.

K. nimmt in der Geschichte der österreichischen Verwaltung eine hervorragende Stellung ein. Zeitgenossen schildern ihn als einen der tüchtigsten und arbeitsamsten Minister. „Man sieht ihn nicht“, sagt der Großkanzler Fürst, „gleich den übrigen Ministern bei Hofe in den Abendgesellschaften oder auf Jagden. Er will überall mit eigenen Augen sehen und ist darum auch der fleißigste Departementschef in Wien“. Häufige Krankheiten und in Folge davon fühlbare Abnahme seiner Arbeitskraft veranlaßten ihn in seinen letzten Lebensjahren zur wiederholten Bitte an die Kaiserin, um Erleichterung der ihm aufgebürdeten Arbeitslast. Infolgedessen verfügte die Kaiserin im Januar 1757, daß gewisse Agenden aus seinem Wirkungskreise ausgeschieden und anderen Behörden übertragen wurden. K. starb am 20. December 1759. Seine Wittwe starb am 26. Mai 1776. Ein Sohn war 1723 gestorben. Die ältere der beiden Töchter, Maria Josefa Theresia, geboren am 27. December 1724, wurde 1743 zur Hofdame der Kaiserinwittwe Elisabeth Christine ernannt, heirathete am 24. August 1744 den k. k. Kämmerer und Hofrath Johann Karl Grafen v. Zierotin und starb im September 1782. Die jüngere Tochter Maria Franziska Eugenia, geboren am 9. Februar 1731, vermählt mit Leopold Josef Grafen v. Neipperg, starb am 24. September 1752.

Nach Acten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. — Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, Theil 12 (Wien 1864), S. 229. — Arneth, Geschichte Maria Theresia's, Bd. 2 u. 4 (Wien 1864 u. 1870).

A. Felgel.

Konrad: K. von Diepholz, Bischof von Osnabrück 1455—1482, Sohn des Grafen Konrad von D. und der Gräfin Armgardt von Hoya. Er war Propst zu Deventer und (seit 1439) Dompropst zu Osnabrück, als Bischof

von Osnabrück Nachfolger seines Oheims, des Grafen Rudolf von Diepholz. Seiner Regierung war eine sehr unruhige, fehdereiche Zeit im Hochstifte vorausgegangen, und das hatte ihm Gelegenheit geboten, schon vor seinem Regierungsantritt sich große Verdienste um Land und Stadt Osnabrück zu erwerben. Streitigkeiten des Domcapitels mit dem Administrator Erich, Grafen von Hoya (1437—1442), hatten eine Fehde hervorgerufen, die besonders von dem Bruder des Administrators, dem streitbaren Grafen Johann von Hoya, mit Erbitterung geführt und 1442 durch die Erstürmung des Schlosses Fürstenau unter Führung des Dompropstes Konrad und der Bürgermeister von Osnabrück beendet wurde. Der Graf Johann wurde als Gefangener nach Osnabrück gebracht und sechs Jahre lang im Buckstthurme in einem Käfig gefangen gehalten, Erich aber durch das Concil zu Basel der Verwaltung des Stifts enthoben, die nunmehr dem Bischofe von Münster, Grafen Heinrich von Mörs, übertragen wurde. Diesem leistete K. 1449 erfolgreiche Hülfe bei Niederwerfung eines Bauernaufstandes am Hümmling, hielt sich aber während der Regierung desselben meist in Deventer auf, von wo er Stift und Stadt Osnabrück in den mannichfachen Bedrängnissen und Fehden der Zeit kräftig unterstützte. Und als nach dem Tode Heinrich's von Mörs der Graf Johann von Hoya die Wiedereinsetzung seines Bruders Erich in Osnabrück und die Wahl desselben auch in Münster gewaltsam betrieb und verbündet mit dem Herzoge Friedrich von Braunschweig und dem Grafen von Schaumburg Coesfeld bedrängte, da war es K., der beim Kloster Varlar im Sommer 1454 nach hartem Kampfe die feindlichen Reihen durchbrach, den Sieg erfocht und dadurch erreichte, daß sein Oheim Rudolf, Bischof von Utrecht, durch Papst Nikolaus V. zum Administrator von Osnabrück ernannt wurde. Als dieser, ohne die Verwaltung angetreten zu haben, gestorben war, wählte das Domcapitel am 15. Juli 1455 einmüthig den Grafen K. zum Bischof. Gereift durch ein vielgeprüftes Leben, Kraft und Milde in seinem Wesen vereinend, den geistlichen und weltlichen Pflichten seines Amtes gleiches Verständniß entgegenbringend, war er durchaus geeignet, dem seit Jahrzehnten von vielfacher Bedrängniß heimgesuchten Lande Ordnung und Frieden wiederzuschenken. Am 15. December 1455 erhielt er die geistliche Confirmation und um Fronleichnam des folgenden Jahres die bischöfliche Weihe.

Nachdem K. einige noch obschwebende Fehden beendet, besonders einen langjährigen Feind der Stadt Osnabrück, Friedrich Buck, mit seinem Anhange unschädlich gemacht hatte, gab er einen hervorragenden Beweis seiner Friedensliebe und seiner Thatkraft durch sein Eintreten für geordnete Verhältnisse im Stifte Münster. Hier hatte bei erledigtem bischöflichen Stuhle ein Theil der Domherren wiederum den Grafen Erich von Hoya, ein anderer Theil ihn, K. v. D., gewählt, während durch päpstliche Provision der Pfalzgraf Johann, Propst zu Worms, ernannt war. K. trat bereitwillig von der Candidatur zurück und nöthigte Erich durch einen Sieg über dessen Anhang bei Coesfeld 1457 zur Verzichtleistung; Graf Johann von Hoya, der mit Hülfe des niederen Volkes von Münster das Aeußerste versucht hatte, mußte fliehen.

Konrad's Thätigkeit ist es zu danken, daß Osnabrück schon früh, früher als viele andere Territorien, sich eines ziemlich gesicherten Landfriedens erfreute. Dahin wirkte insbesondere der Vertrag mit dem Mindener Domcapitel und mit der Stadt Minden vom Jahre 1463, durch welchen man sich gegenseitig versprach, alle Fehde und Gewaltthat zu meiden, und zu dem seit dem 13. Jahrhundert verlassenen Grundsatze zurückkehrte, daß zur Schlichtung von Händeln die Gerichte anzurufen seien. In ähnlichen Verhältnissen stand Osnabrück damals zu den übrigen Nachbargebieten. Die natürliche Folge

dieser Entwicklung war die steigende Bedeutung des Gerichtswesens, insbesondere auch das wachsende Ansehen des römischen Rechts. K. selbst beförderte diese Bewegung, indem er in seinem Streite mit dem Bischofe von Münster über die Entschädigung für Kriegshülfe die Entscheidung der Rechtsgelehrten zu Köln anrief, und wiederholt wurden damals Rechtshändel der Stadt den Doctoren der Erfurter Universität vorgelegt. Einen vortrefflichen Berather und Vermittler in allen Rechtsgeschäften fand K. in dem Osnabrücker Bürgermeister Ertwin Ertmann, den er auch zum fürstlichen Rath erhob. Während der ganzen Regierungszeit Konrad's ist dieser Mann, der mit einer umfassenden Kenntniß des kanonischen und römischen Rechts ausgestattet war und große Geschäftsgewandtheit besaß, die Stütze des Bischofs gewesen. Einen bleibenden Ruhm hat er sich auch erworben als Verfasser der ersten zusammenhängenden Darstellung der Osnabrücker Geschichte, cronica sive catalogus episcoporum Osnaburgensium, welche von den Anfängen bis 1454 reicht und von dem Iburger Benedictiner Dietrich Lilie bis 1553 fortgesetzt wurde.

Unter dem Schutze des durch K. befestigten Landfriedens gediehen auch die städtischen Verhältnisse zu erfreulicher Blüthe. Handel und Gewerbe erfuhren Förderung durch Ausgestaltung der städtischen Statuten; insbesondere gewannen die Tuchbereitung und der Leinwandhandel bedeutend an Umfang. Die kleineren Städte des Landes suchten Rechtsbelehrungen in Osnabrück und Schutz für ihre Freiheit, die auch der Bischof förderte.

Und wie den weltlichen Dingen, so widmete K. auch den geistlichen Angelegenheiten seines Landes ernstliche Fürsorge. Vor allem suchte er der Verweltlichung der Klöster zu steuern. Die Bestrebungen der Bursfelder Congregation hatten in dem bisher von vielen Fehden heimgesuchten Westfalen wenig Erfolg gehabt. K. suchte nach Herstellung des Friedens das Versäumte nachzuholen. In den Klöstern Herzebrock, Iburg, Gertrudenberg, Malgarten, Bersenbrück und Oesede bewirkte er die Annahme der Reform, und sein Nachfolger führte das Begonnene weiter.

K. starb am 21. Mai 1482; mehr als 40 Jahre hatte er seine Kraft in den Dienst des Osnabrücker Landes gestellt, den Ruhm des tapferen Kriegers, des weisen Friedensfürsten und des frommen Bischofs in sich vereinend. In der Mariencapelle im Chorumgange des Domes befindet sich sein Grab mit gut erhaltener Inschrift, welche seinen frommen und zugleich mannhaften Sinn rühmt und seine Thätigkeit als Reformator der Klöster betont. Das Urtheil der Zeitgenossen faßt die Chronik treffend in den Worten zusammen: „Hätte man soviel Gold wie seine Person, man könnte seine Tugend damit nicht belohnen; denn er war ein Liebhaber des Friedens, ein Beschirmer des Rechts und ein Vermehrer des göttlichen Dienstes“.

Vgl. Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück I. Osnabrück 1853, S. 391 ff. — Forst, Ertwin Ertmans cronica sive catalogus episcoporum Osnaburgensium in Osnabrücker Geschichtsquellen I. — Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.

J. Jaeger.

Kopp: Karl K., Bildhauer. Am 24. October 1825 zu Wasseralfingen in Württemberg geboren, widmete er sich der Bildhauerkunst und besuchte die Stuttgarter Kunstschule, zugleich auch das dortige Polytechnikum. Seine Sporen verdiente sich der junge Künstler beim Bau des maurischen Lustschlosses Wilhelma (bei Stuttgart), dessen Schöpfer, der bekannte Architekt Zanth, ihn zu Arbeiten heranzog. Dann begab er sich nach Paris, wo er in der École des beaux-arts seine Studien fortsetzte und den Unterricht Lequesne's und Toussaint's genoß. 1854 übernahm er die Stelle eines Zeichenlehrers an der

Fortbildungsschule in Biberach. 1862 erhielt er einen Ruf als Lehrer des Ornamentzeichnens und Modellirens an dem Stuttgarter Polytechnikum, der heutigen technischen Hochschule. Er blieb bis an sein Ende, das am 1. März 1897 erfolgte, in diesem Wirkungskreise. 1868 wurde ihm der Titel eines Professors verliehen. Im Nebenamte war er Lehrer für Figurenmodelliren an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule und Mitglied der Sachverständigencommission beim Conservatorium der vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale.

Als Lehrer leistete K. Ersprießliches. Er genoß die Achtung seiner Schüler, bei denen er namentlich den ihm eigenen Sinn für das Ideale zu wecken wußte. Als ausübender Künstler ragte er über den Durchschnitt nicht empor. Sicherheit und Leichtigkeit der Vortragsweise hatte er sich allerdings in Paris angeeignet. Für das Decorative besaß er entschiedenes Geschick. Er entfaltete eine ausdauernde und vielseitige productive Thätigkeit. Die Motive zu seinen zahlreichen Gruppenwerken entnahm er mit Vorliebe der griechisch-römischen Mythologie (Hero und Leander, Der Raub der Europa, Bacchus und Ariadne). Ferner lieferte er bildhauerischen Schmuck für Kirchen (z. B. Christus am Kreuze in der Frauenkirche zu Eßlingen) oder restaurirte ältere Werke in solchen (z. B. die württembergischen Grafen im Chore der Stiftskirche zu Stuttgart). Auch betheiligte er sich am Ausschmuck verschiedener hauptstädtischer Bauten, so des Hauptbahnhofs, des Polytechnikums, des Justizpalastes. Außerdem schuf er die Personificationen von acht schwäbische Flüsse darstellenden Figuren an den Fontänen des Stuttgarter Schloßplatzes. Endlich rühren viele Grabmonumente und Porträtbüsten von ihm her. Unter den letzteren sind die 1885 enthüllte Erzbüste des württembergischen Patrioten Johann Jakob Moser (in der Nische eines Eckhauses der Moserstraße, neuerdings seltsamerweise entfernt) und die 1889 der Oeffentlichkeit übergebene Büste des berühmten Naturforschers Robert Mayer vor dem Stuttgarter Polytechnikum namhaft zu machen.

Schwäbische Kronik vom 2. März 1897 (Abendblatt). — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog II (1898), S. 278.

Rudolf Krauß.

Kops: Franz K., Porträt- und Genremaler, wurde am 14. Juli 1846 in Berlin geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er auf der Weimarer Kunstschule und in dem Atelier von Pauwels. Nachdem er verschiedene Reisen gemacht und sich in Berlin und Weimar längere Zeit aufgehalten hatte, ließ er sich zu Ende der siebziger Jahre in Dresden nieder und gründete hier eine gut besuchte Malerinnenschule in Blasewitz. Er erfreute sich bei seinen Collegen großer Beliebtheit, so daß er zum zweiten Vorsitzenden der Dresdner Kunstgenossenschaft gewählt wurde. Er starb plötzlich, vom Schlage getroffen, am 24. August 1896. Von ihm rührt eine Menge Bildnisse bekannter Persönlichkeiten her, z. B. diejenigen des Schauspielers Ludwig Barnay (1876), des Kupferstechers Hugo Bürkner (1880), des Dresdner Hoftheatermalers Rieck (1880), des Thiermalers Guido Hammer (1882) und des Dresdner Bildhauers Hultzsch (1888). Sein Bildniß des Bildhauers Schilling gelangte nach seinem Tode als Geschenk des sächsischen Kunstvereins in den Besitz der Dresdner Galerie. Auch gibt es ein Porträt der Königin Carola von Sachsen von seiner Hand. Unter seinen Genrebildern ist das „Ein neuer Menzel“ betitelte vielleicht das bekannteste.

Friedr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhdts., 1. Bd. Dresden 1895, S. 743, 744. — Die Kunst für Alle. Hrsg. von Friedrich Pecht.

12. Jahrgang 1896—1897. München 1897, S. 14. — 5. Beilage zum Dresdner Anzeiger v. 28. August 1896, Nr. 238, S. 21. — Herm. Alex. Müller, Allgemeines Künstler-Lexikon, 3. Aufl. Hrsg. von H. W. Singer, 2. Bd. Frankfurt a. M. 1896, S. 381 und 5. Bd. ebenda 1901, S. 244. — K. Woermann, Katalog der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 4. Auflage. Dresden 1899, S. 730.

H. A. Lier.

Korn: W. G. Korn, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei in Breslau. Die Gründung dieses alten und angesehenen Geschäftshauses datirt vom 13. Januar 1732, zu welcher Zeit ein Johann Jacob K. aus Papitz (Brandenburg) sich als Buchdrucker niederließ und durch Eintritt in die städtische Kaufmannsgilde das Recht zur Betreibung eines Bücherhandels erlangte. K. muß ein äußerst intelligenter und geweckter Geschäftsmann gewesen sein, wie seine eifrige und vielseitige Thätigkeit als Buchdrucker und Verleger beweist. Ueberdies erfreute er sich des besonderen Vertrauens Friedrich's des Großen, der ihm neben mancherlei anderen Vergünstigungen auch das Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung für Schlesien, der „Schlesischen Privilegirten Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung“ gewährte, aus der sich mit der Zeit die gegenwärtig noch erscheinende und als Vertreterin der regierungsfreundlichen Partei große Verbreitung genießende „Schlesische Zeitung“ entwickelte. Als Verleger entfaltete K. eine fruchtbare Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Rechts- und Gesetzeskunde, der evangelischen Theologie und der Pädagogik. Nach seinem im J. 1762 erfolgten Tode übernahm sein Sohn Wilhelm Gottlieb K. das bereits sehr umfänglich gewordene Geschäft, erweiterte es durch eine größere Anzahl Verlagswerke und durch Anknüpfung werthvoller Geschäftsverbindungen. Außerdem vergrößerte er den Wirkungskreis der Firma in hervorragender Weise durch die Pflege der polnischen Litteratur, für welche sich mit der Zeit ein Specialverlag und Sortiment entwickelten, die einen ungeahnten Aufschwung nahmen und durch ihre Erfolge hauptsächlich den Grund zur heutigen Berühmtheit der Firma legten. W. G. Korn starb im J. 1806, nachdem er von 1790 ab sich von der Geschäftsleitung zurückgezogen und diese seinem Sohne Johann Gottlieb K. übertragen hatte. Der Sohn baute aus, wozu der Vater den Grund gelegt hatte, und seiner unermüdlichen Thätigkeit war es vergönnt, die Firma zur höchsten Stufe ihrer buchhändlerischen Bedeutung zu erheben. Er führte der Handlung eine besondere Specialität noch zu, die ihren Ursprung den polnischen Beziehungen verdankt: nämlich die Errichtung eines Sortiments — des ersten dieser Art in Deutschland — speciell für die französische Litteratur, für welche damals bedeutende Nachfrage war. Durch dieses französische Sortiment schwang sich die Korn'sche Handlung damals zur größten Sortimentsbuchhandlung auf. K. vergrößerte seinen Besitz aber auch noch durch kühne Speculationen, zu denen die damaligen politischen Conjuncturen ihm vielfach Gelegenheit boten. Sodann errichtete er 1792 ein Antiquariat und schuf ferner eine Gemäldesammlung, mit der zu jener Zeit keine der vorhandenen Privatsammlungen sich messen konnte. Die Erweiterung der „Schlesischen Zeitung“ und die Wiederbelebung der deutschen Verlagsabtheilung, die einen genügenden Ersatz für den Ausfall des polnischen Geschäftsumsatzes nach dem Niedergang jenes unglücklichen Landes boten, sind ein besonderes Verdienst Johann Gottlieb Korn's. Beiläufig sei noch bemerkt, daß 1813 der historisch gewordene Aufruf „An mein Volk“ zuerst in Korn's „Schlesischer Zeitung“ gedruckt und veröffentlicht wurde.

Joh. Gottlieb's Geschäftsnachfolger, Julius K., setzte die Bestrebungen des Vaters fort. Nach seinem im J. 1837 erfolgten Tode gelang es treuen

Geschäftsführern, die Korn'sche Handlung eine dreizehnjährige vormundschaftliche Verwaltung mit Ehren überstehen zu lassen. Eine neue Epoche begann mit der Uebernahme der Firma durch Heinrich K., den Sohn Julius K.'s, den gegenwärtigen Besitzer, welcher von seinen Geschwistern das gesammte Geschäft im J. 1850 übernahm. Er befestigte von neuem die Grundlage desselben, schaffte alles Veraltete ab und ergänzte es durch die neuesten Einrichtungen; sodann vergrößerte er den Verlag und die „Schlesische Zeitung", erwarb die im Oelser Kreise gelegene Papierfabrik zu Sacrau bei Hundsfeld und machte sie mit Unterstützung des erfahrenen Papierfabrikanten J. A. Bock zu einer der leistungsfähigsten in Deutschland. Als Verleger beschränkte er sich neben einigen anderen Disciplinen im wesentlichen auf den Localverlag, erweiterte denselben jedoch durch Errichtung einer Buchhandlung in Berlin im Verein mit seinem Freunde Ernst unter der Firma Ernst & Korn, die durch den Verlag von architektonischen und Pracht-Werken rühmlich bekannt ist. Neben seiner umfassenden geschäftlichen Thätigkeit widmete K. seine reichen Erfahrungen der Oeffentlichkeit und entfaltete hier eine segensreiche Wirksamkeit. Anläßlich des 150jährigen Geschäftsjubiläums wurde K. vom Kaiser Wilhelm I. der erbliche Adel verliehen. Karl Fr. Pfau.

Koseritz: Karl von K., einer der hervorragendsten Deutsch-Brasilianer, ist am 3. Februar 1832 zu Dessau als Sohn eines herzoglich anhaltischen Postdirectors geboren. Von Jugend auf war ihm ein lebhafter, unruhiger Geist eigen. Nachdem er das Gymnasium in Wittenberg durchlaufen und kurze Zeit in Heidelberg die Rechte studirt hatte, wünschte er fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Mit Zustimmung seiner Eltern verzichtete er deshalb auf weitere akademische Studien, verließ sein Vaterland und versuchte sich als Seemann. Da aber die rauhe Wirklichkeit des Schiffsdienstes nicht dem Bilde entsprach, das ihm seine Einbildungskraft vorgespiegelt hatte, ließ er sich in Brasilien nieder und trat in die kaiserliche Armee als Kanonier ein. Als solcher nahm er in den Jahren 1851—1852 an dem Feldzuge gegen den Dictator Rosas von Argentinien theil. Nach dem Abschluß des Friedens kehrte er nicht nach Deutschland zurück, sondern siedelte sich in der Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul an. Weil er vermögenslos und durch seine Körperbeschaffenheit ungeeignet zu schwerer landwirthschaftlicher Arbeit war, wollte es ihm anfangs nicht glücken, eine gesicherte Existenz zu finden. Er wirkte zunächst mehrere Jahre als Lehrer und leitete seit 1857 eine höhere Schule für Knaben und Mädchen in Pelotas. Daneben trat er, nachdem er sich die portugiesische Landessprache angeeignet hatte, durch Wort und Schrift energisch für die Interessen der deutschen Colonisten in Südbrasilien ein, ohne jedoch die guten Beziehungen zu den Nativisten zu vernachlässigen, bei denen er sich durch seine Heirath mit einer Brasilianerin beliebt machte. Seine Correspondenzen, die er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, fanden solchen Beifall, daß er 1856 ein eigenes Blatt, den „Noticiador", gründete und seit 1858 in Pelotas die erste Tageszeitung, den „Brado do Sul", erscheinen ließ. 1862 wurde er nach der Hafenstadt Rio Grande berufen, um hier die Redaction des „Echo do Sul", eines einflußreichen liberalen Blattes, zu übernehmen. Zwei Jahre später wurde ihm die Leitung der angesehenen „Deutschen Zeitung" in Porto Alegre, der Hauptstadt der Provinz, übertragen. Daneben gab er noch, um die Fühlung mit dem portugiesisch redenden Theile der Bevölkerung nicht zu verlieren, die Zeitschrift „Rio Grandense" in der Landessprache heraus, vorübergehend auch die „Gazeta de Porte Alegre", das „Jornal do Commercio" und die „Reforma". In allen diesen Blättern

brachte er seine Meinungen stets unverhohlen und nicht selten in ziemlich schroffer und persönlich zugespitzter Form zum Ausdruck, weshalb er sich nicht wenige einflußreiche Gegner zuzog, die ihn mit unversöhnlichem Haß verfolgten. Auch in deutschen Zeitschriften veröffentlichte er mehrfach Aufsätze über brasilianische Zustände, so namentlich in den Jahrgängen 1863—66 des „Globus". Großes Aufsehen, aber auch viel Widerspruch erregte er durch seine Schrift „Relatorio da administração central das colonias da provincia de S. Pedro do Rio Grande do Sul" (Porto Alegre 1867). Seit 1874 ließ er alljährlich einen „Deutschen Volkskalender für Brasilien" erscheinen, dessen einzelne Jahrgänge anregende Schilderungen aus dem Leben der Ansiedler in den Urwaldpicaden enthalten. Um möglichst wirksam für die Interessen seiner Landsleute eintreten zu können, beschäftigte er sich eingehend mit den brasilianischen Landesgesetzen, und obwol er nicht den vorschriftsmäßigen akademischen Studiengang durchlaufen hatte, gelang es ihm doch, als Rechtsanwalt anerkannt und zugelassen zu werden. Als solcher war er unermüdlich bestrebt, die Rechte der deutschen Colonisten gegen jeden Versuch der Unterdrückung und Ausbeutung zu vertheidigen, und vielen unter ihnen hat er als treuer Berather und Helfer in uneigennützigster Weise zur Seite gestanden. Daneben agitirte er durch die Presse und durch Vorträge für Hebung der Volksbildung und für uneingeschränkte Glaubensfreiheit. Er schloß sich dem Freimaurerbunde an, half die erste deutsch-brasilianische Loge in Porto Alegre gründen und bekämpfte den überhandnehmenden Einfluß der Jesuiten, die sich auch in den deutschen Niederlassungen festgesetzt hatten. 1871 gab er in portugiesischer und deutscher Sprache ein antijesuitisches Werk „Rom vor dem Tribunal der Jahrhunderte" heraus, das von dem Bischof der Diöcese Rio Grande durch einen von den Kanzeln verlesenen Hirtenbrief verdammt wurde. K. vertheidigte sich gegen die clericalen Anfeindungen durch eine weitere, nur portugiesisch erschienene Schrift „A Maçonaria e a Igreja" (1873). Auch um die wirthschaftliche Hebung seiner Landsleute erwarb er sich große Verdienste. Die Gewerbeausstellungen, die 1866 und 1875 zu Porto Alegre veranstaltet wurden und denen er als Director vorstand, waren im wesentlichen sein Werk. Um die Fühlung mit den maßgebenden Kreisen des Handels und der Industrie im Mutterlande nicht zu verlieren, gründete er in mehreren Städten der Provinz Rio Grande Ortsgruppen des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande. Mit dessen Unterstützung eröffnete er im October 1881 in Porto Alegre eine deutsch-brasilianische Ausstellung, die ihm aber von Seiten seiner Gegner mannichfache Anfeindungen zuzog. Die Erbitterung gegen ihn stieg so hoch, daß das nützliche Unternehmen während eines durch aufreizende Wühlereien entstandenen Tumultes durch Brandstiftung in Asche gelegt wurde. Auch Koseritz' werthvolle ethnographische Sammlung, die er im Laufe vieler Jahre zusammengebracht hatte, um sie dem Berliner Museum für Völkerkunde zu überweisen, ging bei dieser Gelegenheit zum großen Theil mit zu Grunde. Da die Besitzer der „Deutschen Zeitung" während dieser tiefgehenden Zerwürfnisse gegen ihn Stellung nahmen, legte er die Redaction nieder und gründete noch im J. 1882 mit einigen Freunden ein neues Blatt, das er „Koseritz' deutsche Zeitung" nannte. Eine Genugthuung für die gegen ihn gerichteten Angriffe bereiteten ihm die Bewohner der Provinz, indem sie ihm eine mit 3000 Unterschriften bedeckte Zustimmungsadresse nebst einer goldenen Ehrenmedaille überreichten und ihn mit bedeutender Stimmenmehrheit zu ihrem Vertreter in den Provinziallandtag wählten. Hier schloß er sich der liberalen Partei an und wirkte erfolgreich namentlich für die Verbesserung des Schulwesens und der Verkehrswege. 1883 wurde er von

der brasilianischen Centralregierung nach Rio de Janeiro berufen, um über die Ausstellung in Porto Alegre und über die allgemeine Lage des Deutschthums in den südlichen Provinzen Bericht zu erstatten. Die Reise führte ihn über Pelotas, Desterro, Paranagua und Santos. In der Hauptstadt wurde er ehrenvoll empfangen, doch ernannte man ihn nicht, wie er gehofft hatte, zum Ackerbauminister oder zum Generalconsul für das Deutsche Reich. Seine unterwegs gesammelten Eindrücke legte er in einem Werke nieder, das unter dem Titel „Bilder aus Brasilien“ 1885 in Leipzig erschien. In demselben Jahre gab er auch gemeinsam mit O. Dörffel und A. W. Sellin vortreffliche „Rathschläge für Auswanderer nach Südbrasilien“ heraus. 1886 erhielt er vom Centralverein für Handelsgeographie die Einladung, nach Deutschland zu kommen, um sich an den Vorarbeiten für die in Berlin stattfindende südamerikanische Ausstellung und den ebendort abzuhaltenden allgemeinen deutschen Congreß zur Förderung überseeischer Interessen zu betheiligen. Im Juni traf er nach 36jähriger Abwesenheit in Hamburg ein, wurde an vielen Orten als Vorkämpfer des Deutschthums gefeiert, erledigte seine Geschäfte in Berlin, besuchte dann zu seiner Erholung die Schweiz und Italien und kehrte hierauf nach seiner überseeischen Heimath zurück. Als am 15. November 1889 in Brasilien die Revolution gegen das Kaiserthum ausbrach, gerieth er als Anhänger der Monarchie in die Gefahr, gefangen genommen und nach Europa ausgewiesen zu werden. Da aber die neuen Machthaber seinen großen Einfluß auf die Deutschen in Rio Grande kannten, waren sie zufrieden, als er sich durch ein Manifest auf den Boden der Thatsachen stellte und um der Erhaltung der Ruhe und Ordnung willen seine Landsleute aufforderte, die neue Regierungsform anzuerkennen. Um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, entfaltete er eine unermüdliche Thätigkeit. Als er seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt sah, zog er sich zur Erholung nach Pedras Brancas zurück. Hier wurde er am 14. Mai 1890 auf Veranlassung seiner mächtigen politischen Gegner ohne jeden Rechtsgrund verhaftet und acht Tage lang in seinem Hause von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen gehalten. Erst energischen Reclamationen seiner Freunde gelang es, ihn zu befreien. Er kehrte nach Porto Alegre zurück, hatte aber durch die Aufregungen und Anstrengungen der letzten Zeit seine Kräfte so erschöpft, daß er am 30. Mai 1890 einem Herzschlag erlag. Seine Beerdigung auf dem protestantischen Friedhofe gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung, wie sie Deutsch-Brasilien noch nicht gesehen hatte. Trotz mancher persönlichen Schwächen verbleibt ihm der Ruhm, daß er seine ganze Kraft und seinen weitreichenden Einfluß zur Hebung und Förderung des Deutschthums und der deutschen Interessen in Brasilien eingesetzt hat.

Export 1880, S. 133—135 (H. Lange, mit Bild); 1890, S. 349 bis 351, 404—405, 450—451, 685—686. — Ausland 1890, S. 502 bis 503 (H. Lange und K. von den Steinen, mit Bild).

Viktor Hantzsch.

Kössing: Friedrich K., katholischer Theologe, geboren am 15. Februar 1825 zu Mimmenhausen (Baden), † am 10. Januar 1894. Er studirte Theologie in Freiburg, wurde am 7. September 1849 zum Priester geweiht, dann zuerst Vicar in Durmersheim bei Rastatt, 1851 geistlicher Lehrer am Gymnasium in Donaueschingen, 1853—1863 in Heidelberg, 1855 Dr. theol., 1863 außerordentlicher Professor der Moraltheologie, allgemeinen Religionslehre und theologischen Encyklopädie an der Universität Freiburg i. Br., 1869 ordentlicher Professor. — Schriften: „Dissertatio de anno quo mortem obierit Jacobus frater Domini“ (Heidelberg 1857); „De suprema Christi coena“

(Heidelberg 1858); „Das christliche Gesetz. Ueber Jakobus II, 8—12" (Heidelberg 1862; 2. [Titel-]Ausg. 1867); „Der reiche Jüngling im Evangelium (Matth. 19, 16—22, vgl. Luk. 18, 18 ff.). Erörterungen über die Grundlehren der allgemeinen Moral" (Freiburg i. Br. 1868); „Ueber die sittliche Freiheit" (Univ.-Programm, Freiburg i. Br. 1876); „Ueber die Wahrheitsliebe. Moral-theologische Abhandlung" (1. Abtheilung, Paderborn 1893). Eine Reihe von Beiträgen schrieb K. zum I. und II. Theil der „Badischen Biographieen", herausgegeben von Friedrich v. Weech (Heidelberg 1875).

Lit. Handweiser 1866, Nr. 43, Sp. 106. — Freiburger Diöcesan-Archiv, Neue Folge, I. Bd., 1900, S. 261 f. Lauchert.

Kössing: Joseph K., katholischer Theologe, geboren am 12. September 1804 zu Mimmenhausen (Baden), † am 3. Juni 1891. Er wurde am 19. September 1829 zum Priester geweiht, wurde dann zunächst Vicar in Zell i. W., 1833 Repetitor am Priesterseminar in Freiburg, 1835 Subregens daselbst, 1843 Regens des nach St. Peter auf dem Schwarzwald verlegten Priesterseminars. Bei der Erneuerung der Bonner theologischen Facultät schlug der damalige Kölner Coadjutor v. Geissel im Frühjahr 1843 seine Berufung dahin vor, die aber vom Ministerium abgelehnt wurde (vgl. Pfülf, Cardinal von Geissel, Bd. I, Freiburg 1895, S. 232 f.). 1859 wurde er erzbischöflicher Geistlicher Rath, am 29. März 1862 Domcapitular in Freiburg. — K. verfaßte das gediegene liturgische Werk: „Liturgische Vorlesungen über die heilige Messe" (Villingen 1843; 2. Aufl. Regensburg 1856; 3. Aufl. Regensburg 1869, unter dem Titel: „Liturgische Erklärung der heiligen Messe"). Außerdem sind die Abhandlungen zu nennen: „Begriff und Aufgabe der Liturgik" (Archiv für die Geistlichkeit der oberrheinischen Kirchenprovinz, I. Bd., Freiburg 1838, 2. Heft, S. 256—273); „Der Unterschied der griechischen und römischen Liturgie, nachgewiesen am Meß-Canon" (Zeitschrift für Theologie, 6. Bd., Freiburg 1841, S. 225—275); „Die Anfänge der liturgischen Exegese im Abendland" (Zeitschrift für Theologie, 10. Bd., 1843, S. 238 bis 276). Das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte enthält von K. in der 1. Auflage und in den ersten Bänden der 2. Auflage eine Reihe von Artikeln aus dem Gebiete der Liturgik, darunter den umfangreichen Artikel „Liturgien" (1. Aufl., Bd. VI, S. 543—555; in der 2. Aufl. bearbeitet von Kaulen, Bd. VIII, Sp. 17—37).

Freiburger Diöcesan-Archiv, Neue Folge, I. Bd., 1900, S. 241 f. Lauchert.

Köstlin: August K., Brückeningenieur, geboren am 30. December 1825 in Stuttgart als Sohn des Consistorialpräsidenten K., † am 30. November 1894 in Wien, erhielt nach Absolvierung des Gymnasiums seine technisch-wissenschaftliche Ausbildung auf den technischen Hochschulen in Stuttgart und München, und zwar hier vornehmlich in künstlerischer Richtung, die seinen Werken ein besonderes Gepräge verlieh. Nach Ablegung seiner Staatsprüfung trat er zunächst in den württembergischen Eisenbahnstaatsbaudienst, dann aber 1850 in den Dienst bei der österreichischen Generalbaudirection. Im J. 1852 folgte er einem Ruf von Etzel in die Schweiz, um 1855 als Constructeur der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft dauernd nach Wien zurückzukehren. In dieser Stellung beginnt seine hervorragende Thätigkeit als Brückeningenieur, indem er Leiter der Brückenbauabtheilung wurde und die sämmtlichen von dieser Gesellschaft in Oesterreich-Ungarn gebauten Brücken zu entwerfen und auszuführen hatte. Seine Eigenart, durch die er zu großer Anerkennung und zu bedeutendem Einfluß gelangte, bestand in der künstlerischen Ausgestaltung der Brücken, namentlich der Eisenbahnbrücken, wie u. a. noch

zu erkennen ist an der Tegetthoffbrücke über den Wienfluß, an der Sophienbrücke und der Strohecbrücke über den Donaucanal in Wien und namentlich auch an einem eisernen Oberbau, welcher auf der Londoner Ausstellung 1862 große Anerkennung fand. In der Verwerthung künstlerischer Motive an Brücken war K. mit bahnbrechend. Nachdem er 1872 die genannte Stellung aufgegeben, baute er die Bahnen Leobersdorf — St. Pölten, Leobersdorf — Gutenstein und Pöchlarn — Kienberg. Litterarisch war K. insofern von Bedeutung, als er neben seiner ausgedehnten Bauthätigkeit vom Jahre 1870 bis zu seinem Tode die Redaction der berühmten, von Förster in Wien gegründeten „Allgemeinen Bauzeitung" führte und hierbei die Erscheinungen auf dem Gebiete der Baulitteratur nicht nur, sondern auch die im Laufe dieser Zeit entstandenen bedeutenderen Schöpfungen der Bau- und Ingenieurkunst in derart mustergültiger Weise besprach, daß diese Abhandlungen ein vorzügliches Zeitbild geben und dauernden Werth haben.

E. v. Hoyer.

Köstlin: Karl Reinhold (von) K., der als Professor der deutschen Litteratur und der Aesthetik am 12. April 1894 in Tübingen gestorben ist, war am 28. September 1819 als Sohn des Ephorus des niedern theologischen Seminars zu Urach geboren und brachte nach Tübingen, wo er sich auf Philosophie, Theologie und Kunstgeschichte warf, einen ausgeprägten Sinn für die Schönheit der Natur mit. Theologisch wurde er von Frdr. Christian Baur stark beeinflußt. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Berlin und kurzer Thätigkeit im Kirchen- und Lehrdienst ließ er sich 1849 als Privatdocent an der heimischen Hochschule nieder, die er, der Vollblutschwabe, nie mehr verlassen wollte. Hier verbrachte er sein still verlaufendes Leben, das immer mehr einen altväterischen Anstrich erhielt, bei seinen Studien; ein ehrlicher, schlichter, höflicher Mann, gern gesehen in kleineren Kreisen, die seiner eifrigen Rede lauschten, und bei studentischen Veranstaltungen, bei denen er immer neuen, packenden Gedanken Ausdruck gab. So unansehnlich sein Aeußeres war, so viele Eigenheiten an ihm auffielen, so erwarb er sich doch durch die Lauterkeit seines Charakters, den Ernst und die Tiefe seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung allgemeine Verehrung.

Zuerst gehörte K. der theologischen Facultät an, wurde auch in ihr 1853 zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine Arbeiten über den Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe des Johannes (1843) und über den Ursprung der synoptischen Evangelien (1853) wurden hochgeschätzt. Aber das Gefühl der Gebundenheit und äußere Gründe veranlaßten ihn, 1858 in die philosophische Facultät überzutreten, in der er 1863 zum ordentlichen Professor aufstieg. Schon 1856 hatte er den 5. Theil von Friedrich Vischer's Aesthetik, den über die Musik, bearbeitet; jetzt wandte er sich in erster Linie Goethe's Faust, in zweiter einem eigenen Ausbau der Lehre vom Schönen zu. Seine starke Gabe der Nachempfindung machte ihn zu einem feinfühligen Erklärer tiefsinniger Dichtungen, und es ist bezeichnend für ihn, daß er als Litterarhistoriker bei Goethe und Shakespeare stehen blieb. Nur das Uhlandfest von 1887 gab ihm Anlaß zur Würdigung auch dieses Dichters. Er legte Werth darauf, neben der litterargeschichtlichen und ästhetischen die ethische und religiöse Seite des behandelten Stoffs klarzustellen, was die Folge hatte, daß er diesen nie ausschöpfte, sondern immer und immer wieder von einer andern Seite angriff, auf andere Art begrifflich zergliederte. So kam es, daß er in seinen Vorlesungen über dem Vielen, das er noch zu sagen hatte, eigentlich nie fertig wurde und die wenigen Hörer, die ihm bis zum Schlusse eines Semesters treu blieben, zuletzt den Saal viele Stunden lang nicht verlassen ließ. 1860 er-

schien als erstes Werk: „Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger", in dem er mehr die Gedanken und ihren Zusammenhang mit dem Gang der Handlung beleuchtete und die Buchstabengelehrten herb angriff. Ein „Sendschreiben an Herrn Professor Heinrich Düntzer in Köln" (1861) setzte den Streit fort. 1863—1869 erschien seine „Aesthetik". Sie unterschied sich von der Vischerschen wesentlich durch Verzicht auf philosophische Systematisirung, indem sie durch Zusammenstellung der thatsächlichen Schönheitsformen eine sichere Grundlage schuf und durch psychologische Zergliederung die Natur des Schönen zu ergründen suchte. Diese fand K. in der richtig verstandenen und empfundenen Form. Die Betonung des Formprincips widersprach übrigens der ethischen Grundauffassung des Mannes, der in der veredelnden Wirkung der Kunst deren Berechtigung sah und sie deshalb in ihrer Bedeutung der Wissenschaft gleichstellte. In seiner Abhandlung über den Schönheitsbegriff (1878), in seinen 1889 der „Aesthetik" nachgesandten Prolegomena, wie in seinen Vorlesungen trat denn auch das Formprincip mehr zurück.

Sein Werk über „Hegel in philosophischer, politischer und nationaler Beziehung" (1870) zeigte K., ähnlich wie in der „Aesthetik" von der apriorischen Philosophie abgewendet und dem Ethischen zugekehrt. Er wandte sich unwillkürlich der Geschichte der Ethik selbst zu und veröffentlichte 1887 den ersten und einzigen Band über die Ethik der Griechen.

Sehr bewegt hat K. die Frage der Beurtheilung der Musik Richard Wagner's. Als einer der ersten Berufsästhetiker ist er 1877 in seiner Schrift „Der Ring des Nibelungen; seine Ideen, Handlung und musikalische Composition" durch warme Würdigung für den Dichtercomponisten eingetreten. Bezeichnend für K. ist, daß er verschiedene Werke herausgab, deren Verfasser weggestorben waren und die er der Nachwelt retten wollte. So die Geschichte der griechischen Philosophie" von Albert Schwegler (1859) und „Das Testament eines Deutschen, Philosophie der Natur und der Menschheit" von Karl Planck (1881). Auch die Ausgabe der Dichtungen Friedrich Hölderlin's (1884) ist hierher zu rechnen.

Eine ungewöhnlich vielseitige Natur hat K. die Forderung der Universalbildung vertreten. Schule zu machen verhinderte ihn schon sein originelles Wesen. Aber persönliche Anregungen kräftiger Art sind von ihm ausgegangen, und wer ihn durch seine Schriften auf sich einwirken läßt, wird heute noch ungeahnte Schätze einheimsen.

Goethejahrbuch 16, 245. — Schwäbischer Merkur 1894, S. 161. — Neue Musikzeitung 15, 164. Eugen Schneider.

Köstlin: Otto K., Dr., Professor, geboren am 19. November 1818, † am 2. September 1884. K. entstammte einer alten Württemberger Beamtenfamilie. Sein Vater war Obermedicinalrath in Stuttgart; das elterliche Haus bot ihm reichlich Gelegenheit zur Pflege der Litteratur und schönen Künste. Die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Entwicklung fand er im Gymnasium zu Stuttgart und auf der Universität Tübingen, wo er neben den Fachcollegien des von ihm erwählten medicinischen Berufes in Rapp, Hugo v. Mohl, Gmelin, Quenstedt treffliche naturwissenschaftliche Lehrer fand, wie schon in Stuttgart in Georg v. Jäger und Kielmayer. Eine zwischen dem ersten und zweiten medicinischen Examen unternommene wissenschaftliche Reise nach Paris, London, Dublin, Berlin, Wien gestattete ihm, besonders in persönlichem Verkehr mit den hervorragendsten naturwissenschaftlichen Größen wie Blainville, Geoffroy St. Hilaire, Owen, Leopold v. Buch, seine Lieblingsstudien auf zoologischem Gebiet fortzusetzen. Nach Stuttgart zurückgekehrt ließ er sich hier als praktischer Arzt nieder und verblieb bis zu seinem Tode

in seiner Vaterstadt. Als Arzt hat er sich besondere Verdienste erworben durch die Organisirung des ärztlichen Standes, als langjähriger Redacteur des württ. ärztlichen Correspondenzblattes, wie als Armenarzt. Zugleich aber war er am Gymnasium zu Stuttgart als Professor der Naturwissenschaften angestellt und bekleidete diese Stelle 35 Jahre lang. Er lehrte Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie, wobei vergleichende Anatomie und Osteologie seine Lieblingsfächer waren. Trotz dieser umfassenden Thätigkeit blieb ihm noch Zeit zu wissenschaftlichen Publicationen, theils allgemein naturwissenschaftlicher, theils specieller Art, wobei ihn seine große Belesenheit in der classischen Litteratur über Goethe's und Shakespeare's Verhältniß zu der Naturwissenschaft Studien veröffentlichen ließ. In seinen naturwissenschaftlichen Anschauungen huldigte K. einer teleologischen Auffassung der Naturbetrachtung, fußte mit Cuvier auf dem Standpunkte der Unveränderlichkeit der Species und verhielt sich gegen die darwinistische Lehre stets völlig ablehnend, wie er überhaupt nur langsam auch auf dem Gebiete der Medicin Neuerungen anzuerkennen sich entschloß. In uneigennütziger Weise war K. stets bestrebt, in Vereinen sein reiches Wissen der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen.

Nekrolog und Verzeichniß der Arbeiten Köstlin's siehe Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde, 42. Jahrgang 1886.

Lampert.

Köstlin: Josefine Caroline K. (Josefine Lang), Gattin des Christian Reinhold Köstlin (s. A. D. B. XVI, 769), Liedercomponistin, geboren am 14. März 1815 zu München, † am 2. December 1880 zu Tübingen, entstammt väterlicher- wie mütterlicherseits einer angesehenen Künstlerfamilie. Ihr Vater, Theobald Lang (geb. 1783 in München, 1798 Violinist in der Hofcapelle daselbst, 1802 bis 1804 in Stuttgart, von da ab in München bis 1839), war der Sohn von Martin Lang, dem jüngeren Bruder von Franz Lang, der eine Tochter von Johann Stamitz zur Frau hatte. Beide Brüder waren als ungewöhnlich tüchtige Hornvirtuosen Zierden der Mannheimer Hofcapelle, die unter der Führung des Joh. Stamitz den Ruf des „besten Orchesters der Welt“ erlangt hatte und 1778 mit Karl Theodor nach München übersiedelte. Die Mutter Regina, geb. 1786, seit 1808 mit Theobald Lang vermählt, war die jüngste Tochter des Flötenvirtuosen Hitzelberger, der seit 1786 als Kammermusikus der Hofcapelle des Fürstbischofs von Würzburg angehörte, und der Hofsängerin Sabine Hitzelberger, einer gefeierten Künstlerin von Weltruf (vgl. H. Riemann, Musik-Lexikon, 6. Aufl., Leipzig 1905, S. 573), die trotz lockender Berufungen der Heimath, der sie ihre Ausbildung verdankte, treu geblieben ist. Regina war ihrer Schwester Johanna nach München gefolgt, die seit 1800 als Kammersängerin daselbst angestellt war. Auch sie war eine bedeutende Künstlerin und widerstand wie einst ihre Mutter allen Versuchen, sie für Paris zu gewinnen. Bald nach ihrer 1808 erfolgten Vermählung mit Theobald Lang entsagte sie dem Bühnenberufe, um sich ganz den Pflichten der Gattin und Mutter zu widmen. Josefine war das zweite Kind der sehr glücklichen Ehe. Ein Bruder war ihr vorausgegangen, Ferdinand Lang, der bis zu seinem 1882 erfolgten Tode als königlicher Hofschauspieler zu München gewirkt hat als der erklärte Liebling der Münchener (s. A. D. B. XVII, 596; R. Gadermann, Ferdinand Lang. Fünfzig Jahre eines Künstlerlebens. München 1877). (Nach dem am 10. Mai 1827 erfolgten Tode seiner ersten Gattin verheirathete sich Theobald Lang zum zweiten Male mit Therese, der Wittwe seines Collegen Seligmann, die ihm aus erster Ehe einen Sohn zubrachte, Karl S., der als Director der Maxhütte bei Regensburg gestorben ist. Der zweiten Ehe entsproßte noch eine Tochter Margaretha, die sich an den königlichen Inten-

danzrath Ludwig v. Bar in München verheirathete und in Würzburg gestorben ist.)

Von Geburt an zarter Gesundheit, konnte Josefine zunächst die öffentliche Schule nicht besuchen. Der sehr mangelhafte Privatunterricht fand später seine Ergänzung durch den Besuch eines Instituts, in dem sie sich eine tüchtige Ausbildung in den neueren Sprachen und in der Litteratur erwarb, wie denn auch die Auswahl und sprachliche Behandlung ihrer Liedertexte nicht bloß ein feines Empfinden, sondern auch einen geschulten Geschmack bekundet. Von größter Bedeutung für sie war der Verkehr in dem Hause ihres Pathen, des königlichen Hofmalers Josef Stieler (s. A. D. B. XXXVI, 189), das ihr insbesondere nach dem Tode ihrer Mutter im vollsten Sinne des Wortes zur zweiten Heimath geworden ist. Die ersten musikalischen Eindrücke empfing sie von den Eltern, namentlich von der Mutter. „Meine größte Freude war es", erzählt sie später, „wenn die Mutter mich auf den Schooß nahm und unter tausend Liebkosungen meine Finger auf dem Clavier spazieren gehen ließ, mich Kindermelodien singen oder gar kleine Stückchen spielen lehrte". Das Kind, den gewöhnlichen Spielen der Kinder fremd, verrieth früh einen fast leidenschaftlichen Drang zu musikalischer Bethätigung und unverkennbare Begabung. Schon im fünften Lebensjahre wurde daher mit Clavierunterricht begonnen. Ordnung und Methode kam in denselben freilich erst, als ein Fräulein Berlinghof († 1877 zu Darmstadt als Wittwe des Hofmusikus Wagner) sich ihrer als Lehrerin annahm. Mit elf Jahren trat sie zum ersten Mal als Clavierspielerin in einem Museumsconcert auf. Doch war sie hiefür offenbar nicht geschaffen. Ihre Gabe war die Composition. Musikalisches Gestalten war für sie Selbstaussprache. Eine Reihe von Liedern hat sie geschaffen, ehe sie die leiseste Ahnung von Compositionslehre hatte. Dabei hat sie „kein Lied geschrieben, worin nicht irgend ein sonnenklarer Zug von Talent war", und doch war sie „sonderbarer Weise noch ganz ohne musikalische Bildung". So urtheilte Felix Mendelssohn-Bartholdy (s. A. D. B. XXI, 331), als er sie 1830 bei seinem ersten Besuch in München im Stieler'schen Familienkreise kennen lernte und singen hörte. Die Eigenart ihrer Erscheinung und Begabung erregte sofort sein lebhaftes Interesse. „Denkt euch", schreibt er an seine Schwestern, „ein zartes, kleines, blasses Mädchen mit edeln, aber nicht schönen Zügen, so interessant und seltsam, daß schwer von ihr wegzusehen ist, und alle ihre Bewegungen und jedes Wort voll Genialität. Die hat nun die Gabe, Lieder zu componiren und sie zu singen, wie ich nie etwas gehört habe, es ist die vollkommenste musikalische Freude, die mir bis jetzt zu Theil geworden ist". Beim Abschied gab er ihr Goethe's Gedichte mit der eigenhändig eingeschriebenen Mahnung: „Nur nicht lesen, immer singen, und das ganze Buch ist dein". Als er das Jahr darauf wiederkam, war er von den Fortschritten, die sie indessen gemacht hatte, überrascht. „Wen die jetzigen Lieder nicht packen, der fühlt überhaupt nichts." Er besprach sich eingehend mit den Eltern, mahnte sie nachdrücklich, das Kind, das bereits anfing, in die Mode zu kommen, doch ja vor den Ansprüchen der Gesellschaft zu bewahren, damit „so etwas Göttliches nicht vergehe", und ertheilte der Kleinen, so lange sein Aufenthalt in München währte, täglich eine Stunde in vierstimmigem Satz und doppeltem Contrapunkt. Auf seinen Vorschlag, sie nach Berlin zu schicken, um sie dort unter der Hut seiner Familie durch Bernhard Marx ausbilden zu lassen, vermochten die Eltern nicht einzugehen. Josefine verblieb in München. Nur eine einzige größere Reise durfte sie machen; es war im Jahr 1838. Das Ziel war Salzburg, wo sie bei der Wittwe Mozart's, der verwittweten Etatsräthin v. Nissen, freundliche Aufnahme fand und in

den Erinnerungen an den unsterblichen Meister, in dem sich für sie der Genius der Musik verkörperte, mit ihrer Freundin Fanny Schinn schwelgte. 1839 war bereits eine zweite Reise geplant; sie sollte in die Musikmetropole Wien führen, wo ihre Tante Margaretha, die Wittwe des Schauspieldirectors Karl Carl lebte; aber der Vater konnte sich im letzten Augenblick nicht von seinem Kinde trennen. Die Reise unterblieb. Uebrigens bot das damalige München der angehenden Künstlerin des Anregenden genug. Seit Mendelssohn und Marx auf ihr Talent aufmerksam gemacht hatten, war sie in den musikalischen Kreisen eine gesuchte Persönlichkeit. Fast mit allen bedeutenden Musikern, die in München lebten oder besuchsweise verweilten, wurde sie bekannt, so mit Franz Lachner, Ferdinand Hiller, Wilhelm Taubert, J. B. Cramer, Adolf Henselt, ja mit Chopin und Anton Rubinstein. In Augsburg, wo sie bei einer befreundeten Familie zu Besuch einige Wochen weilte, traf sie mit Steffen Heller zusammen und begeisterte sich mit ihm für die Erstlinge der Robert Schumann'schen Muse. Im Stieler'schen Hause, wo sie wie das eigene Kind gehalten wurde, fand sich alles zusammen, was das München Ludwig's I. von geistigen Größen aufzuweisen hatte, so die Maler Wilhelm Kaulbach, Cornelius, Grotefend, Heß, Hanno, Winterhalter, Fritz Dürk u. A., die Bildhauer Rauch und Thorwaldsen, der dänische Dichter Andersen. Es war eine künstlerisch reich gesättigte Atmosphäre, in der sich der junge Geist entfaltete. Von besonderer Bedeutung für die Liedercomponistin war es, daß Dichter wie Friedrich Rückert, Justinus Kerner, vor allem auch Lenau in ihren Lebenskreis traten. Den letztgenannten hat ihre musikalische Eigenart in tiefster Seele ergriffen; klang sie doch mit seiner eigenen merkwürdig zusammen. — 1835 wurde ihr auf ihr Ansuchen „zu ihrer weiteren Ausbildung im Gesange" der Acceß in die K. Hof-(Kirchen-)Capelle bewilligt, 1840 wurde sie zur wirklichen K. Hof(capell)sängerin ernannt (mit 100 fl. Jahresgehalt). Ihr Dienst machte sie mit den Meisterwerken des katholischen Kirchenstils vertraut. Den Tag füllten Unterrichtsstunden aus, die sie bis zur Zahl von 8 ertheilte. Die Abende waren vielfach durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen, denen sie mit bestem Willen nicht ausweichen konnte. Solchen Anforderungen war die zarte Constitution nicht gewachsen. Als der Vater am 15. Juli 1839 infolge eines Herzschlags plötzlich der Familie entrissen wurde, erkrankte sie schwer. Die Königin-Wittwe Karoline, die ihr besonders zugethan war, schickte sie zur Erholung in das Bad Kreuth. Hier entschied sich ihr Geschick. Zu gleicher Zeit weilte dort, um sich von schwerer Krankheit zu erholen, der junge Rechtsgelehrte und Dichter Reinhold Köstlin. Sie lernten einander kennen. Es entspann sich ein Herzensverkehr der seltensten Art: er dichtete Lied um Lied, sie componirte und sang sie. Als sie von einander scheiden mußten, wußten beide, daß sie einander für das Leben angehören mußten, ohne daß sie sich eigentlich ausgesprochen hatten. Erst im Jahre darauf folgte die Verlobung, am 29. März 1842 zu Stuttgart die Trauung. Josefine wurde die glückliche Gattin des jungen, vielversprechenden Universitätsprofessors, und es war ein reiches Glück, dem sie entgegenging, als sie in die damals noch recht kleine Universitätsstadt Tübingen einzog. Bei dem erstgebornen Sohne Felix übernahm Mendelssohn Pathenstelle. Drei Söhne und zwei Töchter folgten. Die Künstlerin wich vollständig der Gattin und Mutter. Kein einziges der später veröffentlichten Lieder ist in dieser Zeit reinen Glückes entstanden. Die Kunst schwieg nicht, aber sie mußte sich bescheiden, das häusliche Leben zu durchklingen und seinen Höhepunkten die verklärende Weihe zu geben. Wenn ein Künstler oder ein Dichter nach Tübingen kam, so ging er an dem damals weit von der Stadt, mitten im Garten ge-

legenen Hause in der jetzigen Rümelinstraße, das Köstlin seinem Glücke erbaut hatte, nicht vorüber. So sahen die Gatten unter anderen die Milanollo's, die Dichter Geibel, Mörike, Uhland bei sich. Der Universität gehörten unter anderen Friedrich Vischer, der Aesthetiker, als akademischer Musikdirector Silcher, der Volksliedermeister, später der tiefgründige Dr. Otto Scherzer an. Sie wie der musikkundige Theologe Palmer, die treffliche Schriftstellerin Ottilie Wildermuth gehörten zum engeren Freundeskreis. Das Glück war von nur allzukurzer Dauer. In der Nacht vor dem Sonntag, an dem der älteste Sohn zum Confirmationsaltar schritt, den 15. September 1856, erlag der Gatte einem tückischen Leiden, das ihn drei Jahre zuvor genöthigt hatte, seine Vorlesungen einzustellen. Schon die äußere Lage, die Aufgabe, sechs unmündige Kinder zu erziehen, unter denen eines bereits unheilbarem Siechthum verfallen war, zwang die junge Wittwe, wieder zur Kunst zu greifen, um mit ihr den Kampf des Daseins aufzunehmen. Mit heroischer Tapferkeit hat sie ihn durchgeführt. Sie wurde bald die gesuchteste Gesangs- und Clavierlehrerin der Universitätsstadt. Als solche durfte sie 1865/66 den damaligen Prinzen Wilhelm von Württemberg, jetzigen König Wilhelm II., und dessen Vetter, Herzog Eugen von Württemberg, den Enkel des aus Karl Maria von Weber's Lebensgeschichte bekannten kunstsinnigen Herzogs Eugen Erdmann von Württemberg, zu ihren Schülern zählen. Auch der Drang, zu schaffen, wurde wieder lebendig. Lied um Lied blühte auf. Wieder wurden ihre Lieder ihr Tagebuch. Im künstlerischen Schaffen fand sie Trost und Erhebung unter all dem Schweren, das ihr zu tragen beschieden war. Sie mußte es erleben, daß der zu den schönsten Hoffnungen berechtigende erstgeborne Sohn 1862 der Irrenanstalt Winnenthal zugeführt werden mußte, in der er bei einem Brande 1867 umkam. Der zweite Sohn, vom 9. Jahre an das Sorgenkind, wurde von 20jährigem Siechthum 1873 durch den Tod erlöst. Der dritte Sohn war 1864 in München vom Typhus ereilt worden, von dessen Folgen er sich nie mehr hat erholen können. Am Morgen des Osterfestes 1880 hat sie auch ihm die Augen zugedrückt. In den geistlichen Liedern, die sie geschaffen hat, ist die stille Zuversicht, mit der sie allen Schicksalsschlägen Stand gehalten hat, zu ergreifendem Ausdruck gekommen. Es sei nur an das sieghaft ausklingende „Gib dich dahin“ (von Albert Zeller), an das fast an Händel'sche Klänge gemahnende „All mein Leben bist du“ erinnert. — Die beiden Töchter sah sie als glückliche Bräute und Gattinnen aus dem Hause scheiden. Die eine hat sich mit dem kgl. preußischen Hofopernsänger und späteren Marinemaler Johannes Schleich in Berlin, dem vertrautesten Sänger der Lang'schen Lieder, die andere mit dem durch seine Freundschaft mit Johannes Brahms auch in musikalischen Kreisen bekannt gewordenen Elektrotechniker Dr. Richard Fellinger († als k. k. Baurath zu Wien 1903) verheirathet. Der jüngste Sohn ist der Verfasser dieser Skizze.

Bis zum letzten Tage ist die Künstlerin ihrer Kunst treu geblieben. Am Abend des 2. December 1880 ist sie infolge eines Herzschlages zur ewigen Ruhe eingegangen, am 4. December mit dem Gatten im selben Grabe vereinigt worden. —

148 Lieder und Gesänge hat sie selbst veröffentlicht, daneben einige Claviercompositionen. Nach ihrem Tode veranstalteten die überlebenden Kinder und die Herren Breitkopf & Härtel in Leipzig ein Liederbuch in 2, je 25 Lieder enthaltenden Heften. Später erschienen bei Michaelis in Leipzig noch einige Claviersachen.

Ueber ihre Lieder urtheilt Ferdinand Hiller (Aus dem Tonleben unserer Zeit II. Leipzig 1868, S. 116): „Sie geben in der Folge das Bild einer

steten Entwicklung. Die frühesten gehören der Zeit an, wo sie noch fast ein Kind war, und tragen den Stempel der liebenswürdigsten Naivetät, aber schnell wächst die Breite der melodischen Anlage, die Eigenthümlichkeit der Harmonie, die Tiefe der Auffassung, der Reichthum der Begleitungsformen. Was diese Gesänge auszeichnet, ist vor allem die Spontaneität der Erfindung — in den einen und anderen mehr oder weniger bedeutend, findet man nie musikalische Mache, oder interessante Reflexion, die Hauptkrankheit unserer Zeit. Ein anderer großer Vorzug der Lang'schen Lieder ist die Behandlung der Stimme — in jedem Takte zeigt sich die Sängerin im besten Sinne des Wortes. Aber auch die Clavierbegleitung legt Zeugniß davon ab, daß die Tonsetzerin auf dem Instrumente gänzlich zu Hause ist. Zeigt sich auch hie und da der Einfluß, den Mendelssohn'sche und Schubert'sche Weise auf sie ausgeübt, von Nachahmung ist nirgend eine Spur; alles ist frisch einem ächt musikalischen Gemüth entsprossen, ohne Aengstlichkeit, ohne Peinlichkeit, ohne eine Rücksichtnahme, welcher Art sie sei. Heiter oder traurig, tiefernst oder freudesprudelnd, stets ist die Stimmung eine gesunde, ebenso entfernt von überspannter Melancholie, als von sich selbst überbietendem Glückseligkeitsdusel. Es ist aufrichtige Musik, und ihre Aufrichtigkeit entspringt einer edlen Seele". Aus diesem Urtheil des Zeit- und Fachgenossen erhellt, daß J. L. als Liedercomponistin, wie ja schon aus ihrem Bildungsgang hervorgeht, zu derjenigen Gruppe von Tonsetzern gehört, die in ihrem Schaffen durch das Vorbild Felix Mendelssohn-Bartholdy's bestimmt sind. Bei aller Bedingtheit der musikalischen Gestaltung durch den Text im ganzen und einzelnen ist vor allem auf musikalische Geschlossenheit und Begründung gesehen, die Lieder bilden musikalisch in sich abgerundete, durch sich selbst einleuchtende Tonstücke. Es ist daher wol zu begreifen, daß sie dem von J. L. über alles verehrten Meister besonders „ans Herz gehen", daß er z. B. von dem „Scheideblick", dem „Sonnenuntergang" in Fis-dur und dem „Freund, ach, und Liebster" in f (op. 9 und 10) meint, für diese Lieder „wären einem jeden wohl alle Kapellmeisterstellen und Contrapunkte feil, aber auch dann sind sie nicht zu haben" (Brief d. d. Soden, 19. Juli 1844 bei Köstlin, Josefine Lang, S. 96). Ebenso Recht dürfte der Meister auch damit haben, daß er den besonderen Reiz dieser Lieder darin findet, daß sie „die Persönlichkeit (der Componistin) so deutlich und liebenswürdig aussprechen" (Brief d. d. Leipzig, 26. April 1841, ebenda S. 94). Sie verdanken ihre Entstehung nicht sowol dem musikalischen Gestaltungsdrang überhaupt, der Absicht, einen Text, der zur Composition reizt, musikalisch auszulegen, als vielmehr dem Bedürfniß persönlicher Selbstaussprache. Der musikalische Gestaltungstrieb bemächtigte sich jedes Mal gerade dieses Textes, weil er das zur Auslösung bringt, was in der Seele der Künstlerin wogt und nach Gestaltung ringt, für sie das rechte Wort zur gegebenen Stunde ist. In diesem Sinne sind ihre Lieder „ihr Tagebuch". Daher die warme Beseeltheit, die oft leidenschaftliche Innigkeit, das weiblich Anschmiegende ihrer Melodik. Daher auch das Ueberfluthen der Musik über den Text in einzelnen Liedern. In diesem völligen Zusammenfließen des persönlichen Fühlens und Erlebens mit dem des Dichters, weit weniger in den Einzelheiten der musikalischen Auslegung, liegt der eigenartige Reiz der Lang'schen Lieder: sie überraschen nicht durch frappirende Wendungen und Pointen, sie ergreifen und bewegen die Seele. Daraus erklärt sich wol auch ihr Schicksal. Sie sind niemals sogenannte Schlager im Concertsaal geworden, obschon ihre Wirkung bei gutem Vortrag eine tiefe und nachhaltige ist, sie sind auf den intimen Kreis der Kenner beschränkt geblieben. Sie erfordern zu voller Würdigung ihrer Eigenart die gesammelte Stille des Gemüths.

F. Hiller, Josephine Lang, die Liederkomponistin. In „Aus dem Tonleben unserer Zeit“ II. Berlin 1868. — H. A. Köstlin, Josefine Lang. Lebensabriß, Musikal. Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. III, 26, 27. Leipzig 1881. — Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832. Herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy. 2. Auflage. Leipzig 1862, S. 175 ff. — Briefe aus den Jahren 1836 bis 1847 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy und Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1864, S. 312, 364. — Elsbeth Friedrichs, Josefine Lang. In der Neuen Musik-Zeitung. Stuttgart 1905, Nr. 10. — Vgl. Dr. W. Kleefeld, Der Antheil der Frau an der musikalischen Cultur. In Velhagen und Klasing's Monatsheften. Berlin, XX, 1, S. 38. — Bildnisse sind vorhanden von Winterhalter und Friedrich Dürk, ersteres im Besitz von Frau Dr. Maria Fellinger (Berlin), letzteres in dem von Dr. H. A. Köstlin (Cannstatt); von Karl v. Müller (Paris, Frankfurt), im Besitz von Frau Therese Schleich (Berlin). Später von der Künstlerin aufgenommene Photographien geben ein falsches Bild, da sie die für sie charakteristische Bewegtheit des seelischen Ausdrucks nicht wiederzugeben vermögen. — Der größte Theil des musikalischen Nachlasses befindet sich auf der Königl. Landes-Bibliothek zu Stuttgart.

H. A. Köstlin.

Koswick: Michael K., fälschlich sonst meistens Roswick genannt, stammte nach der Frankfurter Matrikel aus Finsterwalde. Im J. 1507 wurde er an der Universität Frankfurt a. O. in der natio Slesitarum inscribirt. (Vgl. Aeltere Universitäts-Matrikeln. I. Universität Frankfurt a. O., Bd. 1, Leipzig 1887, S. 19.) Unbekannt ist, wo er sich die nächste Zeit aufgehalten hat, er taucht erst wieder im J. 1516 auf, als in Leipzig, von Wolfgangus Monacensis gedruckt, seine „Compendiaria Musice artis aeditio, cūcta ӯ ad practicā attinēt mira quadā breuitate complectens“ erschien. Ein Exemplar dieser ersten Ausgabe besitzt die Kgl. und Universitätsbibliothek Breslau, nicht auch die Kgl. öffentliche Bibliothek zu Dresden, wie Rob. Eitner, Quellen-Lexikon Bd. 5, S. 418, angibt, der sie fälschlich 1514 erschienen sein läßt. Eine zweite Auflage erschien im J. 1517 wieder bei Wolfgangus Monacensis, vorhanden in der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, eine dritte im J. 1518 bei demselben Drucker. Sie ist außer in der obengenannten Breslauer Bibliothek, der Wiener Hofbibliothek und der Zwickauer Rathsschulbibliothek nach Eitner a. a. O. noch an andern Orten zu finden. Auf diesen Ausgaben nannte sich K. „Magister“, auf der letzten bekannten von 1520 aber „Frater“. Von hier an wissen wir wieder Jahre lang Nichts von ihm, bis er an der Universität Wittenberg zwischen festum Luce 1525 und festum Philippi et Jacobi inscribirt wird. (Vgl. Album Universitatis Vitebergensis edidit C. E. Foerstemann. Lipsiae 1841. S. 127.) Daß er zum zweiten Male studirte, kann nicht auffallen, da es vor und nach ihm unzählige Fratres und Magistri thaten. Der Mann wird in dieser Matrikel Koſweck geschrieben, es ist aber trotzdem dieselbe Persönlichkeit gemeint, wie aus Folgendem hervorgeht. Die Widmung der ersten Auflage seines theoretischen Werkchens lautet: „Reuerendo . . . Balthasari coenobij Dobrilucen. Abbati, . . . dn̄o Patruelią suo, Michael Koswick“, und dieser Balthasar Koswick findet sich in der „Matrikel der Universität Leipzig“, hrsg. von Erler. B. 1, S. 424. Leipzig 1895. Da wird im Sommersemester 1495 als immatriculirt aufgeführt „frater Balthasar Kosweck professus in Doberilock“, also derselbe, den Michael K. als seinen Vetter: patruelis, bezeichnet. Eine Zusammenstellung der zahlreichen

falschen bibliographischen Angaben über Michael K. aus der Feder des Unterzeichneten bringt die Zeitschrift für Bücherfreunde. P. E. Richter.

Kotsch: Theodor K., Landschaftsmaler, geboren am 6. Januar 1818 in Hannover, † am 27. November 1884 zu München. Am Polytechnikum seiner Heimath zeichnete K. zuerst nach der Antike, ohne jedoch Anleitung zur Malerei zu finden. Deshalb kam er 1839 nach München, wo er mächtige Anregung bei den alten Meistern in der kgl. Galerie, insbesondere aber bei Albert Zimmermann fand, welcher zu Eberfing nächst Polling seine Brüder und Schüler zum Malen nach der Natur anhielt. — K. erschien schon 1840 mit kleinen Morgen- und Abendstimmungen, mit Wald- und Winterlandschaften im Münchener Kunstverein. Von 1845 bis 1855 wieder in der Heimath, suchte K. seine Stoffe in dem fleißig durchforschten Harz, am Regenstein u. dgl. Dann übersiedelte er 1854 nach Karlsruhe, wo Director J. W. Schirmer ihm ein Atelier einräumte und als väterlicher Freund und Berather bis zu dessen Tode (1863) von Einfluß war, worauf K. Fr. Lessing die empfindliche Lücke füllte. Auch hier blieb K. der deutschen Landschaft getreu und verarbeitete früher eingeheimste Motive aus dem Harz, sogar aus Starnberg und der Ramsau (1852). Um 1866 besuchte K. nochmals Hannover und ließ sich nach mancherlei Wanderungen im Herbst 1870 bleibend in München nieder, unter neuen Freunden und Schülern. Zu seinen bedeutendsten Leistungen zählen ein „Abend in Südtirol" (1845), „Gebirgslandschaft vom Sonnenuntergang" (1847); eine „Italienische Landschaft" (1850), „Winter" (1852), „Aus dem bairischen Hochgebirge" und „Waldbach" (1853); „Kahnfahrt im Klostergarten" (1854); „Eichenlandschaft bei Karlsruhe" (1855); aus dem „Mühlthal bei Starnberg", der „Faustthurm im Klostergarten zu Maulbronn" (1860); „Haidehügel mit Bäumen an der Weser", „Dorfidyll" (1861) und „Kloster-Ruine mit Wald" (1866) u. s. w. Unter seinen späteren Bildern verzeichnen wir: 1870 einen „Sommerabend" und „Herbsttag"; 1871 „Eichen am Wasser" und „Deutsche Landschaft"; 1872 „Holzmühle"; 1874 „Heißer Juni-Abend", „Landschaft mit Kühen"; 1875 „Waldweg bei Prien am Chiemsee"; 1876 „Holzhof einer Sägemühle bei Schloß Seefeld" und „Baumlandschaft mit weiter Fernsicht"; 1877 „Partie bei Dalling am Ammersee"; 1878 „Bauernhof unter Nußbäumen"; 1881 „Eichenschlag" mit der köstlichen Tonung des Mittelgrundes; 1882 „Parklandschaft mit See", „Flache Gegend mit Weg zwischen umzäunten Wiesen und Laubholzgruppen"; 1888 das ernste Bild mit dem Starnberger Schloß; 1884 „Waldweg am Ammersee" und „Bauernhaus bei Weßling". Seine letzte Arbeit behandelte eine „Waldlandschaft bei Kloster Andechs", dessen prachtvolle Baumgruppen ihn besonders anzogen. „Diese hat er immer mit einem edlen Stilgefühl, einer vornehmen Großartigkeit und weihevollen Vollendung geschildert, die in ihrer poetischen Feiertagsstimmung dicht an Claude Lorrain hinstreifen. Ob er uns zwischen mächtigen Baummassen einen Durchblick auf den unten liegenden See eröffnet oder in stillem Grunde eine Mühle versteckt unter uralten Eichen zeigt, immer wird man das feine Naturstudium nicht weniger bewundern als die wunderbar ergreifende Poesie einer Auffassung, die ebenso durch den Reichthum und die Zartheit des Tons seiner Vegetation wie den silbernen Glanz der Lüfte wirkt. In der Durchbildung und Harmonie seiner Erfindungen, der majestätischen Ruhe seiner Silhouetten, dem köstlichen Waldesduft, der uns aus seinen Bildern entgegenweht, ist er unerreicht geblieben, sodaß man seine Werke klassisch nennen muß." — „Eine tief innerliche, einsame, echt deutsche, durchaus männliche Natur, ging er ganz in seiner Kunst auf, verschmähte alles Buhlen um die Gunst der Reichen und Mächtigen. Er hat bis zuletzt Fortschritte gemacht, weil er sich

nie genug that, so unermüdlich nach Vollendung rang, daß seine Bilder denn auch wahre Perlen deutscher Kunst genannt werden müssen, von einer Nachhaltigkeit des Reizes, wie sie außer denen Rousseau's und Dupré's kaum irgend welche Moderne besitzen." Die meisten Bilder Kotsch's gingen nach Hannover, Bremen, Hamburg und Karlsruhe. München besitzt leider kein Werk von seiner Hand; Berlin veranstaltete (gleichzeitig mit dem Nachlaß des Düsseldorfer Camphausen) 1885 eine Sonderausstellung seiner Oelbilder, Skizzen, Aquarelle und Zeichnungen. Sein kleines Vermögen vermachte K. testamentarisch, unter leicht erfüllbaren Bedingungen (auch zur Nutznießung seiner hinterlassenen Schwester) an den Senat seiner Vaterstadt.

Vgl. Fr. Pecht, Aus dem Münchener Glaspalast, 1876, S. 93. — „Moderne Kunst" 1883, S. 90. — Beil. 353 d. Allg. Ztg., 20. December 1884. — Geschichte der Münchener Kunst, 1888, S. 429. — Nekrolog in Beil. 41 d. Allg. Ztg., 10. Febr. 1885. — Münchener Kunstvereins-Bericht f. 1884, S. 81. — Lützow's Zeitschrift 1885, XX, S. 252. — Fr. v. Böttticher 1895, I, S. 748. — Singer 1896, II, S. 383.

Hyac. Holland.

Koetschet: Joseph K., Amtsarzt und Publicist, geboren 1830 zu Grellingen oder zu Delémont (Delsberg) im nördlichen Kanton Bern, entstammte einer aus den Niederlanden nach der Schweiz eingewanderten Patricierfamilie, die aber nicht richtig deutsch geworden zu sein scheint. Nach dem Besuche des Jesuitengymnasiums zu La Chapelle im Elsaß überraschte ihn die 48er Revolution in Straßburg auf einer Ferienreise. Etwas leichtsinnig als Nichtfranzose nahm er theil an der Volksbewegung daselbst, studirte dann aber seit Herbst 1848 zu Bern Medicin. Hier lag bald die Führerschaft der freisinnigen Studenten in seiner Hand, und dies ließ den feurigen Jüngling mit der conservativen Kantonalregierung zusammenstoßen, schließlich nach Heidelberg übersiedeln. Während zweier Wiener Semester zogen ihn besonders Skoda und Rokitansky außerordentlich an. Nach einem Pariser Studienjahre promovirte er 1853 zu Bern zum Dr. med. Der damals üblichen Schwärmerei folgend, wie ziemlich viele europäische Mediciner, ging er schon kurz darauf nach der Türkei, stellte sich — der Krimkrieg brach gerade aus — in Constantinopel vor und erhielt sofort die Leitung des Garnisonhospitals zu Skutari in Albanien. Nach rascher Frist ließ er sich jedoch auf den Kriegsschauplatz im Kaukasus versetzen, als Chefarzt der tunesischen Hülfstruppen. Nicht viel später trat er als Corps-Chefarzt der türkischen Donauarmee zu dem eben auf dem Gipfel des Ruhmes und der Volksthümlichkeit stehenden Omer Pascha, dem slavischen Renegaten, zuerst in nähere Beziehungen und blieb in dessen Diensten als Leibarzt und Secretär nach dem Feldzuge. Dies wurde für Koetschet's Schicksal entscheidend. Der verbannte Omer Pascha erhielt, 1861 in alle Ehren eingesetzt, den Oberbefehl in der Herzegowina, wo er 1862 den Aufstand niederschlug, und führte da erfolgreich den Guerillakrieg mit Montenegro, wurde 1864 Muschir oder Feldmarschall und als solcher bis 1867 an der Spitze des 3. Armeecorps zu Monastir stationirt. Auf diese Weise kam sein Günstling und Freund K. in jene nordwestlichen Landschaften des Türkischen Reiches und hat jedenfalls damals den jungen Schlesier Dr. Eduard Schnitzer kennen gelernt, welcher Hafen- und Districtsarzt in Antivari geworden war und später sich als „Emin Pascha" († 1892) einen politisch-historischen Namen gemacht hat. Im J. 1864 kam K. definitiv nach der bosnischen Provinzialhauptstadt Serajevo und ist daselbst bis zum Tode, am 22. Juli 1898, verblieben, und zwar in der Stellung eines Stadt- und Polizeiarztes, vor 1877 wiederholt aber zugleich in der ungleich bedeutsameren des Vilajetsecretärs. Auch wenn er letzteren Posten

nicht bekleidete, wirkte er als vertrauter Rathgeber der türkischen Generalgouverneure des Vilajets Bosnien mit Verständniß, Eifer und Uneigennützigkeit. Der Fürst Nikolaus von Montenegro suchte ihn wiederholt für seine Dienste zu gewinnen, und 1879 stellte die bulgarische Regierung ein glänzendes Anerbieten an ihn. K. wies aber alle lockenden Anträge ab, so auch den Posten eines türkischen Generalconsuls in Ragusa sowie 1876 den als türkischer Consul zu Agram. Er wollte das interessante Völkercentrum Sarajevo, wo er sich eingebürgert hatte, nimmer verlassen.

Dieser nach Europas Halbasien verschlagene und in halboffizielle Beamtenfunction gelangte Arzt Dr. K. hat überaus fesselnde Memoiren über die Geschicke Bosniens und des Anhängsels Herzegowina „vom Jahre 1863 bis zur Occupation“ niedergeschrieben, und deren zweiter, natürlich viel interessanterer Theil ist — aus äußeren Gründen vor der ersten Hälfte — 1905 gedruckt worden: „Aus Bosniens letzter Türkenzeit. Hinterlassene Aufzeichnungen von Dr. med. Joseph Koetschet. Veröffentlicht von Dr. iur. Georg Graßl“, als 2. Heft der Hartleben'schen Sammlung „Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen. Herausgegeben von Dr. Karl Patsch, Kustos am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo.“ Schon unter dem unmittelbaren Eindrucke hat K. Erlebnisse und Wahrnehmungen französisch zu Papier gebracht, dies alles aber 1875 ein Brand, der fast seine ganze Habe vernichtete, zerstört. Nach der Occupation unternahm er, auf Tagebuchblättern und losen Notizen fußend, eine deutsche Niederschrift: das Manuscript von 292 Folioseiten, datirt vom 5. November 1890, eben „vom Jahre 1863 bis zur Occupation“, befindet sich im Besitze der Wittwe Frau Ergelie K. in Sarajevo. Der Herausgeber gibt an, „stilistische Unebenheiten, die der mangelhaften deutschen Sprachkenntniß [?!] des Verfassers zu gute gehalten werden müssen“, ausgeglichen zu haben und hofft „hauptsächlich bei Schonung der Eigenart durch übersichtliche Anordnung des Stoffes ein möglichst anschauliches Bild von den angeführten Perioden zu geben“; auch habe er „einzelne Versehen . . . durch Umfrage richtig gestellt“. K. berichtet darin über das letzte Stadium des ehemaligen staatlichen Daseins jener beiden Glieder der ottomanischen Monarchie, nämlich über den Aufstand in der Herzegowina, welcher 1875—76 als Mitveranlasser dem russisch-türkischen Kriege vorherging, sowie über den Zusammenbruch und die Auflösung der Sultansherrschaft in jenem District und Bosnien 1877—78. In anschaulichem Stile stellt er die Wechselfälle in den dortigen Verhältnissen dar: die Thätigkeit der türkischen Behörden, die Wühlerei russischer Agenten, das Verfahren der österreichischen Statthalter und Generale (Rodič, Jovanovič, Philippovič, Herzog Wilhelm von Württemberg) in und von Dalmatien aus, die Stellungnahme der einzelnen Serbengruppen zu den rasch sich entwickelnden Ereignissen, nämlich der Serben im Hauptlande, der Dalmatiner, Montenegriner, der Bosniaken selbst, endlich der Bulgaren, übrigens auch die Haltung der direct unbetheiligten Großmächte. Er schildert „alles, wie es vor den Augen des bei den verschiedenen Parteien hochangesehenen Verfassers sich abspielte. Dr. Koetschet, der als Turkophile nach dem europäischen Orient kam, zeigt sich in seinen Aufzeichnungen als ein billiger Beurtheiler der einheimischen Bevölkerung, während die Palastregierung und die Effendis in Constantinopel weniger gut davon kommen. Hat K. doch schon bei seinen Lebzeiten den ottomanischen Behörden gegenüber mit seinem Urtheile nicht hinter dem Berge gehalten. Wir erfahren Näheres aus der Vorgeschichte der Occupation und wie diese sich vollzogen hat . . . Jedenfalls bildet die ungeschminkte Erzählung des Dr. K. eine willkommene Ergänzung zu den officiellen Publicationen.“ Diese auch jetzt noch überaus actuelle Schrift, deren

hoffentlich nicht im Manuscript eingesargte ungedruckte Vorderhälfte natürlich an authentischen Enthüllungen zur Evolution der heutigen Zustände auf der Balkanhalbinsel reich ist, sowie seine „Erinnerungen“ an den mit französisch-englischer Hintergrundshülfe operirenden Omer Pascha sind nicht allein sachlich höchst werthvolle Beiträge zur Erkenntniß der Wirrsale der unseligen „Orientalischen Frage“, sondern auch schriftstellerisch ausgezeichnet und überaus anziehend durch Lebendigkeit und eindrucksvolle Heraushebung der wichtigen Momente, wie sie nur ein Mann, dem ungewöhnliche Einblicke vergönnt waren, zu erfassen vermochte. Mögen nun auch Koetschet's fesselnde „Erinnerungen aus dem Leben des Serdar Ekrem [d. i. Generalissimus; seit 1867] Omer Pascha (Michael Lattas). Sarajevo 1885“ (1871 war der Feldherr gestorben) die geziemende Beachtung genießen, und zwar nicht bloß für des Generals Lebensgeschichte, wobei sie übrigens nie citirt wird.

Vgl. die betr. Notizen G. Graßl's in der Einleitung zum angeführten Druck von 1905, auch dessen Anzeige durch J. J(irecek?) in Nr. 181 der Beil. z. Allg. Ztg. (München) v. 8. Aug. 1905, S. 263, woraus die citirten Sätze in obigem Texte, außerdem Illustrirte Ztg., Bd. 111a, Nr. 2876 (11. August 1898), Sp. 195 u. danach G. Wolff's Registrirung im Dtsch. Nekrolog. u. Biogr. Jahrb. V (1900), S. 36. Der Geburtsort schwankt; die Bekanntschaft mit dem erst 1840 geborenen Emin Pascha kann nicht, wie Graßl angibt, 1854 stattgefunden haben. Ludwig Fränkel.

Kottwitz: Hugo Freiherr von K., königlich preußischer General der Infanterie, am 6. Januar 1815 zu Wahlstatt bei Liegnitz geboren, trat, siebzehnjährig, an seinem Geburtstage beim 11. Infanterieregimente zu Breslau in den Dienst und gehörte diesem Regimente, langsam zum Oberstlieutenant aufsteigend, an, bis er kurz vor Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 zum Kommandeur des 4. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 17 ernannt wurde. Dieser Krieg wie der vom Jahre 1870/71 gaben ihm Gelegenheit, sich einen in weiten Kreisen mit hoher Achtung genannten Namen zu machen. Im böhmischen Feldzuge des erstgenannten Jahres war es der Tag von Königgrätz, welcher die Gelegenheit bot, indem K., im Verbande der Elbarmee fechtend, durch einen entschlossenen und mit Erfolg gekrönten Angriff auf den von den Sachsen hartnäckig vertheidigten Wald von Bor sich hohe Anerkennung verdiente; im Kriege gegen Frankreich war es der 2. December 1870, in dessen Geschichte sein Name rühmend verzeichnet ist. K. war bei der Mobilmachung zum Generalmajor und zum Kommandeur der 33., aus den hanseatischen Regimentern Nr. 75 und Nr. 76 bestehenden Infanteriebrigade ernannt und gehörte an diesem Tage der Armeeabtheilung des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin an, unter dessen Befehlen er bereits, zur 17. Infanteriedivision gehörend, an den Einschließungen von Metz, Toul und Paris sowie an dem Novembervorstoße auf Le Mans teilgenommen hatte. Jetzt griff diese auf dem Schlachtfelde von Loigny-Pouprÿ mit ihrer 33. Brigade kräftig und wirksam in den Kampf der hartbedrängten Baiern unter General von der Tann um den Besitz des Dorfes Loigny ein, erzwang und behauptete ihn, und so war es K. vergönnt, zum glücklichen Ausgange der Schlacht beizutragen. Dann machte er den Siegeszug des Großherzogs mit, welcher über Orléans und le Mans bis an den Ocean ging. Am 14. Juli 1874 wurde er zur Uebernahme des Commandos der 26. Division nach Württemberg commandirt, vertauschte diese Stellung, inzwischen zum Generallieutenant befördert, am 22. December 1876 mit der gleichen an der Spitze der 1. Division zu Königsberg, schied, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt, am 5. Februar 1878 aus dem Dienste, erhielt aus Anlaß der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages von Loigny-Pouprÿ den Charakter

als General der Infanterie und starb am 13. Mai 1897 zu Stuttgart, wo er von neuem seinen Wohnsitz genommen hatte. B. v. Poten.

Kovács: Josef K., Arzt in Budapest, geboren zu Tengelicz 1832, promovirte 1858 als Dr. med. und Magister der Geburtshülfe in Wien, als Dr. chir. in Budapest, war daselbst auf Balassa's Klinik 1859—61 Operationszögling, 1861—63 Assistent, habilitirte sich 1862 als Privatdocent für chirurgische Operationslehre, 1867 für chirurgische Pathologie und Therapie der Beckenorgane, wirkte 1866 im Budapester Militärhospitale Ludoviceum als Primararzt der ersten chirurgischen Abtheilung, wurde 1869 supplirender, 1870 ordentlicher Professor der chirurgischen Klinik, war 1874/75 Rector der Budapester Universität und starb am 6. August 1897. Die musterhafte Einrichtung der neugebauten chirurgischen Klinik ist wesentlich sein Werk. Er war ordentliches Mitglied des Sanitätsrathes, Präsident des Centralausschusses der Wanderversammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher und veröffentlichte eine große Reihe von Zeitschriftenabhandlungen und casuistischen Mittheilungen, die sich hauptsächlich auf die Lehre von der Galvanokaustik, auf Amputationsmethoden, Harn- und Blasenchirurgie, Scheidenfistel, Luftröhrenschnitt u. a. beziehen. Die Titel sind in der unten angegebenen Quelle zusammengestellt.

Vgl. Biogr. Lex. ed. Hirsch und Gurlt VI, 886. Pagel.

Krabbe: Heinrich Gustav K., Botaniker, geboren zu Ohrbeck in der Provinz Hannover am 24. October 1855, † zu Brochterbeck in Westfalen am 3. November 1895. Bis zum siebenten Jahre von den Großeltern erzogen, kehrte K. nach dem Tode des Großvaters in das Haus seines Vaters, eines hannöverschen Landwirthes, zurück und besuchte die Landgemeindeschule seines Geburtsortes und von 1871 an das Rathsgymnasium in Osnabrück, das er 1878 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Sein ursprünglich auf die Theologie gerichteter Sinn erfuhr schon auf dem Gymnasium eine Wandlung, insofern er daneben auch eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften, namentlich für Geologie und Botanik faßte. Er durchstreifte die Umgebung Osnabrücks und sammelte eifrig, was er an Steinen und Pflanzen finden konnte. Von 1878 an studirte er dann zunächst in Tübingen, und nachdem er daselbst seine einjährige militärische Dienstzeit absolvirt hatte, die fernere Zeit ausschließlich in Berlin, und zwar nunmehr vorzugsweise Botanik als Schüler S. Schwendener's. Auf Grund seiner Dissertation: „Entwicklung, Sprossung und Theilung einiger Flechtenapothecien" wurde K. 1882 zum Dr. phil. promovirt, habilitirte sich zwei Jahre darauf als Privatdocent für Botanik und wurde 1890 zum ersten Assistenten an dem unter Schwendener's Leitung stehenden botanischen Institute ernannt; 1893 erhielt er den Professortitel. Bis zum Jahre 1887 erfreute sich K. trotz eines während seiner militärischen Dienstzeit entstandenen Herzklappenfehlers eines guten Gesundheitszustandes, später aber neigte er häufig zu Erkrankungen der Luftwege, die schließlich einen bösartigen Charakter annahmen. Nachdem er wiederholt die Bäder Lippspringe und Reinerz mit vorübergehendem Erfolge aufgesucht hatte, mußte er sich im Juni 1893 entschließen, Berlin zu verlassen, um ganz seiner Gesundheit zu leben. Im Winter 1894 hielt er sich in Corsika auf. Seine Absicht, auch den Winter des folgenden Jahres hier zu verleben, hinderte der Tod, der ihn infolge eines Blutsturzes im 40. Lebensjahre dahinraffte. Ein in der Stille, aber unermüdlich wirkendes bescheidenes Gelehrtenleben hatte hiermit, noch ehe sich die Hoffnung auf einen den Leistungen entsprechenden äußeren Erfolg erfüllen sollte, einen frühen Abschluß gefunden. Krabbe's wissenschaftliche Leistungen beruhen fast ganz auf den Anregungen, die er von seinem Lehrer Schwendener erfuhr. Alle ihm gestellten Probleme aber erfaßte er mit verständnißvoller Sicherheit und führte sie energievoll durch. Nächst seinen Arbeiten über die

Flechten, die er außer der Dissertation noch in zwei besonderen Abhandlungen über die formenreiche Gattung Cladonia theils in Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft (1883), theils als besonderes Buch: „Entwicklungsgeschichte von Cladonia“ (1891) veröffentlichte, sind besonders seine Studien zu nennen, welche sich auf das Wachsthum der Zellmembran und auf die hiermit zusammenhängenden Folgen für die Gestaltung des Pflanzengewebes beziehen. Sie sind in den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1882 und 1884 erschienen und führen beziehungsweise die Titel: „Ueber die Beziehungen der Rindenspannung zur Bildung der Jahrringe“ und „Ueber das Wachsthum des Verdickungsringes u. s. w. in seiner Abhängigkeit von Druckwirkungen“. Auf ähnlichem Boden bewegen sich seine Untersuchungen über die Zellhautstruktur in dem 1887 in Pringsheim's Jahrbüchern (Bd. XVIII) veröffentlichten Aufsatze: „Ein Beitrag zur Kenntniß der Structur und des Wachsthums vegetabilischer Zellhäute“. Neben diesen morphologisch-anatomischen Fragen beschäftigten K. auch rein physiologische. Dahin gehören seine Arbeiten über die Function der Wurzelspitze in den Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft 1883 und 1884 und seine Untersuchungen über den Lichteinfluß in der Abhandlung: „Zur Kenntniß der fixen Lichtlage der Laubblätter“ (Pringsh. Jahrb. Bd. XX, 1889), die ihre Fortsetzung fanden in den mit Schwendener gemeinsam verfaßten „Untersuchungen über die Orientirungstorsionen der Blätter und Blüthen (Abh. d. Berliner Akad. d. Wissensch. 1892) und in der Schrift: „Ueber die Beziehungen zwischen dem Maaß der Turgordrehung und der Geschwindigkeit der Längenzunahme wachsender Organe“ (Pringsh. Jahrb. Bd. XXV, 1893). Endlich lieferte K. noch Beiträge zur Kenntniß von der Wirkung der Diastase auf die Stärkekörner in Pringsh. Jahrb. Bd. XXI, 1890.

M. O. Reinhardt, Nachruf auf Krabbe in den Berichten der Deutschen bot. Gesellsch. XIV, 1896. E. Wunschmann.

Krafft: Johann Wilhelm K., Professor der Theologie zu Marburg, wurde am 11. März 1696 zu Allendorf a. d. Werra, im späteren Kurfürstenthum Hessen, als Sohn des Apothekers und Rathsherrn Justus K. und der Agnes geb. Gille geboren. Im J. 1712 bezog er die Universität Marburg, um Theologie zu studiren, wurde 1716 Magister der Theologie, 1719 Major der Stipendiatenanstalt, 1723 zweiter, 1727 erster Prediger der reformirten Gemeinde zu Marburg, bis er 1738 als Consistorialrath und Prediger nach Hanau versetzt wurde und 1747 als ordentlicher Professor der Theologie und Ephorus der Stipendiatenanstalt nach Marburg zurückkehrte. Im J. 1749 wurde er zum Doctor der Theologie honoris causa ernannt. Durch seine hervorragende Lehr- und Predigtgabe und vor allem durch seine edle christliche Persönlichkeit wird er als Zierde der Universität gerühmt. Seit 1728 war er mit Christiane Elisabeth geb. Scheffer aus altem edlen hessischen Geschlecht verheirathet; er starb am 25. November 1767. Seine beiden Söhne siedelten ins Rheinland über; Johann Wilhelm Friedrich K., geboren am 21. November 1741, war seit 1770 Dr. und Prof. iur. in Duisburg, während Elias Christoph K. seit 1774 als Prediger in Crefeld, später in Duisburg wirkte. Der Sohn des letztgenannten, Johann Gottlob K., war Pastor in Schöller, dann in Köln und wurde der Vater der beiden rheinländischen Kirchenhistoriker D. Karl K., Pastor in Elberfeld († 1898), und Prof. D. Wilhelm K. in Bonn († 1896).

Schriften: außer einer Reihe Dissertationen und Leichenpredigten, die vollständig in Friedr. Wilh. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, 1786, Bd. 7, verzeichnet stehen, sind

zu erwähnen: „Sciagraphia Theologiae moralis ex resipiscentia et fide tanquam ex genuino geminoque omnium virtutum christianarum fonte limpido derivatae“, 1760, und drei Sammlungen heiliger Reden, 1760, 1762, 1763. E. Chr. Achelis.

Krafft: D. Dr. Karl Joh. Friedr. Wilhelm K., wurde am 25. November 1814 als erster Sohn des Predigers Joh. Gottlob K. zu Köln am Rhein geboren, nachdem letzterer vier Wochen vorher als Prediger von Schöller bei Elberfeld nach Köln übergesiedelt war. Krafft's Mutter war Sophie geb. Strauß, Tochter des im J. 1816 verstorbenen Kirchspielspastors Strauß zu Iserlohn, welche auch 1816 starb. Ihr Bruder ist der bekannte Verfasser der oft edirten „Glockentöne“. Ernst war die Erziehung Krafft's, und manchen Spott mußte er in seiner Jugend erdulden. Sein Vater, der bereits 1816 in einflußreiche Kirchenämter kam, starb 1830. Die fernere Erziehung leitete seine zweite Mutter, Luise geb. Vorster. Vom Jahre 1824 an besuchte K. das Progymnasium des sogen. Karmelitercollegiums zu Köln, welches später zu einem Gymnasium erhoben wurde. Ausgezeichnete Lehrer dieser Anstalt waren der Director Grashof, dessen Sohn Dr. theol. Grashof, der Mathematiker Heiß, ferner Hoffmeister, der Biograph Schiller's, und der Philologe Hoß. K. bemerkt über seine Gymnasialzeit wörtlich: „In mancher Hinsicht befriedigte ich meine Lehrer nicht; mit Begeisterung trieb ich und lebte ich in der deutschen Litteratur.“ Im Herbst 1832 ging er nach Erlangen zum Universitätsstudium. Im Hause seines Onkels, des ältern Bruders seines Vaters, des Pfarrers der deutsch-reformirten Gemeinde und Professors „der reformirten Theologie“, Christian K., fand er Aufnahme. „Derselbe war, im Gegensatz zu dem Unglauben seiner Zeit, zu der lebendigsten Ueberzeugung von der Wahrheit der heiligen Schrift und der wörtlichen Eingebung aller ihrer Theile gelangt und verkündete seine erlangte Ueberzeugung mit dem größten Ernst auf der Kanzel, auf dem Katheder und im Hause. Eine Menge von Studenten wurde durch sein Zeugniß erweckt, berühmte Professoren, wie z. B. Schelling, v. Raumer, Döderlein u. s. w., hörten gern seine überaus einfachen, aber tief ergreifenden Predigten. Man hat ihn mit Recht einen apostolischen Charakter genannt.“ Dieser Onkel wurde für die theologische Richtung und religiöse Anschauungsweise unsers K. von maßgebender Bedeutung, welcher bereits 1834 infolge eines Studentenaufruhrs Erlangen verlassen mußte. Er ging nach Berlin, wo sein Oheim Dr. Friedr. Strauß, Professor der praktischen Theologie und zu jener Zeit gerade Universitätsrector, ihn aufnahm. Neander, Hengstenberg und Steffens zogen K. in Berlin namentlich an. Auf einer von hier aus unternommenen Ferienreise erkrankte er in Prag und wandte sich dann nach Bonn, wo Nitzsch und Sack seine Lehrer waren. Eine kleine Erbschaft, welche ihm in dieser Zeit zufiel, setzte ihn in die Lage, in Bonn noch Philologie zu studiren, welche ihm aber als „geistlose Wissenschaft“ erschien. In den Jahren 1837 und 1838 machte er die üblichen theologischen Candidatenexamina und kam 1839 als Religionslehrer an das Gymnasium zu Bonn. Noch in demselben Jahre wurde er an die Gemeinde Flamersheim-Großbüllesheim bei Bonn als Geistlicher berufen und $2^1/_2$ Jahre später an die reformirte Gemeinde zu Hückeswagen im Obergergischen. Hervorragende Geistliche in der Nähe nahmen sich seiner liebevoll an. Von Hückeswagen aus unternahm K. eine Reise nach Italien, welche ihn bis nach Rom und Neapel führte. Eine Erzählung über diese Reise lenkte die Aufmerksamkeit der Gemeinde zu Düsseldorf auf den jungen Geistlichen, welche ihn 1844 zu ihrem Seelsorger erwählte. „Hier wurden“, schreibt er, „die Erinnerungen an Erlangen in mir lebendig; es sind schöne Jahre meines Lebens gewesen, wo ich unverheirathet, in einem elenden Pfarrhause, aber in der Fülle leiblicher Gesundheit und mit Begeisterung mein Amt verwaltet

habe. Die Revolutionszeit von 1848 und 1849 gab Anlaß, das Recht des Königs und der Obrigkeit mit Nachdruck zu vertheidigen; außerdem übernahm ich die Leitung der höheren Töchterschule, die Mitgliedschaft im Curatorium der Rettungsanstalt zu Düsselthal, war fünf Jahre hindurch Religionslehrer an der städtischen Realschule zu Düsseldorf; amtlich veranlaßt, fing ich auch an, aus Liebe zu meiner Heimath historische Novellen zu veröffentlichen, wurde auch zu Generalkirchen- und Schulvisitationen in andern Provinzen berufen, und wurde in Erinnerung an meine Krankheit zu Prag zur Gründung des evangelischen Krankenhauses in Düsseldorf ermuthigt." Von Düsseldorf kam er fast wider seinen Willen im J. 1856 an die reformirte Gemeinde zu Elberfeld. Im J. 1863, am 13. Juni, gründete er im Verein mit Gymnasialdirector Dr. K. Wilh. Bouterwek in Elberfeld den Bergischen Geschichtsverein, der heute noch blüht. Im J. 1884 war K. durch zunehmende körperliche Leiden genöthigt, sein Amt niederzulegen. Aber er hat der Gemeinde außeramtlich als Emeritus noch annähernd 12 Jahre in der Seelsorge treu gedient.

Neben seinem Pfarramt widmete er sich der quellenmäßigen Erforschung der niederrheinisch-bergischen Geschichte, namentlich der Kirchengeschichte. Er darf unbedenklich als einer der tüchtigsten Kenner, Quellenforscher und Darsteller der niederrheinischen Kirchengeschichte bezeichnet werden. Hervorzuheben sind seine Arbeiten über den Schweizer Heinrich Bullinger; über den Humanismus am Niederrhein und in Westfalen (in Verbindung mit Wilh. Crecelius); über die Märtyrer Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden; über die Kölner Reformations- und Gelehrtengeschichte; Stiftungsgeschichte der Bergischen Provinzialsynode; über den Elberfelder Kaufmann Daniel Hermann. Auch an den Arbeiten des wissenschaftlichen Predigervereins beteiligte er sich mit regem Interesse; (ein genaueres Verzeichniß seiner Arbeiten enthält Bd. 33 der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, S. 163 ff.). Krafft's wissenschaftliche Bestrebungen zur Erforschung der niederrheinischen Kirchengeschichte wurden im Lutherjahr 1883 seitens der theologischen Facultät zu Bonn dadurch anerkannt, daß er zum Doctor der Theologie und in demselben Jahre auch von der Universität Marburg zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt wurde. Auch drei Ordensauszeichnungen wurden ihm verliehen und entsprechende Ehrungen bei passenden Gelegenheiten durch den Bergischen Geschichtsverein, der ihm so viel verdankt, zu theil.

Im J. 1854 verheirathete sich K. mit Pauline Hermann, einer Pastorentochter aus Duisburg. Neun Kinder entstammten dieser Ehe, welche 1892 durch den Tod der Frau aufgelöst wurde. Am 11. März 1898 verschied K. und wurde am 15. März unter außerordentlich großer Betheiligung zu Grabe getragen.

Eine werthvolle, große Bibliothek und umfangreiche Collectaneen unterstützten seine Studien.

K. war im Grunde ein Mann der Gegensätze, ein etwas einseitiger orthodoxer Calvinist und doch ein wahrer Gelehrter. Mit Zähigkeit und seltener Energie, die keine Menschenfurcht kannte, verfolgte er seinen Weg, schätzte aber auch mit Gerechtigkeit die Verdienste Anderer.

Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen im Vereinsalbum des Bergischen Geschichtsvereins und des Pastorenalbums zu Elberfeld, ferner nach den Nekrologen in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins (XXXIII, 161 ff.), des Reformirten Wochenblatts (Nr. 11 des Jahrgangs 1898) und der Wupperthaler Tagespresse. O. Schell.

Kraft: Johann Jakob K., Weihbischof von Trier, geboren am 18. März 1808 auf dem Hofe Fressen, Pfarrei Ochtendung (Regierungsbezirk Coblenz), † am 9. Juni 1884 zu Trier. Er besuchte von Herbst 1820 bis 1824 das Progymnasium zu Andernach, von Herbst 1824 bis 1827 das Gymnasium zu

Trier, studirte dann von Herbst 1827 bis Frühjahr 1832 am Trierer Priesterseminar Philosophie und Theologie und wurde am 7. April 1832 zum Priester geweiht. Hierauf wurde er zuerst Kaplan in Ochtendung, wo sein Oheim J. J. Kraft Pfarrer war; nach dessen Tode (Mai 1832) Pfarrverwalter daselbst bis zum Herbst des Jahres; October 1832 Kaplan in Buchholz in der Eifel; Sommer 1835 Pfarrer in Miesenheim; 3. März 1844 Professor der Pastoraltheologie am Priesterseminar in Trier, seit 1846 zugleich Subregens; 1847 Dr. theol.; 1. September 1861 Domcapitular und Domprediger. Am 24. September 1868 wurde er von Papst Pius IX. zum Bischof von Castoria i. p. i. und Weihbischof von Trier präconisirt, am 22. November 1868 consecrirt. — Seine bekanntesten litterarischen Leistungen sind die Biographieen der Bischöfe Arnoldi und Eberhard: „Wilhelm Arnoldi, Bischof von Trier. Ein Lebensbild" (Trier 1865); über denselben schrieb er auch die kleinere Biographie: „Leben des Bischofs Wilhelm Arnoldi von Trier. Großentheils nach seinen Predigten entworfen" (Schaffhausen 1866, als 17. Bändchen von Werfer's Leben ausgezeichneter Katholiken); „Matthias Eberhard, Bischof von Trier. Ein Lebensbild" (Trier 1878). Ferner sind zu nennen die Dissertation: „De Pronao, sive de nexu, quo conciones, preces communes et promulgationes ecclesiasticae cum Missarum solemniis cohaerent" (Trier 1848) und 6 Bände Predigten (Trier 1851—1858; I und II unter dem Titel: „Predigten auf die Festtage des Herrn"; III—VI unter dem Titel: „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres"). Aus dem Französischen übersetzte er die „Betrachtungen für Geistliche" von Chevassu (3 Bde., Trier 1860—1863). Aus dem Nachlasse des Bischofs Arnoldi gab er mehrere Bände von Predigten von demselben heraus: „Fastenpredigten" (1.—3. Cyclus, Trier 1867); „Passionspredigten" (1.—3. Cyclus, Trier 1868); „Sonntagspredigten" (Trier 1869); „Festtagspredigten" (Trier 1870).

Literarischer Handweiser 1868, Nr. 72, Sp. 452. — Sion 1869, Nr. 5, Sp. 53—56. — Kölnische Volkszeitung 1884, Nr. 161, 2. Blatt, vom 12. Juni (aus der Trierischen Landeszeitung). Lauchert.

Krako: Hans K. zum Dringenberg, Verfertiger des Liboriusschreines im Dome zu Paderborn. Der Schrein ist 133 cm lang, mit vollrunden Figuren und getriebenen Darstellungen in Silber auf Holzkern hergestellt. Auf der Rückseite erzählt eine lateinische Inschrift von dem Raube des früheren Reliquiars, einer Liboriusfigur, die wir aus gleichzeitigen Abbildungen kennen, durch Christian von Braunschweig, und Stiftung sowie Stifter des gegenwärtigen Schreines. Am Fuß sind 4 Thalerstücke befestigt unter der Schrift: 1627 DISE . ARBEIT . HABE . ICH . HANS . KRAKO . ZVM . DRINGENBERGE . GEMACHG (sic) . VON . SOLGEN . DALER . ALS . HIR . VNDEN . BIGELACHT . SIND . 4 . A. . 1627. Eine Urkunde im Innern des Schreines nennt die Verfertiger Johannes Kracho et socius eius. Weitere Arbeiten des Meisters sind nicht bekannt. Ohne Grund schreibt man ihm eine messingne Hängelampe in der Kirche seiner Vaterstadt (?) zu. Er ist seit 1587 Bürger in Brakel, zieht dann, um den Liboriusschrein zu machen, nach Dringenberg, dem Wohnsitze des Bestellers, des Landdrosten von Westfalen, und stirbt daselbst vor 1650.

Nordhoff in Bonner Jahrbücher 1881, S. 127.

Marc Rosenberg.

Krassow: Karl Reinhold Graf von K., preußischer Verwaltungsbeamter, geboren am 15. April 1812 in Stralsund, † am 13. Februar 1892 in Pansewitz auf Rügen. Aus altem rügenschen Geschlechte stammend, wegen zarter Gesundheit und als einziger Sohn im Elternhause vorbereitet, studirte er seit Michaelis 1830 Jura und Cameralia in Berlin und wandte daneben

seine Neigung besonders den Naturwissenschaften zu, wovon ein mit E. Leyda herausgegebenes dreibändiges „Lehrbuch der Naturgeschichte für Gymnasien und höhere Bürgerschulen" (Berlin 1835—1838) Zeugniß gibt. 1838 übernahm er die Verwaltung des Landrathsamts in Franzburg und bald auch das Landrathsamt selbst. Als aber 1844 sein Vater gestorben war, erbat er seine Entlassung, um sich ganz der Bewirthschaftung der ererbten Divitzer Güter im Barther Kreise zu widmen. 1849 Abgeordneter für Franzburg und Rügen, später auch zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt, gehörte er zu den innerlich gefestigtsten, wenn auch nicht redegewandtesten Kampfgenossen der Bismarck, Kleist-Retzow und Stahl. Am 29. Mai 1852 ernannte ihn der König zum Präsidenten der Stralsunder Regierung. Der noch immer mit großer Schonung behandelte Bezirk stand namentlich auf dem Gebiet der Volksschule gegen das übrige Preußen bedeutend zurück. Diesem Schaden durch bessere Schulaufsicht, durch schärfere Controle des Schulbesuchs und durch höhere Besoldung und geordnetere Fortbildung der Lehrer abzuhelfen, ließ K. sich vor allem und nicht vergeblich angelegen sein. Die religiös-sittliche Grundlegung stand ihm dabei immer obenan. Sein Gesundheitszustand veranlaßte ihn 1869 seinen Abschied zu nehmen. Weitgreifender und wichtiger als seine amtliche war von Anfang an seine freigewählte Thätigkeit gewesen. Seit 1840 mit Clementine v. Below glücklich verheirathet, bot sein Haus in Divitz und Stralsund und später in dem von seinem Vaterbruder ererbten Pansewitz das vorzeitliche Idealbild eines christlich-patriarchalischen Gutslebens mit Hausgottesdiensten und auf Fürsorge und Treue gegründetem Verhältniß zwischen Untergebenen und Herren. Gegen die großen, 1848 auch in seiner Heimath offenbar gewordenen Schäden des Volkslebens suchte er namentlich mit den Hülfsmitteln der Inneren Mission Dämme aufzuschütten, gründete sogleich im October desselben Jahres in Gemeinschaft mit Pastor M. Böttger (s. A. D. B. XLVII, 142) den „Verein der Freunde der Inneren Mission in Neuvorpommern und Rügen", gab zur Errichtung zahlreicher Rettungshäuser den Anlaß und war für alle ähnlichen Liebeswerke im schwedischen Pommern der gegebene Mittelpunkt und der unermüdliche Helfer. Seine persönliche Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit öffnete ihm liebevoll Herzen und Thüren. Ein männlicher Erbe war ihm versagt. Die Gattin wie drei von den vier verheiratheten Töchtern mußte er vor sich sterben sehen. König Wilhelm I. hatte ihn zuletzt noch zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädicat Excellenz ernannt.

J. v. Bohlen, Geschichte des Geschlechts v. Krassow I, 142 (1853). — Neue Preuß. Zeitung 1892, Nr. 74 und 78. — Bilder a. d. kirchlichen Leben . . in Pommern I (1895), S. 274—290 (Dalmer).

Hermann Petrich.

Kratz: Gustav Adolf K., pommerscher Historiker, geboren am 19. November 1829 zu Wintershagen, Kreis Stolp, † am 7. November 1864 zu Stettin, war der Sohn des Rittergutsbesitzers Gustav Heinrich K. Anfangs durch Hauslehrer und benachbarte Geistliche unterrichtet, besuchte er 1841—44 die höhere Bürgerschule zu Stolp und 1844—47 das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin. Während seiner Berliner Zeit wurde er mit anderen Schulkameraden öfters nach Babelsberg geholt als Spielgefährte des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen Kaisers Friedrich), der ihn daher auch später einmal als „Jugendgefährten" bezeichnete. Im Januar 1848 bezog er das neugegründete kgl. Gymnasium zu Anklam, das er Ostern 1850 mit dem Zeugniß der Reife verließ, um sich zunächst in Greifswald dem Studium der Rechte und Cameralia zu widmen, wo er gleichzeitig bei dem dortigen Jägerbataillon seiner Militärpflicht genügte. Ostern 1851—53 studirte er in Berlin

und bestand am 24. Juni 1853 beim kgl. Appellationsgericht zu Köslin die Prüfung als Auscultator. Als solcher und seit dem 25. December 1855 als Referendar war er am kgl. Kreisgerichte zu Stolp beschäftigt. Eine früh erwachte, in eifrigem Studium und Sammeln genährte und bethätigte Liebe zu archivalisch-historischen Arbeiten im Bereiche namentlich der heimathlichen Geschichte hat ihn dann aber, nachdem er die praktische juristische Laufbahn bis an die Schwelle der dritten Prüfung zurückgelegt hatte, bewogen, dem kgl. Heroldsamte zu Berlin und, als er sich hier vergeblich um eine Anstellung bemüht hatte, der kgl. Archivverwaltung seine Dienste anzubieten. Im März 1858 trat er unter Beurlaubung aus dem Justizdienste bei dem kgl. Provinzial-, jetzt Staatsarchive zu Stettin als Hülfsarbeiter ein, zunächst ohne jedes Gehalt und ohne irgendwelche Aussicht auf Anstellung. Am 1. Januar 1861 wurde er dann dort commissarisch und am 27. Juni endgültig als zweiter Archivar neben dem Provinzialarchivar Dr. Robert Klempin (siehe A. D. B. XVI, 154) angestellt. In seiner neuen Stellung konnte K. ganz seinen Neigungen leben. Bald nach seinem Eintritte in den Archivdienst nahm er, veranlaßt durch das öffentliche Preisausschreiben der Familie v. Kleist vom 16. Juni 1857, die Bearbeitung der Geschichte dieses alten pommerschen Geschlechts in Angriff, deren erster, für die Landesgeschichte wichtigster Theil, das Urkundenbuch, 1862 auf Kosten Kratz' der Oeffentlichkeit übergeben wurde. In den folgenden, speciell für die Familie wichtigeren historisch-biographischen Theilen, die erst 1873—87 veröffentlicht wurden, rühren aus Kratz' Feder nur Theil II, Abth. 1: „Allgemeine historische Einleitung“ und 3: „Ursprung und Wappen des Geschlechtes von Kleist“ her.

Im J. 1863 folgten die noch immer unentbehrlichen „Matrikeln und Verzeichnisse der pommerschen Ritterschaft vom 14. bis in das 19. Jahrhundert“, im Verein mit R. Klempin. Die Vollendung seines noch heute viel benutzten Hauptwerkes „Die Städte der Provinz Pommern. Abriß ihrer Geschichte, zumeist auf Urkunden beruhend“ hat er nicht mehr erlebt. Es erschien, mit einer längeren Einleitung Klempin's versehen, erst 1865. Leider hatte sich bei K. die Anlage zu einem schweren Brustleiden gezeigt, das ihn schon 1863 zu einem mehrmonatlichen Urlaube nöthigte und schließlich sich zur galoppirenden Schwindsucht entwickelte, der er im folgenden Jahre erlag, nachdem er noch am 23. Mai 1864 an der Universität Leipzig zum Dr. phil. promovirt war.

Nach seinem Tode erschienen 1865 aus Kratz' Feder ein Aufsatz „Die pommerschen Farben“ (Balt. Studien XX, 2) und die als Dissertation benutzte grundlegende Abhandlung „Die pommerschen Schloßgesessenen“, die von dem Verfasser bei seiner tödlichen Erkrankung bereits in den Druck gegeben, nach dem Wunsche des Sohnes, „das Werkchen als das letzte seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem ihm liebgewordenen Felde der Pommerschen Alterthumskunde, Genealogie und Heraldik in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen“, von dem Vater des Verstorbenen herausgegeben wurde. Kratz' frühzeitiger Tod bedeutete einen großen Verlust für die Erforschung der Geschichte des deutschen, besonders des pommerschen Adels und für die Genealogie, Heraldik und Sphragistik. Seine an das kgl. Staatsarchiv zu Stettin gelangten reichen Materialsammlungen zur Geschichte der pommerschen adeligen Geschlechter sind noch heute ein wesentliches Hülfsmittel für Forschungen zur pommerschen Adelsgeschichte. Ein von ihm geplantes Werk über die pommerschen Siegel ist über die Vorarbeiten, eine reichhaltige Sammlung von dem mit einem hervorragenden Zeichentalent Begabten selbstgefertigter Siegelzeichnungen und -abdrücke, nicht hinausgekommen. Hätte ihn nicht der Tod in der Vollkraft seines Schaffens hinweggerafft, dann besäßen wir jedenfalls bereits

ein solches Werk, das so noch heute zu den frommen Wünschen der pommerschen Geschichtsforscher gehört.

Nachruf L. Frhr. v. Ledebur's in dessen Archiv für Deutsche Adels-Geschichte II (1865). — Familienpapiere im Besitze von Kratz' Schwester Frau v. Uckermann zu Groß-Machmin, Kr. Stolp. — Acten des Directoriums der kgl. Staatsarchive zu Berlin und der Universität Leipzig.

Otto Heinemann.

Kratzenstein: Eduard K., Doctor der Theologie und Missionsinspector in Berlin, ist am 29. October 1823 in Quedlinburg geboren. Er besuchte das dortige Melanchthon-Gymnasium, nahm aber, da der Vater ihn anfangs nicht — wie es sein Wunsch war — studiren lassen wollte, in Secunda weder am griechischen noch am hebräischen Unterricht theil und holte diese Gegenstände, nachdem der Vater seine Einwilligung zum Studium gegeben hatte, erst in Prima durch Privatunterricht nach. Trotzdem konnte er schon nach 8 Schuljahren mit einem vorzüglichen Abgangszeugniß zur Universität gehen. Er wandte sich nach Halle um Theologie zu studiren. Zwei seiner dortigen Lehrer hatten besonderen Einfluß auf seine geistige und religiöse Entwicklung: Gesenius und Tholuck. Der große Erneuerer der hebräischen Philologie weckte in ihm den Sinn für Sprachbeobachtung und Sprachvergleichung und eine besondere Vorliebe für das Hebräische. Durch Tholuck's Einfluß aber wurde er aus einem Rationalisten ein bibelgläubiger Pietist im besten Sinne des Wortes. Nach vollendetem Studium bestand er die beiden theologischen Examina mit „sehr gut". Dann war er drei Jahre lang Hauslehrer bei dem Major v. Steiger in Riggisberg nahe beim Thuner See. Zeitlebens hat er es als ein Glück gepriesen, daß er so Gelegenheit hatte, schon früh in ganz andersartigen politischen und kirchlichen Verhältnissen zu leben und dadurch vor Einseitigkeit und Parteifanatismus bewahrt worden sei. 1851 schied er aus der Schweiz und ging als Erzieher der beiden Söhne von Philipp und Marie Nathusius, der bekannten Schriftstellerin, nach dem in der Nähe von Quedlinburg gelegenen Neinstedt. In Quedlinburg war damals durch den späteren Barmer und Berliner Missionsinspector Wallmann eine tiefgehende religiöse Bewegung entstanden. K. schloß sich den durch W. zu innerlicher Frömmigkeit erweckten Kreisen an und wurde bald einer ihrer Führer. Um so erfreulicher war es ihm, daß er im J. 1854 in das Diakonat der dortigen Schloßkirche berufen wurde, zumal er in dem Pfarrer Brinkmann einen gleichgesinnten Amtsgenossen fand. In seiner Amtsführung legte K. das Hauptgewicht auf persönliche Seelsorge durch Hausbesuche. Daneben pflegte er das Vereinsleben und trat auch einem von Wallmann gegründeten Missionsverein bei. Dadurch kam er wol zum ersten Mal in nähere Berührung mit der Heidenmission.

Seine Wirksamkeit in der Vaterstadt war aber nicht von langer Dauer. Auf Wallmann's Vorschlag, der inzwischen Inspector der Berliner Mission geworden war, wurde er im J. 1858 als zweiter Inspector an das Seminar der Gesellschaft berufen. Hier fand er im Unterricht und in der Erziehung der künftigen Missionare ein Arbeitsfeld, das seiner Neigung und seiner besonderen Begabung entsprach. Er sah sich da freilich vor keine leichte Aufgabe gestellt. Denn obwol die meisten seiner Zöglinge nur Volksschulbildung besaßen, so waren doch auch frühere Real- und Gymnasialschüler und auch Gymnasialabiturienten darunter. Er verstand es aber meisterlich, nicht nur die früheren Handwerker zu der ungewohnten geistigen Arbeit anzuleiten und zu wissenschaftlichem Denken zu erziehen, sondern auch bei seinen so verschieden vorgebildeten Schülern einen gleichmäßigen Stand theologischer Ausbildung zu erreichen. Sein Unterricht nahm, wo es irgend ging, die Form des Zwie-

gesprächs an, so daß die Schüler selbst die Resultate finden halfen, wodurch ihr Interesse und ihr Eifer geweckt wurden. Da er knapp, gedankenreich und lebendig unterrichtete, so gewann jeder den Eindruck, daß er etwas Gediegenes und mit größter Gewissenhaftigkeit Durchgearbeitetes zu hören bekam. Dadurch erwachte in den Schülern die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Gegenstandes und zugleich Lust und Freude daran. Und das sind die besten Lehrmeister. Wichtiger aber als dieser gediegene und erfolgreiche Unterricht war der tiefgehende erzieherische Einfluß, den er auf die jungen Leute ausübte, und durch den er sie auf ihren schweren Beruf, Lehrer, Erzieher und Seelsorger von Heiden und Heidenchristen zu sein, trefflich vorbereitete. Die Lauterkeit seines ganzen Wesens, sein mit nachsichtiger Milde und Geduld gepaarter Ernst, seine unbedingte Verschwiegenheit machten ihn wie von selbst zum Seelsorger und vertrauten, väterlichen Freund seiner Schüler, dem sie ihr tiefstes Herz öffneten, und bei dem sie Trost, Rath und Hülfe in allen Dingen suchten und fanden. „Der Einfluß seiner geheiligten, vor Gottes Angesicht wandelnden Persönlichkeit wirkte heiligend, stärkend, belebend.“ Diese stille, verborgene und doch so tiefgreifende segensreiche Thätigkeit hat er über 38 Jahre lang geübt und so der Arbeit der Berliner Missionare die nöthige Einheitlichkeit verliehen und ihr den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Denn bei seinem Tode waren sämmtliche Missionare der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika, in Süd- und Nordchina, mit Ausnahme der zwei oder drei ältesten, seine Schüler. Mit ihnen allen hat er lebenslang in regelmäßigem brieflichen Verkehr gestanden und ist ihr Vertrauensmann und Berather geblieben bis zu seinem Tode. So ist es nicht zuviel gesagt, daß „die Berliner Mission seiner stillen, treuen und tiefen Arbeit weitaus ihr Bestes verdankt“. Er war die lebendige Tradition, oder, wie einer seiner Freunde es tiefer und treffender ausdrückte, das Gewissen des Missionshauses. Dazu befähigten ihn seine persönlichen Eigenschaften. Denn „er war der Treuesten und Festesten einer in unserer evangelischen Kirche, schriftgläubig, bekenntnißmäßig, charaktervoll und unerschrocken“. Seine Demuth und seine aufrichtige Herzlichkeit, sein großer sittlicher Ernst, mit dem sich ein harmlos heiteres, humorvolles Wesen aufs beste verband, gewannen ihm schnell alle Herzen. Auch für die Weckung und Belebung des Missionsinteresses in weiteren Kreisen war K. unermüdlich thätig durch zahlreiche Berichte und Vorträge auf Missionsversammlungen wie auch durch verschiedene, meistens in Warneck's „Allgemeiner Missionszeitschrift“ erschienene Aufsätze. Seine wichtigste, auf die Mission bezügliche Schrift ist seine „Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika“, welche 1893 in vierter Auflage erschien. Sie zeichnet sich durch Klarheit und zuverlässige Treue der Darstellung aus, und ihr Studium ist zur Erlangung einer gründlichen Kenntniß des Berliner Missionswerks unentbehrlich.

Neben dieser reichen amtlichen und halbamtlichen Thätigkeit fand er noch Zeit und Kraft zu privaten Arbeiten, und diese bezogen sich theils auf die Erforschung und Auslegung der prophetischen Schriften Alten und Neuen Testaments, theils auf Sprachstudien. Die erste Frucht seiner biblischen Studien war ein 1874 als Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Berliner Mission erschienenes Büchlein: „Christisches und Antichristisches, eine Probe eschatologischer Psalmenprophetie“. Es ist eine Auslegung der Psalmen 42—51, welche nachzuweisen versucht, daß der Psalter keine planlose Sammlung sei, sondern ein organisches Ganzes, voller Hindeutungen auf Christus und die Christus-feindlichen Mächte der letzten Zeiten. Im J. 1878 erschien „Die Offenbarung St. Johannis für das Verständniß der Gemeinde ausgelegt“. Die Sprache ist leicht und verständlich, die Auslegung tief und praktisch und berührt dadurch so wohlthuend, daß sie überall zeigt, wie sehr

dem Verfasser das, was er sagt, Herzenssache ist. Als bekannter Vertreter der Lehre vom 1000jährigen Reiche Christi wurde er öfter aufgefordert Vorträge über diese Fragen zu halten, von denen manche im Druck erschienen, z. B. „Die Bedeutung des prophetischen Wortes für das christliche und kirchliche Leben der Gegenwart“ (1879), „Zeitfolge der Christianisirung der Völker nach Andeutungen der biblischen Weissagung“ (1884) und sein Antheil an der mit gleichgesinnten Freunden herausgegebenen Vortragssammlung: „Blicke in die Zukunft des Menschengeschlechts nach dem prophetischen Wort der heiligen Schrift“ (1887). Die Anerkennung, welche seiner Arbeit gezollt wurde, kam dadurch zum Ausdruck, daß die theologische Facultät zu Greifswald ihn anläßlich seines siebzigsten Geburtstages zum Doctor der Theologie ernannte. Eine weitere ganz unerwartete Ehrung empfing der bescheidene Mann bald darauf durch die Verleihung des Rothen Adlerordens.

Neben dem Studium der Bibel waren Sprachvergleichung und Sprachbeobachtung ihm die liebste Beschäftigung. Er war auf diesem Gebiete vollständig Autodidact. Dennoch traf er mit sicherem Sprachinstinct meist das Richtige. Von der Sprachvergleichung ging er weiter zu einer Art Sprachphilosophie oder Sprachmystik. Er begnügte sich nicht damit, Sprachgesetze zu finden, sondern wollte erforschen, warum dieselben so und nicht anders seien. Weiter bemühte er sich auch, den Charakter der einzelnen Buchstaben festzustellen. Mehrfach hat er daran gedacht, seine Gedanken und Forschungen hierüber zu veröffentlichen, etwa nach seiner Pensionirung. Leider kam es nicht mehr dazu. Denn am 30. September 1896 rief ihn ein plötzlicher Tod mitten aus seiner rastlosen und reich gesegneten Thätigkeit ab.

Richter, Die Evangel. Missionen. 1897, Nr. 4. — Wilhelm Kratzenstein, Eduard Kratzenstein. Ein Lebensbild f. seine Freunde. Als Mscr. gedruckt 1897. — Private Mittheilungen. Otto Kratzenstein.

Kratzer: Nicolaus K. (in englischen Documenten auch Krach, Karche, Cracher, Kratcher, Kratz genannt), Humanist, Astronom und Mathematiker, geboren 1487 in München, wie aus seinem von Holbein 1528 gemalten Porträt hervorgeht, vielleicht der Sohn eines in den Münchener Steuerbüchern mehrmals genannten Sägeschmiedes Namens Hans Kratzer in der Neuhaeusgasse (jetzt Neuhauserstraße). Er studirte in Köln und Wittenberg und wurde daselbst Baccalaureus artium, wie die Historia et Antiquitates Universitatis Oxoniensis und Athenae Oxonienses bezeugen. Dort muß er auch, was aus späteren Beziehungen hervorgeht, mit den Größen des Humanismus, die als Lehrer und Studirende an diesen bedeutenden Universitäten zwischen 1505 und 1515 weilten, im Verkehr gewesen sein. Gemäß einem Eintrage in dem von K. geschriebenen astronomischen Codex 152 im Corpus Christi College zu Oxford, wonach mehrere seiner Schriften „ex veterato libro monasterii ordinis Carthus. in Aurbach duo milliaria a Vienna Austriae“ entnommen seien, könnte man daran denken, daß K. selbst die Karthause Mauerbach (so heißt es: nicht Auerbach) bei Wien besucht hat. Nachforschungen in der einzigen, jetzt noch bestehenden österreichischen Karthause Pleterje (Krain) und in Mauerbach selbst haben aber bis jetzt noch nichts über einen Aufenthalt Kratzer's bei den Karthausern ergeben, der aus der genauen Ortsbestimmung „zwei Meilen von Wien“ hergeleitet werden könnte. Wo er seine berühmt gewordene Kunst im Verfertigen astronomischer Instrumente gewann, ist noch nicht festgestellt, wie denn überhaupt vieles in dem Leben dieses hervorragenden Gelehrten und dieser zweifellos in die politische und religiöse Bewegung einer großen Zeit verwickelten anziehenden und eindrucksvollen Persönlichkeit nur hypothetisch betrachtet werden kann, da nicht einmal seine im Manuscript erhaltenen Schriften von Fachgenossen untersucht wurden, und die Geschichte des Einflusses des

deutschen Humanismus auf die englische Reformation noch keine systematische Darstellung gefunden hat, die ihn berücksichtigt. — Wood's Geschichte der Universität Oxford und die Athenae Oxonienses nennen an einer Stelle den 4. Juli 1517 als den Tag, an welchem der Münchener Nicolaus K., von dem Gründer des Colleges Richard Foxe berufen, in das Corpus Christi Collegium zu Oxford zugelassen wurde. Da man aber von England aus die Einträge in den Katalog von Corpus Christi College als unzuverlässig bezeichnet, soweit sie die frühesten Perioden des 1515/6 gegründeten Collegiums betreffen, so ist dafür jedenfalls ein späterer Termin anzunehmen. Die Universitätsregister lassen K. erst im Januar oder Februar 1523 nach Oxford kommen; an anderer Stelle von Wood's Geschichte der Universität Oxford ist das Datum für Kratzer's Eintritt in Corpus Christi College nur mit „vor dem 3. Juli 1524" angegeben, während an dritter Stelle bemerkt ist, daß K. am 19. Januar resp. 23. März 1522 Magister artium zu Oxford wurde. Jedenfalls ist also das frühe Datum vom 4. Juli 1517 abzulehnen. Und zu dieser Verschiebung stimmen auch die Daten der Erasmus-Briefe (Datirungen nach Max Reich, Erasmus v. R., Untersuchungen zu seinem Briefwechsel und Leben, 1895), in denen Nicolaus K. erwähnt ist. Am 18. Januar 1517 schreibt Petrus Aegidius an Erasmus nach Loewen: „Ich muß Dir schreiben, da Nicolaus der Bayer, der ausgezeichnete Mathematiker, nach dort abreist; er hat noch einige Astrolabien und Sphären bei sich, um sie nun dort zu verkaufen; er bringt Dir auch ein griechisches Buch mit u. s. w." Am 3. November 1517 schreibt Erasmus an Aegidius: „Ermahne Nicolaus vor Allem, daß er die Sache geheimhält und Niemandem ausschwätzt, zu wem er nach England geht. Auch wenn er nicht geht, schweige er; er soll eine Ausrede finden, die von der Wahrheit so weit als möglich entfernt ist. Die Sache selbst wirst Du aus dem Briefe des Secretaers und aus der mündlichen Erzählung meines Jacobus ersehen." Und am Schlusse heißt es: „Ist in Deiner Angelegenheit oder in der des Nicolaus irgend etwas nöthig zu thun, so bin ich bereit, dafür selbst nach Antwerpen zu eilen." Ferner schreibt Erasmus Ende November 1517 an Aegidius aus Loewen: „Alles das, worüber Jacobus berichtete, verhält sich so; ich habe volles Vertrauen zu Nicolaus und wundere mich nur, daß Dir das Geld nicht wiedergegeben worden ist." — In welchen Angelegenheiten dieser Nicolaus, den wir als Nicolaus K. identificiren, nach England berufen (accersitus) worden ist, wissen wir nicht. Wir glauben, daß politische Verhältnisse und diplomatische Verwendbarkeit sowol wie Kratzer's astronomische und technische Kenntnisse ihn an den Hof Heinrich's VIII. von England brachten. Einträge in des Königs Haushaltungsbücher (Henry VIII., Letters and papers, foreign and domestic) beweisen, daß K. bereits Anfangs 1519 als Astronom und Besorger der königlichen Uhren im Dienste Heinrich's VIII. stand; der letzte derartige Eintrag ist vom April 1531. Doch verblieb K. noch viel länger im Dienste des Königs. — Gleichzeitig war Nicolaus K. auch Lehrer an der Universität Oxford. Ein eigenhändiger Eintrag Kratzer's in die astronomische Handschrift (Nr. 152 von Corp. Christi College) besagt: Anno MDXX ego Nicolaus Kratzerus Bavarus Monacensis natus, Servus Regis Henrici Octavi jussu illius perlegi Oxoniae astronomiam super Sphaeram rationalem Johannis de Sacro Bosco et Compositionem astrolabii, Geographiam Pthol. Wahrscheinlich hat er auch Vorlesungen über Euklid gehalten, mit dem sich K., wie aus einem Briefe Albrecht Dürer's an K. hervorgeht (d. d. 5. Dec. 1524), in diesen Jahren eifrig beschäftigte. Während K. zuerst „jussu Henrici Regis" zu Oxford Vorlesungen hielt, war er nachher als Praelector Mathematices in Wolsey's Corpus Christi College erwählt. Auch mit Kartenaufnahmen hat er sich in dieser Zeit abgegeben, wie aus einem Briefe Kratzer's an Dürer zu ersehen ist. In dem gleichen

Jahre 1520 errichtete K. in Oxford eine Sonnenuhr, die dadurch noch besonders berühmt geworden ist, daß die Verdammung der Lutherischen Lehre, welche im Palast Wolsey's in London in feierlicher Versammlung beschlossen worden ist, an ihr angeheftet wurde. Die Fortsetzung des Eintrages in die citirte Handschrift des Corpus Christi College besagt: In illo tempore erexi columnam sive cilindrum ante ecclesiam divae virginis cum lapicida Wilhelmo Aost servo regis. Eo tempore Lutherus fuit ab universitate condemnatus, cujus testimonium ego Nicolaus Kratzerus in columna manu propria scripta posui. Als Frucht der wissenschaftlichen Thätigkeit Kratzer's in dieser Periode sind auch die folgenden, im Manuscript erhaltenen Werke zu betrachten: 1. Im Besitz der Bodleiana (Nr. 504): „Canones Horopti“ von 1520, dem Könige Heinrich VIII. gewidmet und auf Antrieb des königlichen Kämmerers Tyson geschrieben. 2. Im Besitz von Corpus Christi College in Oxford: „Nicolai Krazeri liber de compositione horologiorum, Astrolabii aliorumque instrumentorum mathematicorum, figuris perquam illustratis“ (s. die genaue Beschreibung bei Coxe, Catalogus Codicum Mss. etc. Vol. II Codices Collegii Corporis Christi p. 60; die zu Beginn erwähnte Notiz wegen des Buches aus Kloster Mauerbach steht in der Inhaltsangabe dieses Codex bei Tanner, Bibliotheca Britannico-Hibernica). Von diesen Manuscripten mögen andere englische Bibliotheken noch Abschriften besitzen. Ihre wissenschaftliche Bedeutung ist noch nicht untersucht. Wie lange Kratzer's Lehrthätigkeit in Oxford gedauert hat, ist ebenfalls nicht zu bestimmen. Außer der erwähnten Sonnenuhr auf dem Marienkirchhofe über welche der Corpus Christi Codex auch acht lateinische Distichen enthält, hat K. noch eine wundervolle astronomische Uhr für den Garten von Corpus Christi College in Oxford errichtet, die 1674 noch in loco war, und von der eine Abbildung in dem Manuscript von Rob. Hegge's „Treatise of Dials and Dialling“ existirt. Leland hat ein ganzes encomium in Distichen darauf verfaßt. Außerdem ist 1901 (s. Athenaeum vom 2. März 1901) eine zwischen 1518 und 1529 gefertigte tragbare Sonnenuhr aufgetaucht von vorzüglichem deutschem Kunstcharakter, die Cardinal Wolsey gehört hatte und für diesen höchst wahrscheinlich von K. verfertigt worden war.

Im J. 1520 hatte K. vom Könige Urlaub, um Erasmus, der damals in Antwerpen weilte, zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit traf der Münchener Astronom im Dienste Heinrich's VIII. mit Albrecht Dürer zusammen. Da heißt es in Dürer's Tagebuch: „Ich hab conterfeit in Antorf (Antwerpen) Herrn Nicolaus, ein Astronomus, wohnet bei dem König von England, der mir zu viel Ding fast förderlich und nützlich ist gewesen; er ist ein Deutscher, von München gebürtig.“ Dürer's Kratzerbild ist leider verloren. Als damals Dürer den Erasmus in Brüssel zeichnete, war K. bei den Sitzungen mit zugegen; es gibt gleichzeitige Kupferstiche dieser Zeichnung, und ein Exemplar eines solchen im Besitze des Herrn Geh. Rath Wolff in Bonn trägt in lateinischer Sprache die Bemerkung Kratzer's auf der Rückseite, daß er zugegen gewesen sei, als Dürer Erasmus zeichnete. Es existirt ferner ein Brief des Nicolaus K. an Dürer vom 24. October 1524 (im Besitz des Herrn Lempertz in Köln) und die Antwort Dürer's an K., Königlicher Majestät in England Diener, vom 5. December 1524 (im Besitz der Guildhall Library in London), die für die Charakteristik und die Thätigkeit Kratzer's und seine Beziehungen zu den Reformatoren von größter Wichtigkeit sind. Sie bezeugen seine Sympathie für die Lutherische Sache, die er in England, wo die kirchliche Reformation erst später ihr Haupt frei erheben durfte, kluger Weise noch verschwiegen halten mußte. Die erwähnten beiden Briefe wurden zuerst bei Thausing, „Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Zeit“, 1876, veröffentlicht. (Die Hinweise S. 365 unten gehen auf diese beiden Briefe.)

Außer als Gelehrter, als Astrolog und als astronomischer Techniker stand aber der deutsche Humanist auch als diplomatischer Agent in Diensten Heinrich's VIII. Gerade auf dieser Reise des Jahres 1520 benutzte ihn Tunstal, der Master of the rolls, der im Auftrage Heinrich's VIII. an den Hof Karl's V. nach Köln reiste. Tunstal schreibt am 12. October 1520 gleichlautend an Heinrich VIII. und Cardinal Wolsey aus Lüttich: „Ich traf zu Antwerpen Nicolaus Kratzer, einen Deutschen, der des Königs Uhren besorgt; der sagte, daß er für einige Zeit Urlaub habe, aber jetzt zurückkehre. Ich bat ihn, einige Zeit noch zu bleiben, bis er sicher sei, daß der König seinen Urlaub verlängere. Da er in Oberdeutschland geboren ist und viele der Fürsten kennt (in dem Briefe an Wolsey heißt es: ‚Aus den fürstlichen Umgebungen'), so kann er uns gute Dienste leisten, indem er die Ansichten der Kurfürsten über die Reichsangelegenheiten aushört". — Im J. 1529 wurde K. im Interesse der Staatsfinanzen von Heinrich VIII. verwendet (Acten Heinrich's VIII.): „Hugh Boywell, Nic. Crazer, Hans Bour laut Akt vom 12. August des 21. Jahres der Regierung ausgesandt um die Wälder und Minen im Cornwall, Devonshire und sonst wo zu untersuchen und Schmelzversuche mit dem Gold zu machen." Aus „Thomas Cromwell's Remembrances" von 1533 läßt sich schließen, daß K. damals die Correspondenz mit dem von Thomas Cromwell nach Deutschland gesandten Christopher Mount vermittelte, der auf den Continent gereist war, um Heinrich VIII. politische Berichte zu geben und zugleich die deutschen Fürsten über des englischen Königs Ehescheidung aufzuklären. Christopher Mount war ein streitbarer Vorkämpfer Luther's; und wir dürfen annehmen, daß damals auch K. den neuen Glauben frei bekannte, dem er im Stillen schon vorher anhing und zu dem in dem Studenten in Wittenberg durch Luther's Predigten der Keim gelegt worden sein mag. Noch existirt endlich ein Brief Kratzer's an Thomas Cromwell vom 24. August 1538, worin jener aus Deutschland geholte Informationen über die Türken gibt. Jedenfalls stand der Münchener Astronom auch noch in der Mitte der 40er Jahre des 15. Jahrhunderts in Gnaden bei seinem Herrn, dem englischen Könige. Denn eine von van Maander in „het Schilder Book" wiedergegebene Anekdote lautet: „Eines Tages frug der König Kratzern zum Spaß oder aus sonst einem Grunde, wieso er denn nicht besser englisch sprechen könne, worauf Meister Nicolaus antwortete: ‚Verzeiht, Majestät, aber wieviel englisch glaubt Ihr denn, daß man in einem Zeitraum von 30 Jahren lernen kann?' Darauf fingen der König und sein Hof herzlich zu lachen an." Zuletzt erwähnt finden wir K. in dem Tractatus de Astronomia des Guido de Forlivio (Guido Bonatus, Basel 1550), in dem der Herausgeber Nicolaus Prugner (Pontinus, siehe A. D. B. XXVI, 674/5) in der Widmung an Paget, des englischen Königs Magister of the Rolls, sagt: „Welchen Nutzen das Buch den Mathematikern bringt, wirst du selbst erkennen, aber auch von eurem Mathematiker Nicolaus Kratzer erfahren können, der ein so guter, trefflicher und gerechter Mann ist, daß er eigentlich eine höhere Stellung verdient als die eines Mathematikers, und der ein solcher Meister in seiner Kunst ist, daß er als darin einzig dastehend angesehen werden muß." Zu dieser Charakteristik von Seite Prugner's tritt noch eine andere, die der französische Dichter Nicolaus Bourbon de Vandoeuvre von K. gibt; er schickt unter dem 25. Sept. 1835 Grüße u. a. „Nic. Cratzero regio astronomo viro honestis salibus facetiisque ac leporibus concreto", d. h. an K., der in allen Ehren von Witzen, Schwänken und launigen Einfällen voll steckt. Daß übrigens K. auch ein trinkfester Deutscher war, geht aus den schon früher erwähnten acht Distichen der Corpus Christi-Handschrift hervor, wo es von ihm und dem Engländer Wilhelm Aost heißt:

Ambo viri semper germano modo bibebant
Et poterant potus sugere quicquid erat.

Aber die wunderbarste Charakteristik Kratzer's besitzen wir in effigie — eines der herrlichsten Werke Meister Holbein's des Jüngeren ist das jetzt im Louvremuseum befindliche Porträt Kratzer's: „Imago ad vivam effigiem expressa Nicolai Kratzeri Monacensis qui Bavarus erat. quadragesimum primum annum tempore illo complebat. 1528" verzeichnet das auf dem mit astronomischen Instrumenten bedeckten Tische liegende Papier: „Das bartlose Gesicht ist nicht eben schön: große Nase, breiter Mund, grobes Kinn; eine schwerfällige, doch tüchtige Erscheinung, wie es scheint, auch jovial". (Woltmann, Holbein und seine Zeit I, S. 344.)

Im vierten Jahre des Königs Edward VI. (1550) ist sein Leben noch bezeugt; kurz nach 1550 soll Nicolaus K. gestorben sein; man weiß nicht, wo er begraben ist. Als nachherige Besitzer seiner Bücher werden Johannes Dee (1527—1608), der Mathematiker und Astrolog, und Dr. Richard Foster, Physiker und Mathematiker, genannt.

English Dictionary of National Biography XXXI, 344/5 und die daselbst verzeichnete Litteratur. — Nikolaus Kratzer, ein Münchener Humanist, ein biographischer Versuch von M. (Max Maas), Beil. z. Allgem. Zeitung (München) Nr. 64 u. 65 vom 18. u. 19. März 1902.

Max Maas.

Krause: Karl Ernst Hermann K., Schulmann und Kenner niederdeutscher Sprache und Geschichte, wurde am 10. September 1822 als Sohn eines hannoverschen Husarenrittmeisters zu Northeim geboren, besuchte zunächst das Progymnasium seiner Vaterstadt und erhielt seine weitere Vorbereitung zu den akademischen Studien auf dem Pädagogium in Ilfeld, von wo aus er Ostern 1841 die Universität Göttingen bezog. Als Student der Philologie und Mathematik immatrikulirt, hat er nach eigenem Bekenntniß von Fr. Wieseler und K. Fr. Hermann die stärksten Anregungen erfahren; in der Staatsprüfung, die er im achten Semester ablegte, erwarb er die facultas docendi außer für die alten Sprachen, Geschichte und Geographie auch für Mathematik: in Ilfeld hatte man seine besondere Beanlagung nach dieser Seite erkannt und ihn ermahnt, sie für seinen zukünftigen Beruf auszunutzen. Nachdem er sich in Northeim und Göttingen die pädagogischen Sporen verdient, ward er schon zu Ostern 1846 als Lehrer und Hofmeister an die Ritterakademie zu Lüneburg berufen, der er bis zu ihrer Auflösung im J. 1850 angehört hat. Die politisch erregte Zeit führte auch ihn in den Vordergrund des öffentlichen Lebens: als Präsident des Arbeitervereins, Schriftführer des Bürgervereins und Mitredacteur einer oppositionellen Zeitung vertrat er von vornherein einen durchaus national gerichteten, aber allen socialen Utopien abholden Liberalismus, wie er ihn als überzeugungstreues Mitglied der nationalliberalen Partei auch dann festgehalten hat, als ihn seine Stellung und seine Berufsarbeit dem politischen Wirken entzogen. Es spricht für die Frische und den Reichthum seines geistigen Wesens, daß er in diesen selben Jahren auch den Grund zu seiner großen Belesenheit in Büchern und Handschriften und zu seinem umfassenden Thatsachenwissen in der Sprache und Geschichte wie in der ganzen Heimathskunde Niedersachsens gelegt hat. Ausdehnung und Vertiefung erfuhren diese Studien in Stade, an dessen Gymnasium er 1850 versetzt ward und wo er fünfzehn Jahre lang als eines der meistbeschäftigten, gewiß aber als das vielseitigste und anregendste Mitglied des Lehrkörpers wirkte. Seine Thätigkeit bezeichnen die Empfehlungen, mit denen man ihn, der inzwischen zum Conrector aufgerückt war, ausstattete, als er sich 1857 um die Directorstelle der im Entstehen begriffenen höheren Bürgerschule

in Bremerhaven bewarb. Da sich die Voraussetzungen, unter denen er die Bewerbung eingereicht hatte, nicht erfüllten, verblieb K. in Stade bis zum Jahre 1865, wo er einer ehrenvollen Berufung als Leiter der „Großen Stadtschule“ nach Rostock folgte. Dieses Amt verlieh ihm, nachdem er bald das volle Vertrauen der städtischen Behörden gewonnen hatte, einen hohen Grad von Selbstständigkeit und gab ihm ein reiches Arbeitsfeld, aber es stellte ihn auch vor schwierige Aufgaben, deren nur eine ungewöhnliche Arbeitskraft und ein ausgesprochenes Organisationstalent Herr werden konnte. K. hat das höhere Schulwesen der alten Hansestadt, das unter mangelhafter Leitung und Aufsicht hinter den Anforderungen der Zeit arg zurückgeblieben war und ebenso unter einer unklaren Gesammtverfassung wie unter allerlei didaktischen Mißbräuchen litt, aufs gründlichste reorganisirt und reformirt. Er hat von der „Großen Stadtschule“ die höhere Bürgerschule unter gesonderter Leitung losgelöst, die combinirten Classen ganz beseitigt und so zwei von ihm als gemeinsamem Director geleitete Anstalten, ein Gymnasium und ein Realgymnasium, entwickelt. Mitten hinein in diese Arbeit fiel die Einführung der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung, und auch später hat es an Nöthigung, das Rostocker höhere Unterrichtswesen dem preußischen, so besonders den Lehrplänen von 1882 anzupassen, nicht gefehlt. Allem dem waren die Kräfte dieses wahrhaft tüchtigen Mannes, der stets auch ein freudiger, durch Unterricht und Vorbild gleichmäßig fördernder Lehrer blieb, gewachsen bis über die Schwelle des siebenten Jahrzehnts, wo ein Herzleiden seiner unermüdlichen Thätigkeit ein Ziel setzte. Am 28. Mai 1893 ist er in Rostock gestorben.

K. hat von früher Jugend auf ein lebhaftes Interesse für die heimathliche Sprache wie für alle Erscheinungen der heimathlichen Natur und Geschichte besessen, und er hat im Laufe der Zeit allen seinen weit divergirenden Interessen ein wissenschaftliches Fundament gegeben und sie bisweilen höchst fruchtbar zu vereinigen gewußt. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, die fest im Heimathsboden wurzeln, aber auch rasch wieder Wurzeln treiben, wenn sie verpflanzt werden. Der Boden von Northeim und Lüneburg, von Stade und Rostock ist ihm vertraut gewesen wie Wenigen — mit allem was auf und unter ihm vegetirt und existirt hat. Er wußte mit voller Sachkunde über geologische Aufschlüsse von Bohrungen in der Marsch zu berichten, er schrieb zoologische und botanische Aufsätze und Miscellen, er konnte mit Schiffern und Salzsiedern, mit Bauern und Förstern über ihre Dinge und in ihrer Sprache reden. Die Sprache, insbesondere die niederdeutsche, nach ihrer culturhistorischen Seite, und wieder die Culturgeschichte im Spiegel der Sprache, das war wol das eigentliche Centrum seines weitverzweigten Interesses. Ferner lag ihm die schöne Litteratur und die große Weltgeschichte; aber wie sie sich in dem niederdeutschen Gebiet zwischen Weser und Oder abgespielt hatte, darüber wußte er ausgezeichnet Bescheid, von der Dynastengeschichte bis zur Gelehrten- und Handwerksgeschichte war ihm kein Gebiet und kein Winkel der heimathlichen Historie fremd, in genealogische, heraldische, numismatische Details, in die alten Sitten und Bräuche vor allem der charakteristischen Gewerbe des Küstenlandes hatte er sich hineingearbeitet und hineingelebt, und die verschiedensten wissenschaftlichen Unternehmungen vom Grimm'schen Wörterbuch bis zur Allgemeinen Deutschen Biographie haben bald seine gelegentliche, immer sachkundige Beisteuer, bald seine andauernde, wachsame Mitarbeit erfahren. Insbesondere der Herausgeber der A. D. B. weiß ihm herzlichen Dank für eine lange, lange Reihe von Beiträgen, deren Aufnahme zum nicht geringen Theil auf Krause's eigene Anregungen zurückgeht; sind sie auch zumeist nur geringen Umfangs

und betreffen sie fast durchweg nur Persönlichkeiten von niederer Bedeutung, über die Specialkunde, die oft ganz abgelegene Gebiete der Gelehrsamkeit betraf, verfügte Keiner so wie er. Und nicht selten waren diese Artikel auch die reife Frucht langgepflegter Studien, wie etwa der über Lothar Udo II. von Stade mit einer ganzen Genealogie des Stader Grafenhauses (s. A. D. B. XIX, 257—261).

K. hat niemals ein wissenschaftliches Buch geschrieben, aber der Doctor philosophiae honoris causa, den ihm die Rostocker Facultät am 1. Febr. 1880 verlieh, galt wahrlich nicht nur der Jubelfeier der Großen Stadtschule, sondern einem gelehrten Schulmanne, der sich um die Belebung der Territorialgeschichte und der orts- und sprachkundlichen Erforschung Norddeutschlands unbestreitbare Verdienste erworben hat. Von Stade bis Riga ist auf niederdeutschem Boden kaum eine historische Zeitschrift erschienen, die nicht von ihm bald größere Aufsätze, bald kleinere Mittheilungen gebracht hätte. Lange Jahre (1878—1890) war er den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" ein zuverlässiger Berichterstatter für die Gebiete der deutschen Küstenlande. In Stade hat er den „Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln" mitbegründet (1857) und ist Jahre lang wie der Herausgeber und Hauptmitarbeiter des „Archivs", so die Seele des Vereins gewesen; in Rostock hat er (1883) einen ähnlichen Verein schaffen helfen. Er war 1871 dabei, als in Lübeck der „Verein für hansische Geschichte" begründet ward, ganz besonders aber hat er seit 1875 dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung nahegestanden, dessen Präsident er von 1884 bis zu seinem Tode gewesen ist. In den Publicationen dieses Vereins, im „Korrespondenzblatt" und besonders im „Jahrbuch" sind denn auch diejenigen Aufsätze Krause's erschienen, die unter den Arbeiten seiner späteren Jahre am meisten den Stempel seiner Eigenart wie seiner besondern Kraft verraten: die Vereinigung sprachlichen und historischen Wissens mit jener gründlichen Ausdeutung der realen Culturverhältnisse. Ich hebe heraus das bescheiden dargebotene, aber durch Fachkunde imponirende „Erklärende Wörterverzeichniß der Lüneburger Sülze" (Bd. 5), die Ausführungen über „Brunsilgenholt" (Bd. 2), „Quetsche, Zwetsche" (Bd. 12), „Zitelose" (Bd. 15), „Bohne und Vietzebohne" (Bd. 16) und den in seiner Knappheit vortrefflichen Vortrag über das „Hundekorn" (Bd. 15).

Autobiographische Mittheilungen im Progr. d. Rostocker Großen Stadtschule, Ostern 1866. — Nachruf im Progr. d. Rostocker Gymnasiums und Realgymnasiums, Ostern 1893. — Hauptquelle: K. Koppmann, im Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XVIII, 1—14, wo ein von dem Sohne Ludwig Krause aufgestelltes Verzeichniß der Aufsätze Krause's benutzt ist. Edward Schröder.

Kray: Wilhelm K., Genre- und Marinemaler, geboren am 29. December 1828 zu Berlin, † am 29. Juli 1889 in München, wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf, zeichnete und colorirte schon in den Knabenjahren, erhielt 1848 auf einer Reise nach Kopenhagen zu einem Hamburger Oheim durch die gewaltige Poesie des Meeres die ersten Eindrücke, welche dann durch die Bilder des damals zur Berühmtheit gelangten Malers Daniel Hermann Anton Melby (geboren am 13. Februar 1818 in Kopenhagen, † am 10. Januar 1875 zu Paris) zur näheren Fühlung mit der Kunst führten. In Berlin lernte er unter Schrader, Friedrich W. Schirmer und Hermann Stilke, der ihn auch bei Ausschmückung des neuen Museums verwendete, wozu K. einen Carton, „Die Erfindung der Buchdruckerkunst", zeichnete; bei Schrader übte er sich im Porträt; ein 1858 zu Bonn in ganzer Figur gemaltes Bildniß

des Ernst Moritz Arndt fand allgemeine Anerkennung (vgl. Nr. 873 Illustr. Ztg., 24. März 1860, S. 220) und veranlaßte weitere Aufträge, darunter jenes der bekannten Malerin Hermine Stilke, des Homöopathen und Sanitätsraths Arthur Lutze (s. A. D. B. XIX, 717) u. A. m.

Ein zweijähriger Aufenthalt in Paris (1859 und 1860), wo er hauptsächlich die Ateliers von Cabanel und Baudry hospitirte, übte keinen besonderen Einfluß auf K. aus. In Berlin trat er dann mit einem „Amor und Psyche" vor das wohlwollend aufnehmende Publicum; angeregt durch Goethe's Dichtung war der seine junge Freundin mit Blumen schmückende „Pausias", ein in Form und Farbe tadelloses Bild (1887 nochmals im Münchener Kunstverein), welches die Aufmerksamkeit aller Kenner und Kunstfreunde auf K. lenkte. Er vermählte sich mit der Tochter des Oberbergraths Broemel und blieb mehrere Jahre in der preußischen Hauptstadt, um das Bildniß des nachmaligen deutschen Kaisers und viele Mitglieder der Aristokratie zu malen. Dann trieb ihn sein veränderungsbedürftiger Sinn und eine wachsende Wanderlust 1867 mit Frau und Kind nach Rom, wo K. seine hochpoetischen Bilder schuf, deren Scenerie er durch wiederholte Ausflüge nach Neapel und die nächsten Inseln immer erweiterte. Da malte er Landschaften aus der Campagna, am liebsten aber das ewig wechselnde Meer, welches er durch seine traumartigen Phantasien belebte; da war er in seinem Element. Er staffirte dessen Zauber durch die süßesten Gestalten anmuthiger Mädchen und Frauen, die er als ideale Nymphen und Nereiden schilderte, wie sie nur dem wahren Dichter und Maler erscheinen: ewig jung, von berückender Schönheit und Grazie, in unvergänglichem Reiz der spielenden Glieder; ebenso weit entfernt vom spiritistischen Spuk wie von sinnlichem Realismus. Als ein Programm, wie er die schöne Welt sah und erfaßte, mag eine seiner frühesten Dichtungen gelten: Ein Maler in braunem Sammetrock, das Haupt vom obligaten schwarzen Calabreser beschattet, die Mappe unterm Arm, sitzt träumerisch in einem Nachen, der von zwei kräftigen, mit phrygischen Mützen bedeckten Capresen über den im Sonnenuntergang glühenden Golf von Neapel gerudert wird; die stämmigen, dem Signor Tedesco den Rücken zuwendenden Fergen haben keine Ahnung von jener lockenden Nymphenschar, die jubelnd und neckend das Boot mit dem phantasirenden Maler umgaukeln und umtanzen (vgl. Lützow's Zeitschrift 1874, IX, 409). Traun! Eichendorff hat recht: Dichter und Maler „reisen nie incognito", sie sehen mit glücklicheren Augen, was dem gewöhnlichen Menschen immer verwehrt bleibt. Deshalb war K. in seinen Bildern immer ein wahrer Poet. In der „Nacht im Golf von Neapel" wird ein Verliebter von duftigen Seefräuleins geneckt (ebendas. IX, 629). Wie zart schildert K. die Situation, wo einem schlafenden Fischer die Nymphen seine glückstrahlende Braut zuführen (ebendas. 1876, IX, 179). Dann kam eine mit fröhlichen Paaren staffirte „Rückkehr vom Blumenfest in Nettuno", und die „Am Strand bei Porto d'Anzio bei Sonnenuntergang badenden Frauen", ideale Gestalten, wie selbe M. v. Schwind in seinen „Fontes Melusinae" auch nicht graziöser erfinden konnte.

Schon früher hatte er die Einzelnfigur einer auf der Spitze des Berges sitzenden „Lorelei" geschaffen, die, auf die Leyer gestützt, träumerisch grüßend mit der Rechten ihren wehenden Schleier hinausflattern läßt in das ferne dämmernde Rheinthal; von den bei Heine angedeuteten Motiven macht der Maler gar keinen Gebrauch, sie singt nicht, kämmt auch nicht ihr goldenes Haar, auch von dem Schiffer im kleinen Kahn ist nichts zu sehen, und doch übt das Bild in seiner Farbenmelodie einen Zauber in weit höherem Grade aus als alle früheren Darstellungen der Düsseldorfer und anderer Zunftgenossen.

Aehnliche Stimmung erweckte auch eine „Prinzessin Ilse“. Sein Repertoire blieb jedoch klein und abgegrenzt; dazu arbeitete er langsam und gewissenhaft; in der tadellosen Modellirung seiner feinen immer ätherischen Körperchen, der am Horizont hinschleichenden Nebelwolken, des mondbeglänzten Meeres und der in weite Ferne gerückten Landschaft that er sich nie genug. Freunde, Kenner und Käufer störten den weltabgeschiedenen Maler wenig, der in seiner Menschenflucht einmal sogar längere Zeit auf der von armen Fischern bewohnten Isola Maggiore Trasimeno hauste, wo der innerlich fröhliche, für heitere Anregung nicht unzugängliche Maler in einem reizend gelegenen, aber verlassenen Convent ein phantastisch ausgestattetes Studio improvisirt hatte. Hier in buchstäblicher Verborgenheit entstanden die, von den schaukelnden Meermaiden nur dem Stoff nach abweichenden, aber in Ton und Farbe mit gleicher Feinheit der Empfindung durchgearbeiteten Bilder: das theilweise an Chr. Ruben (Chiemsee-Abend) erinnernde „Ave Maria“. Aus einem von hohen Bergen ringsumschlossenen See ragt ein einsamer, von einem rankenumsponnenen Kreuz bekrönter Fels, davor hält der alte betende Marinaro mit zwei Mädchen und einem Knaben, in andächtiger, lauschiger Stille (als Postkarte bei Paul Bayer in Dresden); dann „Fischerkinder vor dem Bilde der Madonna“; eine „Wasserfahrt“ und „Klosterküche“.

Bald führte den Maler sein unüberwindlicher Drang nach Veränderung über München nach Berlin zurück (1872), wo die „Perlenfischer“, eine „Fischerfamilie am Meere“ und die nächtliche Landschaft „Ueber den Golf von Neapel“ entstanden. Dann zog es ihn wieder nach dem Süden und insbesondere nach Venedig, von wo ein im Schlafe von gaukelnden Wasserjungfern geneckter „Fischer“, eine schwüle „Nixen-Nacht“, ein im Spiel der Libellen versunkenes Mädchen, eine „Psyche“ (Nr. 2407, Illustr. Ztg., 1889), „Mignon“ und „Undine“ (Nr. 5, „Wartburg“ 1879, S. 109), aber auch eine Landschaft mit „Tizian's Heimathbergen“ — Sir Josiah Gilbert schrieb über „Titian's Country“ (London 1869) sogar ein dickes Buch — nach dem Oesterreichischen Kunstverein und in das dortige Künstlerhaus gingen. Dann begab sich der unruhige Mann durch Tirol nach Wien (1878), wo seine ausgereifte Kunst viele Freunde und Anerkennung fand, ebenso wie sein stets anregendes, geistvolles Wesen. Trotz seines eifrig unausgesetzten Schaffens dachte er daran, eine Schule für Malerinnen zu begründen. Aus dieser Periode stammen eine neue „Prinzessin Ilse“, das „Johannisbad“, die „Venetianische Schwimmschule“, wo ein Mädchen ihr kleines Brüderchen ins Wogenbad taucht, während das sie liebkosende Schwesterchen ihr Hals und Arme beschwert, ein „Irrlichtertanz“, „Donauweibchen“ u. dgl. Auch hier lockte sein nimmer müder Wandertrieb zu einer Uebersiedelung nach München (1883), wo er endlich festen Fuß faßte und, mit Pinsel und Zeichenstift wechselnd, neue Themata ersann: die Ballade „Willkommen Herr Olaf!“, des „Meeres und der Liebe Wellen“, eine „Sappho“ (Nr. 2337, Illustr. Ztg., 14. April 1888), die „Königin der Nacht“ und „Die seligen Tage der Jugend“, wo er sieben singende, mit Blumen gezierte italische Mädchen in einer Barke vorüberführt, eine in der heiteren Kraft der Farbe und Wahrheit der Empfindung an Hans Dahl's „Norwegische Kirchfahrerinnen“ und L. Passini's singende „Ampezzanerinnen“ gemahnende Dichtung. Noch ernstere Töne schlug der sinnende Künstler an mit dem „Eintritt ins Leben“, wo ein Schutzgeist über Mutter und Kind die segnenden Hände breitet, und dem Gegenstück, der „Seelenheimkehr“ (gestochen von Doris Raab), wobei ein Engel die scheidende Seele himmelwärts geleitet. Figurenreicher gestaltete K. eine Apotheose des Kaisers Wilhelm I. (in Photographie bei Fr. Bruckmann). In der „Barca della carità“ rudern zwei Mönche die im offenen Sarge ruhende Leiche

eines schönen Mädchens über die aufgeregte See nach dem Friedhof, ein Thema, welches K. in neuer Bearbeitung wiederholte. Mit L. W. Heupel machte er sich an einen Cyklus von zwölf Illustrationen zu Jul. Wolff's „Lurlei", ebenso begann K. mit Alexander Zick eine Bilderreihe „Vom Erdenthal ins Himmelreich" oder „Ein Menschenleben in Bild und Wort" (München, bei Fr. Bruckmann), wozu Martin Greif einen Begleittext dichtete. Zuletzt dachte er „die Jahreszeiten" in Bildern vorzunehmen: den „Frühling" verkörpern zwei mit ihren Kindern durch eine sprossende Landschaft wandernde Frauen; den „Sommer" eine mit ihren Kindern im Schatten hoher Bäume sitzende Familie, dahinter im wogenden Getreidefelde die Schnitterinnen die gereifte Frucht einheimsend; das Wintermärchen repräsentirt eine vom Nordlicht magisch umfluthete, auf phantastischen Eisgebilden schlafende Frauengestalt, im Vordergrunde schlummern, aneinander geschmiegt, zwei liebliche Mädchen. Den Herbst ist er uns schuldig geblieben. Er warf ihn auf das Krankenlager. Kaum reisefähig, eilte K. mitten im Winter vertrauensvoll nach Nervi bei Genua, dann nach Venedig. Scheinbar gebessert kehrte er nach München zurück, zog sich infolge einer Erkältung einen Rückfall zu, wovon er sich nimmer erholte. K. war „ein reich veranlagter, wohlwollender, frohgemuther Charakter, welcher dem Leben, das oft trübe Schatten über seine Wege warf, dennoch immer die hellsten, heitersten Seiten abzugewinnen wußte". Sein Bildniß zeigt einen energisch ausblickenden, kahlköpfigen, aber mächtig bebarteten Mann.

Vgl. Lützow, Zeitschrift 1867: II, 122; 1869: IV, 19; 1874: IX, 163, 410, 629; 1876: XI, 179, 530; 1878; XIII, 608; 1882: XVII, 467, 563. — Deutsche Illustr. Ztg., II. Bd., Nr. 1 vom 15. August 1885 (mit biogr. Notizen u. Verzeichniß seiner Werke). — Fr. Pecht (Gesch. der Münch. Malerei 1888, S. 383) bringt Kray unbegreiflicher Weise mit Makart in Fühlung! — Nr. 2407 Illustr. Ztg., Leipzig, 17. August 1889 (mit Portr. u. Biogr.) u. Nr. 48 Ueber Land und Meer 1889, LXII, 1004. — Fr. v. Bötticher 1895, I, 760. Hyac. Holland.

Krefft: Johann Gerhard Louis K., Naturforscher, † 1881, wurde als Sohn eines Conditors Karl Wilh. Ferd. K., der aus Mecklenburg stammte und sich mit einer braunschweigischen Bürgerstochter, Joh. Christiane Bischoff, verheirathet hatte, am 17. Februar 1830 zu Braunschweig geboren, wo er die Bürgerschule und das Realgymnasium besuchte. Da er große Anlage zum Zeichnen von Thieren besaß, so wäre er gern Maler geworden, doch wurde er, 15 Jahre alt, zum Kaufmann bestimmt und zu den Gebrüdern Wrede in Halberstadt in die Lehre gegeben. Hier blieb er fünf Jahre. Dann veranlaßte ihn die Aussicht, Soldat werden zu müssen, im Sommer 1851 nach Amerika auszuwandern. Als Schreiber und Zeichner erwarb er sich in New-York so viel Geld, daß er nach Australien reisen konnte. Im November 1852 kam er in Melbourne an, wo er dem Strome der Goldsucher folgte und bis 1857 in den Goldfeldern thätig war. Im folgenden Jahre nahm er an einer Sammelexpedition in das Innere des Landes theil, zu der er von der Regierung in Victoria aufgefordert worden war. Er hatte dabei so guten Erfolg, daß ihn Professor Mac Coy, der Director des Regierungsmuseums in Melbourne, sogleich zu seinem Assistenten ernannte. Bald darauf kehrte er über England, wo er mit verschiedenen Zoologen in Verbindung trat, nach Deutschland zurück. Da er jedoch hier keine ihm zusagende Beschäftigung finden konnte, so ging er schon 1859 wieder ins Ausland. Zunächst nach Südafrika, dann wieder nach Australien. Hier wurde er auf Empfehlung seiner Londoner Gönner Secretär bei Dr. Pittard, dem Director des Museums zu Sydney, und bewährte er sich hier so, daß er nach Pittard's Tode 1861

zum Curator des Australian Museum ernannt wurde. In dieser Stellung entfaltete er neben seinen Amtsgeschäften eine ausgedehnte wissenschaftliche Thätigkeit. Sie bezog sich zunächst auf die Schlangenfauna der Umgegend von Sydney, dann überhaupt auf australische Reptilien, auf Säugethiere, Vögel, Fische u. a. Auch der Erforschung der Höhlen des Landes widmete er mit Erfolg seine Arbeit. Auf weiten Reisen sammelte er, großentheils selbst, das Material für seine Studien. Sehr bekannt wurde er in wissenschaftlichen Kreisen namentlich durch die Bearbeitung einer Panzerwelsart, die er aus dem Wide-Bay-District in Queensland erhalten hatte und unter dem Namen Ceratodus Forsteri Krefft 1870 in die Wissenschaft einführte. Zahlreichen Anstalten in Europa, auch denen seiner Heimath, sandte er werthvolle naturwissenschaftliche Gegenstände. Von den verschiedensten Stellen sind ihm deutliche Zeichen der Anerkennung für seine verdienstvollen Leistungen zugegangen; v. Heuglin nannte nach ihm ein langes Vorgebirge von Barents-Island bei Spitzbergen „Krefft-Berg"; er war Ehrendoctor und correspondirendes Mitglied vieler Vereine und Gesellschaften. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er an der Stelle seines Wirkens die Anerkennung, die ihm gebührte, nicht gefunden hat, daß ihm hier sein Mühen mit offenbarem Undanke gelohnt ist. Im J. 1874 kam er mit den Trustees des Museums in Zwistigkeiten, die sich bald so verschärften, daß er mit Gewalt aus der Wohnung, die er im Museum innehatte, entfernt wurde. Obwol er auf dem Wege der Klage an verschiedenen Stellen, bei dem Gerichte, der Regierung und dem Parlamente Recht bekam, so konnte er doch nicht zu seinem Rechte kommen. Darüber auf das tiefste verstimmt, ist der sonst so heitere, von idealem Streben beseelte Mann am 19. Februar 1881 in Wooloomooloo, einem Vororte von Sydney, gestorben. Er hinterließ eine Wittwe und zwei im Kindesalter stehende Söhne.

Vgl. Fr. Grabowsky im Braunschw. Magazin 1896, Nr. 5, S. 36 bis 40, wo auch die meist in englischer Sprache verfaßten Arbeiten Krefft's von 1858—79 verzeichnet sind. P. Zimmermann.

Kremer: Alfred Freiherr von K., Orientalist und Staatsmann, wurde am 13. Mai 1828 zu Wien geboren. Seine Familie stammt aus den Niederlanden, ließ sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Trierschen nieder; in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts kam ein Zweig derselben nach Oesterreich und wurde in Wien seßhaft. Alfred's Vater, Karl Heinrich (geboren 1794) bekleidete hohe Aemter, er war schließlich k. k. Finanzprocurator für Oesterreich unter und ob der Enns und Salzburg, Ministerialrath, Director der juridisch-politischen Studien an der Wiener Hochschule, für deren Ausgestaltung durch neue Lehrkanzeln und durch Hebung des Instituts der Privatdocenten als Pflanzschule für künftige Professoren er eifrigst und erfolgreich wirkte. Im J. 1848 war er Referent im Unterrichtsministerium und wurde 1855 in den erbländischen Ritterstand erhoben. Auch als juristischer Schriftsteller that er sich bemerkenswerth hervor.

Sein Sohn Alfred K. absolvirte das Gymnasium und die juristische Facultät an der Universität in Wien; nebenbei trieb er mit großem Fleiße das Studium der orientalischen Sprachen. Nach Beendigung der Studien erhielt er von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ein Reisestipendium mit dem Auftrage, die Bibliotheken in Syrien zu durchforschen. Von dieser zweijährigen Reise durch Aegypten und Syrien zurückgekehrt, wurde er zum Professor des Vulgärarabischen am Polytechnikum in Wien ernannt, widmete sich jedoch bald dem diplomatischen Dienst im Orient, bekleidete die Stelle eines ersten Dolmetsch des österreichischen Consulates in Aegypten, wurde 1858

Viceconsul, 1859 Consul in Kairo, 1862 in Galatz, 1870 Generalconsul zu Beirut in Syrien. 1872 wurde er als Ministerialrath und Referent für das Consulatwesen in das k. und k. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen. Seinen wissenschaftlichen Leistungen verdankte er 1876 die Wahl in die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien; in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der ägyptischen Staatsschulden-commission in Kairo, wo er vier Jahre wirkte. Nach Ablauf derselben kehrte K. nach Wien zurück, zunächst in das Ministerium des Aeußeren, wurde jedoch schon Ende Juni 1880 in das eben gebildete Ministerium Taaffe als Handels-minister berufen; doch schon am 14. Januar 1881 nahm er, gleichzeitig mit dem Justizminister Streit, die Entlassung, weil sie mit der Berufung aus-gesprochener Parteimänner der Rechten in das Herrenhaus nicht einverstanden waren. Fortan lebte er im Ruhestande, ununterbrochen mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt.

Wegen seiner Verdienste um Staat und Wissenschaft wurde er vom Kaiser in den Freiherrenstand erhoben.

Seine Thätigkeit auf dem Gebiete der orientalischen Litteratur und Ge-schichte war eine sehr umfassende: „Des Scheichs A'bd-el-Ghanij-en-Nabolsî's Reisen in Syrien, Aegypten und Hidschâf", Wien 1881; „Schreiben an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien aus Cairo, 25. März 1851", Wien 1851; „Mittelsyrien und Damaskus. Geschichtliche, ethnographische und geographische Studien", Wien 1852; „Beiträge zur Geographie des nörd-lichen Syriens", Wien 1852; „Ueber zwei arabische geographische Werke. Notizen, gesammelt auf einem Ausfluge nach Palmyra", Wien 1852; „Ueber das Werk: Description de l'Afrique, publiée par un arabe anonyme du 6. siècle de l'Hegire", Wien 1852; „Topographie von Damaskus", 2. Abth. In den Sitzungsberichten der philos.-histor. Classe der Wiener Akademie, 1854, 1855; „Wakidy's History of Mohammeds compaigns. Herausgegeben von A. K.", Kalkutta 1855; „Die deutsche Bearbeitung des Divan des Abu-Nuwas, des größten lyrischen Dichters der Araber", Wien 1855; „Aegypten. Forschungen über Land und Volk", 2 Bde., Leipzig 1863; „Die himjarische Kasideh. Herausgegeben von A. K.", Leipzig 1865; „Ueber die südarabische Sage", Leipzig 1866; „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams", Leipzig 1868; „Kulturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islams", Leipzig 1873; „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen", 2 Bde., Wien 1875, 1877 (eine vorzügliche Arbeit); „Ibn Châldun und seine Kulturgeschichte der islamischen Völker", Wien 1879; „Ueber die Gedichte des Labyd", Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie, 1881; „Beiträge zur arabischen Lexikographie", 2 Hefte, Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie, 1883, 1884; „Ueber meine Samm-lung orientalischer Handschriften", Wien 1885; „Ueber das Budget der Ein-nahmen des Abbasidenreiches vom Jahre 306 des Hidschra", Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie, 1887; „Ueber die philosophischen Gedichte des Abul-Alâ Maarry", Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie, 1888; „Studien zur vergleichenden Kulturgeschichte", 2 Hefte, Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie, 1889, 1890. — Kleinere Mittheilungen, und zwar Auszüge aus orientalischen Geschichtswerken, Nachrichten über verschiedene Araberstämme, über moslemisches Staatsrecht, über Urbarmachung brachliegender Gründe, über mohammedanisches Wasser-recht, Beiträge zur Kenntniß der Geschichte und Sitten der Araber vor dem Islam u. m. a. enthalten die Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philos.-histor. Classe IV, 173 f., 206—281, 304—310; VI, 414—449. (Magazin für die Literatur des Auslandes. Berlin 1863, S. 296.)

Auch als Staatsmann und Politiker bethätigte sich K. litterarisch. Nach

dem Rücktritte vom Ministerposten erschien von ihm eine politische, ebenso geistreiche als auf gründlichen historischen und staatswissenschaftlichen Studien ruhende Schrift: „Die Nationalitätsidee und der Staat. Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Ideen, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung", Wien 1885. Sie geht von des Thomas Morus Staatsroman „Utopia" aus; die ersten neun Abschnitte bilden die geschichtliche Einleitung zu dem politischen Essay, den die zwei letzten Capitel bringen. In diesen wird das Wesen des nationalen Staates untersucht und dargethan, daß diesem große Widerstandskraft und Festigkeit eigen sei, und daß die nationale Form in unserer gegenwärtigen Culturperiode die höchste Stufe der politischen Entwicklung darstellt. Der nationalgemischte Staat hat seine Lebenskraft nur im Einverständnisse der ihn bewohnenden verschiedenen Nationalitäten, welche sich jedoch dem Gesammtzwecke, das ist der Fortbestand, die Fortentwicklung des Staates auf Grund der durch seine Existenzbedingungen ihm vorgezeichneten Bahnen, unterordnen müssen; die verschiedenen Nationalitäten müssen zum gemeinsamen Staatszwecke fest vereinigt werden; dies kann aber nur durch Erfüllung von zwei Bedingungen verwirklicht werden: Förderung des geistigen und materiellen Wohlbefindens der Staatsbürger und stetige Entwicklung auf dem gegebenen Boden, also kein Schwanken der innern Politik, kein Bruch mit der politischen Tradition und der Staatsidee. Die größte Gefahr, die heut zu Tage jeden Culturstaat bedroht, kommt, wie K. trefflich ausführt, nicht von den Socialdemokraten und Anarchisten, sondern „von der Ueberwucherung des Staates durch das eigennützige Streberthum der Personen und der Parteien, die den Staat als Mittel für ihre Zwecke benützen und ihn für sich ausbeuten wollen". Durch Verhetzung der Parteien, der Erwerbs- und Standesclassen, der Nationalitäten und selbst der Glaubensbekenntnisse, endlich durch die zunehmende Corruption wird das Gefüge des socialen und politischen Gebäudes gelockert und erschüttert, und dann genügt der freche Versuch einer Handvoll toller Fanatiker, um die größte Verwirrung und unabsehbaren Schaden anzurichten. Das ist, wie K. leider mit vollem Recht bemerkt, die Gefahr, der die Culturstaaten im Laufe ihrer Entwicklung im 20. Jahrhundert ausgesetzt sind.

K. starb am 27. December 1889 in Döbling bei Wien.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des österr. Kaiserstaates XIII, 193—196.

Franz Ilwof.

Kreß: Christoph K. von Kressenstein, geboren am 3. Mai 1484 zu Nürnberg als der Sohn des Anton K. und der Katharina, einer geborenen Löffelholz. Im J. 1497 wurde der erst Dreizehnjährige nach Mailand geschickt, um bei Johann Anthoni de Lytta, des Herzogs von Mailand Zöllner, die Landessprache zu erlernen. Er war Augenzeuge der Wirren, die sich in Mailand vollzogen, als König Ludwig XII. von Frankreich den Herzog Ludwig Moro vertrieb und das Herzogtum an sich riß. 1500 verließ er Italien und wandte sich nach Antwerpen, das, wie überhaupt die niederländischen Städte, ein lebhafter Handel mit Nürnberg verband. Hier blieb er 1½ Jahre und ging dann zu einem gleich langen Aufenthalt — ein wol seltener Fall in der damaligen Zeit — nach London, um seine Sprachkenntnisse und seine sonstige Bildung zu erweitern. Etwa 20 Jahre alt, kehrte er in die Heimath zurück, reich an Kenntnissen, Erfahrungen und Weltgewandtheit. Schon bald nach seiner Rückkunft trat er 1504, als der sog. bairische Erbfolgekrieg zwischen Pfalzgraf Ruprecht und Herzog Albrecht von Baiern begann, auf dessen Seite auch die Reichsstadt Nürnberg an dem Kampfe theilnahm, mit zwei Pferden auf neun Monate in Herzog Albrecht's Dienst. Nach Beendigung des Krieges

sehen wir ihn in Nürnberg, wo er nach der Sitte der Zeit auch ritterlichen Uebungen oblag. So turnirte er 1506 bei einem Gesellenstechen — Turnier der jungen Patricier — mit Christoph Fürer in einem Scharfrennen. Als 1507 der Landhofmeister von Württemberg, Graf Wolf von Fürstenberg, für den von König Maximilian in Aussicht genommenen Römerzug ein Heer warb, verpflichtete sich ihm Christoph K. mit zwei Pferden auf elf Monate.

Bei einem jungen Patricier von seiner Stellung und seinen Anlagen verstand es sich von selbst, daß er seine Kräfte dem Dienste der Vaterstadt widmen würde. Zunächst hielt er am 16. Januar 1513 Hochzeit mit der 19jährigen Helene Tucher, der hinterlassenen Tochter des Waldamtmanns Stephan Tucher und der Ursula Muffel. Es wird berichtet, daß der Hochzeit durch die Theilnahme des damals in Nürnberg weilenden Cardinals von St. Lucia, Hypolitus v. Este, ein feierliches Gepräge verliehen worden sei. Bei der nächsten Rathswahl, Ostern 1513, kam er in den Rath, wo man seine hervorragenden staatsmännischen Fähigkeiten bald schätzen lernte. Seine eigentliche Bedeutung liegt nicht so sehr in seiner Wirksamkeit als Rathsherr, obgleich er auch hier, wenn er seine Kräfte zu bethätigen Gelegenheit fand, dem Tüchtigsten und Erfahrensten in nichts nachstand, als in seiner diplomatischen Thätigkeit, für die er einen ausgesprochenen Beruf gezeigt haben muß, und wofür er durch den langjährigen Aufenthalt in drei fremden Ländern wol vorbereitet worden war.

Zum ersten Mal bediente sich der Rath seiner als Vertreter im J. 1513, als er ihn, zugleich mit Lienhard Groland, an das Landgericht zu Ansbach abordnete, wo er auch 1514 und 1516 den Rath wiederholt zu vertreten hatte. Im selben Jahre verhandelte er mit den markgräflichen Räthen zu Ansbach wegen Waldstreitigkeiten. Als Nürnberger Gesandter trat er ebenso wie Lienhard Groland bald an die Stelle des bewährten Kaspar Nützel, als dieser 1514 in das Collegium der älteren Herren berufen worden war. 1515 sehen wir ihn auf dem Städtetage zu Ulm, dann in Bamberg, wo er mit Lienhard Groland und Dr. Marsilius wegen der hohen Gerichtsbarkeit zu Trubach und Betzenstein, wegen des Waldes und der Wiesenthauischen Lehen zu verhandeln hatte, ferner mit Martin Tucher in Veldenstein, wo er eine Irrung mit dem Ritter Ludwig von Eib zum Hartenstein wegen des Wildbanns beizulegen beauftragt war. Seine ersten wichtigeren diplomatischen Sendungen fallen in die Jahre 1515, 1516 und 1517. Der Rath hatte 1514 den vordersten Losunger, den ersten Beamten der Stadt, Anton Tetzel, wegen Bruchs des Amtsgeheimnisses und anderer Vergehen gefangen gesetzt und ihn auch nicht frei gelassen, als Markgraf Friedrich von Brandenburg mit einigen Rittern persönlich beim Rath intervenirte und unter der Drohung, er werde sich an den Kaiser wenden, seine Enthaftung verlangt hatte. Der Rath hatte dann selbst den Kaiser von dem Sachverhalt unterrichtet und den Probst von St. Sebald, Melchior Pfinzing, an den kaiserlichen Hof gesandt. Er trug nicht geringe Sorge, daß der Kaiser in die Sache zu Ungunsten der Stadt eingreifen würde. Die Freundschaft des Gefangenen setzte am kaiserlichen Hof alle Hebel in Bewegung, und die Gemahlin Tetzel's und seine mit Jobst Haller vermählte Tochter Barbara waren selbst dahin gereist, um seine Freilassung zu erwirken. Mit der Thätigkeit Melchior Pfinzing's war der Rath wenig zufrieden. Er nahm sich der Sache nach der Ansicht des Rathes nur lau an, erstattete kaum Bericht und kam in den Verdacht, daß er auf der Seite der Gegenpartei stehe. Hatte er sich doch in beschwerlichen Worten vernehmen lassen, daß er hinfür nichts mehr für sie (den Rath) handeln und mit keinem von ihnen zu schaffen haben wolle. Zur energischen Führung der Tetzel'schen

Angelegenheit weilte K. 1515—1517 mit Unterbrechungen am kaiserlichen Hof und entledigte sich seiner Aufgabe zu des Raths höchster Zufriedenheit, die er ihm des öfteren kundgibt. Die Herren des Raths zweifeln nicht, Melchior Pfinzing wäre, wenn sie ihm nicht durch Kressens Zuziehung begegnet, auf seinem alten Wesen beharrt. Ihr Gemüth sei nicht dahin gestellt, daß er — K. — ihn in ihren Handlungen neben sich alle Zeit gebrauche, sondern sie befehlen ihm, sich in solche Sachen nach Gelegenheit der Zeit und des Hofes Gewohnheit selbst zum besten zu richten, er sei dabei oder nicht. „Mag bisweilen nutzer davon dann dabei sein“, setzt der Rath lakonisch hinzu. Der Kaiser begehrte damals vom Rath ein Anlehen in der Höhe von 6000 fl., obgleich er seine alten beträchtlichen Schulden noch nicht abgezahlt hatte. Diese Anlehenssache verquickte nun der Rath mit der Tetzel'schen Angelegenheit, um in dieser endlich zum Ziele zu kommen. K. soll beim Hofe dahin arbeiten, daß sich kaiserliche Majestät der Tetzel'schen Sache endlich entschlage und des Tetzel's Freundschaft, wofern sie des Rechtens für sich selbst oder ihres Freundes, des Tetzel's, halben begehren würden, gen Nürnberg weise, das Recht daselbst, wie es Recht sei und nach hergebrachter, der Stadt, Gewohnheit, Statuten und Privilegien zu suchen. Er soll in Anbetracht des wankelmüthigen, ungewissen Wesens am Hof mit dem höchsten Fleiß darauf dringen, daß ihm der Abschied in der Tetzel'schen Sache versiegelt oder unversiegelt, durch kaiserliche Majestät oder den Kanzler unterschrieben, zugestellt werde, damit sich der Rath im gegebenen Falle darauf berufen könne. Kann er einen schriftlichen Abschied nicht erreichen, so soll er einen mündlichen vom Kaiser, aber nicht bloß in Gegenwart des Kanzlers, sondern auch anderer Zeugen, die er für gut dazu ansieht, annehmen. Dem Rath lag an der glücklichen Erledigung dieser Angelegenheit sehr viel. Auf der einen Seite wäre es für ihn in den Augen der Nürnberger Bevölkerung sehr mißlich und verkleinerlich gewesen, wenn Tetzel's Freundschaft obgesiegt hätte, und dann wollte er sich auch in seine Gerichtsbarkeit durch den Kaiser nicht eingreifen lassen. Verehrungen an den Kanzler und andere Personen des kaiserlichen Hofes werden nicht gespart. Die Herren Aeltern des Raths meinen einmal, sie hofften, die Verehrung an den Kanzler „sollte schleuniger Endschaft dieser Handlung nicht undienstlich sein“. Als K. im Juli 1516 dem Kanzler wieder einmal im Namen des Raths 100 fl. verehrt hat, schreibt ihm der Rath, daß er recht und wohl daran gethan hat. Wenn er seine bisherige Zehrung am kaiserlichen Hofe für beschwerlich ansehe, so hätten sie doch dessen, und wenn es mehr wäre, kein Entsetzen, sie wüßten nach Gelegenheit dieses Hofes und der Läufte wohl zu ermessen, daß es in seiner und eines jeden von den Ihrigen, ob er auch der Aeltesten und Vordersten einer wäre, Macht und Willkür nicht stehe, seinen Willen über allen seinen Fleiß, und wie getreulich er das auch meine, zu erheben, da auch viel größere und mehrere von den Reichsständen ihr Vorhaben des Orts nicht allweg erlangen könnten. Deshalb stehen sie ihm in dem, was er in Tetzel's und allen andern Sachen am kaiserlichen Hof bis dahin gearbeitet, zu gutem Fried und der Neigung, das gegen ihn in unvergeßner Gedächtniß zu behalten.

K. drängte damals heim. Die Aelternherren bitten ihn indeß, noch eine kleine Zeit und etliche Tage Geduld zu haben. Sie ersehen aus seinem Schreiben, daß ihm der Abschied in einigen Tagen gedeihen werde. Er ist dann auch allem Anschein nach schon sehr bald heimgekehrt, und zwar mit einem Abschied, wie er dem Rath genehm war. Denn von der Tetzel'schen Angelegenheit verlautet in der Rathscorrespondenz nichts mehr, und Anton Tetzel blieb in der Thurmhaft bis zu seinem im J. 1518 erfolgten Tode. K. hatte im übrigen am kaiserlichen Hofe noch verschiedene andere Angelegenheiten,

wie sie die Läufte mit sich brachten, erledigt; insbesondere hatte er auch eine Anklage gegen Hans Balthasar von Endingen, gen. zum Bundstein, im Elsaß am kaiserlichen Hof zu erheben, der unter dem Vorgeben, er sei dazu vom Kaiser ermächtigt, gegen die Kaufleute, welche nach Frankreich handelten, mit Pfändung vorzugehen, dem Nürnberger Bürger Hans Kretzenhauser Kaufmannswaaren im Werthe von 700 fl. genommen und gedroht hatte, er werde gegen die von Augsburg, Ulm und anderer Herrschaften Unterthanen in der gleichen Weise verfahren. Er hatte sich auch dahin vernehmen lassen, es wäre ihm der Nürnberger Bürger Niklas Sil zu zwei Malen verkundschaftet worden, aber ihm jedes Mal entgangen. Zur Erledigung dieser Angelegenheit ließ dann der schwäbische Bund einen Tag ausschreiben. Auch als Götz von Berlichingen 1515 Augsburger, Nürnberger, Ulmer und Salzburgische Kaufleute im Mainzischen Geleit abgefangen und geschatzt hatte, erhielt K. den Auftrag, sich zu erkundigen, was bei Hof davon geredet werde und ob man des Gefallen oder Ungefallen trage, „sich desto stattlicher darnach zu richten“.

Im J. 1517 sandte ihn der Rath an den kaiserlichen Hof in die Niederlande. Ein heruntergekommener Kaufmann und Nürnberger Bürger, Stephan Vischer mit Namen, hatte sich von Nürnberg nach Augsburg begeben, von wo er Schmähschriften an seine Freunde gesandt und sich auch in den Herbergen hatte vernehmen lassen, er kenne alle der Nürnberger Kaufleute Ballenzeichen und sei entschlossen, gegen sie mit der Zeit seines Gefallens zu handeln. Das veranlaßte Nürnberg, ihn in Augsburg gefänglich einziehen zu lassen, aber die von Augsburg lehnten es ab, ihn peinlich zu fragen und weiter gegen ihn vorzugehen. Auf die Fürbitte der Stände des schwäbischen Bundes wurde er vielmehr gegen Schwörung der Urfehde freigelassen. Er ließ sich nun in betrügerische Händel ein, kaufte von den Welsern und andern Augsburgischen und Nürnbergischen Kaufleuten große Mengen Silbers ein, die mit baarem Gelde zu bezahlen einem Fürsten genug gewesen. Und wenn der Betrug nicht durch Zufall und Warnung wäre entdeckt worden, wären die Kaufleute zu übergroßem Schaden gekommen. Als er dann zehn Wagen mit Kaufmannschaft, die Augsburger und Nürnberger Kaufleute nach Bergen gefertigt hatten, die auch den Welsern gehöriges Silber enthielten, im Gebiete des Bischofs von Lüttich anfiel, wurde er niedergeworfen und auf Befehl der Kaisers in Wilfurt (Vilvorde) gefangen gesetzt. Seit dem Jahre 1511, da der Ueberfall geschehen, ließen ihn hier die beiden Städte auf ihre Kosten in Haft halten und waren auch jetzt, als man Versuche zur Erwirkung seiner Freilassung beim Kaiser machte, nicht bereit, ihn zu entledigen. K. soll nun bei kaiserlicher Majestät antragen, daß dieser leichtfertige, verdorbene Mann so lange auf beider Städte Kosten in Haft bleibe, bis sie durch genugsame Bürgschaft gesichert sind. Diese Angelegenheit ordnete er in Kürze zu des Raths voller Zufriedenheit, der ihm schreibt, er sei erfreut, daß der Kaiser seiner Handlung halben in Sachen des gefangenen Vischer so gnädige Antwort entboten. Noch andere Aufträge hatte er am kaiserlichen Hofe zu erledigen, wie die Uebertragung von 200 fl. aus der Nürnberger Stadtsteuer von Sixt Oelhafen auf den kaiserlichen Historiographen Johann Stabius, die Verhandlung wegen des Ueberfalls im pfalzgräflichen Gebiet bei Mainz durch Franz von Sickingen, wofür der Pfalzgraf verantwortlich gemacht wird. Der schwäbische Bund hat von letzterem unter Androhung der Aufbringung der Bundeshülfe gegen ihn Abtrag begehrt.

Dieser und anderer Aufträge unterzog sich K. mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, obschon er damals erkrankt war. Der Rath schreibt ihm am 4. Mai 1517, seine Krankheit beschwere ihn nicht wenig, und er trage mit

ihm ein sonder getreulich Mitleiden. „Ist auch unser Befehl und Meinung, daß du an aller Wart, Hilf, Arznei und Handreich und was zu Aendrung solcher Schwachheit und Wiederholung deins Gesunds mag dienlich sein, unerspart alles Kostens nichzit wollest vermeiden (fehlen) lassen.“ Denn hierin sollen ihnen ihm zu gut keinerlei Ausgaben (einech Darlegen) gereuen. Sie sind der unzweifeligen Hoffnung, Gott der Allmächtige, der getreue Dienstbarkeit und Arbeit für den gemeinen Nutzen nicht unbelohnt lasse, werde ihm zu Wiedervergeltung dessen in dieser seiner Krankheit so tröstlich erscheinen, daß er daraus nicht eine kleine Ergötzung erfinden werde. Auch in seinen folgenden Briefen zeigt sich der Rath für K. auf das äußerste besorgt. Und da sie bedenken, die Krankheit werde sich durch Luftveränderung zur Besserung richten, so ist ihnen nicht zuwider, ihn nach Köln oder an andere Orte zu lassen, indem sie hoffen, daß er desto eher seine Gesundheit wieder erlange. Sein Zustand besserte sich übrigens bald von Tag zu Tag, sodaß ihn der Rath am 12. Juni 1517 bitten konnte, zum Reichstag nach Mainz zu reisen, den die Städte des schwäbischen Bundes neben der Gesandtschaft des Bundes selbst durch die Gesandten von Augsburg, Ulm und Nürnberg zu beschicken beschlossen hatten. K. sollte auch die Städte Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim und Weißenburg wegen ihres Außenbleibens verantworten und vertreten, sofern es zu weiteren Anschlägen und Auflagen kommen sollte. „Und wollest dich“, schließt der Rath sein Schreiben, „unsers Ansuchens nit beschweren, uns auch hierin willfahren, wie wir ganzer Zuversicht sein. Das wollen wir in andern gegen dich bedenken und unvergessen halten“. K. wohnte übrigens nur kurze Zeit dem Reichstag bei, seine Schwäche und andere Umstände, wol auch die Sehnsucht nach den Seinen, veranlaßten ihn, um seine Abberufung einzukommen, die ihm der Rath sofort gewährte. Er solle, schreibt er ihm, seinen Weg anheim nehmen und in Anbetracht der sorglichen Läufte seine Sachen, es sei zu Wasser oder zu Land, also richten, daß ihm nichts Beschwerliches, das ihnen mit Treuen leid und zuwider wäre, begegne.

Im J. 1518 sehen wir K. wiederholt am bischöflichen Hofe zu Würzburg und am markgräflichen zu Ansbach. Dann vertrat er im selben Jahre noch mit Lienhard Groland den Rath auf dem Städtetage zu Ulm und dem Bundestage zu Augsburg, um dann mit ihm im J. 1519 an den kaiserlichen Hof nach Linz und nach Kaiser Maximilian's Tode an den Bundestag zu Augsburg abgefertigt zu werden. Er vertrat von nun an den Rat auf allen Versammlungen des schwäbischen Bundes. Schon am 29. April 1519 hatte ihn der Rath an Lienhard Groland's Statt zu seinem Bundesrath ernannt und dadurch bekundet, wie hoch er seine Fähigkeiten und Dienste zu schätzen wußte. Die Vertretung der städtischen Interessen mußte sich um so schwieriger gestalten, als auch der mächtigste Gegner der Stadt, Markgraf Friedrich von Brandenburg, mit dem sie wegen der Einführung des markgräflichen Weinzolls und wegen der Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit im Nürnberger Gebiete in erbittertem Streite lag, dem schwäbischen Bunde angehörte. Die Aufgaben, an deren Durchführung er mit zu arbeiten hatte, waren für Nürnberg als Handelsstadt von der höchsten Bedeutung. Handelte es sich doch an erster Stelle um die Sicherung des Landfriedens in Schwaben und Franken, den damals Herzog Ulrich von Württemberg auf das schwerste gebrochen und den ein ganzes Heer der schlimmsten Placker, voran der berüchtigte Hans Thomas von Absberg mit seinen Helfern und Helfershelfern, unaufhörlich in der gewaltthätigsten und grausamsten Weise störten. K. war von nun an einen großen Theil des Jahres durch die Geschäfte des Bundes in Anspruch genommen, nahm theil an allen seinen Verhandlungen, Feldzügen und

Missionen und entwickelte so zum Wohle der Vaterstadt und des Vaterlandes eine überaus reiche und fruchtbare Thätigkeit. Für den Rath, dessen Vertreter er beim Bunde war, hatte er fortwährend nebenbei noch mit den Bundesgesandten und sonst in politischen Angelegenheiten zu verhandeln, dem Rathe über alles zu berichten, wie ihn dieser über alle Vorkommnisse auf dem Laufenden erhielt, und seinen ganzen Fleiß und Scharfsinn aufzubieten, um die mancherlei politischen Geschäfte zu einem guten Ende zu führen, die ihm der Rath auftrug. Als er 1521 vom Bundestag nach Nürnberg zurückgekehrt war, verließ er schon bald wieder mit seinem Weibe die Stadt und wandte sich nach Weißenburg, um der Pest zu entgehen, die damals in Nürnberg wüthete. Auf den Bundestagen drängte außer Augsburg und den Grafen von Oettingen besonders der Nürnberger Vertreter zu einem entscheidenden Schlag gegen das Raubrittertum. Graf Joachim von Oettingen war 1520 von Thomas von Absberg bei Donauwörth aus einem Hinterhalt überfallen und auf den Tod verwundet worden und nach einigen Tagen in Donauwörth seinen Wunden erlegen. Daraus erklärte sich das Vorgehen der Oettinger zugleich mit den beiden Reichsstädten. Aber es dauerte zunächst noch eine geraume Zeit, bis der Bund sich zu einer entschiedenen That aufraffte. Erst auf dem Bundestage zu Nördlingen im J. 1522 beschloß man, die Hälfte der Bundeshülfe gegen Thomas von Absberg und seine Helfer aufzubieten. Dem obersten Feldhauptmann Jörg Truchseß von Waldburg wurde mit Anderen auch K. als Kriegsrath beigegeben. Aber erst ein volles Jahr später begann der Feldzug, zu dem die Stadt Nürnberg ihren ganzen Belagerungspark unter ihrem Zeugmeister Martin Harder stellte. Eine ganze Anzahl von Burgen gingen in Flammen auf und wurden in die Luft gesprengt, an erster Stelle das überaus feste Bocksberg, das den Rosenberg gehörte, Walbach, Aschhausen, das Thüngen'sche Reußenberg, Au bei Kitzingen, Waldmannshofen bei Au, das gleichfalls ein Raubnest des Rosenberg war, weiter Sparneck, Truppach, Krügelstein, eine Burg des berüchtigten Georg Wolf von Giech, Absberg, Streitberg u. a. Der Feldzug dauerte 60 Tage. Für ihre Theilnahme am Feldzug erhielten die Führer vom schwäbischen Bund Verehrungen aus der Kriegsbeute, Ch. K. eine Bockbüchse, über einen Centner schwer, mit dem Wappen der von Rosenberg und vier gute, neue Hakenbüchsen. Er ließ sie alle neu zurichten und beschlagen, auf neue Böcke setzen und mit aller Zugehörung auf seinen Sitz zu Kraftshof schaffen. Der Nürnberger Rath aber schenkte ihm in Anerkennung der vielen Mühen, die ihm der Feldzug verursacht, und zur Vergütung der Unkosten, die ihm aus den Gastereien für die Bundesvertreter während ihrer Anwesenheit zu Nürnberg erwachsen waren, einen goldenen Becher, auf dessen Deckel ein Fräulein den Kressischen Wappenschild hielt, während auf dessen Innenseite der Kressische und Tucher'sche Schild und auf dem Boden das Nürnberger Wappen eingegraben waren. Mit einem Deckelbecher beschenkte ihn auch noch im selben Jahre Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, als er gleich nach Beendigung des Feldzuges im Auftrag des Bundes, zugleich mit dem bairischen Kanzler Dr. Eck, eine Kriegskostenentschädigung für den Bund zu erwirken suchte. Den beiden Gesandten gelang es, einen günstigen Vergleich zu Stande zu bringen. Als dann zu Weihnachten 1523 die erste Abschlagszahlung an den Bund abgeführt worden war, zeigten sich die Bundesstände dadurch erkenntlich, daß sie ihm durch Ulrich Fugger eine Verehrung von 150 fl. auszahlen ließen.

Auch als Vertreter der Stadt in den schwierigen religiösen Angelegenheiten sehen wir damals vorzugsweise Ch. K. mit Erfolg thätig. Mit Kaspar Nützel, Lienhard Groland, Dr. Marsilius und Lazarus Spengler ordnete ihn

der Rath im Frühjahr 1521 auf den Reichstag zu Worms ab, und hier war er am 17. April 1521 Zeuge jenes historischen Actes der unerschrockenen Verantwortung Luther's vor Kaiser und Reichstag. Auch an dem Reichstag, der 1522 unter Erzherzog Ferdinand in Nürnberg zusammentrat, nahm K. als Stellvertreter des Raths theil, beigegeben war ihm noch Christoph Tetzel. Von den schwäbischen Städten wurde er damals in den Reichsausschuß gewählt. Er hatte übrigens auch für den Rath den Wirth zu machen. Zweimal lud er die Städtebotschaften und fürstlichen Städte zu einem Mahle in sein Haus, einmal bewirthete er sie in der Herrentrinkstube, dann am Schießgraben und auf dem Rathhaus. Auch auf dem Reichstag, der im Januar 1524 in Nürnberg eröffnet wurde, hatte er mit Christoph Tetzel, Klemens Volckamer und Bernhard Paumgartner den Rath zu vertreten. Den mit Arbeit Ueberhäuften suchte man dadurch zu entlasten, daß man ihn von der Pflicht des Rathsbesuches entband.

Im Rath war er inzwischen zu höheren Aemtern und Würden emporgestiegen: 1519 war er zum älteren Bürgermeister und Kriegsherrn ernannt worden. Als ihn der Rath an Ostern 1524 zum Söldnermeister und Hauptmann der Kriegsstube ernannte, erhob er dagegen Einspruch, nahm aber auf die eindringlichen Bitten des Raths nach dreitägiger Bedenkzeit auch diese Bürden auf sich. In diesem Jahre ehrte ihn der Rath noch durch die Uebertragung des Siegelamts, womit übrigens eine nicht unbedeutende Einnahme verbunden war.

Am Bauernkrieg nahm er als bündischer Kriegsrath theil. 21 Wochen lag er im Felde, war bei der Schlacht bei Böblingen und bei dem siegreichen Zuge der Bündischen gegen die Württemberger Bauern. Nach deren Niederwerfung richtete sich der Feldzug gegen die aufrührerischen Bauern im Hochstift Bamberg. Er berichtet darüber, daß sie — die Bündischen — das Stift zu Bamberg den Bauern wiederum abgenommen und erobert und die Stadt Bamberg um 120 000 fl. gebrandschatzt hätten. Auch den Zug gegen die Allgäuer Bauern machte er mit und ritt im bündischen Heer mit den übrigen Kriegsräthen nach Kempten, wo dem von seinen Unterthanen bedrängten Erzbischof von Salzburg eine Bundeshülfe bewilligt wurde. An Ehrungen und Anerkennungen während dieser Kriegszeit fehlte es ihm nicht. So schenkten ihm die Regenten des Fürstenthums Württemberg einen Wagen mit Wein und die übrigen Kriegsräthe ein Faß Wein; von der der württembergischen Landschaft zur Strafe auferlegten Steuer erhielten die Bundesräthe im Ganzen 1000 fl. geschenkt, wovon er seinen Antheil mit 180 fl. erhielt, aus der Bamberger Brandschatzung wurden ihm, wie jedem seiner Genossen, 180 fl. zugewiesen, und der Bischof von Salzburg verehrte jedem Bundesrath 200 fl. Die Bundesräthe erkannten auf dem Bundestag zu Nördlingen, den er im November und December mit Klemens Volckamer besuchte, seine Verdienste noch dadurch ganz besonders an, daß sie ihm, weil er diesen vergangenen Krieg ihr verordneter „Kriegsrath gewesen und sich zu Feld und allem habe brauchen lassen“, noch 100 fl. verehrten. Der Abt von Weingarten aber schenkte ihm ein Faß mit neuem Seewein, den er ihm nach Nördlingen schaffen ließ. Obschon K. im J. 1526, als er auf dem Bundestag zu Augsburg weilte, zu der Würde eines älteren Herrn im Rath ernannt worden war, trat doch in seiner diplomatischen Verwendung auch nicht die geringste Aenderung ein. Eine Mission löste die andere ab. Den weitaus größten Theil seiner Zeit beanspruchten die Versammlungen des schwäbischen Bundes, 1526 der Bundestag zu Augsburg und 1527 jene zu Ulm und Donauwörth. Zusammen mit Bernhard Paumgartner nahm er im J. 1526 auch die Interessen des Raths

auf dem Reichstag zu Speier wahr. Bei dem Zwiespalt der religiösen Meinungen, der Schroffheit, womit sich die Parteien gegenüberstanden, und der außerordentlichen Gefahr, die der reinen Lehre von ihren Widersachern drohte, war die Aufgabe der Gesandten der Stadt Nürnberg, die unter den Städten die Führerrolle übernommen hatte, äußerst schwierig und verantwortungsvoll. Die Städte, Nürnberg voran, verlangten Freiheit in den Fragen der kirchlichen Ceremonien, der Mißbräuche und des Kirchenregiments bis zum nächsten Concil. Nürnberg wollte sogar den Protest für den Fall der Unnachgiebigkeit der Reichstagsmehrheit. Von den Ständen wurde die Abfertigung einer Gesandtschaft, die die Einberufung eines „General- und Nationalconciliums" betreiben sollte, beschlossen. Nürnberg hat kein rechtes Vertrauen auf das baldige Zusammentreten desselben oder auch nur auf eine baldige Antwort des Kaisers und hält dafür, daß es für die Städte die höchste Nothdurft sei, ein Aufsehen auf die Practica bei kaiserlicher Majestät zu haben und insgeheim oder öffentlich dahin zu wirken, daß kaiserliche Majestät nicht zu etwas durch irgend welche Anreizung bewegt werde, das zu viel, ja noch gefährlicher sein würde als die jetzigen Beschwerden. Mit den evangelischen Fürsten von Sachsen und Hessen, mit denen Ch. K. verhandelte, soll er sich übrigens noch nicht in eine Verständigung einlassen, da sich Sachen und Läufte ungeschickt zutragen könnten, sondern ihnen einen „Leiner" (Ablehnung) geben und erst den Schluß des Reichstags abwarten. Dann aber ist dem Rath ein Tag mit den Städten und den beiden Fürsten an einer gelegenen Malstatt nicht zuwider. Außer den religiösen Angelegenheiten gab es übrigens noch eine Reihe anderer Gegenstände, über die zu verhandeln den Nürnberger Gesandten, und insbesondere Ch. K. Auftrag ertheilt worden war, wie Zoll und Münzwesen, Türkenhülfe, Plackerei, Irrungen mit Würzburg und Brandenburg u. a.

Es scheint fast, daß Ch. K. die schwierige, verantwortungsvolle und aufreibende Thätigkeit eines Gesandten, die ihn den größten Theil des Jahres der Familie entzog, lästig wurde, und zuweilen kommt er mit dringenden Gesuchen um Entlassung in die Heimath an den Rath, der dann auch seinen Wünschen nachkommt oder ihn doch mit beschwichtigenden Worten veranlaßt, noch kurze Zeit bis zum Schluß zu bleiben, da er unentbehrlich sei. Im Mai 1527, als die Bundesräthe gewählt wurden, willfahrte der Rath seiner Bitte, ihn in Anbetracht seiner Stellung als älterer Herr der Bürde eines Raths beim schwäbischen Bunde zu entheben. Noch bis Mitte Juni nahm er an den Verhandlungen des Bundes in Donauwörth, zusammen mit Klemens Volckamer, theil, der nun an seine Stelle trat. Die Bündischen aber ließen ihn nur ungern ziehen. Hatten sie ihn doch im Rath und beim Zug gegen die Placker, im Bauernkrieg und bei so vielen andern Gelegenheiten „in viel Sachen und andern Wegen" als erprobt erfunden.

Aber zur Ruhe sollte er trotz der gewährten Entlastung nicht kommen. Gleich im folgenden Jahre wird er wieder mit einer Reihe von Aufträgen betraut. Mit Sebald Pfinzing und Dr. Epstein begibt er sich an den Hof Kurfürst Ludwig's von der Pfalz in Sachen Pfalzgraf Friedrich's, besucht die Tage zu Schwabach, Ansbach, Heilsbronn und Schönberg wegen Abschließung des Vertrags in den markgräflichen Streitigkeiten und reist auch einmal nach Kadolzburg, um den Markgrafen Georg nach Nürnberg einzuladen. 1528 und 1529 sehen wir ihn wieder als Vertreter des Raths auf den Bundestagen zu Augsburg und Ulm.

Mit Christoph Tetzel und Bernhard Paumgartner ward er 1529 als Nürnberger Gesandter auf den Reichstag zu Speier abgeordnet. Der Kaiser, siegreich aus dem Kampfe mit Frankreich hervorgegangen und mit dem Papste

ausgesöhnt, stand auf der Höhe seiner Macht und war willens, die neue Lehre um jeden Preis zu unterdrücken. Es ist bekannt, wie die evangelischen Stände schließlich gegen jede Vergewaltigung protestirten. Unter den evangelischen Städten stand Nürnberg in erster Linie, und seine Gesandten hatten keine leichte Aufgabe zu erfüllen. Durch die Briefe des Raths geht als Leitmotiv der Gedanke der Appellation an den Kaiser und ein künftiges Concil. Die Gesandten sollen mit anderen Ständen, die dem Evangelium anhangen, soviel sie ihrer auf ihre Seite zu bringen vermögen, protestiren und appelliren, ja an ein Ausschreiben ins Reich und an andere christliche Nationen, worin man sich zu einem freien christlichen Concil erbietet, denkt der Rath. Immer und immer wieder spricht er es aus, daß es ihm weder gelegen noch möglich sei, vom Wort Gottes zu weichen und die alten gottlosen Mißbräuche wieder aufzurichten, bevor ein Concil gehalten und vermittelst göttlichen Worts davon christlich tractirt worden. Die Nürnberger Gesandten aber kamen den Anweisungen des Raths zu dessen höchster Zufriedenheit nach. Am 29. April schreibt er ihnen, er habe befunden, daß sie gewißlich wenig Kurzweil oder Feierns zu Speier hätten, weshalb er ihrer fleißigen, treuen Handlung nicht allein ein sonderes dankbares Gefallen, sondern auch mit ihren Personen ein herzliches Mitleiden trage, des Versehens, die Tapferkeit der Sachen, darin sie ihre Arbeit thun, auch das Obliegen des gemeinen Vaterlands und das nun zu erhoffende Ende dieses Reichstags solle ihnen die obliegenden Bürden desto mehr verringern, süßen und leichter machen. Ch. K., der vorderste der Nürnberger Gesandten, spricht sich dahin aus, auf diesem Tage hätten die Nürnberger Gesandten viel Mühe und Arbeit und beschwerlich große Händel gehabt, wie man wohl wisse.

Nachdem ihm der Rath im Mai 1529 das einträgliche Amt eines Wagherrn aufgetragen hatte, sandte er ihn mit Christoph Tetzel nach Rodach bei Coburg, wo sie mit den Vertretern der Städte Straßburg und Ulm und den Abgesandten von Sachsen, Hessen und Brandenburg zu einer Beratung in den religiös-politischen Angelegenheiten zusammentraten. Das gleiche Ziel — eine Einung der protestantischen Stände — verfolgte dann der Tag zu Schwabach, wo die Abgesandten derselben Fürsten und Städte erschienen und Nürnberg durch K., Tetzel und den Rathschreiber Georg Hopf vertreten war. In demselben Jahre nahm er endlich noch mit Kl. Volckamer und Georg Hopf an dem Tage zu Schmalkalden Theil, wo die Gesandten evangelischer Städte und die von Hessen und Sachsen zusammen berieten.

Von entscheidender Bedeutung sollte der Augsburger Reichstag v. J. 1530 werden, auf dem Karl V. in eigener Person erschien, um mit der neuen Lehre und ihren Anhängern endlich abzurechnen. Nürnberg sandte als Vertreter Ch. K., Christoph Koler und Bernhard Paumgartner, jenen wieder als seinen „vordersten Gesandten“. In einen intimeren Verkehr trat K. mit dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Kanzler. Von diesem erhielt er den Rathschlag in Glaubenssachen, den Entwurf zu der nachmaligen Confessio Augustana in lateinischer Sprache, den er am 8. Juni an den Rath abfertigte und dem er am 15. Juni die deutsche Uebersetzung folgen ließ. So konnte der Rath auf die endgültige Fassung dieses wichtigen Schriftstücks, das mit der größten Sorgsamkeit geheim gehalten wurde, noch einwirken. Noch am 23. Juni schreibt der Rath an seine Gesandten bezüglich „des sächsischen Begriffs oder der überschickten Apologie,“ daß er des Gefallen trage, und dem „neben dem Kurfürsten und Fürsten, dem Evangelio verwandt, in all Wege anhangen“ wolle, nur hätte er das schließliche Erbieten und Bitten der christlichen Stände, woran seines Erachtens sehr viel gelegen, vor Ueberantwortung der Schrift gern ge-

sehen. Aber die Entscheidung war schon gefallen, bevor das Schreiben des Raths die Gesandten erreichte. Am 25. Juni war in einem Gemach der bischöflichen Pfalz dem Kaiser die Confessio Augustana übergeben worden, die von den Städten nur Nürnberg und Reutlingen — und zwar für Nürnberg Ch. K. — unterschrieben hatten.

Der für die protestirenden Reichsstände so ungünstige Augsburger Reichstagsabschied hatte zur Folge, daß sich jene nur um so fester an einander schlossen. Auf dem Ende 1530 zu Schmalkalden angesetzten Tage erschienen als Nürnberger Vertreter Ch. K. und Leo Schürstab. Sie warteten indeß das Ende der Verhandlungen, die in der Gründung des Schmalkaldischen Bundes ihren Abschluß fanden, nicht ab, da Nürnberg sich nicht entschließen konnte, die extremen Wege der Bundesfürsten zu wandeln. Schon im Januar 1531 weilte er mit Hans Ebner und Leo Schürstab in Schwabach, um in den markgräflichen Streitigkeiten zu verhandeln. Als dann Kaiser Karl auf seiner Reise von den Niederlanden her sich Nürnberg näherte, wurde ihm Ch. K. mit Hans Ebner und Klemens Volckamer nach Dinkelsbühl entgegengesandt, um ihn nach Nürnberg einzuladen. An dem Regensburger Reichstag vom J. 1532 nahm er mit Klemens Volckamer und Hieronymus Paumgartner theil. Im Rath stieg er damals nach dem Tode des 1. Losungers Hieronymus Ebner zu der Würde des dritten obersten Hauptmanns, der dritten höchsten Stelle der reichsstädtischen Regierung, empor, und er wäre sicher jetzt wie wenige Monate später als Losunger an die zweithöchste Stelle berufen worden, wenn er nicht auf das Entschiedenste abgelehnt hätte.

Seine diplomatische Thätigkeit nahm ihn bis an sein Lebensende in Anspruch. 1534 sehen wir ihn auf „der Städte Rechnungstag“ und dem schwäbischen Bundestag zu Augsburg, dann wieder in Verhandlungen wegen der markgräflichen Streitigkeiten in Heilsbronn und zur Beilegung nachbarlicher Irrungen am pfalzgräflischen Hofe zu Amberg und 1535 auf dem schwäbischen Bundestage zu Donauwörth. Im Juli dieses Jahres weilte er auf Einladung des Markgrafen Georg bei diesem zu Besuch in Heilsbronn. Am 15. December 1535 in der Nacht verschied er nach nur kurzer Krankheit.

Sein Leben war verhältnißmäßig nur kurz gewesen, aber reich an Arbeit und Erfolgen. Sein Rath war von allen Seiten gesucht worden, von Fürsten und ihren Räthen, von Städten und ihren Abgesandten, von Adligen und und Bürgern. In der Correspondenz, die aus seiner letzten Lebenszeit erhalten ist, finden sich Briefe vom Landgrafen Philipp von Hessen und König Ferdinand. Ch. K. war die Gabe in hohem Maße zu eigen, sich auch bei seinen politischen Widersachern werth und angenehm zu machen. Von freundlicher wie von gegnerischer Seite flossen ihm reiche Geschenke zu. Auf dem Reichstag zu Augsburg ehrte ihn auf Bitten seines Bruders Ferdinand Kaiser Karl durch Bestätigung des Adelsbriefes, Verbesserung des Wappens, Verleihung des Beinamens von Kressenstein sowie des Rechtes mit rothem Wachs zu siegeln, König Ferdinand aber schenkte ihm ein werthvolles seidenes Kleid und wollte auch, daß ihn der Kaiser zum Ritter schlage, und was er sonst an Gnaden begehre, das solle ihm gewährt werden. Aber der bescheidene Mann schlug alles ab.

Bemerkt sei hier noch, daß ihm Herzog Wilhelm von Baiern, als K. 1520 als Nürnberger Gesandter bei ihm in Ingolstadt weilte, ein Pferd schenkte und Markgraf Georg von Brandenburg ihn 1535 zu einer Sauhatz einlud.

Aber am meisten wußte doch der Rath den Werth seiner Dienste zu

schätzen. Das ist überall zwischen den Zeilen der überaus zahlreichen Briefe zu lesen, die er im Laufe vieler Jahre an seinen Gesandten gerichtet hat. Einmal — 1533 — bittet ihn das Aelterncollegium in einer besonderen schriftlichen Einladung, er möge morgen zu früher Rathszeit im Rath erscheinen und nicht außen bleiben, „dieweil wir dich auch gern dabei haben wollten". Ein andermal — 1534 — bekundet er ihm sein besonderes Vertrauen dadurch, daß er ihm eine wichtige Schrift zusendet, die er ohne sein Gutachten nicht gern ausgehen lassen will, und er mag den Begriff nach seinem Gutdünken ändern, mindern oder mehren.

Nie schleicht sich in den Briefen, die der Rath an ihn schreibt, auch nur der leiseste Mißton ein, wie etwa gegenüber dem Propste Melchior Pfinzing oder dem Consulenten Ch. Scheurl, mit dem der Rath nicht stets zufrieden war.

Daß Ch. K. sich auch der Interessen von Privaten annahm, wenn er darum angegangen wurde, zeigt sein Eintreten für Albrecht Dürer bei Kaiser Maximilian im J. 1515. Dürer hatte den Nürnberger Gesandten gebeten, er möge von Stabius, dem kaiserlichen Hofhistoriographen, in Erfahrung bringen, ob er in seiner Sache etwas gehandelt. Sei es nicht der Fall, so möge er es thun. Ch. K. trat dann auch für Dürer beim Kaiser ein und erwirkte von ihm die Ueberweisung eines Leibgedings von 100 fl. auf die Nürnberger Stadtsteuer für Dürer. Allem Anschein nach war auch Hans Sachs mit ihm näher bekannt und hatte von seinen Fähigkeiten und Verdiensten keine geringe Meinung. Noch im J. 1535 — wahrscheinlich gleich am Todestag — widmete der Dichter dem Verstorbenen „das Gespräch eines klagenden Fräuleins mit den Parcis, den dreien göttin des lebens". Den im Wald verirrten und von der Nacht überraschten Poeten führt ein Zwerg in eine Höhle, wo in einem Saal eine zarte, wohlgeschmückte, aber trauernde Jungfrau — Nürnberg — sich bei den Parzen beklagt, daß sie ihr in der letzten Zeit die tapfersten und herrlichsten Männer genommen hätten und sie selbst dadurch schier zur Wittfrau geworden wäre. Die Parzen erwidern ihr unter anderem, alles müsse zu Asche werden und die größten Männer seien gestorben. Als die vier verschwunden, erklärt der Zwerg dem Dichter auf dessen Befragen:

Es ist in Teutschland
Ein reichsstatt, dir ganz wol bekannt,
Wellicher ist in großer klag
Verschiden auf heutigen tag
Ein treuer mann, groß lobes wert,
Der fürt in rotem schild ein schwert,
Ein mann vernünftig, wolberedt,
Der kriegshandlung gut wissen hett,
Angnem bei fürsten und reichstägen,
Dem gemeinen mann auch wolgewegen.
Schau, diesen mann klagt das fräulein,
Ein weiser rat und die gemein.
Wol dem mann, der also regiert,
Daß er nachm tod beklaget wirdt . . .

Mit dieser Charakteristik gab Hans Sachs wol das allgemeine Urtheil der Nürnberger Bevölkerung wieder. Denn ohne Zweifel war Ch. K. auch beim Volke beliebt und erfreute sich einer allgemeinen Popularität, wie es die Worte: „dem gemeinen mann auch wolgewegen" genugsam erkennen lassen.

Vervollständigt wird die Zeichnung des Dichters durch die Charakterschilderung, die Dr. Christoph Scheurl von ihm entwirft: . . . „gut österreichisch, gut kaiserisch, gut königisch, gut kirchisch, der zu fried und einigkeit riet und meinet, woll geben sein, was es kostet, ward in gemeiner statt treffenlichen sachen auf reichs- und pundstag zu kaisern, königen, fürsten geschickt und ge-

praucht, bei denen er sowol als genachbarten fürsten sondere reputation, gnad, und gunst vor anderen überkam. Ein gerad, hager, fähig, geschickt, vernünftig, überaus wolbereit mann, kostfrei, ein guter hausvater, ein solcher regent, dem wenig bürger des reichs gleichen".

Eins kann in Scheurl's Charakteristik auffallen, daß er nämlich Ch. K. gut „kirchisch" nennt. Wenn man weiß, daß Scheurl der Reformation, der er zunächst anhing, später den Rücken kehrte und den Reformatoren gegenüber eine ganz feindselige Stellung einnahm, wenn er sich im J. 1536 sogar dahin aussprechen konnte, er werde mit der Gnade Gottes bis zum letzten Lebenshauch in der Einheit der katholischen Kirche verharren, denn er sei dahin gelangt, daß er Gunst und Haß der Lutheraner wenig achte, es gehe, wie es wolle: so sieht man sich zu dem Schlusse gezwungen, Scheurl könne mit der Bezeichnung: „gut kirchisch" nur gemeint haben, Ch. K. habe die Gemeinschaft mit der katholischen Kirche entweder gar nicht aufgegeben oder wenn es geschehen, sich nachher wieder, wie er selbst, als ihr zugehörig betrachtet. Auch soll Ch. K., wie der Kanzler Dr. Eck 1525 an Herzog Wilhelm von Baiern berichtete, damals, als in und außer dem Rath des schwäbischen Bundes über den Bauernaufstand disputirt und gesagt worden, die lutherischen Prediger seien daran schuldig, und niemand widersprochen hätte, ihm in viel Reden beigestimmt und daneben auch zu verstehen gegeben haben, daß es seinen Herrn nicht mehr möglich sei, Wendung zu thun. Und er verstehe wohl, daß es der neuen Lehre halb unter den Rathsherrn nicht gleich. Der Kanzler hätte auch gemerkt, daß K. und etliche andere dawider wären, und unter anderen Reden hätte er gesagt, als er jetzt von Nürnberg hätte verreisen wollen und ihrer etliche auf dem Platz (Markt) bei einander gestanden, hätte Christoph Fürer öffentlich angefangen und zu ihm — K. — gesagt: so er zu ihm — dem Kanzler — komme, solle er ihm sagen, daß er und alle fürstlichen Räthe dem Herzog rathen sollten, die Lutherischen nicht eindringen zu lassen, und daß die fürstliche Landschaft treulich davor gehütet werden möchte. Nun läßt sich allerdings nicht läugnen, daß die Greuel des Bauernkrieges und Gewaltsamkeiten, die die Reformation mit sich brachte, wie in Nürnberg das z. B. gewaltthätige Vorgehen gegen die Klosterfrauen, manche, die sich der neuen Lehre zugewendet hatten, stutzig machten, daß ein Willibald Pirckheimer sich immer weiter von ihr entfernte, ein Christoph Fürer ihr völlig abgeneigt wurde, wenn er auch ebensowenig wie Pirckheimer wieder in den Schoß der alten Kirche zurückkehrte, ein Christoph Scheurl ihr absagte und sich wieder zur katholischen Kirche hielt. Andererseits könnten aber die vorhin angeführten Momente einen begründeten Zweifel an der aufrichtigen Anhänglichkeit des Ch. K. an die protestantische Lehre keineswegs rechtfertigen, viel weniger aber den Beweis erbringen, daß er in der That, wie Jörg annimmt, von ihr abgefallen sei. Denn einmal ist es doch sehr die Frage, ob sich auch alles so zugetragen hat, wie es Eck in seinem Brief an den bairischen Herzog schildert. Seine Neuigkeiten, die er mit den Worten einleitet: „Muß e. f. G. einen guten Schwank anzeigen", nehmen sich aus wie schadenfroher, böswilliger Klatsch, der, wenn auch vielleicht ein Körnchen Wahrheit darin enthalten war, doch in der Hauptsache aus einer unvorsichtigen Aeußerung des Ch. K. hervorgegangen zu sein scheint. Denn wie leicht konnte es geschehen, daß angesichts der furchtbaren Greuel und Verwüstungen des Bauernkriegs einmal auch dem Munde des sonst so vorsichtigen Nürnberger Gesandten ein nicht genau genug abgewogenes Wort entschlüpfte, das dann von dem bairischen Kanzler, der seinem Herrn auch wol einmal etwas Besonderes und Pikantes berichten wollte, über alle Gebühr ausgebeutet wurde. Man darf wol sagen, daß in

dieser Unbedingtheit die Aeußerung nicht gefallen sein kann. Ihr, wie dem Urtheil, das aus Scheurl's Charakteristik herauszulesen, ist entgegenzusetzen die langjährige Thätigkeit des Christoph K. auf Reichstagen, Bundesversammlungen und Städtetagen für die Sache der Reformation. Kann man denn glauben, er hätte unentwegt bis zu seinem Tode die Ansichten und Ueberzeugungen des entschieden auf dem Boden der Reformation stehenden Rathes vertreten, wenn er sich auf der altkirchlichen Seite befunden hätte? Freilich gehörte der Rath politisch nicht zu der extremsten Seite der evangelischen Stände und er war nicht zu bewegen, einem Bündnisse beizutreten, das, wie das schmalkaldische, seine Spitze gegen das Reichsoberhaupt richtete. Für den Rath war die Richtlinie genau durch die Stellung der Stadt als Reichsstadt gezogen, und ebenso dachte sein Vertreter, der vermöge seiner Eingeweihtheit in alle Verhältnisse des Reichs eher den Rath inspirirt hat als der Rath ihn. So war er denn auch, wie Scheurl berichtet, „gut österreichisch, gut kaiserisch, gut königisch“, aber andererseits war er auch gut evangelisch. Wie wäre es überhaupt denkbar, daß sich der Rath von ihm in den damals den Hauptinhalt der Politik bildenden Religionssachen jahraus, jahrein hätte vertreten lassen können, wenn auch nur der leiseste Anhalt zu der Vermuthung bestanden hätte, Ch. K. neige der alten Kirche zu!

Mittheilungen des Herrn Justizraths Freiherrn v. Kreß aus dem v. Kreß'schen Familienarchiv und insbesondere das Tagebuch des Christoph Kreß. — Briefbücher der Reichsstadt Nürnberg im kgl. Kreisarchiv Nürnberg. — Berichte der Gesandten auf dem Augsburger Reichstag an den Nürnberger Rath in der Stadtbibliothek Nürnberg. — Die Correspondenz des Nürnberger Raths mit seinen zum Augsburger Reichstag von 1530 abgeordneten Gesandten. Von Prof. Dr. W. Vogt. Mitth. des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. Hft. 4, S. 1 ff. — Jos. Edm. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—26. 1851. — Aeltere Schriften: G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexicon; — ders., Nürnb. Münzbelustigungen II, 156 ff. — Chr. Gottl. Schwarzii Programmata XXIV. Nr. 23.

Mummenhoff.

Kreßler: Carl Gottlob K., Vorsteher des stenographischen Bureaus im preußischen Abgeordnetenhause, wurde geboren zu Berlin am 14. Januar 1804. Nach dem Besuch des Gymnasiums widmete er sich naturwissenschaftlichen Studien an der Berliner Universität und übernahm im J. 1831 die chemische Fabrik seines Vaters bei Charlottenburg. Aber schon im J. 1833 trat er in die Leitung der chemischen Fabrik von Heyl & Cie. in Berlin ein, während er die Charlottenburger Fabrik durch seinen Bruder verwalten ließ und im J. 1846 verkaufte. Er gründete dann mit seinem Freunde Karl Witte eine neue Fabrik in Berlin, die bis zu Witte's Tode im J. 1863 bestand. In Berlin entfaltete er als Schriftführer der Polytechnischen Gesellschaft eine vielseitige Wirksamkeit; auch hat er in dieser Eigenschaft die erste Industrieausstellung in Berlin im J. 1844 angeregt und hauptsächlich durchgeführt.

Die Stenographie erlernte K. im J. 1841 von Wilhelm Stolze selbst, und zwar zur gleichen Zeit wie Jaquet. Nachdem er diesen in der Polytechnischen Gesellschaft im J. 1844 kennen gelernt hatte, wußten beide der neuen Kunst in dieser Gesellschaft eine Heimstätte zu bereiten und veranlaßten Stolze, der schon an einen Erfolg seiner Erfindung nicht mehr glaubte, zur Abhaltung von Lehrcursen in der Gesellschaft und zur Herausgabe eines kurzen und billigen Lehrbuches, der sog. „Anleitung“. Am 24. Juni 1844 erfolgte auf Betreiben beider die Gründung des „Stenographischen Vereins“ in Berlin. So dürfen K. und Jaquet als die ersten Apostel Stolze's und die eigentlichen

Begründer seiner Schule bezeichnet werden. Mit Witte gab K. dann 1849 die erste stenographische Zeitschrift des Continents, das „Archiv für Stenographie", heraus und entwickelte ein erege Thätigkeit für die Verbreitung der Stolze'schen Stenographie, deren Pflege er sich zur Lebensaufgabe machte. Vom Jahre 1848 an war er auch als amtlicher Stenograph in parlamentarischen Körperschaften thätig, und zwar zuerst im April 1848 im Braunschweigischen Landtage, dann in der preußischen Nationalversammlung und im preußischen Landtage, in dessen Dienst er bis 1885 blieb. Seit November 1868 war er zweiter Vorsteher des stenographischen Bureaus im preußischen Abgeordnetenhause. Daneben widmete K. seine Fürsorge dem stenographischen Vereinswesen, namentlich dem Kränzchen für stenographische Wett- und Prämienschreiben, und wußte die stenographischen Feste durch hübsche Lieder zu würzen, wie er denn neben der Dichtkunst auch die Musik und das Malen pflegte. Auch das Archiv für Stenographie hat seiner Autographie und seiner Mitarbeiterschaft viel zu danken. Ebenso hat er andere stenographische Werke durch Autographie oder Herausgabe gefördert; so hat er den „Stenographischen Almanach" im J. 1854 begründet und bis 1868 herausgegeben. Durch einen regen Briefwechsel und viele Reisen trat er in enge Beziehungen zu den meisten Stolze'schen Vereinen, sodaß „Papa Kreßler" nach dem Tode Stolze's immer mehr die Verehrung und Zuneigung aller Stolzeaner auf sich vereinigte und sein achtzigster Geburtstag im J. 1884 ein Fest der ganzen Schule war.

K. war in erster Ehe 1834 mit Auguste Wehring, in zweiter Ehe 1875 mit Wittwe Kayser verheirathet. Er starb in der Nacht vom 19. zum 20. December 1901 in Berlin.

Er schrieb eine Stolze-Biographie (Wilh. Stolze, 2. Aufl. Berlin 1890) sowie zahlreiche Aufsätze im Archiv für Stenographie, Almanach und Stenographischen Erzähler, u. a. „Beiträge zur Geschichte des Archivs für Stenographie" (im 32. Jahrgang, 1880, desselben), „Ueber die Ausbildung zum Parlamentsstenographen", „Zur Geschichte der Mysterien der Stenographie", „Ueber Stolze's Reden, erste Ansprache und seine Handschrift" (Arch. f. Stenogr. 1878), „Aus vorparlamentarischer Zeit" (Arch. f. Stenogr. 1879).

Vgl. Käding, Stolze-Bibliothek Bd. 1, 1888, S. 46. — Magazin f. Stenographie 1892, S. 19 (m. Bild), S. 52. — Archiv f. Stenographie 1892, S. 33; 1884, S. 33, 182, 213. Johnen.

Kringsteiner — ein Wiener Theaterdichter, dessen Wirksamkeit für die Entwicklung des Wiener Volksstückes von größter Bedeutung wurde, über dessen Lebensumstände aber aller Sorgfalt zum Trotz nichts zu erfahren war und ist. Er schrieb von etwa 1797 bis gegen 1810 Localstücke für das von Marinelli begründete, später von Hensler geleitete Leopoldstädter Theater in Wien und ist nach den einen am 13. Februar 1812 (so in Goedeke's Grundriß), nach den andern aber schon am 16. Juni 1810 (so in Sonnleithner's handschriftlichen Aufzeichnungen) in Wien gestorben. Wenn Sonnleithner's Angabe, K. sei 1810 „vierunddreißig Jahre alt" gestorben, richtig ist, so wäre das Jahr 1776 als Kringsteiner's — dessen Name auch als „Kringstein", „Kriegstein" und „Kriegsteiner" vorkommt — Geburtsjahr anzusehen.

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß K. — ebenso wie der ihm sehr ähnliche Joachim Perinet — ein Wiener Kind gewesen ist. Denn in seinen Possen und Volksstücken kommt eine fast unvergleichlich zu nennende Kenntniß des Wienerthums zum Ausdruck; sie ist es ja auch, die Kringsteiner's Production zu einem wichtigen Bindeglied zwischen der älteren Wiener Possenlitteratur und der späteren Entwicklung des Localstückes hat werden lassen. Weitaus mehr als die (1801 gedruckten) „Modesitten", die man wohl mit

Unrecht lange K. zuschrieb, sie sind vielmehr wohl ein Werk Gewey's, hat das dreiactige Lustspiel „Der Zwirnhändler von Ober-Oesterreich" (gedruckt Wien 1807) den Ruhm Kringsteiner's begründet — alle späteren Stücke Kringsteiner's sind auf den Theaterzetteln und auf dem Titelblatt der Druckausgaben mit dem Vermerk versehen: „Vom Verfasser des Zwirnhändlers von Ober-Oesterreich". Die Handlung ist aus für das Wiener Volksstück typisch gewordenen Motiven aufgebaut und lehnt sich an Schikaneder's „Tiroler Wastel" an. Der Schuster Matthias Trommer ist zu Geld gekommen und will den feinen Herrn spielen; er unterhält eine Liebschaft mit einer charakterlosen Hochstaplerin, seine Verschwendung hat ihn nahe an den Bankerott gebracht, mit großer Grobheit wendet er sich gegen seinen Sohn Franz, der ein einfaches Mädchen, Josefine, die Tochter einer Pastetenbäckerin, liebt, und dem Rath Schwenkheim (Trommer's Vetter), der ihm einen schändlichen Handel vorschlägt — er will Franz eine von ihm erstrebte Beamtenstelle verschaffen, wenn ihm dieser Josefinen abtritt —, in mannhafter Entrüstung entgegentritt. Mit Hülfe Florian's, der — ein Bruder des Schusters — ein einfacher Zwirnhändler geblieben ist, werden Schwenkheim's Intriguen zu Schanden gemacht, die Hochstaplerin entlarvt, Franz mit Josefinen vereint und der Schuster bekehrt, sodaß Matthias selbst zum Schluß den Grundgedanken des Stückes ausspricht: „Es ist besser, ein Schurzfell und ein reines Gewissen haben, als in einem Moderock stecken und ein Schelm sein." Eine sehr natürliche wienerische Färbung kommt dem Stück recht zu statten. Der Dialekt ist durchwegs mit großem Glück verwendet; die typischen komischen Figuren nehmen an der Handlung theil: Kaspar als ein schlauer Tanzmeister, Thaddädl als ein frecher, dummdreister Kanzleigehülfe. Verwechslungen und Verkleidungen spielen eine große Rolle; Massenscenen finden sich, wie die Ausräumung von Trommer's Wohnung durch die ungeduldig gewordenen Gläubiger oder eine durch betrunkene Soldaten gestörte Tanzunterhaltung. Auch an große Muster schließt sich K. bei Gelegenheit an: so erinnert der Zusammenstoß zwischen Franz und dem Rath Schwenkheim wörtlich an den Streit Ferdinand's mit seinem Vater in „Kabale und Liebe".

Nicht minder beliebt als der „Zwirnhändler" war das komische Singspiel in drei Acten „Die schwarze Redoute" (Erstaufführung am 16. Januar 1804; gedruckt 1807), mit Musik von Wenzel Müller. Der Inhalt dieses „Faschingsstückes" beruht gleichfalls auf bewährten Motiven. Alle die zärtliche Liebe, die der Fiaker Vinzenz Zwickel seinem Weib Nanny entgegenbringt, kann Nanny's Vergnügungssucht nicht heilen, bis eine Erkennungsscene auf dem Maskenball, den sie heimlich besucht hat, Reue und Versöhnung herbeiführt. Wieder treibt Thaddädl als „Laternbub" sein lustiges Wesen, und eine ergötzliche Scene führt ihn und fünf andere Laternbuben mit einem halb Dutzend Mädchen in einem Schuppen vor, wo sie der als Gespenst verkleidete Fiaker weidlich in Schrecken setzt. — Aehnlich steht es mit dem aus zwei Theilen bestehenden Lustspiel „Ehestandsscenen" (1. Theil 1807, 2. Theil 1810): Zwei durch die Hoffart und Verschwendungssucht der Frau einander entfremdete Gatten werden durch die Großmuth und Güte anderer nach mannichfachen Verwicklungen versöhnt. Das Wiener Localcolorit ist hier noch stärker aufgetragen: die Eingangsscene des 1. Theils spielt bei der „Spinnerin am Kreuz", der Schluß führt an das Ufer der Donau, wo unter großem Zulauf von Menschen ein nach Ungarn bestimmtes Passagierschiff abfährt. — „Der Tanzmeister", Posse mit Gesang in drei Acten (Erstaufführung am 6. Febr. 1807), enthält als Mittelpunkt einen großen Ball, den ein Tanzmeister nach Aufopferung seiner letzten Habe veranstaltet; die den Ball heimlich besuchenden

Bürgersfrauen werden von ihren Männern überrascht. — „Die elegante Bräumeisters-Wittwe", Lustspiel in drei Acten, bringt das Motiv des „Zwirnhändlers" in der Umkehrung: Madame Pims, eine hoffärtige, zu hoch hinaus wollende Frau, die ihren drei Töchtern das schlechteste Beispiel gibt, wird von ihrem Bruder, einem biederen Praterwirth, auf die Probe gestellt, bekehrt und gebessert. Als Nebenfiguren treten zwei Frauen auf, deren jede ihrem Sohn die Hand der reichen Wittwe zugedacht hat; die rivalisirenden Bestrebungen der tölpischen Freier und ihrer Mütter führen zu einer Scene von lebenswahrer Komik. — Ebenso ist das Lustspiel „Hanns in Wien" (1809) mit einer Fortsetzung „Hanns in der Heimath" (1810) nur eine Variation des „Zwirnhändlers von Ober-Oesterreich". Amtssecretär v. Hirschkopf ist mit seiner hoffärtigen, adelsstolzen Frau entzweit; den Intriguen der Frau v. Hirschkopf tritt der geriebene Eipeldauer (auch in einer Wiener Tradition!) Hanns entgegen, der, obgleich ein einfacher Bauer, den Städtern mehr als ein Schnippchen schlägt — er prellt nicht weniger als drei heirathslustige Wittwen und eine männersüchtige alte Jungfer. Große Volksscenen führen das Leben in den Straßen und in der Umgebung von Wien vor; bekannte Plätze und Straßen sind in den Decorationen nachgebildet; ein Geflügelmarkt auf der „Brandstätte" wird mit Realismus dargestellt; Hirschkopf läßt seine verloren gegangene Gattin vor allem Volk durch den Büttel austrommeln. — Andere Stücke gleichen Genres sind etwa „Der Lumpenkrämer" (Erstaufführung am 15. Januar 1805), „Der Desperationsball" (21. Februar 1805), „Faschingswehen" (4. März 1805), „Die Kreuzerkomödie" (21. Juni 1805). In ihnen zeigt sich ein entschiedenes Hinstreben zu vollständiger Emancipation von den früheren Vorbildern des Wiener Volksstücks und zur völligen Durchführung der localen Färbung.

Eine besondere Gruppe unter Kringsteiner's Stücken bilden die Travestien, in denen er manch ein Vorbild für Gleich und andere schuf, sich selbst aber an Perinet's ähnliche Versuche anlehnte. Gerade durch K. sind die Wiener in ihrer Vorliebe für Travestien so sehr bestärkt worden, daß später zahlreiche Dramen erst lange nachdem sie in travestirter Gestalt den Wienern bekannt geworden waren, selbst in Wien aufgeführt wurden! Kringsteiner's erste Travestie war wohl die einactige Posse „Othello, der Mohr in Wien", mit Musik von Ignaz Schuster (Erstaufführung am 28. Mai 1806). Alle Schleusen sind hier dem wienerischen Humor geöffnet worden. Othello, Rodrigerl und Jackerl sind Bediente eines reichen Privatiers, Desdemonerl ist die Tochter eines Hausmeisters, Cassio ein Barbiergeselle vom Land geworden. Thadäddl, der Sohn einer Wäscherin, figurirt als Wäscherbub; Dienstboten, Gassenbuben und Trunkenbolde vervollständigen die Zahl der auftretenden Personen. Othello's Eifersucht entbrennt wegen eines irrthümlich von Desdemonerl vertauschten „Schnupftüchels". Das alte „Kärntnerthor" gibt den Hintergrund für die vielen Volksscenen des Stückes ab, Methkeller und Bierhäuser, der Wienfluß mit seinen Mühlen und Wäschereien bilden die Schauplätze der Handlung. — Womöglich noch toller geht's in der „localen Posse mit Gesang" in einem Act „Die Leiden des Werther's" zu (Musik gleichfalls von Schuster, Erstaufführung am 18. October 1806). Hier ist Werther ein aus Krems zugereister Kupferschmied, Albert Vorsteher der Laternanzünderzunft in Wien, Lotte eine häßliche, alte Jungfer, die Kinderscene derb carikirt. Auch hier finden sich gewaltige Volksscenen: schon der erste Auftritt spielt am Ufer des Donaucanals, wo Werther mit dem „Regensburger Schiff" ankommt; der Schluß führt uns wieder an den Donaucanal, an die „Schlagbrücke", wo Pudelscherer in großer Zahl ihrem Gewerbe nachgehen, — Werther, der sich

ins Wasser stürzt, wird von einem ihm nachspringenden Pudel apportirt. Gern überläßt Albert die greuliche Lotte dem leidenschaftlichen Liebhaber; er ist froh, daß er Lotten los ist, und segnet selbst den Bund der beiden. Auch das zauberische Element hat K. hier in die Handlung eingeführt: Gott Amor persönlich tritt auf und läßt Lotten im Traum ihre und Werther's Zukunft erblicken; unter den Amor begleitenden Geistern thut sich insbesondere „ein alter Genius mit Augengläsern“ hervor.

Aehnlich ist die Travestie „Romeo und Julia“ gehalten. Auch im ernsten Drama hat sich K. versucht; es existirt sogar ein Faust-Drama von ihm, „Faust, der Erfinder der Buchdruckerkunst“ betitelt, gedruckt 1811.

Goedeke, 2. Aufl., V, 341 f. (v. Weilen). — Wurzbach XIII, 218 f.

Egon v. Komorzynski.

Krolop: Franz K., Opernsänger, wurde am 5. September 1839 als Sohn eines Gutsverwalters zu Troja in Böhmen geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er auf das Gymnasium zu Gitschin, wo er Gelegenheit hatte, seine schöne Stimme im Kirchengesang zu üben. In den Jahren von 1856 bis 1861 studirte er an der Universität Prag die Rechte und setzte während dieser Zeit seine Gesangsstudien bei Louis Appé fort. Als er nach Ablegung der Staatsprüfung als Auditoriats-Praktikant eine feste Anstellung in Wien gefunden hatte, lernte er dort den berühmten Bassisten des Kärntnerthor-Theaters Dr. Schmid kennen, der sich seiner auf das Wärmste annahm und ihn für die Oper ausbildete. Er verschaffte ihm auch ein Engagement an dem Stadttheater in Troppau, an dem K. am 19. September 1863 zum ersten Mal als Silva in der Oper „Ernani“ die Bühne betrat. Im Jahre darauf kam er als erster Bassist an das Theater in Linz, von da über Hannover, wo er im J. 1865 als Gast auftrat, an die deutsche Oper zu Gothenburg in Schweden. Nach einem kurzen Engagement in Köln verpflichtete er sich für das Stadttheater in Bremen, an dem er drei Jahre lang, von 1867 bis 1870, thätig war. Wir finden ihn hierauf unter der Direction Haase am Leipziger Stadttheater und während des Winters von 1871 auf 1872 als Mitglied der Pollini'schen italienischen Gastspielgesellschaft beschäftigt. Im J. 1873 trat er in den Verband der königlichen Oper in Berlin ein, wo er sehr bald als Vertreter der humoristischen und komischen Baßpartieen zu Ansehen und Ruhm gelangte. Er wurde ein ausgezeichneter Mozart- und Lortzing-Sänger und leistete z. B. als Figaro, Papageno, Leporello und van Bett Ausgezeichnetes. Den größten und anhaltendsten Erfolg ersang er sich aber als Escamillo in „Carmen“. Stets rüstig und kaum einmal krank, mußte er sich am 26. Mai 1897 der schweren Operation einer Darmfistel unterziehen. Er überstand sie zwar, wurde aber schon einige Tage später, am 30. Mai 1897, durch den Tod aus dem Leben abgerufen. Seine erste Frau, an deren Seite er beigesetzt wurde, war die bekannte Berliner Sängerin Vilma v. Voggenhuber († 1888) gewesen.

Der Bär, Illustrirte Berliner Wochenschrift, 10. Jahrg. Berlin 1884, S. 137, 138. — Jos. Lewinsky, Vor den Coulissen. Berlin 1881, S. 64 bis 68. — 1898. Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Berlin 1898, S. 183—185. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 549, 550. — Illustr. Zeitung. Leipzig 1897, Nr. 2815, S. 743. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die Königlichen Theater in Berlin. Statistischer Rückblick. Berlin 1886. (Register.) — Georg Hermann Müller, das Stadt-Theater in Leipzig 1862—1887. Leipzig

1887. (Register.) — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Hrsg. von Anton Bettelheim. Berlin 1898. II, 128.

H. A. Lier.

Kronecker: Leopold K., Mathematiker, geboren am 7. December 1823 zu Liegnitz, † am 29. December 1891 in Berlin. Kronecker's Vater war Kaufmann und zugleich ein Mann von feiner Geistesbildung, namentlich auf dem Gebiete der Philosophie, der diese seine Neigung auch auf den Sohn vererbte und sie in häuslicher Erziehung wie später durch seine Briefe wach erhielt und förderte. Durch einen Hauslehrer vorbereitet trat Leopold K. in die Vorschule des Conrectors Werner ein, die er dann mit dem Gymnasium vertauschte, an welchem wieder Werner den Unterricht in philosophischer Propädeutik und in christlicher Religionslehre, Kummer den in der Mathematik ertheilte. Beide Männer übten auf K. den nachhaltigsten Einfluß. Werner's Religionsunterricht, an welchem er, obgleich Jude, theilnahm, gab ihm die Weltanschauung, an der er festhielt und die ihn veranlaßte, später seine Kinder durch die Taufe in die evangelische Kirchengemeinschaft einzureihen, einen Schritt, den er für sich selbst erst in seinem letzten Lebensjahre 1891 vollzog, während er bis dahin aus Gewissensbedenken damit gezögert hatte. Kummer wußte seine mathematische Begabung zu entwickeln, und da ein glücklicher Zufall Lehrer und Schüler an der Universität Breslau abermals in gleicher Stellung vereinigte, da Berlin beiden wiederum, und jetzt als Collegen in der Akademie als Aufenthalt diente, so vertieften sich ihre Beziehungen, aus welchen die innigste Freundschaft geworden war, immer mehr. Schon auf der Schule war Kronecker's hervorragende mathematische Begabung zu Tage getreten, aber auch in allen anderen Fächern des Gymnasialunterrichts zeichnete er sich aus, und Vielseitigkeit des Wissens blieb ein Vorzug des geistvollen Mannes. Im Frühjahr 1841 bezog K. die Universität Berlin, um unter Dirichlet und Steiner, denen im folgenden Jahre Jacobi sich zugesellte, sich in seiner Lieblingswissenschaft auszubilden; als zweite Universität besuchte er Breslau, wohin inzwischen Kummer als Professor berufen worden war; eine kurze Zeit verbrachte er in Bonn, wo er auch an dem studentischen Leben und Treiben sich betheiligte und zu den Gründern einer burschenschaftlichen Verbindung gehörte, welche man, trotzdem in Berlin die Absicht bestand, dieselbe aufzuheben, ruhig und stillschweigend gewähren ließ, weil sie, mehr als ein Zehntel der ganzen Bonner Studentenschaft und darunter die Fleißigsten und Tüchtigsten umfassend, Professoren wie Naumann, Dahlmann, Nitzsch, Arndt zu ihren Freunden und Beschützern zählte. Den Abschluß von Kronecker's Studienzeit bildete die mit Auszeichnung bestandene Prüfung als Doctor der Philosophie in Berlin 1845. Anstatt einem Lebensplane zu folgen, der an das Bisherige unmittelbar anknüpfte, mußte K. plötzlich ganz anderen ungewohnten Beschäftigungen sich unterziehen. Der Tod eines Oheims, des Vaters seiner späteren Frau, machte es nothwendig, mit ordnender Hand in die Geldverhältnisse des von diesem hinterlassenen Geschäftes einzugreifen und auch landwirthschaftliche Thätigkeit zu entwickeln, wenn nicht schwere Verluste eintreten sollten. K. wußte sich in die neue Lage aufs Beste zu finden und rettete durch unermüdliche Arbeit der Familie ein nicht unbeträchtliches Vermögen, wiewohl seine Gesundheitsverhältnisse gerade damals nicht immer die besten waren. Im J. 1848 heirathete K. seine Cousine, mit welcher er 43 Jahre in glücklichster Ehe lebte. Ihr Tod am 23. August 1891 ging seinem eigenen nur um vier Monate voraus. Die geschäftliche Thätigkeit Kronecker's währte bis 1855, ohne ihn jedoch so sehr in Anspruch zu nehmen, daß er auf alle wissenschaftlichen Arbeiten hätte verzichten müssen. Ein fortwährend festgehaltener

Briefwechsel mathematischen Inhalts mit Kummer und Anderen beweist ebensosehr das Gegentheil als insbesondere die berühmte Abhandlung über die algebraisch auflösbaren Gleichungen, welche im Mai 1853 bei einer Reise nach Paris Dirichlet in Berlin übergeben, von diesem am 20. Juni der Berliner Akademie vorgelegt wurde. Vom Jahre 1855 an durfte K. sich ganz der Wissenschaft widmen. Er siedelte nach Berlin über und traf dort mit Kummer, mit Weierstraß, mit Borchardt zusammen, in deren Kreis er als geistig ebenbürtiger, ihnen längst durch seine Arbeiten warm empfohlener Mitarbeiter an der Entwicklung der Mathematik eintrat. Die Akademie wählte ihn 1861 zum Mitglied, und in ihren Sitzungsberichten legte er hauptsächlich die Ergebnisse seiner Forschungen nieder. Nach Borchardt's Tode übernahm K. 1881 die Leitung des Crelle'schen Journals. Endlich wirkte er auch an der Universität, wozu seine Stellung als Mitglied der Akademie ihm das Recht gab. Diese rastlose, K. im höchsten Grade befriedigende Thätigkeit fesselte in an Berlin, sodaß er eine 1868 von Göttingen aus an ihn ergangene Berufung ablehnte. Zum Berliner ordentlichen Professor wurde er 1883 ernannt, als Kummer wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand getreten war. Die mathematische Bedeutung Kronecker's in allgemeinverständlicher Weise zu schildern ist um so weniger möglich, als er niemals zu den leicht verständlichen Schriftstellern seines Faches gehört hat. Auch als Lehrer konnte er nur auf verhältnißmäßig wenige Zuhörer einen nachhaltigen Einfluß ausüben, auf diese aber einen um so tieferen. K. war vorzugsweise Algebraiker auf zahlentheoretischer Grundlage. Bis zum Jahre 1832 hatten sich die Zahlentheoretiker nur mit reellen ganzen Zahlen und deren Eigenschaften beschäftigt. In dem genannten Jahre zeigte Gauß, daß es auch eine Zahlentheorie der complexen ganzen Zahlen gebe. Es dauerte wieder über zehn Jahre, bis dieser kühne Gedanke zum Ausgangspunkte von selbständigen Untersuchungen gemacht wurde, und Dirichlet, Kummer, K. theilen sich in die Ehre, jeder für sich solche Untersuchungen angestellt zu haben. K. that es bereits in seiner Doctordissertation De unitatibus complexis von 1845, welche er 1882 unter Hinzufügung einiger bei der ersten Veröffentlichung weggelassenen Schlußparagraphen neuerdings in dem, wie wir wissen, damals unter seiner Leitung stehenden Crelle'schen Journale zum Abdruck bringen ließ. Die Abhandlung von 1853, mit welcher K., wie wir gleichfalls schon gesagt haben, seinen Einzug in die Monatsberichte der Berliner Akademie hielt, ist den Fragen gewidmet, mit welchen Abel, mit welchen Gallois sich beschäftigt hatte, wie eine Gleichung von höherem als dem vierten Grade geartet sein müsse, damit sie die Umwandlung in eine reine Gleichung zulasse? K. kannte damals, wie sehr wahrscheinlich gemacht worden ist, die Arbeiten Gallois' noch nicht. Um so verdienstlicher ist es, daß er in seinen Ergebnissen über diesen hinausging. Kronecker's Abhandlung fand gerade in Frankreich den lebhaftesten Beifall, und J. A. Serret nahm 1854 eine Uebersetzung derselben in sein Lehrbuch der Algebra auf. Spätere Arbeiten Kronecker's beziehen sich auf elliptische Transcendenten, andere auf die Gleichung fünften Grades. Zu den merkwürdigsten Arbeiten gehören die Grundzüge einer arithmetischen Theorie der algebraischen Größen von 1882, welche als Festschrift zu Kummer's fünfzigjährigem Doctorjubiläum erschienen. K. suchte hier die Algebra als so sehr von der Zahlentheorie abhängig zu schildern, daß überhaupt keine Lehre von den Gleichungen mehr übrig bleibt, sondern ausschließlich Congruenzen zu behandeln sind. Eine Abhandlung von 1886 über den Zahlbegriff erschien in der Festschrift zu Eduard Zeller's fünfzigjährigem Doctorjubiläum. Der Inhalt ist philosophisch-mathematisch und begegnet sich mit manchen Ansichten Dedekind's.

Vgl. Heinr. Weber in den Mathematischen Annalen XLIII, 1—25 (Leipzig 1893) und G. Frobenius, Gedächtnißreden auf Leopold Kronecker in den Abhandlungen der Berliner Akademie für 1893.

Cantor.

Krönlein: Georg K., der Erforscher der Namasprache, rheinischer Missionar. Als der rheinische Missionar Georg K. das Namaland betrat, schauten seine Vorgänger schon auf eine neunjährige Thätigkeit zurück. Er gehörte also nicht zu den Begründern des Werkes, hat aber im Lauf der Zeit nachhaltigen Einfluß auf dasselbe ausgeübt und ihm gleichsam sein Gepräge aufgedrückt, das sich trotz der veränderten Lage der Dinge bis heute noch nicht völlig verwischt hat.

K. ist am 19. März 1826 zu Seegnitz in Unterfranken geboren. Er trat als junger Kaufmann in die Missionsschule zu Barmen ein unter dem Inspector Wallmann und gehörte zu den begabtesten und eifrigsten Schülern desselben. Bei seiner Aussendung 1851 wurde ihm der Auftrag zuteil, die schwere Namasprache gründlich zu erlernen und die Bibel in dieselbe zu übersetzen. Der ihn auf der Station Bersaba einführende Superintendent Zahn erklärte, als sie den Ort nach mühevoller Reise erreicht hatten: „Hier kann ja weder Hund noch Katze leben!" Dessen ungeachtet hat K. es ein Vierteljahrhundert daselbst ausgehalten, freilich mit Unterbrechungen. Erst nach Ausbau des Wohnhauses und nach seiner Verheirathung mit der Schwester des Missionars Terlinden in Stellenbosch gelang es ihm, sich den Sprachstudien mit größerem Fleiß als bisher hinzugeben. Nach wenigen Jahren schon besaß er einen Schatz von Namawörtern, der sich für die ihm gestellte Aufgabe fruchtbar erwies. Doch erst nach Einweihung der von ihm gebauten Kirche, 1857, und nach Rückkehr von einer Erholungsreise ans Cap konnte er daran denken, den Uebersetzungsarbeiten näher zu treten. Eine Reihe jüngerer Collegen kamen abwechselnd ihm zur Hülfe und teilten sich in die Amtsgeschäfte. — Morgens 4 Uhr fand man ihn regelmäßig an seinem Schreibtisch. Geistig geweckte Schüler wurden herangezogen, auch ältere Männer ausgeforscht, wenn es sich darum handelte, für fremdartige Begriffe die rechten Worte zu suchen. Von Vortheil für ihn war es, daß er mit dem Sprachforscher Dr. Bleek, derzeit Bibliothekar von Sir George Gray's Library in Kapstadt, in Verbindung trat. Wie dieser sein Comparative Grammar of South African Languages auf das Standard Alphabet des Dr. Lepsius aufbaute, so hat auch Missionar K. dies epochemachende Werk zum Muster genommen, besonders als es galt, die der Namasprache eigenen Schnalzlaute typisch festzulegen. Andererseits lieferte letzterer dem Dr. Bleek werthvolle Beiträge, welche dieser in seinem Werke verwerthete oder in seinem Rynard the Fox in South-Africa aufnahm.

Im J. 1864 begab sich K. auf die Reise nach Deutschland, um seine Manuscripte der Presse zuzuführen. Gedruckt wurden bei W. Herz in Berlin der kleine Luthersche Katechismus, die Calwer biblische Geschichte und das Neue Testament in der Namasprache; eine Riesenarbeit in der Zeit von 15 Jahren, um so mehr, als keine ebenbürtigen Revisoren ihm zur Seite gestanden hatten. — Als Präses der Nama-Mission kehrte er 1867 wieder ins Land zurück und fand in dieser Eigenschaft so reichlich Arbeit vor, daß er zunächst verhindert war, diesen seinen linguistischen Studien sich hingeben zu können. Während seiner Abwesenheit hatten seine Stellvertreter und Collegen wegen Fehden etlicher Stammeshäupter und kriegerischer Vorgänge im Lande es nicht leicht gehabt. Doch war der entscheidende Kampf geschlagen, als K. ankam. Der Boden zum Friedensschluß war geebnet, so daß

der Frieden seinen Bemühungen gleichsam als reife Frucht in den Schooß fiel. — Einer Deputation von Bastarden aus der Capcolonie, deren Volksgenossen einzuwandern gedachten, wurde K. mit Erfolg ein warmer Fürsprecher bei den Häuptern der Colonie. Etliche Jahre später führte er seine Collegen nach dem Hereroland zu einer Generalconferenz rheinischer Missionare in Otjimbingue. Wenige Monate danach hatten die Bewohner jener Gebiete auch das Glück, zu sehen, daß zwischen den Häuptern der schwarzen und der braunen Rasse Frieden geschlossen wurde, was nicht ohne Einfluß der Missionsleiter geschehen sein soll. Ein Jahr später, 1871, reiste K. mit seiner Frau ans Cap. Sein Schwager, der kinderlose Wittwer Missionar Terlinden, sehnte sich danach, seine Schwester nochmals zu sehen; auch sie wünschte ihren leidenden Bruder zu sprechen. Vor der Rückkehr in das Namaland drückten sie ihm die Augen zu. Auch diese Erholungszeit wußte der unermüdliche K. mit Arbeit auszufüllen. Die deutsche Gemeinde in Capstadt ermangelte derzeit eines Pastors. Aushülfsweise übernahm er den Dienst in der St. Martinskirche, und als er heimgekehrt war, konnte er seinen Collegen die Psalmen des Alten Testaments, ein Liederbüchlein und eine Agende für den Kirchengebrauch gedruckt und gebunden in die Hände legen.

Dasselbe Maaß von Vertrauen, welches sein Lehrer, Inspector Wallmann, K. in sprachlicher Hinsicht entgegen gebracht hatte, ließ dessen Nachfolger, Dr. Fabri, ihm auf dem Gebiet der Verwaltung zu theil werden. Von seiner im Mittelpunkt des Landes gelegenen Station Bersaba konnte er sagen: „Hier laufen alle Fäden zusammen.“ So lange er an der Spitze stand, war dies auch wirklich der Fall. Er hielt Kirchen- und Schulvisitationen ab und präsidirte auf den Synodalconferenzen. An seinem Wohnsitz tagte auch einmal eine Generalversammlung rheinischer Missionare. Seine Schule hat er schon 1869 eingeweiht; sieben Jahre danach auch die Kirche zu Gibeon. Schon ehe ihm die Superintendentur übertragen ward, hatte er drei an seiner Seite arbeitenden Collegen die Ordination erteilt und 1876 die Verhandlungen mit dem capischen Civilcommissar Palgrave geleitet, welcher das Namaland gleichwie Hereroland der Capregierung gern unterstellt hätte; allein mit diesem Plan drangen sie nicht durch. Die Nama wollten freie Leute bleiben.

Im J. 1877 verlegte K. seiner Frau zu Liebe seinen Wohnsitz nach Stellenbosch. Sie hatte schon 1867 etliche Kinder des Missionars Kraft, der Wittwer geworden war, zur Erziehung angenommen. Diese bedurften besserer Schulung, als das Inland sie darbot. Ihnen selbst blieben Nachkommen versagt, nicht aber ein Theil des Erbes von ihrem entschlafenen Bruder. Dieser hatte seinen Besitz der rheinischen Mission zur Errichtung eines Töchterinstituts überlassen. K. selbst war es darum zu thun, das Alte Testament noch in das Nama zu übertragen. Er ruhte nicht, bis seine Lieblingsaufgabe gegen Ende der 80er Jahre vollendet war. Zum Druck ist das Alte Testament gleichwohl nicht gekommen. Die weite Entfernung des Caplandes von der Colonie machte es unmöglich, einen Revisor zu bekommen, zumal in jener Zeit von 1880—94, in welcher keiner seiner Collegen wegen anhaltender Kämpfe der schwarzen und der braunen Rasse den Posten verlassen durfte. Anno 1882 ging K. zwar, von seiner Behörde beauftragt, nochmals ins Land zurück, um für den Frieden zu wirken. Seine Bemühungen hatten übrigens nur momentan einen Erfolg. — In den 60er Jahren schätzte K. die Zahl der Namaredenden auf 40—50 000 Seelen. Dreißig Jahre später soll sie sich infolge 14jähriger Kämpfe auf weniger als die Hälfte herabgemindert haben. Erst Gouverneur Leutwein machte 1894 durch den Friedensschluß mit H. Witboi den Kämpfen ein Ende. Viele der Eingeborenen verließen das Land und kamen der

Mission aus den Augen. Andererseits verlangte die deutsche Colonialregierung, daß in den Schulen neben dem Nama auch Deutsch gelehrt wird, und da die Eingeborenen von jeher keinen großen Werth auf ihre Schriftsprache legten, vielmehr das Holländische bevorzugten, namentlich die Stämme, die im Laufe des 19. Jahrhunderts eingewandert sind, erachteten die Leiter und Kenner der Verhältnisse es nicht mehr für nothwendig, den Druck des Alten Testaments zu bewerkstelligen. Man legte mehr Werth auf geeignete kleinere Schriften im Nama, die fühlbarem Mangel abhelfen sollten.

Inzwischen fand Missionar K. Arbeit, indem er sich bemühte, Deutsche, die außerhalb der Capstadt wohnten, in dem reizend gelegenen Orte Wynberg um sich zu sammeln. Sie lösten sich von der St. Martinsgemeinde, so weit sie ihr angehörten, ab und gründeten ein eigenes Kirchspiel, dessen Pastor K. blieb, bis er im Februar 1892 nach kurzem Krankenlager zu großem Schmerz seiner Gattin und Gemeinde an Lungenentzündung verschied.

Etwa vier Jahre vor seinem Heimgang hatte er noch die Genugthuung, daß sein Freund Dr. Büttner in Berlin sein „Nama-Deutsches Wörterbuch" herausgab. Damit hat er seinen Collegen und den Freunden der Namasprache den besten Liebesdienst erwiesen. J. Olpp.

Kropf: Franz Xaver K., Jesuit, geboren am 20. Januar 1691 zu Tirschenreuth (Baiern), † am 22. Juni 1749 zu München. Er trat am 27. September 1710 in die Gesellschaft Jesu ein und wirkte später längere Zeit als Lehrer der Rhetorik. — Litterarisch bethätigte sich K. besonders als Mitarbeiter an der großen Geschichte der oberdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu; er verfaßte den 4. Theil derselben: „Historia Provinciae Societatis Jesu Germaniae Superioris ab anno 1611 ad annum 1630" (Monachii 1746) und noch einen großen Theil des fünften (. . . „ab anno 1631 ad annum 1640", Augustae Vindelicorum 1754), den nach seinem Tode Weitenauer vollendete und herausgab. Außerdem erschienen von K. die Schriften: „Ratio et via recte atque ordine procedendi in literis humanioribus aetati tenerae tradendis" (Monachii 1736); „Amalthea Germanica et Latina, hoc est: Index locuples dictionum ex Germanicis Latinarum de omni rerum genere, ad comparandam copiam bonae probataeque Latinitatis, collectus in commodum juventutis Germanicae literarum studiosae" (zuerst wol schon vor 1737 erschienen, dann Dilingae 1739; eine italienische Bearbeitung Trento 1737).

Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus; Bibliographie T. IV (Bruxelles et Paris 1893), p. 1251 s. Lauchert.

Krosigk: Anton Ferdinand von K., geboren zu Gröna bei Bernburg in Anhalt am 10. September 1820, † als anhaltischer Staatsminister a. D. am 25. December 1892 zu Dessau. Dem ältesten anhaltischen Adel angehörig, als Sohn des 1868 verstorbenen Unterdirectors der alten anhaltischen Landschaft und Schloßhauptmanns Anton Emil v. K. und seiner Gattin Albertine geb. v. Kerßenbrock-Helmsdorf, ward er vorgebildet durch Privatunterricht in Gröna und seit 1835 auf der Ritterakademie in Brandenburg. Er studirte die Rechte in Bonn und Berlin, ward 1847/48 Gerichtsauscultator in Merseburg, Referendar und Ende 1848 Assessor und Richter am Oberlandesgericht zu Naumburg; wieder am Kreisgericht in Merseburg seit Beginn 1849, vermählte er sich mit Maria v. Schlickmann. Im Sommer 1850 Regierungsassessor, ward er Verweser des Mansfelder Landrathsamts, seit 1852 Landrath des Gebirgskreises, als solcher für die Kreise Sangerhausen und Mansfeld Mitglied des Abgeordnetenhauses 1858/60. Im Herbst 1861 wurde er nach

Meiningen von Herzog Bernhard Erich Freund als Staatsminister berufen. Er widmete sich seinem neuen Amte mit vollem Interesse und Eifer. Die gesammte oberste Staatsleitung ermöglichte ihm in dem wohlgeordneten Ganzen manche schöne Erfolge. Besondere Schwierigkeit erwuchs aber dem Minister durch die Nothwendigkeit, bezüglich der deutschen Verfassungsfrage zu einer sicheren Stellung zu kommen. Auf Fürstencongressen und zahlreichen Ministerconferenzen war darüber seit Jahren oftmals verhandelt worden. Er vermochte es nicht, den Herzog Bernhard für seine Ansicht umzustimmen und zu gewinnen, daß nur unter voller Zustimmung Preußens ein realpolitischer Abschluß der deutschen Frage möglich sei. Der Herzog huldigte ausschließlich den über die Entscheidung von Oesterreich vorgetragenen Ansichten, und so kam es dahin, daß er Herrn v. K. am 1. October 1864 zur Disposition stellte. Dieser wurde aber, als Herzog Bernhard nach der großen Entscheidung von Königgrätz am 20. September 1866 von der Regierung zurücktrat, vom Nachfolger Georg II. reactivirt. Der Zutritt des Herzogthums zum Norddeutschen Bunde und 1871 zum Deutschen Reiche erforderte den Erlaß einer langen Reihe von neuen Gesetzen und allseitige Aenderungen im ganzen Staatsorganismus. Erst im Herbst 1873 wurde K. wiederum zur Disposition gestellt wegen Meinungsverschiedenheit über Rangverhältnisse bei Hofe nach der morganatischen Vermählung des Herzogs am 18. März 1873 mit Helene Freifrau v. Heldburg geb. Franz.

Nachdem K. bis zum April 1875 auf seinem Rittersitz Gröna gelebt hatte, wurde er als Nachfolger von Karl August Alfred v. Larisch nach Dessau an die Spitze des anhaltischen Staatsministeriums berufen. Die in den nächsten Jahren gemachten Erfahrungen führten dazu, daß er aus den Händen des Grafen zu Solms das bisher von diesem geführte Hausministerium 1879 übernahm, das reicher ausgestaltet wurde; daß ihm Herzog Friedrich die Centralverwaltung für das gesammte Haus- und Hofverwaltungswesen übertrug, für die Chefs des Hofmarschallamts, des Hofmarstallamts und der Intendanz der Hofcapelle sowie des Hoftheaters das Verhältniß der Mitgliedschaft zur Hofkammer löste und die Geschäfte der Hofdomänenkammer, des Hofforstamts, des Hofjagdamts und der Schloß- und Gartenverwaltung der neuen Hofkammer überwies. Durch K. als Ordenskanzler ließ Herzog Friedrich am 22. September 1875 erneute Statuten des Hausordens Albrecht's des Bären veröffentlichen, denen zufolge er am 30. Juli 1873 bezw. 19. September 1875 zu belohnender Anerkennung hervorragender Verdienste um Wissenschaft und Kunst einen besonderen, dem Hausorden vom 18. November 1836 bezw. 20. August 1863 affilirten Verdienstorden gestiftet hatte. Mit besonderem Eifer widmete sich der neue Minister, ebenso wie sein Vorgänger, der gesammten Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse. Eine Synodalordnung wurde jedoch erst am 14. December 1878 bezw. 24. März 1879 erlassen, trotzdem sie bereits unter v. Larisch seit dem 6. Februar 1875 der Berathung unterlegen hatte. Die neue Beurkundung des Personenstandes und die Einführung der bürgerlichen Eheschließung begann 1876. Wegen der ferneren Beibehaltung der kirchlichen Trauung, wegen Fortführung der Kirchenbücher, wegen der Presbyterien und wegen der Baulast wurden die nöthigen Erlasse erneut. Stolgebühren wurden überall aufgehoben. Es wurde eine unirte evangelische Landeskirche gebildet. Für Heilighaltung der Sonn- und Festtage wurde von neuem gesorgt. Wegen Abgrenzung von Parochien, Aufhebung von Kirchspielen erfolgten neue Bestimmungen. Es wurde eine gemeinsame Landespfarrcasse gebildet mit fester Jahresrente von 100 000 Mark aus der Staatscasse. Das Diensteinkommen der Geistlichen wurde festgestellt,

aber wiederholt in den letzten Jahren bedeutend erhöht. Von 1883 an wurde eine neue Agende gebraucht, ebenso wie ein neues Gesangbuch. Erneut wurde 1886 gesorgt für Erhaltung kirchlicher Ordnung bei Taufe, Confirmation und Trauung. Kurz vor Krosigk's Rücktritt wurde der kleine lutherische Katechismus eingeführt, nicht als Bekenntnißschrift, sondern nur als Lehrbuch. Die reformirte Kirche in Köthen bedient sich statt desselben bloß der Bibel und eines Spruchbuches. Da die Oberaufsicht über das Schulwesen bereits seit Anfang 1875 der Regierung überwiesen war, konnte das Consistorium sich ausschließlich der evangelischen Kirche widmen. Ende 1877 wurde die Commission zur Domanialauseinandersetzung von 1869 aufgelöst. Mit Juli 1878 wurde bezüglich sämmtlicher anhaltischer Lehne der Lehnsverband aufgehoben, eben so wie das landesherrliche Obereigenthum, und ward zugleich Bestimmung getroffen über Bildung beständiger Fideicommisse. Der gesteigerte Verkehr der Neuzeit verlangte vielfache Erweiterung des Eisenbahnnetzes: von 1875 ab bei Durchführung der Linie Berlin—Wetzlar die Zweigbahn von Blumenberg über Egeln rechts der Bode nach Staßfurt-Leopoldshall, 1883 die Bahn Quedlinburg—Ballenstedt, so wie von Cönnern über Bernburg und Nienburg nach Calbe a. S., 1887 die von Gernrode über Mägdesprung und Alexisbad nach Harzgerode, noch 1886 die von Köthen nach Aken a. E., 1888 die von Alexisbad über Silberhütte und Lindenberg nach Güntersberge, 1891 die von Güntersberge über Stiege nach Hasselfelde.

Zur Beschaffung von Mitteln für die fünf Kreise Zerbst, Dessau, Köthen, Bernburg und Ballenstedt wurden, besonders wegen Uebernahme von Staatsstraßen, die früheren Dotationen von 1872 sehr bedeutend am 2. Mai 1882 erhöht.

Am 22. December 1875 bestimmte der Herzog die Rechtsverhältnisse im Civilstaatsdienst. Am 23. Februar 1877 wurde, für eine Frist bis zum 1. Juli 1883, je ein Viertel des jährlichen Reinertrages von Leopoldshall der Staatsschuldenverwaltungscasse zur Schuldentilgung oder Capitalisirung überwiesen; das desfallsige Gesetz von 1881 ward jedoch am 19. März 1885 aufgehoben.

Laut Erlasses vom 11. März 1877 wurden im ganzen Lande Grundbücher angelegt und fortgeführt.

Die Bergpolizei ward im Anschluß an das Berggesetz vom 30. April 1875 gründlich am 11. November 1878 geregelt, aber am 13. November 1889 geändert.

Eine ganze Reihe von Gesetzen und Verordnungen wurde zur Ausführung der Reichsjustizgesetze vom 24. März 1879 ab nach und nach erlassen. Verschiedene Gerichtsbehörden wurden aufgehoben, so auch das Oberappellationsgericht in Jena, das ersetzt wurde durch das Oberlandesgericht zu Naumburg. Für den Schutz kleinerer Kinder vor den aus mangelhafter Beaufsichtigung entstehenden Gefahren wurde liebevoll gesorgt am 12. März 1881. Eine Bauordnung, die später Abänderungen und Ergänzungen erfuhr, wurde 1881 erlassen. Die Bestimmungen über die Bestreitung des Aufwandes für das Volksschulwesen von 1873 wurden 1883 abgeändert und zugleich die Eigenthumsverhältnisse am Schulvermögen geregelt. Im J. 1884 wurde die Verwaltung des Salzwerkes Leopoldshall neu organisirt, die bisher der Finanzdirection zugewiesen war, und einer besonderen, im Orte selbst ansässigen Direction übertragen. Verordnungen von 1882 und 1884 über Sicherheitspfeiler in den Salzwerken und den Abbau von Steinsalz wurden 1885 nochmals veröffentlicht. Ein Unglück im Salzwerk von 1882 führte zu allen diesen Maßnahmen. Anstatt der bisherigen Ergänzungssteuer wurde eine

classificirte Einkommensteuer und eine feste Grundsteuer von 1888 ab eingeführt. Verwaltungsgerichte wurden 1888 eingerichtet, gleichzeitig erfolgte die Regelung der sachlichen Zuständigkeit derselben. Eine Handelskammer wurde in Dessau 1889 errichtet; ein Nachtrag zum Gesetz kam 1892 heraus. Das Statut für den Deichverband der Dessauer Wasserstadt wurde 1891 bestätigt. Es muß hier darauf verzichtet werden, genau alles das zu verzeichnen, was unter hingebender Mitwirkung des Ministers im ganzen Lande ausgeführt ist, z. B. durch Erbauung vieler neuer Kirchen, des Landessiechenhauses in Hoym seit 1878, des neuen Palais des 1886 entschlafenen Erbprinzen Leopold in der Cavalierstraße zu Dessau, durch alle die schnell einander gefolgten Erweiterungen des Umfanges von Dessau im Westen, Süden und Norden und von den übrigen Hauptstädten und Hauptorten des Landes.

Wer sich vergegenwärtigt, wie durch die mehr als dreißigjährige ministerielle Thätigkeit die geistigen Kräfte Krosigk's ewig angespannt und angestrengt wurden, versteht es, wie zuletzt den hochverdienten Mann eine Arbeitsmüdigkeit überkam. K. schied aus seinem Amte mit Veröffentlichung des Etats für 1892/93 unter allgemeiner Anerkennung seiner Demuth und Gutmüthigkeit, seines überall empfundenen dankbaren Wohlwollens, seiner staatsmännischen Umsicht und reichen Erfahrung sowie seines mustergültigen religiösen Ernstes.

Seine Beisetzung in Gröna, welches er aus einem Mann-Lehen zu einem Fideicommiß mit Majorat gemacht hatte, erfolgte unter Leitung des Schloßpfarrers Grimmert am 29. December 1892.

Er hinterließ außer seiner Wittwe, für die er ein schönes Wohnhaus zu Dessau in der Kaiserstraße erworben hatte, fünf Kinder.

Vgl. Rob. Hannesen, A. F. von Krosigk, mit Bildniß, in L. Würdig's Volkskalender für 1893, S. 45—50, Dessau.

† F. Kindscher.

Krotschmit: Nikolaus K. (Krottenschmidt), Annalist, † am 15. October 1561 in Naumburg a. d. Saale, wo er 1535—1546 als Dr. jur. und Stadtschreiber nachweisbar ist. Im J. 1537 hatte er den Rath der Stadt Naumburg beim Reichskammergericht in Speier wider die Anklagen des Bischofs Philipp in Religionsangelegenheiten zu vertheidigen. Während seiner Stadtschreiberzeit (sicher 1539) und noch ein Jahr darüber hinaus stellte er auf Grund städtischer Archivalien sowie einer 1502 von seinem Amtsvorgänger Erhard Milde begonnenen Chronik, die aber verloren gegangen ist, schätzbare Naumburger Annalen für die Jahre 1305—1547 zusammen, die vom Bürgermeister Sixtus Braun später in seine Naumburger Annalen verarbeitet und neuerdings (Naumburg 1891) durch Dr. Köster in den Druck gegeben worden sind. Auch gilt K., doch ohne sicheren Beweis, als Verfasser eines ausführlichen Berichtes über Wahl und Einführung des Bischofs Nikolaus v. Amsdorf in Naumburg 1542, veröffentlicht durch K. P. Lepsius in den Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins II, 155 ff.

J. M. Schamelius, Numburgum literatum I, S. 51 u. 126. — J. Chr. Grubner, Nachrichten von den Geschichtschreibern der Städte Naumburg und Zeitz, S. 31. — J. P. Chr. Philipp, Geschichte des Stifts Naumburg und Zeitz, S. 21 f. — J. O. Opel, Naumburg im Schmalkaldischen Kriege, S. 5 f. — Krottenschmidts Annalen, herausgeg. von Köster S. 3 f., 58—61, 65, 90. — Sixtus Braun, Naumburger Annalen, herausgeg. von Köster, S. 251. — E. Hoffmann, Naumburg im Zeitalter der Reformation, S. X. — Zeitschr. d. Ver. f. thüring. Gesch. XXIII (1905), S. 351, Nr. 56.

Mitzschke.

Krug: Karl Wilhelm Leopold K., Großkaufmann und Förderer wissenschaftlicher Sammlungen, geboren auf dem Rittergute Mühlenbeck hinter Pankow bei Berlin am 1. September 1833, † zu Groß-Lichterfelde bei Berlin am 5. April 1898, erhielt eine sorgfältige Erziehung zuerst durch Privatunterricht im elterlichen Hause, dann auf dem Berliner Joachimsthal'schen Gymnasium und dem Gymnasium zum grauen Kloster, das er Ostern 1854 mit dem Reifezeugniß verließ. Nach kurzer Lehrzeit in dem Bremer Handelshause von Spießer, verließ K. 1857 Europa und trat in Puerto Rico in das Weltgeschäft von Lahmeyer & Co., nachmals Schulze & Co. in Mayaguez an der Westküste der Insel ein. Seine hervorragende kaufmännische Intelligenz machte ihn im Laufe der Zeit zunächst zum Theilnehmer und schließlich zum alleinigen Inhaber der Firma. Die deutsche und englische Regierung ernannten ihn zu ihrem Viceconsul, die spanische erhob ihn 1871 wegen seiner großen Verdienste um das Emporblühen der Insel zum Range eines Granden von Spanien. Seine von Geschäften freie Zeit benutzte K., um seinen naturwissenschaftlichen Neigungen zu folgen und zunächst auf zoologischem Gebiet in der näheren und entfernten Umgebung von Mayaguez zu sammeln.

Der Erfolg dieser jahrelangen Thätigkeit war das Zustandekommen einer umfangreichen Sammlung vorzüglich präparirter Objecte aus den verschiedensten Abtheilungen des Thierreichs, unter denen K. mit Vorliebe die kleinsten und unscheinbarsten Formen, namentlich der Insectenwelt bevorzugte. Um aber eine Untersuchung der Insel in gründlicherer Weise als seine Zeit ihm gestattete durchzuführen, veranlaßte K. den auf Cuba ansässigen Zoologen Johannes Gundlach, mehrere Expeditionen in den westlichen und nordwestlichen Theil der Insel zu unternehmen, wofür K. die Kosten bestritt. Die auf diese Weise entstandene Sammlung mit Einschluß seiner eigenen, überließ K. später dem Berliner Zoologischen Museum, das die Bearbeitung des reichen Materials veranlaßte. Auf Grund desselben erschien eine Reihe von Publicationen, die in dem unten angegebenen Nachrufe von J. Urban verzeichnet sind. Neben den Thieren und Pflanzen nahmen auch die karibischen Alterthümer Krug's Interesse in Anspruch. Er veröffentlichte selbst darüber eine kleine Schrift: „Indianische Alterthümer in Portorico" in dem 8. Bande der Zeitschrift für Ethnologie (1876) überließ aber im übrigen mit der ihm eigenen Liberalität die gesammelten Gegenstände dem ethnographischen Museum in Berlin. Für die Flora der Insel wurde K. interessirt durch seinen juristischen Beirath, den ihm befreundeten Advocaten Domingo Bello y Espinosa. Mit ihm gemeinsam suchte er die gesammelten Pflanzen nach vorhandenen Werken zu bestimmen. Da jedoch die litterarischen Hülfsmittel nicht immer sichere Bestimmungen ermöglichten, so wollte K. sein Pflanzenmaterial conserviren, um es später in Deutschland nachzuprüfen. Allein die üblichen Conservirungsmethoden versagten infolge des Klimas und der Insectenplage und so entschloß sich K. kurzer Hand, die Pflanzen nach der Natur zu malen, wobei er in seiner Frau eine verständnißvolle Gehülfin fand. Auf diese Weise entstanden 340 in 3 Bänden zusammengefaßte Tafeln, welche außer dem Habitus die Farben von Blüthen und Früchten naturgetreu wiedergaben zum Theil mit einigen analytischen Details. Im J. 1876 kehrte K. nach Aufgabe seines Geschäftes nach Berlin zurück. Frei von jeder pflichtmäßigen Berufsthätigkeit konnte er sich jetzt seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, ausschließlich widmen. Um seinen Plan, eine Herausgabe der Flora von Puerto-Rico, ausführen zu können, setzte er sich mit dem damaligen Custos, jetzigem Unterdirector des botanischen Gartens, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. J. Urban in Verbindung und beide Männer vereinigten sich in jahrelanger mühevoller Arbeit zu einem

Unternehmen, das weit über die ursprüngliche Idee hinauswuchs, nämlich zur Schaffung eines großen westindischen Herbars, das inbezug auf Vollständigkeit der in ihm vertretenen Arten, auf Güte der Exemplare und saubere und sorgfaltige Etiquettirung seines gleichen in irgend einem botanischen Institute kaum finden dürfte. Es bildet jetzt als Herbarium Krug et Urban einen höchst werthvollen Bestandtheil der Sammlungen des Berliner botanischen Museums, dem es in hochherziger Weise als Geschenk überwiesen wurde. Das erste Ziel, welches beide Männer ins Auge faßten, war eine planmäßige Erforschung von Puerto-Rico, namentlich der höheren Gebirge der Ostseite. Sie gewannen hierfür den durch seine Orientreisen vortheilhaft bekannten Botaniker P. Sintenis, der von 1884—87 alle Theile der Insel, mehrere wiederholt und zu verschiedenen Jahreszeiten bereiste und die stattliche Zahl von gegen 10 000 Nummern, einschließlich der trockenen, oder in Alkohol aufbewahrten Präparate von Früchten, Samen, Hölzern, Rinden u. s. w. zusammenbrachte Die Reisekosten bestritt wiederum K. Während der Sintenis'schen Expedition trat Urban mit dem Commandanten der dänischen Truppen auf der Insel St. Thomas, Baron H. Eggers in Verbindung, der auch als botanischer Sammler und Schriftsteller sich bekannt gemacht hatte. Dieser unternahm von 1887—90 mehrere Reisen nach St. Domingo, Jamaica, Cuba und den kleinen Antillen und gewann eine Ausbeute von im ganzen über 5000 Nummern und auch zu diesen Reisen steuerte K. erhebliche Summen bei, während einen namhaften Beitrag die Berliner Akademie der Wissenschaften bewilligt hatte. So bildeten die Sintenis'sche und Eggers'sche Sammlung den Grundstock des Herb. Krug et Urban. Dazu kamen noch einige durch Kauf und Tausch erworbene Sammlungen, so daß das Herbarium gegenwärtig 600 Mappen umfaßt und mit Ausnahme der niederen Kryptogamen alle aus Westindien bisher bekannten Pflanzenformen besitzt. Die wissenschaftliche Bearbeitung des reichen Materials lag vorzugsweise in der Hand J. Urban's, in dessen unten angeführtem Nachrufe auch die auf Grund dieser Pflanzenschätze erschienenen Publicationen erwähnt sind. K. leitete die Verwaltungsgeschäfte. Der Umfang des Herbars stellte an seine Arbeitsleistung bei dem Etiquettiren und Catalogisiren, bei der Vertheilung nach Familien, Gattungen und Arten, der Herrichtung der Doubletten und der Führung der Verleihungsliste sehr erhebliche Ansprüche. Aber diese Arbeit war ihm Genuß und zuletzt Trost in seiner Krankheit, welche ihn infolge eines Herzleidens von 1888 an immer stärker heimsuchte, so daß er sich zuletzt sein Arbeitsmaterial nach seiner in Groß-Lichterfelde bei Berlin gelegenen Villa schaffen ließ. Außer dieser administrativen Thätigkeit ist K. auch litterarisch hervorgetreten. Während der Jahre 1884—1898 fertigte er einen „Catalogus plantarum omnium Indiae occidentatis“ an, der als Manuscript erschienen ist und für jeden auf die Flora Westindiens bezüglichen Pflanzennamen ein Quartblatt enthält, auf dem alle unter diesen Namen ermittelten Litteraturnachweise nebst Vaterland niedergeschrieben sind, eine mit peinlichster Sorgfalt ausgeführte Arbeit, die für den Monographen westindischer Pflanzenfamilien von unschätzbarem Nutzen ist. Ferner verfaßte er unter dem Titel: „Nomina vernacula plantarum Indiae occidentalis“ 1868—93 ein dreibändiges Werk, das ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß aller Vernacularnamen westindischer Pflanzen bringt und von seinem erstaunlichen Fleiße ebenfalls rühmliches Zeugniß ablegt. Beide Werke überwies K. dem botanischen Museum in Berlin, dem er außer den schon genannten Sammlungen noch andere Zuwendungen machte. Dazu gehören eine Sammlung von Herbarpflanzen und Museumsgegenständen, die Baron Eggers in Ecuador gesammelt hatte und ferner seine pecuniäre Unterstützung beim Erwerbe fremder Sammlungen.

Der Grenzen seines Könnes sich wohlbewußt, verzichtete K. auf eine eigentliche wissenschaftliche Bearbeitung der Sammlungen, wofür er sich in seiner Bescheidenheit nur als Dilettant fühlte. Ihm genügte es, das Material zur Verwerthung durch Fachbotaniker herbeigeschafft zu haben. Mit seiner eignen Person zurückzutreten lag in seinem, auf das Ideale angelegten Charakter. Es erfreute ihn wohl die Anerkennung, die ihm die preußische Regierung durch Verleihung des Professortitels und der botanische Verein der Provinz Brandenburg durch Ernennung zum Ehrenmitgliede erwies, gesucht aber hatte er sie niemals. Leider sollte er sich dieser Auszeichnungen nicht lange erfreuen. Im J. 1895 erkrankte K. schwer an Gelenkrheumatismus und wenn seine kräftige Natur diesen Anfall auch noch einmal überwand, so wiederholten sich doch seine Herzaffektionen in immer bedrohlicherer Weise, bis er ihnen schließlich nach nur kurzem eigentlichen Krankenlager im Alter von 64 Jahren erlag.

Nachrufe von J. Urban in: Berichte d. Deutsch. bot. Gesellsch. Bd. XVI, 1898 und K. Schumann in: Verhandl. des bot. Vereins der Provinz Brandenburg Bd. XXXX, 1898. E. Wunschmann.

Krüger: Georg Theodor August K., Philologe und Schulmann, † 1873, wurde am 11. Februar 1793 zu Braunschweig als Sohn des Postsecretärs Gerhard Heinr. Jul. K. geboren, der am 5. Jan. 1827 als Postrath gestorben ist; seine Mutter Kath. Wilhelmine war eine geb. Boden, † 9. Jan. 1827. Er besuchte das Gymnasium Martineum seiner Vaterstadt, das er April 1810 verließ, um sich in Göttingen dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. Sogleich nach Beendigung seiner Studien wurde er im November 1813 als Pastor adj. und Collaborator des Gymnasiums in Klausthal angestellt, doch schon Johannis 1815 nach Wolfenbüttel berufen, wo er das Conrectorat und die zweite Lehrerstelle am Gymnasium erhielt. Er wirkte hier mit solchem Erfolge, daß er zu Michaelis 1828 als Friedemann's Nachfolger (s. A. D. B. XLVIII, 776) nach Braunschweig versetzt und hier zum Director des Ober- wie des Gesammtgymnasiums ernannt wurde. Er hatte auf den Grundlagen, die Friedemann für eine gänzliche Umgestaltung des höheren Schulwesens der Stadt eben erst gelegt hatte, das eigentliche Gebäude aufzuführen. Diese Aufgabe hat er trefflich gelöst; fast vier Jahrzehnte hat er an der Spitze des Obergymnasiums, mit dem er seit Michaelis 1856 auch die unmittelbare Leitung des Progymnasiums vereinigte, in segensreicher Thätigkeit gestanden. Bald nach seiner Uebersiedelung nach Braunschweig erhielt er den Professortitel. Eine Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen erhielt er 1837 von der Universität Göttingen, deren philosophische Facultät ihn bei Gelegenheit der Säcularfeier zum Ehrendoctor ernannte. Der Commission, die gegen Ende des Jahrs 1837 zur Prüfung der Canditaten des höheren Schulamts in Braunschweig errichtet wurde, hat K. von Anfang an angehört. Sein Wort war hier, wie bei allen Unterrichtsfragen des Landes, von hohem Einflusse. Zu einer großartigen Festlichkeit gestaltete sich am 14. November 1863 die Feier seiner 50jährigen Amtsthätigkeit. Er erhielt von der Regierung den Titel Oberschulrath, von der Universität Göttingen die theologische Doctorwürde, während von der großen Zahl seiner dankbaren Schüler ein Capital für ein Krüger'sches Familienstipendium gestiftet wurde. Noch 2½ Jahr setzte er die Arbeit fort; zu Ostern 1866 trat er in den Ruhestand; am 4. October 1873 machte ein sanfter Tod längeren Leiden, von denen er heimgesucht war, ein Ende. — Neben seinem umfassenden Lehramte, das ihn zumeist in Anspruch nahm, entfaltete K. auch eine ausgedehnte schriftstellerische Wirksamkeit, die sich hauptsächlich auf die lateinische Grammatik und Syntax, sowie lateinische Schriftsteller bezog, sich aber auch auf allgemeine Schulfragen und die Geschichte

der von ihm geleiteten Anstalt erstreckte. Am bekanntesten ist er in weiteren Kreisen durch seine Ausgabe der Satiren und Episteln des Horaz geworden, die bei Teubner in Leipzig zuerst 1853, dann in 15. Auflage, die von seinem Sohne Gust. K. besorgt wurde, 1904 erschienen ist. — K. ist drei Mal verheirathet gewesen. Seine erste Frau, Dorette Schütze aus Wolfenbüttel, die er am 8. Januar 1822 heimführte, starb am 9. Juli 1828, die zweite, Betti, eine Tochter des Kaufmanns C. F. Witting in Braunschweig, mit der er sich am 8. März 1831 vermählt hatte, am 30. Mai 1840. Eine dritte Ehe schloß er am 6. Juni 1843 mit Luise Krägelius, ebenfalls einer Kaufmannstochter aus Braunschweig, die ihn bis zum 22. Juli 1884 überlebt hat.

Vgl. Fr. Koldewey in s. Album des Herzogl. Gymnasiums zu Wolfenbüttel (1877) S. 11 f. und in s. Verzeichniß d. Directoren u. Lehrer des Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig (1894) S. 9, wo auch die Schriften Krüger's aufgeführt werden. Ferner Br. Tagebl. v. 9. Oct. 1873, Nr. 238, Beil. P. Zimmermann.

Krüger: Auguste (eigentlich Sophie Dorothea Friederike) K., geboren am 4. October 1789 zu Friedland in Mecklenburg, trat bei Ausbruch des Befreiungskrieges vom Jahre 1813 unter dem Namen Lübeck beim Colbergschen Grenadier-Regimente, jetzt Colbergsches Grenadier-Regiment Graf Gneisenau (2. Pommersches) Nr. 9, in das preußische Heer und diente in diesem, nachdem ihr Geschlecht bald entdeckt war, mit des Königs Genehmigung unter obigem Namen bis zum Abschlusse des zweiten Pariser Friedens, an allen Kämpfen theilnehmend, zu denen das Regiment berufen war. Bei Groß-Beeren erhielt sie die Feuertaufe, bei Dennewitz wurde sie schwer verwundet. Durch Verleihung des Eisernen Kreuzes und des russischen St. Georg-Ordens 5. Classe ausgezeichnet, kam sie im November in Holland zum Regimente zurück, wurde zum Unterofficier ernannt und trat bei dem Unternehmen gegen Herzogenbusch von neuem hervor. Im J. 1816 heirathete sie einen früheren Ulanenunterofficier Köhler, der später Ober-Steuercontrolleur zu Lychen war; damals veranstaltete General v. Borstell, unter dem sie gekämpft hatte, zu ihrem Besten eine Sammlung, die reichen Ertrag lieferte. Sie starb am 31. Mai 1848 zu Templin bei Zehdenick in der Mark.

Spenersche Zeitung Nr. 133, Berlin, 9. Juni 1848. — v. Bagensky, Geschichte des Colbergschen Grenadier-Regiments, 2. Aufl., Berlin 1890. — Preußische Jahrbücher, Berlin, Januar 1905, 110. Bd., 1. Heft, S. 1351. B. v. Poten.

Krüger: Daniel Christian Friedrich K., hanseatischer Minister und außerordentlicher Gesandter, geboren zu Lübeck am 22. September 1819, † in Berlin am 17. Januar 1896. K. war der Sohn eines kaufmännischen Senators in Lübeck, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte 1839—43 auf den Universitäten zu Bonn, Berlin und Göttingen die Rechtswissenschaften und ergänzte seine Fachausbildung durch längeren im Auslande und namentlich in Paris genommenen Aufenthalt, der ihm zu einer guten Beherrschung fremder Sprachen nützlich ward, aber auch zu einer außergewöhnlichen Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen, vor allem auf den Gebieten der Musik und der Malerei diente. Im J. 1844 ließ K. sich in Lübeck als Rechtsanwalt nieder, ward zum Procurator am Niedergericht und am Oberappellationsgericht bestellt und nahm alsbald an den damals auch in seiner Vaterstadt, wie allgemein im deutschen Vaterlande das Tagesinteresse beherrschenden politischen Verkehrs- und Verfassungsfragen lebhaften Antheil. Nachdem zunächst eine zeitgemäße und glückliche Reform des städtischen Armenwesens nach mehrjährigen Verhandlungen erreicht war,

hatte sich mehr und mehr auch die Nothwendigkeit nach einer Umgestaltung der Verfassung des Freistaates, einer Entfesselung der Gewerbe, einem Ausbau der Verkehrsverbindungen, einem Anschluß an das entstehende Eisenbahnnetz Deutschlands herausgestellt. Mit gleichaltrigen Genossen, wie vor allem den späteren Bürgermeistern Dr. Behn und Dr. Curtius, war K. reformatorisch thätig. In zahlreichen Artikeln der Tagespresse, aber auch in selbständigen Brochüren verfocht K. das Interesse und den Standpunkt der Travestadt. Namentlich kämpfte er für die gewünschten Eisenbahnverbindungen und trat ein für die Bedeutung Lübecks im nordischen Handel, und hier wie dort mit Geschick und Sachkunde. In der lebhaften damals von Lübeck aus geführten Preßfehde gegen die von Dänemark wie von Mecklenburg aus versuchte Isolirung sind aus Krüger's Feder geflossen die 1845 erschienene Schrift „Die Lübeck-Schweriner Eisenbahn in ihrem Verhältniß zu Mecklenburg und seinen Seestädten“ und die 1848 herausgegebene Charakteristik „Lübecks Nordischer Handel unter Berücksichtigung seiner Bedeutsamkeit für die deutsche Fabrikation“, von denen namentlich die letztere den durch Lübeck vermittelten Waarenaustausch vom Süden und Westen her nach Skandinavien und Rußland und umgekehrt auf Grund sorgfältiger und in ihrer Einfachheit und Uebersichtlichkeit schlagender Statistiken darstellte, den Unterschied wie den Umfang dieses kaufmännischen Geschäftes im Gegensatz zu dem der übrigen Ostseeplätze klarlegt, die Formen und Bedingungen dieses Verkehrs und was zu seiner Förderung noththat, erörterte und den Nachweis erbrachte, wie es sich hier nicht um ein lediglich örtliches, sondern um ein allgemeines deutsches, ja europäisches Interesse handle. K. verlangte daher billige Frachten und Frachtgelegenheiten, also Eisenbahnen, zollfreie Lagerung, um Freiheit der Bewegung und Behandlung der Waaren möglich zu machen, mindestens daher Entrepots mit Freihafenberechtigung und niedrige Zollsätze und verwarf als zu eng und lästig das sonst angewandte und befürwortete Contirungsystem, ebenso auch Differenzial- und Transitzölle. Für die handelspolitischen Anschauungen jener Zeit, ebenso aber wegen der darin gezeichneten Eigenart des Lübeckischen Handels darf Krüger's Schrift mehr als eine vorübergehende Bedeutung beanspruchen und ist als Geschichtsquelle auch heute noch von Werth. In Lübeck ward Krüger's Tüchtigkeit voll anerkannt, die Stadt entsandte ihn 1850 als ihren Vertreter in das Volkshaus zu Erfurt, das Jahr darauf zu den Verhandlungen der Elbschiffahrtscommission in Magdeburg; nach Einführung der neuen Verfassung ward er Wortführer des Bürgerausschusses. Schon früher als Consulent des Commerzcollegiums thätig, hatte er auch jetzt Theil an der Zusammenfassung der bisherigen einzelnen bürgerlichen Compagnien zu einer einheitlichen Kaufmannschaft und der Begründung einer Handelskammer als deren Verwaltungsorgan.

Als in der Mitte der fünfziger Jahre die Ablösung des Sundzolles in Frage kam, und man sich in den Hansestädten entschloß, die seit einigen Jahren erledigte Stelle eines Ministerresidenten und Generalconsuls in Kopenhagen wieder zu besetzen, fiel die Wahl für diesen Posten auf K., und dieser nahm sie, obwol sich ihm inzwischen auch Aussichten auf einen Platz im Senate seiner Vaterstadt eröffnet hatten, mit Freuden an.

Gleich in der Sundzollsache erwies er sich als einen ebenso geduldigen wie unermüdlichen und weitschauenden Unterhändler; er war es, der auf die enge Verbindung zwischen dem Sundzoll und dem die Landstraße von Lübeck nach Hamburg beschwerenden Transitzoll in einer eigenen, 1858 veröffentlichten Schrift, „Die Verkehrs-Protection in Holstein und die direkte Lübeck-Hamburger Bahn“, hinwies, und als Frucht seiner Thätigkeit gelang es ihm, nicht

allein bei der Ablösung des Sundzolles für die drei Hansestädte vortheilhafte Bedingungen zu erwirken, sondern auch für Lübeck und Hamburg als werthvolle Errungenschaft die Concessionirung der Eisenbahn, direct von Lübeck nach Hamburg, zu erlangen und die Erbauung einer Trajektanstalt über die Elbe bei Lauenburg und einer Eisenbahn von dort nach Lüneburg durchzusetzen. In der Vaterstadt wirkte mit K. in gleichem Sinne und in gleicher Thatkraft namentlich Senator Dr. Curtius; am Hofe zu Kopenhagen hatte K. eine angesehene und weit über die Bedeutung der von ihm vertretenen Interessen hinausragende vertrauensvolle Stellung sich zu erringen gewußt. Er war bald einer der bestunterrichteten fremden Diplomaten daselbst, seine politischen Berichte sind eine beachtenswerthe Quelle für die Zeitgeschichte, bildeten für die übrigen hanseatischen Diplomaten willkommene Ergänzungen ihrer eigenen Beobachtungen und Erkundungen und haben leider auch gelegentlich Verwerthung gefunden, die nicht immer im Interesse der Hansestädte lag.

Der Krieg des Jahres 1864 machte Krüger's Thätigkeit in Kopenhagen ein Ende. Zunächst übernahm er die Vertretung der freien Städte am Bundestage zu Frankfurt, auch hier in seiner Tüchtigkeit schnell Anklang findend. „Ein Mann von unzweifelhaft politischer Anlage" wird er von einem seiner damaligen Collegen, Robert v. Mohl, in seinen Lebenserinnerungen genannt. Der Bundesversammlung hat K. bis zu ihrer letzten Sitzung vor dem Ausbruch des Krieges, am 14. Juni 1866, angehört. Für eine Thätigkeit fruchtbringender Erfolge war in Frankfurt nicht das geeignete Feld, die Bekanntschaft und der Verkehr mit bemerkenswertheren Persönlichkeiten bot dafür keinen Ersatz. Um so lebhafter ward Krüger's Thätigkeit entwickelt, seine Aufmerksamkeit gespannt, auf dem neuen Posten, auf den ihn im Herbst 1866 das Vertrauen der drei hansestädtischen Senate berief, nachdem sein Vorgänger daselbst durch allerlei Machenschaften sich unmöglich gemacht hatte.

K. ward zum Ministerresidenten in Berlin ernannt und siedelte im October dorthin über. Diesen Posten hat er bis an sein Lebensende bekleidet und ward, wie hier vorgreifend erwähnt werden mag, 1868 für Lübeck zum Bevollmächtigten im Bundesrath ernannt, wie von Hamburg und Bremen zum Vertreter ihrer Bevollmächtigten. 1888 ward er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister erhoben.

Damit war er an den Ort gekommen, von dem aus und an dem sich die Neugestaltung Deutschlands vollziehen sollte, und K. hat seine ganze hervorragende Arbeitskraft, seine seltene Umsicht und reife Erfahrung wie seine Vaterlandsliebe bei der Mitarbeiterschaft an diesem ihn allmählich begeisternden Werke eingesetzt. Wie Curtius war auch er von jeher von dem deutschen Berufe Preußens durchdrungen gewesen, allmählich jedoch war ihm erst die Erkenntniß von der Bedeutung des Bundeskanzlers aufgegangen. Jetzt, unabhängig von fremden Berichten, im unmittelbaren Verkehr, unter dem eigenen Eindrucke der gewaltigen Wirksamkeit Bismarcks enthüllte sich ihm ganz die Größe des Mannes. Mit Erstaunen und stets wachsendem Verständniß ward er gewahr, wie fein und sicher in dem neugebildeten Bundesstaate die Grenzen zwischen der Allgemeinheit, dem Bunde und den Einzelstaaten gezogen, wie diesen nur die Opfer und Einschränkungen auferlegt wurden, die im Interesse des Ganzen nöthig waren, wie nirgends Theorie, sondern überall nur die Praxis und das frischeste Bedürfniß entschied, dies aber voll zur Geltung kam, und nicht zuletzt, wie der Kanzler es verstand, bei der Einführung der Bundes- wie später der Reichsinstitutionen seine Kanzlerschaft herauszuheben und herauszugestalten über alles Uebrige hinaus, auch über die Stellung der preußischen Ministerien und ihres Particularismus.

In dem Organ der Bundesregierungen, dem Bundesrathe, ist auch K. eine reiche Thätigkeit zu entfalten beschieden gewesen; er hat dem Ausschusse für das Justizwesen, dem für das Seewesen, für Handel und Verkehr, für Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen, für Elsaß-Lothringen und für den Bau des Reichstagsgebäudes angehört, von minder wichtigen zu geschweigen. Nur wer seine Berichte und seine Gutachten kennt, vermag zu der vollen Bedeutung des Mannes hindurchzudringen, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, ist die Zeit noch nicht gekommen. Einst werden sie der Nachwelt eine werthvolle Ergänzung zu den Erinnerungen und Aufzeichnungen anderer Zeitgenossen sein.

Zu Krüger's wichtigsten Aufgaben gehörte die Eingliederung der von ihm vertretenen Stadtstaaten in das neue Bundes- und Reichsverhältniß. Zum Abschluß der Militärconventionen bedurfte man überall seines Rathes, nicht minder bei dem Uebergang des Post- und Telegraphenwesens auf Bund und Reich, vor allem bei der Neuordnung der Zollverhältnisse. Sein Einfluß war entscheidend dafür, daß sich Lübeck zum alsbaldigen Eintritt in den Zollverein entschloß, seine Gewandtheit versagte nicht, als es sich nicht zwanzig Jahre später um den Anschluß auch von Bremen und Hamburg handelte.

Den Eisenbahnverbindungen der drei Städte wandte K. ungetheilte Aufmerksamkeit zu. Schon in Kopenhagen hatte er mit Erfolg Hamburgs Interesse für den Bau einer Verbindungsbahn zwischen dieser Stadt und Altona vertreten und 1860 darüber mit der dänischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen. Im October 1866, alsbald nach seiner Uebersiedlung nach Berlin, konnte er von dort nach Hamburg mittheilen, daß das preußische Handelsministerium großen Werth darauf lege, den Bau der Venlo-Hamburger Bahn zu fördern, über den Hamburg schon vor 1866 mit Hannover verhandelt hatte. Die Verhandlungen mit der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, die bereits im Besitze der Concession für die Strecke Osnabrück-Venlo war, hat dann K., zum Theil mit Senator Versmann, geführt und in einem Staatsvertrage mit Preußen schon 1867 zum Abschluß gebracht.

Auch für Bremen hatte K. bei diesem Bahnbau ebenso bei dem der Strecke Langwedel-Uelzen zu wirken Gelegenheit, wie bei der Erweiterung der Bremer Hafendistricte und die dadurch bedingten Gebietsabtretungen und Gebietsaustausche.

Für seine Vaterstadt endlich hat K. für den weiteren Ausbau ihrer Eisenbahnverbindungen nach Eutin, Kleinen und Travemünde mit Rath und That, namentlich für die Herstellung des Elbe-Trave-Canals segens- und erfolgreich eintreten können, vor allem durch die endliche Ueberwindung des anfänglich in Preußen gegen das Unternehmen herrschenden Widerstandes, seine Ermuthigung, als Mecklenburg den Plan zum Scheitern zu bringen schien, die Gewinnung Preußens zur Zahlung eines namhaften Kostenzuschusses.

In den Kreisen seiner Collegen vom diplomatischen Corps, im Ministerium, wie vom Bundesrathe hat es K. an Werthschätzung nicht gefehlt; seine Abfertigung Windhorst's im Reichstage zur Zeit des Culturkampfes erregte berechtigtes Aufsehen, ein Plan, ihn in den Reichsdienst zu ziehen, hat Verwirklichung nicht gefunden. Auch am Hofe war K. eine beliebte Persönlichkeit, bei dem alten Kaiser Wilhelm und seiner Gemahlin sowohl, wie bei dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, zu welchen letzteren er besonders enge Beziehungen anzuknüpfen verstanden hatte. Seine feine und vielseitige künstlerische Anlage und Ausbildung kam ihm hierbei zu statten. Am 17. Januar 1896 erlag K. einer Magenblutung.

Nach den Nekrologen in den Tagesblättern, amtlichen Archivalien und den Aufsätzen Wehrmann's in d. Zeitschrift f. Lüb. Geschichte, Bd. V u. VI:

Die Entstehung und Entwicklung der Eisenbahnverbindungen Lübecks. u.: Die Betheiligung Lübecks bei der Ablösung des Sundzolles. S. a. Dr. Paul Curtius: Bürgermeister Curtius, Berlin 1902, und Poschinger: Bismarck und der Bundesrath. P. Hasse.

Krüger: Joachim Wilhelm K., Maler, geboren — als Pächterssohn — 1775 zu Hohen-Schwarß bei Rostock, wagte sich in Dresden 1820 f. an eine 1/4-Copie der Himmelfahrt von Rafael Mengs, die (9,3 m hoch und 4,5 m breit) den Hochaltar der dasigen katholischen Hofkirche schmückt. Wohin diese Arbeit gelangt ist, konnte nicht ermittelt werden. Böttiger („Ubique" zwischen Goethe und Schiller) empfahl sie in seinem „Artistischen Notizenblatte" (1824, Nr. 22) „einer der Kirchen des eigentlichen Vaterlandes" Krüger's. Die „Kreuzigung" von Charles Hutin in der Heiligen Kreuzcapelle derselben Kirche befindet sich als Copie (3,25 m hoch und 1,98 m breit) unsres Mecklenburgers in der Kirche zu Malchin. K. war, seit 5. November 1830, verheirathet mit Johanna Dorothea Maria Köhler, seiner Nichte aus Penzlin, hinterließ diese und eine Tochter, als er dort am 7. September 1850 gestorben ist. Trotz eifrigster Nachforschung ergab über den „Porträtmaler" genannten Künstler Weiteres sich nicht.

Man vgl. das angezogene Notizenblatt, auf dem Nagler's Künstlerlexikon beruht, Schlie's Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, Bd. 5, und die Kirchenbücher zu Malchin und Penzlin, und verbessere nach diesem Artikel meine bezüglichen Angaben im Dresdner Anzeiger Nr. 133 (1902). Theodor Distel.

Krummacher: Hermann K., protestantischer Theologe, geboren am 28. März 1828 in Langenberg (Rheinprovinz), † am 15. Juni 1890 auf der Reise in Weingarten (Württemberg). Sein Vater, ein Sohn des Parabel- und Bruder des Elias-Krummacher, war 1841 Pastor in Duisburg geworden, wo Hermann K. das Gymnasium besuchte, bis er Michaelis 1846 nach Halle und 1848 nach Berlin auf die Universität ging. Tholuck, J. Müller, Nitzsch, Neander waren seine Lehrer. Am meisten aber verdankte er dem Umgang und der Schule Wichern's, in dessen Rauhem Hause zu Hamburg er vom Frühling 1851 bis Herbst 1852 als Oberhelfer arbeitete und dessen Lebensbild er nachmals als der erste mit warmer Liebe zeichnete (1882). Nach Ablegung seiner Dienstpflicht in Berlin, Michaelis 1852—1853, und seiner beiden Examina ebenda („gut mit Auszeichnung" und „sehr gut") wurde er in Berlin zum Hülfsprediger der evangelischen Landeskirche ordinirt und schon am 30. März 1854 vom Consistorium zum zweiten Prediger der reformirten Gemeinde in Brandenburg a. H. berufen. Zahlreiche Veranstaltungen der Innern Mission verdanken ihm hier ihre Entstehung, das Vereinshaus, die Herberge zur Heimath, der Jünglingsverein, der „Sonntagsbote" und die Sonntagsschule, oder ihre Pflege und Blüthe, wie das Magdalenenasyl. Zur Hülfe bediente er sich der Brüder des Rauhen Hauses. Ein Besuch der Evangel. Alliance in New-York 1873 erweiterte seinen Blick. — Seine auf freie Vereinsthätigkeit und Innere Mission gerichtete Arbeit setzte er mit neuer Kraft auf dem größeren Wirkungsfelde zu Stettin fort, wohin er zu Anfang 1877 als Consistorialrath übersiedelte. Er verpflanzte die Theeabende, die Gebets- und die Festwoche nach Pommern, that im Provinzialverein für Innere Mission als Schriftführer die Hauptarbeit, war im Vorstand der meisten größeren Liebesanstalten, besonders Züllchows, Tabors und Salems, und regte mit praktischem Blick überall zu neuen Unternehmungen an. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten war die größte „Des Apostel Paulus Brief an die Römer in Predigten", Neusalz a. O. 1876. Er lebte in glücklicher,

kinderloser Ehe mit der nach ihm gestorbenen Tochter des Commerzienraths Krüger in Brandenburg. Eine Brustfellentzündung 1880 lähmte seine Kraft, ein böser Fall 1885 einen Fuß, die Nieren erkrankten, auf der Reise von Kissingen nach der Schweiz verstarb er.

Bilder a. d. kirchl. Leben . . in Pommern, 1895, I, 251—273 (Verf. d. Unterz.). — Geschichte des Prov.=Vereins für J. Mission in Pommern 1878—1903, Stettin 1903, a. v. O. Hermann Petrich.

Krumme: Wilhelm K., Schulmann, wurde zu Gummersbach im Reg.=Bez. Köln am 5. December 1833 als einziger Sohn eines einfachen evangelischen Handwerkers Heinrich K. geboren. Er verlor den Vater schon im 3. Lebensjahre, und die tüchtige Mutter Marie Elisabeth geb. Bockemühl († Mai 1873) mußte nun mit ihrer Hände Arbeit sich und ihrem Sohne weiter helfen. Der aufgeweckte Knabe fand von verschiedenen Seiten Unterstützung, so daß er die Schulen seiner Heimath und von September 1851 bis Juli 1853 das Lehrerseminar in Neuwied besuchen konnte. Er trat dann als Lehrer an der evangelischen Elementarschule auf dem Pfarrhofe zu Köln ein, doch nur für kurze Zeit, denn sein reger und reicher Geist strebte nach Höherem. Mit Ertheilung von Privatstunden und Hülfe wohlwollender Gönner bestritt er seinen bescheidenen Lebensunterhalt; seine Hauptkraft verwandte er auf die Vorbereitung zum Abiturientenexamen, das er im August 1855 am Friedrich Wilhelms=Gymnasium in Köln bestand. Hierauf bezog er die Universität Bonn, um sich mit vollem Eifer dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften hinzugeben. Er trat hier in ein näheres Verhältniß namentlich zu dem Lehrer der Mathematik, Professor Beer, und zu dem Physiker Professor Plücker, dessen Assistent er eine Zeitlang gewesen ist. Am 13. November 1858 wurde er auf Grund einer Abhandlung „De conditione magnetica compositionum quarundam cupri“ zum Doctor der Philosophie promovirt. Im Juni 1859 bestand er die Staatsprüfung. Die folgende Zeit benutzte er zu weiterer Ausbildung in der englischen Sprache, die er dann völlig beherrschte. Im October 1859 wurde er erster Lehrer und Leiter der evangelischen höheren Lehranstalt in Viersen bei Krefeld, ging aber schon im Herbst 1860 an die Realschule in Siegen, wo er die dritte Lehrerstelle erhielt, ein Jahr darauf an die zu Duisburg über, wo er Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften wurde, im September 1863 den Oberlehrertitel bekam und eine ihm sehr zusagende erfolgreiche Thätigkeit fand. Hier in Duisburg begründete er auch einen eigenen Hausstand, indem er sich am 8. Mai 1864 mit Marie Luise Rieten, einer Bürgerstochter der Stadt, verheirathete. Im J. 1870 erhielt er einen Ruf als Director der „Gewerbeschule“ nach Remscheid, dem er um so lieber Folge gab, weil er hier Gelegenheit fand, seine Reformideen in leitender Stellung praktisch zur Anwendung zu bringen. Am 2. Mai 1870 trat er sein Amt an. Er erreichte es, daß die Anstalt entgegen den kurz vorher gefaßten Beschlüssen der städtischen Behörden seinen Absichten gemäß zu einer Realschule zweiter Ordnung umgestaltet wurde. Er suchte, indem er sich auf den Boden der Wirklichkeit stellte, den thatsächlich vorhandenen Bedürfnissen zu genügen und namentlich den Bildungsinteressen der großen Massen des Mittelstandes gerecht zu werden. Er wollte für diese eine abgeschlossene Bildung gewinnen, eine Schule, die zugleich den Ansprüchen des Lebens und Berufes dieser Kreise in zweckmäßiger Weise entgegenkam. Diese Aufgabe konnte nach seiner Ansicht am besten die höhere Bürgerschule ohne Latein erfüllen; in ihr sah er die dringend nothwendige Mittelschule, für die er mit warmem Eifer eintrat. Er suchte vor allem den Unterricht in den Realien mit aller Kraft zu fördern und war in erster Linie darauf bedacht,

für die Anforderungen des praktischen Lebens tüchtige Männer zu erziehen. Mit Entschiedenheit stellte er sich in dem Streite, der um die Gestaltung des deutschen Schulwesens entbrannte, auf die Seite derer, die das Realschulwesen heben und verbreiten und den Kreis der Berechtigungen dieser Schulen erweitern wollten. Emsig verfolgte er die reiche Litteratur, die im In- und Auslande auf diesem Gebiete erwuchs; unermüdlich war er mit Wort und Schrift für seine Sache thätig; er war bald einer der eifrigsten, kenntnißreichsten und angesehensten Vorkämpfer der Schulreform. Außer in Programmen und Tagesblättern behandelte er die hier auftauchenden Fragen besonders in dem „Pädagogischen Archiv“, dessen Redaction er 1873 übernahm und bis zu seinem Tode geführt hat. Neben seiner Schule nahm sich K. in Remscheid auch mit Eifer des Volksschulwesens an, und zugleich entwickelte er hier eine ausgedehnte gemeinnützige Thätigkeit. Er rief 1871 einen Bürgerverein, 1875 einen technischen Verein ins Leben und hat in beiden bis zu seinem Fortgange den Vorsitz geführt; ersterer hat später (1878) seine großen Verdienste dadurch anerkannt, daß er K. zum Ehrenmitgliede ernannte. Mit Leib und Seele war er ausübender Schulmann. Er lehnte daher ein höchst ehrenvolles Angebot des Cultusministers Falk, der ihn als vortragenden Rath in das Ministerium ziehen wollte, im Juli 1875 ab. Dagegen folgte er etwa ein Jahr darauf einem Rufe nach Braunschweig, wo er auf der Versammlung der Realschulmänner im October 1874 die Augen der städtischen Verwaltung auf sich gezogen hatte. Hier galt es wieder, eine neue Schule nach seinen Grundsätzen zu begründen. Im October 1876 übernahm er die Direction der Anstalt, die dann 1884 aus einer Realschule zu einer Oberrealschule ausgebildet wurde, und deren innere Ausgestaltung, die sein Werk war, als eine musterhafte allgemeine Anerkennung gefunden hat. Dieser Schule und der schriftstellerischen Behandlung allgemeiner Schulfragen war seine Hauptarbeit gewidmet. Was er irgend heranziehen konnte, suchte er diesen Zwecken nutzbar zu machen. Um den Unterricht nach Möglichkeit anschaulich zu gestalten, veranlaßte er die Anfertigung von Modellen, die sich auch anderwärts bald großer Beliebtheit erfreuten; dann war er bestrebt, praktische Lehrbücher zu bekommen; er selbst hat ein Lehrbuch der Physik verfaßt, das 1869 in erster, 1896 in dritter Auflage erschien; für andere Gebiete hat er Anregung und Anleitung zu neuen Arbeiten der Art gegeben. Bei seiner vorgesetzten Behörde erfreute sich K. vollen Vertrauens, bei seinem Lehrercollegium wie bei seinen Schülern allgemeiner Beliebtheit und Werthschätzung. Das kam zu ergreifendem Ausdrucke, als ihn plötzlich der Tod seinem rastlosen erfolgreichen Schaffen entriß; er starb am 9. Juli 1894 an einer Lungenentzündung. Ein bleibendes, sichtbares Zeichen der Dankbarkeit seiner zahlreichen Schüler und Verehrer bildet eine von ihnen gestiftete Broncebüste des Verstorbenen, die über dem Haupteingange der Oberrealschule am 22. October 1899 enthüllt wurde. Ein weiteres Andenken an ihn bewahrt die Bibliothek der Schule, die werthvolle Büchersammlung Krumme's, die von seinen Nachkommen pietätvoll der Anstalt geschenkt ist, der er durch langjährige treue Arbeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat.

Vgl. Ludwig Viereck, Wilhelm Krumme, ein Lebensbild. Beil. z. Jahresber. d. städt. Oberrealschule zu Br. 1895, ein Aufsatz, der auch zugleich im Buchhandel erschien und großentheils im Pädagogischen Archiv veröffentlicht wurde. P. Zimmermann.

Krüß: Gerhard K. wurde am 14. December 1859 zu Hamburg als Sohn des Optikers E. J. Krüß, des damaligen Inhabers des Optischen

Instituts A. Krüß, geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Realgymnasium des Johanneums seiner Vaterstadt, woselbst er zu Ostern 1879 das Zeugniß der Reife erwarb. Sodann bezog er die Universität in München und wandte sich dem Studium der Chemie zu. Ein Semester verbrachte er auch in Heidelberg als Schüler Robert Bunsen's. Im Herbst 1881 machte ihn Professor Clemens Zimmermann zu seinem Unterrichtsassistenten, am 6. December 1883 erwarb K. den Grad eines Doctors der Philosophie. In den zur Promotion aufgestellten Thesen sowie auch in der Quaestio inauguralis findet sich schon deutlich die Forschungsrichtung, welcher sich der junge Gelehrte in Zukunft zuwandte. Nachdem er sich am 2. November 1886 als Docent der Chemie an der Münchener Universität habilitirt hatte, begab er sich für den Winter 1886/87 nach Stockholm, um unter Anleitung von L. F. Nilson seinen Gesichtskreis zu erweitern. Nach München zurückgekehrt begann für den früheren Schüler der Ludovico-Maximilianea eine Lehrthätigkeit an der gleichen Hochschule, welche für den Lehrer ebenso befriedigend wie für seine sehr zahlreichen Schüler fruchtbringend war.

Am 16. Mai 1890 wurde dem bisherigen Privatdocenten, nachdem er vorher einen Ruf an die Johns-Hopkins-University in Baltimore abgelehnt hatte, die verdiente Beförderung zum außerordentlichen Professor an der Universität München zu Theil, eine Stellung, welche ihn so sehr befriedigte, daß er einen 1893 an ihn ergangenen Ruf als Director des chemischen Staatslaboratoriums seiner Vaterstadt ablehnte.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstreckten sich auf Atomgewichtsbestimmungen des Goldes, von Kobalt, Nickel und anderen Elementen. Angeregt durch seinen Lehrer und Freund L. F. Nilson und theils mit ihm, theils mit seinen eigenen Schülern und Mitarbeitern hat K. zahlreiche Arbeiten über die Constitution der sogenannten seltenen Erden ausgeführt; schon im J. 1888 hatte er zur Unterstützung dieser theils recht kostspieligen Untersuchungen eine Zuwendung von 300 Dollar aus dem Elizabeth Thompson Science Fund erhalten. Eine besonders stark ausgeprägte Richtung seiner Arbeiten war diejenige der Spectraluntersuchungen. Dieselben wurden gefördert durch das äußerst glückliche Zusammenarbeiten mit seinem älteren Bruder Dr. Hugo Krüß, dem Constructeur optischer Instrumente in Hamburg. Die Früchte dieser gemeinsamen Arbeiten der beiden Brüder sind in dem 1891 von ihnen erschienenen Werke: „Kolorimetrie und quantitative Spectralanalyse“ niedergelegt. Im J. 1892 rief er ein eigenes Organ, die „Zeitschrift für anorganische Chemie ins Leben“, welche unter seiner sorgsamen Leitung sehr bald eine angesehene Stellung in der chemischen Wissenschaft errang. Seine Schüler rühmten an ihm seine unermüdliche Thätigkeit, seine große Gewissenhaftigkeit, das freundliche Interesse an ihren Arbeiten und die stete Bereitwilligkeit, mit Rath und That zu helfen, die Liebenswürdigkeit seines Wesen.

Seit dem Jahre 1889 mit einer Tochter des Münchener Physiologen Geheimrath Karl v. Voit vermählt, führte er ein außerordentlich glückliches Familienleben; zwei Töchter sind seiner Ehe entsprungen. Nach längerem, wol durch Ueberarbeitung entstandenen, Leiden verschied Gerhard K. am 3. Februar 1895. Einer seiner Schüler und Mitarbeiter rief ihm folgende Worte aus einem Briefe seines Bruders in das frühe Grab nach: „Er hat es um uns Alle verdient, daß wir ihn nicht schnell vergessen, denn sein Hauptcharakterzug war der der Treue, Treue gegen seine Pflicht, gegen die ihm anvertrauten Schüler, gegen seine Mitarbeiter, Treue gegen seine Wissenschaft, Treue gegen seine Angehörigen und seine Vaterstadt. Also halten auch wir ihm die Treue“.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Gerhard Krüß' und das vollständige Verzeichniß seiner Schriften findet sich in der Zeitschrift für anorganische Chemie Bd. 8, S. 243 (1895) und Bd. 19, S. 327 (1899).

Hugo Krüß.

Kübel: Robert Benjamin K., Professor der Theologie in Tübingen, ist geboren zu Kirchheim unter Teck (Württ.) am 12. Februar 1838 als das zwölfte Kind des Stadtschultheißen und Rechtsanwalts August Kübel daselbst. Es war ein reges, fröhliches Leben in dem kinderreichen Haus und K. hat von daher seinen Frohmuth und Humor und den stark ausgeprägten Familiensinn übernommen, den er sein Leben lang bewahrte. Zugleich brachte er vom Elternhaus ein tiefes religiöses Empfinden mit, das im übrigen durchaus nichts Enges und Gezwungenes an sich hatte. Von bedeutsamem Einfluß auf seine Entwicklung war sein vierjähriger Aufenthalt in dem theologischen Seminar zu Schönthal, wo er, der gewöhnlichen Laufbahn der württembergischen Theologen folgend, sich auf das Studium vorbereitete. Der Vorstand dieses Seminars, Ephorus D. th. Elwert, verstand es, in seinen Schülern ebenso den Sinn für wissenschaftliches Arbeiten wie ein aufrichtig frommes Streben zu pflanzen und so trat K. 1856 wohlgerüstet in das theologische Stift in Tübingen ein. Hier waren es besonders der alttestamentliche Professor D. Oehler und der eigenartige biblische Systematiker Tobias Beck, welche bestimmend auf ihn einwirkten. Dem einen verdankte er eine zeitlebens festgehaltene Liebe zum Alten Testament, dem anderen seine ausgesprochen biblische Richtung und die Anregung zu seiner eigenen Auffassung der Theologie.

Nach vierjährigem Studium und Absolvirung der ersten Dienstprüfung trat er als Vicar in Schwäbisch-Gmünd in den praktischen Kirchendienst, um nach einem Jahr diese Stellung mit der eines Repetenten am niederen theologischen Seminar zu Blaubeuren zu vertauschen, wo er vier Jahre hindurch an der Unterweisung der jüngeren Theologen (besonders in Hebräisch) sich zu betheiligen und ihre Studien zu beaufsichtigen hatte. 1865 folgte eine Studienreise nach Paris, von der zurückgekehrt er als Repetent im theologischen Seminar in Tübingen („Stift") eintrat. Hier hatte er Gelegenheit, seinen wissenschaftlichen Besitz zu vervollständigen und zu vertiefen, und bethätigte seine Tüchtigkeit durch eine Vorlesung über das Deuteronomium. Auch sein erstes litterarisches Product stammt aus dieser Zeit, ein Aufsatz in Rudelbach's Zeitschrift „über den Glauben im alten Testament". Am Schluß dieses Tübinger Aufenthalts wurde er von den positiven Kreisen in Baden zur Habilitation in Heidelberg aufgefordert, allein die Verhandlungen zerschlugen sich bezeichnender Weise dadurch, daß K. seine völlige Unabhängigkeit nach allen Seiten (auch nach der positiven hin) zur Bedingung machte, wie er denn volle Freiheit als ein integrirendes Moment in der Stellung eines akademischen Lehrers jederzeit verfochten hat. Er ging nun ins praktische Amt zurück und wurde 1867 Diakonus in Balingen, einem schwäbischen Landstädtchen (dem Geburtsort von Tobias Beck). Mit dieser Stelle war zugleich der Pfarrdienst in dem benachbarten Dorfe Heselwangen verbunden, so daß er hier ein selbständiges Pfarramt zu verwalten hatte.

Im gleichen Jahre trat er in die Ehe mit Sophie geb. Zimmer, Tochter des Pfarrers Zimmer in Altburg, und gründete damit einen Hausstand, der ihm bis zu seinem Tod eine beständige Quelle reinster Freude gewesen ist. Seine Hauptthätigkeit war neben Predigt und Seelsorge der Schule gewidmet und durch seine Berufung in die Commission für die Bibelrevision in Halle einerseits und in die Commission zur Regelung des Religionsunterrichts in den württembergischen Volksschulen andrerseits hatte er reiche Veranlassung

sich in praktischer Richtung mit der Bibel zu beschäftigen. Die Frucht davon war seine „Bibelkunde“, die erstmals im J. 1870 erschien und ziemlich weite Verbreitung gefunden hat.

Dieses Buch machte den preußischen Cultusminister v. Mühler auf ihn aufmerksam und es erfolgte seine Berufung nach Herborn als Professor und Director des dortigen Predigerseminars. Als solcher hatte er die Candidaten in die praktische Theologie einzuleiten, besonders aber lag ihm am Herzen, ihnen durch ein biblisch-systematisches Conversatorium den Weg zu einer einheitlichen biblischen Gesammtanschauung zu zeigen. Aus diesem Unterricht ist sein „Christliches Lehrsystem“ (1873) erwachsen. Daneben hat er an verschiedenen Orten (besonders in Barmen) mancherlei Vorträge, vornehmlich aus dem Gebiet der christlichen Ethik, gehalten, die später veröffentlicht wurden; auch eine Predigtsammlung stammt aus jener Zeit. Doch nicht lange blieb er auf diesem Posten. Die Anstalt war ihm zu klein, auch konnte er die von ihm für nothwendig gehaltene Neuorganisation nicht durchsetzen, so wandte er sich wieder dem württembergischen Kirchendienst zu und erhielt im J. 1874 die Stadtpfarrstelle in dem großentheils katholischen Ellwangen, wo ihm durch die confessionellen Verhältnisse eine interessante Aufgabe gestellt war. Er hatte hier zugleich den Religionsunterricht an der höheren Töchterschule und am Gymnasium zu ertheilen und als Bezirksschulinspector hatte er aufs neue Gelegenheit, sich eingehend mit der Volksschule zu befassen. Er schrieb eine Reihe von Artikeln in den „Süddeutschen Schulboten“ und ein Spruchbuch für die württembergischen Volksschulen verdankte seine Entstehung im wesentlichen seiner Arbeit (1875). Daneben hat er aber ebenso eifrig die wissenschaftliche Beschäftigung fortgesetzt: die „Katechetik“ (erschienen 1877) wurde in Ellwangen ausgearbeitet.

In die Hauptarbeit seines Lebens tritt K. ein mit seiner Berufung nach Tübingen als Nachfolger des im J. 1878 verstorbenen Professors Tobias Beck. Er begann seine Vorlesungen im Frühjahr 1879. Ende des Jahres erhielt er von der Leipziger Facultät die theologische Doctorwürde hon. causa. Er hatte vor allem über Dogmatik und Ethik zu lesen, daneben über neutestamentliche Exegese; einige kleinere Vorlesungen flocht er zwischenhinein (messianische Weissagungen, Deuterojesaja, Luther's Schriften, Perikopen und Einführung in das theologische Studium). Zugleich hatte er als Frühprediger alle vier Wochen in der Stadtkirche zu predigen. Nebenher ging eine fruchtbare litterarische Thätigkeit (s. unten). Seine Vorlesungen waren meist recht gut besucht, namentlich von norddeutschen Studenten, und doch kann man nicht sagen, daß er allseitige Anerkennung gefunden hätte, wenn ihm auch Viele dankbar geblieben sind. Schon die äußere Form seiner Vorlesungen, die alte Methode des Dictirens, war Manchen unerfreulich, und dann besonders, worin Viele einen Vorzug erblickten, daß er nämlich nicht bei einer kühlen, objectiven Behandlung der Gegenstände stehen blieb, sondern zugleich persönlich auf die Studirenden einzuwirken suchte und manchen Partien eine apologetische Färbung gab, das empfanden Andere als einen Mangel an strenger Wissenschaftlichkeit.

K. hatte eine außergewöhnliche Arbeitskraft, aber eben die Leichtigkeit, mit der er jede Materie in Angriff zu nehmen verstand, barg auch die Gefahr in sich, daß er rasch zu Resultaten kam, die ihm, wie er zu sagen pflegte, „sonnenklar“ waren, die aber trotz ihrer Klarheit doch vielleicht noch dies und jenes Fragezeichen zuließen. Uebrigens, das muß man K. lassen: er verstand es meisterlich, die Probleme deutlich zu machen und sie mit scharfer Präcision in ihre Momente zu zerlegen. Nur auf dem Weg, wie er zu den abschließenden Urtheilen gelangte, konnte ihm nicht jeder ohne weiteres folgen, weil er doch

stets von sehr bestimmten dogmatischen Voraussetzungen ausging. Seine besten Vorlesungen waren m. E. die exegetischen, die sich durch knappe und doch gründliche Erörterung auszeichneten.

Für eine kurze Charakterisirung seiner theologischen Anschauungen kommt im wesentlichen folgendes in Betracht: Kübel's Denkweise steht im Zusammenhang mit jener specifisch schwäbischen Theologie, welche seit Bengel und Oetinger eine Reihe namhafter Vertreter hatte und zuletzt noch einmal kräftig ausgestaltet wurde von Tobias Beck. Doch kann man K. nicht ohne weiteres in diese Kette einreihen, da er doch zu viel Modernes mit in sein Denken aufgenommen hat. Und gerade das gibt der Kübel'schen Theologie ihr eigenthümliches Gepräge, daß er überall Fühlung mit der modernen Wissenschaft sucht und doch die dogmatischen Grundanschauungen jener Alten festhalten will. Das zeigt sich vor allem an den beiden Punkten, welche ein theologisches System charakterisiren: bei der Frage nach den Quellen der theologischen Erkenntniß und bei der Bestimmung des Princips, das die inhaltliche Ausgestaltung des Systems trägt. Galt jenen Männern als Quelle der theologischen Erkenntniß lediglich die heilige Schrift und zwar als geschlossene organische Einheit gefaßt, so fußte K. zwar auch auf der Schrift als Quelle der Offenbarung, aber thatsächlich übten eine Reihe theologischer Gedanken, die nicht direct aus der heiligen Schrift, sondern aus den theologischen Strömungen des 19. Jahrhunderts geschöpft waren, einen stark modificirenden Einfluß auf die Gestaltung seiner Gedanken, und er sagt selbst, daß für die Wissenschaft „das biblische Wort erst aus der Form der Anschauung in die Form des Begriffs umgesetzt“ werden müsse. Dazu kommt, daß seine Stellung zur heiligen Schrift doch eine etwas andere, ich möchte sagen, eine weniger naive war, als die jener Alten. Wol galt sie auch ihm als ein einheitliches Ganzes, aber er machte doch an die kritische Betrachtung des Canons je länger je mehr Concessionen, so daß er jene Einheit nicht ohne schwierige Distinctionen behaupten konnte.

Nach der materialen Seite hat er in seinem System das Erbe der württembergischen Väter ungeschmälert angetreten. Was ihnen eignete, war eine gewisse Massivität des Denkens mit Bezug auf die übersinnlichen Dinge. Ein Realismus des Geistigen bildet die Grundlage ihrer Conceptionen, der sich zuweilen wie eine Materialisirung des Geistes ausnimmt, ohne daß dadurch seine Superiorität in Frage gestellt würde. Sie gewinnen so eine eigenthümliche Einheit ihrer Anschauungen von Gott und Welt und von den Zielen der Offenbarungsgeschichte, aber die Begriffe bekommen leicht etwas Unfaßbares („geist-leiblich“) und die Gedanken verlieren sich ins Mysteriöse, ohne daß darum der Anspruch, „Wissenschaft“ zu treiben, fallen gelassen würde. So hat auch K. mit dem Begriff des *Πνευμα* die gesammte Theologie, Kosmologie, Anthropologie und Soteriologie mit Einschluß der Ethik in einem System zu umspannen versucht und damit gewiß auf tiefe neutestamentliche Gedanken zurückgegriffen. Aber das Störende dabei ist, daß er immer geflissentlich den Anspruch erhebt, damit die allein echte Wissenschaft zu treiben. In einer Zeit, da der kritische Geist und die historische Betrachtungsweise schon stark in den theologischen Wissenschaftsbetrieb einzudringen begann und man für den Zwiespalt zwischen Dogmatismus und Wissenschaftlichkeit immer empfindlicher wurde, hatte der Versuch, aus neutestamentlichen Grundgedanken ein System aufzubauen, das die Lösung aller theologischen Fragen in sich schließen sollte, von vorn herein wenig Aussicht auf Anerkennung in der Gelehrtenwelt.

Darum gingen auch ungleich tiefere und nachhaltigere Wirkungen von K.

aus, wo er nicht als wissenschaftlicher Theologe, sondern als religiöser Mensch hervortrat, vor allem in der Predigt und in einer Art Seelsorge an Studenten und an weiteren Kreisen Gebildeter. Zu letzterer boten nicht nur seine Vorträge Gelegenheit, sondern hier ist vor allem eine vielgelesene Schrift zu nennen, die seinerzeit berechtigtes Aufsehen hervorrief: „Christliche Bedenken über modern christliches Wesen von einem Sorgenvollen" (zuerst anonym erschienen 1888). Sie ist die Warnungsstimme eines durchaus auf neutestamentlichem Boden stehenden Mannes, der in die Frömmigkeit unserer Tage eine Reihe gefährlicher Strömungen hereinbrechen sieht, auf der einen Seite seichte Oberflächlichkeit, auf der andern schwärmerische Mache, und dabei eine große Unsicherheit und Unklarheit in so manchen Gemeindegliedern und Gemeindeverhältnissen, welche den günstigsten Nährboden für allerlei ungesunde Einflüsse bildet. Obgleich das Büchlein in einzelnen Partien von der theologischen Eigenart des Verfassers stark beeinflußt ist und darum auch manchen Widerspruch herausforderte, war es doch im ganzen ein zeitgemäßer seelsorgerlicher Appell an die Gegenwart. Am segensreichsten hat K. wol durch seine Predigtthätigkeit gewirkt. Die Sprache war anschaulich und fließend, der Vortrag packend, die Gedankenentwicklung einfach und klar, der Inhalt aus der Tiefe des Textes geschöpft und mit großer Wärme dem Zuhörer nahegebracht; hier hat er stets eine dankbare Gemeinde gefunden.

Endlich sei auch noch der „offenen Abende" am Sonntag gedacht. In seinem Haus oder Sommers wol auch in seinem „Gütle" (außerhalb der Stadt gelegener Garten) sammelte sich eine stattliche Zahl Studirender aller Facultäten um ihn, und in völlig ungezwungener Weise wußte er jedesmal ein lebhaftes Gespräch in Gang zu bringen nicht nur über theologische Gegenstände, sondern über alle möglichen Fragen, welche die Zeit und insbesondere die Herzen der Studenten bewegten. Zuweilen wurde auch musicirt, wie denn K. nach Luther's Vorbild ein großer Freund der Musik war. Diese Abende waren vor allem dadurch für die Anwesenden von unschätzbarem Werth, weil sie hier an einem Familienleben theilnehmen durften, wie es edler und schöner wol kaum gedacht werden kann.

Kübel's Wirksamkeit in Tübingen erstreckte sich bis zum Jahr 1893. Schon im Herbst 1885 hatte sich bei einem Aufenthalt in Bad Schachen am Bodensee ein leichter Schlaganfall gezeigt, der aber rasch und ohne unmittelbare Folgen vorüberging. Doch gab dieses Vorkommniß dem behandelnden Arzte Anlaß, strenge Diätvorschriften zu geben (namentlich bezüglich des Rauchens), denen sich K. mit heroischem Entschluß unterwarf, obgleich seiner kraftvollen Natur solche Einschränkungen nicht leicht fielen. Trotzdem entwickelte sich in den folgenden Jahren ein Herzleiden, das ihn vielfach beschwerte, und am 28. August 1893 folgte ein zweiter schwerer Schlaganfall, der ihn für längere Zeit der Sprache beraubte. Es war ein wehmüthiger Anblick, den sonst so beweglichen und in geistiger Regsamkeit sprudelnden Mann in seiner Hülflosigkeit daliegen zu sehen; er hat auch mehr als unter der äußeren Krankheit unter dem seelischen Druck gelitten, den ihm die Unthätigkeit verursachte. Doch erholte er sich nach und nach einigermaßen und im Sommer 1894 versuchte er es sogar, seine Vorlesung über Ethik in drei Wochenstunden wieder aufzunehmen. Allein schon in den Herbstferien zeigten sich aufs neue beängstigende Schwächezustände und am 4. December 1894 machte der Tod seinem Leiden ein Ende.

War K. auch kein Theologe, dessen Gedankenarbeit einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Theologie im Großen ausgeübt hätte, so war er

doch ein überaus tüchtiger Lehrer und ein treuer Vertreter der biblischen Richtung.

Schriften: „Ueber den Glauben im alten Testament“ (in Rudelbach's Zeitschrift 1865); „Das alttestamentliche Gesetz und seine Urkunde“ (1867); „Bibelkunde“ (1870), „Kleine Bibelkunde“, ein Auszug aus jener für die Hand des Schülers (1885); „Das alte Testament in seiner Bedeutung für das geistliche Amt“ (1872); „Ueber den Begriff der gesunden Lehre und seine Bedeutung für das kirchliche Amt“ (1873); „Christliches Lehrsystem nach der heiligen Schrift dargestellt“ (1873); „Umriß der Pastoraltheologie“ (Stuttgart 1874); „Predigtsammlung“ (1874); „Der Apostel Paulus, ein Mann für unsere Zeit“ (Stuttgart 1876); „Gesammelte Vorträge“ (Barmen 1877); „Katechetik“ (Stuttgart 1877); „Ueber den biblischen Begriff der Wahrheit“ (Tübingen 1879); „Ueber das Verhältniß von Glauben und Werken bei Jakobus“ (Tübingen 1880); „Ueber den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie“ (Nördlingen 1881, neubearbeitete 2. Auflage München 1893); „Christliche Bedenken über modern christliches Wesen von einem Sorgenvollen“ (Gütersloh 1888); „Ueber echtes und unechtes Christenthum“ (3 Predigten, Tübingen 1888); „Ueber das Wesen und die Aufgaben einer bibelgläubigen Theologie“ (Stuttgart 1889); Programme „über die älteren württ. Ethiker“ und „über einige Darstellungen der christlichen Sittenlehre“ (1889); „Exegetisch-homiletisches Handbuch zum Evangelium des Matthäus“ (München 1889); „Die Offenbarung Johannis für bibelforschende Christen“ (München 1893).

In Zeitschriften und Sammelwerken erschienen: „Süddeutscher Schulbote“: verschiedene Artikel. „Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht“ 1875: „Stimmung und Laune und ihre pädagogische Bedeutung“, 1877: „Die Darwin'sche Theorie“. „Beweis des Glaubens“ 1881: „Bibelkritik und Glaube“, 1882: „Die apologetische Bedeutung der Wirkungen des Christenthums auf dem Gebiet der menschlichen Kultur“, 1883: „über den christlichen Wunderglauben“, 1887: „über die moderne alttestamentliche Kritik“. „Neue kirchliche Zeitschrift“ 1890: „zur ethischen Lehre vom Kosmos und von der Askese“, 1891: „über die Darstellung des Christenthums und der Theologie Luther's in Harnack's Dogmengeschichte“, 1893: „über die Bedeutung der Autorität für Glauben und Glaubenswissenschaft“. „Grau's Bibelwerk“: Galater, Philipper, Pastoralbriefe, Jakobus. „Herzog's Realencyklopädie“: Rationalismus, Supranaturalismus, Beck. „Zöckler's Handbuch der theol. Wissenschaften“: Apologetik. „Strack und Zöckler, kurzgefaßter Kommentar“ (3. Aufl.): Pastoralbriefe, Hebräerbrief, Offenbarung Johannis. — Nach dem Tode Kübel's erschienen: „Predigten“ mit Porträt (München 1895); „Christliche Ethik“, nach den Vorlesungen herausgegeben von Weißer, 2 Theile (München 1896).

Robert Kübel nach eigenen Aufzeichnungen geschildert (Stuttgart 1895). — Prof. D. Robert Kübel, Nekrolog von Burk in der Neuen kirchlichen Zeitschrift (Erlangen u. Leipzig 1895). — Persönliche Erinnerungen.

Gustav Groß.

Küchener: Hermann K., ketzerischer Mystiker des 14. Jahrhunderts. — Die einzige Quelle über K. sind die Acten des Processes, der im Juli 1342 zu Würzburg gegen K. wegen Ketzerei eingeleitet wurde. Der Angeklagte, der aus Nürnberg stammte, hatte sich in Würzburg, wie es scheint, fälschlicher Weise, als Cleriker ausgegeben. Ein Anhänger der damals in weiten Kreisen verbreiteten pantheistisch-quietistischen Mystik, zeigte sich K. derart von dem Drang nach dem Aufgehen in dem absoluten göttlichen Wesen beherrscht, daß

sich bei ihm visionäre Zustände einstellten; seine Verzückungen machten ihn für jede Sinnesempfindung unzugänglich und erweckten in ihm die Vorstellung, er schwebe ellenhoch über der Erde. Indem er ferner seinen Willen mit Gott und dem göttlichen Willen gleichsetzte, gelangte er dazu, nicht nur den Einrichtungen, Dogmen und Sacramenten der Kirche, sondern auch dem Sittengesetze jede Anerkennung zu versagen. Schon bei dem ersten Verhöre Küchener's gelang es seinen Richtern, ihn zum Widerruf zu bestimmen. Im Juli 1342 erhielt er die kirchliche Absolution, wurde jedoch, da man der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung offenbar nicht völlig traute, noch eine Zeit in Haft behalten.

Monumenta Boica Bd. 40 (1870), S. 415 ff. — Vgl. Ruland, Die Ebracher Handschrift des Michael de Leone im Archiv des histor. Vereins von Unterfranken XIII, 175, und Schneidt, Thesaurus juris Franconici I, 17, S. 3256 ff.; — H. Haupt, Die religiösen Secten in Franken vor der Reformation (Würzb. 1882), S. 6 ff. Herman Haupt.

Kugler: Bernhard (von) K., der am 14. Juni 1837 in Berlin geborene Sohn des Kunsthistorikers Franz K., hat in Greifswald, München und Tübingen studirt und sich hier 1861 als Privatdocent der Geschichte niedergelassen. Als Halbbruder von Adolf Wilbrandt, als Schwager von Paul Heyse hat er daneben vielseitige litterarische Beziehungen unterhalten, die nicht ohne Einfluß auf seine Darstellungsart geblieben sind. Sein hauptsächlichstes Arbeitsgebiet war die Geschichte der Kreuzzüge, die er in Schriften und Aufsätzen, namentlich in der Historischen Zeitschrift, behandelte. Er begann 1862 mit Boemund und Tankred, dann folgten Komnenen und Kreuzfahrer, Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, Pontificalis historia, Analekten zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, 1880 seine Geschichte der Kreuzzüge. Es gelang ihm, mancherlei Aufschlüsse und Anregungen zu geben; das Hauptwerk wurde als gründlich und lebendig anerkannt. Eine Decanatsschrift (1883) brachte neue Analekten zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich K. mit dem phantastischen Schilderer des ersten Kreuzzugs Albert v. Aachen: Peter der Eremit und Albert v. Aachen, Analekten zur Kritik A. v. A., Eine neue Handschrift A. v. A., Die deutschen Codices A. v. A. (noch 1894). Daneben widmete sich K. der württembergischen Geschichte. Er veröffentlichte 1865 Ulrich, Herzog von Württemberg, ein Büchlein voll seltsamer Bewunderung seines Helden, 1868 u. 1872, in 2 Bänden, Christoph, Herzog von Württemberg, das nüchterner und sachlicher gehalten ist, aber keine klare Anschauung bietet. Eine Nebenfrucht waren seine Urkunden zur Geschichte des Herzogs Christoph von Württemberg und des Wormser Fürstentags von 1552. Das Jubiläum der Universität Tübingen 1877 gab ihm noch Gelegenheit, durch Schilderung der früheren Jubiläen anmuthige Culturbilder aus drei Jahrhunderten zu entwerfen.

Auf dem Gebiet der deutschen Geschichte bewegte sich K. mit seiner Abhandlung zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit (1867), seinem Wallenstein (der Neue Plutarch X). 1881 gab er zusammen mit Graf Stillfried das Prachtwerk: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" heraus, 1888 „Kaiser Wilhelm und seine Zeit". Namentlich in diesen volksthümlicheren Arbeiten zeigte sich der Schwung und die Pracht seiner Sprache. Auch in den Vorlesungen fesselte er mehr noch durch den Fluß der Rede als durch die Auffassung des Gegenstands; er war trefflich geeignet, Zuhörer, die bei ihm weniger Fachstudien treiben wollten als allgemeine Bildung und Belehrung suchten, für die Geschichte zu interessiren.

K. wurde 1867 zum außerordentlichen, 1874 zum ordentlichen Professor

ernannt und blieb Tübingen treu, obgleich Rufe nach auswärts nicht fehlten. Im Frühjahr 1896 mußte er auf das Halten von Vorlesungen verzichten; am 7. April 1898 ist er in Tübingen gestorben.

Schwäbischer Merkur 1898, S. 97. Eugen Schneider.

Kuhn: Johannes von K., katholischer Theologe, geboren am 19. Februar 1806 zu Wäschenbeuren (Oberamt Welzheim, Württemberg), † am 8. Mai 1887 zu Tübingen. Er machte seine Gymnasialstudien in Gmünd, Ellwangen und Rottweil, studirte dann 1825—1830 Philosophie und Theologie in Tübingen, wo er 1830 den Preis der philosophischen Facultät für Lösung der Preisfrage über die Jacobi'sche Philosophie erhielt, trat Herbst 1830 in das Priesterseminar zu Rottenburg und wurde am 14. September 1831 daselbst zum Priester geweiht. Hierauf machte er noch eine wissenschaftliche Reise und hielt sich insbesondere in München auf, um Schelling zu hören. Herbst 1832 wurde er als ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese an die damalige katholisch-theologische Facultät in Gießen berufen, deren kurze Blüthezeit die wenigen Jahre bis 1837 bilden, in denen K. und Staudenmaier an derselben wirkten (vgl. Lauchert, F. A. Staudenmaier. Freiburg 1901, S. 111 ff.). Ostern 1837 folgte er einem Rufe nach Tübingen, zunächst ebenfalls als Professor der neutestamentlichen Exegese; 1839 übernahm er daselbst den Lehrstuhl der Dogmatik. 1848 wurde er vom Amt Ellwangen in den württembergischen Landtag gewählt, 1868 vom König als lebenslängliches Mitglied in die Kammer der Standesherren berufen. Im Studienjahr 1860—61 war er Rector der Universität. Herbst 1882 wurde er auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt. — Das erste größere Werk Kuhn's war eine Frucht seiner Studien auf dem Gebiete der neueren Philosophie und griff auf die Tübinger Preisarbeit zurück: „Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch, das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern" (Mainz 1834). Seine übrige litterarische Thätigkeit während der Gießener Jahre bewegte sich auf dem Gebiete seines damaligen Lehrfaches, der neutestamentlichen Wissenschaft, und liegt in seinen Beiträgen zu den „Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie" vor, die er mit seinen Collegen an der Gießener Facultät, Locherer, Lüft und Staudenmaier, herausgab (7 Bände, Frankfurt a. M. 1834—36). Von seinen darin veröffentlichten Arbeiten sind, außer einer größeren Anzahl von zum Theil sehr umfangreichen Recensionen, zu nennen: „Ueber Apostelgeschichte 5, 36, 37" (Bd. I, 1834, S. 3—34); „Ueber Matth. 23, 35" (Bd. I, 1834, S. 339—372); „Die Brüder Jesu und Jacobus Alphäi" (Bd. III, 1834, S. 3—119); „Die Bekehrung des Apostels Paulus nach ihrem inneren Zusammenhange mit seinem Lehrtypus (Bd. IV, 1835, S. 287—306); „Genetische Entwicklung des Paulinischen Lehrtypus" (Bd. V, 1835, S. 3—39); „Von dem schriftstellerischen Charakter der Evangelien im Verhältniß zu der apostolischen Predigt und den apostolischen Briefen" (Bd. VI, 1836, S. 33—91); „Hermeneutik und Kritik in ihrer Anwendung auf die evangelische Geschichte" (Bd. VII, 1836, S. 1—50). Den Abschluß seiner Arbeiten auf diesem Gebiete bildet nach seiner Uebersiedelung nach Tübingen das unvollendet gebliebene, den destructiven Tendenzen von Strauß entgegentretende Werk: „Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet" (nur Bd. I erschienen, Mainz 1838), wozu noch die Abhandlung kommt: „Ueber den Bildungsgang Jesu, besonders über den Einfluß der jüdischen Erziehung auf die Entwicklung seines Messiasbewußtseins" (Theologische Quartalschrift 1838, S. 1—30). Mit der Uebernahme des Lehramtes der Dogmatik sah sich K. in denjenigen Wirkungskreis versetzt, zu dem er nach seiner ganzen Veranlagung in hervorragender Weise berufen war. Als eine „tief speculativ

angelegte philosophische Natur mit scharfer Unterscheidungsgabe, unerbittlicher Logik und gewandter Dialektik" (Schanz) betrachtete er von da an die Pflege der speculativen Dogmatik als seine Lebensaufgabe. In seinen Bestrebungen, die christlich-katholische Weltanschauung wissenschaftlich zu begründen und dadurch den Pantheismus der zeitgenössischen Philosophie wissenschaftlich zu überwinden, war er neben Staudenmaier der bedeutendste speculative Dogmatiker der von Drey und Möhler begründeten katholischen Tübinger Schule, seit dessen Tode der anerkannte Führer der neueren Richtung der katholischen Dogmatik. Schon seine erste gedruckte Arbeit war eine Abhandlung: „Ueber den Begriff und das Wesen der speculativen Theologie oder christlichen Philosophie" (Theol. Quartalschrift 1832, S. 253—304, 411—444). Wieder gab er dann programmatische Ausführungen in der Abhandlung: „Ueber Princip und Methode der speculativen Theologie" (als Tübinger Universitätsprogramm 1840, und in der Theol. Quartalschrift 1841, S. 1—80). Die vorher erschienene Schrift: „Ueber Glauben und Wissen, mit Rücksicht auf extreme Ansichten und Richtungen der Gegenwart" (Tübingen 1839, und in der Theol. Quartalschrift 1839, S. 382—503) gab im ersten Theil positive Ausführungen über das „Verhältniß des Glaubens zum Wissen nach katholischer Ansicht", im zweiten Theil polemische Auseinandersetzungen mit der Hegel'schen Religionsphilosophie, dem Hermesianismus und dem Traditionalismus Bautains. Gegen den Hermesianismus richtet sich weiter die Abhandlung: „Hermesische Obelisken" (Theol. Quartalschrift 1840, S. 282—311). Auseinandersetzungen mit der das Christenthum auflösenden pantheistischen Speculation geben die Abhandlungen: „Die moderne Speculation auf dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre" (Theol. Quartalschrift 1842, S. 171—225; 1843, S. 3—75, 179—226, 405—467) und „Die Schelling'sche Philosophie und ihr Verhältniß zum Christenthum" (Theol. Quartalschrift 1844, S. 57—88, 179—221; 1845, S. 3—39). Nach diesen Arbeiten begann das Erscheinen des großen Haupt- und Lebenswerkes Kuhn's: „Katholische Dogmatik" (Tübingen 1846 ff.); von diesem groß angelegten Werk, das leider ebenso wie die Dogmatik Staudenmaier's unvollendet blieb, erschienen folgende Theile: Bd. I, 1. Abtheilung: „Einleitung in die katholische Dogmatik" (1846; 2. Aufl. 1859, vollständig umgearbeitet); Bd. I, 2. Abtheilung: „Die dogmatische Lehre von der Erkenntnis, den Eigenschaften und der Einheit Gottes" (1849; 2. Aufl. 1862); Bd. II: „Die christliche Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit" (1857); der Band der Lehre von der Gnade, den K. gewissermaßen als Fortsetzung betrachten wollte, ist später zu erwähnen. Von kleineren Arbeiten, die während der Arbeit an diesen Bänden der Dogmatik erschienen, sind die in der Theologischen Quartalschrift veröffentlichten Abhandlungen zu nennen: „Ehrenrettung des Dionysius Petavius und der katholischen Auffassung der Dogmengeschichte" (1850, S. 249—293); „Die christliche Lehre von der göttlichen Gnade" (1853, S. 68 ff., 197 ff.); „Der angebliche Pelagianismus der voraugustinischen Väter" (1853, S. 433 ff.); „Zur Lehre von dem Worte Gottes und den Sacramenten" (1855, S. 3 ff.); „Die theologischen Streitigkeiten in der römischen Kirche im 3. Jahrhundert" (1855, S. 343 ff.); „Die formalen Principien des Katholicismus und Protestantismus" (1858, S. 3 ff., 185 ff., 385 ff.). Das letzte Jahrzehnt der schriftstellerischen Thätigkeit Kuhn's ist erfüllt von den Controversen mit den Vertretern der erneuerten Scholastik (Franz Jakob Clemens, Constantin v. Schäzler), zu denen zunächst die Ausführungen Kuhn's über das Verhältniß von Glauben und Wissen in der 2. Aufl. des I. Bandes der Dogmatik, die sich zum Theil gegen Clemens richteten, Veranlassung gaben. Zu der Controverse mit Clemens, der zunächst

anonyme Kritiken im Katholik, später eine größere Streitschrift gegen K. veröffentlichte, gehören die Arbeiten Kuhn's: „Glauben und Wissen nach St. Thomas" (Theol. Quartalschrift 1860, S. 273—340); „Philosophie und Theologie. Eine Streitschrift" (Tübingen 1860); „Das Verhältniß der Philosophie zur Theologie nach modern-scholastischer Lehre" (Theol. Quartalschrift 1862, S. 541 ff.; 1863, S. 3—83). (Vgl. über diese Controverse zwischen K. und Clemens das Buch von Aloys Schmid, Wissenschaftliche Richtungen auf dem Gebiete des Katholicismus in neuester und in gegenwärtiger Zeit, München 1862; zur Bibliographie vgl. Gla, Repertorium der katholisch-theologischen Litteratur, Bd. I, 2, Paderborn 1904, S. 336—338). Mit Schäzler (anonyme Aufsätze in den Histor.-polit. Blättern) setzte sich K. seit 1863 auseinander, zunächst über die Frage einer freien katholischen Universität, dann auf dogmatischem Gebiete über das Verhältniß von Natur und Gnade, Natur und Uebernatur in den Abhandlungen: „Die historisch-politischen Blätter über eine freie katholische Universität Deutschlands und die Freiheit der Wissenschaft" (zuerst Theol. Quartalschrift 1863, S. 569—668, dann separat, Tübingen 1863); „Das Natürliche und das Uebernatürliche" (Theol. Quartalschrift 1864, S. 175—329, und separat, Tübingen 1864); „Die Wissenschaft und der Glaube mit besonderer Beziehung auf die Universitätsfrage. Schlußwort an die Histor.-polit. Blätter" (Theol. Quartalschrift 1864, S. 583—645). Auf diese Streitschriften Kuhn's ließ Schäzler das größere Buch erscheinen: Natur und Uebernatur. Das Dogma von der Gnade und die theologische Frage der Gegenwart. Eine Kritik der Kuhn'schen Theologie. (Mainz 1865.) (Zur Bibliographie dieser Controverse vgl. Gla, a. a. O. S. 338 f.) Auf das eben genannte Buch und das weitere Werk Schäzler's: Neue Untersuchungen über das Dogma von der Gnade (Mainz 1867) antwortete K. mit seinem letzten größeren Werke: „Die christliche Lehre von der göttlichen Gnade. Erster und allgemeiner Theil: Die ursprüngliche Gnade und die damit zusammenhängenden Untersuchungen über den Begriff und das Wesen der Gnade überhaupt, mit besonderer Beziehung auf die Scholastik und deren neueste Umdeutung" (Tübingen 1868); in diesem Bande ist die Form der Darstellung durch die durchgehende Polemik gegen Schäzler bestimmt; der zweite Band, der nach Erledigung der allgemeinen und zwischen den Schulen controversen Fragen die Lehre von der Gnade des Erlösers nach der in der Trinitätslehre angewandten Methode positiv und speculativ darstellen sollte, ist nicht erschienen. Nach diesem Buche veröffentlichte K. nur noch die größere Abhandlung: „Die justitia originalis" (Theol. Quartalschrift 1869, S. 179 bis 286), mit welcher seine schriftstellerische Thätigkeit abschließt. An den bei Gelegenheit des Vaticanischen Concils sich erhebenden Kämpfen nahm K. litterarisch keinen Antheil; er theilte während des Concils den Standpunkt seines alten Freundes Hefele, betrachtete aber nach der erfolgten Entscheidung des Concils und nach der Unterwerfung der Minoritätsbischöfe jede weitere Opposition für unerlaubt. Daß die litterarischen Fehden, in die er während des vorausgehenden Jahrzehntes verwickelt war, die Fortsetzung und Vollendung seines dogmatischen Hauptwerkes verhinderten und daß er darüber überhaupt die Lust zu weiterer positiver Production verloren hatte, kann nicht genug bedauert werden.

Schanz, Zur Erinnerung an Johannes Evangelist v. Kuhn; Theol. Quartalschrift 1887, S. 531—598. — Ders., Gedächtnißrede auf Joh. Ev. v. Kuhn, gehalten bei dessen Beerdigung am 10. Mai 1887. Rottenburg a. N. 1887. — Ders. im Kirchen-Lexikon, 2. Aufl., Bd. VII (1891), Sp. 1238—1242.

Lauchert.

Kuhn: Friedrich Adalbert Maximilian K., Botaniker, geboren zu Berlin am 3. September 1842, † zu Friedenau bei Berlin am 13. December 1894. Als Sohn des 1881 verstorbenen, als Sagenforscher rühmlichst bekannten Gymnasialdirectors Adalbert Kuhn, erhielt K. seine Vorbildung auf dem von seinem Vater geleiteten Kölnischen Gymnasium in Berlin, das er 1862 mit dem Reifezeugniß verließ. Seine Universitätsstudien, die den Naturwissenschaften galten, absolvirte er ausschließlich in Berlin, wo in der Botanik Johannes Hanstein (s. A. D. B. XLIX, 768), H. Karsten, vor allem aber Alexander Braun (ebd. XLVII, 186) seine Lehrer waren. Noch als Student betheiligte sich K. an einer unter Leitung von P. Ascherson zu floristischen Zwecken unternommenen Reise in die Karpathen, deren wissenschaftliche Ergebnisse in einem Berichte in den Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg vom Jahre 1865 niedergelegt wurden und für den er einzelne Abschnitte bearbeitete. Später beschäftigte er sich mit einer von der preußischen Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe über die verschiedenen, bei denselben Pflanzenarten vorkommenden Blüthenformen, deren Lösung ihm eine ehrenvolle Erwähnung seitens der Akademie eintrug. Leider ist die Abhandlung nicht gedruckt worden, da Kuhn's wissenschaftliche Thätigkeit sich inzwischen einem speciellen Gebiete zugewandt hatte, dem der Farnkunde, auf dem er sich mit der Zeit zu einer anerkannten Autorität heranbildete. Die Veranlassung zu dieser besonderen Beschäftigung gab der 1866 erfolgte Tod des bekannten Farnforschers Georg Mettenius. Dessen Schwiegervater, Alexander Braun, übertrug K. die Ordnung des wissenschaftlichen Nachlasses seines Schwiegersohnes und so entstanden die von K. im 35. Bande der Linnaea (1867/68) publicirten: „Reliquiae Mettenianae“. Gleichzeitig wurde ihm die Bearbeitung der reichen Farnsammlung zugewiesen, die auf der unter Leitung v. d. Decken's nach Afrika geschickten Expedition mitgebracht waren. Die Resultate verwerthete K. zu einem kleinen Theile zunächst in seiner 1867 veröffentlichten Inauguraldissertation: „Filices Deckenianae“, während den größeren Theil die ein Jahr darauf erschienenen „Filices Africanae“ bildeten. Dieser kritische Katalog aller aus Afrika bis dahin bekannten Gefäßkryptogamen ist das umfangreichste Werk Kuhn's auf seinem Specialgebiete geblieben. Im December 1868 bestand K. die Prüfung für das höhere Lehramt, nachdem er vorher zwei Jahre lang als Hülfsarbeiter am königlichen Herbarium zu Berlin beschäftigt war. In letzterer Stellung trat er auch mit dem Kryptogamenforscher J. Milde in Beziehung, dem er bei der Abfassung seines grundlegenden Werkes der Filices Europae behilflich war und dessen Besprechung er für die Botanische Zeitung 1868 lieferte. Nach abgelegtem Probejahr wurde K. 1870 an der damaligen Königstädtischen Realschule in Berlin, jetzt Realgymnasium, als ordentlicher Lehrer angestellt und rückte 1879 zum Oberlehrer, 1889 zum Professor auf. Leider mußte er schon 1893 wegen seines ungünstigen Gesundheitszustandes seine Pensionirung nachsuchen. Ein organisches Leiden des Herzens und der Gefäße hatte sich bei ihm eingestellt, das auch durch eine Amputation des rechten Unterschenkels nicht aufgehalten werden konnte, so daß er, erst 52 Jahre alt, infolge eines Herzschlages auf seiner bei Berlin gelegenen ländlichen Besitzung seinen Leiden erlag.

K. hat außer den schon genannten Farnsammlungen noch andere, namentlich solche tropischer Gegenden bearbeitet, wie in seiner letzten Arbeit die von Dr. Naumann auf der Reise der „Gazelle“ während der Jahre 1874—76 gesammelten. Er beschränkte sich in seinen Monographien nicht auf die bloße Beschreibung neuer oder auf die kritische Sichtung schon bekannter Arten, er

suchte vielmehr stets den Zusammenhang mit dem ganzen Formenkreis festzustellen. Eine Aufzählung seiner Publicationen bringt der unten angeführte Nachruf P. Ascherson's. Doch stellen seine Veröffentlichungen nicht allein die Summe seiner wissenschaftlichen Arbeit dar, da er lange nicht alles, was er fand, auch bekannt machte. Die botanischen Institute einer großen Zahl von Universitätsstädten Europas übergaben ihm ihre Schätze zur Durchsicht und wissenschaftlichen Bestimmung. Sein eignes umfangreiches Farnherbar nebst seinem handschriftlichen Nachlaß sowie einem Theile seiner pteridologischen Bücher vermachte die Wittwe dem Berliner botanischen Museum zum Geschenk. K. hatte sich durch sein frisches, joviales Wesen viele Freunde erworben, sodaß sein frühes Hinscheiden auch über die wissenschaftlichen Kreise hinaus schmerzlich empfunden wurde.

Nachruf von P. Ascherson in: Berichte d. deutschen botan. Gesellschaft XIII. Jahrg. 1895. E. Wunschmann.

Kuhn: Franz Freiherr K. von Kuhnenfeld, k. u. k. Feldzeugmeister, Corpscommandant und commandirender General, Commandeur und Kanzler des Maria-Theresienordens. Er wurde am 25. Juni 1817 als Sohn des 1823 geadelten Majors Franz v. Kuhn zu Proßnitz in Mähren geboren, fand in der k. k. Militärakademie zu Wiener-Neustadt Aufnahme und kam nach ausgezeichneter Absolvirung derselben 1837 als Unterlieutenant in das Infanterieregiment Nr. 1. Schon zwei Jahre später wurde er dem Generalstabe zugetheilt und zugleich zum Oberlieutenant befördert.

Bei Beginn des Jahres 1848 befand er sich in Mailand, und als dort am 18. März der Aufstand ausbrach, leistete er bereits hervorragende Dienste. Am 19. Abends zerstörte er mit zwei Zwölfpfündern und zwei Compagnien Infanterie eine von den Aufständischen vertheidigte Barrikade nächst des Platzcommandos und stellte dadurch dessen Verbindung mit dem Castell her. In der Nacht und am folgenden Tage säuberte er mit zwei Raketengeschützen, die er auf dem Arco della Pace aufstellte, die bei der Arena liegenden Häuser Borgo Ortolani von den dort eingedrungenen Schweizer Insurgenten, zerstörte mit zwei Compagnien Fußvolk, zwei Zwölfpfündern und zwei Raketengeschützen eine Barrikade nächst Ponte vetro, brachte das Feuer der Aufständischen zum Schweigen und zwang den nächst der Carminekirche liegenden Stadttheil, die Feindseligkeiten einzustellen und um Gnade zu bitten. Am 21. Abends zerstörte er mit zwei Compagnien Fußvolk, zwei Zwölfpfündern und zwei Raketengeschützen eine starke Barrikade nächst Ponte S. Marco, wobei er einen Prellschuß an die Brust erhielt. Mit den aus den Häusern und von den Barrikaden feuernden Aufständischen kämpfend, drang er zum Militär- und zum Platzcommando vor, befreite die dort von den Aufständischen eingeschlossenen zwei Compagnien und kehrte mit ihnen und seiner eigenen Truppe ins Castell zurück.

Auf dem Rückzuge der Kaiserlichen von Mailand nach Verona nahm er (22. März) eine Barrikade an der Porta Camesina und das von den Scharen Garibaldi's besetzte Thor und hielt es so lange, bis der Rückzug vollzogen war. Am 23. März erstürmte er den von den Insurgenten besetzten Ort Melegnano und machte am 9. April die Gefechte von Valeggio und Monzambano mit. Am 15. April wurde K. zum Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe befördert. Am 20. April war er als Generalstabsoffiecier dem Oberst Heintzel zur Expedition gegen Bevilacqua beigegeben. Durch zwei Raketengeschütze, welche K. sehr günstig aufstellte, wurde sowol das Ufer des Flusses Fratta als das befestigte Bevilacqua von den Feinden gesäubert.

Auch zum Siege bei Somma Campagna und Custozza trug K. wesentlich bei. Am 23. Juli bewog er den Generalmajor Strassoldo, dem er zugetheilt war, trotz Gegenbefehls des Hauptquartiers noch des Nachts den Monte Vento zu stürmen; die Unternehmung, bei welcher K. das Bataillon führte, welches die Umgehung des Feindes vollzog und ihn in der Flanke angriff, gelang und die Valeggio und die Ebene von Prabiano beherrschende Stellung auf dem Monte Vento wurde genommen. Valeggio wurde besetzt und zur Vertheidigung hergerichtet. In der Schlacht bei Custozza (25. Juli 1848) ließ er von zwei Geschützen die piemontesischen Reservecolonnen so erfolgreich beschießen, daß sie sich fluchtartig nach Villafranca zurückzogen, was zur Folge hatte, daß das feindliche Centrum ebenfalls die Höhen von Custozza räumte und der Sieg für die Kaiserlichen auf der ganzen Linie entschieden war.

Am 30. Juli kämpfte K. in den Gefechten bei Cremona, am 2. August bei Basiasco und Turano vor Lodi und am 4. August zeichnete er sich neuerdings in dem Kampfe bei Mailand durch hervorragende Umsicht und Tapferkeit aus. Er drang an der Spitze der Avantgarde vor, griff den Feind bei Nosedo an, warf ihn zurück, eroberte eine Batterie von acht Geschützen sammt Munitionskarren und Bespannung und nahm die Bedienungsmannschaft gefangen. Zwei Stunden stand er allein mit der Brigade Strassoldo dem Feinde gegenüber, hatte in dieser Zeit die Stellung der Piemontesen von Vigentino über Casa Gambaloita gegen Castagnedo und Colombo, ehe noch eine andere Brigade ins Feuer kam, gesprengt und durch rasches Erfassen der Gefechtslage, rücksichtslose Entschlossenheit und Tapferkeit, sowie durch rastlose Thätigkeit und wiederholtes Vorführen frischer Truppen wesentlich zum Siege beigetragen.

Den verdienstvollen Leistungen folgte bald der Lohn. Am 26. Mai 1848 wurde ihm die allerhöchste Anerkennung ausgesprochen, am 30. September 1848 der Orden der eisernen Krone III. Cl. zuerkannt und am 29. Juni 1849 wurde er wegen seiner Waffenthaten in den Schlachten bei S. Lucia und bei Mailand durch das Ritterkreuz des Maria Theresienordens ausgezeichnet.

Im Feldzuge von 1849 machte er die Gefechte von Gambalo und San Siro mit; bei dem Sturmangriff auf den letzteren Ort (21. März 1849) stellte er sich freiwillig an die Spitze einer Compagnie des 10. Jägerbataillons und feuerte sie durch sein todverachtendes Beispiel zu unwiderstehlichem Vorgehen an. Er nahm dann an der Expedition in die Romagna theil, und zwar sowol an der Unterwerfung Bolognas (8. bis 15. Mai) als an der Belagerung Anconas; bei dieser ging im Kriegsrathe sein Antrag durch, von dem geplanten Sturme auf das verschanzte Lager abzusehen und statt dessen zwei Drittel aller Munition in einer Nacht in die Festung zu schleudern. Es geschah und am andern Morgen (18. Juni) capitulirte Ancona. September 1849 wurde K. Major, am 11. Januar 1853 gemäß den Statuten des Maria Theresienordens in den Freiherrenstand erhoben, am 18. Juli desselben Jahres Oberstlieutenant, 1856 Lehrer der Strategie an der k. k. Kriegsschule in Wien und am 27. März 1857 Oberst.

Nachdem Napoleon III. durch den verhängnißvollen Neujahrsgruß an den österreichischen Botschafter Baron Hübner in Paris (am 1. Januar 1859) seine Absicht constatirt hatte, Oesterreich feindlich entgegenzutreten, wurde K. beauftragt, einen Kriegsplan für einen allfälligen Kampf Oesterreichs gegen Frankreich und Sardinien zu entwerfen. Er kam diesem Befehle nach und überreichte Ende Februar 1859 dem Feldzeugmeister Baron Heß eine Denkschrift dieses Inhalts. Er forderte zu einem solchen Kriege 300 000 Mann, möglich baldigstes Beginnen desselben, um die sardinische Armee erdrücken,

zwischen Turin und Bra eine Centralstellung einnehmen und die Corps der französischen Armee bei ihrem Vormarsche aus den Alpenpässen einzeln angreifen zu können. Die ungeordneten Finanzverhältnisse, die politische Zerrüttung im Innern und die unglückliche Führung der auswärtigen Angelegenheiten vereitelten Kuhn's Plan; der Krieg konnte erst Ende April und nur mit 110 000 Mann begonnen werden.

Am 19. März wurde K. zum Generalstabschef der Armee in Italien ernannt und legte dem Kaiser den Plan vor, daß vor allem die piemontesische Armee vor Ankunft der französischen Armee und vor Vereinigung mit dieser geschlagen werden müsse, oder aber zu trachten sei, sich Casales und Alessandrias zu bemächtigen. Am 24. März traf K. im Hauptquartier in Mailand ein, wo er Gyulai den Operationsplan mittheilte und hervorhob, daß, sobald die piemontesische Armee geschlagen worden sei, eine Stellung bei Bra genommen werden müsse, um sich auf die über die Alpen vorrückenden Franzosen zu werfen, womit sich Gyulai einverstanden erklärte und zugleich den Kaiser um Verstärkung durch ein fünftes Corps dringend bat. K. entwarf die Detailpläne, nach welchen die Armee bei Mezzana Corte den Po überschreiten, gegen Alessandria vorrücken und die Stellung der Piemontesen aufrollen sollte. Was ihm gleich anfangs hindernd in den Weg trat, war, daß das Kundschaftswesen gar nicht organisirt und es mit den Bespannungen der Verpflegscolonnen und den übrigen Reserveanstalten schlecht bestellt war.

Da Mitte April von Wien die Nachricht eintraf, daß der Krieg erst binnen 10 bis 14 Tagen beginnen könne, erachtete K. seinen ersten Plan, gegen Alessandria vorzurücken, wegen der Nähe der französischen Corps für zu gefährlich und schlug Gyulai vor, mit der Armee den Tessin zu überschreiten, gegen Valenza und San Salvatore vorzudringen, sich der Höhen zu bemächtigen, die sardinische Armee anzugreifen und zu schlagen, eine Operation, welche alle Aussicht auf ein glückliches Gelingen bot. Als es am 3. Mai zur Ausführung dieses Planes kommen sollte, versagte Gyulai auf ein von Wien eingelangtes, jedoch im Hauptquartier falsch dechiffrirtes Telegramm dieselbe. Die richtige Lesung dieses von Wien an Gyulai gelangten Telegrammes lautet: „Bei der gegenwärtigen Sachlage bleibt der Kriegsschauplatz in Italien vorwiegend"; offenbar meinte man damit, der Ausbruch eines Krieges auf einem anderen Kriegsschauplatze — am Rhein — sei nicht so bald zu erwarten; die unrichtige Dechiffrirung lautete: „Bei der gegenwärtigen Sachlage bleibt der Kriegsschauplatz in Italien, vorwiegend in Verona". Infolge dieses Telegrammes beschloß Gyulai, von jeder Offensive abzugehen, untersagte den von K. zum Zwecke des Durchbruches durch die piemontesische Armee vorgeschlagenen Angriff auf Valenza und San Salvatore und neigte sich immer mehr der Ansicht zu, mit der ganzen Armee den Rückzug bis in das Festungsviereck von Verona anzutreten. Kuhn's Rath zum Angriff war vollkommen sachgemäß und wurde später von Moltke und anderen berufenen Kritikern des Feldzuges als ganz zweckentsprechend bezeichnet. Gyulai ließ sich aber nicht von seinem Generalstabschef, sondern von den ihm beigegebenen Generaladjutanten berathen, welche dem damals in Oesterreich gesondert organisirten Adjutantencorps angehörten, das unter der Leitung des Grafen Grünne stand und in der Armee allmächtig war, während der Generalstab nur eine secundäre Rolle spielte. Da K. der Angriff von Valenza und San Salvatore aus vereitelt wurde, so schlug er vor, die österreichische Armee bei Mortara zu versammeln, um den Feind bei dem Vormarsche von Vercelli auf Novara in der Flanke anzugreifen, von seiner Rückzugslinie abzudrängen und gegen die Berge zu werfen. Auch diesen Vorschlag verwarf Gyulai und befahl den Rückzug

über den Tessin, um ihn dann weiter bis Verona fortzusetzen. Doch dem trat Feldzeugmeister Heß, der, vom Kaiser gesendet, am 3. Juni im Hauptquartier eingetroffen war, entgegen, der Rückzug wurde sistirt und die Armee erwartete auf dem linken Ufer des Tessin den Angriff des Feindes. So kam es am 4. Juni zur Schlacht bei Magenta.

Als die Nacht dem Kampfe ein Ende gemacht, hatte keiner der beiden Theile das Gefühl, geschlagen zu sein, und am folgenden Morgen wäre die österreichische Armee in der Lage gewesen, den Kampf wieder aufzunehmen, denn sie zählte noch über 100000 Mann, während Napoleon nur mehr über 67000 Franzosen und Piemontesen gebot. Als Gyulai spät Abends K. fragte, was nun zu thun sei, sagte dieser: „Fortkämpfen, wir haben die Schlacht nicht verloren, da Robecco und Carpenzago in unserer Gewalt sind, Magenta selbst ist von wenig Belang.“ — K. hatte Recht, ein Theil des Feindes war in der Nacht über den Tessin zurückgegangen, und die Hauptmacht der französisch-sardinischen Armee blieb am 5. unbeweglich stehen. Gyulai jedoch folgte dem Rathe Kuhn's nicht, da er in der Nacht vom Commandanten des ersten Corps, Graf Clam-Gallas, die Meldung erhielt, daß seine Truppen nicht mehr gefechtsfähig seien und er daher, ohne einen Befehl des Hauptquartiers abzuwarten, den Rückzug nach Binasco angetreten habe; und obwol K. am Morgen des 5. Juni neuerdings in Gyulai gedrungen war, bei Pavia wieder über den Tessin zu gehen und den Feind in der Flanke anzugreifen, befahl der Höchstcommandirende allgemeinen Rückzug hinter den Mincio.

Als am 8. die ganze Armee, 122000 Mann stark, in dem Dreiecke Lodi-Pizzighettone-Pavia stand, entwarf K. den Plan zu einem Flankenangriff auf die von Mailand gegen Lodi vordringende französisch-sardinische Armee; Gyulai genehmigte diesen Plan, aber Feldzeugmeister Freiherr v. Heß verwarf ihn als zu kühn. So ging der Rückzug bis in das Festungsviereck Peschiera-Verona-Legnago-Mantua. Hier übernahm Kaiser Franz Josef selbst den Oberbefehl und an seiner Seite stand Feldzeugmeister Freiherr v. Heß als Generalstabschef.

Nach dem Kriege wurde K. zum Commandanten des Infanterieregimentes Nr. 17, sodann (3. Juni 1862) zum Truppenbrigadier in Tirol und am 29. October 1863 zum Generalmajor befördert.

Bei Beginn des Krieges von 1866 wurde K. mit der Vertheidigung Tirols betraut, zu welcher schwierigen Aufgabe ihm nur 10000 Mann zur Verfügung standen. So lange die bei Custozza siegreiche Südarmee in und um Verona stand, war die Lage in Südtirol eine günstige; als aber nach der Niederlage der Nordarmee bei Königgrätz die Südarmee in höchster Eile an die Donau bei Wien beordert wurde, war Südtirol dem Einbruche der den Kaiserlichen um das Zehnfache überlegenen italienischen Truppen ausgesetzt und K. hatte das Land in der Strecke vom Stilfser Joch bis an die Grenze Kärntens zu vertheidigen. Während er früher offensiv vorgegangen und bis ins Valtellin vorgedrungen war, mußte er jetzt von der Offensive absehen und Vertheidigungsstellungen einnehmen. Der an allen Punkten nachdrängende Feind fand überall unerwarteten kräftigen Widerstand und durch Kuhn's Dispositionen wurde das beabsichtigte rasche Eindringen des 40000 Mann zählenden Corps Garibaldi's in den Judicarien vereitelt, wo die Kaiserlichen in den Gefechten von Cimego und Condino (16. Juli) und bei Bececa im Ledrothale glänzende Erfolge errangen. Von diesem heftigen überraschenden Schlage getroffen, waren die Garibaldianer bis zur Beendigung des Krieges wie betäubt und wagten kaum schrittweise vorzugehen. Hatte K. dadurch den Südwesten Tirols gesichert, so drohte nunmehr größere Gefahr im Osten.

Der italienische General Medici drang mit einer Division ins Val Sugana ein und bedrohte das Val Arsa. Am 23. hatte er bereits Levico erreicht und Trient war gefährdet. K. ließ nur 2000 Mann den 40 000 Garibaldianern in einer günstigen Flankenstellung gegenüber stehen und zog in größter Eile alle sonst verfügbaren Truppen in Trient zusammen. Dem General Medici gegenüber nahm er bei Civezzano Stellung, um das Vordringen gegen Trient zu verwehren; die Stadt selbst wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, alle wichtigen Punkte, besonders gegen das Val Sugana, von, wenn auch kleinen, Abtheilungen bezogen, so daß der Feind am 24. nicht vorrückte und keinen Angriff auf die Stadt wagte. K. hatte vom Obercommando der operirenden Armee die Ermächtigung erhalten, Südtirol schrittweise zu räumen und seine Streitkräfte zur Vertheidigung Deutsch-Tirols zu concentriren, und am 24. Vormittags erschien vor ihm eine Deputation, aus dem Bischof von Trient, Riccabona, dem Bürgermeister Dordi und anderen bestehend, schilderte ihm die bedenkliche Lage, in der er sich befinde, da nach zuverlässigen Nachrichten General Medici eine Umgehung durch das Fleimser Thal und somit auf der Straße nach Botzen unternommen habe, und forderte ihn auf, Trient zu räumen.

Seine Antwort lautete, er werde Trient auf das äußerste vertheidigen, womit er die Deputation entließ. Trient wurde von Stunde zu Stunde immer mehr zu einem Waffenplatze, der hartnäckig vertheidigt werden konnte, hergerichtet, ins Fleimser- und Fassathal wurden Truppen entsendet, durch Befestigungen eine Vertheidigungslinie geschaffen, in deren Rücken auf den Uebergängen nach Botzen und in das Eisackthal eine zweite befestigte Linie sich erhob.

Angesichts dieser energischen Maßregeln wagte der Feind keinen Angriff (am 24.), und als am 25. eine italienische Brigade die Kaiserlichen im Val Sorda angriff, wurde jene von vier Compagnien Kaiserjäger und zwei Scharfschützencompagnien nicht nur zurückgeschlagen, sondern von den Kaiserlichen sogar die Stellung von Vigolo genommen. Am 25. Abends erhielten K. und Medici gleichzeitig die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes.

K. war es gelungen, mit einer an der ganzen langen Grenze Südtirols verteilten Macht, die erst zuletzt 14 000 Mann regulärer Truppen zählte, einem vielfach überlegenen Feinde den Eintritt in das Herz Südtirols zu verwehren. Nicht einen Augenblick war die Verbindung im Etschthale unterbrochen; nicht einer der wichtigeren Punkte im Lande kam in die Hand des Feindes, der nur einige Seitenthäler betreten konnte, während zwei österreichische Halbbrigaden unverrückbar auf feindlichem Boden standen und weit in des Feindes Land streiften.

Die Waffenruhe wurde zweimal verlängert und während derselben erhielt K. einige Verstärkungen. Es schien, als ob der Kampf um Südtirol nochmals ausbrechen würde, denn Italien verzögerte Tag für Tag den Abschluß des definitiven Waffenstillstandes. Als am 10. August die Weisung aus Wien kam, daß die italienische Armee am 11. Tirol geräumt haben müßte, widrigenfalls die Operationen wieder zu beginnen hätten, hatte K. derartige Veranstaltungen getroffen, daß die Division Medici nur unter bedeutenden Verlusten den Rückzug hätte antreten können, wenn sie nicht vermuthlich ganz wäre eingeschlossen und gefangen genommen worden. Sie war aber schon am 10. von Val Sugana abgezogen. Auch Garibaldi war mit seinem Corps über die Grenze zurückgegangen, vor seiner Truppe laut bekennend, daß er mit seinen 40 000 Mann nicht im Stande gewesen sei, auch nur einen Berg einzunehmen.

K. hatte durch die glorreiche Vertheidigung von Süd-Tirol, dieses große und hochwichtige Stück Land dem Kaiser und dem Reiche erhalten, denn wäre Trient verloren gegangen, so unterliegt es wol keinem Zweifel, hätte Italien die hartnäckigsten Ansprüche auf den Besitz von Welsch-Tirol in den Friedensverhandlungen erhoben und wäre damit vielleicht durchgedrungen. So gehört K. in die Reihe der genialen und heldenmüthigen Feldherren, Erzherzog Albrecht und Feldmarschalllieutenant Johu (Sieg bei Custozza) und Tegetthoff (Seeschlacht bei Lissa), welche in dem für den alten Kaiserstaat sonst so unglücklich verlaufenen Kriege von 1866 Oesterreichs Waffenehre aufrechterhielten. Es war daher nur eine gerechte Anerkennung seiner großen Verdienste, daß er am 17. August 1866 außer der Tour zum Feldmarschalllieutenant ernannt und am 29. August durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Maria-Theresienordens ausgezeichnet wurde.

Nach dem Kriege wurde K. zum Commandanten der achten Truppendivision in Innsbruck, zum Landesvertheidigungs-Obercommandanten in Tirol und Vorarlberg und zum Oberstinhaber des 17. Infanterieregimentes ernannt. Doch harrte seiner noch die Lösung einer größeren Aufgabe. Auch Oesterreich-Ungarn mußte vom Conscriptionssysteme zur allgemeinen Wehrpflicht übergehen. Um diese schwierige, in das ganze Staats- und Volksleben tief eingreifende Organisation durchzuführen, ward K. berufen. Er wurde am 18. Januar 1868 zum Reichskriegsminister ernannt; als solcher hatte er das neue Wehrgesetz zu entwerfen und es bei den legislativen Körperschaften Oesterreichs und Ungarns durchzubringen. Es gelang ihm, und das neue, auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhende Wehrgesetz erschien für Oesterreich am 5. December 1868 und für Ungarn als Gesetzartikel 40 vom Jahre 1868. — Die Erhebung zum Wirklichen k. und k. Geheimen Rath (Titel Excellenz) 1869, das Großkreuz des Leopoldordens 1872, die außertourliche Ernennung zum Feldzeugmeister und, als er 1874 von seiner Stelle als Kriegsminister enthoben wurde, das Großkreuz des Stefansordens waren der wohlverdiente Lohn seiner großen Verdienste um die Reorganisation und Verwaltung des Heeres. Gleichzeitig mit der Enthebung von der Stelle des Reichskriegsministers wurde K. zum commandirenden General in Graz und zum Commandanten des dritten Corps (Steiermark, Kärnten, Krain und das Küstenland umfassend) und am 4. November 1886 zum Kanzler des Maria-Theresienordens ernannt.

Den großen Verdiensten Kuhn's entsprachen diese Auszeichnungen. Dennoch hatte er in den höchsten (nicht allerhöchsten) Kreisen der Armee und des Hofes heftige Feinde und gefährliche Gegner. Die Entschiedenheit, mit der er handelte und sprach, die Wahrheitsliebe und Offenheit, die ihn in allen seinen Worten und Thaten charakterisirte, seine rauhe Außenseite, die aber die edelste Herzensgüte in sich barg, seine manchmal brüsken, doch stets richtigen Aeußerungen über Vorgänge und Persönlichkeiten im Heere, denen er aus wohlerwogenen Gründen oftmals nicht zustimmen konnte, die persönlichen Rücksichten, die nicht selten zu Tage traten, während er stets nur die Sache im Auge hatte, nur das Wohl des Staates und des Heeres, sowie das seines Kaisers, zum Ziele seines Lebens und Wirkens gemacht hatte, gaben seinen wenigen aber sehr hohen Widersachern den Hebel in die Hand, ihn zu beseitigen. Ohne irgend welche äußere Veranlassung wurde K. bei voller geistiger Frische am 16. Juli 1888 von dem Commando des III. Corps, dem Posten eines commandirenden Generals in Graz und als Landwehrcommandant enthoben und nach mehr als 55jähriger Dienstzeit in Disponibilität versetzt. Kuhn's Kaltstellung wurde vom III. Corps von seinem Adlatus an bis zum

letzten Mann, nicht minder aber auch von der Civilbevölkerung von Graz, wo er hochbeliebt und hochgeachtet war, mit dem größten Bedauern und tiefem Beileid entgegengenommen.

K. war wissenschaftlich hoch gebildet; in jungen Jahren war er bereits erfolgreicher Lehrer der Strategie an der Kriegsschule in Wien, als Kriegsminister sorgte er trefflich für die Militärbildungs- und Erziehungsanstalten, als Corpscommandant in Graz noch lernte er autodidaktisch Griechisch und Latein, um die antiken Classiker in der Ursprache lesen zu können. Die militärischen Wissenschaften bereicherte er mit dem Werke: „Der Gebirgskrieg", Wien 1870, das beinahe in alle europäischen Sprachen übersetzt und von allen militärischen Zeitschriften sehr vortheilhaft beurtheilt wurde. Er handelt in demselben vom Gebirgskrieg im allgemeinen, von der Vertheidigung, Befestigung, vom Angriff eines Gebirgslandes, von der Vertheidigung und Befestigung von Gebirgsgürteln, belegt seine Darstellungen mit zahlreichen Beispielen aus der Kriegsgeschichte und gibt zum Schluß specielle und ausführliche Beispiele über Gebirgskriege: den Feldzug Rohan's im Valtellin 1635, die Vertheidigung der Ostpyrenäen durch den spanischen General Riccardo 1793, die Vertheidigung Nord-Tirols in der ersten Hälfte Novembers 1805 und die von K. selbst getroffenen Dispositinnen zum Angriff auf Pergine und Levico am 10. und 11. August 1866.

Die Jahre unfreiwilliger Ruhe verlebte K. anfangs zu Graz, später auf dem seiner verwittweten Tochter Gräfin Strassoldo gehörigen Landsitze Strassoldo bei Görz im Küstenlande, wo er, tief gekränkt über seine Enthebung vom activen Dienst, am 25. Mai 1896 aus dem Leben schied.

Willisen, Der italienische Feldzug des Jahres 1848. Berlin 1849. — Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feldacten und anderen authentischen Quellen bearbeitet durch das k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte. 3 Bände. Wien 1872—1876, besonders Bd. I. — (Bartels,) Der Krieg im Jahre 1859. Nach officiellen Quellen nichtofficiell bearbeitet. Bamberg 1894. (Mit den heftigsten Angriffen gegen Kuhn.) — Hierauf Kuhn's Erwiderung: Meine Thätigkeit im Kriege 1859 (in Danzer's Armeezeitung, Wien 1900, Nr. 50—52, 1901, Nr. 1—10). — H. Fr. (Friedjung), Eine Quellenschrift zur Geschichte des Krieges von 1859 (Beilage d. Allgemeinen Zeitung, München 1901, Nr. 100). — Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866. Nach den Feldacten bearbeitet durch das k. k. Generalstabsbureau f. Kriegsgeschichte. 5 Bände. Besonders Band V (Wien 1869), S. 3—71. — (Bartels,) Der Krieg im Jahre 1866. 3. Aufl., Leipzig 1867. — (Bartels,) Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1866. Zürich 1901. — Kuhn, Der Gebirgskrieg. Wien 1870. — Wurzbach, Biogr. Lexikon XIII, 344—348. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. IV. Abth., S. 1512—1517. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-Orden. Wien 1870, S. 370—375.

Franz Ilwof.

Kühn: Dr. Gustav K., königl. Professor und Vorstand der sächsischen Landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Möckern bei Leipzig, † am 2. April 1892 infolge der Amputation eines Beines in der Klinik zu Leipzig. Als Sohn des im Exil lebenden Philologen Paul Kühn, dermaligen Directors einer Gymnasial-Erziehungsanstalt in Paris, am 20. Januar 1840 daselbst geboren, wurde er von seinem Vater, welcher schon 1826 als Mitglied der Leipziger Burschenschaft nach Verbüßung einer mehrjährigen Haft nach Paris ausgewandert war, im Spätsommer des Jahres 1848 aus der Fremde in die elterliche Heimath zurückgeführt, um dort in der Sphäre vaterländischer In-

stitutionen und socialer Beziehungen seine Erziehung bezw. Schulbildung zu empfangen. Dieser Bestimmung gemäß besuchte er von Ostern 1849 an das Gymnasium in Leipzig und erwarb sich dort bis zum Herbst 1857 die Maturitas. Während eines zur Erholung gewählten Aufenthaltes in Havre, wo nahe Verwandte von ihm weilten, entstand bei ihm unter dem Einfluß der um jene Zeit sich in Deutschland regenden nautischen Interessen der Plan, bei der Marine in Dienst zu treten. Von diesem Gedanken geleitet widmete er sich dort mit großem Eifer dem Segelsport, den Schwimm- und Turnübungen, welchen letzteren er schon als Gymnasiast mit Fleiß gehuldigt hatte. Ohne weitere Schritte zur Verfolgung dieses Planes gethan zu haben, kehrte er binnen Jahresfrist nach Leipzig zurück, ließ den Gedanken an seine Ausbildung zum Seemann fallen und bezog die dortige Universität, um sich mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Von Leipzig wandte er sich im Herbst 1859 nach Göttingen, wo er sich für das Studium der Chemie als Fachstudium entschied und Gelegenheit fand, in nähere Beziehungen zu dem Analytiker Limprichs zu treten, dem er auch 1860 nach Greifswald folgte. Nachdem er bei der dortigen philosophischen Facultät gegen Ende 1861 die Doctorwürde erlangt und zunächst als Assistent im chemischen Laboratorium bei Limprichs Verwendung gefunden hatte, ging er zu Ostern 1862 nach Weende, um dem Professor Wilhelm Henneberg zu assistiren und sich zugleich unter dessen Leitung eine treffliche Schulung für das Gebiet der Agriculturchemie zu erwerben. So war es ihm ermöglicht, an allen wichtigeren Arbeiten Henneberg's theilzunehmen und sich zugleich auf eine selbständige Wirksamkeit vorzubereiten. Die erste Gelegenheit dazu bot sich ihm mit der im J. 1866 übernommenen Leitung der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Braunschweig dar. Seine Aufgaben bestanden hier vorzugsweise in der Ausführung von Controluntersuchungen, mit welchen er zwar den landwirthschaftlichen Interessen zu dienen, aber nicht wissenschaftliche Zwecke zu fördern vermochte. Es mußte ihm daher sehr willkommen sein, als das kgl. sächsische Ministerium des Innern 1867 einen Ruf an ihn zur Uebernahme der Vorstandschaft in der Versuchsstation Möckern ergehen ließ. An der Hebung dieses Institutes hatte schon W. Knop seit zehn Jahren mit Erfolg gearbeitet und somit für seinen Nachfolger eine in weiteren Kreisen beachtete Pflegestätte der Wissenschaft erschlossen. Hier verfolgte auch K. die Aufgabe, der ihn übertragenen Anstalt ihren vornehmen Ruf bei den weiter gesteigerten Anforderungen der Wissenschaft und Praxis zu erhalten. Er befaßte sich hauptsächlich mit experimentellen Arbeiten auf dem Gebiete der thierischen Ernährung, ohne indeß andere wichtige Aufgaben zu vernachlässigen, sorgte für angemessene Ausrüstung der Station und für entsprechende Ausdehnung ihres Wirkungsbereichs und dabei kam ihm der Beistand des Curatoriums zu Hülfe, so daß er auch der nöthigen Subventionirung seitens des Staates theilhaftig wurde. Durfte er sich also der vollen Anerkennung in den nächstinteressirten Kreisen der Landwirthe wie bei der sächsischen Staatsregierung erfreuen, so hielt er sich auch verpflichtet, der ihm anvertrauten Anstalt treu zu bleiben und verschiedene ehrenvolle Rufe, welche in den 70er Jahren nach einander von Zürich, Brüssel, Wien, Königsberg und von München an ihn ergangen waren, abzulehnen. Den von ihm gewählten Arbeitsrichtungen blieben somit die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel gesichert und es gelang ihm auch, durch seine planmäßig durchgeführten Untersuchungen über die Bedingungen der Fettbildung, der Futterausnützung bei verschiedenen Hausthieren, über den Einfluß der Futterbehandlung bezw. der verschiedenen Zubereitung auf die

Verdaulichkeit der Futtermittel, sowie über den Einfluß der Ernährung auf die Milchproduction wichtige Aufschlüsse zu gewinnen.

Sein von wissenschaftlichem Streben und Uneigennützigkeit beherrschtes Verhalten wie seine thatsächlichen Leistungen trugen ihm nicht nur Ehrungen seitens der Staatsregierung, wie die Ernennung zum Professor und die Decoration mit dem Albrechtsorden I. Cl. ein, sondern bestimmten auch seine Berufsgenossen, ihm Beweise von Hochschätzung zu vindiciren. So fand er sich veranlaßt, eine dirigirende Mitwirkung bei der Gründung des Verbandes landwirthschaftlicher Versuchsstationen im Deutschen Reiche zu übernehmen und fortgesetzt das Mandat zur Leitung und Vertretung dieses Verbandes auszuüben. Den damit verbundenen schwierigen Aufgaben widmete er sich unbeschadet seiner vielseitigen dienstlichen Inanspruchnahme mit großem Interesse und voller Hingebung, wobei ihm sein umfassendes Wissen, seine mit Scharfsinn gepaarte Energie und die ihm eigene große Beredsamkeit sehr zu statten kamen.

Im übrigen ließ er sich in seiner Berufsthätigkeit stets von wissenschaftlichem Ernste leiten und suchte die ihm verfügbaren Kräfte und Mittel nach Möglichkeit im Interesse der Landwirthschaft nutzbar zu machen, dabei haschte er nicht nach Popularität, trachtete auch nicht nach Ehrungen und suchte vielmehr in der Pflichterfüllung wie in der Wahrung der eigenen Anforderungen eine erwünschte Befriedigung zu finden. Als Mann von lauterem und edlem Charakter, in dem sich hoher Sinn und Seelengüte regten, wurde er überall hochgeschätzt, wo seine gewinnende Persönlichkeit bekannt geworden war. Sein früher Tod wurde daher allgemein bedauert und um so mehr beklagt, als damit eine auserlesene Kraft, die noch zur Lösung weitergehender Aufgaben berufen zu sein schien, wider Erwarten plötzlich lahmgelegt werden sollte.

Vgl. Deutsche landwirthschaftliche Presse, Jahrg. 1892, Nr. 15: Nekrolog über Prof. Dr. G. Kühn von Geh. Hofrath Dr. Nobbe.

Leisewitz.

Kühne: Karl Ludwig August K., Bildhauer, † 1895, wurde am 29. Juli 1845 zu Stift Königslutter geboren, wo sein Vater Ernst Kühne Organist und zweiter Lehrer war; seine Mutter war die Tochter des Bäckermeisters Rödler in Wolfenbüttel. Der Wunsch des Vaters ging dahin, den Sohn, womöglich Theologie, studiren zu lassen. Da dieser aber zu wissenschaftlicher Arbeit weder Lust noch Anlage zeigte, sondern sich mehr zu praktischer Thätigkeit hingezogen fühlte, so wurde er nach seiner Confirmation (1859) zu einem Zeugschmied in die Lehre gegeben, bald nachher aber, weil der zarte Körper die schwere Arbeit nicht vertrug, zu dem Goldschmied Wilh. Jürgens in Wolfenbüttel. Hier leistete er in der Sonntagsschule im Zeichnen und Modelliren so Tüchtiges, daß Professor Georg Howaldt in Braunschweig ihn in seine Werkstatt aufnahm. K. beschloß, sich nun ganz der Bildhauerkunst zu widmen und ging im October 1865 nach Dresden, wo er bald in dem Atelier des Professors Ernst Hähnel Aufnahme fand. Seine erste Arbeit, die Statuette eines Siegfried, wurde zwar allgemein günstig beurtheilt, aber nicht verkauft. Das entmuthigte den mittellosen und bescheidenen Jüngling so sehr, daß er plötzlich die figürliche Plastik aufgab und sich schweren Herzens der Ornamentik zuwandte, die ihm eher Aussicht auf sicheren Lebensunterhalt zu gewähren schien. Zu Anfang des Jahres 1869 trat er in das Atelier des Ornamentisten Aug. Hauptmann ein. Als er aber im folgenden Jahre sich nach Wien begab und hier Schüler und Mitarbeiter des Professors Otto König wurde, kehrte er zur Figurenplastik zurück, und er hat dann auf diesem Gebiete,

namentlich dem der Kleinbildnerei, Hervorragendes geschaffen. Mit König, den er 1871 und 1873 nach Italien begleitete, verband ihn bald ein enges Freundschaftsverhältniß, das bis zu seinem Tode währte. An der Kunstgewerbeschule in Wien wurde er 1877 zum Assistenten, 1881 zum wirklichen Lehrer und 1884 zum Professor ernannt. Mit unermüdlichem, hingebungsvollem Eifer hat er sich dem Lehrberufe gewidmet; er verstand es trefflich junge und schlummernde Talente zu wecken und zu leiten und alle mit der Begeisterung für die Kunst zu erfüllen, die ihn selbst beseelte. In seinem eigenen Schaffen „verstand er es, zwischen Naturalismus und Classicismus glücklich zu vermitteln, er war ein im besten Sinne des Wortes moderner Künstler, der seine Anschauungen von der Antike stets durch das Studium der Natur und des Lebens berichtigt hat; und da seinem Wesen nur das Reine, Anmuthige, Liebenswürdige congenial war, so gelangte er auf diese Art zu einem erhöhten stilvollen Realismus der Darstellung, der Jedermann ergreifen und fesseln mußte". Auf Bestellung hat K. wenig oder gar nicht gearbeitet; er schuf nur das, wozu innere Neigung ihn trieb. Auch sind leider nur wenige Werke von ihm in dauerhaftem Materiale ausgeführt worden. Bei seiner Wirksamkeit mußte K. auch stets mit seiner schwächlichen Gesundheit rechnen. Im Winter 1894 auf 95 hatte er eine schwere Lungenentzündung zu bestehen. Kaum genesen, nahm er seinen Unterricht wieder auf. Er erkrankte aufs neue, und auch das Bad Gleichenberg konnte ihm die gewünschte Heilung nicht gewähren. Auf der Rückreise ist K. zu Graz am 15. August 1895 gestorben; auf dem evangelischen Friedhofe liegt er hier begraben. Im October des Jahres veranstaltete das Museum für Kunst und Industrie in Wien eine Ausstellung der plastischen Werke des Künstlers, die sämmtlich der Kleinkunst oder dem Relief angehören. Im folgenden Jahre erschienen bei J. Löwy in Wien Reproductionen nach seinen Werken, 36 Lichtdrucktafeln, die uns 53 von Kühne's Arbeiten, Statuetten und Reliefs, vorführen. Erbe des künstlerischen Nachlasses Kühne's, der unverheirathet war, ist sein Freund Professor O. König geworden.

Vgl. Braunschw. Magazin 1895 S. 21—23, 46 u. 47; 1897 S. 56 und die hier verzeichnete Litteratur.

P. Zimmermann.

Kühne: Ferdinand Gustav K., Dichter und Journalist, kam am 27. December 1806 in Magdeburg als Sohn des Rathszimmermeisters Kühne zur Welt. Die französische Invasion und ihre Folgen brachten den Vater um sein Vermögen und nöthigten ihn, sich politisch den neuen Verhältnissen anzubequemen, während die Mutter die Kinder zu preußischen Patrioten erzog. Zwei ältere Brüder Gustav's kämpften 1813 und 1815 gegen Napoleon. 1818 nahm ihn der zum Hauptmann aufgerückte älteste Bruder zu sich nach Berlin. Im Joachimsthal'schen Gymnasium befreundete er sich mit seinem Mitschüler Theodor Mundt, mit dem er 1826 gleichzeitig zur Universität überging. Beide begeisterten sich lebhaft für die von Schleiermacher versuchte Vermittlung zwischen Glauben und Wissen und Hegel's Lehre von der „absoluten Vernunft". Schon als Studenten gelangten sie in den Kreis Varnhagen's v. Ense, der 1813—1815 als Officier die Freiheitskriege, dann als Hardenberg's Geheimsecretär den Wiener Congreß erlebt hatte und bald nach Hardenberg's Sturz pensionirt worden war, neue intime Beziehungen zu den Brüdern Humboldt und Goethe unterhielt und als Historiker der Freiheitskriege ein Verfechter ihres nationalen und liberalen Geistes blieb. Seine geistreiche Gattin, Rahel, geborene Levin, verstand es, in ihrem Salon alle Geistesgrößen Berlins zu vereinigen; hier war der Mittelpunkt der Berliner Goethegemeinde,

hier hatte zu Anfang der zwanziger Jahre der jugendliche Dichter Heinrich Heine nachhaltige Anregungen gefunden. In diesem Lebenskreise, wo auch Börne hoch in Ehren stand, erlebten die jungen Hegelianer den mächtigen Umschwung, den die Pariser Julirevolution 1830 in Deutschland hervorbrachte, mehr als litterarische denn als politische Erscheinung. Von Professor Eduard Gans, dem eigentlichen Redacteur der Hegel'schen „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", protegirt, begannen sie als deren Mitarbeiter ihre litterarische Thätigkeit auf philosophischem Gebiete, fühlten sich aber gleichzeitig zur schönen Litteratur und der „modernen" Ideenwelt hingezogen. Sie schrieben in dieser Richtung sehr maßvolle Aufsätze und Kritiken für den litterarischen Theil der „Preußischen Staatszeitung", als deren Beilage seit 1832 das „Magazin für Litteratur des Auslands" erschien, und in die Brockhaus'schen „Blätter für litterarische Unterhaltung", deren Redacteur Mundt noch im gleichen Jahre wurde, während K. als Redactionssecretär bei den „wissenschaftlichen Jahrbüchern" Anstellung fand. In seinen ersten „Novellen" („Die Geschwister", „Die Wartburgfeier", 1831) zeigte er sich als empfindsamen Schüler Tieck's; die größere, „Die beiden Magdalenen oder die Rückkehr aus Rußland" (Leipzig 1833), gehörte dem damals modischen historischen Genre an, das auf Walter Scott's Einfluß zurückwies; ihr Stoff war, wie der von Wilibald Alexis' Romanen, der Zeit des Befreiungskampfes gegen die Weltherrschaft Napoleon's entnommen. Der Abfall Spaniens, die Niederlage des Kaisers in Rußland sind verwoben in die Aufhellung der geheimnisvollen Herkunft eines jungen Spaniers, der als Verwundeter zum Pflegling der von ihm gesuchten Mutter, einer polnischen Gräfin, wird und schließlich ein deutsches Mädchen heirathet. So hatte Kühne's erstes litterarisches Auftreten durchaus nichts Revolutionäres, während Mundt schon in der Novelle „Madelon oder die Romantiker in Paris" (1833) deutlich zeigte, wie sehr die litterarische Revolution, die in Paris der Julirevolution gefolgt war, ihn im Innersten ergriff. Das Erscheinen der Briefe aus dem Nachlaß der Rahel Varnhagen und der Selbstmord der Mundt nahe befreundeten Frau des Dichters Heinrich Stieglitz erhöhten im nächsten Jahr sein Interesse für die in den Romanen der Georges Sand gleichzeitig so stürmisch aufgeworfenen Fragen der Frauenemancipation und des Saint-Simonismus so sehr, daß er sich in dem seltsamen Buch „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" als sehr entschiedenen Verfechter derselben gab. Er begegnete sich hierin mit dem temperamentvollen Schlesier Heinrich Laube, der im ersten Bande seines Romans „Das junge Europa" und in der von ihm jetzt in Leipzig redigirten „Zeitung für die elegante Welt" mit frischem Elan für die „modernen Ideen" eintrat. Doch mußte Laube im Juli 1834 die Redaction des Blattes aufgeben, weil er auf Antrag der preußischen Regierung aus Leipzig ausgewiesen wurde. Der vornehmlich durch sein Burschenschaftslied „Wir hatten gebauet" bekannt gewordene August v. Binzer wurde vorläufig sein Nachfolger. Während Laube in Berlin, „demagogischer Umtriebe" verdächtigt, im Gefängniß saß, wurde Karl Gutzkow als Redacteur des Litteraturblattes zu Duller's „Phönix" in Frankfurt a. M. Führer der Bewegung, während von Kiel her die dem „jungen Deutschland" gewidmeten „Aesthetischen Feldzüge" Ludwig Wienbarg's ihre Wirkung thaten. Zurückhaltend im innersten Wesen war Kühne's Beitrag zu dieser „jungen Litteratur": „Eine Quarantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners, herausgegeben von Dr. F. G. Kühne", die Ostern 1835 in Leipzig bei Brockhaus erschien. Schon Gutzkow hatte in seinem ersten Buch: „Briefe eines Narren an eine Närrin" die Erörterung der politischen und socialen Fortschrittsideen zum Schutze vor der Censur in

phantastische Niederschriften geflochten, die den Charakter von Liebesbriefen eines Verrückten trugen. In den „Lebenswirren“ hatte dann Mundt geistreich ironische Selbstbekenntnisse eines an Hegel's absoluter Vernunft irregewordenen Hegelianers geboten. K. seinerseits hatte im Hause seines älteren Bruders, der als Officier zum General aufstieg, oft genug zu erleben, daß man das als verrückt bezeichnete, was ihm selbst an den Forderungen der Neuzeit vernünftig erschien. Der „Mondsteiner“ seines Buches ist ein von der Geistesbewegung der Zeit lebhaft ergriffener junger Mann, den sein Onkel, ein Regierungspräsident, für verrückt hält und deshalb zur Untersuchung ins Irrenhaus „Mondstein“ hat schaffen lassen. Was dieser für Wahnwitz hält, sind aber nur die Fortschrittsgedanken der Zeit, die gesunden wie die ungesunden, ihre Wahrheiten und Irrthümer im Lichte der Hegel'schen Dialektik betrachtet, die zu jedem Satz den Gegensatz heischt. Der Eingesperrte unterhält sich in der Einsamkeit mit der Niederschrift seiner Gedanken über Gott und Welt, Politik und Religion, Naturrecht und Herkommen, Vernunft und Fortschritt, über Hegel und Schelling, Byron und Shelley, Börne und Heine, Saint Simon und Georges Sand. Dem Mondsteiner bietet weder die Hegel'sche Philosophie, die er als die „großartigste Ruine des deutschen Denkens“ bewundert, noch die moderne, der Wirklichkeit zugewandte Kritik ein Genüge. Er rühmt beide und verwirft beide. Und so spottet er auch des „jungen Deutschlands“, das Wienbarg als die Hoffnung des Vaterlandes gefeiert hat. „Junges Deutschland! Du von dir selber ausdrücklich also benamsetes junges Deutschland! . . . Tanze und rase Dich nicht zunichte und zu nichts; Deine Gallopade ist weiter nichts als eine Gallomanie. Nimm Dich in Acht, daß Du nicht zu früh alt, in Deiner Jugend schon alt wirst und dann nichts mehr jung bleibt als die alte Vernunft, der ewig alte und ewig junge Phönix deutschen Denkens und deutschen Dichtens.“ Am Schlusse des Buches hat der alte Regierungspräsident vor seinem Tode noch Gelegenheit, sein Unrecht einzusehen. Trat die Tendenz des Ganzen in dem Ausruf des Autors hervor: „Es ist der Fluch ermatteter Zeitalter, die hüpfende und übersprudelnde Welle des jugendlichen Lebens Tollheit zu schelten“, so bildet das Fazit die Rede des sterbenden Alten, in der er „ein großes Deutschland“, „Tage freiesten Glückes“ prophezeit: „Ich glaube an eine schöne Zukunft des Erdenlebens; die Menschheit geht einer großen Frühlingszeit entgegen.“ Im Frankfurter „Phönix“ fand das Buch trotz des Ausfalls auf das „junge Deutschland“, zu dem sich ja Gutzkow zählte, durch diesen eine ruhige und zutreffende Beurteilung. K. aber sah sich von dem Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“ in Leipzig aufgefordert, als Nachfolger Binzer's die Redaction derselben zu übernehmen, und war nun in der Lage, sich an allen litterarischen Debatten actuell zu betheiligen, während Mundt in Berlin das gleiche in dem von ihm gegründeten „litterarischen Zodiakus“ that. Eine Annäherung der jungen Geister erfolgte; das Interesse für ihre Tendenz machte sich mehr und mehr im Publicum und in der jüngeren Gelehrtenwelt geltend, und Gutzkow, der eben in seinem Roman „Wally oder die Zweiflerin“ die Resultate der Strauß'schen Bibelkritik zu popularisiren versucht hatte, ging in Gemeinschaft mit Wienbarg in Frankfurt daran, der Bewegung nun auch eine Monatsschrift nach dem Muster der „Revue des deux Mondes“, die „Deutsche Revue“, zu gründen. Mit der ersten Kunde davon war das Signal für die heftigen Angriffe Wolfgang Menzel's im „Litteraturblatt“ zum Stuttgarter „Morgenblatt“ auf die „neue litterarische Schule“ und ihre „Schamlosigkeiten“ gegeben. Diese Angriffe boten der Regierung Metternich's und dem Bundestag den willkommenen Vor-

wand, aus Sittlichkeitsgründen die geistvollsten unter den jüngeren Schriftstellern stumm zu machen, die als kecke Sturmläufer für das deutsche Volksverlangen nach politischer Mündigkeit, für Freiheit und Einheit ihnen besonders fatal waren. Ein Fechterstück Menzel's war es, daß er in einem seiner Artikel gegen Gutzkow und die junge Litteratur (Nr. 109 des Littbl., 19. Oct. 1835) die oben ausgehobene Stelle aus Kühne's „Quarantäne im Irrenhause“ citirte, um zu beweisen, daß die Anhänger Gutzkow's eigentlich auf seinem, Menzel's, Standpunkt stünden. Hierdurch kam K., als am 10. December der Beschluß des Bundestags gegen die „unter dem Namen des jungen Deutschlands bekannte litterarische Schule“ erging, der im besonderen alle bisherigen und künftigen Schriften von Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg verbot, zu diesen allen in eine schiefe Lage. Börne schrieb an ihn aus Paris, er müsse sich jetzt in seinem Blatte der fünf Verfolgten energisch annehmen. „Wir sind Alle dabei betheiligt“, schrieb er, „das ganze Deutschland, die gesammte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt, darum sollen und müssen wir Alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen . . .“ K. that dies auch und vertheidigte die gemeinsame Sache der Gedanken- und Gewissensfreiheit mit tapferen Worten; er reihte sich sogar den Verfehmten als Gesinnungsgenosse an, aber er konnte sich nicht enthalten, gleichzeitig die Vertheidigten zurechtzuweisen. „Alle bedurften eines Korrektors“, hat er später zur Rechtfertigung seiner Haltung gesagt, „und war dies innerhalb einer Bundesgenossenschaft möglich, so geschah das zum Heil eines gedeihlichen Fortschrittes in deutschen Zuständen“. Die Folge aber war, daß er sich nun auch den Chikanen der Censur in erhöhtem Grade ausgesetzt sah, während er den Anderen mehr schadete als nützte. Gutzkow und Laube antworteten scharf. Sie protestirten in öffentlichen Erklärungen gegen seine Vertheidigung und sprachen ihm das Recht ab, ihr Märtyrerthum zu theilen. In dem Streite, der nach Börne's Tode zwischen Gutzkow und Heine ausbrach, ergriff K. Partei für den letzteren in der „Eleganten“, die er bis Ende 1842 redigirte. In einem Briefe Heine's vom 11. October 1839 lobte dieser zum Dank Kühne's Stil: „Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze“. Mehr eine reproducirende, kritisch sich äußernde, als poetisch schöpferische Natur, zeigte sich K. durch philosophische Durchbildung, maßvolles Urtheil und gebildeten Geschmack für jene „modernen Charakteristiken“ besonders befähigt, die er für die „Elegante“ schrieb und deren Auslese er in den Bänden „Weibliche und männliche Charaktere“ (2 Bände, 1838), „Sospiri. Blätter aus Venedig“ (1841), „Mein Carneval in Berlin“ (1843), „Porträts und Silhouetten“ (2 Bände, 1843) herausgab. In derselben Zeit trat er mit zwei weiteren historischen Romanen, „Die Klosternovellen“ (2 Bände, 1838) und „Die Rebellen von Irland“ (3 Bände, 1840), hervor, deren geschichtliches Element auf gediegenen Studien beruhte. Die ersteren wurden von Laube in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ (1840) mit Lob bedacht, namentlich in Bezug auf die Wärme, mit der der religiöse Herzensdrang in dem Helden, einem jungen Hugenotten, geschildert ist. Die verschleierte Herkunft des Jünglings muß, wie in Kühne's erster größeren Novelle, für die Spannung des Lesers sorgen. Mit glänzenden Farben ist das Liebesverhältniß der Marquise von Verneuil zu dem König Henri IV. geschildert, effektvoll die Ermordung des letzteren durch Ravaillac. Für den Roman aus den Freiheitskämpfen der Irländer gegen Castlereagh's Zwingherrschaft fand K. ein förderndes Interesse bei Goethe's geistreich-excentrischer Schwiegertochter Ottilie, geborenen v. Pogwisch, in Weimar. Die

österreichischen „Censurflüchtlinge“, wie Karl Beck, Moritz Hartmann, traten ihm in jener Zeit besonders nahe. Damals begann K. auch, gereizt von den Bühnenerfolgen seiner Rivalen Gutzkow und Laube, nach dem Lorbeer des Dramatikers zu ringen. Er schrieb die beiden Dramen „Isaura von Castilien“ und „Kaiser Friedrich in Prag“, doch ohne rechten Erfolg. Aus letzterem gelangte indessen das patriotische Studentenlied zu einer gewissen Volksthümlichkeit. Auch das etwas später geschriebene Drama „Die Verschwörung zu Dublin“, eine Bearbeitung der „Rebellen von Irland“, blieb unaufgeführt. Kühne’s Fortsetzung von Schiller’s „Demetrius“ kam jedoch 1856 auf die Bühne, und das nach einer Novelle des Bandello bearbeitete Stück „Kuß und Gelübde“ gelangte 1861 auf dem Dresdner Hoftheater zur Aufführung. 1846 hatte K. von August Lewald die früher in Stuttgart erschienene „Europa“ erworben, die er bis 1859 in Leipzig redigirte. Von seinen Beiträgen zu dem Blatt stellte er 1851 den Band „Deutsche Männer und Frauen“ und 1855 und 56 die „Skizzen deutscher Städte“ zusammen. In demselben Jahre erschien der Roman „Die Freimaurer“ (2 Bde.), der das deutsche Culturleben des 18. Jahrhunderts recht lebensvoll schilderte, aber mit seinem Versuch, die Geschichte der sich bekämpfenden Geheimbünde der protestantischen und katholischen Welt aufzuhellen, scheiterte. Ueber seine Theilnahme an der „achtundvierziger“ Bewegung schrieb er später in „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit“ (1863). Als Gatte einer Tochter des in mexikanischen Diensten gestorbenen Eduard Harkort kam er in fruchtbare Beziehungen zu dem Mitbegründer und Leiter der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, Gustav Harkort, dem Bruder des preußischen Fortschrittlers und Großindustriellen in der Mark Friedrich Harkort. Unter dem Titel „Aus mejikanischen Gefängnissen“ gab er die Tagebuchblätter seines Schwiegervaters (1858) heraus. Bereits 1856 hatte er Leipzig verlassen, wo er lange Zeit Vorsteher des Schriftstellervereins gewesen war, und Dresden zum Aufenthalt gewählt. Hier stellte er 1862 seine „Gedichte“ und dann seine „Gesammelten Schriften“ (12 Bde., 1862—67) zusammen. Eine Hauptrichtung seines Schaffens trat 1869 in den „Sonetten“ und 1870 in der Legende „Christus auf der Wanderschaft“ in aller Schärfe hervor. Es folgten „Wittenberg und Rom, Klosternovellen aus Luthers Zeit“ (3 Bde., 1876), und der Band neuer Gedichte „Romanzen, Legenden, Fabeln“ (1880). Der Tod Gutzkow’s veranlaßte ihn zu der Darstellung seiner Beziehungen zum „Jungen Deutschland“, die im Jahrgang 1880 von Westermann’s Monatsheften enthalten ist. Nach seinem am 22. April 1888 in Dresden erfolgten Tode gab Edg. Pierson (1890) aus seinem Nachlaß die Auslese „Empfundenes und Gedachtes“ heraus. Dieser schrieb auch das biographische Werk „Gustav Kühne. Sein Lebensbild und Briefwechsel. Mit Vorwort von Wolfg. Kirchbach“ (1890).

Vgl. auch Mundt’s Zeitschr. „Der Freihafen“, Jahrg. 1—3 (1838 u. f.); — ders., Charaktere und Situationen (1837); — ders., Die Kunst der deutschen Prosa (1837). — Gutzkow, Skizzenbuch (1839); — ders., Rückblicke auf mein Leben (1875). — Börne, Gesammelte Werke. Herausgegeben von A. Klaar, Bd. 8. — Heine, Sämmtliche Werke. Hamburg 1876, Bd. 21. — Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart (1862). — Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. 4 (1872). — J. Proelß, Aus Gustav Kühne’s Nachlaß (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1890); — ders., Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte (1892). — L. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Censur (1900). — Houben, Gutzkow-Funde (1901). — J. Dresch, Gutzkow et la jeune Allemagne (1904).
Johannes Proelß.

Kühnelt: Anton P. K., Generaldirector der österreichischen Nordwestbahn und der südnorddeutschen Verbindungsbahn, wurde am 5. Juni 1842 in Wien geboren. Er widmete sich nach dem Besuch der Mittelschule dem kaufmännischen Fache, trat aber 1860 als Stenograph in das von Conn gebildete Stenographenbureau für den verstärkten Reichsrath ein und gehörte demselben bis Ende 1866 an, zuletzt in der Stellung als Kammerstenographenrevisor. Dann ging er zur Eisenbahnverwaltung über und war von October 1865 ab in der Verwaltung der Lemberg-Czernowitzer Bahn bis zu deren Verstaatlichung thätig, seit 1868 in der Stellung als Secretär, seit 1874 als Generalsecretär, seit 1885 als Generalinspector derselben. Nach der Verstaatlichung der Bahn im J. 1889 wurde er als Generaldirectionsrath in die staatliche Eisenbahnverwaltung übernommen, im J. 1895 zum Hofrath und im J. 1896 zum Ministerialrath im österreichischen Eisenbahnministerium ernannt. Ende 1896 verließ er den Staatsdienst wieder und übernahm als Generaldirector die Leitung der österreichischen Nordwestbahn und der südnorddeutschen Verbindungsbahn. K. war ein hervorragender Fachmann und Organisator auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens und sah seine Thätigkeit durch viele hohe Orden belohnt.

Während und nach seiner Thätigkeit im Stenographenbureau war K. vielfach im Vereinswesen und Unterricht sowie als Schriftsteller für die Gabelsberger'sche Stenographie thätig. Dem Vorstande des Wiener Stenographen-Centralvereins, dessen Mitglied er seit 1858 war, gehörte er von 1861 bis 1866 als Schriftführer und von 1866 bis 1869 als Cassirer an. Er war 1861 Mitglied der vom Centralverein eingesetzten Commission zur Revision der sog. Dresdener Beschlüsse und gab 1862 die Verhandlungen des Centralvereins über diese Revision sowie 1864 die Anträge der Revisionscommission heraus. Im J. 1865 gründete er die Zeitschrift „Der Kammerstenograph", die er 1865 und 1866 leitete. Er schrieb ein Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie (1862, 8. Aufl. 1894) sowie ein Lehrbuch der Stenographie für Militärpersonen („Der Militärstenograph", 1862, 2. Aufl. 1874) und einen „Stenographischen Faulenzer" (1865, 2. Aufl. 1866, dann fortgeführt von Faulmann). Auch gab er in einer, der Leipziger Universität als Doctordissertation eingereichten Abhandlung „Ueber Geschwindschrift der Alten" (Wien 1871) eine auf die Werke von Zeibig und Kopp gestützte Uebersicht über Geschichte und Theorie der Tironischen Noten. In den „Oesterreichischen Blättern für Stenographie" veröffentlichte er noch 1893 einen Aufsatz „Ueber den Nutzen der Stenographie für Eisenbahnbeamte" und „Reminiscenzen an Markovits", worin auch viele Erinnerungen aus seinem eigenen Leben enthalten sind.

K. war mit einer Tochter des Directors des Stenographenbureaus Conn verheirathet. Er starb am 4. August 1898 während seines Sommeraufenthaltes in Westerland auf der Insel Sylt.

Vgl. Oesterr. Blätter f. Stenographie, 1898, S. 106. — Deutsche Stenographen-Zeitung, 1898, S. 249. — Krumbein, Entwicklungsgesch. d. Gabelsb. Stenographie, 1901, S. 249.

Johnen.

Kulke: Eduard K., Dichter und Kritiker, geboren am 28. Mai 1831 zu Nikolsburg als Sohn eines gelehrten Rabbiners und dadurch schon auf das jüdisch-mährische Volksthum hingewiesen, kam 1838 mit den Eltern nach dem nahen Kostel, erhielt da bis ins 14. Jahr Privatunterricht, und zwar fast nur hebräischen und jüdisch-theologischen, und wechselte dann die Gymnasien zu Nikolsburg, Prag, Brünn, Znaim, Wien. 1853 bezog er das Polytechnikum letzterer Stadt, 1854 das zu Prag und trieb da das Studium der Mathematik

und Physik. Nach dem Abschlusse bereitete er, schon mannichfach unterrichtlich thätig, sich weitere zwei Jahre auf das Lehramt dieser beiden Fächer und der deutschen Sprache vor und übernahm nach dem 1857 abgelegten Examen für Unterrealschulen 1858 eine Supplentenstelle an der israelitischen Hauptschule zu Fünfkirchen in Ungarn. Doch 1859 ging er mit kühnem Entschlusse nach Wien, machte einen Schnitt durch sein Dasein und trat, zunächst mit ästhetischen, besonders musikalischen Fragen sich befassend, in die litterarische Laufbahn ein. Diese hat er seitdem mit größtem Ernst und Eifer verfolgt, sich als Erzähler aus einem fast unbegrenzten Stoffgebiet und als ästhetischer Kritiker rasch die Sporen verdient, auch in dieser Doppel-Wirksamkeit einen vortrefflichen Namen gemacht, daneben sich als Dramatiker tieferer Intention versucht. Fast seit Beginn seiner Wiener Schriftstellerei war K. journalistisch vielbeschäftigt, für belletristische und wissenschaftliche Zeitschriften, auch mit litterarischen Feuilletons in Wiener Tagesblättern, namentlich aber als Musikreferent, zuerst für das „Fremden-Blatt", 1865—82 für das clerikal-conservative Hauptorgan „Vaterland", seitdem für die „Wiener Signale". Bald ein glühender Verehrer der Richard Wagner'schen Kunst geworden, vertrat er sie auch publicistisch als energischer Anhänger überzeugt. Als aber die Wagner-Gemeinde über ihr Idol hinaus keinen Componisten dulden wollte, trennte sich K. von ihr und brachte dies in Vorträgen und Schriften zum Ausdruck. Dahin gehören, auf dem Grunde gediegener ästhetischer Bildung und feinen musikalischen Urtheils erwachsen: „Richard Wagner. Seine Anhänger und seine Gegner. Mit besonderer Berücksichtigung des Fundamental-Motivs im ‚Ring der Nibelungen'. [Mit 30 Notenbeispielen]", mitten im ersten Ansichtskampfe nach des Meisters Tode erschienen; „Richard Wagner und Friedrich Nietzsche" (1890); hierher rechnet auch die Broschüre „Ueber die Umbildung der Melodie. Ein Beitrag zur Entwickelungslehre" (1884). Sein Tod erfolgte nach längerer Krankheit am 20. März 1897 zu Wien. Bei der zahlreich besuchten Beerdigung am 23. März feierten Ferdinand Groß als Präsident der Wiener „Concordia" den Litteraten, der Abgeordnete Advocat Dr. J. Ofner den Mann und Idealisten.

Als Erzähler trat K. zuerst 1869 an die Oeffentlichkeit mit: „Aus dem jüdischen Volksleben. Geschichten" und „Geschichten", letztere ein Band der Veröffentlichungen des Vereins für jüdische Literatur, herausgegeben von Philippson, Herzfeld und A. M. Goldschmidt (s. d.). In beiden bewährte er sich auf der Stelle als warmblütigen Erzähler, als geschickten Schilderer aus dem eigenartigen deutsch-jüdischen Volksleben seines engeren Heimathlandes Mähren, und so verkörpert er mit Glück in derjenigen Gruppe der deutschen Dorfgeschichte, deren Vertreter man wol als „Ghettopoeten" zusammengefaßt hat, die Besonderheit der mährischen Judengasse. Nach und neben Leopold Kompert, dem Meister der Ghetto-Novelle, rangirt K., indem er die Verschiedenheiten und charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines landschaftlichen Reviers neben Kompert, Aron Bernstein, S. H. Mosenthal, K. E. Franzos, L. v. Sacher-Masoch zur Geltung bringt. Daß für K. auf mährischem Boden Josef Sami Tauber (1822—79), von dem da doch nur der reformatorische Tendenzroman „Die letzten Juden. Verschollene Ghettomärchen" (1853) in Betracht kommt, kein Vormann und Stoffnachbar ist, darf man nicht übersehen. Der dichterische Werth dieser und verwandter Erzählungen, wie sie in Zeitschriften, auch in der Prager „Jüdischen Universal-Bibliothek" erschienen, ist nicht gering, sogar wenn man von dem lebhaften ethischen und socialen Reiz, der ihrem Milieu anhaftet, absehen wollte. Um letzteren richtig zu beurtheilen, erinnere man sich, daß ihre Handlung, theilweise selbst noch ihr Ursprung vor der thatsächlichen

Judenemancipation Neu-Oesterreichs liegen. Als Typus und Muster haben Paul Heyse und L. Laistner in die Sammlung „Neuer deutscher Novellenschatz“, Band 21 (1887), die Erzählung „Der Kunstenmacher“ aus Kulke's Debutbuche aufgenommen. Im J. 1871 hat K. auch einen Band „Geschichten aus dem jüdischen Volksleben für die israelitische Jugend“ zusammengestellt.

Als Dramatiker versuchte er sich rasch nach einander mit der Tragödie „Don Perez“ (1873), dem biblischen Trauerspiele „Korah“ (1873), dem Lustspiel „Der gefiederte Dieb“ (1876), ohne größere Erfolge zu erringen. Und doch sind sie, namentlich der spanische Erstling, Zeugnisse dramatischer Anlagen und poetischer Sprach- und Ideenkraft. Des ferneren sind aus Kulke's vorsichtiger Feder hervorgegangen: die Novelle „Der Glasscherbentanz“ (1881 i. d. „Wiener Signalen“ und allein), die Erzählung „Die schöne Hausirerin“ (1895), ein vereinzelter Spätling des Alters, mit dem J. B. Brandeis die „Jüdische Universal-Bibliothek“ eröffnete, die fesselnden und lehrreichen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel“ (1878), mit dem er seit 1861 in regem persönlichen und brieflichen Verkehr gestanden hatte, endlich die anziehenden Studien „Zur Entwicklungsgeschichte der Meinungen“ (1891), die den sechzigjährigen Kritiker uns als philosophischen Kopf zeigen.

Anonymer Nachruf eines, wol persönlichen Kenners Neue Freie Presse, Wien, Nr. 11 703, 22. März 1897, Abdbl. S. 1 (vgl. ebd. Nr. 11 704, Abdbl., Kleine Chronik); danach Illstrt. Ztg. Nr. 2805 (1. April 1897), S. 421 kurzer wörtlicher Auszug, ferner zum Theil Ad. Kohut, Berühmte israelit. Männer und Frauen II, 36, auf dem wieder The Jewish Encyclopedia VII (1904), 582/83 fußt (also a diligent contributor to Jewish periodicals). Frz. Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs.[5] II, 356 (u. 573) ist wol authentisch, desgleichen, besonders für die Bibliographie (vgl. dafür auch Kürschners Literaturkalender XIX, 735), L. Eisenberg, Das geistige Wien I (1893), 294 f. („Erzählungen und Novellen in den verschiedensten Zeitungen und Jahrbüchern“). Kurze Notizen: Biogr. Jahrbuch u. Dtschr. Nekrolog IV, 89; M. Maack, Die bekanntesten dtschn. Dichter d. Gegenw. (1895), S. 112. Merkwürdig zu kurz kommt Ed. Kulke bei G. Karpeles, Gesch. d. jüd. Literatur II, 1135 f. Biographisch-kritische Skizze über E. Kulke von [Ludw.] L[aistner] vor dem Neudrucke der Novelle „Der Kunstenmacher“ im Neuen Dtsch. Novellenschatz (s. o.) 21, S. 3 f. Charakteristik Ende 1905 i. Allg. Ztg. d. Judenthums. L. Fränkel.

Kummer: Ernst Eduard K., Mathematiker, geboren am 29. Januar 1810 in Sorau, † am 14. Mai 1893 in Berlin. K. war erst drei Jahre alt, da starb sein Vater, ein Arzt, als Opfer seines Berufes. Die aus Rußland 1813 heimkehrenden Ueberreste der französischen Armee brachten den Typhus mit, der den behandelnden Arzt erfaßte. Ein geringes hinterlassenes Vermögen reichte knapp aus, die beiden Söhne, deren jüngster Ernst Eduard war, zu erziehen. Nach Gymnasialstudien in Sorau begab sich K. 1828 der Ersparniß wegen zu Fuß nach Halle, um Theologie zu studiren. Gewissensbedenken traten ein, außerdem übten die Vorlesungen von Scherk (s. A. D. B. XXXI, 118—119), der 1826 bis 1833 in Halle lehrte, einen mächtigen Einfluß, K. entschloß sich statt der theologischen Laufbahn die eines Lehrers der Mathematik einzuschlagen. In seinem dritten Studienjahre löste er eine mathematische Preisaufgabe, die Entwicklung von Potenzen eines Sinus oder eines Cosinus in eine Reihe ähnlicher Functionen vielfacher Winkel betreffend, und im September 1831 erwarb er in Halle auf Grund jener Preisschrift die philosophische Doctorwürde. Als Gymnasiallehrer kehrte er an die Anstalt zurück, von welcher er zur Universität abgegangen war, verließ sie aber schon

1832 durch Versetzung an das Gymnasium zu Liegnitz. Nach zehnjähriger Wirksamkeit in Liegnitz folgte er 1842 einem Rufe als Professor der Mathematik an die Universität Breslau, und 1855 brachte ihn nach Berlin als Nachfolger Dirichlet's (s. A. D. B. V, 251—252), der damals nach Göttingen übersiedelte. Jetzt war K. also Mitglied der Akademie, welcher er schon seit 1839 als correspondirendes Mitglied angehörte und deren immerwährender Secretär er später wurde, ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität, Professor der Mathematik an der Allgemeinen Kriegsschule, der späteren Kriegsakademie. Aus letzterer Stellung zog K. sich 1874 zurück, und die Art und Weise, wie dieses geschah, ist kennzeichnend für Kummer's ganzes Wesen. Die Stelle war keine pensionsfähige. General v. Ollech, der damalige Director der Kriegsschule, wollte versuchen, für den nach 19jähriger Thätigkeit ausscheidenden Lehrer trotzdem ein Ruhegehalt zu erwirken. K. weigerte sich dessen und zwar mit der Begründung, er habe die Besoldung, die er aus jener Thätigkeit zog, alljährlich zurückgelegt, und daraus sowie aus den immer aufs neue capitalisirten Zinsen sei eine Summe entstanden, welche ihm auch künftig einen der in Abzug kommenden Besoldung gleichen Jahresertrag liefern werde. Die Lehrthätigkeit an der Universität stellte K. 1884 ein. Auch schriftstellerisch war er nach diesem Zeitpunkt, ja schon vier Jahre früher seit 1880, nicht mehr fruchtbar. Er hörte von dem Augenblicke an zu schaffen auf, wo er die Empfindung hatte, frühere Arbeiten seiner Feder nicht mehr überbieten zu können. Kummer's fünfzigjähriges Doctorjubiläum wurde 1881 von Freunden und Verehrern festlich begangen, wiewol er es versucht hatte, sich der Feier zu entziehen. Eine bei dieser Gelegenheit gemachte Stiftung, über deren Bestimmung er zu entscheiden hatte, wandte er der Universität Halle zu, der Wiege seines mathematischen Lebens.

Die außergewöhnliche Laufbahn Kummer's, der von einer Mittelschule an eine Universität berufen wurde, zeugt für die Bedeutsamkeit seiner Arbeiten, die sich im Laufe der Jahre auf sehr verschiedene Gegenstände bezogen. K. begann mit Untersuchungen über Reihenconvergenz. Die vom 29. Januar 1833 datirte Abhandlung über die Convergenz und die Divergenz der unendlichen Reihen erschien im XIII., die daran anknüpfende Abhandlung über die hypergeometrische Reihe im XV. Bande von Crelle's Journal, und sie brachten den wichtigen Gegenstand um viele Schritte weiter, als es Gauß und Cauchy gelungen war ihn zu fördern. K. diente, in der Ausübung der Wehrpflicht lange zurückgestellt, gerade sein Jahr ab, als er die Separatabzüge des Aufsatzes über die hypergeometrische Reihe erhielt und einen derselben an C. G. J. Jacobi nach Königsberg schickte. Da zeigte dieser die Sendung seinen Collegen mit den Worten: „Sieh da, jetzt machen schon preußische Musketiere mit ihren mathematischen Arbeiten den Professoren Concurrenz!“ K. blieb dieser analytischen Richtung während der ganzen Liegnitzer Zeit treu und verdankte seinen dahinschlagenden Arbeiten die Wahl zum correspondirenden Mitgliede der Berliner Akademie, sowie die Berufung nach Breslau. Jetzt warf er sich plötzlich auf ein neues Arbeitsfeld, die Zahlentheorie. Ihr gehörte seine Breslauer Antrittsrede über cubische Reste an, ihr die berühmte Gratulationsschrift zur dritten Säcularfeier der Universität Königsberg (1844) über die aus mit ganzen Zahlen in Verbindung tretenden Einheitswurzeln gebildeten complexen Zahlen. Die sogenannten idealen Factoren waren damit in die Zahlentheorie eingeführt, und ihr Erfinder wußte von ihnen einen nie geahnten Gebrauch inbezug auf den Fermat'schen Unmöglichkeitssatz zu machen.

Diese zweite Gruppe von Abhandlungen, aus welcher wichtige Arbeiten bis zum Jahre 1863 zu nennen wären, wenn wir uns bei Einzelheiten auf-

halten dürften, gab den Ausschlag bei Kummer's Berufung nach Berlin und verschaffte ihm 1857, ohne daß er sich darum beworben hätte, den großen mathematischen Preis, welchen die Pariser Akademie wiederholt auf den Beweis jenes Fermat'schen Satzes ausgesetzt hatte, ohne ihn ertheilen zu können. Die Vielseitigkeit von Kummer's Geist offenbarte sich in Berlin durch abermaligen Wechsel des Gebietes seines Nachdenkens. Er zeigte sich als feinen Geometer. Seine hauptsächlichste Leistung ist in den Monatsberichten der Berliner Akademie für 1864 veröffentlicht und betrifft eine Fläche vierten Grades mit 16 Knotenpunkten, welche nachmals als Kummer'sche Fläche bezeichnet, Gegenstand zahlreicher Untersuchungen deutscher wie außerdeutscher Geometer geworden ist. Wir haben neben einer Gedächtnißrede auf Dirichlet in den Abhandlungen der Berliner Akademie für 1860 noch eine kleine aber bedeutsame Gruppe Kummer'scher Arbeiten zu erwähnen. In seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie vom 3. Juli 1856 hatte K. seinen wissenschaftlichen Standpunkt als einen theoretischen bezeichnet, nicht allein darum, weil die Erkenntniß allein das Endziel seiner Studien sei, sondern namentlich auch darum, weil er vorzüglich nur diejenige Erkenntniß in der Mathematik anstrebe, welche sie innerhalb der ihr eigenthümlichen Sphäre ohne Rücksicht auf ihre Anwendungen gewähre. Er ist diesem Programme nicht ganz treu geblieben. Eine an geometrische Untersuchungen über Strahlensysteme anknüpfende Abhandlung von 1860 über athmosphärische Strahlenbrechung, eine solche von 1875 und 1876 über die Wirkung des Luftwiderstandes auf Körper von verschiedener Gestalt, insbesondere auch auf die Geschosse zeigen K. als mathematischen Physiker, als genauen Experimentator. So hat er in den verschiedensten Gebieten sich umgethan und überall Bahnbrechendes geleistet.

Vgl. Nekrolog von E. Lampe in dem Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, Bd. III, S. 13—28. Berlin 1894.

Cantor.

Kummer: Paul Gotthelf K., ein bekannter und sehr geschätzter Buchhändler zu Leipzig, der seines biedern und treuherzigen, zuweilen auch etwas urwüchsigen Wesens halber zu den beliebtesten Persönlichkeiten in der dortigen Collegenschaft zählte. K. wurde am 29. December 1750 zu Erbisdorf bei Freiberg geboren; seine buchhändlerische Lehrzeit hatte er in der Buchhandlung von Heinsius in Leipzig durchgemacht und dann während mehrerer Jahre in der Dyk'schen Buchhandlung daselbst als Gehülfe gedient. Er verließ diese Stellung in der Absicht, auf eigenen Füßen sein Glück zu versuchen. Bereits im Jahre 1771 tritt der junge Geschäftsmann durch Veröffentlichung der Dr. J. F. Bahrdt'schen Predigten als selbständiger Verleger auf, ein Unternehmen, das, ebenso wie eine Anzahl weiterer Verlagsartikel, völlig mißglückte. Wol konnte dieser nichts weniger als erfolgreiche Anfang K. bedrücken, indessen entmuthigen ließ er sich nicht; sein Mißgeschick spornte ihn vielmehr an, die Scharte auszuwetzen. Mit seinem Verlage verband er daher im J. 1790 ein Commissionsgeschäft, mit welchem er mehr Glück hatte, denn dasselbe hob sich unter seiner umsichtigen und ausdauernden Leitung rasch zu ansehnlicher Blüthe, sodaß seine Geschäftsführung bald Schule machte. Diese Kummer'sche Schule galt später als eine der besten im ganzen deutschen Buchhandel. Gewissenhaftigkeit und Promptheit in den ihm zur Erledigung übertragenen Angelegenheiten waren ihm oberstes Princip, und dasselbe wurde bis heute in der Firma mit unwandelbarer Treue festgehalten. Das Kummer'sche Geschäft erweiterte sich daher außerordentlich und zu Anfang des 19. Jahrhunderts zählte es zu den hervorragendsten Buchhändlerfirmen Leipzigs. Neben seiner geschäftlichen Thätigkeit stellte K. seine Erfahrungen und Kenntnisse auch

opferwillig in den Dienst der Oeffentlichkeit, und die mannichfachen Verdienste, die er sich um die Entwicklung des Buchhandels erworben hat, sichern ihm ein bleibendes Andenken. Bekannt ist, daß K. es war, der den ersten Anstoß gab zu einer gemeinsamen Abrechnungsstelle für die nach Leipzig kommenden auswärtigen Collegen, indem er ein von ihm ermiethetes Local diesen gegen billiges Entgelt zur Verfügung stellte. K. starb am 25. Februar 1835, 85 Jahre alt, nachdem er bis zuletzt seinem Verlage — das Commissionsgeschäft hatte er das Jahr vorher seinem Sohne Eduard übergeben — vorgestanden hatte.

Eduard K. wurde Nachfolger seines Vaters; er vereinigte beide Abtheilungen — Verlag und Commission — zu einem Geschäfte, nahm 1855 seinen Neffen Hermann Schultze als Theilhaber auf und firmirte hinfort bis Ende 1860, in welchem Jahre er starb: „Kummer & Schultze". Da Schultze inzwischen ein eigenes Geschäft begründet hatte, war von 1860 bis 1866 Kummer's Wittwe Inhaberin der Firma und betraute ihren Bruder, Kurt Albert Hübner, mit der Leitung derselben. Im December 1866 brachte ein früherer Zögling der Firma, Bernhard Julius Prasse, geboren am 8. Februar 1837 zu Leipzig, die Buchhandlung durch Ankauf in seinen Besitz und nahm die ursprüngliche Firma „Eduard Kummer" wieder an. Der gegenwärtige Inhaber hat beide Geschäftsabtheilungen, Verlag und Commissionsgeschäft, in gleich planvoller Weise ausgebaut und den alten Ruf der Kummer'schen Handlung durch Zuführung weiterer Committenten und weiterer Verlagsartikel — wir nennen nur die vielverbreiteten Klencke'schen populär-medicinischen Bücher — befestigt und erweitert. Karl Fr. Pfau.

Kunimund, König der Gepiden, c. a. 566/67—568, folgte seinem Vater Thurisin; die langobardische Heldensage, die uns Paulus Diaconus überliefert hat, schildert ihn als grimmigen Feind des Langobardenkönigs Alboin (s. den Artikel), an dem er das Blut seines in der Schlacht erschlagenen Bruders Thorismund zu rächen hat. Schon bei dem (sagenhaften) Besuch Alboin's am Hof Audoin's droht er, loszuschlagen; kaum König geworden, greift er den gleichzeitig auf den Vater gefolgten Alboin an; die erbetene Hülfe der Byzantiner blieb aus, während die Langobarden das mongolische Räubervolk der Avaren zum Einfall in „Gepidoia" gewannen. K. wandte sich zuerst wider den verhaßten Alboin; aber in einer der mörderischsten Schlachten jener Jahrhunderte — übertreibend spricht die Sage von 40-, ja von 60 000 Todten — ward er nach tapferstem Kampf (von Alboin selbst?) mit dem größten Theil seines Heervolkes erschlagen; sein Neffe Reptila flüchtete mit dem Königsschatz nach Byzanz; aber das Volk der Gepiden ist seit jener Niederlage untergegangen, zumal da bei dem Abzug der Langobarden nach Italien (a. 568) die Avaren sich in ihr Land ergossen; mit sehr zweifeligem Recht will man in der Zips Reste der Gepiden wohnend annehmen.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen II, 1862, S. 26. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung I, 1880; II, 1881. — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Aufl. 1899. Dahn.

Kuntze: Johannes Emil K., Geheimer Hofrath und Professor der Rechte an der Universität Leipzig, wurde zu Grimma als Sohn des dortigen Mädchenschuldirectors Joh. Gottlieb K. und dessen Ehefrau Emilie geb. Fechner am 25. November 1824 geboren. Da der Vater schon früh starb, nahm sein mütterlicher Oheim, der berühmte Gustav Theodor Fechner, 1834 den Knaben in sein vor Jahresfrist mit Clara geb. Volkmann begründetes Haus in Leipzig.

Unter der Obhut dieser Pflegeeltern und unter den Augen der Mutter wuchs K. heran und verblieb in dieser Familie während dreißig Jahren. Am nächsten hätte ihm theologisches Studium gelegen, da sein Vater von Haus aus Theologe und seine Mutter eine Pfarrerstochter war. Doch entschied sich K. 1843 für das Studium der Rechtswissenschaft. Seinen Angaben zufolge (in der ersten größeren Schrift von 1856) scheint er in nähere Beziehungen zu Marezoll, Albrecht und dann v. d. Pfordten getreten zu sein. Nach Abschluß der Studienjahre arbeitete er 1847—51 in der Praxis, wurde Notar und Advocat, doctorirte am 23. October 1851 mit der Schrift „In obligationibus bilateralibus ad utrum contrahentium obligationis periculum pertineat?“ und habilitirte sich sofort darauf, am 25. October 1851, mit der andern Schrift „In systemate juris civilis hodierni doctrina de jure tutelae num juri obligationum adscribenda sit?“ für Handels- und Wechsel- und römisches Recht. Er wurde am 22. März 1856 zum außerordentlichen und am 4. August 1869 zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät ernannt, der er dann noch während 25 Jahren angehört hat. Sein Lebenswerk war emsiges juristisches Arbeiten und auch Bethätigung im Dienste der inneren Mission. Längere Zeit (seit 1871) war er Vorsitzender des sächsischen litterarischen Sachverständigenvereins. Ein Mann von großen Kenntnissen auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten, zeigte er sich stets unberührt von der Tyrannei der Tagesmeinung, frei von jeder Rücksicht auf Gunst oder Ungunst einflußreicher Personen. Für das von ihm als wahr Erkannte ist er überall helfend und, wenn nöthig, muthig kämpfend eingetreten, in Glauben, Denken und Wollen frei und selbständig. Seine geistige Eigenart als juristischer Schriftsteller dürfte man richtig charakterisiren, wenn man ihn als glänzenden Vertreter sog. Constructivjurisprudenz bezeichnet, mit allen ihren Vorzügen, aber auch Schattenseiten. Zeitlebens hat er an juristischer Begriffsconstruction seine Freude gehabt. In seinen ersten litterarischen Veröffentlichungen überwiegt diese Constructionssucht derart, daß man die ablehnende Haltung der damaligen Kritiker wol begreifen kann. Allzu große Gedankenüberschwänglichkeit, Ueberwuchern der Phrase und selten voll gelingende Prägnanz aus allen möglichen Wissenschaftszweigen herangezogener Bilder, bei denen eine Verwendung künstlerischer Ideen, speciell der Baukunst, eine Rolle spielt, lassen ein solches Urtheil erklärlich erscheinen. In dieser Zeit dürfte K. ganz unter dem Einflusse des großen Gelehrten gestanden haben, dem er pietätvoll in hohem Alter ein prächtiges biographisches Denkmal gesetzt hat: „Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben“, Leipzig 1892. Solchen Mißerfolg ernteten seine ersten Schriften „Die Obligation und die Singularsuccession des römischen und des heutigen Rechts. Eine civilistische Studie“, Leipzig 1856; „Der Wendepunkt der Rechtswissenschaft, ein Beitrag zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand- und Zielpunkt derselben“, Leipzig 1856; „Das jus respondendi in unserer Zeit. Ideen über die moderne Rechtsfortbildung“, Leipzig 1858. Die erste dieser Schriften beschäftigt sich sehr eingehend, im Anschluß an seine Doctor- und an seine Habilitationsschrift, mit dem Begriff der römischen Obligatio, welchem Thema er noch viel später wieder angestrengte Gedankenarbeit zugewandt hat. Er war voller Begeisterung für das römische Recht und in ihm speciell für diese große Schöpfung desselben. Ihm erschien die Obligatio der Römer als besonders anziehendes Problem des rechtlichen Willens, als eine wunderbare Versöhnung von Freiheit und Nothwendigkeit. In etwas anderer Gestaltung hat er dann in der Schrift „Die Obligationen im römischen und heutigen Recht und das jus extraordinarium der römischen Kaiserzeit“, Leipzig 1886, Obligationsobject

und Obligationsinhalt scharf formalistisch geschieden und dann endlich in weiterer Ausspinnung dieses Gedankens seine anderweit begründete Kreationstheorie in der Festgabe für Dr. Otto Müller: „Der Gesammtact. Ein neuer Rechtsbegriff“, Leipzig 1902, zur Construction einer Grenzberichtigung zwischen Vertrag und einseitigem Rechtsgeschäft verwerthet, worin ihm Binding vorangegangen war, wenn er („Die Gründung des norddeutschen Bundes“, Leipzig 1889, S. 69) von Willenseinigungen, die Verträge sind, andere als „Vereinbarungen“ ausschied. Bei seiner Vorliebe für römisches Recht stand er dem germanischen Rechte, wenn auch hier und da sympathisch, gerade rücksichtlich des deutschen Schuldbegriffes befangener gegenüber; dies war auch vor Bekanntschaft mit dem damals eben erscheinenden Werke von Andreas Heusler kaum anders möglich. Ihm schien damals noch der germanische Schuldbegriff gestaltlos, wie ein „durch germanischen Urwald ziehender Nebel“, nirgends recht greifbar. Doch konnte er sich bald darauf für eigenthümliche gewohnheitsrechtliche Bildungen auf deutschem Boden im Norden wie Süden begeistern. Dies zeigt seine Arbeit „Die Kojengenossenschaft und das Geschoßeigenthum. Zwei Abhandlungen aus dem Rechtsleben des deutschen Volkes“, Leipzig 1888. Ein Besuch des Nordseebades Wyck auf der friesischen Insel Föhr (1866) und ein weiterer auf Sylt (1888) machten ihn bekannt mit den Entenkojen dieser Gegenden; ein Besuch des württembergischen Badeortes Wildbad mit dem hauptsächlich im Süden, doch auch anderwärts vorkommenden „Etageneigenthum“, für welche Gebilde er zuerst interessantes Material sammelte und weiteren Kreisen bekannt gab. Andere deutschrechtliche Themata behandelte er in den Schriften „Deutsches Wechselrecht auf Grundlage der allg. deutschen Wechselordnung und der Nürnberger Novellen“, Leipzig 1862 (später auch Einleitung zum Wechselrecht in Endemann's Handbuch des deutschen Handels-, See- und Wechselrechts IV, 2 S. 1—116, Leipzig 1884), in seinen „Betrachtungen über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich v. J. 1888“ (Programm), Leipzig 1889, wie auch „Die deutschen Stadtgründungen oder Römerstädte und deutsche Städte im Mittelalter“, Leipzig 1891. Viel zahlreicher aber sind seine Arbeiten auf römischem Rechtsgebiete. Als eines seiner Hauptwerke ist hier „Cursus des römischen Rechts. Lehrbuch für den akademischen Gebrauch“, dazu als 2. Band „Excurse über römisches Recht. Hülfsbuch für akademische Privatstudien“, Leipzig 1869, 2. Aufl. 1879, 1880, rühmend hervorzuheben, insofern dieses Werk, wenn auch nicht geeignet für akademische Studien, doch dem unterrichteten Leser reichste Anregung und Belehrung bietet. Neben einer heftiger Opposition begegnenden Arbeit: „Ueber die Erbeinsetzung auf bestimmte Nachlaßstücke (institutio ex re)“, Leipzig 1875, sind als meist ansprechende Schriften weiter zu erwähnen: „Prolegomena zur Geschichte Roms; oraculum, auspicium, templum, regnum“, Leipzig 1882; das Programm „Der Provinzialjurist Gajus wissenschaftlich abgeschätzt“, Leipzig 1883; das weitere „Der Parallelismus des jus publicum und privatum der Römer“, Leipzig 1889; „Zur Besitzlehre. Für und wider Rudolf von Ihering“, Leipzig 1890; der werthvolle Beitrag zur Festgabe für Dr. Adolf Schmidt, „Der servus fructuarius des römischen Rechts“, Leipzig 1889, wie der Nekrolog „Ihering. Windscheid. Brinz“ (Sächs. Archiv für bürgerl. Recht u. Prozeß III [1893]) und seine letzten beiden Programme „Zur Geschichte des römischen Pfandrechts“, Leipzig 1893. Nur einmal hatte er ein ihm fremdes Gebiet, das des Strafrechts, betreten, indem er vor Beginn der Verhandlungen der sächsischen Kammern über einen betr. Gesetzentwurf veröffentlichte „Ueber die Todesstrafe. Beibehaltung oder Abschaffung derselben“, Leipzig 1868 (zuerst im Leipziger

Tageblatt vom 29. März 1868, Beil. 2 zu Nr. 89), hierin Zeugniß ablegend von festem, religiösem Glauben, in den Ausführungen allerdings fehlgreifend, wie sofort die von Schwarze verfaßte Widerlegungsschrift „Aphorismen über die Todesstrafe unter besonderer Berücksichtigung der Schrift des Prof. Dr. Kuntze über die Todesstrafe", Leipzig 1868 (bes. Abdr. aus d. Allg. Sächs. Gerichtszeitung), bewies. Auf vertrauterem Boden bewegt sich seine beachtenswerthe Arbeit „Die sociale Frage und die Innere Mission", Leipzig 1873. Er hatte (1869) mit Domherr Prof. D. Luthardt und Pfarrer D. Ahlfeld den Leipziger Verein für Innere Mission gegründet. Fast 25 Jahre führte K. den Vorsitz im Vorstande und machte sich um den Verein höchst verdient, da er sich seiner mit innigstem Verständniß und mit aufopfernder Treue immerdar annahm. Ferner war es verdienstlich, daß K. eine dritte Auflage des s. Z. viel gebrauchten Werkes von v. Holzschüher, Theorie und Casuistik des gemeinen Civilrechts in 3 Bänden, Leipzig 1863/64, ausarbeitete. So ist dann endlich seines Hauptwerkes zu gedenken, das in seine beste Manneszeit fällt, „Die Lehre von den Inhaberpapieren oder Obligationen au porteur, rechtsgeschichtlich, dogmatisch und mit Berücksichtigung der deutschen Particularrechte dargestellt", Leipzig 1857, ergänzt durch Beiträge in Z.H.R. II, 570—616, V, 198—203, VI, 1—40, vertheidigt im Arch. f. dtsch. Wechselrecht und Handelsrecht VIII, 345—411. Mit dieser Schrift wurde er der eigentliche Begründer der sog. Kreationstheorie, die seitdem auf das lebhafteste erörtert worden ist, bis sie schließlich im B.G.B. für die Quittungen ihre Sanktion (§ 370) und in etwas modificirter Form (als sog. Redlichkeitstheorie) bei Schuldverschreibungen auf den Inhaber in §§ 793, 794 ihre Anerkennung fand (vgl. Kohler in s. Encyklopädie I, 638, 699, Cohn ebd. I, 1069). Gewiß mit Recht nennt Degenkolb in seinem Nekrologe, S. 10, diese Schrift seinen „Meisterbrief für künftige Zeiten". Mehr als 40 Jahre wirkte er in Treue als akademischer Lehrer, als geistvoller Mann auch bei seinen Schülern neue Gedanken weckend und — was ihm besonders anzurechnen — in seinen Vorlesungen sich einfacher Diction befleißigend. Bis in die letzte Zeit von ungeminderter jugendlicher Geisteskraft, wurde er, ähnlich seinem Oheim, plötzlich am 11. Februar 1894 seiner emsigen Arbeit entrissen. Aus glücklicher Ehe mit der Tochter des Schloßpredigers Weber in Hosterwitz-Pillnitz (wo sich K. ankaufte) überlebt ihn neben einer Tochter ein doctorirter Sohn, der zuerst unter Wislicenus und Ostwald als Assistent thätig war und jetzt sich der Musikwissenschaft widmet.

Nach gef. Mittheilungen der Wittwe. — Leipziger Zeitung 1894, Nr. 36, S. 505. — Haan, Sächsisches Schriftstellerlexikon, Leipzig 1875, S. 186. — Nekrolog von Heinrich Degenkolb (Sep.-Abdr. aus Bd. 4, Heft 5 des Sächs. Archivs f. bürgerl. Recht und Proceß), Leipzig 1894. — Rectoratswechsel an der Universität Leipzig, 31. Oct. 1894, S. 13. — Beil. zur Allg. Ztg. 1894, Nr. 43, S. 8. — Festschrift zum 33. Kongreß f. innere Mission, Leipzig 1905 (gef. Notiz der Hinrichs'schen Buchhandlung). — Z.H.R. I, 333—359, 401—476; II, 185; VI, 334. — Krit. Ueberschau IV, 47—73. — Krit. VJSchr. II, 548; XI, 337; XIII, 565; XVII, 567—575; XXIX, 481—529; XXXII, 306—308; XXXIV, 251—255. — Zarncke's C.Bl. 1856, Sp. 411—413; 1857, Sp. 185; 1858, Sp. 823—825; 1874, Sp. 1274; 1880, Sp. 1229; 1887, Sp. 712—714; 1889, Sp. 1581; 1891, Sp. 908; 1892, Sp. 911—913. — Grünhut's Z. X, 754. — Deutsche Litt.-Z. 1890, Sp. 1510, 1877. — Gött. Gel. Anz. 1891, S. 520—531. — v. Holtzendorff's Strafrechts-

zeitung 1869, Sp. 4, 16—19. — Hetzel, Die Todesstrafe, Berl. 1870, S. 416—422. — Gruchot's Beitr. XXXIII, 689.

A. Teichmann.

Kuranda: Ignaz K., Schriftsteller und Parlamentarier, geboren zu Prag am 8. Mai 1811, † zu Wien am 3. April 1884.

K. wurde zu Prag als Sohn wenig bemittelter israelitischer Eltern geboren. Wie sein Vater und Großvater sollte auch er sich dem Buchhandel widmen, doch wandte er sich bald der Journalistik zu. 1835 erschien in dem Prager Blatte „Bohemia" seine erste schriftstellerische Arbeit im Drucke: „Der zwölfte Februar", ein Gelegenheitsgedicht zur Geburtstagsfeier des Kaisers Franz. Im J. 1834 begab sich K. nach Wien und hörte daselbst bei Lichtenfels philosophische Vorlesungen. Zwei Jahre später war er bei dem von Lambert redigirten Journale „Telegraph" als Theaterkritiker thätig und schrieb für dieses Blatt Skizzen aus dem Wiener Leben. Um diese Zeit verfaßte er auch unter Benützung von Schiller's Fragment „Warbeck" ein Trauerspiel „Die letzte weiße Rose", das in Stuttgart, Karlsruhe, Frankfurt a. M. und auf anderen deutschen Bühnen zur Aufführung kam.

K. war im J. 1838 zur ersten Aufführung seines Stückes nach Stuttgart gereist und hielt sich dort und in Tübingen längere Zeit hindurch auf. In Württemberg wurde er mit David Strauß, Uhland und den übrigen schwäbischen Dichtern bekannt. Mit Empfehlungen an Victor Cousin versehen, führte ihn das Interesse am politischen Leben weiter nach Paris, wo er in Beziehungen zu Heine trat. Von dort begab er sich als Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" nach Brüssel. Er hielt hier vor einer Reihe deutscher Professoren und belgischer Politiker Vorträge über deutsche Litteratur, welche zahlreichen Zuspruch fanden und unter dem Titel: „Vorlezingen over de hookduitsche letterkunde" ins Vlämische übersetzt wurden. Die vlämische Bewegung, welche in der Anlehnung an den germanischen Nachbar ein Bollwerk gegen Franzosen und Wallonen sah, brachte in K. die Idee zur Reife, eine Zeitschrift zur Pflege der wechselseitigen Beziehungen zwischen Belgien und Deutschland zu gründen. Mit Unterstützung des Ministers Nothomb und des berühmten belgischen Schriftstellers Henrik Conscience erschien in Brüssel am 1. October 1841 das erste Heft der Wochenschrift „Die Grenzboten". Die erste geschäftliche Vertretung der neuen Zeitschrift in Deutschland übernahm die Buchhandlung Herbig in Leipzig, welche kurze Zeit vorher an Friedrich Wilhelm Grunow übergegangen war. Anfangs hatte das neue Unternehmen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; da es in Brüssel keine deutsche Buchdruckerei gab, mußten deutsche Lettern aus Frankfurt, deutsche Setzer aus Köln und Aachen verschrieben werden. Dennoch hatten die „Grenzboten" bald solchen Anklang gefunden, daß nach den ersten sechs Monaten ihr Bestehen gesichert war. — Da machten verschiedene Umstände einen Wechsel des Erscheinungsortes nothwendig. Die Gefahr, welche Belgien von Seiten Frankreichs drohte, schien durch den Sturz des kriegslustigen Ministeriums Thiers beseitigt, und auch die deutschen liberalen Kreise interessirten sich nicht in dem Maße, wie K. erwartet hatte, für die vlämische Bewegung. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche die deutschen Regierungen Zeitschriften bereiteten, die im Auslande gedruckt wurden. Preußen machte plötzlich mit verdoppelter Strenge von dem Bundesgesetze gegen ausländische Blätter Gebrauch und entzog den „Grenzboten" den Postdebit. Wie K. selbst später erzählte, war die unmittelbare Veranlassung dafür seine Weigerung, ein ihm eingesandtes, devotes Begrüßungsgedicht an König Friedrich Wilhelm IV. in seine Zeitschrift aufzunehmen, trotz des ausdrücklich geäußerten Wunsches

des preußischen Gesandten v. Arnim. Anfangs Juni 1842 kam deshalb K. nach Leipzig und verlegte den Sitz der „Grenzboten“ in diesen Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Hier unter einer minder drakonischen Censur konnte sich K. der Erwartung hingeben, daß sich seiner Zeitschrift, welche nunmehr ein geistiges Band zwischen Deutschland und Oesterreich bilden sollte, weniger Hemmnisse entgegenstellen würden. Zunächst leitete er die Redactionsgeschäfte noch von Brüssel aus und hatte zu seinem Leipziger Vertreter den jungen Schriftsteller Jakob Kaufmann bestellt. Der Verlag ging nun ganz an die Firma Grunow über, und die Hefte des zweiten Semesters wurden bereits in Leipzig gedruckt.

Von den damals in Leipzig erscheinenden Zeitschriften, zum Theil localen Charakters oder vorwiegend belletristischen Inhalts, unterschieden sich die „Grenzboten“ durch ihren reichhaltigeren Inhalt und ihre vornehme Form. Ihre Hauptbedeutung errangen sie aber unter Kuranda's Leitung als die einzige öffentliche Stelle, an welcher die politischen Meinungsäußerungen der liberalen Deutsch-Oesterreicher zu Tage treten konnten. Und zwar waren die freiwilligen Mitarbeiter aus Deutsch-Oesterreich nicht bloß in den Reihen der Radicalen zu finden; gerade die noch immer ziemlich conservative ständische Opposition brachte in den „Grenzboten“ ihre Beschwerden gegen das herrschende System und ihre Reformvorschläge zur Aussprache. Es arbeiteten für die damaligen „Grenzboten“ neben den Repräsentanten der poetischen Jugend Deutsch-Oesterreichs, wie Moriz Hartmann, Alfred Meißner, Joseph Rank, Uffo Horn u. A., aristokratische Vertreter der ständischen Opposition, so Baron Doblhoff, Graf Friedrich Deym, Graf Morzin.

Trotzdem die österreichische Censur die „Grenzboten“ mit dem Verbote belegte, fanden sich Mittel und Wege genug, sie über die Grenze des Kaiserstaates zu schaffen, wo jede Nummer von einer großen Anzahl begeisterter Leser sehnsüchtig erwartet wurde. Eduard Herbst sagte in seiner Festrede bei der Kuranda-Feier am 1. Mai 1881, daß die grünen Hefte, welche über die Grenze herein Botschaft brachten aus dem deutschen Reich, von deutschem Wesen und von der Nothwendigkeit der zukünftigen Entwicklung in Oesterreich, eben so viel zur Hebung dieses geistig regen Bewußtseins unter der damaligen Jugend Deutsch-Oesterreichs beigetragen haben, wie Anastasius Grün's „Spaziergänge eines Wiener Poeten“. —

Stand K. auch in der Person des früher erwähnten Jakob Kaufmann ein treuer, ausgezeichneter Mitarbeiter zur Seite, so war er doch die Seele des Blattes. Er leistete die Hauptarbeit, stellte fast jede Nummer selbst fertig und war auch auf seinen zahlreichen Reisen unermüdlich für die „Grenzboten“ thätig, immer bemüht, neue Verbindungen in ihrem Interesse anzuknüpfen. Bei aller freiheitlichen Haltung der Zeitschrift war er aber andrerseits darauf bedacht, ihren ruhigen, vornehmen Charakter zu bewahren. Als Kaufmann im J. 1845 aus dem Redactionsverbande ausschied, wurde er durch Dr. Gustav Julius († 1852 als Flüchtling in London) ersetzt. Auf ausdrücklichen Wunsch Kuranda's aber wurde als sein officieller Vertreter bei den „Grenzboten“ Dr. Hermann Jellinek (1848 erschossen in Wien) bezeichnet. „Ich ziehe es vor“, heißt es in einem Schreiben an Grunow, „daß man glaube, der unbedeutende Jellinek sei mein Factotum, als daß der radikale Julius dafür gelte. — Der Ruf der ‚Grenzboten‘ darf kein radikaler sein“.

Charakteristisch für die Redactionsführung Kuranda's sind die Worte Alfred Meißner's: „K. war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redacteur. Er war mehr der Kapellmeister der ‚Grenzboten‘, der das Zustandekommen eines Programms von schöner Abwechselung, das gute Ensemble

und die tadellose Aufführung überwachte, weniger ein executirender Künstler; selten griff er selbst zur Geige. Seine Artikel schrieb er mit großer Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Erscheinung. Er redigirte eigentlich auf Reisen bald von da, bald von dort aus . . . Kuranda's Auge wachte über jeder Nummer mit zärtlicher Sorgfalt und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuscript eingesandt. Dann trug er sein Haupt mit besonderem Schwunge, die Hand führte noch keckerals sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer. Er hatte damals etwas von einem kleinen provençalischen Troubadour, und das war er in der That. Auf seinem Zimmer, ganz allein, pflegte er die Guitarre zu spielen, er besaß auch eine angenehme Tenorstimme".

Während der Grenzbotenzeit war K. aber auch sonst schriftstellerisch thätig. Er gab 1842 ein „Novellen-Album" heraus und veröffentlichte 1846 ein größeres Werk „Belgien seit seiner Revolution" (Leipzig), in welchem er aus eigener Anschauung eine lebendige Schilderung von Land und Leuten gibt und auch die politischen Verhältnisse eingehend bespricht. — In diese Periode fallen auch mehrere Reisen, darunter eine nach Italien, wie denn K. überhaupt nie für allzulange Zeit in Leipzig verweilte, sondern sich monatelang in Brüssel, Paris, Prag, Wien, Berlin, Dresden und Hamburg aufhielt. Und dabei fand er in Leipzig die Zeit, an der Universität Collegien über Geschichte und Staatswissenschaften zu besuchen und das philosophische Doctordiplom zu erwerben.

Der Beginn der Pariser Februarrevolution traf K. in Brüssel. Er eilte sofort an den Schauplatz der Ereignisse und kehrte dann in höchster Eile nach Leipzig zurück. In rascher Erkenntniß, daß jetzt der rechte Boden für ihn allein Wien sein würde, beschied er deshalb Kaufmann nach Leipzig, damit dieser als Kenner der österreichischen Verhältnisse zunächst mit Schmidt in seiner Vertretung die Leitung der „Grenzboten" übernehme, und eilte nach Wien. Zunächst hatte er noch den Gedanken festgehalten, von Oesterreich aus die Leitung der „Grenzboten" weiterzuführen; allein schon im Sommer 1848 kam es zu Verhandlungen, deren Ergebniß war, daß K. aus der Redaction der „Grenzboten" ausschied, welche Julian Schmidt und Gustav Freytag übernahmen. In Wien wurde K. von den liberalen Kreisen begeistert aufgenommen. Es wurde ihm die Stelle als Chefredacteur eines großen Actienjournals „Die Reform", welches mit Unterstützung der Stände und der gemäßigt liberalen Partei gegründet werden sollte, angetragen; er wies sie aber zurück, weil ihm das Programm zu gemäßigt erschien, und er sich auch nicht der Abhängigkeit von einem Redactionsrath fügen wollte.

Bei der Wahl in das Vorparlament nach Frankfurt entsendete ihn die Wiener Universität mit Endlicher, Mühlfeld, Schneider, Giskra, Schilling und Schuselka in den Fünfziger-Ausschuß. — Auffallend war es, daß, wie Anton Springer hervorhebt, die österreichischen Redner bei der Sitzung am 11. April 1848 bei weitem nicht so stark die Rechte der Deutschen in Oesterreich betonten, als die Pflichten gegen die „nichtdeutschen Brüder". So versicherte K. „wir wollen in der deutschen Verfassung die Aufrechthaltung und Hochachtung fremder Nationalitäten aussprechen und dadurch der Welt ein Beispiel von Humanität und höheren Staatsrechtes geben".

Der Frankfurter Fünfziger-Ausschuß delegierte K., Schilling, sowie den Kanzler Wächter aus Stuttgart in die Deputation, die nach Prag entsendet

wurde, um die Wahlen für das deutsche Parlament in Böhmen zu betreiben. Diese Mission hatte jedoch keinen Erfolg, und eine Versammlung des Prager deutschen Vereins, welcher die Deputation beiwohnte, entging nur schwer der Gefahr, von tschechischen Studenten gesprengt zu werden.

Im Mai des Jahres 1848 wählte der deutschböhmische Wahlbezirk Teplitz K. in das deutsche Parlament. Am 15. August 1848 vermählte er sich zu Kolin mit Regine Wittelshöfer; bei der Hochzeit kam es zu lärmenden Demonstrationen seiner nationalen Gegner. Im Spätsommer kehrte K. nach Wien zurück, um daselbst das Blatt zu begründen, das ihm im Verein mit den „Grenzboten“ seinen journalistischen Ruhm sichert. Am 1. October 1848 erschien die erste Nummer der „Ostdeutschen Post“, in deren Leitartikel (gezeichnet mit Kda.) er sein politisches Programm entwickelt. Er bekennt sich als entschiedener Anhänger einer constitutionellen Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage. Der Monarch soll nicht mehr sein als ein erblicher und politisch unverantwortlicher Präsident. Die Begriffe Freiheit und Nationalität sind ihm für Oesterreich synonym. „Die deutsche Nationalität ist die Trägerin der Freiheit in Oesterreich, nicht bloß für uns Deutsche, auch für unsere nichtdeutschen Staatsgenossen ist sie die sicherste Garantie gegen die Rückfälle des Absolutismus.“ Für ein directes Aufgehen Oesterreichs in Deutschland ist K. nicht. „Ernstlich drängt die Frage sich auf, ob wir dem großen deutschen Vaterlande nicht mehr nützen, wenn wir ihm die Waffen- und Produktionskraft von 30 Millionen verbündeter Slaven, Magyaren, Polen, Italienern, Wallachen und Deutschen zuführen, die durch Zoll- und Wehrverband Deutschlands Macht und Wohlstand unendlich mehr verstärken, als durch völliges ‚Aufgehen‘ im Sinne des Vorparlaments — wobei doch nur von den deutsch-österreichischen Provinzen allein die Rede sein könnte.“ Unter Aufrechterhaltung der Autonomie Oesterreichs spricht sich K. demnach für einen innigen Verband mit Deutschland aus, und zwar nicht bloß im Sinne des „vermoderten Bundestages“, sondern in einem lebensvollen, umfassenderen Geiste. Ein großes und starkes Oesterreich ist sein Ideal, allein höher als der österreichische Staatsgedanke steht ihm das Deutschthum. „Aber wenn die Erhaltung dieses großen Oesterreichs“, schließt er den Artikel, „auch nur mit der kleinsten Gefahr für unsere Nationalität verbunden sein sollte, oder wenn gar der Schwerpunkt der Monarchie nach slavischer Seite fallen, und die Autonomie des deutschen Willens von der slavischen Majorität bedroht würde — dann mag immerhin die Monarchie in Trümmern zerfallen, dann ist es unsere heiligste Pflicht, dasselbe zu thun, was die Italiener und Croaten gegen ihre Unterdrücker unternommen haben. Und wir haben die lebendige Kraft dazu, und wir haben auch das geschriebene Recht dazu, denn Oesterreich, das eigentliche Oesterreich, ist zu alten Zeiten deutsch gewesen und muß auch für alle Zukunft deutsch bleiben“.

Während der stürmischen Octobertage wahrte sich die „Ostdeutsche Post“ ihr selbständiges Urtheil sowol dem Reichstage wie dem Gemeinderathe gegenüber, ohne wie andere Blätter, die früher der radicalsten Richtung angehört hatten, beim Herannahen Windischgrätz’ vollkommen zahm zu werden. „Eine ehrenvolle Ausnahme von diesen ihren Genossen, die lieber geradezu ins kaiserliche Lager gelaufen wären, wenn sie die Courage dazu gehabt hätten, machte Kuranda’s ‚Ostdeutsche Post‘“, heißt es bei Helfert in seiner Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848. — Das Erscheinen der „Ostdeutschen Post“ erfuhr infolge der Verhängung des Belagerungszustandes eine Unterbrechung, die vom 26. October bis zum 18. December dauerte. Mit letzterem Datum wurde der Zeitung das Weitererscheinen gestattet; doch

wurde sie schon am 10. Januar 1849 auf Anordnung des Ministers Stadion wegen eines angeblich aufreizenden Artikels suspendirt. Selbst die der österreichischen Regierung ergebene Augsburger „Allgemeine Zeitung“ ließ da den Warnungsruf ertönen: „Möge die Regierung bedenken, was sie thut, wenn sie die Männer der ‚Ostdeutschen Post‘ nöthigt, ihre Artikel wieder durch den Pascher über die Grenze hereinzuschicken, Männer wie Kuranda und den Exminister Pillersdorff, einen von den fleißigsten Mitarbeitern der ‚Ostdeutschen Post‘“. — In Kuranda's Wohnung wurde damals eine — allerdings erfolglose — Hausdurchsuchung vorgenommen und nur gegen seinen Rücktritt von der Redaction konnte der Verleger Gerold am 6. Februar 1849 die Erlaubniß zum Wiedererscheinen des Blattes erwirken.

Als mit der Aufhebung der octroyirten Verfassung die vollständige Rückkehr zum unverhüllten Absolutismus vollzogen war, wurde K. im September 1851 nach Böhmen ausgewiesen. Erst im Herbst 1853 konnte er wieder die Leitung der „Ostdeutschen Post“ übernehmen. Soweit es die Preßverhältnisse der 50er Jahre gestatteten, bekämpfte er in ihren Spalten den Absolutismus und die Concordatspolitik, und es gelang ihm, durch den vornehmen Ton des Blattes und die anziehenden aus seiner Feder herrührenden Artikel, die allerdings zumeist Fragen der äußeren Politik behandelten, dem Blatte eine führende Stellung zu schaffen. 1859 gab K. auch eine „Volkswirthschaftliche Zeitung für Gesammt-Oesterreich“ mit dem Titel „Der Grundbesitz“ heraus. Die „Ostdeutsche Post“ erschien bis zum Juli 1866. Als mit dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde das politische Ideal Kuranda's vernichtet war, verabschiedete er sich in einem Artikel von den Lesern und beendete damit seine publicistische Thätigkeit.

In das Jahr 1860 fällt sein Preßproceß gegen den Herausgeber der „Kirchenzeitung“ Sebastian Brunner, der damals sehr viel Aufsehen machte, und zu Gunsten Kuranda's entschieden wurde. Als infolge des Februar-Patentes die Wahlen in die Landtage vorgenommen wurden, wurde K. von der inneren Stadt Wien mit 1723 Stimmen in den niederösterreichischen Landtag und von letzterem am 6. April in das Abgeordnetenhaus gewählt. Das Reichsrathsmandat der inneren Stadt Wien hat er, auch als directe Reichsrathswahlen eingeführt wurden, bis zu seinem Tode inne.

K. betheiligte sich im Parlamente namentlich an Debatten über Fragen der äußeren Politik. Insbesondere ist hier hervorzuheben seine Rede anläßlich der Bewilligung des Nachtragscredits von 10 Millionen Gulden zur Bestreitung der Kosten der Bundesexekution in Holstein-Lauenburg, in der er sich mit großer Schärfe gegen die damalige Politik der Regierung ausgesprochen und den zwei Jahre später ausgebrochenen Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen um die Vorherrschaft in Deutschland vorausgesagt hat. — Im J. 1878 gehörte K. mit Herbst, Sturm und anderen Führern der Verfassungspartei, im Gegensatz zur sogenannten „bosnischen Linken“, zu den Hauptgegnern der bosnischen Politik Andrássy's. Die Fragen der inneren Politik fanden K. immer als entschiedenen Gegner aller förderalistischen Tendenzen. In der Debatte erwies er sich stets als ein schlagfertiger und witziger Redner, von dem mancher Ausspruch zum geflügelten Worte wurde, so jener Satz, den er Rieger entgegnete: „Man kann auch in Nationalität Geschäfte machen“. Für die markante Stellung, die K. im öffentlichen Leben einnahm, ist es auch charakteristisch, daß seine Caricatur neben denjenigen Schindler's, Herbst's u. A. eine stehende Figur in den politischen Witzblättern wurde.

Kuranda's öffentliche Thätigkeit beschränkte sich nicht bloß auf Reichsrath und Landtag, er wurde auch wiederholt von der Wählerschaft der inneren Stadt in den Gemeinderath entsendet, an dessen Verhandlungen er regen Antheil nahm und von der Wiener israelitischen Cultusgemeinde zu ihrem Präsidenten gewählt. Im Mai 1881 verlieh ihm anläßlich seines 70. Geburtstages der Gemeinderath das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien, und das Burgtheater wollte sein Jugenddrama zur Aufführung bringen, was K. aber ablehnte. Bei dem vom Schriftsteller- und Journalistenvereine „Concordia" ihm zu Ehren veranstalteten Festbankette wurde der Jubilar von seinem Parteigenossen Herbst gefeiert als „der Mann, der unter allen Verhältnissen treu geblieben den Grundsätzen, zu deren Anerkennung und Festigung unter der Bevölkerung Oesterreichs er vielleicht mehr als irgend ein anderer beigetragen". — Von Auszeichnungen besaß K. den Leopoldsorden, doch hat er von dem damals mit diesem Orden verbundenen Rechte auf Erhebung in den Adelsstand keinen Gebrauch gemacht.

Am 6. Februar 1883 wurde K. von einem heftigen asthmatischen Anfalle erfaßt, der ihn aufs Krankenlager warf; wol erholte er sich wieder und nahm noch an den Verhandlungen des Parlaments — zum letzten Male am 14. März 1884 — theil. Der Anfall wiederholte sich aber am 15. März und zwei Wochen darauf verlor er das Bewußtsein, um es nur für kurze Augenblicke wiederzuerlangen. In seinen Delirien wollte er sich wiederholt vom Lager erheben und sich ins Parlament begeben, bis zuletzt beschäftigten ihn politische Fragen in seinen Phantasien. Am 3. April schloß er, umgeben von seiner Familie, die Augen für immer.

Kuranda's Bedeutung liegt weniger in seiner Stellung als Parlamentarier — auf diesem Boden steht er wol nicht auf gleicher Höhe wie die gleichzeitigen Koryphäen der Verfassungspartei, Mühlfeld, Giskra oder Herbst —, sie ist vielmehr hauptsächlich auf dem Gebiete der Publicistik zu suchen, und der Mann, der zuerst in den „Grenzboten" dem freien Worte eine Stätte gegeben, wird stets in der Geschichte der freiheitlichen Bewegung Oesterreichs mit Ehren genannt werden.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XIII, 407—416; daselbst auch ausführliche Quellenangaben zur Biographie Kuranda's bis zum Jahre 1865. — Die Grenzboten, 1891, 4. Vierteljahr, der Aufsatz: Fünfzig Jahre. — J. A. v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848. Wien 1874. — A. Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden, 1809. Leipzig 1863. — W. Rogge, Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. Leipzig 1872—1873; — derselbe, Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust. Leipzig 1879. — Stenographische Protokolle des Hauses der Abgeordneten. — Die Nekrologe in den Wiener Tagesblättern, Anfang April 1884. — Biographische Einzelheiten in der „Deutschen Wochenschrift" (herausgegeben von H. Friedjung).

O. Doublier.

Kurtz: Johann Heinrich K., geboren am 13. December 1809 zu Montjoie bei Aachen. Seinen Unterricht empfing er zu Montjoie (1821—23), Dortmund (1825 bis Ostern 1827) und Soest (Herbst 1827 bis Ostern 1830), dazwischen durch private Unterweisung. Der Wechsel des Aufenthalts erklärt sich aus der wechselnden Stellung seines Vaters, der (er stammte aus der Nähe Kassels) in verschiedenen Berufszweigen mit Erfolg und Mißerfolg sich versuchte. Auf das religiöse Leben des Sohnes hat die sich selbst aufopfernde, fromme Sitte pflegende Mutter stärker eingewirkt. Doch war seine Denkweise die der Aufklärung, als er nach mit I bestandener Abgangsprüfung, um

Theologie zu studiren — er hatte zuvor an Jurisprudenz, Medicin oder Philologie gedacht —, die Universität Halle bezog (Ostern 1830). Hier aber erfolgte der Umschwung vom Rationalismus zur Gläubigkeit. In Bonn (Michaelis 1831 bis Ostern 1833) kann er nur wenige Vorlesungen gehört haben, da er zumeist in der Nähe Hauslehrer war. Sein Examen bestand er in Koblenz mit „gut". Aus einer Hauslehrerschaft in Kurland wurde ein dauernder Aufenthalt. Er ward 1835 Religionslehrer am Gymnasium zu Mitau. Noch als solcher erhielt er 1844 den Lic. theol. hon. c. von Königsberg und 1849 den Dr. theol. h. c. von Rostock. 1849 folgte er einem Ruf nach Dorpat als Professor der Kirchengeschichte, sich fast unmittelbar anschließende Rufe nach Rostock und Marburg lehnte er 1850 ab; dagegen vertauschte er 1859 die kirchengeschichtliche Professur mit der alttestamentlichen. Während zwölf Jahren war er Decan der theologischen Facultät. Nach seiner Emeritirung verließ er am 15. Juni 1870 Dorpat; seit 1871 wohnte er dauernd in Marburg. Dort ist er am 26. April 1890 gestorben.

Kurtz' Wirksamkeit beruhte in mehr als gewöhnlichem Maaße auf seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er eröffnete sie 1842 mit der G. H. v. Schubert gewidmeten Schrift „Die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, sowie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie", Mitau 1842. Erweitert und umgestaltet hieß sie später „Bibel und Astronomie, nebst Zugaben verwandten Inhalts. Eine Darstellung der biblischen Kosmologie und ihrer Beziehung zu den Naturwissenschaften", 5. Aufl., Berlin 1865. Die Absicht des Verfassers ist hier darauf gerichtet, eine Geschichte des Universums auf Grund der biblischen Offenbarung zu geben, die Geschichte des ganzen Kosmos als verflochten mit der Geschichte des Menschen zu zeigen. Aehnliche Gedanken hat K. in Knapp's Christoterpe 1848 und in der Evang. Kirchenzeitung 1846 entwickelt. Sie sind später bei ihm zurückgetreten, aber das rege naturwissenschaftliche Interesse ist ihm bis zuletzt geblieben. — Im gleichen Jahre mit jenem Werk haben auch Kurtz' Veröffentlichungen auf dem Gebiet begonnen, dem seine Arbeit in der nächsten Zeit durchaus vorwiegend gelten sollte, auf dem alttestamentlichen, speciell dem des alttestamentlichen Cultus. Seiner Erstlingsschrift in dieser Hinsicht: „Das Mosaische Opfer, ein Beitrag zur Symbolik des Mosaischen Cultus", Mitau 1842, folgten Aufsätze verwandten Inhalts in den „Theol. Studien und Kritiken" 1844. 46 („Ueber die symbolische Dignität der Zahlen an der Stiftshütte" und des Num. 19 verordneten Ritus), in der „Christoterpe" 1849—52 (über den alttestamentlichen Gottesdienst) und in der „Zeitschr. f. luth. Theol. u. Kirche" 1851 („Zur Symbolik des alttestamentlichen Kultus"). Diese Arbeiten fanden ihre Zusammenfassung und Weiterführung in seinem Werke: „Der alttestamentliche Opferkultus nach seiner gesetzlichen Begründung und Anwendung", Mitau 1862.

Auf alttestamentlichem Gebiet bewegen sich auch vorwiegend seine der biblischen Geschichte geltenden Arbeiten, zu denen ihm zunächst sein Beruf als Religionslehrer Anlaß gab. Eingeleitet durch seine „Präliminarien zu einer neuen Konstruction der heiligen Geschichte" in der „Zeitschr. f. luth. Theol. u. Kirche" 1842. 43, erschien zunächst (Königsberg 1843) sein „Lehrbuch der heiligen Geschichte, ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilsplans". Aus jenem „Lehrbuch" erwuchs die „Biblische Geschichte der heiligen Schrift nacherzählt und für das Verständniß der unteren Klassen in Gymnasien und Bürgerschulen erläutert", Berlin 1847, die seinen Namen in allen Welttheilen bekannt gemacht hat. Eine Ausgestaltung zu einer umfassenden wissenschaft-

lichen Bearbeitung der alttestamentlichen Geschichte erfuhr aber das „Lehrbuch" in der „Geschichte des alten Bundes", I, Berlin 1848 (3. Aufl. 1864); II, 1855 (2. Aufl. 1858). Das Werk ist nur bis zum Tod Moses geführt, bezeichnet aber die eigentliche wissenschaftliche Leistung Kurtz' in Beziehung auf das Alte Testament. Durch Quellenuntersuchungen über den Pentateuch hatte er seine Geschichtsdarstellung vorbereitet. Er hatte darin die Einheit des Pentateuchs, speciell der Genesis nachzuweisen gesucht: „Beiträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuchs", Königsberg 1844, und „Die Einheit der Genesis", Berlin 1846; später unterschied er im Anschluß an Delitzsch zwischen verschiedenen Bestandtheilen des Pentateuchs, die er jedoch in unmittelbarer Nähe der mosaischen Zeit geschrieben und zu einem einheitlichen und planvollen Ganzen verbunden glaubte. Vor allem war ihm die Gesetzgebung durch Moses Sache unumstößlicher Gewißheit: „Wenn auch kein Pentateuch existirte, so würde doch das Factum der durch Moseh vermittelten Gesetzgebung am Sinai fester stehen als irgend ein andres Factum der alten Geschichte" (Gesch. d. alt. Bundes II, 546). Durchgängige Geschichtlichkeit und Offenbarungscharakter des pentateuchischen Berichts ist Kurtz' grundlegende Ueberzeugung; von ihr aus hat er mit eben solchem Scharfsinn wie Wahrheitssinn in durchsichtiger und klarer Weise seine geschichtliche Darstellung zu geben gewußt. Einschlägige Einzelfragen hat er in verschiedenen Zeitschriften und in der ersten Auflage der „Realencyklopädie für protestant. Theologie und Kirche" erörtert, über die Deutung von Gen. 6, 1—4 mit seinem Dorpater Collegen Keil (dem Hengstenberg secundirte) einen lebhaften, Beide auch persönlich entzweienden litterarischen Streit geführt (vgl. „Die Ehe der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen", Berlin 1857; „Die Söhne Gottes in 1. Mos. 6, 1—4 und die sündigenden Engel in 2. Petr. 2, 4. 5 und Judä V. 6. 7, eine Streitschrift gegen Herrn Dr. Hengstenberg", Berlin 1858). An sonstigen alttestamentlichen Abhandlungen hat K. in der Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche (und gesondert) veröffentlicht: „Die Ehe des Propheten Hosea" 1859 und „Zur Theologie der Psalmen" 1864. 1865. Auch die „Erklärung des Briefes an die Hebräer", Mitau 1869, stand in engem Zusammenhang mit seinen alttestamentlichen Studien. — Alle diese das Alte Testament betreffenden Arbeiten Kurtz' sind zu beurtheilen nach dem Stand der alttestamentlichen Wissenschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bevor, in Deutschland namentlich unter Wellhausen's Führung, ein völliger Umschwung in der alttestamentlichen Forschung eintrat.

Durch seinen Beruf als Religionslehrer sah sich K. schon 1844 auch zur Herausgabe seiner „Christlichen Religionslehre" veranlaßt (letzte, 14., von ihm selbst besorgte Aufl. 1889). Der Ruf nach Dorpat als Kirchenhistoriker bestimmte ihn 1849 zunächst als Grundlage für seine Vorlesungen sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende" (2. Aufl. 1850) erscheinen zu lassen. Es hat sich dann zu drei verschiedenen Werken entwickelt. Es erschien nämlich 1852 sein „Lehrbuch [seit der 3. Aufl. 1856 ‚Abriß' genannt] der Kirchengeschichte für den Unterricht in höheren Lehranstalten" (12. Aufl. 1889), 1853 und 1854 der 1. Band seines „Handbuches der allgemeinen Kirchengeschichte", 1. 2 Mitau 1853; Theil 3 i. J. 1854, 1856 der erste Theil des 2. Bandes, dann aber 1857 sein „Lehrbuch" für Studirende, der sogenannte Studentenkurtz oder „große Kurtz" (3. Aufl. Mitau 1857; 11. Aufl. Leipzig 1890; die 12. Aufl. ist mit ihr wesentlich identisch). Man merkte es diesem Werke zunächst deutlich an, daß es aus der Arbeit des Unterrichts, nicht der Forschung, geschweige aus vorausgehender Einzelforschung erwachsen war.

Quellenbelege fehlten und die Auffassung der geschichtlichen Vorgänge war nicht selten eine unzutreffende. Seinen ganz außerordentlichen Erfolg aber verdankte das Lehrbuch Kurtz' eigenthümlicher Gabe der übersichtlichen Disponirung des Stoffes und lebendiger und kraftvoller Darstellung. Eine durchgreifende, auf erweiterter und vertiefter kirchenhistorischer Erkenntniß beruhende Umgestaltung seines Werkes konnte K. erst nach seiner Emeritur vornehmen. In seiner Anlage, die sich wesentlich an die des Lehrbuchs Gieseler's anschloß und mehr sachlich als rein zeitlich disponirte, ist das Buch sich freilich auch ferner wesentlich gleich geblieben, und es ist daher nicht dazu angethan, zusammenhängend gelesen zu werden. Aber mit seinem unermüdlichen Fleiß hat K. es verstanden, eine überaus große Fülle des Inhalts in knappster Form zu bieten und über den Stand der Forschung zu orientiren. Mit ernstem Streben hat er dabei auch fremdem Standpunkt volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gewußt.

Auch in seinen Vorlesungen trat uns, seinen Zuhörern, dies Bestreben und die stete Willigkeit zu lernen und auch umzulernen deutlich entgegen. Zugleich hat er doch kein Bedenken getragen in seinen Abschiedsworten an seine Schüler auf den im Princip reactionären Charakter des Glaubens hinzuweisen. Ueber die Gabe der freien Rede verfügte er nicht, um so mehr über den schriftlichen Ausdruck. Auch seine Vorlesungen redeten die Sprache des Buchs. Aber alles, was er bot, war sorgfältig ausgearbeitet und durchsichtig gestaltet.

Die Schriften Kurtz' sind vielfach auch übersetzt worden, seine Schulbücher in überaus zahlreiche Sprachen.

Eine Uebersicht über seine Schriften in Schaff's und Jackson's Encyclopedia of living divines and christian workers S. 121, vgl. auch meinen Artikel in der 3. Aufl. der protest. Realencyklopädie XI, 187 ff.

N. Bonwetsch.

Küsel: Salomo K., ursprünglich Cruselius, dann Cuselius, Kuselius, Küselius, Küselen, Küssel und Kussel, wurde im 16. Jahrhundert unweit des Wolfesholzes im Mansfeldischen, vermuthlich in Hettstädt geboren, das er noch Heckstädt nennt, wobei er den Namen von den den Ort umgebenden zahlreichen Brombeerhecken ableitet. Schon als Knabe durch die Lectüre römischer classischer Dichter für die Classiker vorbereitet, besuchte er 20 Monate die Schule in Wittenberg und studirte die Rechte auf den Universitäten Wittenberg und Jena. In Wittenberg wurde er am 11. October 1594 immatrikulirt, aber wol durch Versehen des die Reinschrift der Matrikel besorgenden Schreibers als Salomon Keusel Heckstadensis eingetragen. In der Matrikel der Universität Jena wurde er als Salomo Cruselius aus Hettstedt gebürtig am 7. August 1595 eingetragen. Von Wissensdurst getrieben, raffte er das Verfügbare zusammen, um eine Reise zu unternehmen, die ihn von Hettstädt aus über Eisleben, Eckartsberge, Jena und Weimar nach Erfurt führte. Als Lutheraner nahm er Anstoß an den dort vorhandenen „Tempeln eines falschen Glaubens". Ueber Vacha, Fulda, Gelnhausen, Frankfurt a. M., Gernsheim, Worms und Speier gelangte er nach Straßburg i. E., dessen mancherlei auch kirchlichen Sehenswürdigkeiten er in der später zu erwähnenden Reisebeschreibung mehrere Seiten widmet. Auf dem Weitermarsche über Schlettstadt, Colmar und Altkirch hätte er bei Ensisheim als Lutheraner fast das Leben eingebüßt. Denn als er einem weiß gekleideten katholischen Geistlichen begegnete, der, von einem Bauernhaufen begleitet, mit dem Crucifix die Felder beging, da hielt K. die Leute für verrückt, zog den Hut nicht, der Kreuzträger aber schlug ihn ihm vom Kopfe, K. wehrte sich, es floß Blut und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn ihn nicht die Schnelligkeit seiner Füße ge-

rettet hätte. Der Zutritt zu Frankreich in der Nähe Mömpelgards wurde ihm durch den im Elsaß sich abspielenden Krieg — Straßburger Capitelstreit 1592—93? — unmöglich gemacht, deshalb wanderte er über Basel, Freiburg, Breisach u. s. w. nach Tübingen, wo er, wie es scheint, ein Angebot erhielt, er zog es jedoch vor, weiter zu wandern, über Ulm, Memmingen, Reutta und die Ehrenberger Klause, Trient und den sog. Kobel auf italienisches Gebiet. Auch hier sieht er sich die wichtigsten Orte an: Padua, Venedig, Ferrara, Bologna, Florenz, Siena, endlich Rom, dem er mehrere Seiten widmet, und von hier aus pilgert er über eine Menge kleiner Orte, wie Otricoli, Spoleto, Macerata, Ancona, Pesaro nach Ravenna. Ueber Cittanova, Pola, Otranto ging es nach Brindisi und mit einem Zweiruderer nach Korfu und Zanthe. Hier aber wurde er vom Capitän trotz seines Einspruches gezwungen, an einem Schiffskampfe gegen Türken, bei Scarpanto, theilzunehmen, aus dem die Christen als Sieger hervorgingen und ihm Beuteantheil erwuchs. Ueber Kreta nach Sicilien gefahren, besah er Trepano und, nachdem er auf dem Wege nach Palermo ausgeplündert worden, Messina. Zum zweiten Male begab er sich auf italienischen Boden, diesmal ihn von Süd nach Nord zu durchziehen. Von Calabrien über Salerno, Pozzuoli und andere Orte, Rom — von hier mußte er wie seinerzeit von Ensisheim seiner Religion wegen fliehen —, Siena, Pisa, Bologna, Mantua und Verona, durch das Etschthal, über Rovereto, Trient, Würzburg, Augsburg, Nürnberg, Bamberg, Coburg, Arnstadt, Erfurt und Artern kehrte der Reisende nach Eisleben zurück. Hier ließ er sich nieder, um weiter zu studiren und als gerichtlicher Vertheidiger zu wirken. Aber eine Feuersbrunst, vielleicht die vom Jahre 1601 bei Zedler erwähnte, beraubte ihn seiner ganzen Habe, darunter einer umfänglichen aus juristischen und anderen Werken bestehenden Bibliothek, und er sah sich gezwungen, da ihm Niemand helfen wollte noch konnte, in ein Dorf unweit der sächsischen Grenze zu ziehen. Von da trieb es ihn nach Jena, wo er ja studirt, und von wo ihm wiederholt Hülfe gekommen war. Hier faßte er den Entschluß, seine Reiseerlebnisse in Versen zu schildern und hier ließ er im Jahre 1602 sein erstes in Distichen abgefaßtes Werk erscheinen, betitelt „Iter Germanicum, Italicum, Cretense et Siculum, elegiaco carmine ad Rudolphum & Heinricum a Binav agnatos, Johannem Georgium a Vizthumb, Valentinum a Bismarck, & Nicolaum & Georgium a Walwitz dominos & fautores suos . . . colendos conscriptum a Salomone Cruselio, Saxone SS. LL. stud. — Jenae, ex officina Christophori Lippoldi 1602“. Möglich, daß die genannten Adligen K. unterstützt haben. Im J. 1607 erschien das Gedicht in umgearbeiteter und vermehrter Auflage, die Disticha meist umgeformt, betitelt „Iter Germanicum . . . ad . . . Johannem Ernestum et Fridericum Duces Saxoniae . . . debitae gratitudinis . . . ergo conscriptum a Salomone Küselen“, abermals in Jena. Zwischen der ersten und der zweiten Auflage hatte der Dichter also irgendwelche Förderung seitens der genannten Herzöge erhalten — nennt er sich doch auf dem Titelblatte „pro tempore praefecturae Vinariensis judicis functionem sustinens“. Das Hochgerichtsarchiv Weimar L 39 Nr. 811 enthält ein Actenstück betr. eine Sache zwischen Stadtrath Renner und Amtsschöffen Salomo Küsel. In dem an die Herzöge gerichteten Widmungsgedichte des Iter erklärt er, ihrem Vater — Johann — Alles zu verdanken. Auch eine dritte, im J. 1617 in Erfurt erschienene Auflage war denselben Herzögen gewidmet, unter dem Titel „Itinerarium Germaniae . . . peregrinationes continens conscriptum a Sal. Küselio“, und von dieser erschien noch im J. 1626 in Weimar eine Editio correctior et auctior, nachdem das Gedicht im J. 1625 in des Verfassers „Horarum succisivarum Libellus“

— eine umfangreiche Sammlung von Gedichten aller Art — (ohne Ort und ohne Drucker) aufgenommen worden war. Diese erlebten im J. 1635 in Schleusingen eine zweite Auflage. Trotzdem das Iter, bezw. Itinerarium, also nicht weniger als sechs Mal gedruckt worden, weiß von dem Dichter, Reisenden und Juristen Cruselius-Cuselius-Küsel auch Goedeke nichts, und kein einziges der mir zugänglichen zahlreichen litterarischen Hülfsmittel mehr zu bieten als theils unvollständige, theils falsche bibliographische — nicht biographische — Angaben, ja, auch ein in den „Curiositäten" Bd. 6, Weimar 1817, erschienener Artikel über „Kuselius" ist nur mit Vorsicht aufzunehmen. So z. B. finde ich nirgends die Angabe bestätigt, er habe seine Reise auch in Prosa beschrieben. Und doch hätte der Mann verdient nicht nur als Reisender, sondern auch als Lexikograph berücksichtigt zu werden. Der ersten Auflage des Iter ist nämlich ein Ortsverzeichniß mit alten und neuen Benennungen beigefügt, durch dessen Bearbeitungen er wol auf die folgenden Arbeiten gebracht worden sein mag. Er gab im J. 1626 in Weimar (im Selbstverlage?) heraus: „Regionum quarundam et insularum nec non earundem urbium, montium, et fluviorum nomina", aus dem sich ein im J. 1632 in Erfurt erschienenes „Dictionariolum geographicum, continens regionum, insularum . . . nomina" entwickelte. Und dieses erlebte noch eine vermehrte und verbesserte im J. 1637 in Weimar erschienene Auflage. Nach „Curiositäten" Bd. 4, Weimar 1815, hätte K. 1617 in Weimar gelebt, und es stammt allerdings von ihm das auf den am 16. November 1617 erfolgten Tod der Herzogin Dorothea Maria für eine an der Ilm errichtete Gedenksäule geschaffene Gedicht. Im J. 1635 sind noch Gelegenheitsgedichte von ihm erschienen. Geburts- und Todesjahr sind unbekannt.

P. E. Richter.

Kusserow: Karl Friedrich Ferdinand von K., preußischer Generallieutenant a. D., geboren am 26. December 1793 zu Berlin, † am 7. Januar 1855 zu Düsseldorf. Im 5. Lebensjahre verlor er seinen Vater, der 1797 in Posen als Kammersecretär bei der königlichen Kriegs- und Domänenkammer verstarb. Seine Erziehung ward durch seine Mutter und deren Bruder, Geheimrath Wandel, geleitet. Letzterer versagte K. die Einwilligung, sich dem Officierstande zu widmen. Theils zu Hause, theils auf dem Französischen Gymnasium vorgebildet, erlangte K. schon im 16. Lebensjahre die Reife zur Universität. Um dem Heere möglichst nahe zu treten, entschloß er sich, auf dem königlichen Friedrich-Wilhelms-Institut Medicin zu studiren, wodurch er sich allerdings vorerst zum militärärztlichen Beruf verpflichtete.

Bei Ausbruch des Krieges, Anfangs des Jahres 1813, erstrebte er vergeblich den Eintritt in das active Heer und wurde zuerst dem Generalstabsarzt Görcke nach Breslau beigeordnet, aber auf sein dringendes Verlangen dem Füsilierbataillon des 1. Garde-Infanterieregiments als Militärarzt nachgesandt, welches er noch am Vorabend der Schlacht von Görschen, 2. Mai, erreichte. In der Schlacht von Bautzen, 20. Mai, hatte er Gelegenheit, sich nicht nur als Arzt zu bewähren, sondern auch seine Befähigung zum Truppenführer zu bekunden, nachdem die meisten Officiere seines Bataillons außer Gefecht gesetzt waren. Wegen seiner Auszeichnung in dieser Schlacht erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Classe und später den russischen St. Georgsorden 5. Classe. Als Militärarzt, und zwar mit 22 Jahren schon Oberarzt, nahm er auch theil an den Schlachten bei Dresden und Leipzig, sowie an dem Feldzuge in Frankreich 1814 und dem Einzuge in Paris. Beim Wiederausbruch des Krieges 1815 erhielt K. auf directes Gesuch an den König endlich das ersehnte Patent als Secondlieutenant und nahm mit dem mobilen Bataillon

des 6. Westfälischen Landwehrregiments Theil an der Belagerung von Longwy. Schon am Schluß desselben Jahres wurde er interimistisch mit Führung einer Compagnie betraut. — Wegen seiner militärischen Begabung und seiner seltenen allgemeinen Bildung von Gneisenau, Clausewitz, Scharnhorst, Gröben, Müffling bemerkt und geschätzt, ward er zu der Anfangs 1816 errichteten Kriegsschule des VIII. Armeecorps in Coblenz berufen und bald darauf auch zu dem ebendaselbst gebildeten Topographischen Büreau. Schon 1819 wurde er zum Generalstab des IV. Armeecorps in Magdeburg commandirt und, obwol noch Secondlieutenant, 1821 definitiv in den Generalstab einrangirt. Am 3. September 1823 zum Premierlieutenant, am 1. April 1827 zum Hauptmann befördert, wurde er Anfangs 1831 zum Großen Generalstab nach Berlin versetzt und bald darauf wegen seiner außergewöhnlichen Sprachkenntnisse dem mit einer vertraulichen Mission in das Ausland gesandten Generalmajor v. Pfuel beigegeben.

Von hervorragender Bedeutung ist seine zweite Commandirung zum General v. Pfuel im September 1831, als dieser von König Friedrich Wilhelm III. in die mit der Krone Preußen in Personalunion stehenden Fürstenthümer Neuenburg und Valangin in der Schweiz gesandt wurde, um den dort ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken. — Die Insurgenten hatten unter Bourquin die Stadt Neufchatel überfallen und die Trennung vom Könige proklamirt. K. reiste dem durch Krankheit noch einige Wochen zurückgehaltenen General v. Pfuel voraus und unternahm zunächst die Organisirung der königstreuen Elemente, welche um so schwieriger war, als der Befehlshaber der Namens der „Sûreté fédérale“ eingerückten Schweizer Truppen den Aufstand im stillen begünstigte, indem er u. a. in der mit den Rebellen bei Räumung des Schlosses von Neufchatel abgeschlossenen Convention denselben die dort geraubten Waffen belassen hatte.

Nach Ankunft des Generals und dem Abzug der föderalen Truppen wurden gegen Bourquin und andere Häupter der Revolution Verhaftsbefehle erlassen, infolge deren sie in die benachbarten Kantone entflohen, wo sie für einen neuen Aufstand Hülfskräfte sammelten. Inzwischen waren etwa 3000 freiwillige Royalisten bewaffnet und zu festen Truppenkörpern organisirt worden. Hauptmann K. erhielt den Befehl, mit einer Colonne von 600 Mann Infanterie, 70 Jägern und 2 zweipfündigen Geschützen auf der Neufchateler Straße dem bis nach Vevay im Val Travers eingedrungenen und auf Couvet vorrückenden Bourquin bis nach den Ponts entgegen zu gehen. Am 18. December Mittags lief aus Neufchatel der Befehl ein, nach Rosières im Val Travers zu marschiren, woselbst die Colonne mit dem General, welcher den größeren Theil der Truppen führte, zusammentreffen werde. In der Nähe des Dorfes Travers angelangt, stellte Hauptmann K. fest, daß Bourquin bereits über eine numerisch überlegene Truppenmacht verfügte und das Dorf verschanzte. Ein längeres Abwarten war um so bedenklicher, als er mit seinen Truppen in einem langen, von hohen Bergen eingefaßten Defilé stand. K. entschloß sich daher, auf eigene Hand den entscheidenden Schlag zu wagen und zur Offensive überzugehen. Nach kurzer Beschießung des Dorfes mit den beiden Geschützen nahm er dasselbe mit geringen Verlusten im Bajonettangriff. Bourquin hatte während des Kampfes die Flucht ergriffen; Hauptmann K. ließ andere bekannte Häupter der Insurgenten und diejenigen Männer zu Gefangenen machen, welche durch ihren schwarzen Mund infolge des Abbeißens von Patronen die Theilnahme am Gefecht unzweifelhaft bekundeten.

Nach Ankunft des Generals gingen die vereinigten Colonnen gegen Couvet vor, das Hauptmann K. mit der Avantgarde im Sturm einnahm. Hierauf

folgte die Entwaffnung des Val Travers am 19. und 20. December. In der Nacht vom 20. zum 21. rückten die vereinigten Kräfte des Generals, 2500 Mann mit 10 Geschützen, gegen Chaux-de-Fonds. Auch hier befehligte K. die Avantgarde, und es gelang ihm, das Dorf mit solcher Geschwindigkeit zu überraschen, daß sich dasselbe ohne Gegenwehr ergab und die Entwaffnung ohne Widerstand erfolgen konnte. Hiermit war der Aufstand beendet, zugleich auch dieses Commando des Hauptmanns K., welcher unmittelbar nach seiner ausschlaggebenden Action vom General mit dessen Berichten über die Niederwerfung des Aufstandes nach Berlin gesandt wurde. General v. Pfuel ward von Friedrich Wilhelm III. für die gelöste Aufgabe durch Beförderung zum Generallieutenant und Ernennung zum Gouverneur der Fürstenthümer Neufchatel und Valangin belohnt. Erst nach einer Reihe von Jahren, 1844, ward K. in besonders ausdrücklicher Anerkennung seiner dem Könige und dem königlichen Hause im J. 1831 im Fürstenthum Neuenburg und Valendis geleisteten guten Dienste von König Friedrich Wilhelm IV. durch Erhebung in den Adelstand ausgezeichnet. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß K. der einzige preußische Officier gewesen ist, welcher in dem Zeitraum zwischen den Freiheitskriegen und 1848 für das schwarz und weiße Banner gefochten hat, wenn auch einzelne andere preußische Officiere in diesem Zeitraum des Friedens unter fremder Fahne sich auszuzeichnen Gelegenheit fanden. Die Stadt Neufchatel ehrte Kusserow's Verdienste durch Verleihung einer kostbaren Remontoiruhr.

Von 1832 bis 1834 im Großen Generalstab in Berlin thätig, wurde K. im September dieses Jahres zum Generalcommando des VIII. Armeecorps in Coblenz versetzt. Seine dortige Thätigkeit 1834—1842 ward 1836 durch eine besondere diplomatisch-militärische Mission nach Frankreich unterbrochen. Seine vom Großen Generalstab geschätzten Arbeiten in Coblenz, namentlich ein anläßlich der Thiers'schen Kriegsabsichten gegen Deutschland von K. ausgearbeiteter Feldzugsplan gegen Frankreich, führten im September 1842 zu seiner Versetzung nach Berlin, wo er zum Chef eines Kriegstheaters im Großen Generalstabe ernannt wurde. Am 10. November 1843 ward er Chef des Generalstabes des VII. Armeecorps in Münster, in welcher Stellung er am 30. Mai 1844 zum Oberstlieutenant avancirte. Aus der Generalstabscarrière schied er mit seiner am 27. März 1847 erfolgten Beförderung zum Oberst und Commandeur des 39. Infanterieregiments in Luxemburg. Seine Laufbahn war eine so schnelle gewesen, daß er in seinem Regiment eine Anzahl von Officieren vorfand, die früher seine Vordermänner gewesen waren. Die fortgesetzten Unruhen in Trier veranlaßten im Sommer 1848 die Entsendung des 26. Infanterieregimentes dorthin aus Magdeburg und die Ernennung v. Kusserow's zum Commandeur desselben. Durch sein energisches und umsichtiges Auftreten verstand er es, den drohenden Aufruhr stets im Keime zu ersticken. Im Herbst desselben Jahres erhielt er das Commando einer mobilen Colonne mit dem Auftrag, die Moselgegend von Trier bis Coblenz zur Ruhe zu bringen. Bei Ausbruch des Feldzuges in Baden 1849 führte Oberst v. K. die aus dem 26. Infanterieregiment und dem 27. Landwehrregiment gebildete 3. mobile Brigade des unter General v. Hirschfeld stehenden I. mobilen Armeecorps und nahm rühmlichen Antheil an den Schlachten bei Uppstadt, Durlach und Michelsbach. Der Oberbefehlshaber der Operationsarmee am Rhein, Prinz von Preußen, nachmaliger König und Kaiser Wilhelm I., welcher seit lange die hervorragenden Eigenschaften v. Kusserow's schätzte, ertheilte ihm am 28. Juli 1849 den Befehl, mit den ihm unterstellten Truppen die insurgirten Fürstenthümer Hohenzollern zu besetzen. K. erhielt daselbst den militärischen

Oberbefehl mit den weitesten Befugnissen und hatte zugleich die Ausführung des Staatsvertrages, durch welchen die Souveränität über die Fürstenthümer auf die Krone Preußen übergehen sollte, im freundlichen Einvernehmen mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vorzubereiten. Nachdem er diese Aufgabe zur Zufriedenheit aller Theile gelöst hatte, erhielt er am 2. December 1849 das Commando der 14. Infanteriebrigade in Düsseldorf, wurde durch Cabinetsordre vom 12. Januar à la suite seines alten Regiments, Nr. 26, gestellt, mit der Erlaubniß, die Uniform desselben zu tragen. Fürst Karl Anton von Hohenzollern wurde Chef dieses Regimentes und erhielt alsbald das Commando der 14. Division in Düsseldorf, woselbst er mit v. K. dienstlich wie persönlich die intimsten auf Wohlwollen und Freundschaft gegründeten Beziehungen pflegte, von welchen zahlreiche schriftliche Zeugnisse vorliegen. Nach kurzer Führung der 14. Landwehrbrigade in Köln 1852, während deren, am 23. Mai, seine Ernennung zum Generalmajor erfolgte, erhielt v. K. das Commando der 27. Infanteriebrigade in Düsseldorf, das er bis kurz vor seinem Tode führte. Von Jugend auf hatte K. in körperlichen Anstrengungen und geistiger Arbeit seine Kräfte auf eine harte Probe gestellt und in einer fast 42jährigen Dienstzeit sich insgesammt nur wenige Monate Urlaub gegönnt. Als ehemaliger Arzt den Ernst einer beginnenden Krankheit erkennend, beantragte er Anfangs October 1854 seine Versetzung in den Ruhestand, die ihm sein König in huldvollster Weise unter Verleihung des Charakters als Generallieutenant gewährte. Schon am 7. Januar 1855 machte ein Herzschlag diesem an Leistungen und Verdiensten für König und Vaterland so reichen Leben ein Ende.

v. K.

Kutschker: Johann Baptist K., Kanonist, geboren am 10. April 1810 zu Wiese in Oesterreichisch-Schlesien als Sohn eines Webers, † zu Wien am 27. Januar 1881 infolge eines Schlaganfalls, der ihn am 23. getroffen hatte. Nach zu Olmütz absolvirten Gymnasialstudien studirte er die Theologie in Olmütz, war dann Zögling des Frinteaneum in Wien, wurde 1833 Priester, 1834 in Wien zum Doctor der Theologie promovirt, 1835 Professor der Moraltheologie in Olmütz, 1843 daselbst auch Kanzler — der Name bedeutet den Vorstand der erzbischöflichen Kanzlei — und des Fürsterzbischofs Max Josef Frhr. v. Sommerau-Beckh, eines vornehmen Lebemannes, rechte Hand. Im J. 1851 wurde er Hof- und Burgpfarrer in Wien, zugleich in dieser Stellung erster Vorstand des Frinteaneum, auch Titularabt, im J. 1854, als Nachfolger des späteren Fürstprimas Simor Sectionsrath im Cultusministerium, dann Ministerialrath. Nach dem Tode des Dompropsts und Weihbischofs Zenner erhielt er die Stelle des Dompropsts, Generalvicars und Weihbischofs, als Episcopus Carrhensis (Carre in Mesopotamien) präconisirt am 7. April, consecrirt am 11. Mai 1862. Da er die Stelle des Ministerialraths beibehielt, trat das einzig dastehende Curiosum ein, daß dieselbe Person den Staat gegen die Kirche und die Kirche gegen den Staat vertrat, der Ministerialrath dem Generalvicar Weisungen ertheilte, unter Umständen Verfügungen des letzteren aufhob. Mit welcher Schlauheit und Fügsamkeit K. seines Amtes waltete, beweist das Zeugniß, welches Minister Hasner, der vom December 1867 bis April 1871 sein Chef war, in seinen Denkwürdigkeiten (Stuttgart 1892, S. 92) ihm mit den Worten ausstellt: „Und hier ist es bemerkenswerth, daß gerade, was die katholischen Kirchenangelegenheiten anlangt, ich an dem nachmaligen Kardinal Erzbischof Kutschker einen Berather fand, dessen Gesetzeskenntniß und Arbeitseifer mir nicht nur die vortrefflichsten Dienste leistete, sondern dessen Klugheit

mir zugleich nicht die geringste Schwierigkeit oder Verlegenheit bereitete. Und wenn er nachmals unter den Erzbischöfen Wiens neben Rauscher rühmlich genannt wurde, so mag letzterer ein glänzenderer Mann gewesen sein, einen klareren, besonneneren als Kutschker habe ich kaum kennen gelernt". Hasner trat auch im Reichsrathe, wo ihm die Radikalen aus dem Belassen Kutschker's einen Vorwurf machten, entschieden und mit höchstem Lobe für denselben ein. Mir erzählte Hasner im September 1870, Kutschker sei oft sein spiritus familiaris gewesen und habe ihm dadurch viel genützt, er sei im Innern liberal und schlau. Baron Hohenbühel, der früher den Ultramontanen gespielt, habe ihn von vornherein zu den extremsten Schritten zu leiten versucht, so daß er eine wahre Noth zwischen den Beiden gehabt habe. Hye sprach sich schon 1867 ähnlich über K. aus, namentlich seine Klugheit. Von dieser erhielt ich den besten Beweis durch Einsicht in ein Actenstück, worin K. eine correct römische Verfügung, dann auf Hye's Ersuchen eine gegentheilige gemacht hatte. K. genoß des Cardinals Rauscher unbedingtes Zutrauen, regierte die Diöcese, da Rauscher zu viel andere Dinge zu thun hatte. K. hatte auch in den behufs Revision bezw. Abänderung des Concordats seit 1861 schwebenden Schritten die Gesetzentwürfe für das Ministerium gemacht, welche zu der Denkschrift des Erzbischofs einen starken Contrast lieferten. Beim Kaiser stand K. vortrefflich. Ueber die Vaticanischen Concilsdogmen dachte er wie Rauscher, mir sagte er im September 1870 auf meine Frage: „was werden Sie nun thun?": „Wir lassen die Bulle lateinisch im Blatte abdrucken und damit ist's gut". So hat man unter Rauscher und ihm verfahren, ja, als der jetzige altkatholische Pfarrer in Offenbach, Steinwachs, damals Pfarrer in Markersdorf bei Wien, dem Consistorium seinen Austritt und Zutritt zur altkatholischen Kirche mit der Bitte um ein Zeugniß anzeigte, erhielt er dieses mit folgendem für die Geschichte hochinteressanten Wortlaut: „Z. 2062. Die von Eurer Hochwürden unter dem 7. April 1875 ohne Vorbehalt jedweden Anspruches auf einen Tischtitel, eine Pension oder auf Wiederanstellung in der Seelsorge der Wiener Erzdiöcese angebotene Resignation auf die Pfarrpfründe in Markersdorf wird von Seiten des f. e. Ordinariats hiermit angenommen und Euer Hochwürden zugleich die erbetene Entlassung mit den besten Segenswünschen für Ihre künftige Wirksamkeit in einem anderen bischöflichen Sprengel anstandslos gewährt. Vom f. e. Ordinariat zu Wien am 9. April 1875. gez. J. Kutschker, vic. gen. gez. Fr. Kornheisl, Kzl. Dir.". — Offenbar waren die Verdienste und Eigenschaften Kutschker's der entscheidende Grund dafür, daß der Kaiser ihn nach Rauscher's Tode zum Erzbischof von Wien ernannte; am 10. April 1876 fand seine Inthronisation statt, am 22. April 1877 wurde er zum Cardinalpriester erhoben. In den wenigen Jahren des Bischofsamts behielt K. sein bisheriges Benehmen der Besonnenheit, Ruhe und Milde bei, so daß trotz der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung keine Trübung eintrat. Ich habe mit K. vom Jahre 1854 bis 1870 viel verkehrt, ihn auch später noch öfter in seiner Wohnung gesprochen und stets als denselben schlauen, jovialen und höflichen Mann gefunden, der alles eher war, als ein begeisterter oder gar zelotischer Clerikaler und praktisch dem Grundsatze huldigte, leben und leben lassen.

Schriften außer einer liturgischen über Kirchengebräuche (1842) und einer Sammlung von Vorschriften für die Kuratgeistlichen: „Die gemischten Ehen vom katholisch-kirchlichen Standpunkte betrachtet", Wien 1837, 3. Aufl. 1847; „Die Lehre vom Schadenersatze oder von der Restitution nach dem Vorgange der Theologen mit Rücksicht auf die kirchliche und staatliche Gesetzgebung", Olmütz 1851; „Das Eherecht der katholischen Kirche nach seiner Theorie und

Praxis. Mit besonderer Berücksichtigung der in Oesterreich zu Recht bestehenden Gesetze", 5 Bde., Wien 1856 fg. Diese Schriften sind sehr fleißige Compilationen, sie reihen wörtlich oder in Auszügen aneinander die Aeußerungen anderer Schriftsteller, Citate von Quellen, Entscheidungen u. s. w. Das letzte dicke Buch ist wesentlich ein Abdruck der in meinem Handbuch des Eherechts angeführten Quellen, Entscheidungen, aus dem mit und ohne Angabe der Quellen über drei Bogen wörtlich abgedruckt sind.

v. Schulte.

Kützing: Friedrich Traugott K., geboren in Ritteburg bei Artern am 8. December 1807, † zu Nordhausen am 9. September 1893, absolvirte als Pharmaceut seine Lehrzeit in den Officinen zu Artern und Aschersleben, seine Gehülfenzeit in Magdeburg, Schleusingen und zuletzt in Tennstädt in Thüringen. Während seiner Lehrjahre suchte er durch fleißiges Selbststudium nicht nur in den sprachlichen Fächern die Lücken seines Wissens, die ihm infolge mangelhafter Vorbildung geblieben waren, auszufüllen, er warf sich auch mit Eifer, einer inneren Neigung folgend, auf das Gebiet der Naturwissenschaften und machte sich mit der Flora und Fauna seiner Heimath vertraut, wobei er seine besondere Vorliebe den Kleinorganismen zuwandte. In Aschersleben förderten seine Studien der Botaniker Hornung, von Schleusingen aus pflegte er den Umgang mit tüchtigen Gelehrten wie v. Röpert in Meiningen und Martens in Stuttgart. In Schleusingen veröffentlichte er auch seine erste größere Arbeit, die „Monographia Callitricharum germanicarum", der 20 Tafeln mit Abbildungen beigefügt waren und wurde durch den Reichthum an cryptogamen Pflanzenformen seines Wohngebietes zum speciellen Studium der Algen angeregt, ein Feld, auf welchem seine bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen liegen. Unter großen Entbehrungen erwarb er sich, nachdem er in Tennstädt nur kurze Zeit conditionirt hatte, endlich die Möglichkeit, im Sommer 1832 die Universität Halle zu besuchen. Hier verschaffte ihm die Gönnerschaft des Professor Schweigger-Seidel eine Assistentenstelle in dessen chemisch-pharmaceutischem Institut; außerdem schuf er sich durch Unterrichten, sowie durch die Herausgabe der Decaden der „Algae aquae dulcis" ausreichende Existenzmittel. Allein schon gegen Ende 1833 ging das Schweigger'sche Institut ein und so sah sich K. genöthigt, wieder eine Stelle als Apothekergehülfe in Eilenburg anzunehmen. Inzwischen hatte er gelegentlich einer Untersuchung von Charen die Entdeckung des Kieselpanzers bei den Bacillarien gemacht, worüber er eine Abhandlung in Poggendorff's Annalen veröffentlichte. Auf Grund derselben bewilligte ihm durch Fürsprache Alex. v. Humboldt's die Berliner Akademie der Wissenschaften ein Stipendium zu einer Reise nach dem adriatischen und mittelländischen Meere. Gleichzeitig ließ K. in der Linnaea einen „Beitrag zur Kenntniß über die Entstehung und Metamorphose der niederen vegetabilischen Organismen" erscheinen, worin er die damals noch allgemein angenommene generatio spontanea auf experimentellem Wege zu beweisen suchte. 1834 trat K. seine Reise nach Dalmatien und Italien an, welche 7½ Monate in Anspruch nahm und ihm reiche Ausbeute brachte. Bald nach seiner Rückkehr wurde er als Lehrer der Naturwissenschaften an die eben begründete Realschule nach Nordhausen berufen, wodurch er eine gesicherte Existenz und damit die Möglichkeit ruhigen wissenschaftlichen Arbeitens gewann. Seine Verdienste um die Botanik erkannte die Universität Gießen dadurch an, daß sie ihn 1837 zum Dr. phil. hon. c. promovirte; 1843 erhielt er den Professortitel. Bevor K. an die Bearbeitung des von seiner südeuropäischen Reise mitgebrachten Materials ging, unternahm er noch 1839 eine Reise nach der Nordsee. Seine hierbei gemachten Beobachtungen veranlaßten ihn zur

Veröffentlichung der Schrift: „Die Umwandlung niederer Algenformen in höhere“ (Haarlem 1839), wofür ihm ein Preis zuerkannt wurde. Obwol nun die darin ausgesprochene Ansicht, daß die einfachsten Algenzellen, wenn einmal durch Urzeugung entstanden, je nach Umständen die verschiedensten Algenformen, ja sogar Flechten und Moose aus sich entwickeln können, von einer späteren Forschung als irrig erkannt wurde, so hat doch seiner Zeit die Abhandlung anregend gewirkt und zu vielfachen entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen Anlaß gegeben. Kützing's Hauptwerke jedoch waren die 1843 erschienene: „Phycologia generalis“ mit 80 farbig gedruckten Tafeln, deren Steinzeichnungen er selbst angefertigt hatte, ferner die: „Phycologia germanica“ (Nordhausen 1845) und vor allem die: „Species Algarum“ und die: „Tabulae phycologicae“, die von 1845—1871 in 19 Bänden mit 1900 Tafeln herauskamen. In diesen Werken wurde für die bis dahin noch wenig beachteten Kryptogamen die empirische Basis geschaffen, auf Grund deren man sich nunmehr über die gemeinten Formen verständigen konnte, indem man nur die betreffenden Namen oder Tafeln zu citiren brauchte. Außer diesen größeren Werken verfaßte K. noch einige specielle Algengattungen behandelnde Arbeiten in der Linnaea von 1832 ud 1842 und mehrere Aufsätze pädagogischen und allgemein naturwissenschaftlichen Inhalts in den Programmen der Realschule zu Nordhausen von 1837—69. Im J. 1883 mußte K. infolge eines körperlichen Leidens seinen Lehrberuf aufgeben. Zehn Jahre später starb er, 86 Jahre alt, nachdem ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage noch zahlreiche Ehrungen und Anerkennungen seitens der Fachgenossen zu Theil geworden waren.

Nachruf in Hedwigia 1893, Heft 6. E. Wunschmann.

Helmholtz*): Hermann Ludwig Ferdinand H. wurde am 31. August 1821 in Potsdam geboren. Seine Eltern waren begabte Persönlichkeiten. Der Vater, Professor am Gymnasium zu Potsdam, war ein beliebter Lehrer, Philosoph und classischer Philologe. Die Mutter, Tochter eines hannöverschen Officiers Penne, der in männlicher Linie von dem Gründer der englischen Colonie Pennsylvanien abstammte, war eine einfache, feinfühlige, mit divinatorischem Urtheil begabte Frau. Der Erstgeborene von den sechs Kindern, unser Hermann, wurde als Kind für wenig schön gehalten, die Mutter sah in ihm aber gleich das Wunderkind voll Geist und Verstand. Er lernte, im wahrsten Sinne des Wortes, spielend. Als seine Lehrer in der Volksschule ihn mit den elementaren Sätzen der Geometrie bekannt machen wollten, fanden sie dieselben, zu ihrem Erstaunen, bei ihm schon vor, da er sich beim Spielen mit dem Baukasten dieselben angeeignet hatte.

Nach der Volksschule in Potsdam besuchte er das Gymnasium daselbst. Hier interessirte ihn am meisten der Unterricht von Professor Meyer in der Physik und Mathematik, während er wol in den Stunden über Cicero und Virgil den Durchgang der Lichtstrahlen durch selbst angefertigte optische Apparate studirte. Er erzählt, daß er schon in dieser Gymnasialzeit fest davon überzeugt war, daß die Kenntniß der Naturgesetze nicht bloß die geistige Be-

*) Zu Bd. L, S. 182.

herrschung der Natur liefert, sondern auch die materielle Macht über dieselbe verleiht.

Siebzehn Jahre alt, verläßt er das Gymnasium mit einem glänzenden Zeugniß. Anerkannt wird sein bescheidenes, anständiges Betragen und seine außerordentliche Begabung.

H. wünschte sich, Naturwissenschaften, namentlich Physik zu studiren. Der Vater konnte diesen Wunsch bei seinem bescheidenen Einkommen und den großen Kosten dieses Studiums nur dann bewilligen, wenn er an dem Friedrich-Wilhelms-Institut die Medicin studiren würde. Der Sohn war damit einverstanden.

Infolge seiner guten Zeugnisse wurde er 1838 als Eleve dieses berühmten Institutes aufgenommen, wodurch dem Vater allerdings die Kosten für das Studium des Sohnes bedeutend erleichtert wurden, dieser mußte sich dafür aber verpflichten, nach vollendetem Studium eine Reihe von Jahren dem Staate als Mediciner zu dienen. Für die Welt mag es ja ein Glück gewesen sein, daß sich H. dem medicinischen Studium widmen mußte, da durch die Kenntnisse, die er sich von der organischen Natur erwarb, sein Forschungsgebiet wesentlich erweitert wurde. Er kam aber sehr bald in die Lage, nach seinem innersten Berufe arbeiten zu können.

Trotz der akademischen Freiheit widmete sich H. nur dem Studium und kam deshalb bald mit dem damaligen Meister der Physiologie Johannes Müller in Berührung und zugleich mit dessen ausgezeichneten Schülern Du Bois-Reymond, Brücke und Ludwig. Diese Phalanx machte nun unter Führung ihres Meisters den Versuch, auch die physiologischen Veränderungen nicht durch die Annahme einer besonderen Lebenskraft zu erklären, sondern sie zurückzuführen auf die bekannten physikalischen und chemischen Gesetze. Zur weiteren Ausbildung in der Medicin kam H. als Chirurg in die Charité, ein großer Vortheil für die Eleven des Friedrich-Wilhelms-Instituts. Er promovirte bald zum Doctor mit einer physiologischen Arbeit, zu dem ihm J. Müller die Anregung gegeben hatte und die für die Physiologie von großer Bedeutung geworden ist.

Nach fünfjährigem Studium wurde H. als Escadronchirurg nach Potsdam commandirt und diente zuerst bei den Gardehusaren und dann bei dem königlichen Regiment der Gardes du Corps. Inzwischen besteht er auch das Examen als Arzt und Wundarzt in vorzüglicher Weise.

H. war nicht allein der strenge Gelehrte, sondern hatte auch Herz und Gemüth. Die Wittwe des Oberstabsarztes v. Velten (Sohn des Cornet Velten, der nach der Schlacht bei Kunersdorf Friedrich den Großen rettete) war mit ihren zwei Töchtern nach Potsdam gezogen, und H. wurde bald in dies angenehme Haus eingeführt. Hier zeigte sich der sonst so gemessene, unnahbare Escadronchirurg als ein liebenswürdiger Gesellschafter, der den jungen Damen Gedichte widmete und beim Theaterspiel fast künstlerisch mitwirkte. Besondere Aufmerksamkeit erwies er der Tochter Olga und verlobte sich mit ihr 1847, ein Ereigniß, welches seine wissenschaftliche Thätigkeit in keiner Weise störte, denn in demselben Jahre noch hielt er seinen epochemachenden Vortrag über „Die Constanz der Kraft“.

Wir begleiten nun den einfachen Escadronchirurg auf seinem Siegeszuge von Potsdam nach Berlin, Königsberg, Bonn, Heidelberg, wieder nach Berlin und zuletzt in die Reichsanstalt.

Im J. 1848 trat eine bedeutende Wendung im Leben unseres H. ein. Er hätte eigentlich, seiner Verpflichtung gemäß, noch drei Jahre der Armee dienen müssen. Die Militärbehörde war jedoch gütig genug, den schon

berühmten Gelehrten freizugeben, so daß er in Berlin als Nachfolger von Brücke die Stelle eines Lehrers der Anatomie und zugleich die eines Assistenten an der anatomisch-zootomischen Sammlung annehmen konnte.

Schon im nächsten Jahre 1849 erhielt er den Ruf zum außerordentlichen Professor der Physiologie nach Königsberg. Diese Stellung gestattete es ihm, seine Braut, Olga v. Velten, als Frau nach Königsberg heimzuführen. Sie wurde ihm in jeder Beziehung eine Stütze, half ihm auch bei seinen Arbeiten. Die Hochzeit wurde in Dahlem, im Hause der verheiratheten Schwester der Frau, gefeiert. 1851 erhielt er in Königsberg die ordentliche Professur für Physiologie. Zu dem Eheglück gesellten sich die Vaterfreuden an den Kindern Käthe und Richard. Nehmen wir dazu den angenehmen geselligen Verkehr mit den Collegen, so hätte ihn sein Aufenthalt in Königsberg vollständig befriedigen können. Leider übte das rauhe Klima einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit seiner zarten Frau.

Die wissenschaftliche Ausbeute seiner freien Zeit war eine recht bedeutende. Er erfand den Augenspiegel, das Myographion und das Ophthalmometer. Solche Instrumente pflegte er erst selbst mit den einfachsten Mitteln herzustellen, um sie dann, nachdem er sich von der Wirksamkeit und Brauchbarkeit überzeugt hatte, den besten Mechanikern zur definitiven Ausführung zu übergeben.

Zur Erholung von den körperlichen und geistigen Anstrengungen seines Berufes benutzte er die Ferien zu Reisen nach der Schweiz, Oesterreich und England.

Willkommen ist ihm der Ruf als Professor der Anatomie und Physiologie nach Bonn; namentlich auch in Rücksicht auf seine Frau, da zu erwarten war, daß die schöne Rheinluft sie heilen und kräftigen werde. In Bonn ist er drei Jahre thätig; die neue Vorlesung über Anatomie nimmt ihn sehr in Anspruch, was ihn jedoch nicht hindert, seine eigenen wissenschaftlichen Forschungen zu fördern. Früchte dieser Thätigkeit sind unter anderen die Construction des Telestereoscopes und des Vocalapparates, zu dem ihm der König von Baiern die nöthigen Gelder zur Disposition gestellt hatte.

Auch in Bonn war sein Privatleben, bis auf die Sorgen für seine leidende Frau, ein ungetrübtes. Die Kinder wuchsen prächtig heran und sein geselliger Verkehr war ein sehr angenehmer. Darüber berichtet die Frau des Chirurgen Busch, geborene Mitscherlich: „H. war meist heiter und theilnehmend, ja auch schalkhaft und hatte große Freude an Leseabenden mit vertheilten Rollen, bei welchen er mit Vorliebe in Shakespeare'schen oder anderen classischen Stücken Charakterrollen übernahm".

In den Ferien suchte er Kräftigung und Erholung am liebsten in der Schweiz.

Der badischen Regierung gelingt es, H. für die Heidelberger Universität als Professor der Physiologie zu gewinnen. Mit Jubel wird er dort empfangen, und unter dem Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff, Helmholtz blüht die Universität; Scharen in- und ausländischer Jünger strömen zu dieser sprudelnden Quelle der Wissenschaft.

Reiche wissenschaftliche Früchte bringt die zwölfjährige Heidelberger Arbeitsperiode, unter anderen die „physiologische Optik", „die Lehre von den Tonempfindungen", die Herstellung eines Vibrations-Mikroscopes und eines neuen Stereoscopes.

Im Familienleben wechselt Leid und Freud. Im J. 1859 stirbt sein Vater. In demselben seine Frau, mit der er das reinste und höchste Glück genossen, das die Ehe bieten kann.

Um diese große, ihn schwer treffende Lücke auszufüllen, heirathet er 1861 Anna v. Mohl, die Tochter des Staatsmannes und Staatsrechtslehrers an der Heidelberger Universität. Aus dieser Ehe entsprießen zwei Söhne, Robert und Friedrich, und eine Tochter, Ellen. Der gesellige Verkehr im Helmholtz=schen Hause war wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen gewidmet.

Im Kriegsjahre 1870 ist H. in Lazarethangelegenheiten thätig und schreibt darüber an Du Bois: „Bin auch einmal mit einer Deputation von jüngeren Aerzten vor Wörth gewesen und habe die Schauer eines Schlachtfeldes nach der Schlacht kennen gelernt". Sein Sohn Richard rückte als 17jähriger Frei=williger mit ins Feld. In der Schlacht an der Lisaine wurde er leicht ver=wundet.

Zu Helmholtz' Erholungsreisen gehörte auch der Besuch des ophthalmometri=schen Congresses in Paris 1867. Bei diesem wurde auf ihn ein Toast von Critchett ausgebracht: „L'ophthalmologie était dans les tenèbres, Dieu parla que Helmholtz naquit — Et la lumière est faite".

Die Lebensgeschichte von H. liefert ein schönes Beispiel, daß der beharrliche Mann sein erstes Ideal schließlich doch erreicht. H. wollte Physik studiren, arbeitete auch fortwährend in derselben, konnte das aber nur in der freien Zeit, welche ihm die anstrengenden Berufsgeschäfte übrig ließen. Voll und ganz konnte er sich der Physik erst widmen, als er eine Professur für diese Wissenschaft erhielt; das geschah im J. 1871. Durch den Tod von Magnus 1870 wurde diese Professur an der Berliner Universität frei. Die Fakultät schlug H. als Nachfolger vor, und das Ministerium war damit einverstanden. 1877 wurde er auch zum Professor der Physik am Friedrich=Wilhelm=Institut ernannt, womit der frühere Eleve von der Schulbank zum Katheder gelangte.

Neben seiner Thätigkeit an der Universität und der Akademie, zu deren ordentlichem Mitglied er 1871 ernannt war, arbeitet er fleißig für die Wissen=schaft, construirte eine magnetische Waage 1883 und eine elektrodynamische 1886. Zahlreiche Praktikanten arbeiten unter ihm im physikalischen Labora=torium, so auch „Heinrich Hertz", der 1880 sein Assistent wird. Experimentell wies derselbe die elektrischen Schwingungen nach und legte damit das Fundament für die Telegraphie ohne Draht.

Helmholtz' geselliger Verkehr in Berlin gestaltete sich ganz nach dem ihm vorschwebenden Ideal von Verkehr, das er in folgenden Worten schildert: „Ich habe mich mein Leben lang gegen ein niedriges Niveau von Umgang gewehrt und, wo er mir nicht octroirt ward, auch ferngehalten. Gute Lebensformen und einen geistigen Inhalt, der mir nach irgend einer Richtung hin überlegen oder doch interessant ist, habe ich als erstes Erforderniß zum Verkehr stets empfunden. Hierin darf man nicht bescheiden sein, wenn man nicht in der Mittelmäßigkeit untergehen will." Als Familienereignisse sind zu erwähnen die Heirath seiner Tochter Käthe mit dem Dr. Branko 1871 und seiner Tochter Ellen mit Arnold v. Siemens 1884. Sein Sohn Richard erhielt als tüchtiger Ingenieur bei der Locomotivfabrik von Krauß in München eine einflußreiche Stellung. Ferienreisen unternahm H. jedes Jahr. Als Verehrer Wagner's zu den Festspielen nach Bayreuth und 1880 durch Spanien bis nach Tanger. 1882 erhält er den erblichen Adel.

In seinen letzten Lebensjahren von 1888 bis 1894 erhält H. eine neue Lebensaufgabe. Dociren und Examiniren hören auf, dafür tritt ein die Organisation und Leitung eines Reichsinstitutes.

Nach dem Kriege 1870/71 stellte sich beim Generalstabe das Bedürfniß nach tüchtigen Mechanikern heraus, um die mannichfachen Meßinstrumente, die im Kriege arg gelitten hatten, zu repariren. Aber es fehlte an Präcisions=

mechanikern. Die heranwachsende Jugend ging lieber in die Industrieanstalten, wo die Arbeit leichter und einfacher, der Lohn aber höher war, als in die Werkstatt des strengen Meisters. Deshalb tauchte der Gedanke auf, den Staat zu veranlassen, die Präcisionsmechanik zu unterstützen. Nach mannichfachen Anregungen kam die Angelegenheit doch erst in Fluß durch das energische Eingreifen von Werner v. Siemens. Dieser Gelehrte und Techniker hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Technik überhaupt nur gründlich geholfen werden könne, wenn nicht zuvor die Wissenschaft die Gesetze der Kräfte, welche die Technik ausnutzen will, festgestellt. Ohne die Vorarbeiten der Physiker Ohm, Kirchhoff, Faraday ꝛc. hätte z. B. die Elektrotechnik unmöglich so rasche Fortschritte machen können: die französische Regierung hat einst der ganzen Welt einen großen Dienst geleistet dadurch, daß sie dem berühmten Physiker Regnault großartige Mittel zur Disposition stellte, um die bei der Construction der Dampfmaschinen wichtigen Daten festzustellen — eine Aufgabe, die dieser Gelehrte glänzend und mustergültig löste.

Der mächtig fortschreitenden Technik genügen solche sporadischen Unterstützungen nicht mehr. Siemens hatte daher die Idee, das ganze Deutsche Reich müsse ein Institut gründen zur Förderung der Physik und der Technik. Er bot der Reichsregierung eine Summe von einer halben Million theils in Grundstücken, die er in Charlottenburg besaß, theils in Capital an zur Gründung einer physikalisch-technischen Reichsanstalt.

Reichstag und Reichsregierung waren mit dem Plane einverstanden, gründeten dieses neue Reichsinstitut und bewilligten die dazu nöthigen Geldmittel.

H., der zum Präsidenten der Anstalt ernannt wurde, organisirte mit Hülfe sehr tüchtiger Beamten in sehr kurzer Zeit dieselbe, und sie functionirte so gut, daß auch das Ausland sich für dieses neue Unternehmen interessirte und Commissionen zur Besichtigung nach Charlottenburg entsandte.

Dem Präsidenten der Reichsanstalt steht zur Seite ein Curatorium mit eigenem Präsidenten. Die Mitglieder des Curatoriums werden aus allen Bundesstaaten gewählt und werden vom Kaiser ernannt. Diese Mitglieder vertreten die Physik, Chemie, Astronomie, Meteorologie, Geodäsie, die Armee und Marine, die Industrie und Mechanik, Gebiete, welchen die Reichsanstalt mit ihren Arbeiten helfen soll. Deshalb versammelt sich das Curatorium alle Jahre auf einige Tage. Es wird ihm mitgetheilt, welche Arbeiten ausgeführt und welche in Aussicht genommen sind. Damit der Präsident der Reichsanstalt erfährt, wo die Hülfe des Staates am nöthigsten ist, stellen die Curatoriumsmitglieder Anträge auf neue Aufgaben. Die Verhandlungen über die Nothwendigkeit und Dringlichkeit dieser neuen Aufgaben waren höchst interessant, da es sich ja um den Fortschritt in Wissenschaft und Technik handelte. H. verstand es nun meisterhaft diese Verhandlungen zu leiten, die richtige Auswahl unter den Vorschlägen zu treffen und übertriebene Forderungen zurückzuweisen.

Die zusagende Thätigkeit, sein geselliger Verkehr konnten H. nur erfreuen. Getrübt aber wurde sein Leben durch zahlreiche Todesfälle. 1889 stirbt sein hoffnungsvoller Sohn Robert, 1892 Werner v. Siemens und 1894 Heinrich Hertz und Kundt. Aber es fehlte auch nicht an Lichtblicken, die zugleich zeigten, wie hoch die Verehrung war, welche ihm allseitig gezollt wurde.

Glänzend verläuft die Feier seines 70. Geburtstages. Kaiser Wilhelm II. ernennt ihn zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz. Das kaiserliche Schreiben enthält die Worte: „Sie haben, Ihr ganzes Leben zum Wohle der Menschheit einsetzend, eine reiche Anzahl von herrlichen Entdeckungen

vollbracht. Ihr stets den reinsten und höchsten Idealen nachstrebender Geist ließ in seinem hohen Fluge alles Getriebe von Politik und der damit verbundenen Parteiungen hinter sich zurück. Ich und Mein Volk sind stolz darauf, einen solch bedeutenden Mann ‚unser' nennen zu können". Orden wurden ihm zahlreich zu Theil, inländische und ausländische Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede oder Ehrenpräsidenten, die Berliner Akademie der Wissenschaften überreicht ihm die Urkunde einer Stiftung, die seinen Namen trägt, und nach welcher von Zeit zu Zeit den Forschern, welche sich Verdienste im Helmholtz'schen Forschungsgebiete erworben haben, eine Medaille verliehen wird mit dem Namen und Bildnisse von H. Fernere Spenden bestanden in seiner Büste und seinem Bilde, radirt von Jacobi.

Im engsten Familienkreise feiert er am 2. November 1892 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Der Kaiser sendet telegraphischen Glückwunsch: „Dem großen Forscher und treuen Patrioten sende Ich zu dem heutigen Ehrentage die herzlichsten Glückwünsche, Mir vorbehaltend, zum Andenken Ihnen Mein Bildniß zu verleihen". Außerdem treffen viele Adressen und Glückwünsche bei ihm ein.

Seinen Urlaub benutzt H., wie früher seine Ferien, zu Reisen, besonders nach seinem Lieblingsaufenthalt Pontresina. Unglücklich endete seine Reise nach Chicago 1893, zu der er sich erst entschloß, nachdem seine vorgesetzte Behörde ihn als Delegirten zum dortigen Elektrischen Congreß entsandte und seine Reisekosten derart feststellte, daß seine Frau ihn begleiten konnte. H. schreibt über diese Reise: „sie war höchst interessant, mehr interessant als schön und angenehm. Das Schöne ist durch unendlich trostlose Einöden getrennt und muß schwer erkauft werden durch unendliche Langeweile, Hitze und Staub".

Auf der Rückfahrt am 7. October mit der „Saale", als er sich zur Ruhe begeben wollte und die Cajütentreppe herabstieg, erlitt er wahrscheinlich einen Ohnmachtsanfall, die sich öfter bei ihm eingestellt hatten, auch auf der Reise nach Spanien. Man trug ihn in die Cabine des Schiffsarztes. Er hatte beim Fall sich das Gesicht verletzt und blutete sehr stark aus Stirn und Nase. Der Blutverlust hatte ihn so geschwächt, daß er nach der Ankunft in Bremen noch acht Tage daselbst verbleiben mußte. Erst am 20. November konnte er seine Amtsgeschäfte wieder aufnehmen und arbeitete, nicht ganz mit der Frische wie früher, rüstig weiter.

Am 12. Juni 1894, beim Gang über den Hausflur seines Hauses, konnte er nicht mehr vorwärts kommen, sein Diener springt herbei und trägt ihn auf das Sopha seines Zimmers. Zuerst ist sein Bewußtsein noch klar, bald aber stellen sich wirre Zustände ein. Noch einmal erholt er sich so weit, daß sein Geburtstag gefeiert werden kann. Bald aber ergreift ihn allmähliches Siechthum, und am 8. September Nachmittags 1 Uhr 11 Minuten wird uns der große Gelehrte vom schonungslosen, unerbittlichen Tode entrissen.

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Ging es aber leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Helmholtz' Leistungen und seine Werke. — Der geniale, unermüdliche Forscher v. H. hat der Nachwelt nicht allein reife Früchte hinterlassen, sondern auch, wie ein Pfadfinder, neue Gebiete eröffnet, die auch späteren Forschern in denselben Aussicht auf lohnende Arbeit bieten, wie dies auch die Stiftung der Helmholtz-Medaille beweist.

Seine Hauptwerke sind: „Handbuch der physiologischen Optik", 1886, 2. Aufl.; „Lehre von den Tonempfindungen", 1877, 4. Aufl.; „Wissenschaft-

liche Abhandlungen", 1882; „Vorlesungen über theoretische Physik". Herausgegeben von seinen Schülern in den Jahren von 1897—1903; „Ueber die Erhaltung der Kraft", 1847; „Der Augenspiegel", 1851.

Außerdem mannichfaltige Aufsätze über Elektricität, Akustik, Optik, über Nerven und Muskeln ꝛc. in Müller's Archiv, Virchow's Archiv, Crelle's Journal, Poggendorff's und Wiedemann's Annalen ꝛc. Dem Laien können wir angelegentlich empfehlen das Studium seiner „Vorträge und Reden", 1896, 4. Aufl.

Aus der Fülle der Arbeiten heben wir mit kurzen Erläuterungen die wichtigsten hervor, von denen wir voraussetzen können, daß sie den großen Leserkreis der „Allgemeinen deutschen Biographie" interessiren.

v. Helmholtz war Philosoph, Mathematiker, Physiker und Physiologe.

Beginnen wir mit seiner Stellung zur Philosophie. Nach seiner Ansicht ist die Aufgabe der Philosophie, „das Erkenntnißvermögen der Menschen in Bezug auf seine Leistungsfähigkeit zu untersuchen". Er selbst schließt sich der Kant'schen Philosophie an, d. h. er ist Empiriker, der durch die Erfahrung die Erkenntniß der Welt gewinnen will. Er bekämpft die Metaphysik, deren Schlüsse entweder Trug- oder versteckte Erfahrungsschlüsse seien. Er theilte ferner die Ansicht von Kant, daß Raum und Zeit angeborene, vor aller Erfahrung mitgebrachte transscendentale Anschauungen unseres Geistes sind. Gegen Kant beweist er aber, daß die Euklidischen Grundsätze der Geometrie aus der Erfahrung gewonnen werden, da man auch ohne Annahme dieser Axiome zu einer widerspruchslosen Geometrie gelangen könne.

Es ist ja natürlich, daß der Mediciner v. H. bei seinen Arbeiten die Physiologie bevorzugte. Besonders interessirten ihn die Veränderungen der gereizten Muskeln und Nerven, die Leistungen von Auge und Ohr.

„Ueber die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenreizung", 1850; „Ueber den Stoffverbrauch bei der Muskelaktion", 1845; „Ueber die Wärmeentwickelung bei der Muskelaktion", 1847.

Zum Studium der gereizten Nerven und Muskeln richtete er sich zweckentsprechend Galvanometer und Pendel zur Messung kleiner Zeiten ein. Er erfand, um sowol Stärke als auch Zeitdauer zu messen, das für die Physiologie so wichtig gewordene Myographion. Die Versuche ergaben ein sehr merkwürdiges ungeahntes Resultat, nämlich, daß die Nervenerregung sich in einer meßbaren Zeit fortpflanzt. Man hatte vermuthet, diese Fortpflanzungsgeschwindigkeit sei der des Lichtes (300 000 Kilometer in der Secunde) ähnlich, H. findet einen Werth von 30 Meter in der Secunde, sowol beim Frosch wie auch beim lebenden Menschen. Beim thätigen Muskel wird Stoffverbrauch und die Erzeugung von Wärme nachgewiesen.

In seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, seiner Dissertation (1842) „de Fabrica Systematis nervosi Evertebratorum", liefert er bei wirbellosen Thieren den Nachweis der von J. Müller postulirten Verbindung der Nervenfasern mit den Ganglienkugeln.

„Ueber Fäulniß und Gährung", 1843. Die Arbeit liefert das Resultat, daß die Fäulniß kein rein chemischer Vorgang ist, sondern daß Mikroorganismen dabei eine wichtige Rolle spielen.

„Ueber die Bewegung des Brustkastens", 1856; sie erklärt sich nach H. dadurch, daß der Thorax, der mit einem Korbe aus elastischen Stäben zu vergleichen ist, bei Inspiration durch Muskelzug erweitert wird, bei Exspiration die elastischen Stäbe in ihre Gleichgewichtslage zurückspringen.

„Die Wirkungen der Muskeln des Armes", 1887. Diese Mittheilung

gibt ihm die Veranlassung, auf die bisher nicht beobachtete Rotation der Phalangen (erste Fingerglieder) aufmerksam zu machen.

„Versuche über das Muskelgeräusch", 1864. Der leise Ton des schon von Grimaldi, Wollaston und Erman beobachteten Muskelgeräusches erklärt sich daraus, daß das Rückenmark dem Muskel, der sich zusammenzieht, in einer Secunde 18—20 Reize ertheilt. Von dem dadurch entstehenden Tone kann nur der Oberton gehört werden.

„Ueber das Heufieber", 1869. Bei einem Anfall von Heufieber, an dem auch H. litt, konnte er auf seiner Nasenschleimhaut kleine pathogene Organismen nachweisen, die sich durch Chinin bekämpfen ließen.

„Ueber eine bisher unbekannte Veränderung am menschlichen Auge bei veränderter Accomodation", 1853. H. mißt mit dem von ihm erfundenen Ophthalmometer die Größe der Spiegelbilder der Außenwelt auf der vorderen und hinteren Fläche der Krystallinse. Aus der Größe derselben läßt sich die Brennweite der Linse beim Sehen in die Ferne und in der Nähe berechnen. Es findet sich, daß bei Accomodation für die Nähe die Brennweite kleiner wird.

„Ueber die Form des Horopters", 1862. Unter Horopter versteht man den Theil des Gesichtsfeldes, in welchem beim Sehen mit zwei Augen nur ein Bild zum Bewußtsein kommt, obgleich jedes einzelne Auge auf seiner Netzhaut ein etwas verschiedenes Bild erhält. Die Feststellung dieses Horopters bildet ein viel bearbeitetes Problem. H. findet das wichtige Resultat, daß bei aufrechter Körperstellung und bei Accomodation für die Ferne der Fußboden die Horopterfläche bildet.

„Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge", 1851. Aeußerst einfach ist dieser für die Augenheilkunde so wichtig gewordene Apparat. Durch einen in der Mitte durchlochten Hohlspiegel wird von einer zur Seite des zu Untersuchenden befindlichen Lichtquelle (Lampe) Licht in das Auge geworfen. Die hierdurch erleuchteten Gegenstände im Innern des Auges, namentlich der Netzhaut, können nun von dem mit passenden Brillenglase bewaffnetem geübten Arzte deutlich gesehen und etwaige Fehler und Mängel entdeckt werden.

„Das Telestereoscop", 1857. Die stereoscopischen Bilder werden durch die photographische Kammer gewonnen, indem der Aufnahmepunkt dieser Kammer um die Distanz der beiden Augen geändert wird; dadurch erhält jedes Auge ein etwas anderes Bild. Durch das Stereoscop gesehen, kommt dann ein reliefartiges Bild zum Bewußtsein. Die Verschiedenheit der beiden Bilder verschwindet aber, wenn der abzubildende Gegenstand von den Augen weit entfernt ist. In diesem Falle muß der Abstand der Aufnahmepunkte vergrößert werden. H. erreicht dies mit Hülfe zweier Paare von Spiegeln, von denen der eine möglichst weit, der andere sich dicht vor dem Auge befindet. Den fruchtbaren Gedanken, der der Construction des Apparates zu Grunde liegt, benutzt die Technik zur Herstellung von Relief-Fernröhren, welche die Details des fernen Gegenstandes besser geben, als bei der Betrachtung mit einem Auge und einem Fernrohre.

„Ueber die Empfindlichkeit der Netzhaut für die benachbarten Strahlen des Sonnenlichtes", 1855. Entwirft man vom Sonnenlicht ein Spectrum, so sieht man nur die Strahlen vom Roth bis zum Violett. Aber schon die photographische Platte zeigte, daß über das Violett hinaus noch Strahlen existiren, die photographisch wirken. Man nennt diese Strahlen ultraviolette. H. gelang es durch Spectralapparate, die nur Quarzlinsen und Quarzprismen enthielten, dieselbe auch dem Auge sichtbar zu machen. Sein Schüler Esselbach hat die Wellenlängen dieser Strahlen gemessen.

„Ueber die Zusammensetzung von Spectralfarben", 1855. H. macht zunächst aufmerksam auf einen großen Unterschied der Wahrnehmungen des Auges und des Ohres. Werden dem Auge gleichzeitig mehrere Farben vorgeführt, so kommt zum Bewußtsein nur eine, die „Mischfarbe", während das Ohr aus einer Menge von Tönen dieselben zerlegt und jeden einzelnen Ton wahrnimmt. H. unterstützt die Hypothese, daß an jeder Stelle der Netzhaut drei verschiedene Nervenfasern existiren, von denen die eine nur Roth, die zweite nur Grün und die dritte nur Violett empfindet. Die Mischfarbe, welche das Auge sieht, ändert sich nach Art und Stärke der einwirkenden Farben. Ein wesentlicher Unterschied wird beobachtet beim Mischen von Spectralfarben unter sich und Pigmentfarben unter sich. Zum Beispiel gibt spectrales Gelb mit spectralem Indigo „Weiß", während beim Mischen von den Pigmenten Gummi-Gutti und Ultramarin „Grün" gesehen wird. Um alle möglichen Spectralfarben zu mischen, ersinnt H. mannichfache Methoden. Am besten eignet sich dazu der von ihm ersonnene „Farbenmischapparat", der ihm in sorgfältiger Ausführung zu seinem 70. Geburtstage von der Firma Franz Schmidt & Haensch verehrt wurde.

Die neuen Thatsachen, mit welchen H. die Akustik bereichert hat, finden sich in der „Lehre von den Tonempfindungen". Wir entnehmen daraus: „Die Doppelsirene". Cagniard la Tour verdanken wir eine akustische Sirene, mit der bewiesen werden kann, daß die Höhe eines Tones abhängt von der Anzahl der Schwingungen eines tönenden Körpers, in einer Secunde für den Menschen 30—32 000. Mit der Dove'schen Sirene kann der experimentelle Nachweis geliefert werden, daß die Harmonie der Töne von dem Verhältniß der Schwingungen abhängt, daß z. B. die Octave doppelt so viel Schwingungen ausführt wie der Grundton. Diese Sirenen genügten H. nicht. Er ließ eine Doppelsirene anfertigen, mit der er alle Intervalle von der Octave bis zum Gleichklang, Phasendifferanzen und Veränderungen der Tonhöhe herstellen konnte.

„Der Resonator". Ein kugelförmiges Hohlgefäß aus Matall mit kurzer kugelförmiger Röhre zum Einstecken in den Gehörgang und mit scharfrandiger kreisförmiger Oeffnung. Die Luft in dem Hohlraum ist auf einen bestimmten Ton abgestimmt. Ist dieser Ton in einem Gemisch von Tönen enthalten, so tönt die Luft im Resonator durch Resonanz mit. Bewaffnet man daher das eine Ohr mit diesem Resonator und schließt das andere, so wird man taub gegen alle andere Töne, die dem Resonatorton nicht entsprechen. H. erfand das Instrument, um aus einer Fülle von Tönen nur einen herauszusuchen.

„Der Klang". Mit Hülfe des Resonators gelingt es, den Unterschied von einfachen Tönen und Klängen festzustellen. Bei einem Klange ist der Grundton begleitet von einer Reihe von Obertönen, deren Schwingungszahlen zunehmen nach der einfachen Zahlenreihe 1 : 2 : 3 : 4 ꝛc. Man nennt diese Begleittöne „Obertöne" oder „Partialtöne". Die Verschiedenheit des Klanges der musikalischen Instrumente, z. B. der Violine und der Flöte, hängt nur ab von der Zahl und der Stärke dieser den Grundton begleitenden Obertöne.

„Das Vibrations-Mikroscop", auch von H. erfunden, dient ihm dazu, die Schwingungs*form* tönender Saiten festzustellen und aus derselben die Stärke und die Art der Obertöne zu berechnen.

„Der Vocalapparat". Von den Klängen der musikalischen Instrumente ist wesentlich verschieden der Klang der Vocale, indem beim Sprechen oder Singen eines Vocales mit dem Grundton ganz bestimmte andere Töne mitklingen. Z. B. beim Sprechen oder Singen des Vocales „U" klingt immer

der Ton f mit [musical notation]. In einfachster, von Jedermann leicht zu wiederholender Weise weist es v. H. nach, indem er in einen offenen Flügel bei fortgenommenem Dämpfer auf denselben Grundton die Vocale A, E, I, O, U hineinsingt; der Flügel gibt dann die Vocale deutlich wieder. Er construirte später den Vocalapparat. Mit elektromagnetisch erregten Stimmgabeln und Resonatoren wurden die Vocalklänge nachgebildet.

„Hypothese über die Wahrnehmung des Schalles". Nach derselben befinden sich im Labyrinth des Ohres abgestimmte Fasern, die durch Resonanz vom Tone der Außenwelt erregt werden. Mit den Fasern der membrana basilaris sind die Fäden des Gehörnerves verbunden. „Wird dem Ohre ein einfacher Ton zugeleitet, so müssen diejenigen Fasern, die mit ihm im Gleichklang sind, stark angeregt werden. Es wird also jeder bestimmte Ton nur durch gewisse Nervenfasern empfunden werden, und verschieden hohe Töne werden verschiedene Nervenfasern erregen."

„Harmonie und Disharmonie" werden auf die Schwebungen zurückgeführt, die bei disharmonischen Intervallen kein ruhiges Schwingen der Fasern der membrana basilaris gestatten, sondern das Ohr in unruhiger Weise reizen, wie flackerndes Licht das Auge.

Das Resultat der in der „Lehre von den Tonempfindungen" enthaltenen Forschungen zieht H. mit den Worten: „Wir sind im Stande gewesen, das gesammte System von Regeln, die die Lehre vom Generalbaß bilden, herzuleiten aus dem Bestreben, eine deutlich zu empfindende Verbindung in die Reihe der Töne, welche das Musikstück bilden, hineinzubringen". Nach seiner Ansicht geben diese Regeln aber nur das Verständniß der Musik, dem schöpferischen Tondichter nur das Baumaterial, aus welchem er vernunftgemäß das Kunstwerk bildet.

Von den Arbeiten in der „Experimentalphysik" erwähnen wir folgende: „Princip bei der Construction von Tangentenboussolen", 1849; „Elektrodynamische Waage", 1881; „Bestimmungen magnetischer Momente durch die Waage", 1883. Die drei genannten Instrumente dienen dazu, Stromstärken zu messen. Die zwei zuletzt genannten haben vor ähnlichen Meßapparaten den Vorzug, daß ihre Angaben von der veränderlichen Größe des Erdmagnetismus unabhängig sind.

„Elektrolyse des Wassers", 1887. Geht der Strom eines Daniell'schen Elementes mittelst Platinelektroden durch Wasser, so stellt sich ein lang andauernder Strom ein. Diese Thatsache steht im Widerspruch mit dem Princip von der Erhaltung der Kraft. H. zeigt nun, daß, wenn die Platinelektroden und das Wasser ganz frei von Luft und Gasen sind, kein dauernder Strom beobachtet wird.

„Versuch, um die Cohäsion von Flüssigkeiten zu zeigen", 1887. Ueber dem Quecksilber eines Barometers befindet sich in der Torricelli'schen Leere etwas Wasser. Bringt man dieses Wasser mit der Glaswand des Barometers in Berührung, so haftet nicht allein das Wasser am Glase, sondern auch das Quecksilber am Wasser auch dann noch, wenn man die Luft im offenen Schenkel so weit wie möglich verdünnt.

Helmholtz' Leistungen auf dem Gebiete der theoretischen Physik (von M. Planck): Im ganzen Bereich der theoretischen Physik gibt es kaum ein Gebiet (die Krystallphysik vielleicht ausgenommen), in welchem H. nicht unvergängliche Spuren eingreifender Forscherarbeit zurückgelassen hätte. Um eine anschauliche Uebersicht hierüber zu gewinnen, wird es nützlich

sein, die verschiedenen Publicationen nicht nach der Zeit ihres Entstehens, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet zu betrachten. Natürlich kann hier nur ganz kurz von dem Hauptinhalt der allerwichtigsten berichtet werden. Ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Publicationen, von Arthur König gesammelt, findet sich am Schluß des dritten Bandes der „Wissenschaftlichen Abhandlungen". Hierzu kommen noch die von H. an der Universität Berlin gehaltenen, nach seinem Tode herausgegebenen Vorlesungen über alle Einzelgebiete der mathematischen Physik.

Gleich in seiner ersten physikalischen Abhandlung, über die Erhaltung der Kraft (vorgetragen am 23. Juli 1847 vor der Berliner phykalischen Gesellschaft) gab H. gewissermaßen ein Arbeitsprogramm aus, auf welches er in seinen späteren Forschungen immer wieder zurückgegriffen hat. Wenn man dasjenige, was in dieser berühmten Abhandlung an Neuem und Verdienstvollem geleistet ist, kurz charakterisiren will, so darf man nicht von einer „Entdeckung" des Princips der Erhaltung der Energie reden, insofern als ob der Gedanke hier zum ersten Mal ausgesprochen wird. Denn in diesem Punkte hatte sowol H. als auch der neben ihm besonders oft genannte J. R. Mayer eine ganze Anzahl Vorgänger. Das Neue in jener Abhandlung war vielmehr, daß H. als der Erste zeigte, was oben genanntes Princip, das damals in Physikerkreisen noch so gut wie unbekannt war, für jede einzelne physikalische Erscheinung bedeutet, zu welchen zahlenmäßigen Consequenzen es überall führt, und wie alle diese verschiedenartigen Consequenzen auf den verschiedensten Gebieten der Physik, die zu übersehen damals ungleich schwieriger war als heute, nach Maßgabe der vorliegenden Erfahrungen sich bewährt haben.

Das Lehrgebäude der Mechanik hat H. hauptsächlich durch seine hydrodynamischen und akustischen Untersuchungen bereichert. Bahnbrechend wirkte seine Entdeckung der Gesetze der Wirbelbewegungen (1858). Deren wichtigstes besagt, das in einer reibungslosen Flüssigkeit, in welcher der Druck lediglich von der Dichtigkeit abhängt, die einmal in drehender Bewegung begriffenen Flüssigkeitstheilchen beständig in dieser verharren müssen, ganz unabhängig von ihrer sonstigen Fortbewegung im Raume, daß also die wirbelnden Theilchen gewissermaßen Individuen mit unveränderlichen Eigenschaften darstellen. Besonderes Interesse brachte H. dem Studium der an der Grenze zweier verschiedener Flüssigkeiten, den Discontinuitätsflächen, auftretenden charakteristischen Vorgängen entgegen. Dies führte ihn einerseits zur Aufstellung der ersten Beispiele für freie Flüssigkeitsstrahlen (1868), andrerseits zu einer für die Meteorologie bedeutungsvollen Theorie der Wellen (1886—1890), in welcher er u. a. den großartigen Vergleich zwischen den gewöhnlichen Wasserwellen, an der Grenze von Wasser und Luft, und den Luftwogen an der Grenze zweier verschieden dichter Schichten der Atmosphäre rechnungsmäßig durchführte. Unter seinen akustischen Arbeiten, deren Bedeutung im übrigen mehr auf dem Gebiete der Experimentalphysik und der Physiologie liegt, ist in mathematisch-physikalischer Hinsicht die wichtigste die Theorie der Luftschwingungen in Röhren mit offenen Enden (1859), in welcher die bis dahin stets nur in naher Annäherung berücksichtigten Grenzbedingungen an der Röhrenmündung genau befriedigt sind, wodurch denn auch eine viel bessere Uebereinstimmung der theoretisch berechneten mit der experimentell bestimmten Tonhöhe einer Pfeife erzielt wird.

Als H. sich näher mit der Elektrodynamik zu beschäftigen begann, standen sich in Deutschland besonders die Theorieen von Franz Neumann und von Wilhelm Weber gegenüber, während die Maxwell'sche Theorie, deren Sieg erst viel später durch Heinrich Hertz entschieden wurde, sich nur allmählich

von England her auf dem Continent verbreitete. Helmholtz' Leistungen auf diesem Gebiet lassen sich dahin zusammenfassen, daß er eine Theorie der Elektrodynamik entwickelte, welche alle bis dahin bekannten Theorieen, einschließlich die Maxwell'sche, als Specialfälle umfaßt, und daß er hierdurch die charakteristischen Unterschiede der Einzeltheorieen, deren Kenntniß allein eine Entscheidung zwischen ihnen ermöglicht, in das rechte Licht setzte. Während sich in diesen Untersuchungen das Streben nach möglichster Allgemeinheit, möglichstem Umfassen aller nur denkbaren Anschauungen zeigt, entwickelte H. in seiner „Faraday Lecture“ (1881), seiner Zeit weit vorauseilend, zum ersten Male den Gedanken einer kühnen Specialisirung, der sich später als enorm fruchtbar erwiesen hat: die Hypothese einer atomistischen Constitution der Elektricität.

Die Optik behandelte H. hauptsächlich vom physiologischen und vom physikalisch-technischen Standpunkt aus, indem er einerseits die Vorgänge im Auge, andererseits die Wirkungsweise und die Leistungsfähigkeit der optischen Instrumente einer genauen Analyse unterwarf. Der mathematischen Physik gehört seine Theorie der Dispersion (Farbenzerstreuung) an, welche er im Anschluß an das Resonanzprincip von Sellmeier und Ketteler zuerst auf rein mechanischer, später auf elektrodynamischer Grundlage aufbaute.

Verhältnißmäßig spät wandte sich H. den complicirtesten unter allen Gesetzen der mathematischen Physik, den Principien der Thermodynamik, zu, die er sogleich in voller Allgemeinheit entwickelte und besonders auf galvanische und auf chemische Vorgänge anwandte. Dabei zeigte er insbesondere, wie sich die elektromotorische Kraft galvanischer Elemente in gewissen Fällen auf theoretischem Wege vorausberechnen läßt. Die weitere Verfolgung des Gedankens, daß die Erklärung aller Gesetze der Wärmelehre in der Mechanik zu suchen ist, führt ihn (1884) zu den Studien über die Statik cyklischer Systeme, d. h. solcher Körper oder Körpercomplexe, in denen gewisse schnelle, in sich zurücklaufende und daher direct nicht sichtbare Bewegungen stattfinden, wie bei einem in schneller Rotation befindlichen Kreisel, bei dem nur die verhältnißmäßig langsamen Aenderungen seiner Achsenrichtung und seines Standortes zur directen Wahrnehmung kommen.

Von hier gelangte H. zu dem Problem, welches ihn bis zu seinem Lebensende unausgesetzt gefesselt hat: der Frage nach dem „Princip der kleinsten Wirkung“ und seiner Bedeutung für die gesammte Physik. Nach allen Richtungen: historisch, kritisch, berichtigend und ergänzend, hat er die verschiedenen Formulirungen dieses Princips durchforscht und namentlich nachgewiesen, daß das Princip nicht nur für Bewegungsvorgänge, auf die es ursprünglich allein bezogen wurde, sondern, falls ihm eine hinreichend allgemeine Fassung gegeben wird, für sämmtliche genauer bekannten physikalischen Vorgänge Bedeutung besitzt, ebenso wie das beim Princip der Erhaltung der Energie der Fall ist. Aber das Princip der kleinsten Wirkung besagt noch mehr als das Energieprincip; denn es gestattet einen eindeutigen Schluß auf alle Einzelheiten des zeitlichen Verlaufes eines physikalischen Vorganges, falls der Anfangszustand und die Grenzbedingungen genau bekannt sind. Durch diese Forschungen hat H. den Weg zu einer einheitlichen Auffassung aller Naturkräfte vorgezeichnet. Die Durchführung seiner Ideen muß die Zukunft bringen.

A. Paalzow.

Jäger*): Albert von J., Director der pfälzischen Eisenbahnen in Ludwigshafen a. Rh. und kgl. Regierungsdirector, Sohn des kgl. Hofrathes,

*) Zu Bd. L, S. 623.

Lyceal- und Gymnasialrectors Dr. Georg v. Jäger in Speier, war geboren am 23. November 1814 zu Kempten, wo sein Vater Vorstand des Gymnasiums war, bis derselbe 1817 als Gymnasialrector nach Speier versetzt wurde. J. besuchte das Gymnasium und das Lyceum in Speier in den Jahren 1825 bis 1833, studirte dann Rechtswissenschaft an den Universitäten München und Heidelberg 1833 bis 1837, prakticirte hierauf ein Jahr beim kgl. Landcommissariat (jetzt Bezirksamt) in Frankenthal und ein Jahr beim kgl. Bezirksgericht (jetzt Landgericht) in Zweibrücken und unterzog sich Ende 1839 der juristischen Staatsprüfung mit gutem Erfolge. Im März 1840 begab er sich zu seiner weiteren juristischen Ausbildung auf ein halbes Jahr nach Dijon in Burgund. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurde er Regierungsaccessist in Speier und erlangte noch Ende 1840 den Rathsaceeß beim Fiscalat der kgl. Regierung der Pfalz in Speier. In den Jahren 1841/42 unterzog er im Auftrage der kgl. Regierung die ärarialischen Bergwerke der Pfalz einer Visitation zur vollen Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde. In jener Zeit betrieb man aufs lebhafteste den Bau von Eisenbahnen in der Pfalz, 1844 wurde ein vorläufiges Büreau in Speier gebildet und in dieses wurde J. am 25. April als Geschäftsführer berufen und bereits am 23. September 1844 als Subdirector der von Ludwigshafen nach Berbach zu erbauenden Ludwigsbahn vom Verwaltungsrath gewählt und am 23. October 1844 vom König bestätigt. Fast 40 Jahre wirkte J. bis zu seinem Tode in höchst ersprießlicher Weise im Dienste der Pfälzischen Eisenbahnen, deren hauptsächlichste Linien unter seiner Direction erbaut wurden. Als 1849 die erste pfälzische Eisenbahn von Ludwigshafen und Speier bis Neunkirchen in Rheinpreußen, deren Bau durch das Hartgebirg die größten Schwierigkeiten verursacht hatte, indem 12 zum Theil lange Tunnels hergestellt werden mußten, in ihrer ganzen Länge dem Verkehr übergeben war, wurde der Sitz der Bahndirection von Speier nach dem günstiger gelegenen Ludwigshafen verlegt und der seitherige Subdirector J. zum 2. Director ernannt (zum 1. Director der seitherige Baudirector Paul v. Denis). Als 1856 v. Denis, der Erbauer der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth, einem Rufe als Baudirector der bairischen Ostbahnen folgte, wurde J. zum 1. Director ernannt. Unter seiner Direction wurde die besonders strategisch so überaus wichtige, aber mehrere Millionen kostende Eisenbahnbrücke über den Rhein zwischen den Städten Ludwigshafen und Mannheim 1865—1868 erbaut. Ebenso kam eine Verbindung der Pfalz mit der badischen Landeshauptstadt Karlsruhe durch die Errichtung einer Eisenbahnschiffbrücke bei Maxau 1865 zu Stande. Auch für die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen St. Ingbert und St. Johann-Saarbrücken war er in den 70er Jahren mit Erfolg thätig. Am meisten aber bewährte sich Jäger's ausgezeichnete Kraft in den Jahren 1870/71, indem die pfälzischen Bahnen durch Transport von Truppen und Kriegsgeräthen aller Art fast Unmögliches zu leisten hatten, aber allen, selbst den höchsten Anforderungen sich gewachsen zeigten. Für seine vielen und vorzüglichen Verdienste als 1. Director der pfälzischen Eisenbahnen, deren Vereinigung (es waren schließlich 4 Bahngesellschaften entstanden) er am 20. October 1869 glücklich nach größter Anstrengung zu Stande gebracht hatte, wurde er am 23. October 1869 bei seinem 25jährigen Dienstjubiläum hoch gefeiert. Der König von Baiern verlieh ihm den Verdienstorden der bairischen Krone, womit die Erhebung in den Adelstand des Königreiches verbunden ist, nachdem J. schon 1862 den Titel und Rang eines kgl. Regierungsrathes erhalten hatte. 1880 wurde er zum kgl. Regierungsdirector befördert. Für wie tüchtig man J. an allerhöchster Stelle hielt, geht daraus hervor, daß er öfters

mit Abschluß von Staatsverträgen beauftragt wurde. Mit den Nachbarbahnen Badens, Hessens, Preußens und Frankreichs verstand er die besten Beziehungen zu unterhalten und jedes mit den Interessen der Pfalzbahnen vereinbares Entgegenkommen zu zeigen. Wegen seiner diesbezüglichen mannigfaltigen Verdienste wurde er durch drei bairische, drei preußische und je einen badischen, hessischen und französischen Orden ausgezeichnet.

Für die 1854 in Ludwigshafen gebildete katholische Kirchengemeinde war er bei seiner tief religiösen Gesinnung hervorragend thätig, insbesondere lag ihm der Bau der dortigen katholischen Kirche in den Jahren 1858—1883 sehr am Herzen; zur Hebung des Gottesdienstes gründete J., der ein großer Freund und Kenner der Musik war, den Pfarr-Cäcilienverein und dirigirte an Sonn- und Feiertagen sogar die Kirchenconcerte; daneben war er Leiter eines Singchors, der dann am Grabe Jäger's Zeugniß von seinen Leistungen ablegte. Das „Jägerhaus“ in Speier und Ludwigshafen stand wegen der hohen musikalischen Genüsse, die dort geboten wurden, in hohem Ansehen, und es galt als großer Vorzug, dem Jäger'schen „Musikkranz“ anzugehören; Frau Director v. Jäger, eine geborene Olivieo, war gleichfalls musikalisch hoch gebildet und brachte die herrlichsten Tonschöpfungen unserer größten Meister vor einem auserlesenen Freundeskreise der Familie auf dem Flügel zum Vortrage, was stets ein Ereigniß in Ludwigshafen war. Leider verlor J. von seinen sechs Kindern zwei Söhne und eine Tochter, als sie im besten Jugendalter standen, wodurch tiefe Trauer in die Familie einzog und bei Frau v. Jäger der Keim zu einer 10 jährigen Krankheit gelegt wurde, von der sie 1882 der Tod erlöste. Am 19. Februar folgte J. seiner Gattin im Tode nach, nachdem er noch am 18. Februar am Abendessen der Familie theilgenommen und dann noch verschiedene Geschäfte erledigt hatte; in der Nacht wurde er von einer Lungenlähmung befallen, an der er nach sechsstündigem Leiden im 70. Lebensjahre starb. So war er für das große Institut, das er 40 Jahre als 2., dann als 1. Director vorzüglich geleitet hatte, bis zum letzten Tage seines Lebens unermüdlich thätig gewesen. In ihm verlor die Pfalzbahn ihre 40 jährige „lebende Geschichte“, wie der Vorstand des Verwaltungsrathes der Bahn, Reichsrath v. Böcking, in der außerordentlichen Sitzung vom 1. März 1884 treffend bemerkte, er war „die Seele“ des mächtigen Getriebes gewesen. In den verschiedenen Nachrufen wird sein klarer Geist, seine überlegene Arbeits- und Willenskraft, sein eiserner Fleiß, seine gewissenhafte Pflichttreue und seine geradezu „monumentale Mannesruhe“ gepriesen, mit der er alles lenkte und leitete. J. hat sich nicht bloß in der Geschichte der Pfälzischen Eisenbahnen, sondern in der Geschichte der Pfalz überhaupt ein ehernes, unvergängliches Denkmal gesetzt.

Ein großer Fascikel von Familienpapieren im Besitze der in Edenkoben wohnenden Wittwe des verstorbenen kgl. Bezirksamtsassessors Paul Jäger, Sohnes von Albert v. Jäger. — Zur Erinnerung an das 25 jährige Dienstjubiläum des Herrn Albert Jäger, kgl. Regierungsrathes und Directors der pfälzischen Eisenbahnen, am 23. October 1869. Druck von J. Baur in Ludwigshafen a. Rh. — Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen von 1869, Nr. 45, S. 688 ff. — Der Actionär, Centralorgan für den Mobiliarbesitz, von 1869, Nr. 827, Beilage S. 670. — Pfälzer Zeitung 1869, Nr. 249, S. 3. — Pfälzischer Kurier von 1869, Nr. 251, S. 3. — Trauerrede am Grabe des Herrn Albert v. Jäger, gehalten zu seinem Gedächtniß von Stadtpfarrer Hofherr zu Ludwigshafen a. Rh. auf dem Friedhofe daselbst am 20. Februar 1884. Druck von Aug. Lauterborn in Ludwigshafen a. Rh. 1884. — Ludwigshafener Anzeiger 1884,

Nr. 44, S. 1. — Bericht der Direction der pfälzischen Eisenbahnen über die Verwaltung der unter ihrer Leitung stehenden Bahnen im Jahre 1883. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh., 1884, S. 19 f. — Albert v. Jäger, 1814—1884, Director der pfälzischen Eisenbahnen und kgl. Regierungsdirector, von Dr. Schmitt in Edenkoben im Pfälzischen Museum von 1905. J. J. H. Schmitt.

Jäger*): Rupert J., ein angesehener Speierer Schulmann, Sohn des bekannten Speierer Lyceal- und Gymnasialrectors Hofrathes Dr. Georg v. Jäger, war geboren am 1. Februar 1809 zu Kempten in Schwaben, wo sein Vater damals Gymnasialprofessor und später Gymnasialrektor war. 1817 siedelte er mit seinem Vater nach Speier über und besuchte das Gymnasium und das Lyceum (= Philosophische Facultät einer Universität) daselbst von 1818—1826. Im Alter von 17 Jahren bezog er die Universität München, wo er sich der besonderen Gunst des berühmten Humanisten Friedrich v. Thiersch erfreute; auch Schelling und Schmoller zogen ihn an. 1829/30 hörte er Niebuhr, Welcker und Näcke in Bonn, 1830 bestand er die philologisch-historische Lehramtsprüfung in München mit vorzüglichem Erfolg. Alsbald wurde er als Hilfslehrer an der Lateinschule in Frankenthal und dann in Speier verwendet, 1831 wurde er zum 2. Lehrer der Lateinschule in Kaiserslautern unter Balbier ernannt und 1833 zum Subrector und Oberlehrer in Frankenthal befördert, 1836 wurde er als Professor der damals 2. Gymnasialclasse (= Obersecunda) nach Speier berufen, 1838 wurde er Ordinarius der 3. Classe (= Unterprima) und 1842 der Oberclasse (= Oberprima) des Gymnasiums. Im Februar 1847 übernahm er nach dem Abgange Halms dessen Vorlesungen am Lyceum in Speier, und als Zeuß im Juni 1847 einem Rufe an die Universität München folgte, wurde er an dessen Stelle zum Lycealprofessor der Geschichte und Philologie in Speier befördert. Doch war es ihm nur drei Jahre vergönnt, an dieser schönen Stelle zu wirken, für die er trefflich vorgebildet war; schon am 30. April 1851 schied er aus dem Leben im Alter von erst 42 Jahren an den Folgen eines 1825 überstandenen Scharlachfiebers, die er bei seiner aufreibenden Thätigkeit nie ganz überwand, obwol er die Bäder in Ems und Homburg wiederholt besuchte. Diese immerwährende Kränklichkeit war auch die Ursache, daß J. litterarisch nicht so thätig sein konnte, wie er wollte; er hinterließ ein reiches Material, das er nicht zur Verarbeitung gebracht hatte. Von seinen gründlichen Studien Homer's zeugt seine kritische Dissertation „De Glauci Diomedisque episodio“ (Jl. 6, 119—237) aus dem Jahre 1829. 1838 schrieb er als Gymnasialprogramm eine Abhandlung „Ueber Folge und Methode bei Behandlung der lateinischen Classiker an Gymnasien“ unter der Aufschrift „Annotationum in Plutarchi vitam Caesaris specimen primum“, 41 Seiten in 4°. Zu Plutarch hatte er bedeutende Collectaneen gesammelt, die er jedoch keine Zeit fand wissenschaftlich zu verarbeiten.

Als 1839 der Historische Verein der Pfalz wieder ins Leben gerufen wurde, wählte man ihn zum Conservator des Kreisantiquariums und der reichen Sammlungen des Vereins. Eine Frucht dieser seiner Thätigkeit waren zwei antiquarische Abhandlungen im 1. und 2. Jahresbericht des Historischen Vereins der Pfalz 1842 (S. 25—69) und 1847 (S. 47—98); vgl. Heidelberger Jahrb. 1843, S. 144 ff. und 1848, S. 153 f. Diese Arbeiten brachten ihn in Verbindung mit namhaften Männern wie Creuzer und Bähr in Heidelberg, Lersch in Bonn, Pauly in Stuttgart.

*) Zu Bd. L, S. 625.

J. war wie sein Vater ein fein- und hochgebildeter Mann, der sich überall gern in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft bewegte, zu Speier in den Familien der Regierungspräsidenten v. Stichaner und Frhr. v. Stengel; ein Freund der Musik. Seine Biographen rühmen seinen hellen Verstand, seine strenge Sittlichkeit und seinen edeln Sinn, seine große Pflichttreue und Bescheidenheit. Er hinterließ einen Sohn Julius, der jetzt (1905) Generaldirectionsrath im Verkehrsministerium in München ist, und eine Tochter Lina, die ihren Vater nicht lange überlebte.

Prof. Joseph Fischer, Rupert Jäger, Professor der Geschichte und Philologie am kgl. Lyceum zu Speier, Conservator des Antiquariums und der Sammlungen des Historischen Vereins der Pfalz. Dem Jahresberichte des Gymnasiums zu Speier für das Schuljahr 1850/51 beigegeben. Speier 1851. 14 Quartseiten. — Prof. Georg Rau, Rede, gehalten bei der zum Andenken an den verstorbenen kgl. Lycealprofessor Rupert Jäger von der kgl. Studienanstalt am 12. Mai angeordneten Trauerfeier. Speier 1851. 8 Quartseiten. — Jahresbericht über das Lyceum, Gymnasium und die Lateinische Schule zu Speier in der Pfalz für das Jahr 1850/51. — Rupert Jäger, 1809—1851, Professor in Speier, von Dr. Schmitt in Edenkoben im Pfälzischen Museum von 1905. Nr. 7, S. 101—104.

J. J. H. Schmitt.

Jordan *): Wilhelm J., Geodät, geboren am 1. März 1842 zu Ellwangen, † am 17. April 1899 zu Hannover. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, widmete sich J. am Polytechnikum zu Stuttgart, welches damals eben den Charakter einer Hochschule nach Zürichs und Karlsruhes Muster anzunehmen begann, dem Studium der praktischen Geometrie. Schon 1863 bestand er die Prüfung als Geometer I. Classe, und sofort trat er als Ingenieurpraktikant beim Bahnbau ein. Aber schon drei Jahre später erhielt er eine Assistentenstelle am Polytechnikum, und wieder nur zwei Jahre dauerte es, bis der Sechsundzwanzigjährige an die Schwesteranstalt in Karlsruhe als Professor berufen ward. Seit 1882 bekleidete er die Stelle eines etatsmäßigen Professors der Geodäsie an der technischen Hochschule in Hannover, und in ihr verblieb er, bis ein ganz unerwartet rascher Tod ihn aus gesegneter Thätigkeit abberief. Das Uebermaß von Arbeit, welches ihm aufgebürdet war, konnte selbst seine anscheinend so kräftige Natur nicht mehr ertragen.

An sich haben wir es scheinbar mit dem in üblicher Weise einfach verlaufenden Leben des deutschen Gelehrten zu thun, allein schon der Umstand, daß der Vertreter der angewandten Geometrie seinen Beruf nicht bloß im Hörsale und Studirzimmer auszuüben hat, mußte mancherlei Unterbrechungen des Alltagsdaseins mit sich bringen. Von 1868 bis 1870 hatte er sich an der Vermessung der rheinischen Dreieckskette zu betheiligen, und als Vertreter des Großherzogthums Baden nahm er in früherer Zeit auch an den Arbeiten der Europäischen Gradmessung theil. Im J. 1880 hatte er bei der Messung einer Basis nächst Göttingen im Interesse der preußischen Landesaufnahme zu thun; ebenso führte er in Baden und in der Provinz Hannover größere Nivellements aus, von denen insbesondere die Canalisation von Hannover-Linden Nutzen zog. Das badische Eichwesen half er auf die jetzt von ihm erreichte Stufe heben, und die einschlägigen Studien veranlaßten längeren Aufenthalt bei der Normaleichungscommission in Berlin. Weitaus die bedeutungsvollste Unterbrechung erfuhr jedoch seine normale Wirksamkeit durch die Theilnahme an einer nach Afrika gerichteten Forschungsexpedition. Der

*) Zu Bd. L, S. 701.

bekannte Entdeckungsreisende G. Rohlfs plante 1873 eine gründliche Durchforschung der Libyschen Wüste und setzte sich zu diesem Ende in Verbindung mit dem Geodäten J., dem Geologen Zittel und dem Botaniker Ascherson. Im Winter 1873/74 fand die Reise statt, welche für die geologische Geschichte dieses noch recht wenig bekannten Theiles der Erdoberfläche die wichtigsten Ergebnisse lieferte, und zwar trugen hiezu die Ortsbestimmungen und Höhenmessungen, welche in Jordan's Hand gelegt waren, sehr wesentlich bei. Namentlich wurde jetzt zuerst festgestellt, wie tief die Depression unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt, in welcher sich dereinst das berühmte Orakel des Juppiter Ammon, noch jetzt eine interessante Trümmerstätte, erhoben hat. In die geographischen Zeitschriften gingen bald nähere Mittheilungen über die Expedition über, und zwei Jahre nachher erschien ein selbständiges Werk über dieselbe, dessen zweiter Band J. zum Verfasser hatte. Er führt den Titel „Physische Geographie und Meteorologie in der Libyschen Wüste" und ist vor allem auch deshalb von großem Werthe für den Reisenden, weil er ihm zeigt, auf welche Punkte man hauptsächlich sein Augenmerk zu richten und wie man die geographisch in betracht kommenden Aufgaben zu lösen habe.

Für die Hebung des Landmesserstandes, aus dessen Reihen er selbst hervorgegangen war, hat J. unausgesetzt die regste Theilnahme bekundet. Er war einer der eifrigsten Theilnehmer bei den Jahresversammlungen des Deutschen Geometervereins und suchte für das gesammte Vermessungswesen eine einheitliche Organisation zu erzielen. Sogar an die Begründung eines geodätischen Reichsamtes hat er gedacht. Der lange bestehende Zustand, dem zufolge die Geometer als Subalternbeamte von nur halbwissenschaftlichem Charakter betrachtet wurden, forderte seinen energischen Widerspruch heraus, und wenn hier eine Besserung angebahnt worden, wenn die amtliche und sociale Stellung des Vermessungspersonals eine ungleich würdigere geworden ist, so wird man J. unter denen, die an der Erreichung dieses Zieles mitwirkten, in erster Linie hervorzuheben haben. Von allem Anfang an unterstützte er in jeder Weise das Vereinsorgan, die „Zeitschrift für das Vermessungswesen", dessen Schriftleitung er später selbst, im Verein mit Steppes, übernahm. Die rasche und intensive Entwicklung dieses Fachblattes war zum guten Theile seine Leistung; auch als er dahingeschieden war, konnte dasselbe noch eine ganze Anzahl von Artikeln aus seiner Feder bringen, die er bereits für den Abdruck vorbereitet hatte. In den Kreisen der Fach- und Berufsgenossen hat sich J. durch seine freudige Schaffenskraft ein dauerndes Denkmal gegründet.

Als Schriftsteller ist er schon frühe hervorgetreten, und sein unermüdlicher Fleiß hat eine solche Fülle von Zeugnissen seines litterarischen Strebens entstehen lassen, daß ein näheres Eingehen darauf sich hier von selber verbietet. Nur einige wenige Momente daraus können Erwähnung finden. Noch als junger Assistent legte er die Erfahrungen, welche ihm die Beschäftigung bei den württembergischen Vermessungsarbeiten gebracht hatte, in einer inhaltreichen Schrift nieder („Die trigonometrische Höhenmessung und die Ausgleichung ihrer Resultate", Stuttgart 1866). Schon dieser Erstling zeigte, daß der Autor einen hochwichtigen Punkt, auf den er dann später immer wieder zurückkam, besonders scharf betonte, nämlich die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung zur thunlichst vollständigen Befreiung der berechneten Daten von den an und für sich unvermeidlichen Fehlern. Daß diese Ausgleichungsrechnung für höhere geodätische Operationen eine Nothwendigkeit sei, war zwar längst anerkannt, aber in der eigentlichen Feldmeßkunst nahm man es damit einstweilen noch nicht so genau, und es ist großentheils Jordan's

Verdienst, auch in diesen Kreisen der richtigen Anschauung zum Durchbruche verholfen zu haben. Sein Wort, sein Beispiel, ein dem Praktiker sehr nützliches litterarisches Hülfsmittel („Taschenbuch der praktischen Geometrie“, Stuttgart 1873) wirkten zusammen. Aus letzterem erwuchs einige Jahre später Jordan's Hauptwerk („Handbuch der Vermessungskunde“, zwei Bände, Stuttgart 1877—1878), welches in mehrere fremde Sprachen übersetzt ward und bald noch durch einen dritten Band, die Principien der Erdmessung enthaltend, bereichert werden mußte. Der erste und dritte Band haben vier, der zweite hat sogar fünf Auflagen erleben dürfen. Von größeren Werken sind dann noch die als eine Frucht der afrikanischen Reise zu betrachtende Ortsbestimmungslehre („Grundzüge der astronomischen Zeit- und Ortsbestimmung“, Berlin 1885) und eine dem Theoretiker wie dem Manne der Praxis gleich werthvolle Sammelschrift („Das deutsche Vermessungswesen“, Berlin 1882 ff.) zu nennen, von welch letzterem J. und Steppes die Redaction übernommen hatten, während zur Mitwirkung die Träger der klangvollsten Namen in der deutschen Geodäsie herangezogen worden waren. Mehrere große Tafelwerke sind gleichfalls seiner Initiative entsprossen.

Auch in kleineren Abhandlungen und in zahlreichen Bücherbesprechungen hat sich J. stets als ein selbständiger, ideenreicher Arbeiter bewährt. Für jene Hauptaufgaben der die ellipsoidische Erdgestalt berücksichtigenden Geodäsie, bei welchen es auf die Auflösung der von kürzesten Linien der krummen Fläche begrenzten Dreiecke ankommt, gab er neue und zweckmäßige Formeln. Ursprünglich an die Soldner'schen Coordinaten gewöhnt, ging er späterhin zu den Gauß'schen Methoden über und behandelte umfassend des großen Mathematikers konisch-winkeltreue Projection, zunächst zum besten der mecklenburgischen Landesvermessung. Seine Untersuchungen über die von Klose und Rheiner ausgeführte Dreiecksmessung im Großherzogthum Baden sind leider nicht im Drucke herausgegeben worden. Er war einer der ersten, welche das photogrammetrische Verfahren, das sich in der Wüste trefflich erprobte, in die Vermessungskunde einführten. Die terrestrische Strahlenbrechung, welche alle Beobachtungen fälscht, prüfte er allseitig, um die Messung von Berghöhen zu vervollkommnen, und erfand neue Mittel zu ihrer Ausmerzung, indem er zugleich auf das nicht gar so seltene Vorkommen der sogenannten Lateralrefraction aufmerksam machte. Von seinen Bemühungen um die Ausgestaltung der Methode der kleinsten Quadrate ist die Bestimmung des Maximalfehlers von Beobachtungen auszuzeichnen. Auch das kleinste, was eine Messung in ihrer Exaktheit zu beeinträchtigen geeignet war, beachtete er; als bei einer Aufnahme in der Umgebung von Hannover sich ein zuerst unerklärlicher Fehler herausstellte, wies er nach, daß die Fabrikschlöte, welche ihm als Signalpunkte gedient hatten, durch heftigen Wind in Schwankungen versetzt worden waren. Der Erdkunde leistete J. einen schätzbaren Dienst durch den Vortrag, welchen er 1889 auf dem Berliner Geographentage hielt, und worin er populär die Vortheile und Verwendbarkeit der einzelnen altimetrischen Verfahrungsweisen erörterte.

Daß J. eine in seinem Fache hoch geachtete Autorität war und daß die ihm gezollte Achtung sich nicht auf die Berufsgenossen allein beschränkte, ist nach dem Gesagten wol nicht zu verwundern. Eine größere Zahl äußerer Ehrungen konnte natürlich nicht ausbleiben. Am höchsten schätzte er selbst die ihm von der philosophischen Facultät der Universität München verliehene Ehrendoctorwürde, das äußere Zeichen des berechtigten Aufsehens, welches seine Forschungen auf afrikanischem Boden gemacht hatten.

Helmert, Wilhelm Jordan, Zeitschrift für das Vermessungswesen, 28. Band, 11. Heft. — W. Wolkenhauer, Geographische Nekrologie, Wagner's Geograph. Jahrbuch, 23. Band, Gotha 1901.

Günther.

Kekulé *): Friedrich August K., der Schöpfer der Lehre von der Valenz der Atome und der Strukturchemie, wurde am 7. September 1829 in Darmstadt als Sohn des Oberkriegsrathes Karl Kekulé geboren. Im Herbst 1847 verließ K. als einer der besten seines Jahrganges das Ludwig Georgs-Gymnasium seiner Vaterstadt mit dem Reifezeugniß, um sich in Gießen unter Ritgen's Leitung dem Studium der Architektur zuzuwenden, wozu ihn seine Anlagen zum Zeichnen und zur Mathematik besonders zu befähigen schienen. Aber bald erkannte er seinen Beruf zur Chemie, für die ihn die Vorträge Justus v. Liebig's gewannen. Nicht ohne häusliche Kämpfe setzte es K. durch, seiner Neigung folgen und das Studium der Architektur mit dem der Chemie vertauschen zu dürfen. Um ihm Zeit zur ruhigen Ueberlegung zu geben, hielt ihn seine Familie — sein Vater war am 28. August 1847 gestorben — den Winter 1848/49 in Darmstadt zurück. Er verwendete das Semester, um auf der höheren Gewerbeschule in Darmstadt, aus der sich später die technische Hochschule entwickelt hat, Vorträge über Chemie, Physik, Mechanik und Mathematik zu hören. Nebenbei bildete er sich bei einem Drechslermeister in der Kunst des Holzdrehens aus. Als sich zeigte, das Kekulé's Entschluß, Chemie zu studiren unabänderlich sei, durfte er im Sommersemester 1849 wieder die Universität Gießen beziehen. Mit leidenschaftlichem Eifer gab er sich unter Leitung von Heinrich Will und Theodor Fleitmann den experimentellen chemischen Arbeiten hin. An letzterem, dem Begründer der deutschen Nickelindustrie, gewann K. einen treuen Freund fürs Leben. Rasch vollendete K. seine analytisch-chemische Ausbildung und unternahm auf H. Will's Anregung seine erste selbständige chemische Arbeit: „Ueber die Amyloxydschwefelsäure“, die im October 1850 in J. v. Liebig's Annalen veröffentlicht wurde und auf die hin er zwei Jahre später in Gießen am 15. Juli 1852 den philosophischen Doctorgrad erwarb. Nach Abschluß dieser Versuche ließ ihn J. v. Liebig eine kurze Zeit an seinen pflanzenphysiologisch-chemischen Arbeiten theilnehmen. Im Sommer des unruhigen Jahres 1850 diente K. ein Vierteljahr als dem zweiten Aufgebot angehöriger Rekrut im ersten großherzoglich hessischen Infanterieregiment, dem jetzigen Regiment Nr. 115.

Noch hatte K. seine Studien nicht abgeschlossen, da gewährte ihm sein in London als Großkaufmann zu Reichthum gelangter Stiefbruder Karl Kekulé die Mittel eine Zeitlang ins Ausland zu gehen. K. entschied sich für Paris, ein Entschluß, der für seine wissenschaftliche Entwicklung von der größten Bedeutung werden sollte. Im Anfang Mai 1851 reiste er ab und blieb in Paris bis Anfang April 1852. Unterwegs fiel ihm im Schaufenster einer Buchhandlung in Frankfurt das Buch des französischen Gelehrten Charles Gerhardt, des Erfinders der Typentheorie auf: „Introduction à l'étude de chimie par le système unitaire“. Er kaufte es und machte sich schon auf der Reise den Inhalt zu eigen. Der Pariser Aufenthalt brachte dem Liebig'schen Schüler, der sich durch Jugendschönheit, ein natürliches, sicheres Benehmen und eine lebendige Unterhaltungsgabe auszeichnete, die Freundschaft von Charles Gerhardt, aus dessen Typentheorie sich später Kekulé's Valenztheorie entwickelte. K. hörte in Paris Vorlesungen bei Dumas, Cahours, Wurtz, Ch. Gerhardt, Payen, Magendie, Regnault und Pouillet. Auch erwarb er

*) Zu S. 98.

sich eine große Fertigkeit im Gebrauche der französischen Sprache, die ihm später zu gute kommen sollte.

Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde K. durch Liebig's Vermittlung Privatassistent bei Adolf v. Planta auf Schloß Reichenau bei Chur. Zur Annahme dieser Stellung, die er einer Assistentur bei Liebig vorzog und in der er anderthalb Jahre verblieb, mag K. vor allem der Gedanke bewogen haben, daß er einer Zeit der ruhigen Sammlung bedürfe, um die durch den Pariser Aufenthalt in ihm geweckten Ideen zu verarbeiten und auszugestalten. Gemeinschaftlich mit v. Planta untersuchte er die Engadiner Mineralquellen und die Pflanzenalkaloïde Coniin und Nikotin. Unterstützt durch seine spielend leichte Auffassungsgabe und ein Gedächtniß von unfehlbarer Treue, eignete sich K. in dieser Zeit die Gesammtsumme des damaligen Wissens über die Chemie der Kohlenstoffverbindungen an. Zugleich schwelgte sein für landschaftliche Schönheit so empfänglicher Sinn im Anblick der großartigen Schweizer Hochgebirgswelt.

Im Herbst 1853 ging dann K., als Privatassistent, wiederum durch Liebig's Vermittlung, zu John Stenhouse, Professor der Chemie am Bartholomaeus-Hospital in London. Freilich bot K. die Richtung der Arbeiten seines neuen Chefs, der sich damals hauptsächlich mit der Untersuchung neuer Droguen beschäftigte, keine tiefere Anregung. In London schloß sich K. besonders an Williamson an; er lernte Odling kennen und stand in anregendstem, freundschaftlichem Verkehr mit Reinhold Hoffmann, Williamson's Assistenten und Hugo Müller, einem Schüler Wöhler's und Assistent bei Warren de la Rue. In der kargen freien Zeit, die ihm seine Stellung ließ, führte K. seine erste völlig selbständige Experimentaluntersuchung über die Thiacetsäure aus, deren Ergebnisse er in der Sitzung vom 5. April 1854 der Royal Society vorlegte, sie enthält die Grundzüge seiner Theorie von der Werthigkeit der Atome oder der Valenztheorie.

Es ist hier nicht der Ort, die Verdienste von Kekulé's Zeitgenossen Frankland, Kolbe, Charles Gerhardt, Wurtz, Williamson und Odling um die Ausbildung des Begriffes der Werthigkeit der Elemente in ihren Beziehungen zu Kekulé's Valenztheorie darzulegen. Nur soviel sei hervorgehoben, daß die Valenztheorie in innigstem Zusammenhang mit Gerhardt's Typentheorie steht.

Während seines Londoner Aufenthaltes faßte K. den Entschluß sich dem akademischen Lehrberuf zuzuwenden; seine Lehrjahre waren vorüber. Er habilitirte sich im Winter 1856 in Heidelberg für organische Chemie. Dort übte damals Robert Bunsen eine große Anziehungskraft besonders auch auf ausländische Studenten aus, neben ihm wirkte als Professor der Physik Kirchhoff. In Bunsen's überfülltem Laboratorium war kein Raum für den jungen Privatdocenten, dessen Hauptarbeitsfeld die organische Chemie war, von der sich Bunsen längst abgewendet hatte. Mit den beschränktesten Mitteln richtete sich K. im Hause des Mehlhändlers Goos in Heidelberg ein Privatlaboratorium und ein Auditorium ein. Reinhold Hoffmann beendete als erster Praktikant Kekulé's dort seine Arbeit über die Monochloressigsäure. Auch Adolf v. Baeyer schloß sich damals an K. an und führte in Kekulé's Laboratorium seine Arbeit über organische Arsenverbindungen aus. Kündig entdeckte unter Kekulé's Leitung die Bildung von Acetamid aus Ammoniumacetat. „Obwohl Kekulé bei Beginn seiner Lehrthätigkeit erst im Alter von 27 Jahren stand, wuchs er erstaunlich rasch zu einer Größe ersten Ranges heran.“ Der Kreis, in den K. eintrat, umfaßte eine Reihe Bunsen'scher Schüler, die später Hochschullehrer wurden. Es seien Carius, Pebal, Landolt, Beilstein, Lothar Meyer und H. E. Roscoe genannt. Auch Emil Erlenmeyer ließ sich zu jener Zeit in

Heidelberg nieder und richtete sich in demselben Haus wie K. ein Privatlaboratorium ein.

In Heidelberg veröffentlichte K. seine berühmte Abhandlung über das Knallquecksilber, in der er den Kohlenstoff vor Archibald Couper, als ein vierwerthiges Element erkennt, d. h. als Element, von dem ein Atom die Fähigkeit hat, sich mit vier Atomen eines anderen einwerthigen Elementes, z. B. vier Wasserstoffatomen zu verbinden. Es folgen seine Abhandlungen: „Ueber die sog. gepaarten Verbindungen und die Theorie der mehratomigen Radicale", „Ueber die Constitution und die Metamorphosen der chemischen Verbindungen" und „Ueber die chemische Natur des Kohlenstoffs". In der letzten dieser drei Abhandlungen findet sich die Stelle, die August K. den Namen des Philosophen in der Chemie verschaffte. Sie sei wörtlich angeführt als ein Denkmal Kekulé'scher Geistesarbeit aere perennius:

„Ich halte es für nöthig und bei dem jetzigen Stande der chemischen Kenntnisse für alle Fälle für möglich, bei der Erklärung der Eigenschaften der chemischen Verbindungen zurückzugehen bis auf die Elemente selbst, die die chemischen Verbindungen zusammensetzen. Ich halte es nicht mehr für die Hauptaufgabe der Zeit, Atomgruppen nachzuweisen, die gewisser Eigenschaften wegen als Radicale betrachtet werden können, und so die Verbindungen einigen Typen zuzuzählen, die dabei kaum eine andere Bedeutung als die einer Musterformel haben. Ich glaube vielmehr, daß man die Betrachtung auf die Constitution der Radicale selbst ausdehnen, die Beziehungen der Radicale unter einander ermitteln und aus der Natur der Elemente ebensowohl die Natur der Radicale, wie die der Verbindungen herleiten soll. Die früher von mir zusammengestellten Betrachtungen über die Natur der Elemente, über die Basicität" — oder wie wir heute sagen der Valenz — „der Atome bilden dazu den Ausgangspunkt."

K. entwickelte die Verkettungstheorie der Atome mehrwerthiger Elemente. Er erklärte die unermeßliche Mannichfaltigkeit der Kohlenstoffverbindungen durch die Fähigkeit der Kohlenstoffatome, sich mit einander unter Verwendung eines Theiles ihrer Valenzen zu Kohlenstoffketten zu verbinden. Die nicht auf Kohlenstoffbindung verwendeten Valenzen der Kohlenstoffatome werden verbraucht, um die Atome anderer Elemente oder andere Atomgruppen festzuhalten.

Der Weiterentwicklung der Dalton'schen Atomtheorie war damit in glänzender Weise erreicht.

Besonders die zuletzt erwähnte Abhandlung Kekulé's erregte in Fachkreisen großes Aufsehen und so wurde er schon im J. 1858 auf Rath von Jean Servais Stas von der belgischen Regierung als ordentlicher Professor der Chemie nach Gent berufen. Dank seinem früheren Aufenthalte in Paris war K. in der Lage sofort seine Vorlesungen in französischer Sprache und zwar mit glänzendem Erfolg zu halten. In dem von ihm neu eingerichteten, bald nicht genug Raum bietenden Laboratorium versammelt sich um den jungen Meister ein Kreis begeisterter Schüler. Aus Heidelberg waren ihm Kündig und Adolf v. Baeyer gefolgt. Zu Kekulé's Genter Schülern zählen Hübner, Ladenburg, Linnemann, Foster, Fitz, Radziszewski, zu seinen damaligen Assistenten Swarts, Karl Glaser und Wilhelm Körner. Innige Freundschaft verband K. mit Stas; auch dem damaligen belgischen Minister Charles Rogier trat er näher. Kekulé's sicheres weltmännisches Auftreten, sein schlagfertiger Witz, seine umfassende allgemeine und naturwissenschaftliche Bildung öffneten ihm die besten Genter Gesellschaftskreise. In diesen lernte

er die anmuthige Stephanie Drory kennen, die Tochter des Inspecteur général der Imperial Gas Association Georg William Drory's, eines geborenen Engländers, die er 1862 heimführte. Leider verlor K. seine junge Gattin nur zu bald, sie starb wenige Tage nach der frühzeitigen Geburt seines Sohnes Stephan, dem sie am 1. Mai 1863 das Leben schenkte. Nur schwer hat K. den frühen Verlust seiner Gattin überwunden.

Von den Experimentalarbeiten die K. in Gent ausführte, seien folgende hervorgehoben: die Umwandlung der Bernsteinsäure durch Mono- und Dibrombernsteinsäure in Aepfelsäure beziehungsweise inactive Weinsäure und Traubensäure; ferner die Verfolgung der Additionsreactionen der Maleïn- und Fumarsäure, Citra-, Mesa- und Itaconsäure; die Elektrolyse der Bernsteinsäure; Maleïn- und Fumarsäure.

Schon in Heidelberg Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte K., von seinen neuen theoretischen Anschauungen ausgehend, mit überlegener Meisterschaft die organische Chemie oder die Chemie der Kohlenstoffverbindungen in einem ausführlichen, bei Enke in Stuttgart verlegten Lehrbuch zu behandeln begonnen, dessen erster Band 1861 vollendet vorlag. Noch zwei Bände wurden später herausgegeben, aber das groß angelegte Werk ist unvollendet geblieben, denn einmal ging die Entwicklung der organischen Chemie zu rasch vorwärts, um den gewaltigen Stoff mit der Ausführlichkeit zu behandeln, mit der es in den ersten Theilen geschehen war, und dann genügte auch der ursprüngliche Rahmen nicht mehr für die zahllosen neuen Erscheinungsformen der kohlenstoffhaltigen Ringsysteme. Zu einer Aenderung der ganzen Art der Behandlung und des Systems aber konnte sich K. in späteren Lebensjahren nicht mehr entschließen. In den Fachkreisen und weit darüber hinaus auch bei den Gelehrten, die der organischen Chemie nur als Hülfswissenschaft bedurften, erregte Kekulé's Lehrbuch ungetheilte Anerkennung. Klar wie noch nie zuvor waren in der Einleitung die Grenzen von Thatsachen und Annahmen in der Chemie auseinandergesetzt. Der Bau der Moleküle der Kohlenstoffverbindungen wurde aus der Valenz der sie zusammensetzenden Atome und ihrem Gesammtverhalten abgeleitet, wie es die Umwandlungs-, Abbau- und Aufbaureactionen erkennen ließen.

1865 beschenkte K. die Wissenschaft mit der Benzoltheorie oder der Theorie der aromatischen Substanzen, die am meisten zum Ruhme ihres Schöpfers beitrug. K. führte die aromatischen Substanzen, die sich durch ihr eigenthümliches Verhalten auszeichnen, auf das im Steinkohlentheer enthaltene Benzol als Grundkohlenwasserstoff zurück. Er nahm in dem Benzol und allen Benzolabkömmlingen einen Ring an, der aus sechs miteinander in abwechselnder doppelter oder einfacher Bindung befindlichen Kohlenstoffatomen besteht. Ein Gebiet von grenzenloser Ausdehnung wurde durch diese Idee theoretisch erschlossen, es umfaßt alle Kohlenstoffverbindungen, die man sich durch Ersatz der Wasserstoffatome des Benzols durch die Atome anderer Elemente abgeleitet denken kann. Die Ermittlung des Baues oder der Struktur der in der Natur vorkommenden, sowie der künstlich dargestellten aromatischen Verbindungen wurden damit der zielbewußten experimentellen Forschung zugänglich.

Um die Vorstellungen, die man sich auf Grund der Valenztheorie von der Verkettung und Ringbildung der Kohlenstoffatome untereinander und mit den Atomen anderer Elemente machte, seinen Schülern durch die Anschauung übermitteln zu können, erdachte K. Atommodelle verschiedener Form, zuletzt solche, die die Atome der Elemente durch gleich große, verschieden gefärbte Holzkugeln darstellten, z. B. das einwerthige Wasserstoffatom durch eine weiße, mit einer Messinghülse versehene Kugel, das vierwerthige Kohlenstoffatom durch

eine schwarze Kugel, die mit vier gleich langen, nach den Ecken eines regulären Tetraeders gerichteten Messingstäben versehen ist. Diese Atommodelle ließen sich ohne Schwierigkeit in der verschiedensten Art miteinander verbinden und ermöglichten eine greifbare Vorstellung über den Bau der Molekule. Damit war nicht nur dem Lehrer und Schüler, sondern auch dem Forscher ein ausgezeichnetes wissenschaftliches Hülfsmittel für chemische Betrachtungen an die Hand gegeben. K. führte sein Ringen nach einer Veranschaulichung des Baues chemischer Verbindungen durch Atommodelle gern auf seine architektonischen Studien zurück.

Auf Grund seiner Benzoltheorie wendete sich K. damals auch experimentellen Arbeiten auf diesem Gebiete zu. Er fand eine Synthese aromatischer Monocarbonsäuren durch gleichzeitige Einwirkung von Natrium und Kohlendioxyd auf Brombenzol und alkylierte Brombenzole, er lehrte die aromatischen Diazoamidoverbindungen in Amidoazoverbindungen umlagern und klärte die Constitution der von Peter Grieß entdeckten aromatischen Diazoverbindungen auf.

August K. hatte den Gipfel seines Ruhmes erreicht. Die preußische Regierung berief ihn 1867 an August Wilhelm Hofmann's Stelle, der Nachfolger Mitscherlich's in Berlin wurde, an das neuerbaute chemische Institut der Universität Bonn. Die Einrichtung und Leitung des Instituts übernahm K. zunächst gemeinschaftlich mit Hans Landolt, bis dieser einem Rufe nach Aachen folgte.

Die ersten Jahre seiner Bonner Thätigkeit brachten zahlreiche Experimentaluntersuchungen Kekulé's meist aus dem Gebiet der aromatischen Substanzen, die er zum Theil in Gemeinschaft mit Schülern ausführte, die ihm auch in Bonn zuströmten. So arbeitete er mit Szuch über das Phenylmercaptan und Phenylsulfid, mit Thorpe über Aethylbenzoësäure, mit Hidegh über Oxyazobenzol, mit Franchimont über das Triphenylmethan, mit Pott und Flesch über die Bildung von Cymol aus Campher mit Phosphorpentasulfid. An letztere Beobachtung knüpfte K. Betrachtungen über die Constitution des Camphers. Auch mit dem Indigo beschäftigte er sich damals und stellte die später durch Synthese von Claisen und Shadewell als richtig bewiesene Isatinformel auf. Auf dem Gebiete der Fettchemie bewegten sich seine, gemeinschaftlich mit Zincke ausgeführten Untersuchungen über die polymeren Modificationen des Acetaldehyds. Hervorgehoben seien auch Kekulé's Betrachtungen über die Condensation des Acetaldehydes und die Constitution des Phorons.

1873 lehnte K. einen ehrenvollen Ruf, als Liebig's Nachfolger Bonn mit München zu vertauschen, ab.

Im J. 1876 schloß K. eine zweite Ehe mit Louise Högel, einer Rheinländerin, die ihm bis zu seinem Lebensende eine treue Gefährtin und namentlich in dem Leiden seiner letzten Lebensmonate eine aufopfernde Pflegerin gewesen ist. Dieser Ehe entsprossen ein Sohn Fritz und die beiden Töchter Louise und Auguste. Das weiche Gemüth Kekulé's trat besonders zu Tage in der rührenden Zärtlichkeit, mit der er seinen Kindern zugethan war.

Das Vertrauen seiner Collegen berief K. im Herbst 1877 als Rector Magnificus an die Spitze der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Aus dieser Zeit stammt die am 18. October 1877 zum Antritt des Rectorates gehaltene Rede: „Die wissenschaftlichen Ziele und Leistungen der Chemie" und die am 22. März 1878 am Geburtsfest Kaiser und Königs Wilhelm I. gehaltene Rede: „Die Principien des höheren Unterrichts und die Reform der Gymnasien".

Allmählich machte sich bei K. eine nach den fast übermenschlichen Arbeitsleistungen der Heidelberger und Genter Zeit erklärliche, langsam zunehmende

Erschöpfung bemerklich, dazu kam eine ihn störende Schwerhörigkeit. Aber stets verfolgte er mit aufmerksamem Blick die Fachlitteratur, wofür von Zeit zu Zeit durchschlagende kritische Experimentaluntersuchungen, die er mit seinen Schülern und Assistenten ausführte, Zeugniß ablegen. Mit Richard Anschütz veröffentlichte K. die Oxydation der Fumarsäure zu Traubensäure und der Maleïnsäure zu inactiver Weinsäure. Einwände gegen seine Benzolformel beseitigte er durch die in Gemeinschaft mit Hugo Schröter ausgeführte Untersuchung „Ueber die Carboxytartronsäure" und durch eine mit Otto Strecker veröffentlichte Arbeit „Ueber die Trichlorphenomalsäure". Eine Reihe seiner Bonner Assistenten und Mitarbeiter wie Glaser, Zincke, Wallach, Claisen, Klinger, Bernthsen, Anschütz, Bredt, Hugo Schröter nahmen später leitende Stellen an Hochschullaboratorien oder in der Theerfarbenindustrie ein.

Im Frühjahr 1896 erkrankte K. an Grippe und Lungenentzündung, es entwickelte sich ein Herzleiden, das um die Mittagsstunde des 13. Juli sein großes Forscherleben endete.

Es ist schwer wenn nicht geradezu unmöglich, den Einfluß der aus der Vierwerthigkeit des Kohlenstoffs abgeleiteten Theorien der Verkettung und der Ringschließung der Kohlenstoffatome auf die Entwicklung der organischen Chemie zu ermessen, aber man kann ihn nicht leicht zu hoch bewerthen. Besonders der im Gebiete der Kohlenstoffverbindungen thätige Forscher lebt im Banne der Kekulé'schen Ideen: sie geben ihm den Schlüssel zum Verständniß der Aufbau- und Abbau-Reactionen auch der verwickeltsten Kohlenstoffverbindungen, sie ermöglichen ihm, die weit über hunderttausend bis jetzt bekannten Kohlenstoffverbindungen zu ordnen, sie lehren ihn die genetischen Beziehungen nicht nur ein-, sondern häufig voraussehen. So umschlossen Kekulé's Theorien in der That eine Zeitlang fast den Gesammtumfang unseres Wissens über die Kohlenstoffverbindungen und trugen die Keime zur Weiterentwicklung in sich. Aus Kekulé's Kohlenstoffmodell ist die Theorie des asymmetrischen Kohlenstoffs von van't Hoff und Le Bel und Adolf v. Baeyer's Spannungstheorie herausgewachsen.

Kekulé's Theorien, besonders seine Benzoltheorie, geben die wissenschaftliche Grundlage für die Fabrikation der künstlichen organischen Farbstoffe, Arzneimittel und Riechstoffe ab, für deren Gewinnung der Steinkohlentheer das Hauptausgangsmaterial bildet. Nicht nur gelang es werthvolle, in der Natur vorkommende Farbstoffe wie Alizarin und Indigo auf Grund der durch Kekulé's Theorien gewonnenen Einsicht in die Struktur ihrer Moleküle aus Theerkohlenwasserstoffen aufzubauen, sondern Scharen organischer Farbstoffe, Arzneimittel und Riechstoffe, die wir in der Natur nie finden werden, erblickten in den verflossenen vierzig Jahren in den Laboratorien der Hochschulen und der Fabriken das Licht der Welt. K. selbst hat sich an der Herstellung technisch werthvoller Kohlenstoffverbindungen niemals betheiligt, aber seiner Benzoltheorie ist das beispiellose Aufblühen der deutschen Theerfarbenfabriken, das er miterleben durfte, zu verdanken. Bei Gelegenheit der im J. 1890 von der Deutschen chemischen Gesellschaft in Berlin veranstalteten 25jährigen Jubelfeier der Kekulé'schen Benzoltheorie ehrten deutsche Theerfarbenfabriken den Schöpfer dieser Theorie und sich selbst, indem sie Kekulé's Bild, von Angeli's Meisterhand gemalt, der Nationalgalerie überwiesen, um von dieser hervorragenden Stelle aus die Züge eines der erfolgreichsten Denker der deutschen Nation der Nachwelt vor Augen zu führen. In wichtigen Patentstreitigkeiten der großen Theerfarbenfabriken wurde K. zum Schiedsrichter aufgerufen und beeinflußte durch seine tief durchdachten Gutachten die Entwicklung unseres Patentrechtes.

Auch sonst hat es K. an Anerkennung seiner Verdienste nicht gefehlt; er war Mitglied der meisten europäischen Akademien, außer anderen Auszeichnungen wurde ihm 1874 die Copley-Medaille, 1885 die Huyghens-Medaille, 1888 der bairische Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft, am 31. Mai 1893 die Friedensclasse des preußischen Ordens pour le mérite verliehen.

Durch Diplom vom 27. März 1895 wurde dem Geheimen Regierungsrath Professor Dr. August Kekulé von Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II., der als Prinz Wilhelm im Sommersemester 1878 bei K. Experimentalchemie gehört hatte, der ausländische Adel unter dem von seinen böhmischen Vorfahren geführten Namen „Kekule von Stradonitz“ nebst dem überkommenen Wappen anerkannt und erneuert.

In K. fanden sich in glücklichster Weise die Gaben des Forschers mit denen des Lehrers vereinigt. Seine Vorlesungen waren übersichtlich in der Anordnung des Stoffes, klar und anschaulich in der Darstellung und unübertroffen in der Art, wie die von ihm mit spielender Leichtigkeit und Anmuth ausgeführten Vorlesungsversuche sich dem Lehrvortrag einfügten.

Vor dem chemischen Institut zu Bonn, in dem August K. als einer der gefeiertsten Lehrer der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität fast 30 Jahre wirkte, erhebt sich das am 9. Juni 1903 enthüllte Erzstandbild Kekulé's inmitten anmuthiger Gartenanlagen. Das von Hans Everding aus Rom geschaffene Denkmal stellt uns K. im kräftigsten Mannesalter, als akademischen Lehrer dar, umgeben von den durch Sphinxe versinnbildlichten Räthseln der Chemie. Als Ornament hat der von seiner Aufgabe durchdrungene Künstler, um die berühmteste Leistung Kekulé's zum Ausdruck zu bringen, Sechsecke in die Lagen eingefügt, die den Sockel der Sphinxe mit dem Postament verbinden. Everding will damit sagen, daß ein Theil des Weges, der zur Lösung der räthselvollen chemischen Naturerscheinungen führt, durch Kekulé's Benzoltheorie erhellt ist. Die Verdienste dieser Theorie um die Theerfarbenfabriken bringt ein Broncerelief zum Ausdruck: die Wissenschaft schenkt der Industrie Kekulé's Modell des Benzols.

August K. wurde auf dem Poppelsdorfer Friedhof am Abhang des Kreuzberges bei Bonn bestattet. Sein Grabdenkmal trägt in rothen schwedischen Granit eingelassen ein von dem Bonner Universitätsbildhauer Professor Küppers modellirtes ausgezeichnetes Broncerelief, das die Züge des gealterten Gelehrten auf das treuste wiedergibt.

Kekulé's Abhandlungen finden sich größtentheils in Liebig's Annalen der Chemie, in den Berichten der Königlich Belgischen Akademie zu Brüssel und in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft.

Bei der Abfassung vorstehender Lebensbeschreibung wurden unter anderen folgende litterarische Hülfsmittel benutzt: Bericht über die Feier der Deutschen Chemischen Gesellschaft zu Ehren August Kekulé's von Gustav Schultz: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 1890, Bd. 23, S. 1265 bis 1312. — August Kekulé Nachruf von Richard Anschütz: Chronik der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität zu Bonn, Jahrgang 22, S. 9—15. — Gedächtnißrede auf August Kekulé von Otto Wallach: Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftliche Mittheilungen 1897, Heft 1. — August Kekulé Nachruf von Otto Wallach: Naturwissenschaftliche Rundschau, Jahrgang XI, Nr. 34. — August Kekulé Nachruf von H. Wichelhaus: Die Chemische Industrie, Jahrgang XIX, S. 313—315. — August Kekulé Nachruf von Wilhelm Königs: Münchener Medizinische Wochenschrift 1896, Nr. 39, 40 und 41. — Kekulé Memorial Lecture by Francis R. Japp, F. R. S.: Journal of the Chemical Society,

London 1897, S. 97—138. — Ein Dreigestirn großer Naturforscher an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert, II, von A. Kußmaul: Deutsche Revue 1902, Bd. 27, S. 173—187. — Das Kekulé-Denkmal in Bonn und die Feier seiner Enthüllung am 9. Juni 1903 von Eberhard Rimbach: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 1903, Bd. 36, S. 4614—4640. Richard Anschütz.

Keller *): Gottfried K., schweizerischer Dichter, von Glattfelden (Kanton Zürich), geboren in Zürich am 19. Juli 1819 (im Hause „zum goldenen Winkel", jetzt Neumarkt Nr. 27), war das zweite Kind des aus Glattfelden stammenden Drechslers Hans Rud. Keller (1791—1824) und dessen Gattin Elisabeth Scheuchzer (1787—1864). Der Vater war nicht nur ein geschickter Handwerker, sondern ein eifriger, für den politischen Fortschritt des Schweizerlandes und für das Wohl seiner Mitbürger ernstlich besorgter Mann, nicht ohne poetische Anlagen. Die Mutter, eine schlichtere Natur, war trotz ihrem nüchtern praktischen Sinne ebenfalls nicht ohne Gefühl für Poesie. Im Sommer 1817 waren die jungen Eheleute nach Zürich gezogen; Geschäft und Haushalt begannen zu blühen. Da starb (1824) der Vater, und die Wittwe stand mit dem fünfjährigen Gottfried und der 1822 geborenen Regula allein in der Dürftigkeit, aus der sie sich mit ihrem Manne eben herausgearbeitet hatte. K. hat seinen Vater nie vergessen. Ganz eng aber schloß er sich nun an die Mutter an; Mutter und Sohn sind auch später ein innig gepflegtes Lieblingsthema des Dichters gewesen. Die Jugend Keller's ist aus dem „Grünen Heinrich" bekannt: es sei in diesem Roman, sagt er in dem Aufsatz „Autobiographisches" („Nachgelassene Schriften und Dichtungen" S. 20) „die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr". Diese Jugend war, trotz äußerer Beschränkung und Dürftigkeit, im Ganzen eine heitere, so daß der etwas verschlossene, zum Trotz neigende, innerlich aber sehr regsame Knabe nicht unter dem Drucke der kleinen Verhältnisse zu leiden hatte. Mit sechs Jahren kam er in die Armenschule „zum Brunnenthurm"; seine Erlebnisse dort („Meierlein" u. s. w.) sind im „Grünen Heinrich" geschildert. Auf dem Dachboden eines befreundeten Hauses fand er das Bild des „Meretlein's"; auch „Frau Margreth" und „Vater Jakoblein" sind Figuren aus Keller's Jugendbekanntschaft: Jakob Bächtold hat diesen ganzen Kreis in seiner Keller-Biographie (Bd. I, S. 16 ff.) genau beschrieben. Von 1831—1833 besuchte K. als Sohn eines Niedergelassenen das „Landknabeninstitut". Aus dieser Zeit stammen kindliche, aber bereits Talent verrathende Zeichnungen Keller's, ferner Entwürfe zu kleinen Dramen, über die er selbst im Aufsatz „Autobiographisches" (a. a. O. S. 14 ff.) berichtet. Im Frühjahr 1833 trat K. in die Zürcher „Industrieschule" über. Er war ein fleißiger Schüler, daneben zu Possen geneigt, aber kaum mehr als Andere. Durch eine Verknüpfung unglücklicher Umstände (s. darüber Bächtold I, S. 37 ff.) wurde er jedoch im Juli 1834 aus der Schule gewiesen; er hat diese ungerechte Relegation oder, wie er zu sagen pflegte, die Schuld an seinem „verhunzten" Bildungsgang den Schulbehörden nie verziehen. Er wurde dadurch schon in der Jugend ein Einsamer, und sein strenges, knorriges, wortkarges Wesen konnte sich besonders deutlich ausbilden. Er streifte nun, von der etwas zu nachsichtigen Mutter nicht gehindert, in Feld und Wald umher und hielt sich mit besonderem Vergnügen beim Bruder seiner Mutter, dem Arzt Joh. Heinr. Scheuchzer (1786 bis 1856) (dem Oheim Pfarrer des „Grünen Heinrich") und dessen Frau

*) Zu S. 108.

Regula, geb. Frey (dem Urbilde der Frau Regel Amrain), auf. Schon vorher hatte er den Entschluß gefaßt, Landschaftsmaler zu werden. Die Mutter erkundigte sich nach einer Lehre und übergab ihn dann einem Peter Steiger (dem „Habersaat“ des „Grünen Heinrich“) zur Ausbildung; aber K. lernte dort nichts als eine faustfertige, oberflächliche Manier des Copirens. Er machte sich übrigens bald von dieser Lehre los und richtete sich im elterlichen Hause ein Atelier ein; aber über abenteuerlich romantisirende, dilettantenhafte Compositionen ist er dort nicht hinausgekommen. Zu Weihnachten 1835 wurde K. confirmirt: wie sehr ihn dieses Ereigniß innerlich bewegt hat, ist ebenfalls aus dem „Gr. H.“ (Bd. II, Cap. 11 u. 12) zu ersehen. Im Sommer 1837 kam K. in die Hände eines wirklichen Künstlers: Rudolf Meyer von Regensdorf (des „Römers“ im „Gr. H.“, Bd. III, Cap. II u. V). Auch da copirte der Schüler; aber der Meister hielt ihn auch zum Naturstudium an. Leider wurde Meyer geisteskrank. K. stand also wieder rathlos da. Aus jener Zeit stammt ein Brief des angehenden Malers an Joh. Müller aus Frauenfeld (Bächtold I, S. 62 ff.) mit Schilderungen des eigenen Zustandes, die den künftigen Schriftsteller deutlicher und charakteristischer ahnen lassen als die damaligen Aquarelle den Maler. Sodann sind in jener Zeit schriftliche Darstellungen von Landschaften, nach Keller's Ausdruck „idyllische Naturschilderungen in der Art Jean Paul'scher Traumbilder“ entstanden; auch einen „Rückfall“ ins Dramatische constatirt der Aufsatz „Autobiographisches“ (a. a. O. S. 16) für jene Epoche. Neben diesen schriftstellerischen Versuchen und der Arbeit als Maler las K. viel. Dann erfaßte ihn die erste Liebe; die Erwählte hieß Henriette Keller (1818—1838) und war ein lieblich zartes Kind, das 19jährig in Richtersweil gestorben ist, nachdem K. es als Bewohnerin des Hauses seiner Mutter und als Sommergästchen in Glattfelden kennen gelernt hatte. Auf ihren Tod hat er ein an Heine anklingendes Gedicht gemacht (Bächtold I, S. 81): Henriette ist das zarte Urbild der Anna des „Grünen Heinrich“. Das Lied auf ihr Grab ist, neben zwei noch früher entstandenen Liebesgedichten (Bächtold I, S. 424 ff.), die erste Lyrik Gottfried Keller's. Nach seinem 20. Geburtstage, an dem er seinem Freunde Joh. Müller einen bedeutsamen Brief geschrieben hatte (bei Bächtold I, S. 84 ff.), that K. in seiner Malerlaufbahn einen Schritt vorwärts; er entschloß sich, nach München zu gehen, um dort mit der Malerei von vorn anzufangen. Noch bewegte den von Vaters Erbtheil her für politisch-freiheitliche Bewegungen stets rasch und heftig Entflammten der unter dem Namen „Züriputsch“ bekannte conservative Bauernaufstand gegen die Berufung des Professors D. F. Strauß (6. September 1839) aufs Tiefste; dann reiste er mit geringer Barschaft, etwa dem vierten Theil einer kleinen väterlichen Hinterlassenschaft, nach München. Die Stadt gefiel ihm, nicht so die Bewohner; er hielt sich darum fast nur an die Schweizer Landsleute, speciell an den Zürcher Maler Joh. Salomon Hegi. An der Akademie hätte er kaum aufgenommen werden können; er betrieb deshalb seine Malerausbildung wieder selbst, besuchte etwa das Atelier eines Collegen und studirte in den Museen. Also wieder keine rechte Ausbildung; darum auch in München kein Erfolg. Denn daß er in der Schweizer-Gesellschaft als drolliger Spaßmacher gerne gesehen war und daß er dort litterarische Schnurren verfaßte (s. Bächtold I, S. 427 ff.), das förderte ihn nicht. Dazu trat eine Krankheit (Typhus) und kam, was das Schlimmste war, die Noth. Die Erbsumme war verbraucht; die Mutter konnte neue Mittel nicht schaffen; so zieht sich denn durch die Münchner Briefe an Frau Elisabeth das Thema der Geldverlegenheit in fast endlosen Variationen hin. Die Mutter forderte schließlich den Muthlosen auf, heimzukommen und etwas anderes zu werden;

aber K. blieb, bis er sich genöthigt sah, seinen ganzen Kunstbesitz (Skizzen, Aquarelle, Cartons) mit seiner letzten Habe zum Trödler zu tragen, ja endlich, wie sein „Grüner“, Flaggenstangen blau-weiß anzustreichen (October 1842). Im November endlich verschwand er aus München und kehrte heim: als Maler gescheitert. Und doch war die Münchner Zeit keine vergebliche gewesen: sie hat ihm den Hauptstoff zum „Grünen Heinrich“ geschenkt.

Es folgten nun sechs Jahre in der Heimath (1842—1848); K. hat sie „verlorene“ genannt; sie waren schlimm: er führte ein Einsiedlerleben, war womöglich äußerlich noch rauher als früher. Aber er ist in jener Zeit innerlich zum Dichter gereift. Das geht objectiv aus dem Tagebuch hervor, das er vom 8. Juli bis zum 16. August 1843 geführt hat. Wir erfahren da z. B. von vielartiger Lectüre; namentlich zog ihn Jean Paul magisch an (Bächtold I, S. 209); er versuchte auch wieder zu malen; doch gelangen ihm die Bilder mit Worten besser als mit dem Pinsel. Endlich sprang auch der Quell der Poesie hervor: „Ich habe“, heißt es am 11. Juli 1843, „nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probiren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und das andere vernachlässigen“. Er berichtet da von einigen Gedichten, die er zur Versendung an eine Zeitschrift zusammengepackt, und von einer Erzählung („Reisetage“), die er begonnen habe. Sodann trat der Plan eines „traurigen kleinen Romanes“ hervor „über den tragischen Abschluß einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen . . . Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem cypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben wurde“ (Nachgel. Schr. S. 18). Aber kaum hatte er zu schreiben angefangen, so „gab es unversehens eine klangvolle Störung“: es rauschte die Lyrik aus seinem Innern. Zunächst politische Poesie, stark subjectiv, dabei aber in der Form oft an Heine, Lenau, Freiligrath, Herwegh angelehnt. Nur drei von diesen Gedichten sind später in die erste Sammlung Keller'scher Lyrik (1846) aufgenommen worden; eine Auswahl aus dem übrigen 1843 Gedichteten gibt Bächtold (I, S. 432 ff.). Wegen der Herausgabe seiner Gedichte wandte sich K. an Dr. Julius Fröbel, den Begründer des „litterarischen Comptoirs Zürich und Winterthur“, das 1841 Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen“ herausgegeben hatte. Fröbel wies ihn an Adolf Ludwig Follen, der damals in Zürich lebte und einem Kreise deutscher Revolutionäre angehörte, den K. sehr hoch schätzte. Follen fand in den Gedichten „viel lyrisches Feuer, auch Ohr für den Vers“, und half sofort bei einer Umarbeitung und Sichtung mit, so daß in den Jahrgängen 1845 und 1846 des beim „litterarischen Comptoir“ herausgegebenen „deutschen Taschenbuches“ die „Lieder eines Autodidakten (Gottfried Keller von Glattfelden bei Zürich)“ herauskommen konnten. Sie wurden an verschiedenen Orten rühmend begrüßt. K. eilte dann als überzeugter Radicaler in die Freischarenzüge des Jahres 1845: revolutionäre Bewegungen, welche im wesentlichen gegen die Jesuiten in Luzern gerichtet waren, mangels genügender Organisation aber gescheitert sind. Erlebnisse aus diesen Zügen hat er später in der prächtigen Novelle „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ verwerthet, gleich wie er die Siebenmännergesellschaft der Aufrechten, z. Th. Freunden seines Vaters, mit denen er damals in Verkehr trat, in der köstlichsten seiner humoristischen Erzählungen geschildert hat. Zu Anfang 1846 erschienen dann bei Winter in Heidelberg Keller's „Gedichte“ als Bändchen von 346 Seiten. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ meinten dazu: „Wenn irgend Einer, so hat Keller eine Gegenwart, die ihm die Zukunft verbürgt.“ Dieses prophetische Wort begreifen wir jetzt angesichts

der Ursprünglichkeit und Tiefe der Keller'schen Lyrik in seiner vollen Bedeutung. Unter den Vaterlandsliedern findet sich zwar noch manches (nach der ersten politischen Lyrik entstandene) grimmige, blutig höhnende Trutzgedicht, aber auch eine so unvergängliche Perle ist darunter wie „An mein Vaterland", ein Gedicht, das K. selbst allerdings nie besonders geliebt hat, das aber, trotz der schwierigen Melodie Wilhelm Baumgartner's, eines der volksthümlichsten Schweizerlieder (wenn auch nicht Nationalhymne) geworden ist. Unter den Naturpoesien sodann stehen Gedichte, die dem Besten deutscher Lyrik zugehören; in ihnen klingt kein fremder Ton mehr mit; sie sind Seele Gottfried Keller's, die alle Schönheiten, alle Aufschwünge, alle Wunder der Natur als Offenbarungen empfindet und diese wieder außer sich setzt als Leben gewordene Träume, von denen aber das Traumhafte nicht abgestreift ist. Und dabei welche Kraft und mitnehmende Gewalt der Anschauung in Gedichten wie „Abendlied. An die Natur":

„Hüll' ein mich in die grünen Decken
Mit deinem Säuseln lull' mich ein!
Bei guter Zeit magst du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein.
Ich hab' mich müd in dir ergangen,
Mein Aug' ist matt von deiner Pracht:
Nun ist mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruh'n in deiner Nacht."

oder

„Fahre hinauf, du kristallener Wagen,
Klingender Morgen, so frisch und so klar!
Seidene Wimpel, vom Oste getragen,
Flattre, du rosige Wölkleinschaar!"

Man fühlt in solcher Anschauung aufs angenehmste den Maler, der objectiv beobachtet; aber die gestimmte Seele nimmt diese Anschauung auf, löst sie in Stimmung, macht sie zur Lyrik. Und aus der Naturstimmung heraus wachsen Erhebungen des Ich zu mannhafter Klarheit, zu Entschlüssen wie in Nr. V der „Herbst"-Lieder:

„Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

„Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich über Berg und Thal:
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

„Die Hoffnung, das Verlorensein,
Sind, gleicher Stärke, in mir wach:
Die Lebenslust, die Todespein
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

„Ich aber, mein bewußtes Ich
Späht mit des Feldherrnauges Ruh:
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu."

In den „Sonetten" dann so klare Erinnerungsbilder wie „An einen Schulgenossen", oder so lebendige, bildgewaltige Geistesumwerthungen wie „Reformation". Hierauf der Cyklus der „27 Liebeslieder": ein zartester, in duftige Lyrik verhüllter Roman. K. hat später (1883) diesen Cyklus grausam umgestaltet, um, wie ihm dies bei der Herausgabe der „Gesammelten Gedichte" Ideal war, objective epische Ruhe — auch in seiner Lyrik — zu gewinnen. Die schönste Blüte dieser 27 Lieder aber hat er wieder an den Anfang ge-

stellt und hat sie „Jugendgedenken“ genannt; es ist das zauberhaft traumweiche Gedicht:

„Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entfloh'n.“

Mehr novellistisch-idyllisch ist der Cyklus „Gedanken eines lebendig Begrabenen“: vielfach barock, an der Grenze des guten Geschmacks, aber doch von Poesie gesättigt. Aehnlich ist der Cyklus „Feuer-Idylle“; nur tritt hier das Novellistische fast ganz zurück: es ist Idylle mit lyrischem Einschlag, etwa der Art Hebel's zu vergleichen. Auch das thränenfeuchte und doch so wundersam hoffnungsvolle Lied „Bei einer Kindesleiche“ und die ergreifende Dichtung „Am Sarge eines 90jährigen Landmanns vom Zürichsee“ streifen an die Idylle. Von Goethe'scher innerer Größe und äußerer Anschauung, echte, aus dem Leben herausgeschaute Lyrik, sind die zwei Gedichte: „Die Spinnerin“; diese ist eine der größten und tiefsten Frauengestalten des erlesenen Frauenmalers G. Keller. Nach der Herausgabe der Gedichte unternahm K. eine kleine Sommerreise nach Graubünden. Im J. 1847 machte ihn die Liebe zu einer schönen Winterthurerin, Luise Rieter, unglücklich-glücklich; diese Liebe verklärt sein im Herbst 1846 wieder aufgenommenes „Traum- und Tagebuch“ mit dem Zauberdufte reiner Lyrik. In diesem Tagebuch zeigt sich K. auch politisch reifer als früher: sein revolutionäres Freischärlerthum hat sich zu einem ruhigen sachlichen Freisinn gemildert; dies geht auch aus den „Litterarischen Briefen aus der Schweiz“ hervor, die er damals (1847) in die Brockhaus'schen „Blätter für litterarische Unterhaltung“ schrieb (derselben Zeitschrift hat er 1849, 1851, 1852 und 1855 die Aufsätze über Jeremias Gotthelf — Nachgel. Schr. S. 93 ff. — geliefert, welche, trotz manchem scharfen Urtheil, die beste Würdigung des großen Schweizer Bauerndarstellers sind). — Daneben vervollständigte K. seine allgemeine Bildung durch Lectüre und gelegentlichen Besuch eines philosophischen Collegs.

. . . Aber es ging nicht so weiter. Er durfte nicht länger der Mutter zur Last sein. Da thaten einige deutsche Universitätsprofessoren in Zürich, die ihn hochschätzten, Schritte, um bei der Kantonsregierung ein Stipendium für ihn zu erwirken. Es gelang; K. bekam 800 Frcs. und ging im October 1848 nach Heidelberg: für ein Jahr, wie er meinte; er ist aber volle sieben Jahre in Deutschland geblieben. Sie sind für sein Talent die endgültig entscheidenden geworden. In Heidelberg hörte er Jakob Henle's berühmte Vorlesungen über Anthropologie und schloß sich eng an Hermann Hettner, den Litterarhistoriker und Aesthetiker, an. Mit diesem unterhielt er sich namentlich über dramaturgische Fragen; denn er hatte für sich selbst die feste Absicht, sich dem Drama zu widmen. Seine Welt- und Lebensanschauung empfing ferner in Heidelberg eine ganz bestimmte Richtung und Formulirung durch die freigeistigen Vorträge Ludwig Feuerbach's über das Wesen der Religion. Diesem tiefsten inneren Erlebniß Keller's ging ein anderes parallel: seine Liebe zu Johanna Kapp, der geistvollen Tochter des Philosophen Christian Kapp, die ihn hochachtete, innerlich aber einem anderen angehörte. Einige von Keller's schönsten „Neueren Gedichten“ sind an die Verehrte gerichtet.

Keller's dramatische Thätigkeit schien zuerst sich auf eine „Gertrud von Wart“ richten zu wollen; dann aber entwarf er ein modernes Stück „Therese“. Es ist Fragment geblieben und ist Keller's einzige dramatische Arbeit. Es behandelt das Thema der Drei: Mutter und Tochter lieben denselben Mann. Er liebt Röschen, die Tochter. Wie er um sie wirbt, wird sich auch die Mutter, Therese ihrer Liebe bewußt. Sie fordert von der Tochter Verzicht; Röschen kann nicht gewähren, und Therese stürzt sich in die Fluthen eines Flusses, der im Frühlingssturm, dessen Wehen die Handlung symbolisch begleitet, angeschwollen ist. Was von der Ausführung vorhanden (die beiden letzten Acte), ist

zu stark lyrisch, um dramatisch zu sein; in der Breite der Ausmalung zeigt sich auch der Epiker deutlich. Psychologisch ist das Bruchstück von großer Feinheit. Als Epiker schrieb K. in Heidelberg an seinem Roman; doch war dieser noch weit von der Vollendung entfernt, und in Keller's Willen herrschte noch immer der Drang zum Dramatischen vor. Ja, eigentlich nur, um die richtige Anschauung vom großen Theater zu gewinnen, vertauschte er im April 1850 Heidelberg mit Berlin, nachdem im October 1849 die Zürcher Regierung ein zweites Stipendium (1000 Frcs.) gewährt hatte, dem im Mai 1852 ein drittes (600 Frcs.) folgte. Diese Summen reichten natürlich nicht weit, und K. hat in Berlin kaum weniger gedarbt als in München; nur belästigte er die Mutter nicht mehr mit seinen Geldsorgen; er hat sogar der für ihn so treu besorgten Frau, wohl aus Scham, noch immer nichts geworden zu sein, und um ihr Kummer zu ersparen, fast zwei Jahre lang nicht geschrieben. Berlin war seine eigentliche Lebensschule. Im nach und nach sich anbahnenden Verkehr mit litterarisch bedeutenden Persönlichkeiten bildete sich sein Charakter völlig aus. Eine gewisse Rauheit blieb zwar als Grundzug, neben ihr aber ein tiefes, ja weiches Gemüth, in welchem eine ganz besondere Sonne schien: der Humor, der sich allerdings erst im reifenden Menschen zu voller Klarheit geläutert hat. Wo darum K. hinkam, sah man ihn gern; die ausgesprochene Eigenart des ebenso tiefen wie wortkargen Schweizers gefiel allen intensiver Schauenden. Seine Arbeit in Berlin sollte vorerst noch immer dem Theater gelten; er machte Pläne zu Lustspielen wie zu Tragödien; aber keiner ist ausgeführt worden. Dabei unterhielt er sich brieflich mit Hettner über Dramatik und gab dabei so feine Urtheile ab, daß der von Heidelberg nach Jena berufene Gelehrte ganze Stellen aus Keller's Briefen direct in sein Buch „Das moderne Drama. Aesthetische Untersuchungen" (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1852) aufgenommen hat. Keller's Briefe an Hettner sind die gehaltvollsten in Bächtold's Bänden. Bei den oben genannten Braunschweiger Verlegern Friedrich Vieweg u. Sohn erschienen 1851 Keller's „Neuere Gedichte", d. h. das, was an Lyrik in den Jahren 1846—1849 bei ihm entstanden war. Politische Poesie findet sich da nicht mehr; fremde Anklänge sind völlig verschwunden; auch die Romantik tritt zurück; manches gehört ins Gebiet der Gedankendichtung. An reiner Lyrik gab also das zweite Bändchen weniger als das erste; aber es ist kaum minder reich. Noch immer finden sich wundersam empfundene, anschauungskräftige Naturbilder und Scenen: so etwa „Winternacht"; auch Idyllisch-Lyrisches in prachtvoller Eigenart, Bild- und Klangfülle steht da: „Der Taugenichts", „Der alte Bettler"; dann „Sommernacht", wo K. aus dem tiefsten Volksgemüthe schöpft, echt schweizerisch, dabei von einer Sprachbeseelung, kurz von einem Leben, wie es nur der echte Poet schaffen kann. Eine Abtheilung, die etwas junggesellenhaft burschikos „Von Weibern" überschrieben ist, enthält 16 wie neu aus dem Geiste des Volksliedes geborene Lieder. Am wenigsten original, aber nicht ohne zarte poetische Reize ist die Abtheilung „Ghaselen"; aus Hafis-Stimmung ist ihm auch „Panard und Galet" erwachsen: dem Stoffe nach aus Baron Grimm's „Correspondance littéraire" geschöpft, in Keller's Hand aber zu einem der lustigsten Trinkgedichte aller Zeiten gewandelt. Eine Idylle mit satirischem Einschlag ist das köstliche Stücklein „Wochenpredigt". Es steht in der Abtheilung „Aus dem Leben", welche mit dem gewiß im Anschluß an die Feuerbach-Vorträge entstandenen tief gefühlten Gedicht eröffnet wird:

„Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit."

Auch ein erstes Schmuckstück deutscher Gedankenlyrik steht in diesem Theile:

„Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserai,
Wir sind die Pilger drin."

Das Gedicht schließt mit den lebensmuthigen Strophen:

„An dich, du wundervolle Welt
Du Schönheit ohne End'!
Schreib ich 'nen kurzen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

„Froh bin ich, daß ich aufgetaucht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz."

Das ist wie ein Vorklang auf Keller's schönstes Gedankengedicht hin: „Augen, meine lieben Fensterlein", das Theodor Storm (1879) das „reinste Gold der Lyrik" genannt hat.

Als Hauptwerk ist nun aber in Berlin „Der grüne Heinrich" entstanden, in fünfjähriger Arbeit. Der Roman sollte also des Dichters eigene Jugendgeschichte sein; der Tod des in seiner Künstlerlaufbahn Gescheiterten sollte den Schluß bilden, nachdem sich an die Münchner Erlebnisse noch die Heidelberger inneren Erfahrungen angeschlossen hatten. Aber eben der Schluß! K. selbst stieg ja in langsamer, aber sicherer Entwicklung empor; und der biographische Roman sollte „cypressendunkel" ausklingen. Da lag die Schwierigkeit; darum die Zögerungen, die zwischen Vieweg in Braunschweig und dem Verfasser einen Briefwechsel hervorriefen, der eine buchhändlerische Tragikomödie ersten Ranges darstellt. Vieweg, der gleich nach den ersten Proben an K. glaubte, Honorar zahlte und — wartete, bis der auf 30—35 Bogen geplante Roman komme; K., der bei Abschluß des Vertrages das Werk im Wesentlichen erst im Kopfe, nicht auf dem Papier hatte, dann zögerte und zögerte und schrieb und schrieb, fünf Jahre lang, bis aus den 30—35 Bogen deren 107 geworden waren, dabei, nach Bächtold's Ausdruck, der Verleger „nobel, von wahrer Himmelsgeduld, der Verfasser kurz angebunden, unwirrsch, saumselig, wortbrüchig bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit": das ist das Bild, das wir aus den bei Bächtold gedruckten Briefen gewinnen. Der erste Band war im Herbst 1851 gedruckt, Ende 1852 der zweite, Ende 1853 der dritte; am Palmsonntag 1855 endlich „schmierte" K., nach eigenem Ausdruck, „buchstäblich in Thränen", das letzte Capitel des vierten Bandes „hin". Man hat nun für den „Grünen Heinrich" nach Vorbildern gesucht; es gibt eigentlich nur Eines dafür, Goethe's „Wilhelm Meister"; aber K. ist nicht Nachahmer; sonst wäre sein Roman versunken wie hundert andere, die sich Goethe's Werk zum Muster genommen haben. Keller's künstlerische Art ist Goethisch: Wie die Jugenderlebnisse in Poesie aufgelöst sind, das stellt den „Grünen" neben Wilhelm Meister. Außer Goethe, dem er in einer wunderbaren Stelle („Gr. H." 1. Aufl., Bd. III, S. 4 ff.) gedankt hat, ist auch Jean Paul ein Seelenführer Keller's gewesen; auch ihn hat er in einer prachtvollen — später getilgten — Stelle (1. Aufl., Bd. II, S. 174 ff.) hoch gepriesen. Im J. 1878 hat dann K. als reifer Künstler den Roman nochmals in die Hand genommen und hat ihn namentlich im Schlusse verändert. Die erste Fassung ist sehr selten geworden; sie sei hier nur kurz skizzirt. Der Roman beginnt als „Er"-Erzählung. Ein junger Maler, Heinrich Lee, wandert aus seiner schweizerischen Vaterstadt nach München. Dort fällt ihm unter seinen Sachen ein Manuscript mit Er-

innerungen an seine Jugendzeit in die Hände. Wir lernen es kennen; es behandelt in der Ich=Form bis tief in den 3. Band (S. 173) hinein Heinrich's Jugendgeschichte: jene Kindheitsschilderung ohne Gleichen, so wahr, so tief, so individuell und zugleich so allgemein menschlich . . . Alles erlebt und doch Alles so traumhaft poetisch. Erfunden sind nur die Liebesgeschichten; zwar Anna, die so selig reine Figur, ist im Grunde Henriette, Keller's Jugendgeliebte, aber nur im Keim, aus dem die Phantasie dann lieblichste Blüthen entwickelt. Ganz aus der Phantasie ist die leidenschaftsvolle, lebenglühende Gestalt der Judith geschaffen. Sie und die Mutter wandeln mit dem Helden durch den ganzen Roman. Dieser droht dann und wann etwas zu zerfahren; aber der Dichter weiß ihn dann doch immer wieder zusammen zu halten und die Beziehungen auf den Helden zu gewinnen. Von diesem geht dann die Erzählung in der Er=Form weiter: Münchner Erlebnisse werden geschildert: die Freunde, das große Dürerfest (das K. allerdings nicht selbst miterlebt hat), dann die Zweifel am Malerberuf, die Anregungen zu innerer Klärung infolge des beim Anthropologen Gehörten. Endlich die Noth, die bittere Noth und — eine Folge von goldenen Heimathträumen — die Flucht zur Mutter. Noch ein Aufenthalt: beim Grafen, der Heinrich's Bilder beim Trödler gekauft hat; eine Liebe sogar: zu Dortchen Schönfund. Aber er darf an sein unfertiges Leben kein anderes binden; er flieht in die Heimath. Dort erfährt er den Tod der Mutter; der Kummer um ihn hat sie getödtet. Noch einmal blitzt Dortchen's Bild vor ihm auf: „Seine Blicke glaubten auf dem goldenen Wege, der zu einem schmalen Stückchen blauer Luft führte, die Geliebte und das verlorene Glück finden zu müssen. — Er schrieb Alles an den Grafen; aber ehe eine Antwort da sein konnte, rieb es ihn auf, sein Leib und Leben brach und er starb in wenigen Tagen". — Dieser tragische Schluß fand keinen Beifall: der Verleger Vieweg, auch Hettner, Varnhagen u. A. empfanden ihn als Fehler. K. selbst sagt zwar („Nachgel. Schr." S. 21): „Der einmal beschlossene Untergang wurde durchgeführt theils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, theils aus melancholischer Laune." Später aber hat K. den Tadlern stillschweigend recht gegeben; denn in der zweiten Fassung des Romans bleibt Heinrich am Leben. Die Umarbeitung also fällt in die Jahre 1878—1880. K. wollte damit die alte Fassung absolut auslöschen; im Winter 1878 auf 79 mußte seine Schwester Regula mit 360 Bändchen der ersten Auflage den Stubenofen heizen, und „die Hand verdorre", soll K. gesagt haben, „welche je die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt". Die neue nun hat er als bewußt feilender reifer Künstler zunächst von allen Geschmacklosigkeiten und einer Menge von Reflexionen befreit; in der Composition änderte er durchgreifend das Ganze in die Ich=Erzählung um; das gereicht dem Buche nicht immer zum Vortheil; aber größere Geschlossenheit hat er damit sicherlich erreicht. Einige reizvolle Capitel sind neu geschaffen worden. Am Schlusse erscheint Judith noch einmal: K. wollte sich, wie er selbst gesagt hat, „noch einmal am Abglanze dieses von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebildes erfreuen". Heinrich und sie finden sich — aber nicht zur Ehe, sondern zur Freundschaft, die ein sichereres Glück verspricht. Und Heinrich stirbt nicht; er lebt „in bescheidener und doch mannichfacher Wirksamkeit in der Stille" eines kleinen Amtes, und Judith hilft ihm diese Bescheidenheit tragen und „frei und gesund" zu bleiben. Dafür hat er ihr das geschriebene Buch seiner Jugend geschenkt. Nach zwanzig Jahren stirbt sie als Helferin bei einer verderblichen Kinderkrankheit. Er aber hat das Buch „aus dem Nachlaß wieder erhalten und den andern Theil dazu gefügt, um noch einmal die alten grünen Pfade der Erinnerung zu wandeln". Gewiß, der zweite „Grüne Heinrich" ist künstlerisch vollendeter als

der erste. Der tragische Schluß des ersten ist allerdings — trotz Hettner's, Vieweg's und Fr. Th. Vischer's Einwendungen — als Ende für den an seiner Halbheit leidenden, nicht-ganz-sein-könnenden, auch nicht-wollen-könnenden, dabei aber innerlich so tief leidenschaftlichen Heinrich consequenter als das beruhigte Ende des zweiten. Aber auch dieses hat seine Vorzüge und ist Trost für Viele, und nicht die schlechtesten, die mit Heinrich um sein Schicksal bangen, dabei ihr eigenes ansehen und froh sind, daß trotz der tragischen Anlage des Werkes es ein bescheidenes Ausklingen, ein zwar nicht bedeutendes, aber doch lebenswerthes Dasein auch nach dem Zusammenbruche gibt. Das höchste Kunstwerk im deutschen Roman des 19. Jahrhunderts ist dieser zweite „Grüne Heinrich" doch, weil er, nach Karl Weitbrecht's Wort, nicht „Dichtung und Wahrheit", sondern reine Dichtung ist, d. h. es ist ein Lebensschicksal völlig in reine, goldene Poesie aufgelöst. — Von dem gewaltigen Einfluß des Romans auf die neuere deutsche Dichtung zu reden, auch ihn als Culturbild allerersten Ranges näher zu betrachten, ist hier nicht der Ort.

Schon während der Arbeit am „Grünen Heinrich" hatte Gottfried K. sich mit Novellenstoffen beschäftigt: u. a. waren der „Galatea"-(Sinngedicht-)Cyklus und „Die drei gerechten Kammmacher" aufgetaucht (1851); aber es blieb bei flüchtigen Andeutungen. Im J. 1853 wurde dann aber eine neue Novellenreihe entworfen und 1854 und 1855 rasch niedergeschrieben: „Die Leute von Seldwyla", I. Theil. Es waren 7 Novellen; 2 davon („Der Schmied seines Glückes" und „Die mißbrauchten Liebesbriefe") wurden für einen zweiten Band zurückgelegt. Der erste, bei Vieweg in Braunschweig 1856 erschienen, enthielt 5 Novellen. Sie zeigen uns K. als Künstler reifer, als er im Roman erschienen war, herausgewachsen aus der „subjectiven und unwissenden Lümmelzeit", wie er die „Grüne Heinrich"-Periode nannte. Er war sich, wie auch A. Köster („G. K. 7 Vorlesungen") hervorhebt, namentlich im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr mit Hettner, über das Künstlerische klar geworden. Verzicht auf das Nebensächliche, Betonung des Nothwendigen, Klarheit der Charaktere und der aus ihnen allein sich ergebenden Conflicte, Einfachheit im Aufbau, so daß der Leser „voraussehe" und nicht durch Sensationen überrascht werde: das waren seine deutlich erkannten Mittel und Ziele geworden; dazu die schon im „Gr. H." so schön erfüllte Forderung, daß das Kunstwerk seinen „Anstoß aus dem äußeren oder inneren Leben" des Dichters zu empfangen habe. So erfand er Seldwyla, einen Ort in seiner Phantasie, aber zugleich einen Ort, wie er nur in der Schweiz möglich wäre und ist: ein Stück satirisch-humoristisch geschauter Vaterlandswelt, aus der nun die fünf Novellen heraus sich entwickeln als eine poetisch gesehene Wirklichkeit. In den beiden ersten behandelt er noch, wie im „Gr. H.", das Verhältniß von Mutter und Sohn; in der allerersten, „Pankraz der Schmoller", finden wir die auf ihren Sohn harrende Mutter; der Held selbst, Pankraz, ist der starrköpfige, mürrisch schmollende Gottfried K. der Jugendzeit nach der Relegation aus der Schule; die kümmerliche Haushaltung der Mutter und der Schwester ist ganz diejenige, in der K. aufgewachsen war: aber nicht naturalistisch photo- und kinematographirt, sondern die Wirklichkeit ist durch Keller's Dichterkraft, die hier aus der Hand der Wahrheit den Schleier sänftigender und verklärender Erinnerung empfing, zu jenem poetischen Realismus gewandelt, der zu allen Zeiten das echteste Wesen gesunder Dichtung ausgemacht hat. Dann die Erziehung Pankrazens und seine Heilung vom Schmollen durch ein Weib und einen Löwen. Und diese seine Erziehungsgeschichte erzählt Pankraz, der einst im Unmuth dem Mutterhaus Entlaufene, als Officier der Fremdenlegion Heimgekehrte, selbst. Also Ich-Form, wie im „Gr. H.", dem dadurch diese im Schulmeistersinne so unpädagogische und

doch so menschlich wahre, humorgesättigte Erziehungsnovelle am nächsten tritt. Pankraz wird denn auch infolge dieser Erziehung kein Seldwyler Lump und Schuldenmacher, sondern an einem andern Ort ein rechter Mensch. — In der zweiten Novelle „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ erzieht Frau Regula — zu der Frau Dr. Regula Scheuchzer und Keller's brave Mutter die Modelle gewesen sind — ihren Fritz, den jüngsten ihrer drei Buben, mit denen sie ihr Mann, ein echt seldwylerischer leichtsinniger Schwächling, hatte sitzen lassen, zum Manne, indem sie ihm in wundervoll wahren Situationen den Geschmack am Seldwyler Lumpenleben und am hohlphrasigen Politisiren abgewöhnt, ja ihn schließlich zum pflichtbewußten Demokraten und Bürger, im Ganzen also zum tüchtigen biderben Schweizer macht. Der erzieht dann sogar noch seinen Vater, den seiner Zeit der Frau und der Vaterpflicht Davongelaufenen, zum brauchbaren Menschen. Auch in dieser Novelle ist das Praktisch-Pädagogische völlig im Poetischen aufgegangen. — Für die dritte Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ hat K. ausdrücklich auf einen „wahren Vorfall“ als Grundlage hingewiesen (cf. Bächtold II, S. 65). Er dachte zuerst an ein kleines Epos (Bächtold II, S. 67 f.), hat dann aber zur Prosa gegriffen und das hohe Kunstwerk dieser Novelle geschaffen, in dem, in reiner und großer Erfüllung der von ihm erkannten Gesetze, das Tragische mit einer Sicherheit ohne Gleichen, rein aus den Charakteren und den durch sie geschaffenen Situationen heraus, erreicht wird. Alles Detail und „Milieu“ ist nur insoweit behandelt, mitgegeben, angedeutet, als es zur Gesammtstimmung und zur Klarheit nöthig ist. Und lebendig steht Alles vor uns: die spielenden Kinder, die Väter an den Pflügen; dann der Streit der Alten, die Liebe der Kinder, tragisch vom ersten Anfang an; darauf der Entschluß Salis' und Dortchen's, sich zu trennen, zuvor aber noch einmal fröhlich zu sein; dann ihre gemeinsame Sonntagswanderung, der Tag, die Mondnacht, die Hochzeit auf dem Heuschiff, das Ende im Wasser. Dazu die schlichte und doch so tiefe psychologische Führung; die tragische Consequenz als unentrinnbar, als Nothwendigkeit. „Ich habe“, sagt ein Dichter, zugleich einer der schärfsten Kritiker eigener und fremder Werke, Otto Ludwig, „unmittelbar vorher Romane gelesen, unmittelbar nachher Novellen von Heyse und Grimm, auch eigene Pläne derart gemacht; aber all das ist wie bemalte Florvorhänge vor einem gemalten Kirchenfenster; das tiefe und glühende Giorgionische Colorit, die compakte Tizianische Leiblichkeit der Keller'schen Novelle strahlt siegend durch und läßt das Blaßträumerische der Behänge noch aquarellhaft körperloser erscheinen“. K. selbst aber hat unter seinen Seldwyler Novellen nicht „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, sondern „Die drei gerechten Kammmacher“ am höchsten geschätzt, wohl weil darin sein Humor die Wirklichkeit am eigenartigsten umspielt. Die drei „Gerechten“, schofel Gerechten, die drei Kammmachergesellen, die „alle recht thaten und desnahen nicht neben einander existiren können“, die durch ihr Rechtthun, d. h. dadurch, daß sie beim Meister liebedienern, das Anrecht auf die Meisterschaft und Nachfolge erkriechen wollen . . . das sind Prachtgestalten Keller'scher humorvoller Satire; dann ihr Kampf um die eigennützige Jungfrau Züs Bünzlin, ihr tragisch-komisches Geschick: der Selbstmord des Jobst, der Wahnsinn des Fridolin, der Erfolg Dietrich's, der aber kein Erfolg ist, weil Züs ihn als Frau regiert und unterdrückt und sich selbst als die alleinige Quelle alles Guten betrachtet . . . Das alles ist so komisch grausig, dabei so real und doch wieder so ironisch lebenverhöhnend, gleichzeitig so tragisch, auch so originell, daß wirklich nur, wie Paul Heyse dem Dichter schrieb, Cervantes und Rabelais zum Vergleich herangezogen werden können. Die letzte Geschichte „Spiegel das Kätzchen“ schreitet aus der Gegenwart

heraus in Märchenzeiten, ist auch mit ihrem Zauberer Pineiß und ihrer Katzenpoesie ein echtes romantisches Märchen, nicht seldwylerisch, sondern einfach zeitlos anmuthsvoll; manchmal etwas überkeck, aber Romantik lustigster Art, mit einem ihrer Schnörkel an der Wirklichkeit festgerankt. — Die „Leute von Seldwyla" fanden jedoch nur bei feingeistigen Kennern Beachtung. K. machte weitere Pläne: „Dietegen", „Ursula", die „Legenden" wurzeln in seiner Berliner Zeit; er schloß auch bereits mit dem Berliner Verleger Franz Duncker, in dessen Hause er, besonders beschützt durch Frau Lina Duncker, viel anregenden Verkehr fand, einen Vertrag für zwei Bände Novellen ab, empfing Honorar als Vorschuß, hat aber, wie an Vieweg zur Zeit des „Gr. H.", nichts geliefert, weil die Sachen erst „ausgeheckt", noch nicht geschrieben waren. (Er hat 1876 Vorschuß sammt Zinsen zurückbezahlt.) Außer Duncker nahmen sich Varnhagen von Ense und dessen schöngeistige, aber excentrische Nichte Ludmilla Assing, auch Jul. Rodenberg, sein späterer „rundschaulicher Brotherr", des Dichters an. Um ihn aus ökonomischen Bedrängnissen zu befreien, schossen Freunde in der Schweiz, Jakob Dubs voran, 1800 Fres. zusammen; sie reichten zur Tilgung der Verbindlichkeiten. Aber K. blieb in Berlin; auch eine Berufung an das zu gründende Polytechnikum in Zürich lehnte er ab und empfahl Hettner; statt dessen, der nach Dresden ging, wurde Fr. Th. Vischer gewählt. In Berlin hielt den Dichter eine neue Liebe zurück; sie war „unglücklich". Endlich folgte er den wiederholten Rufen seiner Mutter und seines Freundes Wilhelm Schulz in Zürich und reiste heim, nachdem ihn Frau Elisabeth mit 1000 fl., die sie hatte aufnehmen müssen, losgeeist hatte. „Berlin", sagt K. selbst, „hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe . . . Ich bin mit vielen Schmerzen ein ganz anderer Mensch und Litterat geworden!" In der Heimath gefiel es ihm; er fand hochgebildete Freunde: Fr. Th. Vischer, Gottfried Semper, Jacob Burckhardt, Jak. Moleschott, Hermann Köchly; er ging auch im Hause Wesendonck aus und ein und lernte Richard Wagner kennen. Auch Besuche aus Deutschland (Adolf und Fanny Stahr-Lewald, Varnhagen) erfreuten ihn; hauptsächlich aber fühlte er sich als Schweizer wohl an den Festen der Eidgenossen und hat zu mehreren prachtvolle, tiefempfundene Lieder gedichtet, u. a. das tüchtige „Marschlied", und die Krone dieser Dichtungen, das „Tischlied am Jahresfest (1857) der schweizerischen Militärgesellschaft:

„Heißt ein Haus zum Schweizerdegen,
Lustig muß die Herberg sein;
Denn die Trommel spricht den Segen
Und der Wirth schenkt Rothen ein!
Kommen die Gäste, schön' Wirthin, sie lacht,
Sie hat schon manchen zu Bette gebracht!"

Am allerwohlsten war ihm bei Schweizerfreunden, dem Maler Rud. Koller und dem Componisten Wilh. Baumgartner; auch bei C. F. Meyer's Freunden François und Eliza Wille auf Mariafeld, war er gern zu Gast. Zum Schillerfest 1859 hat K. für die Musikgesellschaft in Bern jenen herrlichen Prolog gedichtet, der das beste von dem vielen Guten war, was zu des großen Schwaben, Keller's erklärten Lieblingsdichters, Geburtstag gesprochen worden ist. Im J. 1861 entstand die farbenreiche Schilderung des Festes am Mythenstein, in welcher das bis heute unerreichte Ideal eines nationalen Festspieles aufgestellt wird (Nachgel. Schr. S. 34 ff.). Im selben Jahre 1861 wurde K. auf Vorschlag seines Freundes, des Finanzdirectors Franz Hagenbuch, zum ersten Staatsschreiber von Zürich gewählt: zur Verwunderung aller Parteien, die sich nichts Gutes von dieser Ernennung versprachen. Sie hat aber erstens den Dichter an ruhiges, sicheres Arbeiten gewöhnt; zweitens ist K. einer der

besten, gewissenhaftesten Beamten gewesen, 15 Jahre lang, eine Zeit, in der er innerlich stille reifer und reifer geworden ist. Veröffentlicht hat er in diesen Jahren wenig. Vorher schon war in Berthold Auerbach's „Volkskalender“ (Jahrgang 1861) „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ erschienen, seine populärste Erzählung, voll von der Frische echten schweizerischen Volksthums: die Geschichte von den sieben „alten Krachern“, die zum eidgenössischen Schützenfest ziehen und für die dann der junge Karl Hediger, der Sohn des einen der sieben, jene Festrede hält, die ihm nicht nur alle Herzen, sondern auch die Zustimmung des Vaters der Geliebten zur Verlobung gewinnt und die außerdem die einzige Schützenfestrede auf Erden ist, die man mehr als einmal lesen kann. Und ein Humor liegt über Allem, reif und klar, kellerisch einzigartig. Zwei andere Beiträge Keller's zu Auerbach's Kalender: „Verschiedene Freiheitskämpfer“ (1863) und „Der Wahltag“ (1866) gehören nicht zu seinen beachtenswertheren Werken (Nachgel. Schriften S. 245 u. 277). Im J. 1860 hatte K. auch den schon früher geschriebenen „Apotheker von Chamounix“, ein Buch Romanzen, zur Herausgabe vorbereitet; der Plan stammte aus dem Jahre 1851, als H. Heine's „Romanzero“ erschienen war; es sollte die Bizarrerie des Dichters oder seiner Nachahmer verspottet bezw. übertrumpft werden. Die Dichtung, zumeist Litteratursatire, hätte schon 1853 der 2. (Titel-)Auflage der „Neueren Gedd.“ beigegeben werden sollen; das unterblieb aus Platzmangel. Beim Tode Heine's (1856) erschienen geschmacklose Parodien auf dessen Werke, und K. wollte sein Gedicht nicht damit zusammen genannt wissen; aber auch 1860 erschien die Dichtung noch nicht, sondern ist erst 1883 mit den „Gesammelten Gedd.“ veröffentlicht worden (die erste Fassung hat Bächtold im Ergänzungsheft zum „Euphorion“ [Bd. II] abgedruckt). Der erste Theil schildert den Tod des Apothekers Titus von Chamounix durch seine eifersüchtige Geliebte Rosalore unter den bizarrsten Umständen. Im II. Theil wird Heine nach dem Erscheinen seines „Romanzero“ im Traume zu den Schatten der großen Dichter getragen. Er streitet sich mit Börne und wird ins große Tintenmeer gestoßen, in welchem (in der ersten Fassung) als „großer Tintrich“ Gutzkow herumschwimmt. Heine stirbt dann und muß in einem der Felszacken des Montblanc, dem Reinigungsort armer Seelen, die Verleugnung seines Herzens büßen. Die erste Fassung schloß mit dem Hinweis auf das große Schillerfest von 1859. Dieser Schluß ist dann unter dem Titel „Das große Schillerfest“ in die „Ges. Werke“ (Bd. X, S. 153) aufgenommen worden. Als Staatsschreiber hatte K. dann und wann die Bettagsmandate, d. h. die Ansprachen der Regierung an das Volk zum eidg. Dank- Buß- und Bettag zu verfassen; eines (von 1862, das ihm übrigens die Behörde nicht annahm) ist abgedruckt in den „Nachgel. Schr.“ (S. 235). Während Keller's Beamtenzeit starb (5. Februar 1864) seine Mutter, der das Glück, mit dem wohlbestallten Sohne sorgenlos in der großen alten Staatskanzlei wohnen zu können, die letzten Jahre verschönert hatte. K. hat von da an seine Geselligkeit noch mehr als sonst außer dem Hause gesucht; auf der „Meise“ fand er jenen lieben Bekanntenkreis, dem Alfred Escher, der Philologe Köchly, Fr. Th. Vischer u. A. angehörten. Zum 50. Geburtstage (19. Juli 1869) veranstaltete die akademische Jugend Zürichs eine großartige Ehrung des Dichters. Man betonte dabei vornehmlich zwei Dinge: daß das Vaterland K. besser sollte kennen lernen, und daß er zur Dichtkunst zurückkehren möge. Unter dem Eindruck des zweiten dieser Wünsche gab K. 1872 bei Goeschen in Stuttgart die „Sieben Legenden“ heraus. Er nannte diese, ursprünglich für den „Galatea“-(„Sinngedicht“-)Cyklus bestimmten Umarbeitungen von Legenden Joseph Theobul Kosegarten's „ein kleines Zwischengericht, ein lächerliches Schälchen

eingemachter Pflaumen". In Wirklichkeit sind sie graziöseste Poesie, von unnachahmlichem Zauber der liebenswürdigsten Erzählungskunst. Aus den mittelalterlichen, bei Kosegarten ungelenk nacherzählten Heiligengeschichten ist das rein Menschliche mit feinstem Sinn und sicherer Poetenhand herausgeholt, „wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen". Da ist „Eugenia", die pedantisch nach Männerwissenschaft strebt, sogar Abt eines Klosters wird, dann aber durch reine Weiblichkeit ihr Menschenthum rettet. K. läßt sie nämlich die Gattin eines ehrbaren Mannes werden, während die Originallegende es beim Preise der christlichen Gelehrsamkeit bewenden ließ. Dann werden drei herzige Marienlegenden geboten: erstens „Die Jungfrau und der Teufel": da ringt Maria mit dem Bösen, dem ein verlumpter Graf seine holde fromme Gemahlin Bertrade versprochen hat, und bringt ihn zum Verzicht auf die Beute. Der böse Gemahl aber kommt um. In der folgenden Legende: „Die Jungfrau als Ritter" ist Bertrade Wittwe. Um ihre Hand muß turnirt werden. Der etwas linkische, aber treuherzige, brave Zendelwald gewinnt sie; doch nicht er selbst hat gefochten, sondern in seiner Gestalt Maria, während er bei dem Kirchlein eingeschlafen war, bei dem einst die Jungfrau mit dem Teufel um Bertrade gerungen hatte. „Die Jungfrau und die Nonne" ist die Erzählung von der Klosterküsterin Beatrix, die in die Welt geht, heirathet, Mutter wird, während Maria das Küsteramt versieht. Beatrix kehrt dann reuig zurück. Damit schließt die alte Legende. K. aber „wendet ihr das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hin", wieder ins Rein-Menschliche: Eines Tages kommt — als Greis — Wonnebold, der Mann der Beatrix, mit acht Jünglingen, „welche wie ebensoviel geharnischte Engel anzusehen waren", ins Kloster. Beatrix erkennt ihre Kinder, bekennt sich zu ihnen und bringt somit der Jungfrau die reichste Gabe dar. — Fast gewagt, aber in der schlichten Erzählung doch unschuldig ist die Geschichte vom „Schlimm-heiligen Vitalis", der in die verrufenen Häuser geht, um verlorene Seelen zu retten. Wie er dann weltlich wird und wie ihn die schöne Jole zu „einem ebenso trefflichen und vollkommenen Weltmann und Gatten" macht, „als er ein Märtyrer gewesen war", das ist so lieblich und naiv geschildert, daß der Zweifel über „erlaubt" oder „nicht erlaubt" eines solchen Stoffes schwindet. Die unübertreffbar graziöse Form adelt Alles. „Dorothea's" Blumenkörbchen", die Geschichte des Mädchens, das den geliebten Jüngling, den es nicht besitzen kann, in den Märtyrertod mit hineinzieht, ist von einer wonnesamen Süßigkeit: nicht sentimental, aber ganz eingetaucht in Poesie, mit einem Schlusse, dessen himmlischer Glanz Alles überstrahlt. — Am Ende dann „Das Tanzlegendchen", vom Allerlieblichsten, was je auf Deutsch geschrieben worden ist: voll Einfachheit, voll Empfindung und in jedem Erzählerschritt so duftig rhythmisch, daß nur das Leiseste und Zarteste etwa in Arnold Böcklin's Phantasiekunst zum Vergleiche herangezogen werden könnte. — Die „Sieben Legenden" hatten den vollsten Erfolg. Schon nach wenigen Wochen wurde eine zweite Auflage nöthig. Die Legenden blieben dem Dichter lieb. Er feilte noch mehrmals daran und hat z. B. das „Tanzlegendchen" feinfühlig mit einem anderen Schluß versehen: derjenige der ersten Fassung, wo der Stadttambour des himmlischen Jerusalems Ruhe stiftete, mußte der grandios einfachen Scene weichen, wo „die allerhöchste Trinität selber" den herzergreifenden Sehnsuchtsgesang der neun Musen zum Schweigen bringt.

Im Herbst 1872 reiste K. nach München und frischte alte Erinnerungen auf; den Trödler jedoch, dem er einst in bitterer Noth seine Cartons verkauft hatte, vermochte er nicht mehr ausfindig zu machen. Der nächste Herbst (1873)

führte ihn ins Salzkammergut zu lieben Freunden: Prof. Adolf Exner und Marie Exner (später Frau v. Frisch); die Bekanntschaft mit diesen vortrefflichen Menschen ging auf sein 50. Geburtstagsfest (1869) zurück. Exner war dann 1872 nach Wien gegangen und zwischen ihm und K., auch zwischen Marie v. Frisch-Exner und dem Dichter, entwickelte sich ein Briefwechsel, in dem K. vom Köstlichsten seines Humors gibt. Ueberhaupt Keller's Briefe! Sie sind (cf. Bächtold I—III passim) einzigartig in Originalität und Frische. K. ist einer der originellsten Epistolographen des Jahrhunderts gewesen. Im J. 1874 reiste er den Freunden Exner zu Liebe sogar nach Wien. Beide Male lebte er wohl an froher Geselligkeit; dabei hat er auch gearbeitet: 1873 an „Dietegen", 1874 am „Verlorenen Lachen". Im J. 1874 erschienen bei Goeschen in 4 Bänden „Die Leute von Seldwyla", in Band I und II die fünf alten Erzählungen, in Bd. III und IV fünf neue. In der Einleitung nannte K. noch immer „Freude am Lande, mit einer heilsamen Kritik verbunden", den Grund für seine Dichtung. Seine Seldwyler sind zwar etwas ernster geworden; aber noch gibt es aus der guten lustigen Vergangenheit eine kleine Nachernte. Da ist zuerst „Kleider machen Leute" eine Geschichte, die in Wädensweil passirt ist und die nun der Dichter ins Realistisch-Poetische wendet: vom Schneidergesellen, der sich, vom Zufall und der Leichtgläubigkeit der Menschen begünstigt, für einen großen Herrn ausgibt, dann aber, entlarvt und gedemüthigt wieder in die Niedrigkeit fallen soll. Das ist mit prächtigem Humor erzählt, und die Schlußwendung, daß Werner Strapinski nicht der elende Schwindler ist, für den man ihn hält und daß er darum sein Nettchen bekommt, ist von freundlich versöhnender milder Menschlichkeit. — Darauf „Der Schmied seines Glückes", der schon in Berlin geschriebene Schwank: stellenweise fast ein bischen zu verwegen, aber mit seiner Schilderung des allzu klugen Herrn John Kabys „doch wohl", wie R. M. Meyer treffend sagt, „die glänzendste Humoreske unserer Litteratur, deren sich Boccaccio so wenig zu schämen hätte, wie Ariost des ‚Apothekers von Chamounix'". „Die mißbrauchten Liebesbriefe", ebenfalls altes Berliner Produkt, von Vieweg 1865 in der „Deutschen Reichszeitung" veröffentlicht, sind eine famose Satire auf ein gewisses trauriges Litteratenthum, daneben eine feine Liebesgeschichte: wie Viggi Störteler seine brave, kluge Frau an den „sinnigen" Schulmeister verliert und dafür eine wüste zweite Gattin bekommt. Es folgt „Dietegen", eine Novelle, die, ebenfalls schon in Berlin erdacht, seit 1862 im Manuscript unter dem Titel „Leben aus Tod" bei den Freunden cirkulirte und 1873 im Salzkammergut zu einem Drittel neu gearbeitet worden war. Der Stoff ist einer alten Chronik entnommen und bizarr genug: das Mädchen, das Dietergen vom Galgen holt, und Dietergen, der Jahre nachher dieselbe Küngold vom Schafotte weg heirathet. Das ist nun aber trotz aller Schauerlichkeit so menschlich natürlich erzählt und ist außerdem so geschickt mit den Ereignissen der größten Schweizer Heldenzeit, den Burgunderkriegen, verbunden, daß man nicht Unrecht thun wird, wenn man dieses Stück den besten deutschen historischen Novellen aller Zeiten zuzählt. — In Berlin als „Sängerfestnovelle" geplant, 1868 aber ins Politische gewandt, 1874 (in Wien) dann noch um das religiöse Element vermehrt, ist „Das verlorene Lachen". Die Novelle ist in ihrem Tiefsten wol nur für Schweizer ganz und sofort verständlich, weil Verfassungskämpfe mit ihren Umwälzungen nur in der Schweiz den Bürger bis ins Innerste seines Herzens und seines Hauses hinein bewegen und weil gerade die Schweiz, oder doch vornehmlich sie mit ihrer unbeschränkten Denk- und Sprechfreiheit, eine religiöse Richtung hervorgebracht hat, welche einige ihrer extremsten Vertreter zu einer von Religion und Innerlich-

keit weit entfernten phrasenreichen Schöngeisterei führte. Schweizerisch=cultur=historisch ist „Das verlorene Lachen“ also von größtem Werthe; mit ihrer lebendigen Darstellung steht die Novelle aber auch künstlerisch hoch; doch fehlt ihr ein wenig die volle Rundung der Composition um einen menschlichen Mittelpunkt — hier Jukundus Meyenthal und Justine Glor — herum, die sonst Keller's Werke auszeichnet. Sie hat dem Dichter viel Unangenehmes gebracht, eben weil sie, nach J. V. Widmann's gutem Wort, „zur glühenden Pracht voller Sommerrosen auch die Dornen eines Rosenhags zeigte und diese Dornen mit großer Schärfe gegen die Reformtheologie richtete“. Man hielt K.'s Angriffe auf religiöse Auswüchse für persönliche Gehässigkeit gegen einen bestimmten Pfarrer und befehdete ihn so, daß er sich „gegen die aufgebrachte Kurie des Freisinns“ 1879 mit einem Artikel „Ein nachhaltiger Rachekrieg“ (Nachgel. Schriften S. 202 u. 343) glaubte wehren zu müssen.

Diesmal war der Erfolg der „Leute von Seldwyla“ ein großer, und es wuchs in dem Dichter der Wunsch, „jetzt kein Jahr mehr vorbeigehen zu lassen, ohne etwas zu Tage zu fördern“. Er gab darum 1876 sein Amt auf und lebte auf dem „Bürgli“ in der Vorstadt Enge, wohin er schon 1875 aus der Staatskanzlei gezogen war, nach eigenem Geständniß „seine glücklichste Zeit“. — Schon 1860 hatte der Dichter an „Zürcher Novellen“ gedacht, welche „im Gegensatz zu den ‚Leuten von Seldwyla‘ mehr positives Leben enthalten“ sollten. Sie erschienen aber erst vom November 1876 bis zum April 1877 in Julius Rodenberg's „Deutscher Rundschau“. K. macht in ihnen die Vergangenheit seines Zürich ebenso lebendig wie er die Gegenwart Seldwyls geschildert hat. Er schuf zunächst die originelle Rahmenerzählung, in der ein älterer Zürcher seinem jungen Neffen, Herrn Jacques — der ein Original werden möchte —, drei Geschichten darbietet: Zuerst „Hadlaub“, d. i. die liebenswürdig poetische Schilderung von der Entstehung der „Manessischen“ Liederhandschrift, deren Niederschreibung den frischen jungen Bauernsohn Johannes Hadlaub zum Dichter macht. Aufs geschickteste ist dessen eigene Liebe zu einer vornehmen Dame hineinverflochten, und ganz besonders zart und eigenartig ist es, wie K. Motive aus Hadlaub's eigenen Liedern in die Hand nimmt, sie verlebendigt und als farbenfrische Existenzzüge seiner Geschichte einverleibt. Für die Buchausgabe hat K., einer Bitte Theodor Storm's folgend, den Schluß, nämlich den Bericht von der Vereinigung der Liebenden, Hadlaub und Fides, etwas erweitert (Briefwechsel zw. Th. Storm u. Gottfr. K. ed. A. Köster S. 11, 13, 23). Auch die zweite Erzählung „Der Narr auf Manegg“ handelt noch von der Manesse=Handschrift. Ein illegitimer Abkömmling der Familie Manesse, der Narr Buz Falätscher, der auf der alten Burg Manegg wohnt und mit dem, wenn er nach Zürich kommt, die Ritter ihren Spaß treiben, hat sie dem letzten richtigen Manesse gestohlen. Sie wird aber von fröhlichen Gesellen, die seine Burg überfallen, wieder geholt und gelangt in den Besitz des Freiherrn v. Sax. — Die dritte Erzählung „Der Landvogt von Greifensee“ ist nicht nur in der deutschen Novellistik, sondern auch in Keller's Werken ein Juwel. K. hat dabei nach der Schilderung gearbeitet, die dem Landvogt Salomon Landolt durch David Heß (1820) zu Theil geworden war. Viele Züge entnahm er direct dieser Vorlage; die Hauptidee aber, den alten Junggesellen eine Versammlung seiner alten „Flammen“ abhalten zu lassen, ist Keller's Eigenthum, ihre Ausführung in den Capiteln „Distelfink“, „Hanswurstel“, „Kapitän“, „Grasmücke und Amsel“ das originellste Capriccio des Dichters, der es „die lieblichste der Dichtersünden“ genannt hat,

„Süße Frauenbilder zu erfinden
Wie die bittre Erde sie nicht hegt.“

Wir erfahren dann die weiteren Schicksale des Herrn Jacques und bekommen noch, außerhalb des damit geschlossenen Rahmens, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ und die farbensatte Novelle „Ursula“. Diese hätte ursprünglich „Hansli Gyr“ heißen und eine Seldwyler Geschichte werden sollen. Mit voller Darstellungskraft wird darin das Zürcher Wiedertäuferwesen im Beginne der Reformationszeit geschildert, und mitten drin stehen Ursula und Hans Gyr: sie seine Retterin auf dem Kappeler Felde, seine Liebe Ursula's Erlöserin aus Banden des religiösen Irrwahns. Die Erzählung enthält eine Scene von monumentaler Kraft: Zwingli's Tod. Sie ist, aus der Hand eines Schweizers, ein Denkmal des schweizerischen Reformators aere perennius. — Zum Dank für die Zürcher Novellen schenkte Zürich dem Dichter das Ehrenbürgerrecht. Er hatte auch thatsächlich die Vergangenheit seiner Heimath dargestellt, wie kein „Heimathkünstler“ vor, neben und nach ihm sein Land poetisch behandelt hat. Es war „Leben aus Tod“. Leben, das die Schweizer als einen lebendigsten Theil des ihrigen empfinden, war ihnen da aus Künstlerhand neu vor Augen geschaffen und geschenkt worden.

Auch zur Lyrik fand K. auf dem „Bürgli“ neue Stimmung: im Januar 1879 entstand das „Abendlied“: „Augen meine lieben Fensterlein“, wo die Resignation des Alternden restlos in Poesie aufgeht. „Das reinste Gold der Lyrik“ hat, wie schon erwähnt, Storm dieses Gedicht genannt, und er ist nicht müde geworden, es den Seinen vorzulesen. Dann die phantasievolle Duett-Ballade „Tod und Dichter“, ferner „Der Narr des Grafen von Zimmern“, wo Keller's Humor Heiliges umklingelt, ohne es zu profaniren: ein Seitenstück in Versen zu den Prosa-Kleinoden der „sieben Legenden“. Daneben gab's kurze poetische Satiren wie „Venus von Milo“ und „Ratzenburg“: da nimmt K. die ganzen Kunstwartkämpfe für Haus- und Städte-Aesthetik voraus und zwar gleich mit jenem souveränen Humor, der wirksamer ist als die ernsteste Predigt. — Nochmals sei hier kurz der Umarbeitung des „Grünen Heinrich“ (1878—1880) gedacht; von komischer „Consequenz“ des Dichters zeugt es, daß auch diesmal der vierte Band auf sich warten ließ und erst 1880 nachgeliefert werden konnte. Fast gleichzeitig erschien der schon 1851 geplante, 1855 erstmals in Angriff genommene „Galatea-Cyklus“ unter dem Titel „Das Sinngedicht“. K. schrieb ruhig da weiter, wo er 25 Jahre vorher abgebrochen hatte, um, wie er sagte, die Conceptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem „die Lebenstrübe sich gesetzt“ habe. Aus dem Duncker'schen Verlag gelöst, erschienen die 6 Novellen zuerst in der „Deutschen Rundschau“ (Juni—Mai 1881), dann (1882) als Buch (mit nicht allzu glücklich erweitertem Schlusse) bei Wilh. Hertz in Berlin. Es sind eigentlich 7 Geschichten; denn die Rahmenerzählung von dem jungen Naturforscher Reinhart, der auszieht, um die Wahrheit des Logau'schen Sinngedichtes zu erproben,

„Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.“

ist selbst eine Novelle, die mit ihrem romantischen Ductus, mit ihrer Poesie vor allem, sich, ohne zu verblassen, direct neben Eichendorff's „Taugenichts“ stellen läßt. Reinhart kommt auf das Landhaus Luciens und dort werden nun die 6 Novellen erzählt, theils von ihm, theils von ihr: sie behandeln das Thema der Ehe. In der ersten „Von einer thörichten Jungfrau“ erzählt Lucie von dem aus Eigensinn und Thorheit gelösten Verlöbniß der Wirthstochter Salome, die allzuhoch hinaus wollte. „Gleichheit des Standes und des Geistes“, meint Lucie, seien unentbehrlich zum Glück der Ehe. Sie zu widerlegen, erzählt Reinhart die Geschichte „Regine“. Regine ist ein Bauernkind und Magd in der Stadt; ihr Liebhaber und Gemahl, Erwin

Altenauer, ist Gesandtschaftssecretär. Sie leben glücklich, bis, herangeführt durch Welt und Bildung, der Zweifel zwischen die beiden Gatten tritt. Das Vertrauen schwindet; Regine wird innerlich tief unglücklich und gibt sich den Tod. Lucie schreibt dem Manne allein die Schuld zu. Herr Altenauer habe nicht verstanden „seiner Frauenausbildung den rechten Rückgrat zu geben". Reinhart „beweist" weiter, indem er die Geschichte von der „Armen Baronin" Hedwig v. Lohausen erzählt, d. h. von der verschämten Armen, die von einem ihre streng verborgenen Herzensvorzüge fast zufällig entdeckenden Manne dem Leben und dem Glücke zurückgegeben wird. Bei der Hochzeit läßt dann K. den Lump von früherem Gemahl der Baronin und ihre verkommenen Brüder auf fürchterlich drastische Art verspotten. Man hat den Dichter darum scharf getadelt. Er hat aber auch einem Storm gegenüber (Briefwechsel ed. Köster S. 111 und 125) daran festgehalten: „Die Geschichte mit den verlumpten Baronen, die Sie so geärgert hat, bleibt stehen, wie einer jener verwünschten Dachziegel in einem Hause, in dem es spukt". K. hat recht gehabt: sein Humor ist so, daß er manchmal barocke Capriolen machen muß, hart bis an die Grenze des guten Geschmacks; aber das gehört zum Leben und Wesen gerade dieses Humors, und wer möchte ihn im Grunde anders haben? Er ist und bleibt eben Kellerisch, d. h. Nummer Eins. Lucie ist nicht zufrieden, daß die Frauen so ohne einen „Rest von eigenem Willen" geheirathet werden sollen. Es geht auch manchmal umgekehrt. Um dies zu erweisen erzählt Lucie's Oheim, der alte Oberst, aus seinem Leben die Geschichte „Die Geisterseher", wo eine von zwei jungen Männern geliebte Dame den Gefühlsüberschwänglichen verschmäht und den Nüchternen heirathet, weil dieser sich bei einem zur Prüfung veranstalteten Geisterspuk kaltblütig gezeigt hat. Der glückliche Brautgewinner war Reinhart's Vater. Der Sohn revanchirt sich mit der Novelle von „Don Correa", dem portugiesischen Admiral, der, von einer schlimmen Frau vornehmen Standes betrogen, sie aufhängen läßt und dann eine Afrikanerin heirathet, mit der er glücklich wird. Lucie ist endlich zufrieden; aber sie antwortet noch mit einer Geschichte, wo der Mann, der frei und originell zu wählen glaubt, heillos genasführt wird; sie erzählt die Posse „Die Berlocken": Da meint Herr Thibaut v. Vallormes er werde von der Indianerin Quoneschi geliebt und schenkt ihr seine Berlocken als Brautgabe. Andern Tages aber muß er einem Feste beiwohnen, bei welchem Quoneschi's wirklicher Verlobter, ein junger Indianer, der „Donner-Bär", die Berlocken Thibaut's als Nasenschmuck trägt. Der Schluß der Rahmenerzählung, in welche die 6 Novellen so geschickt verflochten sind, daß sie nur wie Theile eines reichorganisirten Ganzen erscheinen, ist wieder vom Anmuthigsten, was je auf Deutsch geschrieben worden ist: das Experiment auf das Recept des alten Logau gelingt nämlich Reinhart und zwar bei Lucien: er küßt sie; sie lacht und erröthet, und um diesen Kuß und dieses erröthende Lachen herum glüht ein goldener Herbst und steht das Idyll einer Schusterstube voll Glück, Gesang und Liebe. Reife Meisterschaft ist die Signatur dieses Cyklus. Sind auch nicht alle Novellen darin von gleichem künstlerischem Werthe („Don Correa" und „Die Berlocken" sind eher nur gute „Winterschwänke" als psychologisch tiefgründige Lebensschilderungen), so leuchtet der ganze Cyklus doch von satten Farben; aus feinen Seelenzügen und trefflich gekennzeichneten Charakteranlagen wachsen die Handlungen hervor, und ein Humor, überhaupt ein klares Licht, scheint so hell und goldig über Allem, namentlich über der frei und leicht erfundenen echt romantischen Rahmenerzählung, daß die Vorliebe, die gerade dieser Band bei vielen Keller-Verehrern genießt, recht wohl zu begreifen ist. In der Gesammtausgabe ist er (als Bd. VII) außerdem mit den „Legenden" verbunden.

Seit 1881 sichtete der Dichter seine Lyrik. Seinem gereiften Kunstgeschmacke, dem das Objectiv-Epische höchste künstlerische Forderung geworden war, opferte er dabei alles zu Subjective, zu Leidenschaftliche, nach seiner ruhig und klar gewordenen Empfindung zu Maßlose. Er hat damit seine „Gesammelten Gedichte" von 1883 künstlerisch gewiß gehoben; es ist auch sicherlich Manches ohne Schaden weggefallen, und mehr als eine Umarbeitung war recht wohl angebracht; aber — das rein Lyrische, das subjectiv Empfindungs-Unmittelbare hat darunter gelitten; der allerfeinste Duft der Seelenstimmung ist dann und wann von dem glättenden Finger weggewischt worden. Dennoch ist Keller's Lyrik — auch in der neuen Form — von edler Tiefe und Reinheit in Gefühl und Ton, und den Kennern des Echten wird K. immer zu den wenigen ganz großen deutschen Lyrikern, d. h. zu den Goethe, Kerner, Mörike und Storm, gehören. Im October 1876 hatte K. seine letzte größere Reise unternommen: er war, speciell auf P. Heyse's Betreiben, nochmals in München gewesen; im Herbst 1881 machte er dann mit zwei Freunden, den Malern Rud. Koller und Emil Rittmeyer, das „bescheidene Kunstreischen", das er in der „Neuen Zürcher Zeitung" so ruhevoll und doch so lebendig beschrieben hat (Nachgelass. Schr. S. 218). Zu Keller's auswärtigen Freunden gesellten sich in jener Zeit zwei Norddeutsche: Regierungsrath Wilh. Petersen in Schleswig und Theodor Storm in Husum; mit Beiden hat K. in intimem Briefwechsel gestanden (ed. Bächtold und — für Storm — A. Köster). Im Herbst 1882 zog K. aus dem luftigen „Bürgli", wo sich namentlich seine kränkelnde Schwester, die ihm den Haushalt führte, nicht wohl befand, nach dem Thaleck am Zeltweg in Hottingen, in eine gewöhnliche Miethswohnung, in der es ihm nie recht gefallen hat. Um so wohler war ihm an Samstag- und Sonntag-Abenden auf der „Meise" in gemüthlicher Gesellschaft. Bächtold erzählt da (Bd. III, S. 293 ff.) viel von Keller's Sympathien und Antipathien: von seinen Freunden, mit denen er heimelig war, aber auch von unbequemen Anreisern, die er manchmal recht grob abtrumpfte.

Keller's Schlußdichtung war „Martin Salander", ein Familienroman, der sich aber zum schweizerischen Sittenbilde großen Stiles erweitert, ja mehr als das: der zum politischen und ethischen Erziehungsbuche für das Schweizervolk wird, dessen Lebensäußerungen Keller's eigenes tiefes Interesse ein ganzes Leben lang gegolten hat. Der alternde Mann sah in politischen und gesellschaftlichen Dingen Vieles wanken, sah die Streber emporkommen, sah ihre Charakterlosigkeit, und davor sein geliebtes Volk zu warnen, das war seine Absicht. Der Roman erschien — langsam — im J. 1886 in Rodenberg's „Deutscher Rundschau". Er ist nicht in freudigem Zuge entstanden, sondern unter vielem Schimpfen von des Verfassers, unter freundlichem Drängen von des Herausgebers Seite. Und als er fertig war, befriedigte er nicht. Die Schweizer nannten ihn pessimistisch, das Ausland fand ihn zu speciell schweizerisch. Der Held, Martin Salander, ist ein Optimist, aber er ist nicht klug genug für den neuen Kurs. Ein Schlauer, Louis Wohlwend, bringt ihn um sein Geld; er wandert aus und kehrt erst nach sieben Jahren heim, wohlhabend, aber nicht gewitzigter, so daß ihn derselbe honigsüße Schönredner Wohlwend nochmals um sein Geld betrügen kann. Er geht neuerdings auf drei Jahre übers Meer. Nach seiner abermaligen Rückkehr will er sich an den neuen Zuständen im Vaterlande freuen; aber er muß sehen, wie Alles corrumpirt ist. Zwei Streber geringster Sorte, die Brüder Weidelich, heirathen seine Töchter; die Schufte von Gatten kommen aber ins Zuchthaus. Doch Salander's Idealismus zerbricht nicht; er verliebt sich sogar ein bischen. Da kommt sein Sohn Arnold aus der Fremde heim, ein tüchtiger Mensch. Unter

dessen Einfluß gehen ihm die Augen auf; aber er bleibt ein Optimist: Sein „Schifflein fuhr ruhig zwischen Gegenwart und Zukunft dahin, des Sturms wie des Friedens gewärtig, aber stets mit guten Hoffnungen beladen“, heißt es schließlich von ihm. Einen rechten Schluß hat das Werk trotz den beiden in der Buchausgabe hinzugefügten Capiteln, 20 und 21, nicht, und K. hat bis an sein Ende an einem neuen, besseren Schluß herumgedacht. An Charakteristik lebendiger Menschen aber: Salander's, seiner wackeren Frau und seines Sohnes Arnold, der Weidelichs und ihrer Eltern ist das Buch so reich wie irgend ein früheres des Dichters. Auch der kräftige, männliche Stil ist so „kellerisch“ wie je. Der Humor allerdings hat einen etwas säuerlichen Beigeschmack, und die Composition leidet an Längen. Pessimistisch ist das Buch im Grunde nicht; es ist im Gegentheil, nach Bächtold's treffendem Ausdruck, „eine That. Es ist das große Vermächtniß des Dichters für seine Heimath . . . Ein politisches Erbauungsbuch! Und doch ein Poesiebuch!“ Nach dem „Salander“ schrieb K. für den Druck nur noch eine kleine autobiographische Skizze für die Chronik der Kirchgemeinde Neumünster (Nachgel. Schr. S. 1); das dort statt des Schlusses des „Salander“ in Aussicht gestellte „selbständige Buch“ ist nicht mehr geschrieben worden. Im März 1885 ging der Gesammtverlag von Keller's Schriften an Wilh. Hertz in Berlin über. (Seit 1901 ist der Verlag in den Händen der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. Nachf. in Stuttgart.)
Keller's Wanderung

„auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt“

wurde beschwerlicher. Noch allerdings trat ihm ein neuer Freund nahe: Böcklin, der damals in Zürich wohnte und mit seiner olympischen Heiterkeit den oft Launenhaften und Mürrischen aufheiterte; der mit nie versagender Freundlichkeit die Ausbrüche übler Laune ertrug, und der froh war, wenn auch bei K. wieder auf Augenblicke die Sonne schien. K. hat dafür dem Maler-Freunde zum 60. Geburtstage ein prächtiges, leuchtend schönes, in milder Resignation ausklingendes Gedicht geschrieben (bei Bächtold III, S. 647). Böcklin hat den Freund mehrmals gemalt; aus seiner Hand stammt die Radirung, die den 1889 bei Hertz erschienenen „Gesammelten Werken“ vorgeheftet ist. Am 6. October 1888 starb dem Dichter die Schwester Regula, die ihn so lange treu gepflegt hatte. Er war nun ganz einsam. Seinen 70. Geburtstag verbrachte er auf dem Seelisberg in Gesellschaft zweier Freunde, Arnold Böcklin's und des Bundesrichters Hans Weber. Die von Böcklin modellirte Medaille nannte er „das Zeichen für das Ende vom Lied“. Nach Neujahr 1890 erkrankte er an Influenza; er machte sein Testament und setzte darin zu Erben den Hochschulfonds der Universität Zürich, die Zürcher Stadtbibliothek und die eidgenössische Winkelriedstiftung ein. Am 15. Juli 1890 starb er; am Vorabend seines 71. Geburtstages (18. Juli 1890) wurde er durch Feuer bestattet. — K. ist in Vielem ein „Heimathkünstler“ gewesen; aber er hat zugleich weit über das Heimathliche hinaus, ins rein Menschliche hinein geschaffen. Seine Werke sind die schönste Frucht jenes deutschen Realismus, der auch das Ideale in sich schließt, d. h. sie sind echte große Kunst. Diese ist Offenbarung: nicht „von dieser Welt“ wenn man will; aber sie steht doch auf dem Boden der Erde, ist Wahrheit im Lichte des Ewigen.

Die Litteratur über Keller ist verzeichnet bei Richard M. Meyer, Grundriß der neuern deutschen Litteraturgeschichte (Berlin 1902), Nr. 2662 bis 2686. Neu hinzugekommen sind: Ricarda Huch, „G. K.“ i. d. Samml. „Die Dichtung“ Bd. IX, Berlin; Otto Stoeßl, „G. K.“ i. d. Samml. „Die Literatur“ Bd. X, Berlin. Ferner zu beachten: „Der Briefwechsel zwischen

Theod. Storm u. G. K.", hrsg. u. erläut. v. Albert Köster, Berlin 1904. Hnr. Driesmanns, „Der Erziehungsroman" („Grün. Heinr.") Literar. Echo 1902/3, S. 1525; Ernst Trautmann, „G. K. in Heidelberg" (Frkf. Ztg. 1903, Nr. 108). Emil Jakobs, „Aus G. K.s Berliner Zeit" (Westermanns Monatsh. Oct. 1904); „Emil Kuh's Briefe an G. K." ed. Alfr. Schaer i. Zürch. Taschenb. auf 1904; A. Schwab, „Das Sinngedicht von G. K." (Monatsbl. f. dtsch. Lit. IX, 9); F. Widmann, „G. K.s Frauengestalten" (Propyläen, München 87, 88); Max Nußberger, „Der Landvogt von Greifensee u. seine Quellen" (Frauenfeld 1904); Marie Strinz, „Irdische u. himmlische Liebe" („Die Frau", Berlin, XI, 10); Emil Geiger, „Beiträge zu einer Aesthetik der Lyrik" (Halle 1905); Felix Rosenberg, „Der schlimm-heilige Vitalis" von G. K. und „Thais" von Anatole France (Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Literaturen, Bd. 112 [neue Serie 12], Heft 3/4.) Hauptwerk bleibt immer: G. K.'s Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Bächtold. 3 Bde. Berlin 1894—97. Auch die gegenwärtige Biographie ruht auf diesem festen Fundamente. Geßler.

Kellner *): Lorenz K., † am 18. August 1892, angesehener preußischer Volksschulmann. — K. wurde am 29. Januar 1811 in Kalteneber bei Heiligenstadt (Eichsfeld) geboren. Sein Vater Heinrich Kellner war damals dort katholischer Ortslehrer, nachdem er zuvor schon die Aufmerksamkeit als warmer Verehrer und unmittelbarer Schüler Pestalozzi's auf sich gelenkt hatte. Er war s. Z. zu Fuße nach Ifferten gewandert, um den Meister kennen zu lernen. Später wurde er als Lehrer nach Heiligenstadt berufen, dort zum Rector der Stadtschule befördert und 1836 daneben mit der Direction des in Heiligenstadt eingerichteten neuen Schullehrerseminares betraut. K. erhielt, nachdem er anfangs die Volksschule seines trefflichen Vaters besucht hatte, seine weitere Vorbildung auf den catholischen Gymnasien zu Heiligenstadt und Hildesheim (Josephinum). Unter den Hildesheimer Lehrern verdankte er besonders viel dem als Botaniker bekannten Professor Johannes Leunis, einem Priester von umfassender Gelehrsamkeit, warmer Liebe zur Natur, väterlichem Sinne gegen die Jugend und echter, milder Religiosität. Von früh auf für den Beruf des Vaters bestimmt und entschlossen, bezog der junge K. alsdann das protestantische Lehrerseminar zu Magdeburg, das damals unter der Leitung des Consistorialrathes, späteren Propstes Karl Christoph Gottlieb Zerrenner stand. Seine erste Stelle als Lehrer erhielt K. an der Dorfschule zu Mackenrode bei Heiligenstadt, wurde aber schon 1831 von dort nach Erfurt berufen, wo er erst Lehrer und seit 1833 Rector der Lorenzschule war. Als 1836 sein Vater die Leitung des neuen Seminares in Heiligenstadt übernahm, trat ihm der Sohn als Seminarlehrer zur Seite und erwarb durch seine dortige tüchtige Wirksamkeit wie als glücklicher pädagogischer Schriftsteller, namentlich auf dem Felde des deutschen Sprachunterrichtes, rasch ungewöhnliches Ansehen in der Schulwelt. In seinem damals zuerst erschienenen „Praktischen Lehrgange für den deutschen Sprachunterricht" (Erfurt, 3 Bde., 1837—40; 17. Auflage 1888) trat er der herrschenden Einseitigkeit der grammatischen Methode nach Karl Ferdinand Becker und besonders nach Raimund Jakob Wurst's „Sprachdenklehre" entgegen und wirkte bahnbrechend für einen lebendigeren, allseitig anregenden deutschen Unterricht, den er an das Lesebuch anzuschließen lehrte. Nicht das Denken über die Sprache erschien ihm als Hauptsache, sondern das Denken in der Sprache; und überhaupt soll der Sprachunterricht nach ihm nicht einseitig den Verstand bilden, sondern zu einer harmonischen geistigen

*) Zu S. 110.

Gesammtbildung anregen. Die zwölf Jahre seines jugendfrischen Wirkens am Seminare mit und unter dem verehrten Vater bezeichnete K. später als die in mehr als einer Hinsicht schönste Zeit seines Lebens. Ihr wurde Ziel gesetzt durch den ehrenvollen Ruf der höchsten Schulbehörde Preußens, der den jungen Seminarlehrer 1848 als ersten catholischen Regierungs- und Schulrath nach Marienwerder in Westpreußen entführte. Auch die dort gestellte, wegen des Vorwaltens der polnischen Sprache im Bezirke besonders schwierige Aufgabe ergriff er mit hingebender Liebe und im eigenen Geiste. Die Regeln, die er für sein Verfahren bei den Schulrevisionen niederschrieb, können noch jetzt jedem Aufsichtsbeamten in ähnlicher Lage zur Richtschnur dienen. Der Eifer, mit dem er sich in die ihm neue und wenig anmuthende Aktenarbeit vertiefte und gleichzeitig die Schulbesuche betrieb, bedrohte seine Gesundheit; im J. 1849 mußte er einige Wochen ausspannen, die er im Bade Kösen verlebte. Aber auch hier ruhte er nicht. Während des Urlaubes entstand seine zweite berühmte, gemüthreiche Schrift: „Zur Pädagogik der Schule und des Hauses. Aphorismen“ (Essen 1850). Dreizehn Auflagen hat er von ihr bis 1892 selbst besorgt. Die vierzehnte mit Bildniß und Lebensabriß des Verfassers erschien wenige Jahre nach seinem Tode (1896). Nach mehrjähriger angestrengter Thätigkeit in den Ostmarken bat K. selbst um seine Versetzung in rein deutsche Umgebung, und diesen Wunsch erfüllte der Minister v. Raumer, indem er 1855 ihn der Regierung zu Trier überwies. In Trier wirkte K. noch fast ein Menschenalter hindurch mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge. Die Liebe der Lehrer seines Aufsichtsbezirkes erwarb er in hohem Maaße. Der lebendige Verkehr mit dem Lehrerstande und der leitende Antheil an dessen Vereinsleben lag ihm stets besonders am Herzen. Seine litterarische Thätigkeit blieb auch hier rege. Ihr besonders verdankte er den Grad eines Doctors der Philosophie, den ihm 1863 die Akademie Münster unter Hervorhebung seiner Verdienste um deutsche Sprache und Pädagogik verlieh. Im J. 1871 wurde ihm der Charakter eines Geheimen Regierungsrathes beigelegt. Im J. 1872 berief der Cultusminister Dr. Falk K. nach Berlin unter den Vertrauensmännern, die über die neuen Regulative für das Volksschul- und Seminarwesen zu berathen hatten. Dem längst besessenen Rothen Adlerorden vierter Classe folgte 1877 die dritte Classe, 1888 die zweite Classe des Kronenordens. Inzwischen aber war K. 1886 auf seinen Antrag in Ruhestand versetzt worden. Mit welchen Gefühlen er aus dem Amte schied, mögen einige Verse aus einem Gedichte bezeugen, das er an seinem von Freunden und Verehrern besonders festlich begangenen fünfundsiebzigjährigen Geburtstage verfaßte: „Lang ist die Pilgerfahrt, die mir beschieden, — Und doch so kurz, schau ich auf sie zurück! — Sie war ein Wechsel zwischen Kampf und Frieden; — Doch Glaub' und Hoffnung hellten stets den Blick! — Sie lenkten mit der Lieb' im festen Bunde — Das Herz nach oben hin und zum Beruf, — Und Jahr auf Jahr und bis zur heut'gen Stunde — War's der Beruf, der reinste Freuden schuf. — Mein Herz war stets der Jugend zugewandt, — Und treuen Lehrern drückt' ich gern die Hand.“ Noch sechs Jahre lebte K. in Trier als Emeritus still und zurückgezogen. Am 18. August 1892 rief ihn ein sanfter Tod ab. In allen Theilen der deutschen Volksschullehrerschaft, protestantischer wie katholischer, wurde er aufrichtig betrauert und durch ehrende Nachrufe gefeiert.

Kellner's bleibender Name in der Geschichte der Pädagogik knüpft sich an seine Verdienste um den deutschen Sprachunterricht. Diesem galt auch ein wesentlicher Theil seiner litterarischen Thätigkeit. Außer dem grundlegenden Praktischen Lehrgange sind in dieser Hinsicht zu nennen: „Deutsches

Lese- und Bildungsbuch für höhere cathol. Schulen" (Freiburg 1857; 10. Aufl. 1890); „Aufgaben zu Uebungen im schriftlichen Gedankenausdruck" (das.; 9. Aufl. 1883). Minder originell, aber durchaus achtenswerth erscheinen die späteren Werke allgemein pädagogischer Tendenz: „Volksschulkunde, ein praktischer Wegweiser" (Essen 1855; 8. Aufl. 1886); „Erziehungsgeschichte in Bildern und Skizzen, mit besonderer Rücksicht auf das Volksschulwesen" (das. 1862, 3 Bde.; 3. Aufl. 1880); „Kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts" (Freiburg 1877; 10. Aufl. 1893). Ganz besonders aber spricht des Verfassers warme, liebenswürdige Persönlichkeit aus den oben bereits erwähnten Aphorismen wie aus den „Pädagogischen Mittheilungen aus den Gebieten der Schule und des Lebens" (Essen 1852; 3. Aufl. 1868), den autobiographischen „Lebensblättern, Erinnerungen aus der Schulwelt" (Freiburg 1892) und aus zahlreichen kleineren Aufsätzen, die aus dem von K. in Trier längere Zeit redigirten „Schulfreunde" und anderen Zeitschriften nach des Verfassers Tode von Görgen in seinem Auftrage gesammelt und nebst Briefen u. a. als „Lose Blätter. Ergänzungen zu L. Keller's Aphorismen und Lebensblättern" (Freiburg, Herder) herausgegeben sind. — In religiöser Hinsicht war und blieb K. Sohn eines Geschlechtes, das mit aller Treue gegen die catholische Tradition weitherzige Anerkennung anderer Bekenntnisse zu vereinigen wußte. Sein Vater, der Pestalozzianer, und sein Lehrer Leunis blieben ihm darin Vorbilder. Doch konnte er sich der Spannung der Gegensätze im Laufe seines langen Lebens nicht ganz entziehen. Schon im Streit über die Stiehl-Raumer'schen Regulative urtheilte er 1855: „Die Angriffe, die sie erfahren, sind Beweis dafür, daß sie das Uebel erkannt und die Wahrheit geboten haben. Die katholische Schule ist durch den festen Anschluß an den Fels der Kirche vor jenen Abwegen und Verirrungen bewahrt, denen die Regulative mit Ernst und Sachkunde zu begegnen streben." Bei solcher Grundansicht konnte er der preußischen Schulpolitik seit 1872, deren Verdienste er übrigens nicht verkannte, nur mit Vorsicht folgen und mußte mehr und mehr das katholisch-confessionelle Moment in seinem persönlichen Wirken wie in seinen Schriften betonen. Dies zeigte sich auch in Kellner's politischer Stellung und Thätigkeit. Wiederholt gehörte er dem Hause der Abgeordneten an: 1849, 1850, 1867—71. Er hielt sich hier zu den gemäßigt Conservativen, seit 1867 zu den Freiconservativen, konnte sich aber den Einflüssen des Centrums zuletzt schon nicht ganz entziehen. Doch hielt er sich von allen ultramontanen Extremen fern und ließ zwischen sich und seinen protestantischen Freunden niemals eine trennende Mauer aufkommen. Unter diesen schätzte er besonders Karl Kehr, seinen jüngeren Rivalen auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes, dessen vorzeitigen Hintritt er 1885 mit schönen Worten freundschaftlicher Anerkennung betrauerte. Alles in allem genommen ist K. einer der edelsten, liebenswerthesten und verdientesten deutschen Männer, die im 19. Jahrhundert am Ausbau der deutsche Volksschule mitgearbeitet haben.

Vgl. außer Kellner's eigenen Schriften, besonders den Lebensblättern, die Nekrologe, namentlich den von Edmund Oppermann in der Deutschen Schulzeitung (1892, Nr. 39, 40) und Beck, Geheimrath Dr. Lorenz Kellner, (Metz 1894). Sander.

Kern *): Franz K., Philolog und Schulmann, † am 14. December 1894. Franz Georg Gustav K. wurde am 9. Juli 1830 in Stettin geboren. Sein Vater George Friedrich K. war dort Regierungssecretär, ein ernster, christlich frommer Mann, der seinen drei Söhnen, deren mittlerer im Alter Franz war,

*) Zu S. 114.

das Universitätsstudium ermöglichte und u. a. noch mit vierzig Jahren bei einem Primaner Griechisch lernte, um mit seinem ältesten Sohne, dem Theologen, das Neue Testament in der Ursprache lesen und studiren zu können. Außer den zwei Brüdern hatte Franz K. drei ältere Schwestern. In diesem Familienkreise wuchs er fröhlich und gesund zu einem stattlichen Jüngling und Manne empor. Seine Schulbildung genoß er (Ostern 1840 bis Herbst 1848) auf dem Marienstiftsgymnasium seiner Vaterstadt. Unter seinen Lehrern hatten wesentlichen Einfluß auf ihn Hermann Bonitz, der ihn für Platon und für Philosophie überhaupt begeisterte, und besonders Ludwig Giesebrecht, dessen Unterricht in Religion und Deutsch ihn nachhaltig anregte. Er hat diesem verehrten Lehrer nach dessen Tode (1873) in der Schrift „Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann (Stettin 1875; 2. Aufl. 1887) ein pietätvolles litterarisches Denkmal errichtet. Merkwürdig ist bei einem sonst so reich begabten und vielseitigen Geiste die bis zur Geringschätzung ausartende Gleichgültigkeit gegen eigentlich geschichtliche Studien und die Abneigung gegen die Mathematik und alles, was mit ihr — wie besonders die Statistik — zusammenhängt, die er bereits von der Schule mitnahm. Neben den Schularbeiten war er schon als Schüler eifriger Turner und Fußgänger, vertiefte sich privatim in die deutsche Litteratur und unterrichtete mit Vorliebe jüngere Schüler wie auch seine Schwestern und deren Freundinnen. In seinem Reifezeugnisse wird ihm neben wissenschaftlicher Regsamkeit feste sittliche Entschiedenheit nachgerühmt, und in der That begleitete ihn aus Elternhaus und Schule durch sein ganzes Leben ein ans Rigorose streifender sittlicher Ernst, der ihn z. B. gegenüber der modernen Litteratur zu einem herben Kritiker machte und selbst in der Beurtheilung der sonst hochverehrten Classiker sich unbestechlich zeigte. Während seines philologischen Studiums in Berlin (1848—51) verlor er bald seinen treu sorgenden Vater († 1849) und war daher auf thunlichsten Nebenerwerb durch Unterricht angewiesen. Es scheint, daß er als Student mehr dem Selbststudium und dem wissenschaftlichen Verkehre mit engeren Freundeskreisen als den akademischen Lehrern verdankte. Schon nach einem Triennium bestand er in Berlin das Examen pro facultate docendi in Griechisch, Lateinisch, Deutsch und kehrte Ostern 1852 nach Stettin als Probandus des Marienstiftsgymnasiums zurück, an dem er Neujahr 1853 Mitglied des pädagogischen Seminares und Herbst 1854 als Collaborator, wie es damals hieß, fest angestellt ward. So konnte er dem verwaisten Vaterhause eine Stütze sein, deren es umsomehr bedurfte, da kurz vor seiner Heimkehr auch der ältere, theologische Bruder gestorben war. Ueber sieben Jahre wirkte er dort unter drei Directoren (Hasselbach, Peter und Heydemann) und verstand bei den Collegen, deren manche noch seine Lehrer gewesen waren, Liebe und Achtung zu erwerben, die Schüler im wissenschaftlichen Unterrichte wie als Turnlehrer und Führer bei Spaziergängen und Turnfahrten zu fesseln und anzuregen. Neben seinem Amte beschäftigte ihn der Unterricht in einem Privatcirkel junger Mädchen, auf die er besonders durch seine Vorträge über deutsche Litteratur tiefen Eindruck machte. Aus diesem Kreise wählte er später seine Lebensgefährtin, Klara Runge, Tochter eines Stettiner Arztes, die er 1862 nach Schulpforta heimführte, und die ihn nach fast 33jähriger glücklicher Ehe überleben sollte. Durch den Tod der Mutter († 1857) und die Verheiratung einer Schwester hatte inzwischen seine Aufgabe der Familie gegenüber ihr Ziel erreicht. Er folgte daher zum Herbst 1859 dem Rufe als Subrector des neuen Gymnasiums nach Pyritz, wohin ihn eine der Schwestern zur Führung des Haushaltes begleitete. Ein ehrenvollerer Ruf entführte ihn bereits nach einem Jahre von da an die berühmte Landesschule zu Schul-

pforta, die damals unter der Leitung seines früheren Stettiner Directors Karl Peter stand. Sieben Jahre gehörte K. dem dortigen ausgewählten Lehrkörper, zuletzt als Professor und Lehrer auch der beiden Primen in den alten Sprachen, an. Für sein wissenschaftliches wie für sein häusliches Leben wurde jene Zeit besonders bedeutsam. Dies durch die bereits erwähnte Verheirathung, die ihn selbst beglückte und sein Haus zum Mittelpunkte fröhlicher, anregender Geselligkeit besonders für die jüngeren Amtsgenossen machte. Jenes, indem sie sein Studium ernster und ausschließlicher als bisher auf die Philosophie lenkte. Schon auf der Schule hatte ihm Bonitz die Liebe zu Platon und Aristoteles eingeflößt. In den Stettiner Lehrerjahren wurde er durch seinen Collegen Richard Volkmann, später Gymnasialdirector in Jauer, aufmerksam auf Schopenhauer, dessen Philosophie er, wenngleich mit einigen kritischen Vorbehalten, sich bewundernd aneignete. Zu Pforta wandte er sich in regem Austausche mit dem jüngeren Amtsgenossen Max Heinze, dem späteren Bearbeiter der griechischen Logoslehre und der neueren Auflagen von Ueberweg's Grundriß der Geschichte der Philosophie, zunächst der griechischen, namentlich vorsokratischen Philosophie zu. Seine Aufmerksamkeit und bald seine Vorliebe zogen jetzt die Eleaten auf sich mit ihrer Alleinslehre, nach der alles Einzelne nur Erscheinungsform des Ἓν καὶ πᾶν ist. Unter ihnen schienen ihm Parmenides bisher überschätzt, Xenophanes, Zenon von Elea und vor allem Melissos unterschätzt zu sein. Eine ganze Reihe von Arbeiten, meist Programmaufsätze von Porta, Oldenburg, Stettin, die man bei Ueberweg-Heinze an ihren Orten nachgewiesen und gewürdigt findet, zeugt von Franz Kern's beharrlicher und beachtenswerther Forschung auf diesem Gebiete wie über die benachbarten und gleichzeitigen Demokrit von Abdera und Gorgias von Leontinoi. Von den Eleaten aber sah sich der emsige Gelehrte durch Fäden, die man vor ihm nicht genugsam beachtet hatte, zu den Neuplatonikern, besonders Pseudodionysios Areopagites, und Augustinus und von diesem auf die spätmittelaltrige und neuere Mystik, Meister Eckart und Johann Scheffler (Angelus Silesius), hingeleitet. So steht sein erstes selbständig herausgegebenes Buch über diesen Mystiker des 17. Jahrhunderts, der ihn zugleich als deutscher Dichter anzog: „Joh. Scheffler's Cherubinischer Wandersmann“ (Leipzig 1866), in engem Zusammenhange mit jenen philosophiegeschichtlichen Studien. — In dem Jahre, wo dieses Buch erschien, entführte jedoch ein neuer Ruf dessen Verfasser auf einen anderen Schauplatz seiner Thätigkeit. Sein Freund Heinze war als Prinzenerzieher von Pforta nach Oldenburg gegangen und wies bei eintretender Vacanz des Directorpostens am dortigen Gymnasium auf K. hin. Herbst 1866 trat der neue Director das ihm verliehene Amt an und gleichzeitig nebenamtlich in das evangelische Oberschulcollegium als Vertreter des höheren Schulwesens ein, — das jüngste Mitglied des von ihm fortan geleiteten Lehrercollegiums. Er hatte um so lieber zugegriffen, da er befürchtete, seiner zwar maßvollen, aber ausgeprägt freisinnigen Ansichten in religiösen und politischen Fragen wegen in Preußen keine seinen Gaben entsprechende Zukunft vor sich zu haben. Er fand auch hier bald Freunde auch außer Max Heinze. Mit seinem Collegen Heinrich August Lübben, dem Kenner des Mittelniederdeutschen, vereinigte er sich zur Herausgabe eines deutschen Lesebuches für höhere Schulen. Die eleatischen Studien schritten fort. An den Cherubinischen Wandersmann schloß sich ein verwandtes neues Buch: „Fr. Rückert's Weisheit des Brahmanen“ (Oldenburg 1868; 2. Aufl. 1885). Die Schüler, meist wohlerzogene, auch daheim geistig angeregte Söhne höherer Beamter, machten ihm, wie er später vergleichend anerkannte, ganz besondere Freude. Dennoch hielt es ihn nicht in den engeren Verhältnissen des kleinen Staates. Ostern

1869 ging er als Director an das städtische Gymnasium zu Danzig und bereits nach zwei Jahren, in denen ihn häusliche Sorgen nicht zum rechten Behagen kommen ließen, Ostern 1871 von da nach seiner Heimath Stettin, wo er das im Aufbau begriffene neue städtische Gymnasium seiner Vollendung entgegenzuführen und zu leiten übernahm. Mit der ersten Reifeprüfung Ostern 1875 war die Anstalt vollständig, der er noch darüber hinaus bis 1881 unter vielseitiger Anerkennung, geliebt von Lehrern und Schülern, vorstand. Als ein Höhepunkt seines Berufslebens darf aus dieser Zeit die 35. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Stettin (1880) gelten; K. war einer der beiden Präsides; seine eröffnende Rede, seine stattliche Erscheinung, seine geschickte Leitung fanden ungetheilten Beifall. Das Jahr 1881 stellte endlich den Vielgewanderten an den Platz, von dem ihn erst der Tod abrufen sollte. Er übernahm die Leitung des städtischen „Köllnischen Gymnasiums" zu Berlin. Die sichtlich aufblühende Reichshauptstadt mit ihren reichen Schätzen in Litteratur und Kunst lockte ihn, und er hat sich nicht getäuscht. Ihm war noch eine schöne Zeit des Wirkens — mehr als dreizehn Jahre — dort beschieden. Zu dem Hauptamte des Gymnasialdirectors gesellte sich ein Jahr später das Nebenamt des Directors des königlichen pädagogischen Seminares für gelehrte Schulen. Manche besondere Aufträge und Anfragen ergingen seitens der staatlichen Schulbehörden an den erfahrenen und bewährten Schulmann. Oft wurde er selbst und seine Schule von Fremden, selbst Ausländern aufgesucht. Es ist zu bewundern, daß er bei dem allem noch die Muße zu regem Verkehr in und außer dem Hause, allerdings mit thunlichster Einschränkung der sog. großen Geselligkeit, und zu umfangreicher Schriftstellerei zu gewinnen wußte. Er gehörte mehreren engeren Cirkeln von Freunden an, die sich regelmäßig zu vertraulichem Gespräche trafen. Er war Mitglied der altberühmten Graeca, der Gymnasiallehrergesellschaft, zeitweilig des deutschen Sprachvereines; er half die Gesellschaft für deutsche Litteratur begründen und belebte mindestens von Zeit zu Zeit die Sitzungen dieser Vereine durch inhaltreiche treffliche Vorträge. In seinem gastlichen Heim verkehrten lebhaft und zwanglos Freunde der Eltern wie der erwachsenen Kinder. Die freibleibenden Abende pflegte K. stets im Kreise der Familie zu verbringen. Als Schriftsteller kehrte er in Berlin zu seiner ersten Liebe, dem deutschen Unterrichte, zurück. Nach einigen kleineren Vorspielen trat er seit 1883 mit Verbesserungsvorschlägen für die deutsche Grammatik überhaupt und für die Schulgrammatik insonders hervor: „Die deutsche Satzlehre; eine Untersuchung ihrer Grundlagen" (Berlin 1883; 2. Aufl. 1888); „Zur Methodik des deutschen Unterrichts" (das. 1883); „Grundriß der deutschen Satzlehre" (das. 1884, mehrfach neu aufgelegt); „Zustand und Gegenstand" (das. 1886); „Leitfaden der deutschen Grammatik" (das. 1888). Vielleicht überschätzte er Tragweite und Werth seiner Neuerungen. Die lebhafte Discussion ist bald wieder stiller geworden. Aber sie war anfangs sehr belebt und hat mindestens mittelbar ihre Frucht getragen. Auch der ästhetischen Würdigung und pädagogischen Verwerthung der deutschen classischen Dichtung, namentlich der Goethe'schen, suchte er durch eine Reihe von Schriften zu dienen: „Goethe's Torquato Tasso" (das. 1884); „Drei Charakterbilder aus Goethe's Faust" (das. 1885); „Deutsche Dramen als Schullectüre" (das. 1886); „Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima" (das. 1886); „Goethe's Lyrik, ausgewählt und erklärt" (das. 1889). Mit Bedacht meidet er darin alles Uebermaaß des litterarhistorischen und biographischen Apparates zu Gunsten des ästhetischen Verstehens und Genießens. Auch für einige Zeitschriften lieferte K. noch Beiträge und ließ während der Berliner Jahre sich gern mit einzelnen Arbeiten

in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vernehmen. Seine „Schulreden" bei der Entlassung der Abiturienten, zuerst 1881 zum Besten der von ihm begründeten Wittwenkasse des Gymnasiums zu Stettin erschienen, erfuhren eine zweite vermehrte Auflage 1887 (Berlin); in zwei Programmen wurde die Sammlung bis 1892, in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" von Fleckeisen und Masius bis an Kern's Tod ergänzt. — Das Alter hatte ihm bisher nichts anhaben können, und er schien nach trüberen Tagen den Gipfel des Glückes erreicht zu haben, als 1893 seine drei Söhne nach Berlin heimgekehrt, die Tochter dort verheirathet, sein Bruder ebenfalls Gymnasialdirector in Berlin geworden war. Aber im J. 1894 stellte sich ab und zu Schwäche ein, die im Herbst überhand nahm und ihn zuletzt an allem Arbeiten hinderte. Doch blieb er geistig klar, spielte noch gern Schach und ließ sich vorlesen. Unerwartet schied er in der Nacht vom 13. zum 14. December 1894, aufrichtig betrauert im engen wie im weiteren Umkreise.

Vgl. die Nekrologe seines Schwiegersohnes G. Koch im Biogr. Jahrbuche für Alterthumskunde von Bursian ꝛc. (Berlin 1897, Jahrgang 1896), seines Sohnes Otto Kern in Bd. I der von ihm herausgegeb. „Kleinen Schriften" seines Vaters (das. 1895), seines Freundes Bellermann im Goethejahrbuche (Frankfurt 1880), P. Wendland's in der Vossischen Zeitung vom 20. December 1894. — S. auch das Programm des Kölln. Gymnasiums zu Berlin und das „Ecce" von Schulpforta von 1895.

Sander.

Kern*): Hermann K., Schulmann und Philosoph der Herbartischen Schule, † am 4. Juli 1891. K. wurde am 12. September 1823 in Jüterbog als Sohn eines Lehrers geboren. Aus dem Elternhause nahm er das Interesse für die Schule und die Vorliebe für den Lehrerberuf mit sich hinaus ins Leben. Auf seine echt märkische Abstammung pflegte er selbst den festen Glauben an Preußens deutschen Beruf zurückzuführen, der auch in den trübsten Tagen niemals wankte und ihn im höheren Lebensalter mit heller Begeisterung an dem Aufschwunge Preußens und Deutschlands theilnehmen ließ. Auch ein treuer Sohn seiner Vaterstadt blieb er zeitlebens und war stolz darauf, daß ihn diese bei einem festlichen Anlasse später zum Ehrenbürger erwählt hatte. Nach vollendetem Gymnasialcursus bezog K. zunächst die Universität Berlin, um Philologie und Philosophie zu studiren, ging aber bereits 1841 nach Leipzig. In der Philologie war hier Gottfried Hermann sein verehrter Meister und blieb ihm in wissenschaftlicher Hinsicht wie als Mensch in seinem ganzen Auftreten lebenslang Vorbild. Im Seminare Hermann's war K. jahrelang strebsames Mitglied. Nach ganz anderer Seite beeinflußte den fleißigen Studenten der Herbartianer Moritz Wilhelm Drobisch, der ihn nicht nur für immer der Philosophie seines Meisters gewann, sondern überdies für mathematische und naturkundliche Studien lebhaft zu interessiren wußte. Im J. 1846 trat K. als Hülfslehrer bei dem Pädagogium der Francke'schen Stiftungen in Halle ein, wo er das Vertrauen des damaligen Directors Hermann Agathon Niemeyer rasch in dem Maaße zu gewinnen verstand, daß dieser ihm alsbald den Unterricht der obersten Classe in der philosophischen Propädeutik übertrug und seine litterarische Erstlingsarbeit: „De Leibnizii scientia generali commentatio" im Programme des Pädagogiums für 1847 veröffentlichte. Diese Dissertation und eine Reihe kritischer Aufsätze in der Hallischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" machten den Namen des jungen Lehrers bald bekannt, Niemeyer's Empfehlung mochte mitgewirkt haben: kurz

*) Zu S. 114.

bereits 1848 erhielt er einen Ruf als Professor an das Gymnasium Casimirianum zu Coburg, dem er folgte. Dreizehn Jahre regster Thätigkeit brachte er in dieser Stellung zu. Am Gymnasium waren ihm vorzugsweise die Realfächer anvertraut, was ihn veranlaßte, ein Lehrbuch der Physik herauszugeben, das freilich wohl heute kaum noch gebraucht wird. Daneben nahmen die philosophischen Studien ihren Fortgang. Die „Einladungsschrift zur Stiftungsfeier des herzoglichen Gymnasiums in Coburg“ brachte 1849 aus seiner Feder einen „Beitrag zur Rechtfertigung der Herbart'schen Metaphysik“. Der allgemeinen Bewegung der Gemüther in den ersten Jahren seiner Coburger Wirksamkeit suchte er einen einheitlichen Zusammenschluß des gesammten thüringischen Schulwesens abzugewinnen; dies freilich ohne dauernden Erfolg. Das Interesse an der Bildung auch der weiblichen Jugend bewegte ihn zur Gründung und Leitung einer privaten höheren Mädchenschule (1852), die als öffentliche Anstalt unter dem Namen Alexandrinenschule noch heute besteht. Auch eine Zeitschrift gründete und leitete er: die „Pädagogischen Blätter“ (1853—56). Es scheint aber, daß er selbst genöthigt war, für diese auch die meisten Aufsätze zu liefern, und darum die Sache wieder aufgab. Diese rührige vielseitige Thätigkeit zog die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den schaffensfrohen Professor. Eine Probe davon gab die Theilnahme des Prinzgemahles der Königin Victoria, Albert, der bekanntlich sachsen-coburgischer Prinz war, an seinen Arbeiten. Prinz Albert verschaffte ihm die Möglichkeit einer Reise nach England zum Studium des dortigen Unterrichtswesens mit Rückkehr über Paris. Gern dachte er später an diese lehrreiche Studienreise zurück. Außerdem begründete in Coburg K. seine Häuslichkeit, indem er dort einen Ehebund schloß, der ihm ein ganzes Menschenalter hindurch Quelle des reinsten Glückes war. — Das Jahr 1861 entführte ihn nach Mülheim a. d. Ruhr als Director der dortigen mit einer höheren Mädchenschule verbundenen Realschule. Vier Jahre lang leitete er die vereinigten Anstalten. Als Lehrer übernahm er besonders Latein und Mathematik in der obersten Realclasse, als Leiter machte er sich mannichfach verdient um deren Lehrpläne und um die Methode des Unterrichtes. Eine längere Studienreise, die dem Realschulwesen des preußischen Staates gewidmet war, brachte ihm manche erfreuliche Bekanntschaften und Anregungen ein und knüpfte die durch längere Jahre gelockerten Bande mit der märkischen Heimath wieder enger. Vielleicht hing es damit zusammen, jedesfalls war es K. sehr erwünscht, daß ihm das Jahr 1865 einen Ruf nach Berlin brachte, den er gern annahm. „Es galt die Begründung einer Anstalt eigenartigen Charakters, der Luisenstädtischen Gewerbeschule, die eine höhere Bildung vermittelst der Naturwissenschaften, der historischen Fächer und der modernen Sprachen, mit Ausschluß des Lateinischen, zu geben bestimmt war.“ Es handelte sich also um eine Schwesteranstalt der Friedrichswerder'schen, Gallenkamp'schen Gewerbeschule, um eine der allerersten Anstalten, in denen der Typus der seither zur Gleichberechtigung mit Gymnasium und Realgymnasium — Realschule erster Ordnung hieß es damals — emporgediehenen Oberrealschule sich ankündigte. „In einer tiefgründenden Auseinandersetzung wies K. damals die Realschule an, ihre Aufgabe nicht in einem unfruchtbaren Wetteifer mit dem Gymnasium zu suchen; vielmehr sollte sie rücksichtslos die Consequenzen ihrer eigenthümlichen Anlage ziehen, ihren Weg selbständig für sich gehen und sich als besonderes Ziel die Vorbildung der höheren gewerblichen, nicht der gelehrten Stände setzen“ (Mayer). Gleichzeitig forderte er eine Entlastung der höheren Lehranstalten durch Gründung niederer Real-, Mittel- oder höherer Bürgerschulen. Auch in der Lösung dieser neuen Aufgabe bewies K. seine geschickte, zuverlässige Hand. „Ihm“,

schreibt sein Nachfolger, „nächst den königlichen und städtischen Schulbehörden verdankt die Luisenstädtische Gewerbeschule ihre innere und äußere Organisation, ihm verdankt sie ihren schnellen Aufschwung, ihr Ansehen und ihren Ruf, und sein Name wird in ihrer Geschichte stets mit Ehre und Auszeichnung genannt werden.“ Von dem hohen Ansehen, das K. binnen kurzer Zeit sich in Berlin erwarb, zeugt seine 1868 erfolgte Berufung in die wissenschaftliche Prüfungscommission für das höhere Lehramt, sowie seine Theilnahme an den vom Minister Falk 1872 veranstalteten Berathungen von Vertrauensmännern über das höhere Schulwesen Preußens. In der Prüfungscommission hatte er Philosophie und Pädagogik zu prüfen. Diese Aufgabe legte es ihm besonders nahe, sein längst innerlich zur Reife gediehenes pädagogisches System auch äußerlich zum Abschluß und zu abgerundeter Darstellung zu bringen. So entstand sein Hauptwerk: „Grundriß der Pädagogik“ (Berlin 1873), das bei seinen Lebzeiten noch dreimal aufgelegt wurde. Weit über die Grenzen der Herbartischen Schule hat dies Buch dankbaren Beifall gefunden und zu einer besseren methodisch-didaktischen Vorbildung des höheren deutschen Lehrerstandes beigetragen. Auch in mehrere fremde Sprachen ist es übersetzt worden. — Noch einmal wechselte K. das Feld seiner Thätigkeit. Als Ferdinand Ranke 1876 in Ruhestand treten wollte, den er übrigens nicht mehr erlebte, wurde K. zu seinem Nachfolger ausersehen. So übernahm er Ostern die Leitung des königlichen Friedrich Wilhelmsgymnasiums, des mit ihm verbundenen Realgymnasiums, der Vorschule und des Seminares für Lehrer der Mathematik und Physik. Die höhere Mädchenschule, Elisabethschule, die bis dahin auch als Nebenanstalt dazu gehört hatte, wurde gleichzeitig abgezweigt und selbständig gemacht. Das Realgymnasium schied erst drei Jahre später aus dem Verbande. Hatte K. in dreißigjähriger Lehrthätigkeit Verständniß und warmes Interesse für Schulen aller Art bewiesen, so war doch seine erste Liebe immer dem humanistischen Gymnasium treu geblieben. Er konnte es nur dankbar begrüßen, daß seine Laufbahn ihn schließlich zu diesem zurückführte, und hat noch drei Lustra, davon wenigstens zwei noch in rüstiger Gesundheit, dem ihm anvertrauten Gymnasium gewidmet, daneben noch in allerlei ehren- und nebenamtliche Thätigkeiten verflochten und namentlich durch längere Jahre mit der Redaction der Berliner „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ beschäftigt. Wie er in diesen Jahren der Reife erschien, mögen die Worte eines früheren Mitarbeiters (Mayer) andeuten: „Die ungeheure Geschäftslast, die er sich aufgebürdet hatte, zu tragen, befähigte ihn eine Gesundheit, die — vom letzten Lustrum abgesehen — allen Strapazen Trotz bieten durfte. Dazu kam ein eiserner Wille, eine oft bis zu scheinbarer Schroffheit sich steigernde Energie und ein außerordentlich klarer, in jeder Lage sich schnell fassender Geist. — Trotzdem thäte man ihm Unrecht, wollte man ihn einen Verstandesmenschen nennen. Die ihm näher traten, erkannten bald seine im Grunde kindliche Natur, den reichen Schatz von Freundlichkeit und Gutmüthigkeit, über den er stets verfügte.“ Ostern 1891 trat K. in Ruhestand. Im Sommer reiste er nach Tirol, das er in den Leiden der letzten Jahre öfter aufgesucht und liebgewonnen hatte. Dort verschied er am 4. Juli in Bruneck. Sein sterbliches Gebein ruht in märkischer Erde auf dem Friedhofe der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Vgl. besonders E. W. Mayer, Zu Hermann Kern's Gedächtniß. (Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Berlin. Jahrgang 1892. S. 509 ff.)

Sander.

Kießling*): Gustav K., † am 15. September 1884, Philolog und Schulmann. Friedrich Wilhelm Gustav K. wurde am 13. Juni 1809 in Zeitz, dem Hauptorte des damals sächsischen Stiftes Naumburg-Zeitz, geboren. Sein Vater Johann Gottlieb Kießling (1777—1849), gebürtig aus Reichenau (Oberlausitz), war dort seit 1803 Conrector an der Stiftsschule, ein hochgelehrter und trefflicher Mann, der nach dem Uebergange von Stadt und Gymnasium an Preußen 1819 des letzteren Director ward. Er wird noch heute mit Ehren genannt als Herausgeber von Schriften des Jamblichos, Porphyrios, Theokritos, Johannes Tzetzes, Tacitus. Der Sohn, dem ein älterer Bruder voranging und vier Schwestern nachfolgten, entsann sich später noch einzelner Schreckensscenen aus den Kämpfen von 1813 und deutlicher des unwilligen Ueberganges von Stadt und Stift an Preußen 1815, sowie der eindrucksvollen Jubelfeier der Reformation 1817. Von 1817—27 besuchte er die Stiftsschule, in der ihn der besorgte Vater ein Jahr länger als nöthig zurückhielt, und verließ sie mit dem Reifezeugnisse Nr. 1. Er studirte dann bis 1830 in Halle Philologie unter Karl Reisig, J. A. Jakobs und Eduard Meier, Geschichte besonders unter C. G. Voigtel. Auch unterrichtete er in der letzten Zeit seines Studiums bereits im Pädagogium der Francke'schen Stiftungen. Zum Schlusse erlangte er den Doctorgrad und die Facultas docendi in den classischen Sprachen mit einer Dissertation „De Menaechmo Sicyonio et Hieronymo Cardiano“ (Zeitz 1830). Der Wunsch, die akademische Laufbahn verfolgen zu dürfen, erfüllte sich ihm nicht. Als gelehrter Philolog hat er in seinem Leben voll erfolgreicher vielseitiger Arbeit nur noch kleinere Abhandlungen, meist Programmbeilagen, erscheinen lassen; „Quaestionum Atticarum specimen“ (Zeitz 1832); „Lycurgi deperditarum orationum fragmenta“ (Halle 1832); „De Hyperide commentar. I. II.“ (Hildburghausen 1837), „III.“ (Posen 1846); „Virgiliana“ (Hildburghausen 1838); „Lycurgi fragmenta collegit disposuit illustravit G. K.“ (Halle 1847). Desto reichere Erfolge erntete er früh als praktischer Lehrer und Schulmann. Von seinem väterlichen Freunde, dem Curator der Stiftsschule, Geheimen Rathe und Superintendenten Delbrück, wurde er als Probandus und bald als Hülfslehrer angenommen. Leider starb dieser Gönner bald darauf, bewies aber noch im letzten Willen dem jungen Freunde das besondere Vertrauen, seinen später berühmt gewordenen Sohn Rudolf bis zu weiterer vormundschaftlicher Bestimmung unter dessen Leitung zu stellen. Diese währte allerdings nur einige Monate, begründete aber ein dauerndes freundliches Verhältniß. Bald auch fest angestellt, blieb Gustav K. unter seinem Vater fünf Jahre und bewies nach dessen Zeugnisse „ein vorzügliches Talent, junge Leute für die Wissenschaften zu begeistern und den erweckten Eifer fortwährend durch unverdrossene Leitung lebendig zu erhalten“. Freilich war solche Einwirkung auf die Schüler erleichtert durch deren geringe Zahl: die Stiftsschule zählte nur reichlich 100 Schüler, darunter wenig über ein Dutzend Primaner. Im J. 1835 folgte G. K. einem Rufe der meiningischen Regierung als zweiter Professor an das neugegründete Gymnasium Bernhardinum zu Meiningen, vertauschte aber diesen Posten 1837, nach anderthalb Jahren, mit dem des Directors am Gymnasium Georgianum zu Hildburghausen und wurde schon 1838 als Consistorial- und Schulrath an die Spitze des gesammten Schulwesens im Herzogthume Sachsen-Meiningen berufen. Seine Thätigkeit in dieser Stelle, aus der die Organisation der Realschulen zu Meiningen und Saalfeld (Ordnung vom 11. Mai 1842) besonders hervorzuheben ist, in der er aber auch den kirchlichen Angelegenheiten des Landes warme Theilnahme widmete,

*) Zu S. 145.

trug seinen Namen in weitere Kreise und blieb in Preußen nicht unbeachtet. In dieser Zeit verheirathete G. K. sich 1840 mit Thekla v. Krauseneck, Tochter des soeben geadelten Generals und Chefs des preußischen Generalstabes, mit der er bis an sein Ende in glücklichster, allerdings kinderloser Ehe lebte. — Im J. 1843 siedelte er auf den Ruf der preußischen Schulverwaltung als Director des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums, jedoch mit Beibehalt seines Titels, nach Posen über. Hier zuerst durfte er seine Begabung an einer Schule von größerem Umfange und in schwieriger Lage gegenüber der zweisprachigen Bevölkerung erproben, und er wußte nicht nur diese wirksam zu pflegen, sondern auch persönlich rasch eine sehr angesehene Stellung in den Militär- und Beamtenkreisen der Stadt wie im Schulwesen der ganzen Provinz zu gewinnen. Die Frequenz des Gymnasiums wuchs unter ihm bis 1847 von 218 auf nahezu 400 Schüler, die Zahl der Classen von sieben auf elf. Freilich blieb auch hier die Zahl der Primaner gegenüber der Gesammtziffer gering, da das Gymnasium in den unteren und mittleren Classen zugleich die fehlende Real- oder Bürgerschule zu ersetzen hatte. Mit den Lehrern außerhalb des Gymnasiums suchte und fand der rührige und weitblickende Schulmann freundliche Fühlung, namentlich durch Gründung eines Pestalozzivereines bei der Hundertjahrfeier für den berühmten schweizerischen Pädagogen (12. Januar 1846). Weise und fest steuerte er das ihm anvertraute Schiff durch die in Posen besonders stürmisch brandenden Wogen des unruhigen Jahres 1848. Auf den weiteren Umkreis der Deutschen in der Provinz, namentlich der deutschen Lehrer, wirkte er als Leiter des Hauptvereines der deutschen Verbrüderung ermuthigend und sammelnd. Zugleich gehörte er in dieser Zeit der mannichfachen Berathungen und Erwägungen zu den Vertrauensmännern des Unterrichtsministeriums. Sein Rath wurde in Berlin gern gehört und hoch geschätzt. Im J. 1849 wurde er im Nebenamte unbesoldeter Stadtrath und Schuldecernent der Stadt Posen und Kirchenvorsteher der evangelischen Kreuzkirche. So schien er fest gewurzelt in seinem Standorte, als der dringende Ruf des Ministeriums ihn mit Schluß des Schuljahres im März 1850 in das Provinzialschulcollegium zu Berlin versetzte, damit er als geeignetster Mann auch in den märkischen höheren Schulen nach allen Erschütterungen wieder den ruhigen Gang des Schullebens einrichten helfe. Die sich anbahnende Reaction war Kießling's Ueberzeugungen nicht durchaus entgegen. Wer wollte auch heute verkennen, daß etwas Berechtigtes in ihr lag gegenüber der Ausgelassenheit der beiden letzten Jahre! Aber er wußte darin Maaß zu halten, und es sind manche Fälle nachweisbar, in denen er das schroffe Urtheil des Ministers v. Raumer im milderen Sinne beeinflußte; in allen eigentlichen Schulsachen dagegen fanden Lehrer und Leiter der ihm unterstellten Anstalten an ihm einen ebenso kundigen wie treuen Berather und Helfer. Lebhaftes Bedauern erweckte daher in der märkischen Lehrerschaft Kießling's Entschluß, als Nachfolger August Meineke's im Directorate des Joachimsthalischen Gymnasiums zur eigentlichen Unterrichts- und Erziehungspraxis zurückzutreten. Er führte ihn Ostern 1857 aus und trat, nur noch als Ehrenmitglied dem Provinzialschulcollegium verbunden, damit in die Berufsstelle ein, die ihn am längsten von allen fesselte. Drei volle Lustra hindurch hat er die berühmte Anstalt im Segen geleitet, hochangesehen und wahrhaft beliebt bei Lehrern und Schülern. Um das innere Leben wie um die äußere Ordnung auch dieser Anstalt wie der früheren hat er sich wesentlich verdient gemacht. Er vereinigte wieder, wie es bis auf Ludwig Wiese's Eintritt gewesen war, die Aufsicht über das Alumnat mit der Leitung der ganzen Anstalt, ohne deshalb die besonders für jenes berufenen Adjuncten in ihrer Freiheit unnöthig zu beengen. Würdig wußte er besonders

die Haus- und Schulfeiern beim Jahresbeginn, beim Schulschlusse und bei der Entlassung der Abiturienten, am Geburtstage des Herrschers, beim 250jährigen Jubiläum der Anstalt, bei Einführung von Lehrern, unter dem unmittelbaren Eindrucke wie zum jährlich wiederkehrenden Gedächtnisse der großen Ereignisse von 1866 und 70/71 zu gestalten. In seinem Nachlasse fanden sich 137 Schulreden, die er bei derartigen Gelegenheiten gehalten hat. Sein Nachfolger nennt sie einen „wahren Schatz praktischer Erfahrung, edler Gesinnung, pädagogischer Weisheit“. Unerwartet für seine Freunde und Mitarbeiter faßte inmitten dieser ansehnlichen Wirksamkeit K. 1872 den Entschluß, aus dem Amte zu treten. Die Collegen stellten ihm ihre Betrübniß darüber in beweglichen Worten vor. Manche Freunde riethen unter Hinweis auf seine unerschütterte Kraft und Frische zum Ausharren. Aber er blieb dabei, weil er, wie er sagte, das Maaß seiner Kräfte für unzureichend zu halten begann. Schwierigkeiten wegen des nothwendigen Umbaues des alten Gymnasiums, die in den letzten Jahren hervorgetreten waren, fielen wohl mit ins Gewicht. Er wünschte durchaus den Neubau auf der alten Stelle auszuführen und vermochte angesichts der großen Schwierigkeiten der provisorischen Unterbringung von Schule und Alumnat die Behörden nicht zu überzeugen. Mit Ehren trat er Ostern 1872 ab und erhielt den Charakter eines Geheimen Regierungsrathes. Ueber zwölf Jahre noch genoß er dieses Otii cum dignitate. Aber es war kein träges Otium. Von 1875 an leitete er vier Jahre lang die Wissenschaftliche Prüfungscommission für Candidaten des höheren Lehramtes; eine Reihe von milden und wissenschaftlichen Stiftungen erfreute sich seiner fördernden Mitwirkung; dem evangelisch-kirchlichen Leben hatte er immer warme Liebe zugewandt, diese blieb sich treu bis ans Ende und fand im Gustav-Adolfvereine wie in der brandenburgischen Provinzialsynode, der er seit 1875 durch königliche Berufung angehörte, Gelegenheit, sich auch für weitere Kreise zu bethätigen. Mehrere gelehrte Gesellschaften und Vereine zählten ihn zu ihren eifrigsten Mitgliedern und Besuchern, so die Archäologische und die Gymnasiallehrergesellschaft. Diese hat er wiederholt im Laufe der Berliner Jahre auch geleitet. Mehrfach hielt er hier pietätvolle Nachrufe auf geschiedene Freunde, so 1876 auf Ferdinand Ranke. Es war seinem Einflusse zu danken, daß die Gesellschaft ihre Reihen den Collegen der Realschulen öffnete. Die Freunde hatten noch kaum Besorgliches an dem rüstigen, jugendlich empfänglichen Greise wahrgenommen, als er 1884 nach Königsbrunn bei Hütten (Sächsische Schweiz) in die Sommerfrische ging. Aber er sollte nicht von da zurückkehren. Nach kurzer Krankheit ist er dort am 15. September entschlafen, eine edle, sympathische, bedeutende Gestalt aus der Geschichte des neueren deutschen gelehrten Schulwesens.

Vgl. besonders die Nachrufe von Kießling's Nachfolger am Joachimsthale K. Schaper in Bursians Biogr. Jahrbuche für 1884 und der Berl. Zeitschrift für Gymnasialwesen (1885), für die Jugendzeit nach Kießling's eigenen Aufzeichnungen; auch A. v. Bamberg, Kießling's Schulreden (Berl. 1887; nebst Vorwort). Sander.

Kindermann*): August K., Opernsänger, geboren am 6. Februar 1817 in Potsdam, † am 6. März 1891 in München. K. wurde als Sohn eines armen Webers geboren und von diesem für die Laufbahn eines Buchhändlers bestimmt. Da er eine schöne Stimme besaß, wurde er schon im Alter von 15 Jahren in den Chorverband des Berliner kgl. Opernhauses aufgenommen. Am 6. September 1837 sang er seine erste Soloparthie, den Kampfrichter in

*) Zu S. 146.

Spontini's Oper „Agnes von Hohenstaufen", die ihm der Componist im Vertrauen auf seinen wundervollen Baß anvertraut hatte. Trotz dieser Auszeichnung konnte er in Folge von allerlei Intriguen in Berlin nicht vorwärts kommen. Er entschloß sich daher im J. 1839, ein Engagement als zweiter Bassist am Leipziger Stadttheater, das damals unter der Direction Ringelhardt's stand, anzunehmen. In Leipzig erfreute er sich sehr bald der allgemeinen Gunst des Publicums. Auch gestalteten sich seine persönlichen Beziehungen auf das angenehmste. Er trat in regen Verkehr mit Albert Lortzing, Robert Blum und Karl Herloßsohn und fand in der Pianistin Magdalena Hofmann seine Lebensgefährtin, die ihm, dem Autodidakten, für die Einstudirung seiner Rollen die werthvollsten Dienste leistete. Lortzing, in dessen Baritonrollen er sich besonders auszeichnete, schrieb für ihn die Titelrolle seiner Oper „Hans Sachs" und den Grafen Eberhard im „Wildschütz". Im J. 1846 beabsichtige K. nach Wien überzusiedeln, um dort neben Josef Staudigl als erster Baritonist an der von Pokorny begründeten Oper im Theater an der Wien zu wirken. Ehe jedoch dieser Plan zur Ausführung kam, veranlaßte ihn der Münchener Hofcapellmeister Franz Lachner zu einem Gastspiel in München, das solchen Erfolg hatte, daß K. am 1. August ein ihn für sein ganzes weiteres Leben fesselndes Engagement am Münchener Hoftheater antreten konnte. Anfangs noch durch die Concurrenz mit Julius Pellagrini, der erst im J. 1854 ausschied, in seiner künstlerischen Stellung behindert, sang sich K. von Jahr zu Jahr mehr in die Gunst des Münchener Publicums hinein, als dessen unbestrittener Liebling er sich bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand, der erst im J. 1887 erfolgte, zu behaupten wußte. Er konnte jeder Zeit auf Beifall rechnen, wußte aber auch alles, was er anpackte, in jeder Beziehung genial und selbständig auszugestalten. Er war ebenso vollendet im Spiel, wie im Gesang und zeichnete sich durch eine immer deutliche Aussprache aus. Dabei hatte er das Glück, daß seine Stimme, die sich sowohl für Baß- als für Baritonparthieen gleichmäßig eignete, bis ins hohe Alter nicht versagte. K. besaß eine kaum erschütterliche Gesundheit und war fast immer am Platze, wenn er gebraucht wurde. Vortrefflich in ernsten und tragischen Parthieen, gab er sein Bestes da, wo er seine feine Komik walten lassen konnte, z. B. als Waffenschmied, eine Rolle, in der er jedem, der ihn gesehen hat, unvergessen bleiben wird. Nach innerster Ueberzeugung ein Anhänger der classischen und romantischen Richtung in der Musik, gleich ausgezeichnet in Mozart'schen Rollen, z. B. als Figaro, wie in Marschner's schwermüthigen Parthieen als Templer, Vampyr und Hans Heiling, war er doch bereit, seine Kräfte auch in den Dienst der Wagner'schen Bestrebungen zu stellen. Noch im Alter konnte er den Landgrafen im Tannhäuser und den König Heinrich im Lohengrin zu seinen besten Leistungen zählen. Bei den ersten Münchener Aufführungen des Rheingoldes und der Walküre in den Jahren 1869 und 1870 war er der Vertreter des Wotan, bei der ersten Aufführung des Parsifal in Bayreuth im J. 1882 gab er den Titurel und als Angelo Neumann Anfangs der achtziger Jahre die Berliner mit dem Wagner'schen Nibelungenring bekannt machte, sang K. noch neben seiner inzwischen berühmt gewordenen Tochter Hedwig Reicher-Kindermann († 1883), die sein Talent und die Macht seiner Stimme geerbt hatte. Schon längst zum kgl. Kammersänger ernannt, wurde er mit dem Titel eines Ehrenmitgliedes der Münchener Hofbühne in den wohlverdienten Ruhestand entlassen.

E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig 1864, S. 123, 135. — Frz. Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und National-Theaters in München. München 1878 (Register). — O. J. Bier-

baum, Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheatergeschichte. München 1892, Nr. 43. — Illustrirte Zeitung, Leipzig 1882, Bd. 78, S. 131; Bd. 79, S. 179. — G. R. Kruse, Albert Lortzing. Berlin 1899, S. 64, 65. — Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 3. Jahrg. Berlin 1892, S. 88, 89. — Deutscher Bühnen-Almanach. 56. Jahrg. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1892, S. 324, 325. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 507.

H. A. Lier.

Kletke *): Hermann K.; nachzutragen ist seine Behandlung bei K. L. Leimbach, Die dtsch. Dchtr. d. Neuzeit u. Gegenwart IV (1889) 481—90: ein Lebensabriß mit Charakteristik, sich außer auf Brümmer auf Hnr. Kurz, G. d. d. L. IV 16a u. 703a und Brunold in Hrm. Kiehne's „Hausbuch für dtsch. Dichtung“, Jahrg. 1889 berufend, 12 lyrische Proben, vor allem aber ausführlichste und geordnete Bibliographie. Außer den darin genannten Veröffentlichungen ist die Uebersetzung von Bulwer's Schiller (2. Aufl. 1905) zu nennen, auch das von Bornmüller (s. unsern Hauptartikel K.) doch richtig angedeutete Buch „Alexander v. Humboldt. Reisen in Amerika und Asien. Eine Darstellung seiner wichtigsten Forschungen“ (4 Bde., 1854—56), ein erster, verdienstlicher Versuch, die Ergebnisse des großen Entdeckungsreisenden noch bei dessen Lebzeiten zu popularisieren. Auf den deutschen Journalisten- und Schriftstellertagen hat H. K. wiederholt, z. B. in Hamburg und München, eine hochangesehene und tätige Rolle gespielt, zumal für Interessen und Hebung des Standes, und gerade weil in ihm der Feuilletonist den Politiker überwog, kam er mit seiner persönlichen Liebenswürdigkeit viel leichter über politische Gegnerschaft weg. Ueber K. sind noch zu vergleichen in Arend Buchholtz' Festschrift „Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte, zum 29. Oktober 1904“ (1904) S. 129 (Bild Kletke's) bis 130, 137, 163—164 u. ö.; in Sonntagsbeilage 44 der Voss. Ztg. Nr. 511 von 1904 S. 358; Voss. Ztg. Nr. 509, 2. Beilage S. 1 f.: Ludw. Pietsch, „Wie ich zur Voss. Ztg. kam“; in Sonntagsbeilage Nr. 20 zur Voss. Ztg. 227 v. 26. Mai 1886 Märcker's Gedicht „Wer sich dem Vaterlande“. Nominell bis 30. April 1886 im Amt, ist K. also nur einen Tag nach seinem endgiltigen Austritt aus der Redaction gestorben, ein treuer Mann der Publicistik bis zum Tode. Porträts Kletke's vor der Gesammtausgabe seiner Gedichte und in der Festschrift der Voss. Ztg. (s. o.); ein Medaillon-Porträt als Denkmal am Hause der Voss. Ztg. in der Breiten Straße zu Berlin. — Dagegen heißt die Kletke-Straße in Kletke's Geburtsstadt Breslau nicht nach ihm, sondern nach seinem Vetter, dem (S. 214 f.) genannten C. A. Kletke, und dessen Sohne, dem dortigen Stadtältesten Paul K. Director Dr. Cäsar Albano Kletke (1805—93) war ein hochverdienter Pädagog und Schulmann, der auf dem Felde des Realschulwesens Jahrzehntelang musterhaft, vorbildlich und bahnbrechend gewirkt hat. Authentisches, großentheils nach Acten und originalen Aufzeichnungen, theilt darüber die „Lebensgeschichte eines schlesischen Schulmannes“ im „Bericht über das Schuljahr 1904/5 des Städtischen Realgymnasiums am Zwinger zu Breslau“, S. 3 bis 16, mit; vgl. L. Fränkel i. Bayer. Zeitschr. f. Realschulwesen, N. F. XIII, 317 f.

Benutzt für obige Nachträge persönlicher Art Hinweise des Verwandten kgl. Bibliothekssecretärs Dr. Erich Petzet in München.

Ludwig Fränkel.

*) Zu S. 213.

Koegel*): Georg Rudolf K., Germanist, wurde am 29. November 1855 in Leipzig geboren als ältester Sohn des Herrn Franz Julius Koegel, der städtischer Beamter war, und der Frau Dorothea Theresia geb. Schotte. Ostern 1866 kam er auf die Thomasschule, und im Frühjahr 1874 ging er zur Universität über, um sich hier mit Ernst dem Studium der Germanistik und vergleichenden Sprachwissenschaft, daneben auch der classischen Philologie zu widmen. Schon in seinen Knabenjahren hatte sich die besondere Neigung zum Studium der deutschen Sprache und Litteratur darin geäußert, daß er in seinen freien Stunden stets gerne vor dem Bücherschrank seines Vaters saß und sich in die Werke der deutschen Dichter vertiefte. Unter den Professoren der Leipziger Hochschule, an der er seine ganze Studienzeit verbrachte, haben Zarncke, Braune, Curtius und Leskien den größten Einfluß auf ihn gewonnen; ihnen verdankte er die gründliche Einführung in die mannichfachen Zweige der germanistischen Wissenschaft, vor allem aber die exakte grammatische Schulung und ausgebreitete Kenntnisse der verschiedensten indogermanischen Sprachen, vorzüglich auch der slavischen. In zahlreichen grammatischen Arbeiten hat er sich denn auch bald als ihren würdigen Schüler gezeigt. Bereits Ostern 1878 bestand er das Doctorexamen, obschon er während seiner Studienzeit noch seine militärische Dienstpflicht erfüllt hatte. Die Arbeit, die er der Facultät als Dissertation vorlegte, war die für das Studium des Althochdeutschen überaus wichtige und anregende Schrift „Ueber das Keronische Glossar“, Studien zur ahd. Grammatik, Halle 1879.

Schon die rasche Absolvirung der Studien, noch mehr aber diese Arbeit konnten zeigen, daß der junge Gelehrte eine ungewöhnliche Fülle von Arbeitskraft, scharfe Beobachtungs- und glückliche Combinationsgabe vereinigte. Bald nach dem Abschluß seiner Studien erhielt er eine Stelle als Lehrer am Nikolaigymnasium in Leipzig; daneben habilitirte er sich 1883 als Privatdocent für Germanistik und wurde im Sommer 1888 zum außerordentlichen Professor befördert. Schon im Herbste desselben Jahres folgte er einem Rufe nach Basel als ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Zu seinen größten Freuden gehörte es hier, mit Freunden und Bekannten die nähere und weitere Umgebung, für deren landschaftliche Reize er ein offenes Auge hatte, zu durchwandern, und die Schönheit der Natur mag nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, daß er sich in der Schweiz bald heimisch fühlte. Im September 1892 vermählte er sich mit Fräulein Cecile v. Salis aus Basel. Anfänglich hatte K. neben seiner Wirksamkeit an der Universität noch einige Stunden in der obersten Classe des Gymnasiums zu ertheilen; aber schon nach wenigen Jahren machte er sich von dieser Verpflichtung frei, um sich uneingeschränkt wissenschaftlicher Thätigkeit, vor allem der Arbeit an der Litteraturgeschichte, die jetzt im Vordergrund seines Interesses stand, widmen zu können. Freilich ist dies groß angelegte Werk, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters, doch ein Torso geblieben. Bald nach Ablauf seines Rectoratsjahres ums Neujahr 1899 erkrankte er anscheinend ungefährlich; doch bald nahm die Krankheit eine bedenkliche Wendung: er starb am 5. März 1899.

Koegel's eigene Arbeiten sind ganz von grammatischen Untersuchungen ausgegangen. In der Schrift „über das Keronische Glossar“ erwies er zunächst den bairischen Ursprung dieses wichtigen und weitverbreiteten Denkmals und suchte dann eine Genealogie der Handschriften aufzustellen, die in den wesentlichsten Punkten Beifall gefunden hat (s. Steinmeyer, A. f. d. A. 6, 136 ff.).

*) Zu S. 299.

Nach der Erörterung dieser allgemeinen Fragen bietet das Buch eine sehr sorgfältige grammatische Darstellung der Laut- und Flexionslehre. Auf die schwierigen Fragen, die die weitere Geschichte dieses vielfach überarbeiteten Glossars betreffen, ist K. wiederholt zurückgekommen in den Abhandlungen: „Eine Epitome des Hrabanischen Glossars" Z. f. d. A. 26, 326 ff. und „Zu den Murbacher Denkmälern und dem Keronischen Glossar" PBrB. 9, 301 ff. Daneben hat er Anfangs der achtziger Jahre namentlich in Paul und Braune's Beiträgen (Bd. 7—9) noch weitere kleinere grammatische Arbeiten erscheinen lassen, die sich alle mit Problemen der Laut- und Formenlehre beschäftigen. Hervorzuheben sind namentlich folgende: „Ueber einige germanische Dentalverbindungen" PBrB. 7, 171 ff. „Die schwachen Verba zweiter und dritter Klasse" 9, 504 ff. „Ueber w und j im Westgermanischen" 9, 523 ff. „Althochdeutsche Lokative" Z. f. d. A. 28, 110 ff. Wenn ihm auch nicht alle Deutungsversuche geglückt sind, so hat er doch vieles für die richtige Erklärung mancher Schwierigkeit, besonders im Althochdeutschen, geleistet; in allen Fällen sind seine Arbeiten stets reiche und zuverlässige Belegsammlungen. Daneben schrieb er zahlreiche Recensionen, besonders in das Litteraturblatt für germ. und rom. Philologie; erwähnt sei hier nur diejenige von Braunes Althochdeutscher Grammatik (8. Bd., 1887, Sp. 105 ff.), die ihrerseits seinen Arbeiten schon manches verdankte. In den letzten Jahren seiner Leipziger Wirksamkeit scheint freilich seine doppelte Thätigkeit an Schule und Universität ihm verhältnißmäßig wenig Muße zu eigener Production gelassen zu haben; erst aus dem Jahre 1888 datiren wieder einige kleinere Abhandlungen: „sagibaro" Z. f. d. A. 33, 13 ff. und „Zur Ortsnamenkunde" PBrB. 14, 95 ff.; hier erörtert er die lokativische Natur der deutschen Ortsnamen und sammelt und erklärt zahlreiche alte Lokativformen.

Seine neue Stellung in Basel brachte es mit sich, daß sein Arbeitsfeld sich bald bedeutend erweiterte: neben grammatischen und Interpretationsvorlesungen trug er vornehmlich über Litteraturgeschichte vor, zunächst der ältern Zeit, bald aber auch der neuern, von Goethe und seinen Zeitgenossen bis herab auf Gottfried Keller, den er erst in der Schweiz recht kennen und schätzen lernte; daneben las er auch über deutsche Verskunst und historische Syntax. Seine eigenen Arbeiten beschäftigten sich zunächst auch jetzt noch und später gelegentlich immer wieder mit grammatischen und sprachgeschichtlichen Problemen: so „die altgermanische fara" Z. f. d. A. 37, 217 ff., mit dem wichtigen Anhang „über die Stellung des Burgundischen innerhalb der germanischen Sprachen", worin mit Sicherheit nachgewiesen wird, daß das Burgundische der gotischen (ostgermanischen) Sprachengruppe zuzuzählen ist. Aus einer Recension von Gallée's altsächsischer Grammatik sind die reichhaltigen Bemerkungen „zur altsächsischen Grammatik" hervorgegangen, IF. 3, 276 ff. Sonst hat er in dieser Zeit nur noch weniges recensirt, so drei für das Studium des Althochdeutschen wichtige Publicationen, A. f. d. A. 19, 218 ff. und namentlich Wrede „Ueber die Sprache der Goten in Italien", A. f. d. A. 18, 43 ff.; hier hat er zur Kenntniß und zum richtigen Verständniß der gotischen und der älteren germanischen Namen überhaupt manche treffende Bemerkung beigesteuert. Speciell mit Worterklärungen beschäftigt er sich PBrB. 16, 510 ff. und IF. 4, 312 ff. Aehnlichen Inhalts sind auch eine Reihe kleinerer Aufsätze: „Idis und Walküre" PBrB. 16, 502 ff., „Liutarfizilo" a. O. 16, 509 f., „Beowulf" Z. f. d. A. 37, 268 ff.; es sind dies aber offenbar bereits Themata, die sich ihm bei der litterargeschichtlichen Behandlung der älteren germanischen Denkmäler ergeben haben, wie es überhaupt für seine litterarhistorische Betrachtungsweise charakteristisch ist, daß sie

ihn immer wieder zu sprachlichen und grammatischen Untersuchungen führt. In immer zunehmendem Maaße nämlich wandte er sich, wie schon angedeutet, seit Beginn der neunziger Jahre der Litteraturgeschichte zu und in der Einleitung zu seinem größeren Werke hat er wohl seine eigene Entwicklung gekennzeichnet mit den Worten (S. X): „Nachdem sich die grammatische Hochfluth der achtziger Jahre glücklich verlaufen hat, ist der Litteraturgeschichte die ihr allein gebührende Stellung im Mittelpunkte der germanistischen Studien wieder eingeräumt worden". Von litterargeschichtlichen Darstellungen veröffentlichte er zuerst den kurzen Abriß der althoch- und altniederdeutschen Litteratur in Paul's Grundriß der germanischen Philologie[1] II 1 S. 159 ff. Straßburg 1893. Schon während seiner Ausarbeitung faßte er den Entschluß zu einer größern und selbständigen Darstellung, da er sich überzeugt hatte, daß die Kenntniß der älteren Litteratur noch sehr unvollständig und unvollkommen war. Von dieser „Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters" ist nur der 1. Band erschienen (bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts), und zwar 1. Theil (die stabreimende Dichtung und die gothische Prosa) Straßburg 1894; Ergänzungsheft (die altsächsische Genesis) 1895; 2. Theil (die endreimende Dichtung und die Prosa der ahd. Zeit) 1897. Er hat also nur die Geschichte der althochdeutschen Zeit zu Ende führen können; da K. aber ein besonders vertrauter Kenner gerade des Althochdeutschen war, mußte er in diesem Bande das Beste bieten. Diesem Werke ist viel Anerkennung, aber noch mehr scharfer Tadel zu Theil geworden. Richtig ist, daß es die gewöhnlichen Bahnen der litterarhistorischen Darstellung verläßt; einzelne Abschnitte zerfallen geradezu in eine Reihe ungleich ausgeführter Monographien, in denen, was freilich in der eigenthümlichen Beschaffenheit der ahd. Denkmäler begründet ist, dem sprachlichen Charakter der besprochenen Werke oft eine sehr eingehende Behandlung zu Theil wird. Charakteristisch für das Buch ist vor Allem der Umstand, daß K. sich nicht auf die zufällig schriftlich überlieferten Denkmäler beschränkt; er will vielmehr — und hierin folgte er bewußt dem begeisternden Vorbilde Müllenhoff's — ein lebendiges Bild geben von der Poesie und dem Geistesleben der alten Germanen überhaupt; mit warmer Antheilnahme an seinem Stoff weiß er namentlich im 1. Theil oft aus kurzen Andeutungen und aus fremder Uebertragung die Schätze alter Poesie wieder zum Licht erstehen zu lassen und auf Grundlage einer lebendigen Anschauung vom germanischen Alterthum sucht er den ethisch-ästhetischen Gehalt der alten Dichtungen zu erfassen. Zur Ausfüllung der Lücken in der litterarischen Ueberlieferung verwerthete er neben den Zeugnissen der alten Autoren namentlich die Berichte von Geschichtsschreibern, wie Paulus Diaconus, sofern sie ihm auf volksthümlichen Liedern zu beruhen schienen; auch angelsächsische, friesische und altnordische Denkmäler fanden Aufnahme, wenn er ihren Inhalt in ältere Zeit glaubte zurückführen zu können, oder wenn sie als Typus einer allgemein verbreiteten Gattung gelten konnten. Sehr ausführlich werden auch lateinische Dichtungen, die in der Geschichte der litterarischen Entwicklung Deutschlands eine Rolle spielen, besprochen, wie der Waltharius und besonders der Ruodlieb. Mit großer Liebe endlich hat K. die Metrik der alten Dichtungen in längeren Abschnitten behandelt in der Hoffnung, seine Ausführungen möchten zu einer Ausgleichung der auf diesem Gebiet vorhandenen Gegensätze beitragen. Da er selbst gerne musicirte und für musikalische Fragen ein feines Verständniß besaß, traute er sich gerade auf dem Gebiete der Metrik ein besonders sicheres Urtheil zu. Zur Ergänzung seiner in der Litteraturgeschichte niedergelegten Ansichten über die

altgermanische Metrik ist noch die eingehende Recension von Heusler's Schrift: „Ueber altgermanischen Versbau" beizuziehen, A. f. d. A. 21, 318 ff.

Unter den Gestalten der neueren Litteraturgeschichte stand Goethe weitaus im Vordergrund seines Interesses. Von einer Textausgabe von Grimmelshausen's Simplicissimus (in den Neudrucken deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts), Halle 1880, abgesehen, beschäftigte er sich in seinen Schriften nur mit ihm. Für den 18. Band der Weimarer Ausgabe bearbeitete er „die Aufgeregten"; außerdem gab er „Goethe's lyrische Dichtungen der ersten Weimarer Jahre in ursprünglicher Fassung mit einer Einleitung" heraus, Basel 1896. Ganz besonders aber interessirten ihn als begeisterten Verehrer Beethoven'scher Kunst die Beziehungen Goethe's zu Beethoven. Der genaueren Untersuchung ihres gegenseitigen Verhältnisses ist der Aufsatz gewidmet „Goethe und Beethoven" in den „Forschungen zur deutschen Philologie" (Festgabe für R. Hildebrand), Leipzig 1894, S. 191 ff. Es schmerzte ihn dabei feststellen zu müssen, daß Goethe für die Kunst seines großen Zeitgenossen kein Verständniß hatte, und mit feinem Gefühl geht er den Gründen seiner Abneigung nach.

Wesentliche Eigenthümlichkeiten der Werke Koegel's erklären sich ohne weiteres aus seinem Charakter. Ein hervorstechender Zug seines Wesens war seine jugendliche Frische: es war nicht seine Art, neue Eindrücke langsam zu verarbeiten oder neue Gedanken lange still mit sich herumzutragen; mit warmem Empfinden griff er neues Bedeutendes auf und mit jugendlicher Unmittelbarkeit gab er neu empfangene Eindrücke wieder und suchte sie auch auf andere zu übertragen. Auch einen ungünstigen Eindruck verhehlte er nicht, so daß er gelegentlich jemand abstoßen, ja sogar schroff und absprechend erscheinen konnte. Diese Eigenschaften zeigen sich nun auch in seinen Schriften deutlich: bei seiner rastlosen und vielseitigen Thätigkeit sind ihm eine Menge neuer Gedanken und Ideen zugeströmt, und manche hat er wohl gleich in der ersten Freude unausgereift zu Papier gebracht, die nachher von der Kritik bei sorgfältiger Prüfung abgelehnt werden mußten; und wenn es galt als Recensent unzulängliche Arbeiten zu besprechen, hat er den Tadel nicht gespart und oft scharfe Worte gebraucht. Doch gerade diese unmittelbare Frische und die gemüthliche Antheilnahme des Verfassers an seinem Stoffe sind es, die seinen Schriften vielfach einen besonderen Reiz verleihen. Auch als Lehrer verstand er bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen selbst die grammatischen Vorlesungen anregend zu gestalten; doch hatte er den Verhältnissen an der Basler Universität entsprechend nur eine ziemlich kleine Zahl von Schülern.

Persönliche Mittheilungen. Wilhelm Bruckner.

L.

Lachmann: Heinrich Wilhelm Ludolf L., Arzt, Blindenlehrer und Naturforscher, † 1861, wurde als jüngster Sohn des Pastors Karl Ludolf Friedr. Lachmann zu St. Andreä in Braunschweig am 22. November 1801 (nicht 1800, wie mehrfach angegeben) geboren. Er war ein Halbbruder des berühmten Philologen Karl (Konr. Friedr. Wilh.) Lachmann (s. A. D. B. XVII, 471 ff.), dessen Mutter, Julia geb. v. Löben, am 31. Januar 1795 gestorben war. Der Gatte hatte sich am 26. Januar 1796 wieder verheirathet mit Joh. Elis. Konr. Heyer, die schon am 12. August 1797 im Wochenbette verstarb; ihr am 3. August geborener Sohn Franz Heinrich Aug. L. wurde praktischer Arzt in Braunschweig und bethätigte sich schriftstellerisch u. a. auf dem Gebiete der Geschichte der Freimaurerei († am 5. November 1872). Am 19. Juni 1798 ging Pastor Lachmann mit Anna Luise Sabine Tüntzel, der hinterlassenen Tochter des Professors jur. Joh. Friedr. T. am Collegium Carolinum zu Braunschweig, eine dritte Ehe ein, welcher außer jenem Wilhelm noch ein älterer Sohn entstammte, Karl Friedrich Theod. L., der, am 2. December 1800 geboren, als Privatdocent und Bibliotheksassistent zu Göttingen am 14. December 1828 einen frühen Tod fand. — Wilhelm besuchte das Gymnasium Katharineum seiner Vaterstadt, das er Ostern 1817 verließ, um ebendaselbst auf dem Collegium Carolinum und zugleich dem Collegium anatomico-chirurgicum sich medicinischen Studien zu widmen. Seit Herbst 1821 setzte er diese auf der Universität Göttingen fort, wo er am 18. December 1823 zum Dr. med. promovirte; seine Dissertation handelte de Anglica ratione sine Mercurio morbum venereum sanandi novissimis temporibus. Anfang Mai bestand er in Braunschweig in vorzüglicher Weise die medicinische Staatsprüfung; er wurde hier nun sogleich (5. Mai) in die Zahl der Aerzte aufgenommen und als Geburtshelfer beeidigt. Schon im Beginne des folgenden Jahres erhielt er eine militärärztliche Anstellung; er wurde am 2. Februar 1825 zum Gehülfschirurgen ernannt und unterm 9. März 1828 zum Bataillonsarzt befördert. Daneben setzte er die schon früher begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten mit Eifer fort. So insbesondere seine „Flora Brunsvicensis“, mit der er sich schon in seiner Braunschweiger Studienzeit (1817—20) lebhaft beschäftigt hatte, und von der 1827 der erste Theil ausgegeben wurde (II, 1. Abthlg. 1828; II, 2. Abthlg. 1831). Der Wunsch, dieses Werk zu vollenden, war für ihn mit ein Grund gewesen, in die Heimath zurückzukehren. Denn sonst ging seine Neigung mehr auf eine

öffentliche wissenschaftliche Lehrthätigkeit hinaus. Er suchte diese wiederholt auch in Braunschweig zu erlangen, doch hatte er dabei nicht ganz den gewünschten Erfolg. Zunächst war sein Streben, die botanischen Vorlesungen am Collegium anatomico-chirurgicum zu bekommen, doch fand dies das Obersanitätscollegium „für jetzt in den Verhältnissen nicht annehmlich“. Dagegen erhielt er später auf Fürsprache derselben Herren, die „dem durch Talent, Kenntnisse und Fleiß vorzüglich ausgezeichneten Gelehrten“ gern im Lande halten wollten, die Erlaubniß, im Sommersemester zwei Stunden an jener Anstalt über experimentale Physiologie Vorträge zu halten, die er 1830 begann. Als er dann aber auch im Winter auf eigene Hand über allgemeine Therapie u. a. zu lehren begann, wurde ihm dies 1833 untersagt. Wiederholt (1838, 1841) bat er um eine wirkliche Lehrerstelle an dem Collegium anat.-chir.; sie wurde ihm wol hauptsächlich deshalb nicht gegeben, weil man ihm vorwarf, daß er bei seinen Vorlesungen, die er nicht zu beenden pflege, oft vom Thema abweiche und sich in den allgemeinen Unterrichtsplan nicht hineinfüge; ja es wurde ihm sogar April 1838 das bisher von ihm versehene Lehrfach der experimentalen Physiologie genommen und einem früheren Schüler von ihm, dem Dr. Victor Bruns (s. A. D. B. XLVII, 312), übertragen. Er hat dann noch eine Reihe von Jahren Vorträge über physikalische Geographie gehalten, diese aber 1842 auch aufgegeben. Schon früher (11. Nov. 1840) hatte er auf seinen Wunsch den Abschied als Bataillonsarzt erhalten. Unterm 15. Februar 1841 war ihm der Professortitel verliehen. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen setzte er auch später mit unvermindertem Eifer fort. Seine Arbeiten: „Nivellement des Harz-Gebirges oder die Meereshöhe von 413 Punkten im Harzgebirge“ (Braunschweig 1851) und „Die Physiographie des Herzogthumes Braunschweig und des Harzgebirges“ (I. Th. Nivellement 1851; II. Th. Geognosie 1852), denen die lebhafte Bewunderung eines Leopold v. Buch und die volle Anerkennung eines Alexander v. Humboldt zu Theil ward, sichern Lachmann's Namen auf dem Felde der heimischen Naturkunde ein dauerndes, ehrenvolles Andenken. Auf Grund 30jähriger Beobachtungen an 24 Pflanzen und am Wetter veröffentlichte er 1856 eine Abhandlung über „die Entwicklung der Vegetation durch die Wärme“, der er 1859 noch eine weitere Schrift: „Die Jahreszeiten in ihrer klimatischen und thermischen Begrenzung, ein Beitrag zur Meteorologie“ folgen ließ.

Noch mehr aber als dieses alles nahmen Kräfte und Wirksamkeit des vielseitigen Mannes seine segensreichen Bestrebungen für das Blindenwesen in Anspruch. Schon in Göttingen hatte die Bekanntschaft mit einem hochbegabten jungen Blinden dieses Interesse in ihm geweckt; er hatte dann im J. 1824 verschiedene Blindenanstalten in Deutschland besucht, namentlich in Berlin, Dresden, Prag, Wien sich umgesehen und dann im J. 1828, wo er im März zu Studienzwecken ein Jahr Urlaub erhielt, auch im Auslande, in Amsterdam, Paris und London die dortigen Blindeneinrichtungen gründlich kennen gelernt. Im November 1829 ließ er eine kleine Schrift ausgehen: „Ueber eine in Braunschweig zu errichtende Anstalt zum Unterrichte von Blinden und über Blinden-Unterricht überhaupt“, die die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Frage hinlenken sollte; zugleich suchte er auch die Regierung für sie zu interessiren. Aber er begnügte sich nicht mit dieser allgemeinen Anregung, sondern legte sofort selbst kräftig Hand an das Werk. Am 18. December 1829 begann er mit vier blinden Knaben einen Lehrcursus, der schnell immer größere Ausdehnung annahm. Im März des folgenden Jahres wurde ihm ein Blinder aus dem Flecken Hessen, Ludw. Holzheuer, zugeführt, den er mit bestem Erfolge zum Blindenlehrer ausbildete; 40 Jahre lang hat er als solcher dem

Institute treu gedient. Dieses von L. begründete Blindeninstitut bestand anfangs in seinem eigenen Hause, dann in verschiedenen gemietheten Räumen; 1843 wurde es in ein besonderes Gebäude verlegt, das 1852 käuflich erworben wurde. Schon 1834 war das Privatinstitut in eine öffentliche Anstalt umgewandelt, die Rechte und Befugnisse einer milden Stiftung erhielt und dem Stadtmagistrate unterstellt wurde. Nach verschiedenen Richtungen entfaltete L. für seine junge Schöpfung, die sein eigenstes Werk war, eine unermüdliche Thätigkeit. Er wirkte an ihr als Lehrer und vertiefte sich mit Eifer in alle Fragen des Unterrichts und der Lehrmittel für Blinde, auf deren Besserung er mit Erfolg bedacht war. Er erfand selbst eine „Blindentafel, ein einfaches, leicht zu behandelndes und nicht kostspieliges Hülfsmittel für Blinde aller Stände zum Rechnen, Lesen, Schreiben und Wiederlesen des Geschriebenen" (1841), ferner einen „Rechenkasten für Blinde" (1857); er schrieb 1854 einen Aufsatz: „Die Tyflo-Ectypographie d. i. der Bücherdruck für Blinde mittelst Relief-Buchstaben und Chiffern" u. s. w. Dann mußte er rastlos die Werbetrommel rühren, um das Geld für seine Anstalt zusammen zu bringen, deren Verwaltung er mit weiser Sparsamkeit führte. Aber auch das spätere Schicksal der Blinden lag ihm am Herzen. Er schuf 1856 einen Fonds zur Unterstützung hülfsbedürftiger Blinder. Zu gleichem Zwecke stiftete er in seinem Testamente ein größeres Capital. Zwar nicht in rechtsgültiger Form, aber die gleichgesinnte Gattin erhob keinen Einspruch gegen die Stiftung, die noch heute in Segen besteht. So verlief das ganze Leben Lachmann's im Dienste strenger Wissenschaft und edler Humanität. „Thätigkeit war", wie die Grabschrift besagt, „die Seele seines Lebens und Arbeit sein tägliches Gebet". Es gehörten ein willensstarker Geist und ein liebewarmes Herz dazu, um einen schwachen, kränklichen Körper solche große Aufgaben ausführen zu lassen. Schon 1827 hatte sich ein Herzfehler bei ihm herausgestellt; 1851 hatte er einen Bruch des Schlüsselbeins, 1852 einen Lungenblutsturz erlitten. Alles das hinderte ihn nicht, seinem menschenfreundlichem Bestreben nachzugehen, bis ein plötzlicher Tod am 23. Juni 1861 in Wiesbaden, das er zur Badecur aufgesucht hatte, seinem an Arbeit und Erfolg reichem Leben ein Ziel setzte. Seine Gattin Johanne (Jul. Aug.) geb. Schaller, die zuvor an den Gastwirth Vogler verheirathet gewesen war und ihm am 20. März 1834 die Hand gereicht hatte, überlebte ihn bis zum 3. Februar 1865; Kinder sind der Ehe nicht erwachsen.

Vgl. G. Fischer, Wilh. Lud. Lachmann, Stifter und Director des Blindeninstituts zu Braunschweig (Braunschweig 1900). — Nachrichten aus dem Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel, der Registratur des Landes-Medicinalkollegiums und der Stadtbibliothek zu Braunschweig.

P. Zimmermann.

Lachner: Franz L., bedeutender Dirigent und Componist, wurde geboren am 2. April 1803 in Rain in Baiern, wo sein Vater Anton das Amt eines Organisten an der Pfarrkirche versah und daneben behufs Vermehrung seiner schmalen Einkünfte sich mit dem Ausbessern von Uhren befaßte. Anton Lachner hatte aus erster Ehe sieben Kinder; die zweite mit Anna Kunz aus Reimlingen brachte ihm noch sieben dazu, und das vierte Kind dieser zweiten Reihe war Franz. Der tüchtige und energische Vater unterwies Söhne und Töchter gleichmäßig in den Schulfächern, wie in der Musik, und brachte die Sprößlinge so weit, daß er mit ihnen ein ganzes Orchester bilden und Concerte geben oder kleine Singspiele aufführen konnte. Franz spielte hierbei Clavier oder Geige oder Violoncello, blies das Horn oder ließ auch seinen hübschen Sopran hören. Mit 13 Jahren trat er nach dem Wunsch des Vaters, der ihn gerne

zum Geistlichen gemacht hätte, in das Studienseminar zu Neuburg a. D. ein. Auch hier that er sich bei Schulaufführungen musikalisch hervor, und sein Talent fand besonders in dem Gymnasialprofessor Franz Xaver Eisenhofer einen wohlwollenden Förderer, der Sorge trug, daß die ersten Compositionen des jungen L. (Cantaten, Lieder, Offertorien 2c.) in der Kirche und bei festlichen Anlässen im Seminar zur Vorführung kamen.

1820 starb der Vater im Alter von 64 Jahren. Franz kehrte wol in das Gymnasium zurück, blieb aber nur noch bis zum Mai 1822 dort, denn inzwischen war der Drang, sich ganz der Musik zu widmen, in ihm so stark geworden, daß er das Interesse für alle anderen Studien zurückdrängte. Und so zog er denn nach München, wo seiner alle die Enttäuschungen warteten, die dem Jünger der Tonkunst auf seinem Lebenswege zuzustoßen pflegen: von seinen Compositionen mochten die Verleger nichts wissen, Unterrichtsstunden wollten sich nicht einstellen, und als es ihm endlich gelang, Schüler zu finden, wurde ihm die Unterweisung so kümmerlich bezahlt, daß er sich gezwungen sah, des Abends in Vorstadttheatern bei irgend einem Instrument, Horn, Violoncello, Geige, mitzuwirken, um nur überhaupt leben zu können. Der wackere Joh. Kaspar Ett, Hoforganist und Kirchencomponist, nahm sich in dieser Zeit des eifrig vorwärtsstrebenden Jünglings an, gab ihm unentgeltlich Unterricht und half ihm auch sonst, wo er konnte.

L. mußte bald einsehen, daß er in München nur sehr langsam vorwärts kommen würde, deshalb schnürte er schon nach einem Jahr sein leichtes Bündel und wandte sich nach Wien. Ungewöhnlich kurz war ihm die Zeit bemessen, wo er gegen widriges Geschick zu kämpfen hatte, denn in Wien empfing ihn das Glück mit offenen Armen. Gleich nach seiner Ankunft hatte er Gelegenheit, sich durch Probespiel an der Bewerbung um eine Organistenstelle zu betheiligen, die ihm auch zugesprochen wurde; so war er auf einmal im Besitz eines Jahreseinkommens von 400 Gulden. Und von nun an läuft sein Lebensweg auf ganz ebener Bahn dahin. Der berühmte Theoretiker Simon Sechter wird sein Lehrer; Joseph Weigl, der bei jenem Probespiel als Preisrichter anwesend war, wendet ihm sein Interesse zu; der Clavierfabrikant Streicher zieht ihn in sein Haus, in dem er mit allen Wiener Kunstgrößen in Verkehr kommt. Beethoven tritt ihm freundlich gegenüber, Grillparzer, Feuchtersleben, Michael Vogl, Baron Schönstein, Franz v. Schober werden ihm bekannt, mit Franz Schubert, Bauernfeld, Moritz v. Schwind verbindet ihn bald innige Freundschaft, die der Maler in eigenthümlichster Weise verewigt: auf einem Papierstreifen von 34 cm Höhe und 9,50 m Länge (der „Lachnerrolle") stellt Schwind die Hauptmomente von Lachner's Leben dar, öfter anachronistisch, immer jedoch humoristisch. (Reproducirt bei Kronseder, Fr. Lachner.) Endlich fand L. hier in einer Tochter des begüterten Kaufmanns Royko eine treue Lebensgefährtin.

In Wien entfaltete sich Lachner's Compositionsthätigkeit bereits sehr vielseitig. Eine Cantate „Die vier Menschenalter" (Text von G. Seidl), ein Oratorium „Moses" (Text von Grillparzer), die drei ersten Symphonien in Es-dur, F-dur, D-moll entstehen, sowie ein Sextett, ein Quintett für Bläser, viele Gesangsstücke und Clavierwerke. Auch für die Ausbildung seiner Dirigentenfähigkeiten fand er günstige Gelegenheit: er wurde Vicecapellmeister am Kärnthnerthortheater, wo Jos. Weigl ihn anfangs leitete und wo er schon nach zwei Jahren neben Konr. Kreutzer zum ersten Capellmeister aufrückte.

Bis 1834 blieb L. in der österreichischen Kaiserstadt, dann folgte er einem Ruf nach Mannheim als Dirigent der Hofoper. Auf der Reise dorthin be-

rührte er München, wohin inzwischen sein Freund Schwind übergesiedelt war, und wurde dort von der Hoftheaterintendanz aufgefordert, ein Akademieconcert zu dirigiren, was mit solchem Erfolg geschah, daß L. bei seiner Abreise einen Contract als erster Hofcapellmeister für München mitnahm, den er freilich erst nach Erledigung seiner Mannheimer Verpflichtungen antreten konnte. Es ist ein glänzendes Zeugniß für den künstlerischen Ernst, mit dem L. jede Aufgabe anfaßte, daß er, trotz des Bewußtseins, seine Thätigkeit werde nur von kurzer Dauer sein ($1^1/_2$ Jahr), mit voller Energie daran ging, die Musikzustände dort zu bessern, daß er in Oper und Concert einen neuen, frischen Zug brachte, das Orchester hob, das Publicum „zu freudiger Antheilnahme" an jeglicher Art Musik erzog.

Er war eben ein geborener Organisator, und dies Talent zur Geltung zu bringen, fand er in München noch viel mehr Gelegenheit als in Mannheim. Denn es scheint, daß die Verhältnisse, in die er jetzt eintrat, künstlerisch ziemlich trostlose waren. Interesse für ernste Concerte, für Symphonieaufführungen und Verwandtes war fast nicht vorhanden; von Kammermusik fanden eine Reihe Concerte statt, die sich etwa auf dem Niveau gesellschaftlicher Unterhaltungen bewegten; die Oper lag ganz darnieder, das Personal war schlecht, das Repertoire dürftig. In der Allg. Musikzeitung von 1835 wird folgendes Bild der Münchener Opernzustände entworfen: „Trotz äußeren Aufwandes geringes Interesse des Publicums, geringer Besuch und noch geringere Einnahmen. Selbst Beethovens Fidelio vermag man nicht zu geben ohne Beiziehung von Gästen, die dann mit mäßigem Erfolg singen." (Vgl. die sehr sorgfältige Darstellung von Dr. O. Kronseder: Franz Lachner ꝛc. Leipzig 1903.)

Hier nun griff L. mit vollen Kräften ein. Er ersetzte alt und stumpf gewordene Orchestermitglieder durch jüngere, engagirte nach und nach eine Reihe hervorragender Solisten und suchte nun nicht allein die Qualität der einzelnen Vorstellungen zu heben, sondern erweiterte auch den Spielplan in ganz bedeutender Weise. Mit einer ausgezeichneten Aufführung von Auber's Stummen von Portici hatte er seine Thätigkeit an der Oper eröffnet, und im Lauf der Zeit zog er alle guten älteren und die bedeutendsten neuen Werke in den Darstellungskreis: neben Gluck, Mozart, Beethoven treten Spohr, Marschner, Nicolai, Meyerbeer, Auber, Boieldieu, Adam, Rossini und viele andere, auch R. Wagner, dessen Tannhäuser am 12. August 1855 zuerst gegeben, bis zum Jahresschluß noch 9 Wiederholungen erfuhr, Lohengrin 1858 und Fliegender Holländer, der von L. noch einstudirt, aber 1864 von Wagner selbst geleitet wurde. Nicht minder ersprießlich war Lachner's Wirksamkeit auf dem Gebiet des Concertes. Die Schulung der Münchener Hofcapelle bis zu einer Höhe, wo sie befähigt wurde, selbst ein Werk wie Wagner's Tristan und Isolde, das in Wien nach über 70 Proben zurückgestellt wurde, vollendet wiederzugeben, ist einzig sein Werk. Im Durchschnitt führte er jährlich drei bis fünf neue Opern auf und studirte fünf bis acht ältere neu ein. Seine Hand soll mitunter schwer auf dem Orchester gelegen haben, und wer auch nur im Bilde seinen Imperatorenkopf mit dem energischem Munde sieht, der wird es glaublich finden, daß er ein bequemer Vorgesetzter nicht war, daß er seine Absichten um jeden Preis durchsetzte und daß die Klagen der Capellmitglieder über Härte des Dirigenten und übergroße Anstrengung bei den Proben nicht ganz ungerecht gewesen sein mögen. Aber um einen verrotteten Organismus neu zu beleben, reicht nachgebende Güte nicht immer aus, und die Erfolge, die L. hatte, geben seinem Vorgehen recht. Denn das Interesse des Publicums für ernste Concerte wuchs mächtig an. Man muß Musiker,

die L. noch haben dirigiren sehen, über seine Art reden hören, über sein hinreißendes Feuer, besonders bei der Aufführung Beethoven'scher Symphonien, über die zwingende Gewalt, die er über das Orchester ausübte, um zu begreifen, daß auch ein wenig williges Publicum innerlich aufgeweckt wurde und ihm folgte, wohin er es nur führen wollte. Kronseder (a. a. O.) stellt anschaulich gegenüber, was in den Münchener Odeonsconcerten vor L. und nach einer zehnjährigen Thätigkeit von ihm geleistet wurde: 1835 in drei Concerten eine Beethoven'sche und eine Lachner'sche Symphonie, sonst nur Arien, Concerte für Flöte, Clavier, Clarinette und Violoncello, sowie Variationen und Arien; 1845 in neun Concerten neun Symphonien, fünf von Beethoven, zwei von Mozart, je eine von Mendelssohn und L., und dazu elf Ouverturen von Beethoven, Cherubini, Gade, Spohr u. a., endlich in einem Sonderconcert noch Haydn's „Jahreszeiten". Auch mit Bach's „Matthaeuspassion" und mit Beethoven's „Missa solemnis" hat L. die Münchener zuerst bekannt gemacht. So ist L. der Schöpfer eines wirklichen Concertlebens in München geworden und derjenige, der die Münchener Oper erst zu einem Kunstinstitut erhoben hat. Es gehört die ganze Verblendung eines jugendlich-hitzigen Wagnerischen Parteigängers dazu, um, wie Hans v. Bülow es gethan, diese Verdienste zu verschweigen und nur die Schwächen Lachner's mit grellem Hohn zu beleuchten. (Hans v. Bülow, Briefe und Schriften III, 71 ff.) Denn es ist selbstverständlich, daß ein so scharf geprägter, autokratischer Charakter auch seine Schwächen haben mußte, und daß ein Mann, der im Kreise Schubert's gelebt und an der Hand Simon Sechter's zum Componisten gereift war, der seine künstlerischen Ideale bei Haydn, Mozart und Beethoven verwirklicht fand, nicht mit fliegenden Fahnen in das Lager Wagner's oder Liszt's übergehen konnte. Dies war eine Kunst, die Lachner's Herzen nicht mehr nahe trat. Und als nun Richard Wagner selbst unter hohen Ehren nach München berufen wurde und öfter an seiner Stelle den Taktstock führte, als mit Wagner ein neues Leben in den Bau einziehen wollte, den im wesentlichen L. errichtet hatte, da mag er sich innerlich grollend abgewendet haben. 1865 forderte er seine Pensionirung, erhielt vom König, der ihn zu schätzen wußte und ihm wohlwollte, anfangs aber nur einen von Jahr zu Jahr verlängerten Urlaub, bis ihm endlich 1868 sein Pensionsgesuch bewilligt wurde. Mit der Stummen von Portici, die er als Antrittsvorstellung dirigirt hatte, verabschiedete er sich auch vom Münchener Publicum. Nun lebte er von allen Aemtern zurückgezogen, aber immer noch rüstig weiter schaffend, noch 22 Jahre als Privatmann und starb am 20. Januar 1890.

Die Zahl von Franz Lachner's Compositionen ist sehr beträchtlich: 325 Opera, davon etwa 200 gedruckt, und viele, die als Collectionummern wieder in zahlreiche Einzelwerke zerfallen. Die haupsächlichsten sind: vier Opern, „Die Bürgschaft" (1827), „Alidia" (1838), Catharina Cornaro" (1841) und „Benvenuto Cellini" (1848), die Cantaten „Die vier Menschenalter" (1829), „Gelegenheitscantate" (1831), mit Text von Grillparzer, und die „Cantate zur Eröffnung des Musikvereins in Wien" (1832), Text ebenfalls von Grillparzer; das Oratorium „Moses", op. 45 (Grillparzer 1833), sowie die Musik zum „König Oedipus" (1852) von Sophokles und eine Anzahl von Festchören und Festspielen für verschiedene Gelegenheiten. An Orchesterwerken: acht Symphonien, op. 32, Es-dur (1828), op. 44, F-dur (1833), op. 41, D-moll (1834), op. 54, E-dur (1835), op. 52 (appassionata), C-moll (1836), op. 56, D-dur (1837), D-moll-Elegie (1839), op. 100, G-moll (1850); sieben Suiten für großes Orchester, die erste (in D-moll, op. 113) 1861, die letzte, „Ball-Suite" (op. 170), 1874; zwei Märsche, vier Ouvertüren. Dann

Kammermusik, Quartette, Quintette etc. für Streicher und Bläser, oder für beide combinirt, Trios für Clavier und Streicher, eine Serenade für vier und eine Elegie gar für fünf Violoncelli, zwei Andantes für vier Hörner und zwei Clarinetten. Neben seiner Thätigkeit in Oper und Concert hatte L. auch den Chordienst in der Allerheiligen-Hofkirche zu versehen, was die nächste Veranlassung für ihn wurde, zahlreiche geistliche Compositionen zu verfassen, Motetten, Gradualien, ein Tedeum, acht Messen und, besonders hervorzuheben, sein Requiem op. 146 (1856, mit neuem Schluß 1871). Daß er Orgelmusik schrieb, Sonaten, Fugen, Präludien, ist für einen Organisten eigentlich selbstverständlich, aber auch für Clavier hat er ziemlich viel veröffentlicht. Ferner sind zu erwähnen seine Lieder für eine Singstimme mit Clavier, Duette und Terzette sowie etwa 70 vier- und mehrstimmige Chöre für Frauen- und Männerstimmen und gegen 50 Compositionen für gemischten Chor.

Lachner's technisches Können, seine Beherrschung des Contrapunkts und aller Mittel des Satzes ist sehr bedeutend; trotzdem erhebt sich sein Schaffen nicht über eine mittlere Höhenlinie. Schubert und Beethoven haben die Ziele gesteckt, nach denen er strebt, aber auf der einen Seite fehlt ihm die üppige, reich quellende und so charakteristische Melodik Schubert's, und andererseits erreicht er nicht die Concentration und Ausdruckskraft Beethoven's. Nicht auf die höchsten Gipfel und nicht in die tiefsten Gründe führt er seine Hörer, sondern in freundlich ebenes Land, das andere urbar gemacht haben. Hier baut er sich bürgerlich zufrieden an.

Von Lachner's Opern hat nur „Catharina Cornaro“ einen größeren Erfolg gehabt, denn sie wurde nicht allein in München verhältnißmäßig oft aufgeführt, sondern eroberte sich auch die Bühnen von Mannheim, Frankfurt, Dresden, Berlin, Hamburg, Lübeck, Wien, Brüssel u. s. w. Der Erfolg mag zum Theil im Text liegen, der von St. Georges nach dem Muster der Scribe'schen „großen Oper“ verfertigt, eine Anzahl effectvoller Scenen bringt, Gelegenheit zur Entfaltung von Bühnenpomp bietet, und auch der für die Wirkung auf ein großes Publicum sehr nützlichen Rührseligkeit gebührlichen Raum gönnt. Die Musik nimmt bisweilen einen gewissen Schwung, ist für die Singstimmen höchst dankbar und verhältnißmäßig bequem geschrieben, dabei ehrlich und aufrichtig bemüht, der Sache zu dienen, wenn auch aus Meyerbeer und Italien gelegentlich Einflüsse hereinsickern, aber vergeblich wird man nach einem Moment suchen, wo die Inspiration im Componisten mächtig geworden wäre. Es ist eine tüchtige, solide Arbeit, im Ganzen genommen jedoch kaum mehr als die höchste Stufe eines verfeinerten Handwerks.

Die acht Symphonien Lachner's haben in den Concertsälen festen Fuß nicht fassen können, so lebhaft manche bei ihrem ersten Erscheinen auch begrüßt worden sind. Die fünfte (apassionata) wurde in Wien bei einer Ausschreibung mit dem Preise gekrönt. Gerade mit ihr geht Rob. Schumann, der doch alles Deutsche so gern förderte, sehr hart ins Gericht (Ges. Schr., 3. Aufl., I, 135 f.). Er nennt sie stillos, aus Deutsch, Italienisch und Französisch zusammengesetzt, und wirft ihr die nothwendig Langeweile erzeugende, unnöthige Länge vor: die neunte Symphonie Beethoven's habe 226 Seiten, die fünfte Lachner's aber 304. Die dritte in D-moll findet er weit besser (a. a. O. S. 264 f.): „Lachner's eigenthümliche Mischung zeigt sich zwar auch in ihr mit all ihren Schwächen und Vorzügen, was sichere Anlage, große Breite, die Ausführung in deutscher, Cantilene in italienischer Weise, die glänzende Instrumentation, die gewöhnlichen Rhythmen, den korrekten Stil, die vielen Quintenzirkelgänge etc. anlangt, — indessen ist alles in eine glückliche Uebereinstimmung

gebracht, daß man immer in ruhiger Spannung gehalten wird, und das Ganze in einer höher potencirten Stimmung niedergeschrieben, so daß sie uns, was Schwung und Leben betrifft, das Beste däucht, was wir von L. kennen." Und noch höher wird von Schumann die sechste (in D-dur) geschätzt, die ihm „seine Preissymphonie doppelt aufwiegt". „Es herrscht", sagt er, „in dieser Symphonie eine Meisterordnung und Klarheit, eine Leichtigkeit, ein Wohllaut, sie ist mit einem Wort so reif und ausgetragen, daß wir darum dem Componisten getrost einen Platz in der Nähe seines Lieblingsvorbildes, Franz Schubert, anweisen können, dem er, wenn an Vielseitigkeit der Erfindung nachstehend, an Talent zur Instrumentation zum wenigsten gleichkommt."

Weit mehr als die Symphonien haben die Orchestersuiten zur Popularisirung von Lachner's Namen beigetragen. In dem kleinen Rahmen dieser Variationen, Märsche, Scherzi, bewegt er sich mit wahrhafter Meisterschaft, ihnen weiß er ein Gesicht und Charakter zu geben, während ihm zur Belebung der weiten Umrisse der Symphonie die äquivalente Größe der Gedanken fehlt. Die Suiten Lachner's bedeuten eine Erneuerung der alten Parthie für Kammermusik oder kleines Orchester (Rosenmüller, Muffat) auf moderner Grundlage und haben eine ganze Litteratur ähnlicher Werke nach sich gezogen.

Sehr verdienstlich ist auch Lachner's Wirken auf dem Gebiet der Vocalmusik gewesen. Von seinen in kräftigen Linien gehaltenen Männerchören hat die „Sturmesmythe" (mit Orchester) weiteste Verbreitung gefunden, und viele der Quartette bilden einen festen Stamm im Liedervorrath unserer Vereine. Von besonderem Reiz sind seine dreistimmigen Frauenchöre: feinster Formensinn und Anmuth der Erfindung halten sich in ihnen die Waage. Gerade die zuletzt erwähnten kleineren und zierlichen Werke werden voraussichtlich den Componisten Lachner am längsten im Andenken der Nachwelt lebendig erhalten.

W. Neumann, Die Componisten der neueren Zeit. 39. Theil. Cassel 1856. — Franz Grandauer, Chronik des k. Hof- u. Nationaltheaters, München 1878. — Dr. Max Zenger, Franz Lachner. (Die Musik. Berlin 1903, Heft 13.) — Dr. Otto Kronseder, Franz Lachner. Eine biographische Skizze zur Erinnerung an seinen 100. Geburstag. Sonderabdruck aus Altbaier. Monatsschrift &c. Leipzig 1903. — Ein vollständiges Verzeichniß der Werke Fr. Lachner's von Franz Stetter in M. Charles' „Zeitgenössische Tondichter", neue Folge, Leipzig 1890, S. 73—78. Hiernach bei Kronseder a. a. O. Carl Krebs.

Lachner: Ignaz L., Bruder von Franz Lachner, wurde geboren am 17. September 1807 in Rain, erhielt ebenfalls den ersten Musikunterricht vom Vater und war so früh reif, daß er schon im achten Jahr sich auf der Violine und auf dem Clavier öffentlich mit Erfolg hören lassen konnte. Mit seinem zwölften Jahr kam er auf das Gymnasium in Augsburg, blieb hier vier Jahre und lag bei Neugebauer (Violine), Keller (Clavier) und Witschka (Composition) fleißig der Musik ob. Danach war er Violinist am Isarthortheater in München, folgte aber bereits 1824 seinem Bruder Franz nach Wien, wo er als Repetitor am Kärntnerthortheater eine Stellung fand, 1825 schon zum Vicecapellmeister aufrückte und auch Nachfolger seines Bruders als Organist der evangelischen Kirche wurde. 1831 finden wir ihn als Hofmusikdirector in Stuttgart, von 1842 wirkte er neben Franz an der Münchener Hofoper, ging dann 1853 als erster Capellmeister an das Stadttheater in Hamburg und 1858 nach Stockholm, als Hofcapellmeister, 1861 war er wieder in Deutschland, und zwar in Frankfurt am Main, wo er als Dirigent, Componist und Lehrer eine um-

fängliche und ersprießliche Thätigkeit entfaltete, bis er 1875, nach fünfzigjähriger Capellmeisterlaufbahn, mit einer Aufführung von Mozart's Figaro von der Oeffentlichkeit Abschied nahm. Er starb am 24. Februar 1895 in Hannover. Auch Ignaz L. ist als Componist sehr fruchtbar gewesen, hat drei Opern geschrieben („Der Geisterthurm", 1837, Stuttgart, „Die Regenbrüder", 1839, Stuttgart, „Loreley", 1846, München), Melodramen, Musiken für Schauspiele, Messen, Symphonien, Streichquartette, Trios für Clavier, Violine und Bratsche, Claviersonaten ꝛc., sowie namentlich viele Lieder, von denen einige große Verbreitung erlangt haben. Carl Krebs.

Lachner: Vinzenz L., Bruder der Vorigen, wurde am 19. Juli 1811 in Rain geboren und wuchs unter denselben Verhältnissen auf wie seine Geschwister, besuchte ebenfalls das Gymnasium in Augsburg und nahm, da er für den Lehrerstand bestimmt war, 1828 eine Stellung als Erzieher in Posen an, war aber bereits zu sehr Musiker, um dem Lehrerberuf treu zu bleiben, und ging 1834 nach Wien, wo er seine musikalischen Studien vollendete und Nachfolger von Ignaz als Organist an der evangelischen Kirche wurde. 1836 trat er die Erbschaft Franzens als Hofcapellmeister in Mannheim an, war vorübergehend an der deutschen Oper in London (1842) und am Stadttheater in Frankfurt am Main (1848) thätig und ließ sich 1873 pensioniren. Von da an lebte er in Karlsruhe, wo er seit 1884 eine Lehrerstellung am Conservatorium inne hatte, und starb dort am 22. Januar 1893.

Von seinen Compositionen sind eine Anzahl von Sätzen für Männerchor am bekanntesten geworden, Arbeiten, die sich durch Einfachheit, Klarheit und vortrefflichen Satz auszeichnen. Ferner sind zu erwähnen mehrere Symphonien, eine preisgekrönte Festouvertüre, Ouvertüre zu „Demetrius", Musik zu Schiller's „Turandot", ein preisgekröntes Clavierquartett, ein ebenfalls preisgekröntes Lied „In der Ferne" und vieles andere. Seine Wirksamkeit als Dirigent und Lehrer wird als gediegen und gründlich gerühmt.

Carl Krebs.

Lagarde: Paul Anton de L. (Bötticher), geboren zu Berlin am 2. November 1827 als Sohn des Dr. Wilhelm Bötticher, Oberlehrers am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, ward unter den ungünstigen Verhältnissen des Elternhauses ein einsames, der rechten Leitung entbehrendes Kind, da nach dem Tode der Mutter Luise geb. Klebe (14. November 1827) der Sinn des Vaters sich verdüsterte und jeden Frohsinn, jede freie Regung erstickte. Auch als Student der Theologie (seit 1844) blieb er unter dem Drucke des väterlichen Hauses, das er nur ein Jahr verließ, um in Halle bei Jul. Müller und Tholuck zu hören. Von seinen Lehrern ist neben Hengstenberg, dessen eifriger Zuhörer er eine Zeitlang war, und Twesten vor allem Rückert anzuführen, bei dem er Persisch und Arabisch lernte. Zu diesem trat er in ein freundschaftliches Verhältniß, so daß er sich später Rückert's Lieblingsschüler, ja eigentlich wol einzigen Schüler nennen durfte. Die strenge philologische Methode verdankte er Lachmann; Görres' Heldenbuch und Jak. Grimm's Mythologie hatten schon auf den Knaben mächtig gewirkt. Das Jahr 1848 fand ihn auf Seiten der Regierung, aber als ihm 1849 am Processe wider Waldeck — er bezeichnete später diesen Proceß als entscheidend für seine ganze Lebensanschauung — der Grundsatz klar ward, Unrecht dürfe auch vom Staate weder gethan noch geduldet werden, so löste ihn dieser Grundsatz von jeder Parteizugehörigkeit, ebenso wie die „Odyssee durch die Kirchen und Kirchlein" in Verbindung mit der wissenschaftlichen Forschung ihn von jeder bestimmten Religionsgemeinschaft trennte. Ein Stipendium und der 1850 erfolgte er-

lösende Tod des Vaters ermöglichte ihm sich in Halle als Privatdocent zu habilitiren (1850). Dort verlebte er zwei fleißige, glückliche Jahre, um so glücklicher als er auch die Gefährtin seines Lebens, Anna Berger, fand (1854 vermählt). Als seine Mittel 1852 zu Ende gingen, erhielt er durch Bunsen vom Könige ein Reisestipendium nach England und Frankreich. Der längere Aufenthalt in England, zuletzt im Hause Bunsen's, eröffnete ihm in regem Verkehr den Blick in die großen und wichtigen Verhältnisse des Lebens. Jetzt ging in ihm der Keim auf zu allen Anschauungen, die er später entwickelt und dargelegt hat. Eine glänzende Zukunft schien dem Ende 1853 Zurückkehrenden sicher, der aufs fleißigste gearbeitet hatte und mit den besten Empfehlungen bedeutender englischer und französischer Gelehrten versehen war. Es kam anders. Ungünstige Recensionen über seine „Arica" 1851, „Epistulae novi testamenti coptice" 1852, „Zur Urgeschichte der Armenier" 1854 (um nur diese von seinen Jugendschriften zu nennen) wirkten an maßgebender Stelle so, daß ihm die Universitätslaufbahn verschlossen ward, zumal er auch in ausgesprochenem Gegensatze zu dem damals herrschenden Hegelianismus stand. Auch Rückert's Bemühungen für ihn in Jena hatten keinen Erfolg. De Lagarde — so hieß er seit 1854 infolge von Adoption durch Ernestine de Lagarde, eine Schwester seiner Großmutter — suchte und fand ein Unterkommen an Berliner Schulen. Es war für ihn eine harte, schwere Zeit in Berlin von 1854—66. Das Gehalt so klein, daß Privatstunden im Uebermaß gegeben werden mußten (bis 1860), daneben die Drucklegung der umfangreichen Londoner und Pariser Abschriften auf eigene Kosten (Didascalia apostolorum syriace 1854, Reliquiae iuris ecclesiastici antiq. graece 1856, — syriace 1856, Analecta Syriaca 1858, Appendix arabica 1858, Hippolyti Romani quae feruntur omnia graece 1858, Titi Bostreni contra Manichaeos libri IV syriace 1859, . . . graece 1859, Geoponicon . . 1860, Clementis Romani recognitiones syriace 1861, Libri vet. test. apocryphi syriace 1861, Constitutiones apostolorum graece 1862, Clementina 1865). Indeß ohne diese schwere Zeit wäre er kaum der innerlich freie, unabhängige Mann geworden. Und doch war er gebrochen. Denn wenn Jakob Grimm (s. Lagarde, Uebersicht S. 239) von sich sagte, die Theilnahme der Fachgenossen mache ihn ganz glücklich, so ward L. dies Glück seit 1854 dauernd vorenthalten und hinderte hauptsächlich die Entwicklung der reichen Gaben eines Mannes, der „eine ganze Atmosphäre von Liebe um sich" zum Gedeihen gebraucht hätte, und dem statt dessen eine Kränkung und Zurücksetzung nach der andern zu Theil ward. Es sei hier an die Art erinnert, in der die Berufungen nach Halle, Gießen, Kiel vereitelt worden sind, über die hauptsächlich Anna de Lagarde in den Erinnerungen S. 69 ff. Auskunft gibt. Später hat er versucht die Theilnahme der Fachgenossen für sich, man kann wol sagen, zu erzwingen, indem er in den Armenischen Studien 1877, im zweiten Bande der Symmikta 1880, in dem Heft aus dem Deutschen Gelehrtenleben 1880 darlegte, wie früher mit ihm verfahren war. Wie sein warmes Herz ihn trieb jedem Bedrängten beizuspringen, seine peinliche Gewissenhaftigkeit ihn nöthigte auch das kleinste, selbst das unfreiwillig begangene Unrecht zu sühnen, so dachte er wol würden auch ihm, dem aus vielen Wunden blutenden, hart kämpfenden Manne die Herzen Aller zufliegen, wenn sie nur wüßten, wie es um ihn stände. Er hat sich darin gänzlich geirrt; nur schärfer wurden die Worte, die hin- und herflogen, nur bitterer die Polemik. Eitelkeit, Ueberhebung, Anmaßung, Dünkel, Streitsucht u. ähnl., das waren fortan die Eigenschaften, die ihn zierten. Nur Wenige waren es, die durch die rauhe Außenseite das weiche, nach Liebe sich sehnende Gemüth sahen, das ganz erst seine Wittwe in den

Erinnerungen auch fremden Augen dargelegt hat. Der peinvolle Zustand, daß seine Hand gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen ihn war, ist in fast allen seinen Schriften zu erkennen, und wie er ihn gehindert hat, so hindert er auch Andere, ihm gerecht zu werden. Doch zurück zu seinem Lebensgange. 1866 als ihm auch an der Schule eine Zurücksetzung bevorstand, überbrachte der ihm befreundete General v. Brandt dem Könige ein Immediatgesuch, woraufhin er zum Professor ernannt und mit Anwartschaft auf die nächste, freiwerdende Professur auf Wartegeld gestellt wurde. Nachdem er die Zwischenzeit in Schleusingen gelebt und gearbeitet hatte, erhielt er 1869 den Lehrauftrag Ewald's an der Georgia Augusta zu Göttingen, der er dann bis zu seinem Tode angehört hat. Es war ein einsames, an Arbeit, Mühe und Entbehrungen reiches Gelehrtenleben, das er führte, nur unterbrochen durch nothwendige Badecuren und wissenschaftliche Reisen nach London und Italien. Außerdem führte ihn das Jahr 1875 als Deputirten der Georgia Augusta nach Czernowitz zur Gründungsfeier der dortigen Universität, 1888 im Auftrag der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften nach Bologna, deren Mitglied er seit 1876 war, um die Glückwünsche zu überbringen. Die Zahl der Zuhörer war bei den eigenthümlichen Verhältnissen in Göttingen gering, was man Schule nennt, hat er nicht gebildet, aber wer ihm irgend näher trat, hing in treuester Zuneigung an dem hochverehrten Lehrer. Mitten aus voller Arbeit riß ihn der Tod. Am 22. December 1891 schloß er die Augen infolge einer durch Darmkrebs nothwendig gewordenen Operation. Auf seinem Grabsteine liest man: Via crucis est via salutis.

Ueber seine wissenschaftlichen Arbeiten eine kurze Uebersicht zu geben ist schwer wegen der Größe des Gebietes, das sie umspannen, der Menge der Schriften und der edirten Texte. Fast allen schriftlichen Aeußerungen haftet infolge der Lebensschicksale etwas Herbes, Strenges an. Die Erinnerungen an Friedrich Rückert sind, abgesehen von den Gedichten und Strandliedern (Gesammtausgabe 1897), das liebenswürdigste, das er geschrieben, und wecken das Bedauern, daß die glückliche Stimmung, aus der diese Zeilen flossen, nicht öfter dem Verfasser gegönnt war: sie brechen denn auch jäh ab. Besonders ist eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben. Bei allen Untersuchungen, bei den entlegensten Forschungen finden wir stets den lebhaften, vorwärtsdrängenden, unermüdlichen, kurz den ganzen L., der was er schreibt, mit dem Herzen schreibt, der ein persönliches Verhältniß in Liebe und Haß (erlaubten Haß definirte er als angewandte Liebe) zu allen hat, mit denen er umgeht, besonders auch zu den Büchern, die ihm nicht Werke der Gelehrsamkeit sind, sondern Offenbarungen der innersten Eigenart ihrer Verfasser. Er hat überall sein ganzes Wissen präsent, ihm sprudeln die Gedanken lebhaft, fast hastig hervor, hastig auch arbeitet er, denn er weiß, er hat einen langen Weg vor sich, ohne Helfer, er fürchtet nicht zum Ziele zu kommen. Etwas mehr Ruhe, mehr Geduld hätte man ihm wünschen mögen.

Als Lebensarbeit hatte er sich die Ausgabe des Vetus Testamentum mit vollem kritischem Apparat vorgenommen. Er hatte sich die Sprachkenntnisse erworben, die hierzu erforderlich sind, er handhabte, wie die Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien 1863 zeigen, mit vollendeter Sicherheit die kritische Methode, seine Arbeitskraft und Arbeitslust war ungeheuer. Doch hat er sein Ziel nicht erreicht und konnte es auch nicht erreichen. Denn dieser gigantische Plan erfordert nicht Eines Mannes Arbeit, sondern die Mitwirkung Vieler, um so mehr als es damals, als er die Hand ans Werk legte, fast noch an allen Vorarbeiten gebrach. Der Minister v. Mühler hat ihm Pfingsten 1870 die Mittel für einen Hülfsarbeiter zur Verfügung gestellt. Er meinte

damals keinen brauchbaren Gehülfen finden zu können und lehnte ab. Ein stärkeres Selbstbewußtsein, ein frischerer Wagemuth hätte zugegriffen, hätte aus kleinem Anfang ein mehr entwickelt: er machte sich lieber allein an die Arbeit, um oft wie ein „Lastträger" zunächst die mühsamen Vorarbeiten zum Theil zu erledigen. Der Pentateuch koptisch 1867; Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuch, arabisch 1867; Genesis graece 1868; Hieronymi quaestiones hebraicae in libro Geneseos 1868; Onomastica sacra 1870 (2. Aufl. 1887); Prophetae chaldaice 1872; Hagiographa chaldaice 1873; Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi 1875; Psalterii versio memphitica 1875; Psalterium Job Proverbia arabice 1876; Praetermissorum libri duo syriace 1879; Bruchstücke der koptischen Uebersetzung des A. T. in: Orientalia I, 1879; Die Pariser Blätter des codex sarravianus in: Semitica II, 1879; V. T. ab Origene recensiti fragmenta apud Syros servata quinque 1880; Die Lateinischen Uebersetzungen des Ignatius 1882; Aegyptiaca 1883; Librorum V. T. canonicorum pars prior graece 1883 (der zweite Theil dieser „Lucian=Recension" ist nicht erschienen; übrigens ist die Combination, mittels derer er die Handschriften der Lucian=Recension aus den übrigen herausfand, ebenso einfach wie scharfsinnig, eine philologische Leistung ersten Ranges); Bibliotheca Syriaca Bd. I, 1889—91 gedruckt, enthält quae ad philologiam sacram pertinent. Den Weg zu zeigen, den er zu gehn vorhatte, auf dem seine Nachfolger weiter gehn sollten, dienten die Ankündigung einer neuen Ausgabe der Gr. Uebersetzung des alten Testaments 1882; Probe einer neuen Ausgabe der Lat. Uebersetzungen des A. T. 1885; Novae psalterii graeci editionis specimen 1887; Psalterii graeci quinquagena prima (1887 gedruckt); Septuagintastudien 1891. 92 (von A. Rahlfs herausgegeben). So stattlich die vorgelegte Reihe ist, so wenig befriedigte sie ihren Autor. Denn die Unmöglichkeit nach Bedürfniß zu reisen, die des öfteren eintretenden Schwierigkeiten nöthige Handschriften zur rechten Zeit zu erhalten, störten wiederholt den Arbeitsplan und veranlaßten Zeit und Mühe Dingen zuzuwenden, die abseits vom Wege lagen. Für die Bedürfnisse derjenigen z. B., die Hebräisch lernen wollten, gab er 1883 die Makamen des Hariri heraus. Bitter empfand und beklagte er diese Nöthe. Wenn Karl Justi urtheilt, das Leben Reiske's und Winckelmann's sei kein Denkmal der Ehre für das achtzehnte Jahrhundert, so gilt dies Urtheil unbedingt auch für das neunzehnte Jahrhundert inbezug auf L. — Hatte L. schon in der Jugend mit Vorliebe Sprachstudien getrieben, zwang ihn die Septuaginta sich umfassende Sprachkenntnisse zu erwerben, so blieb er den Sprachen, die er beherrschte wie außer ihm wol nur Rückert, nicht fremd gegenüberstehen, sondern er suchte in ihnen die Seele der Menschen zu erkennen, die sich ihrer bedienen, sie gaben ihm Aufschluß auch über die Geschichte der Religion. Denn er trieb sie als ein Theologe, dem die Theologie eine Unterabtheilung der Geschichte ist zum Zwecke, die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden zu erforschen. Neben den gesammelten Abhandlungen 1866, die einen Theil der Jugendarbeiten wiederholen, und den Armenischen Studien 1877, gehören hierher die Beiträge zur Baktrischen Lexikographie 1868, die Erklärung chaldäischer Worte in den Semitica I, 1878, Hebräischer Worte in den Orientalia II, 1880, Petri Hispani de lingua arabica libri duo 1883. Dann 1889 die Uebersicht über die im Aramäischen, Arabischen und Hebräischen übliche Bildung der Nomina, ein Werk, das alles weit hinter sich läßt, was auf diesem Gebiete bisher geleistet war. Reiche Schätze bergen die beiden Bände der Symmikta 1877—80, die vier der Mittheilungen 1884. 87. 90. 91. Hier finden sich die Forschungen über die classification of Semitic roots, zur Geschichte des Alphabets, über die semi=

tischen Namen des Feigenbaums und der Feige, über Kastanie und Oelbaum, über das x der Mathematiker u. s. w., u. s. w. In diesen Bänden sind, um nur einiges hervorzuheben, die gedankenvollen Erörterungen über den Kanon des alten Testaments enthalten, über die Chronologie, über die Entstehungszeit der einzelnen Bücher. Er wirft die Frage auf und sucht sie zu beantworten, welche Absicht hatten die Männer, die gerade diese Bücher zum Kanon zusammenfügten und andere ausschlossen, die Schriftsteller, die gerade dieses System der Chronologie annahmen. Als werthvoll gilt ihm der von Usener geführte Nachweis, daß das Weihnachtsfest 354 in Rom vom Papste Liberius officiell anerkannt ist, werthvoller dünkt ihm die Erkenntniß (in seiner Abhandlung: Altes und Neues über das Weihnachtsfest, in den Mittheilungen IV), daß dann das Weihnachtsfest gegen den Arianismus gerichtet gewesen ist, ein Protest der orthodoxen Kirche gegen die Arianer, mit dem anerkannt wurde, daß der *σωτηρ* nicht einer der Lukas 20, 9—18 erwähnten Knechte, sondern der Sohn des Vaters ist, der Erlöser weder Gott allein, noch Mensch allein, sondern Gott und Mensch zugleich. Denn was dem Menschengeschlechte frommen soll, kann nicht aus dem Menschengeschlechte stammen. Nicht immer führte die Forschung gleich zum Ziele. Wiederholt hat er über das Wort Messias, über Jahwe gehandelt. In dem Kampfe um die Bedeutung des Wortes „El" lehrte ein Tag den andern. Hatte er das Purimfest (1887 in der Abhandlung: Purim, ein Beitrag zur Geschichte der Religion) aus dem Persischen herleiten wollen, so erkannte er ohne Widerstreben H. Zimmern's Gründe an, die für eine Herleitung aus dem Babylonischen sprachen (ZATW XI, 157, Mittheilungen IV, 347). Das Assyrisch-Babylonische war ihm fremd geblieben, dagegen trieb er das Persische um der Sprache selbst willen, die es ihm angethan hatte (Persische Studien 1884). Schon Rückert drückte 1851 sein Erstaunen aus, was all für Sprachgeister in Paul Bötticher's Kopfe rumorten, ohne ihn taumeln zu machen, aber auch Paul de Lagarde wandte sich gelegentlich ganz anderen Gebieten zu, wenn er z. B. den Johannes von Euchaita des Paters Bollig zum Druck beförderte 1882, oder wenn er die Italienischen Werke Giordano Bruno's neu herausgab 1888, oder Neu-Griechisches aus Kleinasien ans Licht ziehen half 1886. Nicht am wenigsten galten seine Sorgen auch dem Neuen Testamente. Schon 1857 schrieb er das Programm de Novo Testamento ad versionum orientalium fidem edendo, 1864 gab er die Evangelien arabisch aus einer Wiener Handschrift heraus, 1886 die Catenae in Evangelia aegyptiacae quae supersunt, endlich fast als letztes Werk seines Lebens das Evangeliarium Hierosolymitanum in der Bibliotheca Syriaca. Dies Evangeliarium hat ihn andauernd beschäftigt, vielfache Reisen nach Rom unternahm er deswegen und ganz besondere Aufschlüsse über die Urgestalt der Evangelien bot ihm dieses Buch, das nach ihm in dem Dialekte geschrieben war, den Jesus selbst gesprochen hatte. Nach den Andeutungen, die Anna de Lagarde in den Erinnerungen aus Briefauszügen hierüber gibt, ist es ein unermeßlicher Verlust, daß der Tod ihn packte, als er Klarheit darüber gewonnen hatte und sich anschickte sein Wissen davon mitzutheilen: nun ruht es mit ihm im Grabe.

Lebendig dagegen sind und wirken die Gedanken, die er in den Deutschen Schriften (Gesammtausgabe 1886) in den Gedichten (Gesammtausgabe 1897) und in einigen Aufsätzen der „Mittheilungen" ausgesprochen hat: Konservativ 1853, Ueber die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik 1853 (beide 1874 zuerst gedruckt), Ueber das Verhältniß des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion 1873, Drei Vorreden 1874. 78. 81, Diagnose 1874, Ueber die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches 1875, Zum Unter-

richtsgesetze 1878, Die Religion der Zukunft 1878, Die Stellung der Religionsgesellschaften im Staate 1881, Noch einmal zum Unterrichtsgesetze 1881, Die Reorganisation des Adels 1881, Die Finanzpolitik Deutschlands 1881, Die graue Internationale 1881, Programm für die konservative Partei Preußens 1884, Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle 1885, Die nächsten Pflichten deutscher Politik 1886, Die revidirte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses 1885, Lipmann Zunz und seine Verehrer. Juden und Indogermanen, Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien, Ueber einige Berliner Theologen und was von ihnen zu lernen ist (Mittheilungen II, III, IV). Fast kann man sagen, seine ganze Gelehrsamkeit dient nur als Unterbau für diese Schriften. Hier sehen wir ihn als den großen Lehrer seines Volkes. Als Theologe war er zu der Erkenntniß gekommen, daß die gegenwärtigen Formen der christlichen Religion verbraucht seien, daß es gälte, den Boden für eine neue Religion vorzubereiten, die, auf den großen Wahrheiten des Christenthums beruhend, doch darüber hinausgehe, die bei den verschiedenen Völkern je eine besondere, dem Wesen des Volkes entsprechende Form annehme. Seine Vorschläge gehn darauf aus, das Leben des deutschen Volkes so gesund zu machen, daß es für die Aufnahme einer neuen Religion empfänglich werde. Darum schlug er vor: Loslösung der bestehenden Kirchen vom Staate, damit sie lebendiger und kräftiger wirken können, jedoch auch als nicht mehr genügend gekennzeichnet werden; Regelung des Unterrichtswesens, damit geistig und körperlich gesunde Menschen erzogen werden; Regelung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens im Sinne der Wahrheit; gemeinsame Arbeit des ganzen — großdeutschen — Volkes an der Colonisation im Osten. Auf das Einzelne einzugehn ist hier nicht der Ort. So sehr seine Aufsätze die Zeitereignisse begleiten und besprechen, so wenig sind sie veraltet oder in Gefahr, zu veralten.

Vgl. Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben für die Freunde zusammengestellt von Anna de Lagarde. Göttingen 1894. 2. Aufl. — Ludwig Schemann, Paul de Lagarde. Ein Gedenkwort zu seinem 70. Geburtstage, i. d. Comenius-Blättern, Jahrg. V, Nr. 9 u. 10. — Otto Veeck, Paul de Lagardes Anschauungen über Religion u. Kirchenwesen, i. d. Prot. Monatsheften, 3. Jahrg., Heft 6 u. 7. — E. Nestle i. d. Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche, 3. Aufl. L. Techen.

Lamlé: Reinhold L., Rechnungsrath und Beamter der Militärintendantur, wurde geboren am 4. Mai 1801 in Danzig und starb am 25. October 1888 in Berlin. Er war einer der ersten Vertreter der Stolze'schen Stenographie und durch die von ihm veranlaßte Gründung des stenographischen Vereins in Magdeburg im J. 1845 der Mitbegründer der Stolze'schen Schule. Auch späterhin war er für die Verbreitung der Stolze'schen Schrift durch Unterricht und Einführung der Stenographie in höhere Schulen mit großem Erfolge bemüht. Er verfaßte die „Anleitung zur Stenographie nebst lexicographischen Tabellen“ nach Stolze (1845, 5. Aufl. Leipzig 1859).

Vgl. Käding, Stolzebibliothek I, 57. — Magazin f. Stenographie 1888, S. 291. Johnen.

Lammers: August L., geboren am 23. August 1831 in Lüneburg und † am 28. December 1892 in Bremen, hat sich nicht nur als hervorragender Publicist und Chefredacteur verschiedener Zeitungen ersten Ranges, sondern auch als praktischer Politiker, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und Hauptbegründer wichtiger politischer, volkswirthschaftlicher und gemeinnütziger Vereinigungen große Verdienste um das öffentliche Leben und die culturelle Entwicklung seines deutschen Vaterlandes erworben. L. erhielt in

den Schulen von Lüneburg eine gute Vorbildung und Grundlage für seine spätere Laufbahn und verlebte im Elternhause, wo der Vater ein kaufmännisches Geschäft betrieb, als ältester Sohn mit zwei Schwestern, welche beide später Lehrerinnen und auch seine geistigen Mitarbeiterinnen wurden, eine glückliche Jugend. Das Jahr 1848 erweckte in ihm schon früh Interesse für Politik und öffentliche Thätigkeit und begeisterte ihn sogar im März 1848 zu dem mannhaften Unternehmen, nach Hamburg zu reisen, um dort für Schleswig-Holstein gegen Dänemark die Waffen zu ergreifen. Der patriotische Versuch mißlang. L. war berufen, ein friedlicher Kämpfer für Menschenwohl zu werden. Ostern 1850 bezog er die Universität Göttingen, um Philologie und besonders Geschichte zu studiren.

Schon als Student wurde L. durch seine liberale und nationale Gesinnung und durch journalistische Neigungen dazu getrieben, der im Nordwesten Deutschlands rasch zu Ansehen gelangten „Weser-Zeitung“ Aufsätze zu schicken, um den liberalen hannoverschen Politikern Stüve und Bennigsen im Kampf gegen das Ministerium Borries beizustehen. Die Aufsätze von L. fanden solchen Anklang, daß er, noch nicht 21 Jahr alt, in die Redaction der „Weser-Zeitung“ berufen wurde und daher seine akademischen Studien nicht abschließen konnte. Er redigirte die „Weser-Zeitung“ von Juli 1852 bis Februar 1853, ging dann einige Wochen nach Paris und schrieb von dort Berichte an das Bremer Blatt. Im Frühjahr 1853 kehrte er nach seiner Vaterstadt Lüneburg zurück, übernahm noch in demselben Jahre die Redaction der „Hildesheimer Allgemeinen Zeitung“ bis zum Jahre 1857, redigirte dann die „Zeitung für Norddeutschland“ (jetzt „Courier“) in Hannover 1857—59, sodann wiederum die „Weser-Zeitung“ von 1859—61, begründete im Frühjahr 1861 in Frankfurt a. M. die „Zeit“ und redigirte von 1862—64 die mit der „Zeit“ vereinigte „Süddeutsche Zeitung“ in Frankfurt a. M., ferner die „Elberfelder Zeitung“ von 1864—66 und kehrte von Elberfeld wieder zurück nach Bremen, wo er von 1866 an die Redaction des „Bremer Handelsblatts“ übernahm und 1877 den „Nordwest, Monatsschrift für Gemeinnützigkeit und Unterhaltung“ begründete und mit seiner am 28. August 1905 verstorbenen Schwester Mathilde L. bis zu seinem Tode leitete. Außerdem wurden vom Jahre 1883 an auch die „Mäßigkeits-Blätter“, Mittheilungen des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, von L., als Geschäftsführer des Deutschen Vereins, herausgegeben und bis zu seinem Tode redigirt.

Es ist eine stattliche Reihe von theils neubegründeten, theils älteren angesehenen Tageszeitungen und Wochen- oder Monatsschriften, an welchen L. als Hauptredacteur thätig gewesen ist. Noch viel größer ist die Zahl der Zeitungen und wissenschaftlichen Zeitschriften, in welche L. kleinere Artikel oder größere Essays geliefert hat. Die schwierigste Lebensaufgabe trat im J. 1861 an L. heran, als er von dem hochverdienten Arzt Dr. Varrentrapp in Frankfurt a. M. und von dessen nationalliberalen Gesinnungsgenossen aufgefordert wurde, ein neues großes politisches Organ, „Die Zeit,“ in Frankfurt a. M. zu gründen. L. widmete sich dieser Aufgabe mit der ganzen Kraft seines Geistes und der patriotischen Wärme seines Herzens. Aber die preußisch gesinnte „Zeit“ konnte sich auch in ihrer Vereinigung mit Brater's „Süddeutscher Zeitung“ in dem mehr österreichisch gesinnten Frankfurt damals nicht halten. — Es war für L., der sich in Frankfurt vergebens abarbeitete, keine ungünstige Wendung seiner Laufbahn, daß er im J. 1864 an die „Elberfelder Zeitung“ berufen wurde und dort zum preußischen Realpolitiker heranreifte und in seinem Vertrauen auf Preußens deutsch-nationalen Beruf befestigt wurde. Man kann in dem öffentlichen Leben von L. vier Hauptthätigkeiten

unterscheiden: 1. die politisch-publicistische, 2. die allgemein volkswirtschaftliche, 3. die gemeinnützig-humanitäre und 4. die kirchliche und volksbildungsfreundliche Thätigkeit.

L. war in erster Linie Publicist von Beruf und hatte Freude daran, durch die Zeitung erziehen zu helfen, vieles anzuregen, mit den Geistern in Verkehr zu treten. Als Redacteur politischer Tagesblätter trieb er auch eifrig Politik und zwar mit Vorliebe liberale und nationale Politik. Er trat schon früh in regen brieflichen Verkehr mit nationalen Politikern und war eifrig bemüht, im September 1859 in Frankfurt a. M. auch persönlich den deutschen Nationalverein unter Führung von Bennigsen und Schulze-Delitzsch mit gründen zu helfen, und er hat an den Programmen und auch an der äußern Fortentwicklung des Nationalvereins thatkräftig mitgearbeitet.

Während L. auf politischem Gebiete lieber im Stillen hinter den Coulissen theils brieflich, theils durch Zeitungsartikel und Flugschriften und als Berichterstatter oder Rathgeber in kleineren Kreisen wirkte, hat er auf volkswirthschaftlichem und gemeinnützig-humanitärem Gebiete tiefe Spuren seines öffentlichen Wirkens hinterlassen. Volkswirthschaftslehre und Geschichte waren schon auf der Universität in Göttingen die Lieblingsfächer seines theoretischen Studiums gewesen. Der Erörterung volkswirthschaftlicher, administrativer und culturhistorischer Fragen widmete er auch in der Folgezeit vorzugsweise seine publicistische Feder, nachdem er zuerst als Knabe und Jüngling in seiner Vaterstadt Lüneburg mehr den Kleinbetrieb im Gewerbe, Handel und Ackerbau angeschaut und dann später in Bremen, Frankfurt, Elberfeld, den Großhandel, Seeschiffahrt, Bankwesen, Fabrikbetrieb und städtisches Verwaltungswesen näher kennen gelernt hatte. Die Werthschätzung der Arbeit, namentlich auch der Handarbeit und Kleinarbeit und die Liebe zum kleinen Mann waren ihm angeboren. Mit dieser gemüthlichen Veranlagung, mit klarem, kritischem Verstande und mit scharfer Beobachtung von Menschen und Dingen in den verschiedensten Verhältnissen reifte er zum begeisterten Vorkämpfer für Menschenwohl.

Die erste volkswirthschaftliche Gründung, an deren Vorbereitung sich L. schon als junger Redacteur lebhaft betheiligte, betraf den volkswirthschaftlichen Congreß, der im Mai 1857 von Bremen aus angeregt wurde und im September 1858 zum ersten Male in Gotha unter der Führung von Lette, Schulze-Delitzsch, Mathy, Biedermann, Bennigsen, Böhmert, Prince Smith, Michaelis, Braun, Wirth u. s. w. zusammentrat. In Gotha wurden viele Freundschaften unter den dort versammelten meist jüngeren Volkswirthen geschlossen und auch politisch nationale Pläne entworfen. Auf allen bis in die siebenziger Jahre hinein alljährlich wiederholten Congressen der deutschen Volkswirthe wurden umfassende wissenschaftliche Berichte erstattet und wichtige Beschlüsse gefaßt, welche wesentlich dazu beitrugen, daß die Beschränkungen des Gewerbe- und Genossenschaftswesens, der Niederlassung und Verehelichung &c. von dem norddeutschen oder deutschen Reichstage ohne Schwierigkeiten beseitigt und der Aufbau eines neuen Arbeiter- und Coalitionsrechts, sowie des deutschen Münz-, Maaß-, Gewichts-, Papiergeld- und Bankwesens erleichtert wurde.

Die wirklich freudige und innerlich tief befriedigende Mitarbeit an der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, welche für L. und seine volkswirthschaftlichen Freunde im J. 1858 mit der Begründung des volkswirthschaftlichen Congresses in Gotha begonnen hatte, erreichte ihren ersten Höhepunkt bei dem am 24. Februar 1864 erfolgten Zusammentreten des norddeutschen Reichstags und den zweiten Höhepunkt am 21. März 1871 in Berlin bei der Eröffnung

des ersten deutschen Reichstags, in welchem die nationalliberale Partei maßgebend blieb bis zum Jahre 1876. Mit dem Rücktritt Delbrück's verlor die freihändlerische Richtung, zu welcher L. gehörte, ihren Führer in der Reichsregierung. Fürst Bismarck begann seine Versuche, das Tabaksmonopol und Schutzzölle einzuführen. Die große nationalliberale Partei fing an zu zerfallen und mit der Einführung von Getreidezöllen den Boden in den hart arbeitenden Volksclassen zu verlieren, die sich theilweise der Socialdemokratie zuwendeten.

Für L., der nicht schmollen, sondern Positives schaffen wollte, war die Wendung der innern deutschen Politik am Ausgange der siebenziger Jahre nur ein Anstoß, nunmehr um so entschiedener die Bewegung für Gemeinnützigkeit zu fördern und auf dem Boden humanitärer Bestrebungen Conservative, Liberale, Centrumsmänner, Agrarier und Arbeiter zu friedlicher nationaler Arbeit zusammenzuführen. Sein Interesse für die Landwirthschaft hatte er schon durch seine im J. 1876 erschienene Schrift „Der Moorrauch und seine Culturmission“ bewiesen. Er wurde Begründer und auch Schriftführer eines „Vereins gegen das Moorbrennen“, der sein Ziel, „die Ausrottung des Moorbrennens,“ erreicht und gleichzeitig auch die positive „Cultivirung“ der Moorgegenden gefördert hat.

Von größerer allgemeiner Bedeutung war die Thätigkeit, welche L. mit seinem in Elberfeld gewonnenen Freunde Franz Leibing entwickelte, um in Verbindung mit Fritz Kalle-Wiesbaden, Seyffardt-Krefeld und Schulze-Delitzsch die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung ins Leben zu rufen. Es geschah dies in einem Aufrufe vom März 1872, welcher betonte, „daß der wiedergewonnene Frieden uns zu ernstester Selbstprüfung und zu erneuter Aufnahme der Culturarbeiten auffordere, und daß dabei die Arbeit an der allgemeinen Volksbildung in erster Linie stehe“. Leibing wurde erster Generalsecretär dieses zu großer Blüthe gelangten Vereins und fand bis zu seinem frühen Tode in L. den treusten Helfer und journalistischen Berather.

Einen noch weit intensiveren Antheil nahm L. an der Begründung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, welcher von ihm schon in den Jahren 1878 und 1879 vorbereitet worden war und 1880 im Anschluß an die Leipziger Generalversammlung der deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung besonders durch die Mitwirkung von Stadtrath Roestel-Landsberg, Seyffardt-Krefeld, Ludwig-Wolf-Leipzig &c. gelang, welche Dr. Straßmann in Berlin gewannen, der bis zu seinem Tode 1886 den Vorsitz führte. Nach ihm haben Seyffardt-Krefeld, Wolf-Leipzig und Stadtrath Münsterberg-Berlin wesentlich dazu beigetragen, die Stellung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit im öffentlichen Leben des deutschen Reiches weiter zu befestigen.

L. hatte sich zum Vorkämpfer für Reformen im deutschen Armenwesen in Elberfeld praktisch und theoretisch geschult, wovon seine Schriften über „die Elberfelder Armenpflege“ in dem großen Werke von Dr. Emminghaus: „Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten“, Berlin 1870, ferner die Schriften über die Bettelplage im Heft 6 der Volkswirthschaftlichen Zeitfragen (Berlin, Leonhard Simion 1879), Zeugniß ablegten. L. hatte auch im preußischen Landtage als Abgeordneter für Elberfeld und Berichterstatter der Commission über den Gesetzentwurf betr. die Unterbringung verwahrloster Kinder im Jahre 1878 sich vortheilhaft bekannt gemacht und sich auch nach der Begründung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit auf verschiedenen Jahresversammlungen große Verdienste um

das deutsche Armenwesen und namentlich um die weite Verbreitung der Elberfelder Armenpflege erworben.

Zur Linderung der Armennoth waren nach L. vor allem anzustreben: 1. Erziehung zur Arbeit und Arbeitsnachweis, 2. Erziehung zum Sparen und Versichern und 3. Erziehung zur Mäßigkeit. L. hat zur theoretischen Begründung dieser Ansichten eine Reihe verdienstvoller Schriften verfaßt. Die erste erschien unter dem Titel: „Sparen und Versichern" im Hefte 23 der volkswirthschaftlichen Zeitfragen, Berlin, Verlag von Simion 1881. Diese Schrift war nur der Vorläufer für eine neue Agitation. Im Anschluß an die Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit in Darmstadt von 1882 trat unter Vorsitz von L. in Darmstadt der erste Deutsche Sparcassentag zusammen. Verhandlungsgegenstände waren: 1. deutsche Sparcassengesetze, 2. Uebertragbarkeit der Einlagen, 3. Popularisirung der Sparcasseneinrichtungen.

Bedeutungsvoller als die deutschen Sparcassentage, auf denen L. in Dresden und Weimar stellvertretender Vorsitzender war, wurde für L. selbst die von ihm beinahe allein angeregte und ausgehende Begründung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, der am 29. März 1883 in Kassel ins Leben trat. L. hatte 1881 in Holtzendorff's „Zeit- und Streitfragen", Heft 149, die Schrift: „Bekämpfung der Trunksucht" veröffentlicht und wurde bald nach dem Erscheinen derselben im September 1881, als der Congreß für Innere Mission in Bremen tagte, von drei hochkirchlichen, conservativen Männern, darunter Pastor Hirsch, der Leiter der Trinkerheilanstalt in Lintorf und Director Engelbert von Duisburg besucht und aufgefordert, doch die Gründung des von ihm vorgeschlagenen großen Mäßigkeitsvereins in seine Hände zu nehmen. Dieser Beweis des Vertrauens von Männern, die ihm bisher ganz fremd waren und einer anderen kirchlichen und politischen Richtung angehörten, deutete L. als „Zeichen einer Aussicht auf Erfolg". Er verständigte sich auf einem der deutschen Gesundheitspflegertage, an deren Entstehen L. ebenfalls lebhaft betheiligt war, mit Dr. A. Baer, dem Verfasser des inhaltsreichen Buches „Der Alkoholismus", und später mit dem berühmten Irrenarzt Dr. W. Nasse und Prof. Finkelnburg in Bonn, sowie mit Dr. Varrentrapp und Oberbürgermeister Miquel-Frankfurt und Seyffardt-Krefeld und wurde von allen diesen Theilnehmern der Kasseler Versammlung als Geschäftsführer vorgeschlagen und erwählt. L. hat dieses Amt mit größter Hingabe, aber in seinen letzten Lebensjahren doch mit schwächer werdenden Kräften verwaltet und hatte am Abend seines Lebens noch die Freude, das Erscheinen der deutschen Gesetzesvorlage gegen die Trunksucht im J. 1891 und auch die Anfänge der deutschen Enthaltsamkeitsbewegung durch die weitere Verbreitung des Guttempler-Ordens und des Blau Kreuz-Vereins zu erleben. Erst ein späteres Geschlecht wird durch ein Studium der vielen Schriften von L. und der Berichte über das Entstehen und die Entwicklung der deutschen Mäßigkeitsbestrebungen seit 1878 zur vollen Würdigung seiner Verdienste gelangen. — Es lassen sich noch verschiedene Vereine und gemeinnützige Unternehmungen anführen, für welche L. direct theils als Mitbegründer, theils als Berather und Befürworter in Vorträgen und Versammlungen und durch vorbereitende Berichte in Zeitungen thätig war, z. B. für den von seinem Freunde Dr. Emminghaus begründeten Deutschen Verein zur Rettung Schiffbrüchiger, ferner für den Deutschen Verein für Gesundheitspflege, den Verein für Massenverbreitung guter Schriften, für Feriencolonien, Knabenhorte, Arbeiter-Bildungsvereine und Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine, insbesondere für den Allgemeinen Deutschen Frauenverein und für die Frauenfrage überhaupt, da

ihm eine Verbesserung der Lage und der Stellung des weiblichen Geschlechts auf seiner ganzen Lebenslaufbahn immer sehr am Herzen lag.

Es möge schließlich noch der von L. seit dem Jahre 1880 geförderten und bis an sein Lebensende geleiteten Bewegung für Handfertigkeits-Unterricht der Knaben und des 1886 von ihm in Stuttgart mit begründeten Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit gedacht werden. Die Idee der Erziehung zur Arbeit bildete einen Cardinalpunkt in den Lammers'schen Bestrebungen. Ein von ihm in der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig gehaltener Vortrag über „Selbstbeschäftigung und Hausfleiß" wurde die Veranlassung, daß zu Ostern 1880 unter der Leitung des Lehrers Dr. Götz die Leipziger Schülerwerkstatt begründet wurde, welche später zu einem Seminar für den deutschen Arbeitsunterricht ausgebaut worden ist und der deutschen Bewegung für Knabenhandwerk und der Ausbildung von Lehrern für diesen Zweck mächtigen Vorschub geleistet hat. Die Knabenhandarbeit hat den Zweck, der Ueberbürdung des kindlichen Gehirns durch die Abwechselung einer mehr körperlichen Arbeit, durch Uebung von Hand und Auge, entgegen zu wirken. Neben L., der bis zu seinem Tode immer den Vorsitz in den Jahresversammlungen führte, ist der Görlitzer Stadtrath und preußische Landtagsabgeordnete Emil v. Schenkendorff für 2½ Jahrzehnte immer ein Hauptträger und Förderer der Bewegung gewesen und Nachfolger von L. im Vorsitz des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit geworden. Die Ziele und Aufgaben der ganzen Bewegung hat L. in seiner Schrift: „Die Erziehung zur Arbeit" klar gekennzeichnet und darin zugleich auch vorgeschlagen, der Mädchenvolksschule die Haushaltungslehre nach und nach ebenso anzugliedern, wie man in der Knabenvolksschule die sogenannte Handfertigkeit einzubürgern sucht. Die Lammers'sche Schrift „Die Erziehung zur Arbeit" ist in Zimmer's Handbibliothek der praktischen Theologie (Bd. XI—XIV Abs. 9, Gotha 1891) erschienen.

Die ebenerwähnte Mitarbeit an Zimmer's Handbibliothek der praktischen Theologie kann als Beweis dienen, daß L. auch eine kirchliche Thätigkeit entwickelt hat. Er war ein warmer Freund seiner evangelischen Kirche und eifriges Mitglied eines Clubs evangelischer bremischer Geistlichen und Laien und des deutschen Protestantenvereins, dessen Organ, das deutsche „Protestantenblatt", viele Aufsätze von ihm veröffentlichte und zeitweise auch von ihm selbst redigirt wurde. In seiner Schrift „Die Verjüngung der Kirche" (Bremen 1876) eifert L. lebhaft gegen Kirchenflucht und religiöse Gleichgültigkeit und schrieb gleich im Eingange u. a.: „Die Religion zieht sich vor allen historisch-philosophischen oder poetischen Beweisen ihrer Ueberflüssigkeit nicht aus der Welt zurück, und die Kirche ist soweit entfernt, sich abschaffen lassen zu wollen, daß sie sich vielmehr vor unsern Augen verjüngt" ..... „Daraus folgt für alle Liberalen, die der evangelischen Kirche äußerlich angehören und nicht ein für alle mal mit ihr gebrochen haben, das Gebot, sich thätig, ausdauernd und in lebendigem Zusammenhange mit ihren Gesinnungsgenossen an den kirchlichen Aufgaben, zunächst und namentlich an den Wahlen zu betheiligen". — Wie schon erwähnt, genoß er auch das Vertrauen strenggläubiger Mitglieder der Inneren Mission und arbeitete sehr gern mit ihnen für alle Rettungswerke und gemeinnützigen Veranstaltungen.

Von Schriften über L. sei eine längere Abhandlung erwähnt „August Lammers" von W. Bode in der Monatsschrift „Nordwest", 16. Jahrgang, 1. Heft von Januar 1893 (Bremerhaven und Leipzig) 39 Seiten stark. Die warm geschriebene Schrift enthält u. a. auch werthvolle Auszüge aus Briefen von L. an seine Schwester Mathilde und aus seinen Schriften. Dr. Bode irrt, wenn er behauptet, daß die größte Schrift von L. nur 56 Seiten stark

sei. Dr. Bode scheint die größte Schrift von L. nicht gekannt zu haben. Dieselbe ist unter dem Titel: „Deutschland nach dem Kriege. Idee zu einem Programm nationaler Politik“ Leipzig 1871 (135 Seiten stark) erschienen und sehr lesenswerth. L. war ein warmer deutscher Patriot, aber zugleich ein edler Weltbürger, der nur in einer friedlichen, freiheitlichen, sittlichen und religiösen Entwicklung die Bürgschaft für Völkerwohlfahrt erblickte und thatkräftig mit erstrebte. Sein Charakter war von seltener Lauterkeit und Selbstlosigkeit, frei von Ehrgeiz, Gewinnsucht und Streberthum; er hatte in seiner öffentlichen Thätigkeit immer nur die Sache und hohe ideale Ziele im Auge. Er war zwar kritisch beanlagt, aber zugleich schöpferisch und immer voll von Entwürfen und Plänen. Seine ohnehin nicht starke Gesundheit war den großen Ansprüchen, die er an seine Schaffenskraft machte, leider nicht gewachsen. Er wurde seinem Vaterlande und seinen Freunden viel zu früh entrissen; aber seine Werke leben heute noch fort und sein edles Schaffen wird hoffentlich noch Viele zur Nachfolge begeistern!

Victor Böhmert.

Lampadius (Lampe): Auctor oder Autor (einem Braunschweiger Schutzpatron entlehnter, in dortiger Gegend nicht seltener Rufname) L., Lic., Theologe und Musiker, geboren zu Braunschweig zu Anfang des 16. Jahrhunderts, † Ende 1559 zu Halberstadt (vgl. A. D. B. XVII, 574). Wahrscheinlich ohne die Universität besucht zu haben, gut vorgebildet, ist er bis gegen Ende 1532 an der evangelischen Stadtschule zu Goslar thätig, dann bis Ende 1537 der erste Rector der S. Johannisschule zu Lüneburg. Seit November des letzteren Jahres bis Ostern 1541 entfaltet er in Wernigerode eine umfangreiche Thätigkeit als erster bekannter evangelischer Rector der Stadtschule, als Lehrer Graf Christoph's zu Stolberg in der Figuralmusik und als Prediger. In letzterer Eigenschaft war er für den Ausbau der Reformation von Bedeutung. Eine viel umfassendere mit vielen Kämpfen verbundene Wirksamkeit war ihm in Halberstadt beschieden. Auch hier ist er wieder evangelischer Rector, und zwar an der Martinischule. Aber mehr noch als in Wernigerode lag hier, und bald ausschließlich, der Schwerpunkt seines Wirkens auf dem kirchlich-theologischen Gebiete. Hamelmann rühmt von ihm, daß er mit seinem Amtsbruder Otto in Halberstadt den zerstörten Weinberg des Herrn wiederhergestellt, ja daß beide ihn von Grund aus als neue Evangelisten gepflanzt und eingerichtet hätten. Einige Nachricht von diesen Kämpfen gewinnen wir aus seinen Briefen und Schriften. Geistig strebsam wie er war, erwarb er im Juni 1542 zu Leipzig, wo er im vorhergehenden Wintersemester noch einmal den Studien obgelegen hatte, die theologische Licentiatenwürde und nur Mangel an Geldmitteln verhinderte ihn daran, vier Jahre später der Aufforderung der dortigen theologischen Facultät entsprechend die theologische Doctorwürde zu erwerben. Seine Kämpfe hatten es theils mit der furchtbar entsittlichten altkirchlichen Geistlichkeit, theils mit den übeln Zuständen unter den Reformationsverwandten zu thun. Seit 1548 kämpfte er eifrig wider das Interim und stand als entschiedener Vertreter und Vertheidiger der reinen lutherischen Lehre auf Seiten eines Flacius, Mörlin und Aepinus. Endlich trat er auch noch Ende 1559 durch Befürwortung einer Schrift des Johann Winnigstedt kühn gegen die Verwendung von Kirchen- und Schulgütern zu weltlich-persönlichen Zwecken auf. Besonders sind es einige von ihm erhaltene Schriften, die uns hiervon Zeugniß geben.

Trotz dieser umfangreichen kirchlichen Thätigkeit, war und fühlte er sich auch noch in späteren Jahren als Freund und Meister der Tonkunst. Von seinem „Compendium musices“ kennen wir außer den A. D. B. XVII, 574

angeführten drei Ausgaben von 1537, 1539 und 1546 noch solche von 1541 und 1554. Wir hören von seiner Thätigkeit als Sänger und Componist von Liedern und Messen, doch ist von seiner praktischen Tondichtung nichts erhalten.

Vierteljahrsschrift f. Musikwissensch., VI. Jahrg. (1890), S. 91—111; Briefe von 1537—1550 in d. Zeitschr. d. Harzver. f. Gesch. u. Alterth.-K. 23 (1890), S. 342—351. — Erler, Matrikel d. Univ. Leipzig. Ed. Jacobs.

Lampart: Johann Georg L., Buchhändler zu Augsburg, geboren 1815, † 1871, war Inhaber der dortigen Firma Lampart & Co., Verlags- und Sortimentsbuchhandlung daselbst. Diese Buchhandlung wurde um das Jahr 1680 unter der Firma: Veith & Rieger'sche Buchhandlung gegründet. Der letzte Sprosse des berühmten alten Buchhändlergeschlechts der Veith, Martin Veith, verkaufte im J. 1838, nach 70 jähriger Wirksamkeit und im 85. Lebensjahre stehend, seine gesammten Verlags- und Sortimentsvorräthe an Johann Georg Lampart und Adolf v. Jenisch, welche das Geschäft unter der Firma „Lampart & Co. (vorm. Veith & Rieger'sche Buchhandlung)" fortführten. Ad. v. Jenisch starb im J. 1849, worauf die Firma in den alleinigen Besitz von Johann Georg L. überging. Dieser übergab es am 1. Juli 1870 seinem Sohne Theodor L., geboren 1842.

Der alte Veith & Rieger'sche Verlag, hauptsächlich katholische Theologie umfassend, ist vollständig vergriffen. Der gesammte neuere Gebetbücher- und Jugendschriftenverlag wurde 1872/73 verkauft, ersterer an H. Kranzfelder in Augsburg, letzterer an O. Manz in Regensburg, jetzt in Straubing. Theodor L. hatte für das Sortiment die alte Firma Lampart & Co. beibehalten, firmirt aber für sein Verlagsgeschäft, in dem er hauptsächlich die Litteratur über Alpenkunde pflegte, „Lampart's Alpiner Verlag". Diese Verlagsrichtung entsprach einer persönlichen Neigung, denn Theodor L. war selbst eifriger Bergsteiger und Mitbegründer des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Während L. durch Verkauf des übrigen Verlags (1886 an Max Waag in Stuttgart) sein Verlagsgeschäft specialisirte, erweiterte er seine Handlung durch Uebernahme der Volkhardt'schen Druckerei im J. 1873. Außer seiner Berufsthätigkeit hat L. eifrigen Antheil an den Reformbestrebungen im deutschen Buchhandel genommen und sich, als mehrjähriger Vorsitzender des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine, mannichfache Verdienste erworben. 1880 gründete er den Augsburger Buchhändlerverein, dessen Vorsitzender er seitdem war. Seine Mitbürger wählten ihn wiederholt in das Gemeindecollegium der Stadt Augsburg, in welchem er das Finanzreferat führte. Seit 1886 bekleidete er das Amt eines Mitgliedes des Rechnungsausschusses des Deutschen Börsenvereins. Theodor L. starb 1896 und nach seinem Tode wurden seine Wittwe Frau Marie verw. Lampart und sein Schwiegersohn Eigenthümer der Handlung. K. Fr. Pfau.

Landolt: Elias L., Forstmann, geboren am 28. October 1821 in Klein-Andelfingen (Kanton Zürich), † in der Nacht vom 17. zum 18. Mai 1896 in Zürich-Fluntern. Seine Eltern waren einfache Landleute, die ihn als ältesten Sohn gleichfalls für den Bauernstand bestimmten. Vom 5. Jahre ab besuchte er daher 9 Jahre lang die ziemlich mangelhaft organisirte Dorfschule und hierauf 1½ Jahre lang die Secundarschule in seinem Geburtsorte. Da er sich aber als begabt und fleißig erwies, sollte ihm Gelegenheit gegeben werden, sich für den Beruf eines Feldmessers auszubilden. Zu diesem Zwecke brachte ihn sein Vater im April 1837 zu dem damaligen Forstmeister und Bezirksrath Meister nach Benken. Mit kurzen Unterbrechungen blieb er fünf Jahre abwechselnd hier und bei dem Forstmeister Hertenstein in Kyburg,

theils als Schreiber und Zeichner, theils als Meßgehülfe thätig. An freien Tagen war er auch seinen Eltern bei ihren landwirthschaftlichen Arbeiten behülflich. Inzwischen hatten die Züricher Forstbeamten seine Eltern dahin bestimmt, den talentvollen jungen Mann Forstwissenschaft studiren zu lassen und ihm ein Stipendium hierzu für die Dauer seiner Studien verwilligt. L. trat daher nach Erfüllung seiner ersten militärischen Verpflichtung im Alter von nahezu 21 Jahren nach Ostern 1842 in die obere Industrieschule (Oberrealschule) in Zürich ein, um sich zunächst in den Grund- und Hülfswissenschaften für den forstlichen Beruf vorzubereiten. Von dem Bewußtsein seiner unzureichenden Vorbildung durchdrungen, widmete er dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften seine ganze Kraft, wodurch er es bei seiner natürlichen Begabung und bei seinem großen Fleiße fertig brachte, sich schon binnen zwei Jahren die zum Eintritt in eine Forstschule erforderlichen Vorkenntnisse anzueignen. Eine forstliche Bildungsanstalt gab es damals in der Schweiz noch nicht; L. mußte daher zur Beschaffung der erforderlichen forstlichen Kenntnisse zum Wanderstabe greifen. Mit seinem Freunde Friedrich Hertenstein begab er sich auf Grund von Empfehlungen des Oberforstmeisters Finsler im Frühjahr 1844 zunächst nach Herrenalb (im württembergischen Schwarzwald), wo er bis zum Herbst einen praktischen Vorbereitungscursus durchmachte.

Im October bezogen die beiden Freunde, denen sich ihr Landsmann Kaspar Weinmann als Dritter zugesellt hatte, die land- und forstwirthschaftliche Akademie Hohenheim und ein Semester später (Ostern 1845) die sächsische Forstakademie zu Tharand, wo L. schon nach einem Jahre die Schlußprüfung bestand. Hierauf wendete er sich (mit Hertenstein) nach dem Harze, um einen einjährigen praktischen Cursus daselbst zu absolviren. Er verbrachte drei Monate hiervon in Zellerfeld und neun in Lauterberg. Hieran schloß sich ein längerer Aufenthalt bei dem Oberförster Biermans zu Höven bei Montjoie (Rheinland), um das von diesem erfundene und praktisch ausgeübte Pflanzverfahren mit dem Spiralbohrer, unter Verwendung von Rasenasche, welches in weiten Kreisen Aufsehen erregte, an Ort und Stelle kennen zu lernen. Von Höven aus folgten bis zum October 1847 weitere Reisen durch die Waldungen des mittleren und südlichen Deutschlands, das westliche Böhmen, Tirol und den Kanton Graubünden. Durch die Verschiedenheit der ihm während dieser Wanderjahre gewordenen Eindrücke erwarb er sich ausgezeichnete Fachkenntnisse und praktische Erfahrungen über die beste Bewirthschaftung der Waldungen. Außerdem erweiterte sich hierdurch sein Gesichtskreis in einer Weise, die für seine spätere Thätigkeit als Lehrer, Praktiker und Schriftsteller von nachhaltigem Einfluß wurde. Nachdem er am 3. October 1847 nach Zürich zurückgekehrt war, machte er zunächst noch einen Theil des sog. Sonderbundskrieges als Unterlieutenant mit und bestand hiernach die forstliche Staatsprüfung mit Auszeichnung. Vom December 1847 bis Ende 1848 beschäftigten ihn Vermessungen, Wirthschaftseinrichtungen, insbesondere Aufstellungen von Wirthschaftsplänen und sonstige forstliche Privatarbeiten. Am 4. Juni 1849 erfolgte seine erste Anstellung als Forstadjunkt in Zürich. Auch in dieser Stellung war er, unter Leitung des Oberforstmeisters Finsler vorwiegend mit Arbeiten der Vermessung, Kartirung und Forsteinrichtung beschäftigt. Im Mai 1853 wurde er zum Forstmeister des ersten Züricher Forstkreises gewählt, in welchem er vom 1. Juli ab die Wirthschaft in 15 000 Juchart Staats-, Gemeinde- und Genossenschaftswaldungen zu leiten hatte. Kurze Zeit darauf wurde er zum Mitglied der kantonalen landwirthschaftlichen Commission und des Kantonsrathes, sowie zum Expropriationscommissär der schweizerischen

Nordostbahn gewählt. Im Herbst 1855 berief ihn der Bundesrath zum ersten Professor der Forstwissenschaft an die am eidgenössischen Polytechnikum neu gegründete Forstschule zu Zürich. Im J. 1857 wurde er zu deren Vorstand ernannt. Er wirkte an ihr 38 Jahre, bis ihn ein leichter Schlaganfall (im September 1892) zum Aufgeben seiner Lehrthätigkeit (im Herbst 1893) nöthigte. Vom 1. April 1864 ab fungirte er neben seiner Docentenstelle zugleich als Oberforstmeister des Kantons Zürich. Während des Zeitraums 1867—1871 bekleidete er auch die Stelle als Director des Polytechnikums. Es wurde ihm daher das Glück zu Theil, fast alle Forstmänner der Schweiz für ihren Beruf auszubilden. In Anerkennung seiner höchst ersprießlichen Dienste wurde ihm bei seinem Ausscheiden als Oberforstmeister (im Herbst 1882) von dem Forstpersonal und den Gemeinde-Vorsteherschaften des Kantons Zürich eine künstlerisch ausgestattete Dankadresse überreicht, die mit den Worten schließt, daß das dortige Forstwesen auch fernerhin im echt Landolt'schen Sinne und Geiste geleitet werden möge.

Als forstlicher Docent verstand er es vorzüglich, seine Schüler durch einen klaren und leicht verständlichen Vortrag, aus dem hervorging, daß L. neben der Theorie auch die Praxis beherrschte, zu fesseln und für ihren Beruf zu erwärmen. Sein Lehrgebiet umfaßte die vorwiegend praktischen Fächer, namentlich Waldbau, Forstbenutzung, Taxations- und Betriebslehre und forstliche Geschäftskunde.

Als Schriftsteller entwickelte er eine sehr fruchtbare Thätigkeit. Sein Streben hierbei war namentlich darauf gerichtet, den Wald und das Forstwesen in der Schweiz volksthümlich zu machen und auch in Laienkreisen forstliches Wissen zu verbreiten. Er wollte hierdurch im Volke die Liebe zum Walde erwecken und für dessen Erhaltung und pflegliche Bewirthschaftung wirken. Beides gelang ihm infolge seiner einfachen, natürlichen, wahrheitsgetreuen und von warmer Liebe zum Walde getragenen Darstellungsweise vorzüglich.

Seine ersten Druckschriften waren „Berichte an den hohen schweizerischen Bundesrath über die Untersuchung der schweizerischen Hochgebirgswaldungen", welche er in den Jahren 1858, 1859 und 1860 zu diesem Zwecke im Auftrag des Bundes bereist hatte. Diese Berichte gaben die Veranlassung zu dem Erscheinen des Forstgesetzes von 1876, welchem die Gebirgskantone viel zu verdanken haben. Im Frühjahr 1863 erschien sein „Bericht über die forstlichen Zustände in den Alpen und im Jura". Beide Berichte wurden — außer in der deutschen — auch in französischer und italienischer Sprache gedruckt und waren für das Volk berechnet. Es folgten nun in kurzen Zwischenräumen die Werke: „Der Wald, seine Verjüngung, Pflege und Benutzung, bearbeitet für das Schweizervolk. Mit eingedruckten Holzschnitten" (1866), 2. Aufl. (1872), 3. Aufl. (1877), 4. Aufl. (1894); „Tafeln zur Ermittlung des Kubikinhaltes liegender entgipfelter Baumstämme" (1867); 2. Aufl. Nach metrischem Maß. Mit einem Anhang, 14 Tafeln zur Reduction des alten Maßes in neues enthaltend (1873) . . . . . 6. Aufl. (1893); „Der Wald im Haushalt der Natur und der Menschen" (1870); „Bericht über die Wiener Weltausstellung, Gruppe II. Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Wein-, Obst- und Gartenbau" (1873); „Bericht über die Untersuchung der Waldungen und Gewässer des oberen Tößthales" (1874); „Forststatistik des Kantons Zürich" (1880); „Der Wald und die Alpen" (1881); „Bericht über das Hochgewitter am Rhein und an der Thur vom 21. Juli 1881. Mit einer Karte und Längen- und Querprofilen" (1881); „Bericht über die Gruppen Forstwirthschaft, Jagd und

Fischerei an der schweizerischen Landesausstellung in Zürich" (1883); „Die Bäche, Schneelawinen und Steinschläge und die Mittel zur Verminderung der Schädigung durch dieselben. Mit 19 lithographirten Tafeln" (1887); „Die Niederschlagsmenge auf den Regenstationen des Kantons Zürich und seiner Umgebung in den Jahren 1877 bis 1888"; „Die forstliche Betriebslehre mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Verhältnisse. Mit 2 Karten" (1891); „Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des schweizerischen Forstvereins" (1893); „Kurze Lebensbeschreibung des Elias Landolt von Klein-Andelfingen und Zürich" (1894). Sein Hauptwerk ist aber „Der Wald" ꝛc. Dasselbe bildet fast ein vollständiges Compendium über das ganze Gebiet der Forstwissenschaft. In 12 Hauptabschnitten werden in leicht faßlicher Darstellung behandelt: Wald- und Forstwirthschaft im allgemeinen, Witterungserscheinungen und Klima, Boden, Pflanzen, forstnützliche und forstschädliche Thiere, Bestandsformen und Betriebsarten, Verjüngung der Wälder, Umwandlungen, Bestandspflege, Forstschutz, Holzernte und Nebennutzungen. Das Buch enthält zwar nichts, was nicht bereits in anderen Lehrbüchern der Forstwissenschaft enthalten wäre; es hat aber seinen Zweck, das Volk über die Bedeutung und Wichtigkeit des Waldes zu belehren und diesen unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen, vollständig erfüllt. In keinem Lande ist ja der Schutz des Waldes so dringend geboten, als in der demokratischen Schweiz, weil hier jeder einzelne Kanton in der Lage ist, Gesetze zu erlassen, weil ferner die Beschränkung der Eigenthumsfreiheit ängstlich vermieden wird und weil die Entscheidung über das Zustandekommen eines Gesetzes in letzter Instanz in der Hand der Landbevölkerung liegt. Auch die „Forstliche Betriebslehre", in echt populärem Sinne geschrieben, fand nicht nur in der Schweiz, sondern auch außerhalb viel Anerkennung und Verbreitung. Außer diesen selbständigen Werken verfaßte er zahlreiche Abhandlungen, Mittheilungen, litterarische Berichte und Notizen, welche in der von 1861 bis 1893 von ihm redigirten Schweizerischen Zeitschrift für das Forstwesen erschienen sind (ursprünglich war er Mitredacteur, erst von 1875 ab alleiniger Herausgeber).

Neben dieser umfangreichen schriftstellerischen Thätigkeit entwarf er noch zahlreiche Wirthschaftspläne für Gemeindewaldungen und Gutachten über alle möglichen forstlichen Angelegenheiten und Fragen. Aus allen Theilen der Schweiz wurde er wegen seines guten praktischen Blickes und wegen seiner gereiften Erfahrungen als Berather und Schiedsrichter in schwierigen Fällen zugezogen. Insbesondere hat er seinem Heimathskanton Zürich große Dienste geleistet, denn dessen Forstgesetzgebung und hierauf basirte Verwaltungseinrichtung ist sein Werk.

Auch der Schweizerische Forstverein, dessen ständigem Comité er viele Jahre als Präsident, zuletzt als Ehrenpräsident angehörte, hat ihm mannichfaltige Anregung und Förderung zu verdanken. Er fehlte — mit Ausnahme des Jahres 1853 — in keiner Jahresversammlung, übernahm viele Referate und sonstige Vorträge, und sein Votum war bei Resolutionen vielfach ausschlaggebend. Sein Interesse galt in gleichem Maaße der Landwirthschaft. Er bethätigte dasselbe hauptsächlich dadurch, daß er den Anstoß zur Gründung der landwirthschaftlichen Abtheilung des eidgenössischen Polytechnikums gab.

Auch am öffentlichen und politischen Leben seines Heimathlandes nahm er als Kantonsrath von Zürich und Mitglied aller mit der Lösung forsttechnischer und landwirthschaftlicher Fragen betrauten Commissionen regen Antheil.

Diese vielseitige, stets dem Wohle des Schweizervolkes gewidmete Thätigkeit verschaffte ihm in allen Kantonen eine außerordentliche Beliebtheit, um so

mehr, als er vortreffliche Charaktereigenschaften besaß. Sein ganzes Wesen war gerade, offen, schlicht und höchst bescheiden. Seine Gesinnung trug das Gepräge der Biederkeit und des Wohlwollens gegen Jedermann. Seinen Schülern blieb er weit über die Schulzeit hinaus ein treuer und liebevoller Berather. Mit ganzem Herzen hing er an seinem Heimathland und dessen Bevölkerung. Wer den kleinen unansehnlichen Mann zum ersten Male sah oder ihm nur flüchtig begegnete, ahnte nicht, welch' robuste Körperconstitution, verbunden mit eiserner Willenskraft, nie ermüdender Arbeitslust und rastloser Thätigkeit sich hier vereinigte und welch' goldenes Herz in ihm schlug. Durch sein reiches Wissen und Können, seine gereiften Erfahrungen, seinen praktischen Sinn, seine Bekanntschaft mit Land und Leuten und sein Verständniß für die Forderungen der Zeit ist er zum Begründer geordneter forstlicher Verhältnisse und des forstlichen Unterrichts in der Schweiz geworden. Der Dank hierfür wurde ihm schon bei Lebzeiten durch zahlreiche Ehrungen (Adressen, Geschenke, Ernennung zum Ehrenmitglied von Forstvereinen, zum Ehrenbürger von Städten ꝛc.) zu Theil. Das Andenken an ihn wird aber auch den künftigen Geschlechtern nicht nur durch seine Werke, sondern auch äußerlich durch ein Denkmal (Bronzebüste auf einem hohen Granitsockel) wach erhalten, welches auf Anregung des Schweizerischen Forstvereins im Garten der eidgenössischen Forstschule zu Zürich errichtet und am 20. August 1899 enthüllt worden ist.

G. v. Schwarzer, Biographien ꝛc., S. 16. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. S. 386, Nr. 689; V. 1. S. 34, Nr. 114 und S. 147, Nr. 18. — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1882, S. 378 (Austritt aus der Kantonsforstverwaltung). — Der praktische Forstwirth für die Schweiz, 1894, Nr. 12, S. 186 (Hinweis auf die von Landolt verfaßte Autobiographie, von Walo von Greyerz); 1896, Nr. 6, S. 89 (Todesnachricht, von B.); Nr. 9, S. 140 (Das Landolt-Denkmal). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1896, S. 297 (Nekrolog, von Bx.). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1896, S. 500 (Nekrolog). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1896, S. 416 (Todesanzeige) und 1899, S. 650 (Denkmal). — Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, 1896, S. 195 (Nekrolog). — Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, 1894, S. 3 (Biographie, von Dr. Fankhauser); 1896, S. 181 (Nekrolog, von Rüedi), S. 225 (Trauerreden beim Leichenbegängniß am 21. Mai); 1897, S. 402 (Denkmal); 1899, S. 260 (Denkmal) und S. 329 (Enthüllung des Denkmals). — Kurze Lebensbeschreibung des Elias Landolt von Klein-Andelfingen und Zürich. Von ihm selbst verfaßt. Zürich 1894. In dieser 91 Druckseiten starken Schrift sind u. a. auch sämmtliche von ihm ausgeführten Privatarbeiten verzeichnet. R. Heß.

Lang: Heinrich L., Pferde- und Schlachtenmaler, geboren am 24. April 1838 zu Regensburg, † am 8. Juli 1891 in München. Erst für die Studien bestimmt, besuchte L. das Gymnasium seiner Heimath, ebenso aber die Reitschule des Fürsten von Thurn und Taxis, wo er sich nicht allein im Reiten, sondern auch im Pferdezeichnen übte. Seine Bildung muß eine ziemlich gründliche gewesen sein; er liebte, später noch, gutsitzende Citate aus griechischen und lateinischen Autoren anzubringen. Selbstverständlich wurden Schulhefte und Bücher mit Marginalstudien verkritzelt — ebenso wie Graf Platen in die freien Blätter seines „Aristophanes“ allerlei lyrische Empfindungen einschrieb, deren eine mit dem gewiß tiefgefühlten Seufzer: „Ach! will es noch nicht vier Uhr schlagen!“ — das Exemplar, aus welchem Freiherr v. Völderdorff als Autographensammler den Namen des Dichters herausschnitt, befand sich noch

vor 60 Jahren in der kgl. Pagerie. Dann hörte der erst siebzehnjährige L. an der Universität zu Berlin philosophische Vorlesungen, hospitirte aber nebenbei die Anatomie und das Atelier von Karl Steffeck; die Folge davon war, daß die Lust zur Malerei als Lebensberuf nur deutlicher hervortrat. Deshalb begab sich L. frohgemuth nach München, doch fesselte ihn daselbst mehr als die Akademie die Veterinärschule, wo er nach gesunden und kranken Pferden zeichnete; entschiedene Förderung bot der Verkehr mit dem Thiermaler Friedrich Voltz (s. A. D. B. 1896, XL, 276) und insbesondere mit dem feurigen Franz Adam (s. A. D. B. 1900, XLV, 693). Kurze Zeit stand L. bei der Artillerie, unter dem nachmaligen General v. Lutz; die Scenen eines Uebungslagers bei Ingolstadt mit Märschen, Paraden, Lagerleben boten reichlichen Stoff für das erste militärische Skizzenbuch unseres Malers. Neue Anregung brachte der Besuch der kgl. Gestüte zu Stuttgart, wo auch Theodor Horschelt kurz vorher prachtvolle Araber und andere Vollblutthiere malte. Schon damals verstand L. sein Auge und sein Gedächtniß so zu schärfen und zu trainiren, daß er die flüchtigsten Bewegungen fest und klar sich einprägte. Um das Pferd im natür-lichen, wilden, ungebändigtsten Zustand und in fessellosen Freiheit kennen zu lernen, unternahm L. 1858 eine Reise nach Ungarn. In Wien durch Franz Adam an den Chef der k. k. „Spanischen Hofreitschule" Oberst v. Radassy und den Oberststallmeister Graf Grünne empfohlen, bildete er sich nicht nur zum eleganten Reiter, sondern erhielt auch durch seine Gönner Einladungen auf die berühmtesten Pferdezüchtereien reicher Guts- und Rennstallbesitzer, wo er gastliche Aufnahme und ermuthigende Aufträge zu Pferdeporträts erhielt, die seinen Künstlernamen begründeten. Seine übrigen Eindrücke verarbeitete er zu packenden kleinen Bildern von „Pferdetransporten an der Zagyva", „Pferde im Schilf", „Rosse einfangende Czikos", auch zu „Ungarischen Wirthshöfen", Haideschenken und Zigeunerscenen à la Lenau: Alles packend, farbig, hin-reißend. Die weitere Ausbildung seiner Technik leitete ihn instinctiv nach Paris (1866), von wo ihn aber der Ausbruch des Krieges nach Deutschland zurückführte. Hier kam er freilich zu spät, um überhaupt erhebliche Ausbeute zu finden. Deshalb ging L. gleich im nächsten Jahre abermals in die Seine-stadt zu Adolf Schreyer (geboren am 9. Juli 1828 zu Frankfurt a. M., † am 29. Juli 1899), der seinen congenialen reichbegabten Scholaren in kürzester Zeit mächtig förderte und zu einem artistischen Sportmann bildete: Eine echt chevalereske Figur mit einem gewinnenden, warm colorirten Antlitz, scharfsprühenden grauen Augen, langen, prächtigen Haaren und röthlich blondem Vollbart, ein schmuckes Jüngelchen, das nicht nur bei den Longchamprennen, sondern auch mit seinen Bildern im „Salon" sich sehen ließ. Die über weite Pußten dahinsausenden Czikos, die „Pferdetriebe", „Marktscenen" und die aus den gehetzten Rudeln ihre Opfer herausfangenden Rossebändiger machten Glück in Frankreich und Deutschland. Ihm galt das Pferd nicht als Lastthier und Rennsport, sondern „als der geschätzte, werth gehaltene Lebensgenosse und un-entbehrliche nützliche Diener, der uns die rasche Fortbewegung zu Krieg und Jagd zu befriedigen hilft". Das Pferd spielt im Leben wie in der Kunst eine überraschend große, meist unbeachtete Rolle. Abgesehen von den antiken und mittelalterlichen Bildhauern und Malern sei hier nur an die wechselvolle Be-handlung neuerer Maler erinnert, wie beispielsweise Fr. Krüger, Adolf Menzel, Peter Heß, die ganze Familie der Adam, Montin, Bürkel, Klein, Kotzebue, Horschelt, Pettenkofer, Hartmann, Schreyer, Rocholl u. s. w., deren Jeder diesem Thiere eine eigene, neue Seite, Behandlung und Darstellung im Kriege, Feldlager, Manöver, auf dem Gutshof, auf den Gassen und Straßen, am Markt, auf der Post und in Stallwagenremise, zuletzt noch durch unsern L. im

Circus und bei der Gauklerbande, zuwendeten. Nachdem L. in wenigen Jahren zweimal Paris und dreimal Ungarn besucht hatte, kam ihm, wie allen seinen Collegen, der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im höchsten Grade erwünscht. Glücklicher als manch Anderer — Horschelt war z. B. nur auf Wunsch des russischen Kaisers für Straßburg zugelassen, Franz Adam unbegreiflicher Weise zuerst sogar abgewiesen, dann nachträglich nach Orleans gesendet — wurde L. gleich rechtzeitig als Maler mobil gemacht, wozu der damalige Kronprinz Friedrich persönlich die Wünsche des Künstlers förderte, welcher dem Stabe des II. bairischen Armeecorps (General Hartmann) folgte. Was L. in dieser Zeit schaute, hat er mit Wort und Bild zum wahrhaftesten Ausdruck gebracht. Und was hat der Glückliche alles erlebt: Er war, um nur einige Momente zu erwähnen, bei Weißenburg und Sedan, wo er den „riesigen Pêle-mêle“ der Chasseurs d'Afrique auf die dünnen Infanterielinien sah, welche trotzdem die todesmuthigen Reiter zum Sturz brachten, die weltberühmte Attacke bei Floing, er kam dem Hügel nahe, von wo der „Schlachtendenker“ Moltke inmitten des König Wilhelm, des eisernen Kanzlers und aller Paladine das grandiose Kesseltreiben dirigirte, belauschte vom Imperial eines Postwagens durch großgünstigsten Zufall die Zusammenkunft des exkaiserlichen Gefangenen mit dem deutschen Sieger im Schlößchen Bellevue, war Zeuge der Capitulationsverhandlungen vor dem Thore zu Sedan und durchwanderte am folgenden Tage die schauderhaften Schlachtfelder. Welche Ausbeute, immer den Stift in der Hand! Dann der Vormarsch nach der Hauptstadt, die Belagerung von Paris und der Einzug daselbst. Die Hauptereignisse verarbeitete L. in großen historischen Bildern, in einem kleineren Cyclus von vierzig Oelgemälden (Nat.-Galerie in Berlin) und in Illustrationen zu den zweibändigen „Erinnerungen eines Schlachtenbummlers“ (München 1887 u. 1888), worin er bei echter Vornehmheit der Gesinnung, manneswürdiger Freiheit und — wie schon der Titel andeutet — mit liebenswürdigem und schalkischem Humor sich mit der Feder ebenso bewährte, wie mit dem Stift, dem Pinsel und der Palette. Vom ersten Tage an hatte L. aller Officiere Achtung erworben, die, nachdem L. durch ein schmuckes Beutepferd, ein köstliches Berberschimmelchen, beritten war und der Maler sich als ein schneidiger, unerschrockener Reiter bewährt hatte, in wahre kameradschaftliche Herzlichkeit übersprang. Er war aber auch ein unermüdlicher „Freund Ubique“: In den Quartieren, im Biwak, auf dem Marsch, bei den Flußübergängen, in den Batterien und Schanzen, mit den angreifenden Truppen vordringend, im feindlichen Feuer, bei den Vorposten, auf den Schlachtfeldern und Verbandplätzen, vor den belagerten Festungen, in der Umgebung der Höchstcommandirenden — Alles beobachtend, schauend, festhaltend in seinen Erinnerungen und Skizzenbüchern. Und in dieser ganzen Zeit, vom Ausbruch des Krieges bis zum Einzug in Paris, sammelte er nicht nur eine unschätzbare Fülle von Zeichnungen, sondern war keine Stunde krank, freilich mit Ausnahme einer langwierigen Prellung des Daumens an der rechten Hand, weshalb L. wochenlang den Stift nur mit dem zweiten und dritten Finger dirigiren mußte. Welch' einen Schatz von kleinen Zeichnungen, die insgesammt durch ihre urkundliche Treue als eine actenmäßige Illustration der ganzen Kriegszeit dienen, hatte er eingeheimst. Das gesammte Material wurde aus Lang's Nachlaß glücklicher Weise vom Münchener Kupferstichcabinet erworben. Begabt mit einem wunderbar treuen, sozusagen ganz photographischen Gedächtniß, gelang es ihm, alle diese Actionen und Eindrücke in den sichersten Umrissen meist vom Sattel aus festzuhalten und in jedem freien Ruhepunkte nachzutragen und zu ergänzen.

In München ging L. an die Ausführung einiger Bilder mit den Hauptbegebenheiten des Krieges; sie kamen theilweise in Privatbesitz. Der Künstler sah sich übrigens in seinen Erwartungen getäuscht, denn große Bestellungen, wie man selbe nach so ruhmwürdigen Thaten hätte erwarten können, trafen auch bei den übrigen Collegen Lang's nur langsam ein. Anders dachte man in Frankreich, wo zur Restaurirung der verschwundenen „Gloire" die besten Kräfte, wie Alphonse de Neuville, E. Detaille, Dupray und die übrigen „Peintres Militaires", vollauf in Anspruch genommen wurden. Vergebens überbot sich Fr. Pecht in doctrinären Zeitungsartikeln mit sehr imaginären Projecten, z. B. die leeren Flächen der „Feldherrnhalle" mit Bildern auszuzieren oder eine neue Arcadenreihe an der Süd- und Ostseite um den Hofgarten zu bauen und deren Wände mit fortlaufenden Fresken aus der jüngsten Kriegsgeschichte zu schmücken — nachdem die zerstörende Macht der klimatischen und anderweitigen Einflüsse so gräßlich an Rottmann's Landschaften sich bethätigte. Man möchte auch fragen, in welchem Format die „Floing-Attaque" auszuführen wäre, um einen mit Lindenschmit's „Schlacht an der Kirche zu Sendling" adäquaten Eindruck hervorzurufen. L. nahm noch 1871 diesen selbst geschauten Stoff vor, wie der wüthende Choc an der eisernen Ruhe des 95. und 83. Regiments zerschellte (in kleiner Reproduction als Titelblatt zum ersten Bande des „Schlachtenbummler" und in Pecht's „Gesch. der Münchener Kunst" 1888, S. 410), darauf folgte (1872) die Darstellung der „Großen Batterie des II. bair. Armeecorps vor Sedan vom 1. September 1870", sodann 1873 die „Batterie Prinz Leopold von Baiern im Gefecht bei Villepion (Sedan)" und im selben Jahre noch die „Verfolgung der Franzosen durch bair. Chevauxlegers gegen Reichshofen am 6. August 1870" (reproducirt in der „Illustr. Ztg." und im III. Bd. der „Meisterwerke der Holzschneidekunst" und im kleinen Format als Titelbild zum II. Bd. des „Schlachtenbummler", 1888). Erst 1876 vollendete L. die „Episode aus dem Gefecht bei Plessis-Piquet vom 19. September 1870" und 1879 die Episode mit französischen Spahis „An der Loire 1870"; 1879 die „Attaque der Brigade Bredow in der Schlacht von Vionville vom 16. August 1870". Nachdem schon früher Prinzregent Luitpold, immer ein huldvoller Gönner Lang's, mehrere kleinere Bilder bestellt hatte, wurde der Künstler 1882 mit zwei größeren Darstellungen auf Staatskosten für die Neue Pinakothek betraut: „Aus der Schlacht bei Fröschweiler" und „Uebergang des II. bair. Armeecorps über die Seine bei Corbeil". Beide sind aus der persönlichen Anschauung und den an Ort und Stelle entstandenen Skizzen geschaffen, trotzdem trieb L. die Gewissenhaftigkeit und Treue so weit, daß er außer den zahlreichen Porträts der dabei betheiligten Persönlichkeiten (die sich unterdessen natürlich merklich geändert hatten), noch eingehende Correspondenzen einleitete, um die damaligen Bildnisse mit historischer Treue zu erreichen und andere, immerhin nicht unerhebliche Kleinigkeiten, wie etwaige Bärte oder besondere Adjustirungen und andere Zufälligkeiten festzustellen, welche dem Laien kaum bemerkbar, doch zur Diplomatik des Ganzen unbedingt beitrugen. So machte z. B. der Maler wochenlang am Lechfeld die Pontonnirübungen mit, nur um die auf seinem Bilde befindliche Schiffbrücke bis ins kleinste Detail genau darzustellen.

Eine ihm absonderlich liebe Auswahl aus den in seinen Skizzenbüchern festgehaltenen Wahrnehmungen und Erinnerungen, welche zu einer weiteren Ausarbeitung besonders reizten, gestaltete L. — man könnte sagen in freien Augenblicken oder regelmäßigen Pausen — in Oelbilderform, alle in gleichem Format: eine eigentliche Galerie, die sich bis auf vierzig Tableaux steigerten, welche nach langer Wanderung endlich ihre gebührende und bleibende Stellung

in Berlin fanden. Eine Auswahl von 218 eigenhändigen Durchzeichnungen seiner Skizzenbuchblätter stiftete der freigebige L. in das kgl. Handzeichnungs- und Kupferstichcabinet (1877). Seine letzte große Arbeit behandelte einen Moment aus der Schlacht von Fröschweiler (Wörth): das entscheidende Eintreffen der Baiern. Dieses im Auftrage des Staates gemalte, leider nicht mehr ganz vollendete Bild war der Schlußstein seiner historischen Thätigkeit, die freilich nur einen Theil seines vielseitig verzweigten Schaffens umfaßt. — Da die größeren Bestellungen nach dem Kriege bisweilen ziemlich lange warten ließen, so benutzte L. die unfreiwillige Muße zu neuen Nachlesen und Excursionen nach Frankreich und seinem lieben Paris, oder nach Ungarn und den Donaufürstenthümern, wobei ein längerer, sehr fruchtbringender Aufenthalt in Constantinopel und ein Abstecher nach Griechenland erfrischenden Wechsel boten. Schon 1871 erschien ein „Militärtransport in Ungarn", ein „Marsch durch die Puszta" (1872), eine „Ungarische Wirthshausscene" (1873), dann kamen 1875 Motive aus dem „Markt von Pera", türkische Wasserverkäufer, orientalische Brunnen mit reichen Frauenstaffagen, von den „Süßen Wassern bei Constantinopel" und das buntfarbige Menschengewimmel „Auf der Brücke zwischen Galata und Stambul", wobei dem Maler und Beschauer die fesselnde Abwechselung von morgenländischen Trachten, Eselfuhrwerken, Kameeltreibern, Melonenhändlern, von goldglänzenden Wagen, verschleierten Weibern zu statten kam — eine sinnbethörende Lebensmannigfaltigkeit, welche mit den blauen Uniformen, Raupenhelmen, Tornister- und Gewehrreihen, mit Pulverdampf und Granatwölkchen gefällig und anregend contrastirte. Man sah um so deutlicher, mit welcher Bravour L. in Krieg und Frieden zu Hause war und die schwierigsten Stoffe als echter Künstler bewältigte. Ebenso wohlthätig überraschten die Bilder vom Bosporus, aus Kandilli, Brussa, Scutari, Syra, die „Motive mit einer Lokanda bei Eleusis", vom „Denkmal des Lysikrates" und der sonstigen landschaftlichen „Umgebung Athens", worüber L. eine nicht mehr zum Abschluß gebrachte Publication plante. Dann brachte der sein dankbares Publicum immer in Spannung haltende Maler neue Scenen mit den ihre jungen angstgepeitschten Pferde mit sichergeworfenen Schlingen einfangenden Czikos, schläferig durch die Haide hinziehende Marktfuhrwerke, berittene Gendarmen, Panduren und Zigeunervolk und ähnliches, immer malerisches Gesindel (1878). Dazwischen wurden Stallbilder und rassige Pferdeporträts gewünscht, die durch Gegensätze ihre Vorzüge und Charaktereigenschaften steigerten, wie z. B. ein „Irisches Jagdpferd und russischer Traber" (1881), ein „Pinzgauer Hengst und belgisches Zugroß" oder der Araber „Blondel" (aus dem Circus „Renz") und der echte Türke „Soliman" aus dem Circus „Wulff", auch die beiden hochedlen „Isabella" und „Almansor" im Stalle und dann vier Schimmel und ein Quartett Rappen in freier Vorstellung und mit den Vorderhufen auf der Barrière der Manège marschirend vorgeführt. Damit sind wir bei einer neuen Nummer von Lang's entzückender Vielseitigkeit angelangt, wobei ihm seine blitzschnelle Thätigkeit des Skizzirens und die geradezu phänomenale Auffassungs- und Erinnerungsgabe abermals die Hand führte. Schon die nächtliche Ankunft und Exparquirung eines solchen Eisenbahnzuges reizte das Interesse des Malers, der am frühesten Morgen darauf mit seinem Skizzenbuch und einer riesigen Zuckerdüte im Circusbau erschien, kameradschaftlich von allen Zugehörigen als alter Freund begrüßt, worauf ungesäumt die Studien im Wetteifer seiner zeichnenden Collegen und sonstiger hohen und allerhöchsten Herrschaften mit rastlosem Eifer schon während den frühzeitigen Proben und abendlichen Vorstellungen begannen. Die Resultate davon verwerthete L. weniger in Bildern, mehr in Holzschnittzeichnungen für illustrirte

Zeitungen. Eine besondere Auswahl dieser deliciösen Blätter sammelte der Künstler in Albumform als „Circusbilder“ (auf 25 Lichtdrucktafeln bei Ackermann, kl. 4°.) und „Kunstreiter und Gaukler“ (28 Blätter ebendas.). Ernst und Humor, Grazie, Eleganz, Kautschukkünstler und Schlangenmenschen, muthwillige Clowns mit ihren vierfüßigen circusfähigen Bestien wechseln mit „Ikarischen Spielen“, Voltigen, Quadrillen, Fahrschulen und Schulreitern, wirklich pudelnärrischen Einfällen und gruseligen Excentriks, kurz: Ein wahres Vademecum für Reiter und Pferdefreunde, welche an den modernen Nachkommen des alten „Fahrenden Volkes“ ihre Freude haben. Auch zu den weltbekannten „Münchener Bilderbogen“ von Braun und Schneider lieferte L. Zeichnungen „Pferde und Fuhrwerke“ (mit Lossow, Nr. 243), „Zigeuner“ (293), „Bilder aus Ungarn“ (206), „Reiter“ (345), „Verschiedene Fuhrwerke“ (368 u. 389) und „Pferde-Raçen“ (409); ebenso zu der Vierteljahrsschrift „Sport“ (bei Schickhardt und Ebner in Stuttgart) mit Emil Adam, O. Fikentscher, E. Volkers, L. Voltz, G. Wie u. A. Am längsten blieb L. dem Oelbilde getreu, unter seinen größeren Leistungen eine neue Scene aus der Wiener „Spanischen Reitschule“ und ein „Allgemeiner Salut bei dem Caroussel zum 200jähr. Jubiläum des k. b. Chev.-Rgmts. in Dillingen“. — Während der Ausführung der Episode „Aus der Schlacht von Fröschweiler“ zeigten sich die ersten Vorboten von der Krankheit des kerngesund scheinenden Malers, der durch unausgesetzte Anstrengungen seinen kräftigen Organismus erschöpfte. Vergebens bot die Kunst der Aerzte und die Pflege seiner edlen Gattin (er hatte nach dem schon 1877 erfolgten Ableben seiner ersten Frau Antonie Meggendorfer einen zweiten, beglückenden Ehebund mit der ihm so geistverwandten Landschaftsmalerin Tina Blau 1884 geschlossen) wetteifernd alles auf, das gefährdete Leben zu retten; er starb nach schweren Leiden an den Folgen einer mit unbeachteter Influenza begonnenen Tuberkulose. L. war nicht allein ein hervorragender, tiefdenkender, für exacte wissenschaftliche Ergebnisse sehr empfänglicher Denker und fein empfindender, höchst liebenswürdiger, hochachtbarer Mensch. Als — warum sollte hier eine Andeutung nicht erlaubt sein, die ein so schönes Streiflicht auf den treuen und dankbaren Sohn wirft — die väterlichen Vermögensverhältnisse eine unerwartete Trübung erlitten, sprang der edle Heinrich in die Lücke, überbrückte und glättete den klaffenden Riß in dem freudigen Bewußtsein, ohne daß der alte Herr eine Ahnung bekam, dessen reiche Liebe zu vergelten und dessen Wege zu ebnen. Es gab noch viele andere herrliche Züge dieser Art. Seine wahre Courtoisie, seine gesellige Veranlagung, welche ihn zum Mittelpunkt eines jeden Salons befähigte, trat nie aufdringlich, aber immer angenehm fühlbar hervor. Se. k. Hoh. Prinzregent Luitpold schätzte ihn deshalb nach Gebühr und zog ihn gerne zu seinen abendlichen, cordialen Symposien. Obwol im vollen Lichte der Huld, dachte er niemals daran, etwas für sich anzustreben oder zu erreichen, war aber stets bereit, offenmüthig für die Interessen jedes Collegen oder für allgemeine Kunstangelegenheiten einzutreten, selbst dann, wenn er wußte, daß eine andere Ansicht beliebt war — eine Charaktereigenschaft, welche gewiß beitrug, den Künstler in den höchsten Kreisen nach voller Berechtigung zu schätzen und werth zu halten. König Ludwig II. hatte ihm den Civilverdienstorden der bair. Krone erster Classe verliehen. Für die Verhältnisse der Künstlergenossenschaft brachte L. große Opfer an Zeit und Mühe. Die Feder führte er gewandt mit dem ihm immer verfügbaren, unverwüstlichen Humor, der nie die sehr nahe liegende Grenze der Satire berührte. Mit großer Bravour betrieb er die Anfertigung von Rauchtellerbildern; fröhlich rühmte er sich, „in Frankreich zum Ergötzen gütiger Gastfreunde viele Service dadurch verdorben

zu haben"; in seinem Atelier standen immer Kisten mit Materialvorräthen en gros, worauf regelmäßig berühmte Pferdeköpfe paradirten, die er großmüthig verschenkte. Sich selbst ironisirend, rühmte er sich der besonderen Gewandtheit, bestimmte Typen auch mit geschlossenen Augen hergestellt zu haben. In heiterer Laune gestaltete er auf einem marmorirten Umschlagdeckel mit wenig Zuthat einen prächtigen Apfelschimmel. Daß er ehedem zu den Zierden und Bahnbrechern „Jung-Münchens" zählte, war selbstverständlich. Die nachfolgende Generation brachte für diese schöne, in adäquate Form gegossene Seele keine Veränderung.

Vgl. A. Rosenberg, Münchener Malerschule, 1887, S. 50, u. dessen Gesch. der Modernen Kunst, 1889 u. 1894, III, 97 ff. — Pecht, Gesch. der Münch. Kunst 1888, S. 411. — Nekrolog in Nr. 194 d. Allg. Ztg. v. 15. Juli 1891. — Münchener Kunstvereinsbericht f. 1891, S. 92. — L. Pietsch in „Die Kunst unserer Zeit", 1892, III, 81—92. — H. v. Berlepsch in Lützow's Zeitschrift, N. F., 1892, III, 273 ff. — Fr. v. Bötticher, 1895, I, 802 ff. — Singer, 1896, II, 438 (12 Zeilen!). — Jos. Kerschensteiner, „Ein Erinnerungsblatt an einen Münchener Künstler", in Nr. 450 d. M. Neuesten Nachrichten v. 3. Oct. 1897 (Lang im Circus). — Eine sehr humorvolle Schilderung aus Lang's Feder mit Illustrationen: Ein Tag aus meiner Sommerfrische, in „Kunst für Alle" 1886, I, 112 ff.

Hyac. Holland.

Lang: Josef L., Buchdrucker und Verleger, 12. Mai 1834 zu Bretten (Bad.) geboren, wuchs in einfachen bürgerlichen Verhältnissen auf. Mit tüchtiger Volksschulbildung kam er als Setzerlehrling nach Pforzheim und lernte danach in Wien den Großbetrieb des Druckereiwesens kennen. Auf der Grundlage rasch erworbener Fachkenntnisse und eines ersparten kleinen Capitals gründete er, 25jährig, zu Tauberbischofsheim eine bescheidene Druckerei. Die „Badische Tauberzeitung", die er verlegte, erlangte bald weite Verbreitung und hat bis dato eine maßgebliche Bedeutung behalten, die über die Gegend hinausreicht. Gemäßigt liberal, hielt sie sich unter Lang's Einfluß von gehässiger Polemik fern, trotz der heftigen Angriffe der politischen Gegner. Daneben errichtete L. eine Buchhandlung und verlegte in nächster Folge zahlreiche Werke für die Volksschule. Dann verschaffte er binnen kurzem durch rastlose Thätigkeit seinem juristischen wie pädagogischen Verlage hohes Ansehen weit über Badens Grenzen. Im J. 1882 erneuerte L. den einst von Joh. Pet. Hebel 1807 gegründeten berühmten „Rheinländischen Hausfreund" und ließ diesen ausgezeichneten Volkskalender, dessen rechtlichen Besitz er an sich gebracht, seitdem nach alter guter Sitte wieder alljährlich ausgehen. Mit Liebe und den größten Opfern widmete L., in Hebel's Spuren, diesem musterhaften Unternehmen einen großen Theil seiner erstaunlichen Leistungsfähigkeit: „In einem zwölfstündigen Arbeitstage läßt sich vieles erledigen", erwiderte er einmal einem ihn bewundernden Autor schlicht. Tüchtige Mitarbeiter für dies wahrhaft volksthümliche Jahrbuch zu gewinnen — Anzengruber, Rosegger, Längin, Barack —, gelang ihm, auch Künstler, wie Kögler und Wisnieski als Illustratoren. So stieg der alte „echte Hebelkalender" bald zu starken Auflagen, einer fast führenden Stellung, zu allgemeiner Beliebtheit, besonders auch in der Schweiz und Amerika. Warmer Förderung volkswirthschaftlicher, gemeinnütziger Bestrebungen huldigte L. privat gegenüber seinem Personal, öffentlich im Vorstand der nordostbadischen Gewerbevereine und im Badischen Eisenbahnrath, wie anderweit. Ein begeisterter Naturfreund, bereiste er regelmäßig die Schweiz, Tirol, Italien, Norddeutschland, brachte dabei aber auch mit feinem Kunstverständniß eine ansehnliche Sammlung werthvoller Oelgemälde alter Meister zusammen. Der

feinfühlige Mensch und noble Charakter, der sich eines trauten Familienlebens und Freundesverkehrs erfreute, starb plötzlich am 19. Juni 1898 in seiner zweiten Heimath Tauberbischofsheim.

Vgl. „Hebel's Rheinländisch. Hausfreund für das J. 1900", S. 75 f.: Nachruf mit Bildniß. Am ausführlichsten „Badische Landesztg." Nr. 143, II. Bl., S. 2 (wonach der Nachruf im „Hausfreund" fast wörtlich); s. ferner: „Bad. Tauberzeitung" Nr. 141, „Wertheimer Ztg." Nr. 141 u. 142, „Bad. Presse" Nr. 142, „Freiburger Bote" Nr. 140, „Pforzheimer Beobachter" Nr. 142, auch „Straßburg. Post" Nr. 511, sowie „Buchhändler-Börsenblatt" Nr. 142 v. 23. Juni.

Das Verlagsgeschäft der Firma J. Lang hat unter andern höchst nennenswerthen und bei den Interessenten höchlich anerkannten Werken folgende mehrbändige auf den Büchermarkt gebracht, zum Theil in mehrfach wiederholten Auflagen: W. Behaghel, „Das badische bürgerliche Recht und der Code Napoléon, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis dargestellt"; Ministerialdirector Dr. K. Schenkel, „Die deutsche Gewerbeordnung nebst Vollzugsvorschriften"; Frdr. Blatz, „Neuhochdeutsche Grammatik"; Ferd. Leutz, „Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts". Nachdem L. 1891 die Hasper'sche Hofbuchdruckerei (1897 an Braun verkauft) erworben und nun „Karlsruhe und Tauberbischofsheim" firmirt hatte, wurden seit 1894 Bücher mit dem Aufdruck „Karlsruhe, J. Lang's Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei" ausgegeben, während die „Badische Tauberzeitung (Die Tauber). Ein Volksblatt" noch in „Druck und Verlag von J. Lang in Tauberbischofsheim" blieb; im Juli 1903 wurden dann Verlag und Druckerei ganz nach Karlsruhe verlegt, wo das 1863 gegründete Doppelgeschäft in „J. Lang's Buchhandlung" und „J. Lang's Buchdruckerei" getheilt, aber nicht getrennt ist, den bewährten Namen seines glücklich fleißigen Vaters mit Ehren fortpflanzend.

Mittheilungen des Sohnes und Nachfolgers A. Lang.

Ludwig Fränkel.

Lang: Paul L., Dichter, geboren am 9. September 1846 zu Wildenstein im württembergischen Oberamt Crailsheim. Der Sohn eines Pfarrers, folgte er dem Berufe des Vaters und erhielt die übliche Seminarausbildung, nachdem er in den Lateinschulen zu Münsingen und Lauffen am Neckar den ersten humanistischen Unterricht genossen hatte. Aus dem niederen Seminar Schönthal, das er seit 1860 besuchte, trat er 1864 in das Tübinger Stift über. Nach Abschluß seiner theologischen Studien war er der Reihe nach Vicar in Eningen (bei Reutlingen) und Ulm und seit 1871 Stiftsrepetent in Tübingen; die damit verbundene venia legendi benutzte er zu Vorlesungen an der Universität über die Platonische Philosophie. Eine 1872/73 nach Südrußland unternommene wissenschaftliche Reise bildete in seinem äußeren Leben die einzige außerordentliche Begebenheit. Zurückgekehrt, erhielt er seine erste feste Bedienstung als Diakonus in der Oberamtsstadt Leonberg. Er gründete nun mit Selma Mäcken einen Hausstand. 1878 wurde er zum Stadtpfarrer in Maulbronn, 1883 zum zweiten Stadtpfarrer in Ludwigsburg, 1889 zum Decan in Urach befördert. Hier entriß ihn am 19. März 1898 im besten Mannesalter ein rascher Tod seiner zahlreichen Familie.

L. war ein tüchtiger Theologe, der auch mit mehreren Erbauungsschriften hervortrat. Doch galt seine Liebe hauptsächlich der schönen Litteratur. Er war als Kritiker für die Blätter für litterarische Unterhaltung, den Schwäbischen Merkur und andere Journale thätig. Daneben entfaltete er eine lebhafte productiv dichterische Thätigkeit. Die von seinen schwäbischen Landsleuten sonst bevorzugte Lyrik trat bei ihm zurück. Zwar machte er von früher

Jugend an Verse und veröffentlichte manches Hübsche in verschiedenen Tonarten da und dort. Da er jedoch niemals eine Buchausgabe seiner Gedichte veranstaltet hat, läßt sich über seine Leistungen als Lyriker nicht leicht ein zusammenhängendes Urtheil abgeben. In erster Linie war er Erzähler, und zwar culturhistorischer. Eine lange Reihe einzelner Novellen und Novellensammlungen ist von ihm ausgegangen. Außer einer Geschichte aus dem Alterthum „Der Bildhauer von Kos“ (Stuttgart 1884) hat er ausschließlich schwäbisch-württembergische Stoffe bearbeitet. Er durchmißt die heimathliche Vergangenheit von den Zeiten der römisch-germanischen Grenzkämpfe („Heimo“ und „Wilder Urlaub“, Lang's letzte Arbeit) bis zur Gegenwart, der eine hübsche, an die Weise der Wildermuth erinnernde Dorfgeschichte „Kirschenblüthe“ angehört. Dazwischen verweilt er bei den Epochen der Karolinger („Regiswindis“, eine Heiligengeschichte), der Staufer („Mechthildis von Hohenburg“), der Erfindungen und Entdeckungen, des Humanismus und der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges, der Aufklärung und französischen Revolution. Für das Zeitalter Schiller's zeigt er besondere Vorliebe. In mehreren Erzählungen läßt er den großen schwäbischen Dichter in verschiedenen Lebensaltern und Lebenslagen theils als Helden, theils als Nebenfigur auftreten. Gleich seine Erstlingserzählung „Gärung und Klärung“ (Stuttgart 1878) hat er ihm gewidmet; in „Bündner und Schwaben“ (Stuttgart 1886) behandelt er Schiller's Jugendzeit. Man kann die Spuren von Lang's eigenem Dasein auf Schritt und Tritt in seiner Novellistik verfolgen. Die Erinnerungen an die Blaubeurer Gegend, die er als Knabe durchstreift hatte, bescherten ihm das „Rusenschloß“ (Stuttgart 1882). Hinter Klostermauern, wie er sie von seiner Seminarzeit her kannte, läßt er seine Geschichten aus älterer Zeit gerne spielen. Schelling's Wiege, der er eine kleine Erzählung („An der Wiege eines Philosophen“) gewidmet hat, stand unter dem Dache des Leonberger Pfarrhauses, das er selbst fünf Jahre lang bewohnte. Das poetische Erträgniß seiner Maulbronner Amtszeit war ein „Maulbronner Geschichtenbuch“ (Stuttgart 1887). Kurz, überall ist es ihm ein Vergnügen, den Spuren vergangener Geschlechter nachzugehen. So fußt seine ganze Erzählungsweise auf dem festen Boden der Wirklichkeit, ohne daß sie mit dem naturalistischen Stil auch nur das Geringste gemein hätte. L. hat, wie so mancher schwäbische Poet, Heimathkunst geübt, ehe dieses Schlagwort aufgekommen ist. Er entwirft seine culturhistorischen Bilder mit sicherer Hand und führt sie mit sauberem Griffel aus, als ein gebildeter Mann, der mit den von ihm gerade geschilderten Epochen genau vertraut ist. Am besten gelingen ihm kleinere episodische Ausschnitte aus der Geschichte. Große zeitbewegende Conflicte hat er dagegen nicht sonderlich tief zu fassen gewußt. Seinen interessantesten Stoff hat er nicht völlig bewältigt: die Geschichte des Vikars von Enzweihingen, eines Stiftlers, der 1798 in die französisch-republikanische Propaganda hineingezogen wird und so um Amt und Braut kommt. Seine nicht gerade üppige Phantasie reicht immerhin für die Zwecke aus, die er anstrebt. Denn nicht um starke Wirkungen, um Spannung und Aufregung, um Entwicklung mächtiger Leidenschaften oder auch nur um Entfaltung subtiler psychologischer Künste ist es ihm zu thun. Er läßt sich daran genügen, anspruchslose Leser zu erheitern und zu erfrischen. Manchmal tritt das lehrhafte Element stark hervor, dem jedoch ein harmlos freundlicher Humor das Gegengewicht hält. Seine Darstellungsmittel sind nicht eben glänzend, aber durchaus gediegen; er schreibt einen volksthümlich kräftigen, sorgfältig ausgefeilten Stil. Seine ganze Poesie trägt den Stempel des Gesunden und Tüchtigen, ohne daß sie freilich zu begeistern oder hinzureißen vermöchte. Für das deutsche Haus, insbesondere die

reifere Jugend, sind Lang's Novellen willkommene Gaben, die einer weiteren Verbreitung nicht unwerth wären.

Biogr. Jahrb. u. Deutscher Nekrolog 3. Bd., S. 137—140 (mit Angabe weiterer Litteratur). Rudolf Krauß.

Lange: Henry L., Kartograph, ist am 13. April 1821 zu Stettin als Sohn eines preußischen Oberlandesgerichtsrathes geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, trat er 1839 gemeinsam mit seinem später berühmt gewordenen Freunde August Petermann als Lehrling in die von Heinrich Berghaus gegründete Geographische Kunstschule ein, welche die wissenschaftliche und technische Ausbildung von Kartographen zum Ziele hatte. Hier eignete er sich in einem Zeitraum von sechs Jahren nicht nur eine umfassende geographische und mathematische Kenntniß, sondern auch eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Zeichnen, Kupferstechen, Lithographiren und Feldmessen an, so daß er seinem Meister allmählich ein tüchtiger und verständnißvoller Mitarbeiter wurde. Theils gemeinsam mit seinem Lehrer und seinen Mitschülern, theils allein bearbeitete er eine große Zahl von Blättern für die verschiedenen von Berghaus herausgegebenen Kartenwerke, namentlich für den Physikalischen Atlas. 1841 trat er mit seiner ersten selbständigen Karte: „Sailing Directory of the Strait of Le Maire and round Staatenland to and from Cape Hoorn“ hervor, die er aber unter dem Namen seines Lehrers ausgehen ließ. 1844 folgte er einer Einladung des schottischen Geographen Alexander Keith Johnston nach Edinburg. Dieser beabsichtigte, eine englische Ausgabe von Berghaus' Physikalischem Atlas zu veranstalten. L. bearbeitete für diesen Physical Atlas eine Isothermenkarte und eine Karte der Alpengletscher, sowie mehrere Blätter zur Thiergeographie und Ethnographie. 1847 kehrte er nach Berlin zurück und arbeitete als selbständiger Kartograph. Als solcher hat er zahlreiche Karten für die Schriften und Abhandlungen vieler bedeutender Männer der Wissenschaft, unter denen namentlich Alexander v. Humboldt, Carl Ritter, Leopold v. Buch, Wilhelm Dove, Adolf und Hermann Schlagintweit, Heinrich Barth, Heinrich Kiepert und Matthias Jacob Schleiden zu nennen sind, entworfen. Seit 1850 knüpfte er Beziehungen zu der Buchhändlerfirma George Westermann in Braunschweig an und ließ in deren Verlage eine Reihe vielverbreiteter Atlanten erscheinen, so eine Neubearbeitung von Theodor v. Liechtenstern's Schulatlas (1853), ein Kartenwerk zu Carl Andree's Nordamerika in 18 Blättern mit erläuterndem Text (1854), sowie später noch einen Kleinen, einen Größeren und einen Vollständigen Schulatlas über alle Theile der Erde (1862), einen Kleinen Atlas für ein- bis dreiclassige Volksschulen (1862), einen Elementarschulatlas der neuesten Erdkunde (1862) und einen Volksschulatlas (1871), der bis zum Tode des Verfassers gegen 250 Auflagen erlebte und in 1/4 Million Exemplaren abgesetzt wurde. Alle diese Atlanten zeichneten sich durch Freihaltung des Kartenbildes von überflüssigen Einzelheiten, durch möglichst charakteristische und naturgemäße Darstellung des Bodenreliefs und vor allem durch billigen Preis aus und bedeuteten deshalb einen anerkennenswerthen Fortschritt auf dem Gebiete des Schulkartenwesens. 1855 folgte L. einem Rufe der Verlagsfirma F. A. Brockhaus in Leipzig, welche ihn zum Leiter ihrer neu begründeten geographisch-artistischen Abtheilung ernannte. In dieser Stellung entfaltete er bis zum Jahre 1860 eine außerordentlich fruchtbare Thätigkeit. Aus dieser Zeit stammen eine Karte der Kaukasusländer (1856), der Reiseatlas von Deutschland in 58 Karten mit erläuterndem Text von Julius Michaelis (1857—1860), theils Stadtpläne, theils Routenkarten umfassend, die auch als Einzelblätter erschienen und als solche viele Auflagen erlebten, ferner eine

Land- und Seekarte des Mittelländischen Meeres nebst den angrenzenden Ländern in 10 Blättern (1859), ein Atlas von Sachsen in 12 Karten mit 12 Bogen Text (1860), ein Bibelatlas, enthaltend 10 Karten zu Bunsen's Bibelwerk (1860), 3 Schulkarten vom Königreich Sachsen für den Gebrauch der Schüler beim Unterricht in der vaterländischen Geographie (1861) und ein Handatlas über alle Theile der Erde in 30 Karten (1863). 1860 löste er seinen Vertrag mit der Firma Brockhaus und lebte nun mehrere Jahre als Privatgelehrter in Leipzig. Er nahm regen Antheil an der Begründung des Vereins für Erdkunde (1861) und der Carl Ritter-Stiftung daselbst. Auch bewies er lebhaftes Interesse für die deutsche Afrikaforschung und stand mit Vogel, Barth, Overweg, Nachtigal, v. Heuglin und v. Beurmann in freundschaftlichen Beziehungen. Daneben bearbeitete er gemeinsam mit V. F. Klun einen Atlas zur Industrie- und Handelsgeographie für commercielle und technische Lehranstalten (1860), sowie eine in vielen Auflagen verbreitete Eisenbahnkarte von Europa (1863) und eine Illustrirte Geographie für Schule und Haus mit einem Atlas von 58 Karten (1866). Auch lieferte er einzelne Karten für Sydow's Methodischen Atlas, für Stein's Neuen Atlas der ganzen Erde und für mehrere Bände von Oncken's Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen. 1868 wurde er zum Inspector der Plankammer des kgl. Preußischen Statistischen Bureaus in Berlin ernannt. Dieses Amt verwaltete er bis kurz vor seinem Tode. Neben seinem Berufe entfaltete er eine äußerst rege Agitation zu Gunsten der deutschen Nordpolarforschung. Auch trat er unermüdlich für die Besiedelung der südlichen Provinzen Brasiliens durch deutsche Auswanderer ein, ohne indeß dieses Land aus eigener Anschauung zu kennen. Doch verfolgte er alle litterarischen Neuerscheinungen auf diesem Gebiete, stand mit Blumenau, Dörffel, Koseritz und andern Führern der Ansiedler in Briefwechsel und legte die Ergebnisse seiner Studien in einer großen, in mehreren Ausgaben erschienenen Karte von Südbrasilien (1881) und in einem populär geschriebenen illustrirten Werke: „Südbrasilien. Die Provinzen São Pedro do Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana mit Rücksicht auf die deutsche Colonisation“ (1882) nieder, das allerdings die Schwäche der brasilianischen Regierung und die gesetzlosen und ungeordneten Zustände des Landes nicht genügend scharf betonte und darum zahlreichen, nicht immer sachlichen und oft persönlich verletzenden Angriffen der Ansiedelungsgegner ausgesetzt war. Auch auf andern Gebieten war L. bis zu seinem Tode unermüdlich litterarisch thätig. Er bearbeitete die 8. Auflage von L. G. Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner (1869), zeichnete Schulatlanten in russischer (1871) und ungarischer Sprache (1881) und veröffentlichte eine Uebersichtskarte der Leuchtfeuer an den deutschen Küsten in 2 Blättern (1877), eine Wandkarte der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln in 4 Blättern (1878), eine Karte von Liv-, Esth- und Kurland (1883) und einen Erdglobus im Durchmesser von 36 cm (1886). Daneben war er Mitarbeiter zahlreicher Tagesblätter, belletristischer und wissenschaftlicher Zeitschriften, namentlich der Deutschen Allgemeinen Zeitung, des Reichsanzeigers, der Nationalzeitung, der Leipziger und Vossischen Zeitung, der Illustrirten Zeitung, der Gartenlaube, der Deutschen Auswanderer-Zeitung, der Natur, des Deutschen Museums, der Annalen der Hydrographie, der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, der Deutschen Geographischen Blätter, der Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, des Auslandes und des Exports, sowie von Petermann's Mittheilungen, Schorer's Familienblatt und Westermann's Monatsheften, in denen er namentlich Biographien hervorragender Reisender,

Berichte über neue Polarexpeditionen und Afrikaforschungen, sowie Nachrichten über die Lage der deutschen Colonisten in Brasilien veröffentlichte. Am 30. August 1893 starb er in Berlin. Seinem Wunsche gemäß wurde sein Leichnam in Gotha verbrannt.

Ausland 1893, S. 606—607. — Export 1894, S. 505—506. — Zeitschrift für Schulgeographie 1894, S. 40—43. — Geogr. Jahrbuch XIX (1896), S. 376. Viktor Hantzsch.

Lange: Johann Peter L., Professor der Theologie und Oberconsistorialrath, wurde am 10. April 1802 auf der „Bies" geboren, einem zur Gemeinde Sonnborn bei Elberfeld gehörigen Bauernhofe. Seinem Vater, dem Landwirth und Fuhrmann Johann Peter Lang (später Lange) genannt, gehörte das genannte Gut nicht erbeigenthümlich, vielmehr hatte er, der aus der Nachbargemeinde Schöller gebürtig war, den Hof durch seine Verbindung mit der Erbtochter Anna Maria Bühner erheirathet. Dieselbe war Tochter eines früheren Messerarbeiters aus dem Städtchen Wald bei Solingen, der jenen Sonnborner Gutshof käuflich erworben hatte. Durch fleißigen und geschickten Betrieb des Fuhrgeschäfts, das er von seinem (auf „der Hahnenfurt" in Schöller, nahe bei Sonnborn, ansässig gewesenen) Vater ererbt hatte, gelangte der ältere J. P. Lange zu ziemlichem Wohlstande. Trotz der bei den Fahrten zwischen Elberfeld und Crefeld zu passirenden französischen Zollschranken in Düsseldorf, wodurch der ihm obliegende Waarentransport erschwert wurde, wußte der kluge Sonnborner Fuhrherr und Gemeindeälteste seine Verhältnisse so zu verbessern, daß er den unten im Thale gelegenen Bies-Hof mit einem stattlicheren Wohnsitze, „auf dem Nocken" (östlich von der jetzigen Bahnstation Vohwinkel auf bewaldeter Anhöhe) vertauschen konnte. Die Uebersiedlung dahin ließ in dem damals etwa dreijährigen Knaben Johann Peter eine dauernde Erinnerung zurück, und zwar eine solche von schmerzlicher Art; denn statt der neuen Wohnstätte sich zu freuen, erklärte er daselbst am ersten Abend unter Thränen: „Ich will heim!" Bald jedoch lernte er des stattgehabten Wechsels sich freuen, zumal da zeitweiliges Wiedereinkehren in dem verlassenen Hause seiner Geburt ihm nicht versagt blieb. Bei den daselbst nun wohnenden Stiefbrüdern seiner Mutter war der muntere, stets wißbegierige (bei allem Wahrgenommenen immer nach dem Warum? fragende) Knabe ein gern und oft gesehener Gast. Von Seiten dieser Oheime erfuhr derselbe auch hinsichtlich seines früh sich entwickelnden Geisteslebens manche wichtige Anregung, bestehend u. a. in der Darbietung von allerlei Büchern zur Befriedigung seines starken Lesebedürfnisses. Geeignete und minder geeignete Lectüre wurde frühzeitig von ihm verschlungen; außer Archenholz' Geschichte des siebenjährigen Kriegs, die seinen Patriotismus zu beleben diente, gehörten zu der von der Bies aus ihm zufließenden Geistesnahrung u. a. die „Wundergeschichte des deutschen Herkuliskus" und das sentimentale Rührungsbuch „Leiden einer tugendhaften Tänzerin". Anderes derartige, z. B. auch Sibyllenbücher und Traumbücher, bezog er durch eine zeitweilig bei seiner Mutter auf dem Nocken arbeitende Näherin, die auch geschickt zu erzählen wußte und seiner Einbildungskraft manche anregende Stoffe zuführte. Vor allem aber war es die große, von seinem Vater bei einer seiner Wanderfahrten käuflich erstandene Bibel, in der er fleißig las und die besonders in ihrem alttestamentlichen Theile nachhaltige und tiefe Eindrücke auf sein Gemüthsleben hervorbrachte. So ganz war er eingelebt in die Schicksale der Kinder Israel vor wie nach Mosis Zeiten, daß er eine Zeitlang alles Ernstes sich selbst und die Seinen mit zu denselben rechnete. Erst durch ein besonderes Erlebniß — Beraubung eines jüdischen Wandersmanns im Walde durch einen Fremden — wurde ihm

der Einblick erschlossen in den thatsächlich bestehenden Gegensatz zwischen dem heutigen Judenthum und einem Namenchristenthum, dessen sittliche Minderwerthigkeit ihn tief schmerzte.

Auf selbstthätige Ergänzung des in der Schule ihm Dargebotenen blieb der junge Autodidakt in nicht geringem Maaße angewiesen, denn es war nur mäßig bestellt um den Elementarunterricht, den er zuerst auf einer sog. Heckschule bei Vohwinkel, dann in einer Abendschule genoß, wo er zum ersten Male Landkarten zu sehen bekam und mit den Regeln deutscher Rechtschreibung bekannt gemacht wurde. Einige Förderung hatte er dem Unterricht im Französischen zu danken, den Pastor Eßler in Sonnborn ihm sowie seinem älteren Bruder eine Zeitlang ertheilte; desgleichen später der Theilnahme an dem Privatunterricht, welchen ein Hauslehrer auf dem benachbarten Rittergute Hammerstein den Kindern des Gutsherrn gab. Hier wurde das Elementarwissen noch einigermaßen gehoben, auch das Französische weiter getrieben und der Sinn für deutsche Poesie durch Lesen und Lernen Schiller'scher und Goethe'scher Gedichte belebt. — Daran, daß ihm zuweilen auch gar andere Dinge zugemuthet wurden als Beschäftigung mit den Wissenschaften, hat er in späteren Jahren noch manche Erinnerung bewahrt. Der Aufgabe, ein Stück Heideland urbar zu machen, hat er einst (mit Auflesen und Fortschleppen der Steine und mit Verbrennung der Heidebüsche) drei Tage hindurch sich unterziehen gemußt; die vom Vater als Lohn dafür erhaltenen Thaler wanderten dann in eine Elberfelder Buchhandlung, wo sie alsbald in neues Lesematerial umgesetzt wurden. Bei einer Dienstleistung im elterlichen Hause selbst, die man ihm einst auftrug, verhielt er sich nicht ganz so tüchtig, wie bei jenem Stück Feldarbeit. Er sollte das nächtliche Umrühren der im Kessel kochenden Latwerge besorgen, vergaß aber, infolge allzu eifrigen Lesens in dem in die Küche mitgenommenen Buche, den Rührlöffel in stetiger Bewegung zu erhalten und ließ das kostbare Kraut anbrennen. Während der nächsten Jahre nach seiner Confirmation, vom Spätherbst 1817 bis zum Sommer 1819, schien es, als ob er in die praktische Berufsarbeit seines Elternhauses ganz hineingezogen und dauernd an dieselbe gefesselt werden sollte. Er mußte zusammen mit seinem älteren Bruder die Ausübung des väterlichen Fuhrgeschäfts übernehmen, da der Vater infolge eines Beinbruchs während vieler Monate arbeitsunfähig blieb. Sogar den zeitweilig gehegten Gedanken an die förmliche Erlernung des kaufmännischen Berufs mußte er während dieser Zeit aufgeben; die bereits gekaufte italienische Grammatik blieb unbenutzt liegen, während er die Geschäfte eines „Schirrmeisters" zu besorgen, d. h. die Ladungen für die von jenem Bruder gefahrenen Wagen nach Krefeld zurechtzumachen hatte. Zu wiederholten Malen hat er in dieser Zeit auch selbst das Fuhrzeug zu begleiten gehabt. Der Lesedurst verließ ihn freilich auch da nicht. Er hat einst, neben seiner Karre hergehend, unterwegs auf der Landstraße sich so ins Lesen vertieft, daß er wegen allzu langsamen Vorwärtskommen seines Transports die Zeit zu versäumen fürchtete und daher nachgerade das Pferd übermäßig anzutreiben genöthigt wurde. Den mit ihm des Weges ziehenden Kameraden las er gern vor. Bald beim Rasten unter Obstbäumen am Wege in der Mittagshitze, bald beim Uebernachten Abends in der Wirthsstube hat er sie mit Vorlesen aus deutschen Volkssagen wie die von den vier Haimonskindern u. dgl., unterhalten.

Dem schon von der Gefahr des gänzlichen Ausgeschlossenbleibens von einer wissenschaftlichen Laufbahn Bedrohten verhalf schließlich ein im J. 1819 nach Sonnborn gekommener jüngerer Geistlicher zum Betreten des richtigen Weges zur Erfüllung seiner Wünsche. Hülfsprediger Phil. Hermann Kalthoff, die

ungewöhnliche Begabung des jungen Mannes erkennend, beredete den Vater, bald nachdem dieser von seinem Beinbruch geheilt die Führung seines Geschäfts wieder übernommen hatte, die Einwilligung zum akademischen Studium des Sohnes zu geben. Er bereitete diesen nun auf dasselbe vor, indem er ihm Privatunterricht im Lateinischen, sowie auch im Hebräischen ertheilte. Anderthalb Jahre, vom Herbst 1819 bis Ostern 1821 hatte dieser Unterricht gewährt, als der Neunzehnjährige das Düsseldorfer Gymnasium bezog, wo er in die Secunda Aufnahme fand. Nur ein halbes Jahr brauchte er in dieser Classe zuzubringen, und binnen zwei weiteren Semestern durchlief er auch die Prima. Mit eisernem Fleiße hatte er nicht nur das beim Eintritt in die Secunda ihm noch fehlende Griechisch nachgeholt, sondern obendrein auch Privatstunden ertheilt, um die von Hause nur spärlich ihm zufließenden Mittel für seinen Lebensunterhalt und für die Befriedigung seiner litterarischen Bedürfnisse zu ergänzen. Auch auf der Hochschule Bonn, die er im Herbste 1822 bezog, mußte er sich unter nicht geringen Anstrengungen und Entbehrungen durchschlagen. Schon um die Mitte des ersten dortigen Semesters starb ihm der Vater (während einer Reise in Heerdt bei Düsseldorf), kurz nach Neujahr 1823. „Bei starkem Eisgange setzte der sofort nach der Heimath eilende Sohn unterhalb Köln über den Rhein — eine traurige Winterreise! Nach der Beerdigung des wackeren Vaters beschloß die Mutter unter dem Beirathe eines Verwandten, den Sohn doch fortstudiren zu lassen. Aber hatte Lange schon in Düsseldorf knapp gestanden, jetzt ging es noch knapper. Dazu erkrankte und starb sein treuer Freund Hermann Jäger aus Elberfeld, und — was das schlimmste war — er selbst kränkelte an einem trocknen Husten, der ihn sehr beunruhigte. Im vierten Semester glaubte er eine Zeitlang, er hätte die Schwindsucht; so sehr, daß er ein paar Tage den sonst regelmäßigen Kollegienbesuch aufgab und an den grünen Hecken hinschlenderte. In seinen Studien schloß der junge Theologe sich besonders an Lücke und Nitzsch an, namentlich an letzteren, obwohl Lücke persönlich sich theilnehmender gegen ihn bewies. Auch Sack und Augusti waren ihm freundlich .... Die Saat, die diese seine Lehrer in das jugendliche Gemüth ausstreuten, ist vielfältig aufgegangen und hat reiche Frucht gebracht“ (siehe „Daheim“, Jahrg. XI, 1875, S. 535. Das an dieser Stelle gebotene, mit *** gezeichnete Lebensbild, als dessen Verfasser später [im Jahrg. XX, 1884] sich Lange's Schwiegersohn, Pastor F. R. Fay-Crefeld nennt, ist reich an unmittelbar von L. selbst herrührenden Mittheilungen, besonders über die Erlebnisse seiner jüngeren Jahre).

Rascher noch als seinen Gymnasialcursus legte L. die an das akademische Triennium sich anschließende Candidatenzeit zurück. Nachdem er, noch von Bonn aus, im Herbste 1825 das in Köln abzulegende erste theologische Examen erfolgreich bestanden, brachte er zunächst einige Monate im Hause seines Gönners, des Elberfelder Pastors Döring zu, bekleidete dann gleichfalls nur für die Dauer eines Vierteljahres die Stelle eines Hülfspredigers in Langenberg (neben Pastor Emil Krummacher) und folgte schon im Mai 1826 einem Rufe des Presbyteriums der Gemeinde Wald ins Pfarramt der dortigen Gemeinde. Das vorher abzulegende Examen pro ministerio, dem er auf Grund oberconsistorialer Genehmigung schon ein Jahr vor der gesetzlichen Zeit sich unterziehen durfte, hatte er zu Coblenz am 10. April des genannten Jahres, also gerade an seinem 24. Geburtstage, bestanden. Der mannichfachen äußeren Noth, mit der er bis dahin zu kämpfen gehabt, war er nun glücklich entnommen. Noch beim Abgange von der Bonner Hochschule hatte er wegen einer Schuld von 100 Thalern seinen Koffer als Pfand zurücklassen müssen. Eine nach-

träglich ihm ausgezahlte Seminarprämie von 60 Thalern lieferte den ersten Beitrag zur Abtragung jener Schuldsumme, deren Rest dann der Langenberger Hülfsprediger zu tilgen hatte. — Alsbald nach seiner Einführung in Wald gründete er auch einen eignen Hausstand durch Verheirathung mit Amalie Garenfeld, einer Tochter des kurz vorher verstorbenen Pastors Garenfeld zu Herchen an der Sieg. Noch während seines nur etwa 2½jährigen Wirkens auf dieser ersten Pfarrstelle gebar ihm dieselbe seine beiden ältesten Söhne, den späteren Sanitätsrath Dr. Otto Lange zu Duisburg und den als Professor der Philosophie zu Marburg berühmt gewordenen Friedrich Albert Lange (s. betreffs des letzteren das Lebensbild von Franz Weinkauff: A. D. B. XVII, 624 ff.). In 35jähriger glücklicher Ehe hat ihm diese durch frommes Gemüth und vorzügliche Geisteseigenschaften ausgezeichnete Frau als treue Lebensgefährtin zur Seite gestanden. Hinsichtlich sowol des Wohnsitzes wie sonstiger Verhältnisse und Erlebnisse bekam das Ehepaar während der nächstfolgenden Jahrzehnte allerdings manche Wechsel zu bestehen.

Schon gegen Ende des Jahres 1828 siedelte L. von Wald wieder nach Langenberg über, diesmal nicht als Hülfsprediger, sondern als Inhaber eines selbständigen Pfarramts, das er aber auch nur wenige Jahre hindurch bekleidete. Einen schon im Frühjahr 1831 an ihn ergangenen Ruf an die unirte evangelische Gemeinde in Crefeld lehnte er ab, hauptsächlich weil die um dieselbe Zeit an ihn gelangende Kunde von der plötzlichen Erkrankung und dem Tode seiner Mutter in Sonnborn einen erschütternden Eindruck auf sein Gemüthsleben hervorbrachte. Doch schon im nächstfolgenden Jahre sah er sich veranlaßt, die Langenberger Stelle mit einem größeren Wirkungskreise zu vertauschen. Er wurde Pastor an der reformirten Gemeinde in Duisburg. Während eines nahezu neunjährigen Zeitraums hat er hier, durch die fesselnde Wirkung seiner Predigten ebensowol wie durch seelsorgerliche Treue und Tüchtigkeit, sich die Liebe seiner Gemeinde erworben, zugleich aber auch zur Hebung seines schriftstellerischen Rufes und seines Einflusses auf weitere Kreise Wichtiges beigetragen. Es wurde ihm schon damals, gegen Ende der dreißiger Jahre, die Stelle eines Professors der systematischen Theologie in Marburg zugedacht. Der durch Julius Müller's Abgang nach Halle freigewordene Lehrstuhl war ihm von der theologischen Facultät, unter Zustimmung auch des akademischen Senats, angetragen worden — doch erlangte der betreffende Vorschlag nicht die Genehmigung des hessischen Kurfürsten, der der Vocation eines „Wupperthaler Pietisten" sich widersetzte (1839). Die damals ihm entgangene Gelegenheit zum Eintritt in den akademischen Lehrberuf kehrte schon bald wieder, und zwar nunmehr mit günstigerem Ergebniß für das von ihm Gewünschte und Erstrebte. Die Regierung des Kantons Zürich berief ihn an die Züricher Hochschule, auf eben den theologischen Lehrstuhl, für welchen kurz vorher (1839) David Friedrich Strauß berufen gewesen war, aber mit der bekannten Wirkung des dadurch herbeigeführten Sturzes des früheren, religiös radicalen Kantonalregiments und der Rückgängigmachung jenes an den Tübinger Kritiker des Lebens Jesu ergangenen Rufes. L. war, kurz bevor diese Vorgänge im Zürchischen sich abspielten, gelegentlich einer mit mehreren rheinländischen Freunden zusammen unternommenen Reise in der Schweiz gewesen. Er hatte Gefallen gefunden an Land und Leuten, und verschiedene persönliche Beziehungen angeknüpft, die es ihm leicht machten, dem Gedanken einer Uebersiedlung in das Mutterland der reformirten Reformationskirche näher zu treten. Er nahm den gegen Ende 1840 an ihn ergangenen Ruf an, hielt am 6. April des folgenden Jahres mit seiner Familie unter Schnee und Regen

seinen Einzug in Zürich und fand bei den dortigen Freunden warme Begrüßung und liebreiche Aufnahme. Eine sonderlich leichte Aufgabe war es nicht, die dort seiner wartete, denn die aus jener Staatsumwälzung hervorgegangenen politischen und kirchlichen Verhältnisse entbehrten so sehr der Solidität und Dauerhaftigkeit, daß Lange's späteres Geständniß, er sei bei seiner Annahme des Züricher Rufes „in ein sinkendes Schiff getreten“, kaum als Uebertreibung gelten konnte. Doch hat er auch in diese schwierigen Verhältnisse mit der ihm eigenen Gewandtheit sich zu finden gewußt, so daß sein Wirken an der Züricher Hochschule in mehr als nur einer Hinsicht sich zu einem für seine nähere und fernere Umgebung segenbringenden, für ihn selbst aber fördernden und ruhmbringenden gestaltete. „Anregend in seinen Vorlesungen, maßvoll und doch bestimmt in öffentlichen kirchlichen Angelegenheiten wußte sich Lange während seiner 13jährigen Züricher Wirksamkeit die herzlichste Zuneigung seiner Anhänger unter der akademischen Jugend wie unter gereifteren Männern und die aufrichtige Hochachtung auch seiner Gegner zu erwerben“ (Fay im „Daheim“ a. a. O. [XI] S. 536). Hinsichtlich seiner litterarischen Thätigkeit erscheint L. während dieser Züricher Jahre auf der Höhe seines Kraftwirkens angelangt, und zwar in beiderlei Hinsicht, was die geistesfrische Originalität der dieser Zeit entstammenden größeren Werke betrifft, wie was die in kleineren Arbeiten bethätigte reiche Productivität und Vielseitigkeit angeht. Besonders auch seine poetischen Versuche aus dieser Zeit und sein anregendes Wirken als Förderer des Gesangslebens der evangelischen Züricher, die er zur Bildung eines Kirchengesangvereins veranlaßte und für die er ein „Kirchenliederbuch“ herausgab, dürfen hier hervorgehoben werden. Der genannte Verein, gewöhnlich „Lange-Verein“ genannt, wirkte öfters bei kirchlichen Feiern durch sorgfältig einstudirte und gut vorgetragene Gesangesleistungen auf erfolgreiche Weise mit und bestand auch nach des Stifters Weggang von Zürich noch einige Zeit fort.

Zum Anlaß für L., das nicht unergiebige und ihm manche Freude gewährende schweizerische Arbeitsfeld wieder mit einem heimathlichen zu vertauschen, wurde die Wegberufung J. A. Dorner's von Bonn nach Göttingen (1853), wodurch sich für ihn die Möglichkeit des Einrückens in den systematisch-theologischen Lehrstuhl der rheinischen Universität ergab. Er sah sich in dem hierauf bezüglichen Wunsche unterstützt durch eine Eingabe seiner Langenberger Freunde an die preußische Regierung. Der hierdurch erwirkten Berufung in die genannte Professur folgte er zu Ostern 1854, nicht ohne beim Scheiden aus dem bisherigen Wirkungskreise mannichfache Beweise treuer Anhänglichkeit seitens seiner schweizerischen Freunde, namentlich bei einer in den Räumen des Züricher „Künstlergütli“ ihm zu Ehren veranstalteten solennen Abschiedsfeier, erfahren zu haben.

In Bonn hat L. noch volle drei Jahrzehnte sein akademisches Berufswirken auszuüben vermocht, mit nicht unbeträchtlichen Erfolgen hinsichtlich der mündlichen Lehrthätigkeit und mit noch ansehnlicheren und nachhaltigeren auf litterarischem Gebiete, wie unten des näheren zu zeigen sein wird. Ungetrübtes Glück auch im häuslichen Leben war ihm allerdings nicht beschieden, vielmehr ergingen über ihn schwere Heimsuchungen. Nach dem Dahinscheiden seiner ersten Frau († 1861), die nur während des ersten Septenniums der Bonner Zeit an seiner Seite verbleiben durfte und deren Gedächtniß er mit dem in Dankbarkeit ihr geweihten Grabspruche aus Psalm 16, V. 11: „Du thust mir kund den Weg zum Leben“ ehrte, erblühte ihm zwar neues Eheglück aus der Verbindung mit seiner zweiten Gemahlin, die ihn auch überlebt hat. Aber noch zu mehreren Malen kehrte der Todesengel bei ihm ein. Im Spät-

Herbst 1875 starb, nach vorhergegangenem langen und schweren Leiden, sein Marburger Sohn Friedrich Albert. Wie durch diesen Verlust auf das im folgenden Frühjahre von ihm gefeierte fünfzigjährige Dienstjubiläum ein trüber Schatten entfiel, so wurde ferner, einige Zeit bevor er sein 80. Geburtsfest (10. April 1882) feiern durfte, ihm der andere Sohn Otto († als Sanitätsrath zu Duisburg 1879) entrissen. Ihm selbst blieb es vergönnt, von ernsteren Störungen seiner Gesundheit verschont, einem hohen Alter bei rüstiger Frische des Körpers und Geistes entgegenzugehen. Seit 1860, wo er (an Stelle des kurz zuvor verstorbenen Fr. Bleek) zunächst den Titel „Consistorialrath" und weiterhin (seit 1863) auch die Functionen eines Mitgliedes des rheinischen evangelischen Consistoriums zu Coblenz überkam, hatte sein Berufswirken eine erhebliche Erweiterung über das Gebiet des theologischen Lehramts hinaus erfahren. Er zeigte sich aber der hieraus ihm erwachsenden Mehrbelastung in vollem Maaße gewachsen. Ohne daß seine schriftstellerische Productivität irgendwelche Verringerung erfahren mußte, hat der Professor und Consistorialrath (seit 1875 „Oberconsistorialrath") dem gesammten kirchlichen Leben des Rheinlands bis in die achtziger Jahre hinein unausgesetzt die regste Antheilnahme gewidmet, als Mitwirkender bei Provinzialsynoden, Pastoralconferenzen und freien Versammlungen verschiedener Art, desgleichen als öfterer Festprediger bei Gustav-Adolf-Feiern, als Vertreter der theologischen Facultät und des Consistoriums bei dem Reformationsjubiläum zu Simmern und dem zu Mörs, u. s. f.

Nachdem er während des Sommersemesters 1884 in gewohnter Weise seine Vorlesung gehalten und dieselbe bis zum 21. Juni, dem heißesten Tage dieses Jahres fortgeführt hatte, befiel ihn ein Brustkrampf, den seine kräftige Constitution zwar zunächst glücklich überwand, von dem aber ein geschwächter Zustand doch zurückblieb. Am 8. Juli wurde er durch einen sanften Tod am Hirnschlag aus dem irdischen Leben abberufen. Zum Grabspruche hatte er sich die Worte „Der Weg des Lebens gehet überwärts" (Spr. Sal. 15, 24) gewählt. Eben dieser Lieblingsspruch war von ihm schon viel früher, noch während der Züricher Zeit (1852), unter sein von dem Maler Irminger gefertigtes Porträtbild gesetzt worden. Er bringt in der schlichteren Form alttestamentlicher Frömmigkeit eben die dem besseren Jenseits zugekehrte Lebensrichtung zum Ausdruck, welche in neutestamentlichen Sprüchen wie Matth. 6, 33; Kol. 3, 2; Hebr. 13, 14 ꝛc. wiederkehrt und zu welcher L. auch durch manche seiner eigenen Dichtungen sich bekannt hat.

Der durch fast zwei volle Menschenalter sich erstreckenden Dauer von Lange's theologischer Wirksamkeit entspricht sein litterarischer Nachlaß hinsichtlich sowol seines Umfangs wie seines reichen, den verschiedensten geistlichen Gebieten und höheren Lebensinteressen zugewendeten Ideengehalts. Vier Stadien oder Epochen schriftstellerischer Production hat er der Reihe nach durchlaufen. Sie decken sich mit den Zeitabschnitten von nicht ganz gleicher Länge, während welcher er zuerst als Prediger in mehreren Städten des Rheinlands, sodann als Züricher Universitätslehrer, hierauf als Professor und Bibelwerk-Herausgeber in der ersten (größeren) Hälfte der Bonner Zeit, endlich als Herausgeber theologischer Compendien und Controversschriften im letzten Jahrzehnt eben dieser Zeit thätig war.

I. Die Epoche der „Biblischen Dichtungen" und der „Vermischten Schriften" (ca. 1826—1841) lehrt ihn uns als Essayisten und religiösen Lyriker kennen. Mit schriftstellerischen Arbeiten im kleinsten Maßstab — Beiträgen zu kleinen

Localblättern wie die Zeitschrift „Hermann", der „Westfälische Anzeiger" u. dgl. — eröffnete er als Pastor in Wald gegen Ende der 20er Jahre sein litterarisches Wirken. In Langenberg fuhr er einerseits mit Derartigem fort, andrerseits veröffentlichte er hier seine ersten Sammlungen von Kanzelreden (Zehn Predigten, Elberfeld 1833; Drei Predigten über die Versuchungsgeschichte, Barmen 1836), sowie einen ersten Versuch zu selbständiger Bearbeitung eines dogmatischen Thema, und zwar eines solchen, dem wegen des ebendamals von Holland aus den evangelischen Rheinländern nahe tretenden strengen Calvinismus eine actuelle Bedeutung zukam. Seine Monographie „Die Lehre der h. Schrift von der freien und allgemeinen Gnade Gottes" (Elberfeld 1831) widersprach mit Entschiedenheit dem strengen Prädestinationsglauben, zog ihm deshalb auch manche Angriffe seitens der strenggläubigen Elberfelder Reformirten zu, durfte aber andrerseits sich auch mancher Zustimmung erfreuen und machte die wissenschaftlich-theologischen Kreise zuerst auf ihn aufmerksam. Es schien freilich, als wollte er in der nächstfolgenden Zeit, besonders während seiner ersten Duisburger Jahre, sich ganz zum christlichen Dichter entwickeln. In rascher Folge nacheinander erschienen von ihm zwei Bändchen „Biblische Dichtungen" (Elberfeld 1832—34); dann „Kleine polemische Gedichte" (Duisburg 1835), „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtung" (Duisburg 1835); auch ein Versuch in didaktischer Poesie: „Die Welt des Herrn in didaktischen Gesängen" (Essen 1835), sowie etwas später: „Die Verfinsterung der Welt, dargestellt in einem Cyklus von Lehrgedichten und Liedern" (Berlin 1838). Allerlei Erbauliches und Praktisch-Exegetisches ging neben diesen poetischen Publicationen her; so, als Probe seiner phantasievollen religiösen Naturbetrachtung: „Das Land der Herrlichkeit oder die christliche Lehre vom Himmel" (Mörs 1838); dann „Grundzüge der urchristlichen frohen Botschaft" (Duisburg 1839); „Homilien über Kol. 3, 1—17, eine praktische Auslegung dieses apostolischen Aufrufs zum neuen Leben" (Barmen 1839 — in den nächstfolgenden Jahren noch mehrmals erschienen, 4. Aufl. 1844); auch „Christliche Betrachtungen über zusammenhängende biblische Abschnitte für die häusliche Erbauung" (Duisburg 1841). In die erste Serie der „Vermischten Schriften", welche er gegen Ende der Duisburger Zeit (Mörs 1840—41) erscheinen ließ, fanden, neben allerlei Praktisch-Erbaulichem und halb Poetischem, auch kleinere wissenschaftlich-theologische Beiträge Aufnahme. Das erste Bändchen erschien 1840 zu Mörs und Hamburg unter dem Titel: „Vermischte Schriften. I: Naturwissenschaftliches und Geschichtliches unter dem Gesichtspunkt der christlichen Wahrheit"; das zweite 1841 zu Mörs und Leipzig unter dem besonderen Titel: „Beiträge zur Lehre von den letzten Dingen". Noch in demselben Jahre folgten (Mörs und Elberfeld 1841) Bd. III: „Recensionen, Werke und Gegenstände der schönen Litteratur betreffend", sowie Bd. IV: „Arbeiten, zur dogmatischen und praktischen Theologie gehörig".

Das Uebergewicht der nur praktisch-religiösen und poetischen Beiträge zur Litteratur aus dieser Zeit erscheint hienach als ein ziemlich starkes. Doch ist noch Eine wissenschaftliche Arbeit zu nennen, herrührend aus der Mitte des ungefähr zehnjährigen Zeitraums und wichtig geworden als Vorläuferin einer seiner namhaftesten späteren Publicationen. Es ist die Schrift „Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu, mit Beziehung auf das Leben Jesu von D. F. Strauß" (Duisburg 1836). Von den evangelisch-theologischen Gegenerzeugnissen gegen die Strauß'sche Hyperkritik trat diese Arbeit als eine der frühesten und der wirksamsten ans Licht. Sie vor allem hat dem Verfasser den Weg zum

akademischen Lehramt zu bahnen gedient und insbesondere seine Berufung nach Zürich mitveranlaßt, wohin der von ihm bekämpfte Gegner vorher seinen Einfluß zu erstrecken versucht hatte.

II. Während der Züricher Periode (1841—54) wird aus dem Essay-Schriftsteller ein Schöpfer mehrerer umfänglicher Werke theils historisch- theils systematisch-theologischen Inhalts, auf Grund deren ihm rasch, wenn auch nicht ohne Widerspruch von mancher Seite, die Bedeutung eines der einflußreicheren Vertreter der positiv-evangelischen Theologie seiner Zeit zuerkannt wurde. Die litterarische Kleinarbeit betrieb er aber neben den größeren Productionen unausgesetzt weiter; auch traten der dichterischen Versuche noch manche neue ans Licht — so daß diese dreizehnjährige Epoche zweifellos als die fruchtbarste Zeit seines Schriftstellerwirkens überhaupt erscheint.

Die größten Arbeiten gehören nicht sogleich dem Anfange der Züricher Zeit an. Seinen Amtsantritt kennzeichnete er durch eine Kundgebung, wodurch er — zurückgreifend auf den Inhalt seiner allerersten Schrift (s. o., I) — sich als Vertreter einer evangelisch freien und milden Auffassung des reformirten Bekenntnisses bei den Lehrern und Hörern der schweizerischen Hochschule einführte. Sie erschien unter dem Titel: „Welche Geltung gebührt der Eigenthümlichkeit der reformirten Kirche immer noch in der wissenschaftlichen Glaubenslehre unserer Zeit? Eine Abhandlung als freie Ueberarbeitung seiner Antrittsrede“ (Zürich 1841). Es folgten zunächst hierauf mehrere neue Veröffentlichungen poetischen, bezw. zur geistlichen Dichtung in Beziehung stehenden Inhalts. Ein Bändchen „Gedichte“ erschien zu Essen 1843. Gleichzeitig damit trat sein für die Neubelebung des kirchlichen Gesangeslebens in der Zwinglistadt wichtig gewordenes „Kirchenliederbuch“ ans Licht, erschienen in zwei kurz nacheinander ausgegebenen Abtheilungen: 1. Deutsches Kirchenliederbuch, oder die Lehre vom Kirchengesang; praktische Abtheilung; 2. Die kirchliche Hymnologie, oder die Lehre vom Kirchengesang, theoretische Abtheilung im Grundriß; Einleitung in das deutsche Kirchenliederbuch (Zürich 1843) und später noch einmal vereinigt zu Einem Bande herausgegeben, unter dem Titel „Geistliches Liederbuch“ (Zürich 1854). — Noch kurz vor dem Ende der Züricher Periode erschien ein neuer Beitrag zur religiösen Liederlitteratur, die zu Frankfurt a. M. verlegte Sammlung „Vom Oelberg. Geistliche Dichtungen“ (Frankfurt 1853). Auch zu den früher von ihm veröffentlichten Predigtwerken trat, als Ergebniß seiner Züricher Thätigkeit auf homiletischem Gebiete, eine neue Sammlung hinzu, die aber erst etwas später erschien („Auswahl von Gast- und Gelegenheitspredigten aus meinen Züricherischen Lebensjahren“, Bonn 1855; 2. Aufl. 1857).

Von den größeren Werken begann das gegen Strauß gerichtete Leben Jesu drei Jahre nach Lange's Eintreffen in Zürich zu erscheinen („Das Leben Jesu nach den Evangelien“, dargestellt in drei Büchern, Heidelberg 1844—47). Von den drei „Büchern“ brachte das erste die Einleitung; das zweite, in 3 Abtheilungen (1844—46 erschienen) die „Einheitliche Darstellung der evangelischen Geschichte“, endlich das dritte (1847) das „Leben Jesu nach der Ausbreitung seiner Fülle in der Anschauung und Darstellung der Evangelisten und die vier Evangelien als die apostolischen Grundformen der Anschauung des Lebens Jesu“. Gegenüber dem von Strauß gezeichneten Zerrbild erscheint hier die evangelische Geschichte in wesentlich positivem Geiste aufgefaßt und nach mehreren Seiten hin, besonders was die psychologische Charakteristik der Jünger und der übrigen Personen in Jesu Umgebung betrifft, geistvoll und anziehend, ja theilweise glänzend zur Darstellung gebracht. Die hier und da hervortretende Neigung zu übergeistreichen Auffassungen und subjectivistischen

Willkürlichkeiten zog den Verfasser, noch bevor das Werk fertig erschienen war, Angriffe von orthodox reformirter Seite (besonders seitens Fr. W. Krummacher's in Elberfeld) zu, gegen die er in seinen „Worten der Abwehr" (Zürich 1846) sich rechtfertigte. Im ganzen lautete die dem Werke widerfahrene Beurtheilung aus den Kreisen der deutschen Vermittlungstheologie anerkennend. In der Nitzsch-Sack'schen theologischen „Monatsschrift" rühmte L. F. Kling des Verfassers „feste Gebundenheit an das göttliche Offenbarungs- und Heilswort", seine „freie und geistvolle Fassung und Deutung des Schriftinhalts", sowie seine „aufrichtige, entschiedene christliche Gläubigkeit, verbunden mit frischer und kräftiger Theilnahme an der großen theologischen Bewegung der Zeit". Das Werk hat zwar im deutschen Original nur beschränkte Verbreitung erfahren, wurde aber später ins Englische übersetzt (The Life of Jesus, 6 vols, Edinburgh 1864 f.) und erlebte in dieser englischen Bearbeitung noch eine zweite Auflage (Philadelphia 1872). — Ein Versuch Lange's, seiner Darstellung der Geschichte Christi eine solche der christlichen Kirchengeschichte folgen zu lassen, erwies sich als ein Unternehmen von unausführbarer Größe. Es erschien davon nur ein erster, die Geschichte der Apostelzeit behandelnder Theil in zwei starken Bänden („Die Geschichte der Kirche. Erster Theil: Das apostolische Zeitalter", Braunschweig 1853 f.) — ein Werk von ähnlichen Vorzügen aber auch mit ähnlichen Schwächen und Schattenseiten wie das „Leben Jesu". Beachtenswerthen Inhalts ist es namentlich in manchen seiner Ausführungen gegenüber der Baur'schen Tendenzkritik, sowie in der am Schlusse beigegebenen Skizzirung der hauptsächlichen Lehrtypen in der apostolischen Litteratur (Jakobus, Petrus, Paulus, Hebräerbrief, Johannes). Manches Monographische zur Kirchengeschichte und christlichen Culturgeschichte nachapostolischer Zeit hat er theils noch während der Züricher Zeit, theils in den nächstfolgenden Jahren erscheinen lassen. Es gehören dazu das durch die Bewegungen des Revolutionsjahres 1848 mit veranlaßte Schriftchen „Ueber die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche" (Heidelberg 1848), sowie der gegen den Ultramontanismus gerichtete geistvolle Essay: „Die gesetzlich-katholische Kirche als Sinnbild der freien evangelisch-katholischen Kirche, im Zusammenhange mit den übrigen Grundformen der symbolischen Religionsweise" (ebendas. 1850). — Auch von den später (nach 1860) zu einer neuen mehrbändigen Sammelschrift zusammengefaßten Aufsätzen entstammt ein Theil noch der Thätigkeit der Züricher Jahre („Vermischte Schriften. Neue Folge", Bielefeld 1860—64, 3 Bände). Ueberwiegend praktisch-religiösen Inhalts ist das erste Bändchen dieser Sammlung, betitelt: „Festliches und Erbauliches" und u. a. auch eine ansprechende Schilderung schweizerischer Wasserfälle auf Grund früherer Reiseerlebnisse enthaltend. Die beiden folgenden bieten zumeist Arbeiten über Themata aus der christlichen Geschichte (Bd. II: Kirchliche und kirchenhistorische Fragen; Bd. III: Vermischte Verhandlungen über sociale, christologische, kirchenhistorische und die christliche Kultur betreffende Fragen).

Die genialste Geistesschöpfung Lange's ist sein bald nach Mitte der Züricher Jahre veröffentlichtes dreibändiges System der evangelischen Glaubenslehre: „Christliche Domatik in drei Theilen: I. Philosophische Dogmatik; II. Positive Dogmatik; III. Angewandte Dogmatik oder Polemik und Irenik" (Heidelberg 1849—52). Die Anlage dieses Werks ist eine großartige, die in ihren Ausführungen sich kundgebende speculative Gabe eine glänzende, der Standpunkt ein ökumenisch weitherziger und doch bis zu einem gewissen Grade kirchlich, jedenfalls überall biblisch gebundener, die auf Vermittlung der religiösen Gegensätze gerichtete dialektische Kunst des Verfassers verdient bewundert zu werden.

Aber allerdings will seine Dialektik vielfach mehr miteinander vermitteln als sich vermitteln läßt, und der Hochflug seiner Speculation erscheint auf manchen Punkten nicht in genügendem Maaße gezügelt. Er hat daher gerade auf Grund dieses seines Hauptwerks manchen harten Vorwurf selbst von befreundeter Seite hinnehmen gemußt. Was die Gegner ihm vorwarfen, war beispielsweise ein Ueberwiegen der Conceptionen seiner dichterischen Phantasie über die solide Geistesarbeit des Dogmatikers und infolge davon ein unklarer Eklekticismus, oder „ein in allen Farben spielender Dilettantismus" (Kahnis), eine „Kunstfertigkeit des rhetorischen Feuerwerkers" (Vilmar), ein „ruheloses Fluthen und Wogen der immer neu andringenden Gedanken, sodaß alle festen verständigen Unterschiede hinweggespült wurden" (C. Schwarz). Auch Vermittlungstheologen, die seinen Idealisirungsbestrebungen und seinem Ankämpfen gegen den Zwang äußerlicher dogmatischer Satzungen im Princip zustimmten, fanden an dem genialen Werk zu tadeln, daß es die wünschenswerthe biblische Nüchternheit auf manchen wichtigen Punkten vermissen lasse und daß insbesondere seine christologische Speculation die Herstellung eines klaren Verhältnisses zwischen dem Göttlichen in Jesu Christo und zwischen dem von ihr behaupteten ewig idealen Dasein der Menschheit in Gottes Wesen vermissen lasse. Der seinem Standpunkt im ganzen sonst nahestehende Tübinger Dogmatiker Landerer weiß über den Werth seiner Speculation doch nicht viel günstiges zu sagen. Er meint (Neueste Dogmengeschichte; Vorlesungen 2c., Heilbronn 1881, S. 355): „Es fließen in seiner Individualität alle möglichen Elemente zusammen, aber statt daß sie verarbeitet wären zu einer klar und streng fortschreitenden dialektischen Entwicklung, liebt er es, allerlei geistreiche Funken sprühen und sinnvolle Ideen und glänzende Phantasieen wie im Flug vorüberrauschen zu lassen, von denen aber am Ende wenig klare und haltbare Resultate übrig bleiben. Bezeichnend ist bei ihm die starke Hinneigung zum Standpunkt der Immanenz, womit er aber seinen Supranaturalismus durchaus nicht in einfache und consequente Beziehung zu setzen weiß. Der sichere klare Gedanke der realen übersinnlichen Welt in ihrem Unterschiede von und ihrer Beziehung zu der kreatürlichen Welt tritt in dieser geistreich sich hin und her werfenden, alles vermitteln wollenden Dialektik nirgends heraus", u. s. f. Was dieser Kritiker schließlich über den „geringen Eindruck bemerkt, den L. mit seiner Dogmatik gemacht habe", möchten wir dahin rektificiren, daß der durch das Werk hervorgebrachte Eindruck zwar ein bedeutender, aber nur in geringem Maaße nachhaltiger gewesen sei.

III. Eine nachhaltige Wirkung auf das theologische Leben der Mit- und Nachwelt ist von dem Werke ausgegangen, das den Hauptgegenstand seines Strebens und Schaffens während der zwei ersten Jahrzehnte seiner Bonner Zeit bildete. Das im Verein mit einer Anzahl evangelisch-theologischer Zeitgenossen während der Jahre 1857—76 von ihm herausgegebene „Theologisch-homiletische Bibelwerk" behauptet sich sowohl im deutschen Urtext wie in der diesem alsbald zur Seite getretenen angloamerikanischen Bearbeitung immer noch in Ansehen, hat also der inbezug auf es vielfach geäußerten Vorhersagung, daß es den Namen des Urhebers als einen wohlbekannten dem zwanzigsten Jahrhundert überliefern werde, thatsächlich entsprochen. L. wurde zur Inswerksetzung dieses großen Unternehmens dadurch veranlaßt, daß die Verlagshandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld ihn für den Gedanken einer Neubearbeitung der ganzen h. Schrift Alten und Neuen Testaments nach dem Vorbild von Christoph Starke's Synopsis bibliothecae exegeticae in Vetus et Novum Testamentum (1733 ff.) gewann und mit der Leitung des Werks beauftragte. Den Geistlichen sollte in dem unter Mitwirkung einer Anzahl nam-

hafter Vertreter der alt- und neutestamentlichen Forschung zu schaffenden Starke redivivus ein neuer Weg zur Herüberleitung der Theologie in das geistliche Amtsleben der Gegenwart erschlossen werden. Besondere Einleitungen in die jeweilig zu erläuternden Stücke des Schriftganzen sollten demgemäß die einzelnen Abtheilungen eröffnen, hierauf abschnittsweise der Bibeltext (im Ganzen nach Luther, aber unter genauerem Zurückgehen auf den Grundtext) verdeutscht dargeboten und mit dreierlei Erläuterungen ausgestattet werden — nämlich 1. mit wissenschaftlich-exegetischen Anmerkungen; 2. mit beigefügten dogmatisch-ethischen oder -christologischen Grundgedanken; 3. mit der Zugabe „homiletischer Andeutungen", d. h. mit dem Nachweis geeigneter Predigttexte und der Mittheilung von Predigtdispositionen, ausgezogen aus den Werken namhafter Homiletiker und Erbauungsschriftsteller älterer wie neuerer Zeit. Auf die theologische Haltung des Werks, welche im Wesentlichen die einer conservativ evangelischen Vermittlungstheologie (von weder vorwiegend reformirtem noch überwiegend lutherischem Charakter) war und blieb, hat der Gegensatz zu dem gleichzeitig erscheinenden, etwas liberaler gearteten Concurrenzwerke C. K. Jos. v. Bunsen's und seiner Mitarbeiter Kamphausen und Holtzmann („Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde", Leipzig 1858—70) einige Einwirkung geübt. Doch vollzog sich das Nebeneinanderhergehen der beiden Werke im ganzen auf schiedlich friedliche Weise, und dem von L. geleiteten Unternehmen sicherte sein ungleich viel reicherer Inhalt sowie seine eingehende Rücksichtnahme auf das praktische Bedürfniß des geistlichen Amts eine stärkere Verbreitung und einen nachhaltigeren Einfluß.

Begonnen wurde mit Veröffentlichung der neutestamentlichen Abtheilung, die während der Jahre 1857—1878 in sechzehn Bänden erschien. Den sie eröffnenden Matthäuscommentar schrieb L. selbst, unter Voraussendung einer „Einleitung in das Neue Testament" (S. II—XXX), deren nahezu zwei Bogen füllender Inhalt durch übergroßen Reichthum dessen, was auch an biblisch-archäologischem und allgemein-encyclopädischem Material mitgetheilt wurde, das eigentlich zu lösende Problem in etwas beeinträchtigte — weshalb die vor Kurzem erschienene neueste Ausgabe (5. Aufl., Bielef. u. Leipz. 1902) sich des gesammt-isagogischen Eingangs mehr oder weniger entledigt und hauptsächlich nur neutestamentlich-Isagogisches geboten hat. Auf diese Bearbeitung des ersten neutestamentlichen Buches, deren ziemlich rasches Hindurchgehen durch drei weitere Auflagen (4. Aufl. 1878) er erleben durfte, ließ L. noch zwei weitere Evangeliencommentare folgen: zu Markus (4. Aufl. 1884) und zu Johannes (4. Aufl. 1880), desgleichen später die Auslegung der Offenbarung Johannis (1871, 2. Aufl. 1878). Zwei Epistelncommentare gab er im Verein mit Mitarbeitern heraus in der Weise, daß diese die dogmatisch-ethischen und homiletischen Zugaben, er selbst aber nur die eigentliche Exegese bearbeitete. In dieser Weise wurde von ihm in Gemeinschaft mit J. J. v. Oosterzee der Jakobusbrief (3. Aufl. 1881) sowie zusammen mit seinem Schwiegersohn Fay der Römerbrief (3. Aufl. 1880) behandelt. — Kurz vor dem erstmaligen Erscheinen des letztgenannten Werkes (1865) wurde in die Herausgabe der alttestamentlichen Serie eingetreten. Auch diese eröffnete L. selbst mit exegetischer und homiletischer Behandlung der Genesis („Die Genesis oder das erste Buch Mose, theol.-homil. bearbeitet", Bielefeld 1864; 2. Aufl. 1877). Die dem eigentlichen Commentar vorausgesandte Isagogik trug hier noch weitschichtigeren Charakter als jene an der Spitze der neutestamentlichen Abtheilung. Ihre fünf Theile (I. Theologische Einleitung nach dem Leitfaden einer bibl. Theologie; II. Die praktische Auslegung und der homiletische Gebrauch des Alten Testaments; III. Litteratur; IV. Der Organismus oder die Eintheilung der

bibl. Bücher; V. Ueber die sog. anstößigen Stellen im Alten Testament als Centralpunkte der Herrlichkeit der alttestamentl. Religion) füllen zusammen 82 Seiten, erstrecken sich also über einen fast dreimal so großen Raum als die Einleitung vor Bd. I des Neuen Testaments. Von den zwanzig Bänden, welche die alttestamentliche Serie bis zu ihrem Abschluß im J. 1876, also in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von nur elf Jahren, erreichte, hat L. selbst nur nach zwei geliefert, nämlich die Auslegung der drei mittleren Bücher des Pentateuch (Exodus, Levitikus, Numeri), welche 1874 erschien, sowie die der drei letzten Kleinen Propheten (Haggai, Sacharja, Maleachi) 1876. Dem Schicksal des Beschränktbleibens auf nur eine Auflage, das noch andere Beiträge zur alttestamentlichen Serie erlitten, sind auch diese beiden Bände nicht entgangen. Mit dem ungefähren Abschlusse der genannten Serie um die Mitte der 70er Jahre traf das gleichzeitige Einlenken einer beträchtlichen Zahl jüngerer Alttestamentler (wie Wellhausen, Stade, Duhm 2c.) in den gegenwärtig im Gang befindlichen neuen Kurs dieser Wissenschaft so unmittelbar nahe zusammen, daß die zu befürchtende ungünstige Einwirkung nicht ausbleiben konnte. Immerhin haben wenigstens einige der alttestamentlichen Bände noch um die Wende des letzten Jahrhunderts neue Herausgabe erfahren; so der Proverbiencommentar des Verfassers dieses Lebensbilds (1896) und der früher von F. W. J. Schröder bearbeitete Commentar zum Deuteronomium in einer durch G. Stosch besorgten Revision (1902).

Ein noch größerer Erfolg, als der dem deutschen Original dieses Bibelwerks zu theil geworden, war der englischen Bearbeitung desselben beschieden, welche 1864 unter Leitung des bekannten New Yorker Theologen Philipp Schaff zu erscheinen begann (A Commentary on the Holy Scriptures, Critical, Doctrinal and Homiletical, with Special Reference to Ministers and Students. Translated from the German of J. P. Lange, and edited, with additions, by Philipp Schaff, assisted by American Scholars of Various Denominations. New York, Ch. Scribner 1864—1880). Zur Mitarbeit an derselben wurde ein glänzender Stab tüchtiger alttestamentlicher Gelehrten herangezogen, wovon die meisten an verschiedenen theologischen Lehranstalten Nordamerikas, einige auch an solchen Altenglands und Schottlands wirkten. Verschiedene Erweiterungen erfuhr insbesondere die alttestamentliche Serie. Zum Inhalt der sie bildenden 15 Bände (zumeist von beträchtlicherer Stärke als die zu Grunde liegenden deutschen Texte) wurden auf verschiedenen Punkten ganz neue Arbeiten hinzugefügt, bestehend namentlich in der Zugabe englisch-rhythmischer Uebersetzungen zu den außerdem gegebenen Prosaübertragungen poetischer Stücke (z. B. des Buches Hiob, welches Professor Tayler Lewis mit einer derartigen metrischen Version versah; des Predigers Salomo, dem ebenderselbe eine solche widmete, u. s. f.). Ganz neu trat zum deutschen Original der alttestamentlichen Abtheilung ein Commentar zu den Apokryhen hinzu, verfaßt von Prof. Edwin Cone Bissell zu Hartford (Vol. XV of the Old Testament, containing the Apocrypha, etc., 1880). Auch die zehn Bände der neutestamentlichen Serie weisen fast durchweg mehr oder weniger erhebliche Erweiterungen ihres Inhalts auf, sowol in den exegetisch-wissenschaftlichen Parthien wie in den biblisch-theologischen und homiletischen Zugaben. Ueber den Gesammtwert des Werkes hat kein Geringerer als der berühmte Londoner Prediger Spurgeon geurtheilt: „Die amerikanischen Bearbeiter haben zu dem aus Deutschland überkommenen Grundstock Zusätze beträchtlichen Umfanges hinzu gethan, wovon manche werthvoller sind als die zu Grunde liegenden deutschen Parthien. Was die homiletischen Parthien betrifft, so sind dieselben wahre Goldgruben gediegenen Materials“.

Ganz ausschließlich wurde die Schriftstellerthätigkeit Lange's während der in Rede stehenden Periode, d. h. bis um Mitte der 70er Jahre, durch das Bibelwerk doch nicht in Anspruch genommen. Er hat besonders gegen Ende dieser Zeit auch einiges Kleinere, was mit jenem Unternehmen nicht direct zusammenhing, veröffentlicht. So, außer der schon erwähnten neuen Serie vermischter Schriften, einige Arbeiten, wodurch er am religiös-theologischen Leben der Zeitgenossenschaft mehr oder minder scharfe Kritik übte. Es gehören dahin die Schriftchen: „Das Sic et Non oder die Ja- und Nein-Theologie der modernen Theologen" (Bielefeld 1869) und „Ueber die Risse und Zerklüftungen in der heutigen Gesellschaft" (Heidelberg 1876); teilweise auch die unter dem Titel „Zur Psychologie in der Theologie" zusammengestellten Abhandlungen und Vorträge (Heidelberg 1873). Gegenüber den liberalen Tendenzen in der modernen Theologie, besonders auf biblischem Gebiete, ließ er sich zu wiederholten Malen in scharfen Ausfällen vernehmen, so u. a. in einem Heft epigrammatischer Gedichte, betitelt: „Die protestantische Kirche und der Protestantenverein" (Bonn 1872). Zu den betreffenden Kundgebungen schon aus der mittleren Zeit der Bibelwerksperiode gehört namentlich die Art, wie er die anfänglich herbeigezogene Mitarbeiterschaft des Heidelberger Theologen Daniel Schenkel, dem die Bearbeitung der Briefe an die Epheser, Philipper und Kolosser von ihm übertragen worden war, einige Zeit nach dem Erscheinen des betreffenden Bandes (Bielefeld 1861) dadurch desavouirte, daß er einen von D. K. Braune, Generalsuperintendent zu Altenburg, verfaßten Parallelcommentar zu ebendenselben Episteln in die neutestamentliche Serie einstellen ließ (1867). Dieses Substitut hat es dann auch zu längerer Lebensfähigkeit und weiterer Verbreitung gebracht (3. Aufl. 1892) als das Schenkel'sche Werk, das nur einmal (1867) neu aufgelegt wurde.

IV. Auch während seines Lebensabends, der die acht Jahre nach Beendigung des Bibelwerks umfaßt (1876—84), ließ L. seine schriftstellerische Produktion nicht rasten. Das charakteristische Neue, was er während desselben hervorbrachte, bestand in mehreren Beiträgen zur Litteratur kurzgefaßter theologischer Lehrbücher, die er im Verlage von Carl Winter zu Heidelberg erscheinen ließ. Den Reigen eröffnete ein „Grundriß der theologischen Encyklopädie mit Einschluß der Methodologie" (1866). Derselbe berührt sich, so weit seine Ausführungen den Gebieten der Schrifttheologie und der praktischen Theologie gelten, mehrfach mit dem Inhalt jener Einleitungen vor dem Matthäuscommentar und dem Genesiscommentar, bietet jedoch auch manches Neue, besonders in seinen methodologischen Parthien. Die Einleitung des zur Darstellung gebrachten Stoffes, namentlich in dem speciellen oder eigentlich-encyklopädischen Theil, ist eine gekünstelte, von dem einfacheren (Hagenbach'schen) Vier-Fächer-Schema unnöthiger Weise abweichende. Es ist daher der hier gemachte Versuch, das Ganze des theologischen Lehrmaterials zu bloß zwei Disciplinengruppen (I. Historische Theologie, mit den drei Fächern „Offenbarungsgeschichte, Bibelkunde, Kirchengeschichte"; II. Didaktische Theologie, mit den drei Unterabtheilungen „Dogmatik, Ethik, praktische Theologie") zusammenzufassen, ohne Nachahmung bei anderen Darstellern des Gegenstands geblieben. Aber als in mehrfacher Hinsicht lehrreich und besonders bezüglich seiner Beiträge zur theologischen Hodegesis beachtenswerth ist das Buch nichtsdestoweniger seitens vieler Beurtheiler anerkannt worden. — Dasselbe gilt von den beiden 1878 im gleichen Verlage wie die Encyklopädie erschienenen Publicationen, dem „Grundriß der biblischen Hermeneutik" und dem „Grundriß der christlichen Ethik". Auch sie gewähren durch die sprühenden Geistesfunken, womit bald diese, bald jene Parthie der jeweilig behandelten Disciplin in ihnen be-

lebt und beleuchtet wird, vielerlei dankenswerthe Anregung, mag immerhin in constructiver Hinsicht manches anders zu wünschen und besonders eine gleichmäßige Gründlichkeit in Behandlung der einzelnen Abschnitte sehr zu vermissen sein. In gewissem Sinne, nämlich als eine Art von Ausschnitt aus der Pastoraltheologie bildend, kann auch das Schriftchen „Grundlinien einer kirchlichen Anstandslehre“ (Heidelberg 1879) dieser Litteratur kleinerer Lehrbücher oder Leitfäden zugezählt werden. Den Beschluß der Reihe bildete der 1881 erschienene „Grundriß der Bibelkunde“ (Heidelberg). Er ist etwas populärer gehalten als die drei vorhergegangenen Grundrisse und übertrifft dieselben auch einigermaßen an Umfang, ohne doch das gesammte zu einer Bibelkunde gehörige Material in solcher Breite vorzuführen, wie manche noch volksthümlicher gehaltene Concurrenzwerke dies thun, z. B. das zwei starke Bände füllende von R. Kübel (Stuttgart, 3. Aufl. 1881).

Die kleineren Schriftchen, welche L. während derselben Zeit noch außer diesen Lehrbüchern veröffentlichte, sind zumeist polemischen Inhalts, gerichtet theils gegen das Eindringen von Emissären des Methodismus auf deutschem, insbesondere rheinländischem Boden — so die Schriftchen: „Meine Verwickelung mit dem Methodismus der sog. Albrechtsleute“ (Bonn 1881) und „Gegen die Erklärung des Organs für positive Union zu Gunsten eines bedingten Anerkennens des Missionirens der Methodisten in der evangelischen Kirche Deutschlands“ (ebd. 1883) — teils gegen denselben kirchlichen und theologischen Modernismus, den er schon in einigen früheren Streitschriften (s. o., III) bekämpft hatte. Zu dieser letzteren Classe gehören als Kundgebungen aus seinen letzten fünf Jahren: „Die Menschen- und Selbstverachtung als Grundschaden unserer Zeit; eine Folge der Verwahrlosung der Lehre von der Gottverwandtschaft des Menschen“ (Heidelberg 1879); „Entweder Mysterien oder Absurdum. Zur Festnagelung haltloser Geister“ (Bonn 1892) und „Die biblische Lehre von der Erwählung. Zur Apologie der Geistesaristokratie“ (ebd. 1883). — Manche dieser Erzeugnisse seines Lebensabends geben eine mehr oder weniger starke Unzufriedenheit mit zeitgenössischen Verhältnissen und Bestrebungen kund; bei einigen läßt schon der Titel eine gewisse Gereiztheit der Stimmung des Verfassers erahnen. Vielleicht darf man mit dieser Wahrnehmung es in Zusammenhang bringen, daß neue Versuche auf dem Felde der Poesie während der in Rede stehenden letzten Jahre seines unermüdlichen Schaffens nicht mehr an die Oeffentlichkeit getreten sind. Zwar jene geistliche Gedichtesammlung „Vom Oelberg“, die er gegen Ende der „Züricher Zeit“ (s. oben II) veröffentlicht hatte, erfuhr 1880 noch eine Ergänzung in Gestalt einer „Zweiten Sammlung“ (Bonn); aber der Inhalt dieses Schriftchens lag zeitlich weiter zurück. Im Ganzen blieb Lange's Muse während des letzten Jahrzehnts seiner Lebenslaufbahn verstummt. Auch das humoristische Genre, dem er in jener kleinen Sammlung epigrammatischer Dichtungen wider den Protestantenverein vom Jahre 1872 nahe getreten war, ist — so reichlich und frisch im persönlichen Verkehr mit Freunden sein Humor bis zuletzt zu sprudeln fortfuhr — nicht weiter von ihm cultivirt worden.

Fragt man überhaupt nach der etwaigen bleibenden Bedeutung, die L. sich als Dichter erworben, so wird man, was er in dieser Hinsicht geleistet, nicht eben allzu hoch stellen dürfen. Ein bescheidener Platz auf dem geistlichen Parnaß darf ihm zuerkannt werden; doch pflegt die Mehrzahl der Darsteller von Deutschlands poetischer Litteratur im 19. Jahrhundert mit Stillschweigen über ihn hinwegzugehen. Hie und da wird in hymnologischen Werken über seine Beiträge zum geistlichen Liederschatze unserer Litteratur günstig geurtheilt, aber doch nie ohne manche Beschränkung des Lobes. Otto Kraus (Geistliche

Lieder im 19. Jahrhundert, 2. Aufl. 1879, S. 325) rühmt ihn als „unstreitig einen Mann voll Geistes und blühender Phantasie“, fügt aber hinzu: „In seinen Liedern läßt er die unentbehrliche Strenge des Stils der geistlichen oder gar kirchlichen Poesie nicht selten vermissen“. In dem Knapp'schen „Evang. Liederschatz“ (4. Aufl., herausg. von Joseph Knapp, 1891, S. 1340) liest man über ihn: „Er gehört zu den hervorragendsten reformirten Sängern der Neuzeit, doch steht der Dichter hinter dem Denker zurück. Er ist ein Meister in der Reflexionspoesie; aber den Ton des echten Kirchenlieds wußte er in seinen modern klingenden hochgehaltenen Dichtungen kaum einmal zu treffen“. Aufgenommen in seine Sammlung hat Knapp wenigstens vier der Lange'schen Lieder, z. B. das Weihnachtslied: „Gott mit uns, mit uns auf Erden!“ und das Osterlied: „Der Herr ist auferstanden, Singt, Osterboten, singt!“ Einige andere Proben hat Kraus (a. a. O.) mitgetheilt, besonders das Gebetslied an den Gekreuzigten: „Laß mich diese Welt verstehen, Herr, in deines Kreuzes Licht“ und das Gottvertrauenslied: „Es ist noch nichts verbrochen, Nein, Seele, zage nicht“ ꝛc. Wieder andere hat F. Nippold in seinem „Deutschen Christuslied des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig 1903, S. 78 f.) auszeichnend hervorgehoben; so „Du Abglanz von des Vaters Ehr“ (eine Nachbildung des altkirchlichen Hymnus Splendor paternae gloriae); „Die Herrlichkeit des Herrn sah ich entschleiert“; „Bethlehem, du Heimath meines Herrn“. — Als zum eisernen Bestande neu zu bildender evangelischer Liedersammlungen gehörig kann keine der hier berührten Lange'schen Dichtungen gelten. Nicht einmal für reformirte Kirchengebiete ist ihnen eine solche Bedeutung zu theil geworden; beispielsweise erscheint in dem nach wesentlich positiv-evangelischen Grundsätzen zusammengestellten, nicht etwa reformerischen „Neuen Gesangbuch für evang.-reformirte Kirche der deutschen Schweiz“ (erschienen 1889 und eingehend erläutert in einer besonderen Schrift 1891 durch den an seiner Redaction betheiligten Pfarrer H. Weber zu Höngg bei Zürich) der Liederdichter L. überhaupt nicht vertreten. Es ist ihm also selbst für den kirchlichen Bezirk, den er seiner Zeit hymnologisch besonders beeinflußt hatte, nur eine vorübergehende Einwirkung verstattet gewesen.

Die bleibende Bedeutung Lange's gehört anderen Arbeitsgebieten an. Aus seiner Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der speculativen Dogmatik ist theils dieser selbst, theils den an sie angrenzenden Disciplinen, besonders dem der Apologetik, manche werthvolle Anregung zugeflossen. Und noch dauerhafterer Gewinn ist aus der Festigkeit und geistigen Frische seines Eintretens für positiv-evangelisches Bekenntniß mehreren Hauptzweigen der praktischen Theologie erwachsen, insbesondere dem der homiletischen Bibelerklärung, mit dessen Geschichte sein Name für alle Zukunft unauflöslich verbunden bleibt.

Worte der Erinnerung an Oberconsistorialrath Prof. Dr. J. P. Lange, Bonn 1884 (Gedenkreden von den Pastoren Krabb-Langenberg und F. R. Fay-Crefeld). — *,*, Deutsche Professoren. IV. J. P. Lange, im „Daheim“ 1875, S. 532—537 (Lebensbild, gezeichnet von Lange's Schwiegersohn, Pfr. Fay, auf Grund reichhaltiger Mittheilungen Lange's selbst). — Zwei deutsche Theologen: J. P. Lange und J. A. Dorner, „Daheim“ 1884, S. 715—716 (gezeichnet „Fay“ und anknüpfend an jenes frühere Lebensbild). — W. Krafft, Artik. „J. P. Lange“ in d. Protest. Real-Encyklopädie, 2. Aufl., XVIII, 160—164 (daraus ohne wesentliche Veränderung übergegangen in die 3. Aufl., XI, 264—268). — Artik. „Lange, J. P.,“ in der Encyclopaedia of Living Divines and Christian Workers, edited by Ph. Schaff and Sam. Macauley Jackson (New York 1887, p. 123 f.) — wichtig wegen des (von L. selbst herrührenden) Verzeichnisses der Publica-

tionen Lange's, das, obschon nicht absolut vollständig, doch an Reichhaltigkeit und bibliographischer Genauigkeit die ähnlichen Angaben in den vorgenannten Aufsätzen übertrifft.

O. Zöckler.

Lange: Ludwig L. Der ausgezeichnete Philologe Christian Konrad Ludwig L. wurde am 4. März 1825 in Hannover geboren. Er war der Sohn des wohlhabenden Hofbäckers Konr. Lange in Hannover. Ludwig war der älteste Sohn von fünf Geschwistern. Die Fortschritte, welche der begabte Knabe in der Bürgerschule machte, bestimmten den Vater, den Sohn studiren zu lassen. Durch Privatunterricht wurden die Kenntnisse im Griechischen nachgeholt, so daß Ludwig Ostern 1840 in die Kleinsecunda des Lyceums seiner Vaterstadt, das unter der Leitung des hervorragenden Schulmannes Georg Friedrich Grotefend, dem der ausgezeichnete Philolog Raphael Kühner zur Seite stand, sich eines vorzüglichen Rufes erfreute, Aufnahme fand. (Vgl. A. D. B. IX, 765, XVII, 353 und Friedr. Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben. Hannover 1863, S. 271 fg., Conrad Bursian, Gesch. der classischen Philologie II, 784, 835 u. 771. Für die nachfolgende Biographie ist der von dem Prof. Neumann veröffentlichte Nekrolog: Ludwig Lange, Berlin 1886, neben persönlichen Begegnungen in der vorliegenden Arbeit vorwiegend benutzt worden.) Im Griechischen machte L. so erhebliche Fortschritte, daß ihm Kühner, an den sich der strebsame Schüler besonders angeschlossen hatte, die Correctur seiner griechischen Schulgrammatik anvertrauen konnte. Lange's erste selbständige Arbeit war ein ausführliches Wörterverzeichniß zu Kühner's lateinische Elementargrammatik 1841, auch sonst war er seinem Lehrer, der schriftstellerisch sehr thätig war, bei Correcturen sehr behülflich. Lehrer und Schüler blieben zeitlebens in freundschaftlichen Beziehungen. Lange's „Hyginus“ ist Kühner gewidmet, R. Kühner eignete ihm seine große lateinische Grammatik zu; seinem Lehrer Grotefend dedicirte L., an dessen Studien anknüpfend, die „Tabula Bantina“. Michaelis 1843 bezog L. die Georgia Augusta. Göttingen hatte immer ausgezeichnete Lehrer in der Wissenschaft, der er sich widmen wollte. Von seinen Lehrern Grotefend und Kühner mit guten Empfehlungen ausgestattet, zog er nach der hannöverschen Hochschule und schloß sich hier besonders an den trefflichen C. Fr. Hermann an, als dessen Schüler er sich immer bekannte. Bei ihm hörte er alle Vorlesungen, doch versäumte er nicht, auch an Wieseler's, v. Leutsch's, Hoeck's, Schneidewin's, Lotze's, Ritter's Collegien theil zu nehmen. Man kann sich wohl denken, daß der Wissensdurst des begabten Jünglings in den Unterweisungen solcher Gelehrten volle Befriedigung fand. Von einem richtigen Gefühl wurde L. geleitet, daß er im Winter 1844/5 das Studium des Sanskrit zu betreiben anfing, denn nur durch Kenntniß dieser wichtigen Sprache konnte ein gründliches Verständniß des Sprachbaues überhaupt erzielt werden. Förderlich war ihm, daß Prof. Benfey sich mit seinen Schülern, die für das Erlernen des Sanskrit Interesse hatten, sehr viel Mühe gab. Von Juni 1844 bis Ende März 1845 arbeitete der junge Philolog an einer von dem Professor Hoeck gestellten Preisaufgabe über das Kriegswesen der spätrömischen Zeit. Zu Pfingsten 1846 empfing er im elterlichen Hause zu Hannover die freudige Kunde, daß er in ehrenvoller Weise den Preis für seine Leistung davongetragen habe. Das Urtheil der Facultät über die Arbeit, die noch in diesem Jahre unter dem Titel: „Historia mutationum rei militaris Romanorum“ gedruckt wurde, lautete außerordentlich günstig. Eine wichtige Folge dieses Sieges war es, daß der bis dahin schüchterne Jüngling mehr Selbstvertrauen und Muth gewann. Das studentische Treiben hatte für den wissenschaftlich so strebsamen

Philologen keinen Reiz. Wenige gleichgestimmte Freunde, die späteren Gymnasialdirectoren G. Schmidt, Lattmann und Ruprecht, bildeten seinen Umgang. An den Bestrebungen des sogenannten Progresses, einer Studentenverbindung, die auf eine Gleichberechtigung der Musensöhne im Gegensatz zu den Privilegien der Verbindungen hinarbeitete, betheiligte sich L. lebhaft; er wurde sogar zum Präsidenten des Progresses gewählt. Schon im J. 1846 faßte L. den Entschluß, besonders auch von seinen Lehrern, die seinen Fleiß und seine Begabung hoch schätzten, dazu ermahnt, an der Universität sich niederzulassen, doch im Falle eines Mißerfolges der akademischen Laufbahn beabsichtigte er auch, sich der Oberlehrerprüfung zu unterziehen. Vor allem gedachte er auf einer größeren Reise seine Welt- und Lebensanschauung zu bereichern und dann sich an der Landesuniversität zu habilitiren. In den Herbstferien des Jahres 1846 ging L. nach Wolfenbüttel, um auf der dortigen Bibliothek für eine neue Ausgabe des „Hyginus de munitionibus castrorum“ die nöthigen Collationen anzustellen. „Prolegomena“ zum „Hyginus“ lieferte er 1847 als Doctordissertation und 1848 veröffentlichte er die Ausgabe: „Hygini gramatici liber de muuitionibus castrorum“ (geschr. wahrscheinlich im 3. Jahrh.), ed. L. Lange, Göttingen 1848. (Vgl. Bernhardy, röm. L.G. IV. Ausgabe S. 840, Teuffel, röm. L.G. § 321, A. 1., Schanz, röm. L.G. § 501, Lange, Gött. gel. Anz. 1853, S. 530.) Am 21. August 1847 hatte L. promovirt und am 11. December bestand er sein Staatsexamen, wie nach seinen angelegentlichen Studien nicht anders zu erwarten war, ausgezeichnet. Nachdem der junge Philolog seine Gelehrsamkeit in den Prüfungen bewährt hatte, trat er eine größere Reise an, die er anfänglich sogar nach Italien auszudehnen gedachte, aber die Krankheit des Vaters ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen, erst in den letzten Jahren seines Lebens hat er Italien gesehen. Die Reise, wie sie 1848 wirklich ausgeführt wurde, galt dem Besuche der großen deutschen Universitäten. Vom Februar bis zum Juli 1848 hat er Berlin, Leipzig, Dresden, München und Bonn besucht. Ueberall fand er hier Meister seines Faches, in deren Vorlesungen er hospitirte. In Berlin waren es vor allem Aug. Böckh, Carl Lachmann, Ed. Gerhard, Franz Bopp, Theodor Panofka, Leop. Ranke, Carl Ritter, die ihn lebhaft interessirten, an die er durch seine Göttinger Lehrer empfohlen war. Die Sammlungen des Museums wurden fleißig besucht. Auf der Rückreise nahm er seinen Weg über Bonn, um hier das philologische Zweigestirn Friedr. Gottlieb Welcker und Friedrich Ritschl zu hören. (Vgl. das Leben Friedr. Gottl. Welcker's von Reinhard Kekulé, Leipzig 1880, und die meisterhafte Biographie Friedr. Ritschl's, die O. Ribbeck in 2 Bd. 1879—81, Leipzig, veröffentlicht hat: Fr. Ritschl, eine wissenschaftliche Biographie von L. Müller, Berlin 1877.) Er bedauerte aufs lebhafteste, daß er nicht auch in Bonn unter zwei solchen Meistern seines Faches, wie Welcker und Ritschl waren, einen Theil seiner Studienzeit verbracht habe. In Berlin war er Zeuge der Märzrevolution. Wichtig für die Entwicklung seiner politischen Anschauungen war es, daß L. in Berlin im Gegensatze von seinen hannöverschen Anschauungen empfand, wie in Preußen ganz andere Kräfte thätig waren, die auf eine machtvolle zukünftige Stellung in Deutschland, ja in Europa hindeuteten. L. gehörte seiner politischen Ueberzeugung nach zu den maaßvollen Conservativen. Nach der Reise, die er ebenfalls dazu benutzt hatte, die theoretischen und praktischen Seiten des Alterthums kennen zu lernen, habilitirte er sich im Juni 1849 in Göttingen in der philosophischen Facultät für Sprach- und Alterthumswissenschaft. Kurz nachher trat er bei der kgl. Universitätsbibliothek als Accessist ein, um die Benutzung der Bücherschätze der vortrefflichen Bibliothek in ausgedehnter Weise zu gewinnen. Im

J. 1850 erfolgte seine Ernennung zum Assessor der philosophischen Facultät und 1853 wurde er außerordentlicher Professor. Sechs Jahre hatte er in Göttingen Vorlesungen gehalten, als er im März 1855 als Nachfolger von Georg Curtius, der einer Berufung nach Kiel folgte, die ordentliche Professur der classischen Philologie an der Prager Universität übernahm. (Vgl. Georg Curtius. Eine Charakteristik v. E. Windisch, Berlin 1887, und Ausgew. Reden u. Vorträge v. Georg Curtius. Leipzig 1886.) G. Curtius, der damals schon auf der Höhe seiner Laufbahn stand, zu ersetzen, war für L. keine leichte Aufgabe. Es wurde ihm auch sehr schwer, aus einem Freundeskreise, der so anregenden Verkehr bot, wie die Gelehrten O. E. Hartmann, Aegidi, Dieckhoff, Esmarch, Leuckardt, Löher u. A., auszuscheiden. Unter seinen Zuhörern finden wir spätere Gelehrte, wie Aug. Fick, Leo Meyer, A. Müller, Ludw. Schwabe, Edw. Wölflin u. A. Besonders befreundet war L. mit der Familie des Verlagsbuchhändlers Ruprecht. Hier lernte er 1851 seine spätere Gattin kennen, die Tochter des Gymnasialdirectors und Domherrn Blume in Wesel. In Prag entwickelte er mit Georg Bippart, der freilich in seiner religiösen und wissenschaftlichen Richtung ganz anders geartet war, eine reiche, besonders den österreichischen Schulen zugute kommende Thätigkeit. Es war natürlich, daß L. mit Bonitz in Wien, dem die Reform der Gymnasien besonders am Herzen lag, in nähere Beziehung trat. Die Thätigkeit Lange's war eine tief eingreifende, die Leitung des philologischen Seminars, die er mit Bippard gemeinsam hatte, und die Vorlesungen nahmen ihn sehr in Anspruch. In den vier Jahren seiner Wirksamkeit in Prag hat er neun systematische und sieben exegetische Vorlesungen gehalten. Die Studenten erkannten gar bald, daß sie durch die Gelehrsamkeit Lange's sehr gefördert wurden. In dem Collegium über römische Staatsverfassung belief sich die Zahl der Zuhörer auf 154. Auch der gesellige Verkehr mit dem Sprachforscher Aug. Schleicher (vgl. Lehmann, Aug. Schleicher. Skizze. Leipzig 1870, Conr. Bursian, Gesch. der classischen Philologie, S. 849, 978, 996), mit dem von Jena nach Prag berufenen Juristen Chambon und dem Zoologen Stein war angenehm, aber die nationalen und confessionellen Gegensätze brachten doch manche Mißstimmung, so daß L. gern den 1859 an ihn ergangenen Ruf nach der kleineren hessischen Hochschule Gießen annahm. Hier hat er 12 Jahre eine segensreiche Wirksamkeit durch seine Vorlesungen und als Leiter des philologischen Seminars geübt, auch die persönlichen Beziehungen, in die er besonders mit dem geistreichen Verfasser des Geistes des römischen Rechts, Ihering, und mit andern Amtsgenossen, seinen früheren Schülern Ludwig Schwabe und Ed. Lübbert, trat, waren sehr zusagend. Im J. 1864 stellte ihn das Vertrauen seiner Collegen als Rector an die Spitze der Hochschule. L., der im Jahre 1866 im Gegensatze zu der in Süddeutschland hervortretenden Stimmung mit seinen Sympathien auf preußischer Seite stand, hatte deshalb in seiner Stellung keine Unannehmlichkeiten zu erleiden. Durch seine Vorlesungen und durch die Seminarübungen hat er auf die gründliche philologische Bildung der Gymnasiallehrer in Hessen sehr heilsam gewirkt. Durch seine in das Gebiet der griechischen Grammatik einschlagenden Recensionen, z. B. der 2. Aufl. der griechischen Schulgrammatik von Wilh. Bäumlein (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1858, 1. Hft., S. 28 fg., der Schulgrammatik von Georg Curtius, Jahrb. 67, 35—45), durch andere im Philologus, in den Göttinger gelehrten Anzeigen, in den Jahrb. für classische Philol. veröffentlichte Besprechungen von neuen Büchern, vor allem aber durch die im J. 1856 in der Weidmannschen Buchhandlung erschienenen römischen Alterthümer (I. Bd. 1856, II. Bd.

1862, III. Bd. 1871) hatte er seinen gelehrten Ruf so begründet, daß im J. 1871 (Ostern) der ehrenvolle Ruf an ihn erging, an der Seite Friedr. Ritschl's und Georg Curtius' die realen Seiten der Alterthumswissenschaft an der berühmten, vielbesuchten Hochschule in Leipzig zu vertreten. Es war natürlich, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Ludwig Lange's auch ordentliches Mitglied der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften wurde. Leipzig war die letzte Station der erfolgreichen akademischen Thätigkeit Lange's. Er fand an der durch so große Philologen vertretenen Universität ein reiches Arbeitsfeld. Endlich im Herbst 1874 unternahm er die längst geplante Reise nach Italien, die für den Verfasser der römischen Alterthümer eine ganz besondere Bedeutung haben mußte. Vielleicht hatte L. sich durch Ueberanstrengung den Typhus zugezogen; leider konnte er sich nicht so schonen, wie es wohl nöthig gewesen wäre, da am 8.—9. November 1876 der Heimgang Friedrich Ritschl's ihm neue Geschäfte brachte. Die Wirksamkeit, die L. in Leipzig gefunden, sagte ihm trotz der Arbeitslast sehr zu, so daß er 1875—1880 den Höhepunkt seiner akademischen Thätigkeit erreicht hatte. Am 31. October wurde er Rector der Universität und im Sommer 1880 ernannte ihn der König von Sachsen zum Geh. Hofrath. Nach Ritschl's Tode wurde L. die Leitung des russischen Seminars angetragen, die er aber, schon mit Arbeiten überhäuft, ablehnte. Im Frühjahr 1880 konnte L. mit Befriedigung die Feier seines 25 Jahre lang verwalteten Ordinariats in der philosophischen Facultät begehen, ein Vierteljahrhundert voll von Arbeit und reich an Anerkennung lag hinter ihm. Im Frühjahr und Herbst suchte er durch Erholungsreisen seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Obwol seine Familie ihn bat, sich von seiner amtlichen Thätigkeit zurückzuziehen, so war der an Thätigkeit gewöhnte Gelehrte doch nur zu bewegen, seine Entlassung aus der Prüfungscommission zu nehmen und für das Jahr 1885 einen halbjährigen Urlaub nachzusuchen, um neue Kräfte für weiteres Wirken zu sammeln. Auf seiner Rückkehr aber erlitt er in Freiburg einen neuen Krankheitsanfall, von dem er sich in Gießen und Leipzig nicht wieder erholen sollte. Kurz vor seinem eigenen Heimgang erfuhr er noch den am 12. August 1885 in Hermsdorf bei Warmbrunn erfolgten Tod des überaus trefflichen Georg Curtius, und am 18. August desselben Jahres schloß er, von den Seinigen und von allen, die seine Verdienste um die Wissenschaft zu würdigen wußten, tief betrauert, seine Augen. Lange's Verdienste um die Alterthumswissenschaft sind erheblich. Er war es, der, wie Georg Curtius, es für eine Forderung der Wissenschaft hielt, die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft auch auf die alten Sprachen anzuwenden, die Recensionen von G. Curtius' griechischer Grammatik und des inhaltreichen Buches der griechischen Etymologie legen davon Zeugniß ab. Wie gründliche grammatische Studien L. getrieben hatte, das beweisen u. a. die beiden in den Jahren 1872 und 73 erschienenen Abhandlungen der philologisch historischen Classe der k. s. Gesellschaft der Wissenschaften über den homerischen Gebrauch der Partikel ἐι und ἐί κεν (ἄν). Lange's Hauptwerk sind entschieden die in drei Bänden schon in mehreren Auflagen in der Weidmann'schen Buchhandlung erschienenen „Römischen Alterthümer" und viele das griechische und römische Alterthum betreffende Abhandlungen und Recensionen. Ein wie fleißiger Gelehrter L. gewesen ist, ersieht man am deutlichsten aus dem dem Nekrolog Lange's von Prof. K. Joh. Neumann beigegebenen Verzeichnisse (S. 28—33) seiner Schriften. Die in zwei Bänden 1887 in Göttingen erschienenen „Kleinen Schriften" Lange's liefern den Beweis von seiner gründlichen Gelehrsamkeit.

Lothholz.

Lange: Max L., Schachschriftsteller und vielseitiger Litterat, geboren am 7. August 1832 zu Magdeburg, † am 8. December 1899 zu Leipzig, studirte seit 1852 zu Berlin, Halle, Jena und Heidelberg Mathematik, Theologie, vornehmlich aber Jurisprudenz und Philosophie, und promovirte zum Doctor in beiden letzteren Fächern. Auf den verschiedensten Feldern der Gelehrsamkeit und des Allgemeinwissens zu Hause, paßte L. so recht zum Mitleiter eines Instituts, wie es Otto Spamer's Verlag in Leipzig war, als dessen Mitinhaber, dann Haupt L., des Namensträgers Schwiegersohn geworden, jahrelang eine ausgedehnte und erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet hat. So hat er auch zwei weitverbreitete Verlagsartikel der Buchhandlung Spamer herausgegeben: „Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute" (1864—82) und „Die Welt der Jugend" (1865 ff.), betheiligte sich übrigens auch energisch an der Redaction von Spamer's umfänglichsten und breitest angelegten Unternehmen, dem „Buch der Erfindungen" und dem „Illustrirten Conversationslexikon". Außerdem veröffentlichte er auf Grund eindringlicher Studien „Kritik des geistigen Eigenthums" (1858) und eine „Neue Denklehre" (1889), dagegen mehr populären Zwecken dienstbar die Lebensbilder „Abraham Lincoln" (1866) und „Kaiser Wilhelm der Große" (1888), mit letzterer Titular unmittelbar nach des Herrschergreises Tode das spätere officielle Prädicat vorwegnehmend. Dem großen, weit ausgreifenden „Kaufmännischen Verein zu Leipzig", als dessen erster Vorsitzender er lange Jahre geschickt waltete, widmete er eine so betitelte Monographie zum Viertelsäculum (1888). Besonders aber erwarb er Namen und Ehre in der Schachwelt. Lange's Thätigkeit als Spielpraktiker, als Analytiker und Historiker des Schachs reichte gleich ausgezeichnet gerade über die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Schon 1849 gründete er die „Magdeburger Schachzeitung", die er mehrere Jahre redigirte. Seine „Kritik der Eröffnungen" (1855) war für die moderne Analyse bahnbrechend. Es folgten ein „Lehrbuch des Schachspiels" (1856, 2. Aufl. 1865), in mehrere Sprachen übersetzt, „Sammlung neuer Schachpartien" (1857), „Handbuch der Schachaufgaben" (1862), „Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition" (1865), die ausgezeichnete Schrift „Paul Morphy. Skizze aus der Schachwelt" (1859, 1881, 1894 aufgelegt), die in aller Freunde Händen ist, „Der Meister im Schachspiel" (1881). 1858—68 redigirte L. hingebungsvoll das publicistische Hauptorgan, die „Deutsche Schachzeitung". Er erntete mit dieser litterarischen Vertretung des Schachwesens ebenso allgemeine Anerkennung wie in der Funktion als „Verwalter" des „Deutschen Schachbundes", die er, wol mehr für bittere als für frohe Stunden, noch 1894 nach Zwanzig's Tode selbstlos auf seine Schultern nahm. Ein Nervenleiden, das 1896 den sonst zähen und ausdauernden Mann ergriff, fand in südlichen Curorten keine Linderung, warf aber auf die Führung der Bundesgeschäfte seinen Schatten. Das Schachspiel verlor mit L. und dem kurz vorher geschiedenen v. Heydebrand und der Lasa mächtigste Stützen und begeistertste Förderer, die deutsche Schachlitteratur in L. einen ihrer Väter und berufensten Vertreter. Die „Illustrirte Zeitung", deren Schachrubrik L. von K. J. S. Portius' (1797—1862) Tode bis zu Rich. Mangelsdorf's Redactionsübernahme, von Mai bis Ende 1862 geleitet hat, sagt, bei ihrem Rückblick gelegentlich ihrer 3000. Aufgabe, Nr. 3203 (17. November 1904), S. 739, daß dieser „große Schachtheoretiker, einer der geistreichsten und fruchtbarsten Schachschriftsteller", auf allen Gebieten des Schachspiels eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt habe, und hebt „von seinen zahlreichen Werken hier nur das ‚Handbuch der Schachaufgaben' und ‚Paul Morphy. Skizze aus der Schachwelt' als besonders werthvolle Arbeiten" hervor.

Nachrufe in allen deutschen Schachjournalen und vielen Tagesblättern (z. B. „Leipziger Tageblatt" v. 10. Decbr., „Münchn. Neust. Nachr." v. 17. Decbr. 1899). — Nekrolog mit Bild Nr. 2946 der „Illustrirt. Ztg.", S. 835 u. 847. — Lebensskizze Meyer's Conversationslex. X, 1055 (ausführlicher Spamer's Illustrt. Convers.-Lex. s. v.), wo die Bibliographie nur die Schachschriften nennt; diese ist auch unvollständig in Kürschner's Dtsch. Litteraturkaldr. s. v. (noch brauchbar in dess. Jhrgg. XII u. XIII), wo auch L.'s Pseudonyme Mac Gleans und Max Godeck stehen. Anonymer Auszug Bettelheim's aus Gottschall's ausführl. Artikel, Biogr. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog IV, 189. — Leipziger Erinnerungen des Unterzeichneten.

Ludwig Fränkel.

Lange: Wichard L., Schulmann, † am 10. Januar 1884. — Friedrich Wichard L. war am 20. Mai 1826 in Krampfer bei Perleberg, Kreis Westprignitz, geboren. Sein Vater, Joachim Lange, war Schafmeister auf dem dortigen von Möllendorf'schen Rittergute, ein Autodidakt, der seine geringe Schulbildung in achtungswerthem Fleiße noch beim Hüten seiner Herde wesentlich zu ergänzen verstanden hatte. Strickend hinter seinen Schafen, dichtete er zur Zeit der Erhebung Preußens 1813—15 patriotische Lieder, die sich durch markige Sprache ausgezeichnet haben sollen. Auch die Mutter wird als tüchtige Frau von ungewöhnlicher Schärfe des Urtheiles, Kraft des Willens und von seltener Aufopferungsfähigkeit bezeichnet. Früh erwachte in dem begabten Knaben der Trieb zum Lernen und zum Lehren. Der Ortslehrer, Kantor Möhring, bereitete ihn mit anderen Knaben so weit vor, daß er nach absolvirter Volksschule in die Präparandenanstalt zu Pritzwalk, Ostprignitz, aufgenommen werden konnte, von wo er 1844 zu dreijährigem Besuche in das von Diesterweg geleitete Seminar für Stadtschulen zu Berlin überging. Hier knüpfte sich bald ein engeres Band zwischen Lehrer und Schüler, das bis zu Diesterweg's Tode (1866) sich bewährte. Der Meister wies dem jungen L. mehrfach Privatunterricht in Berliner Familien zu und erwählte ihn nach absolvirtem Seminarcursus zum Hülfslehrer der Anstalt. Im Seminar wandte der strebsame Jüngling sein Interesse besonders der Mathematik, Physik und Geographie zu. Auch hörte er nebenher Vorlesungen an der Universität, z. B. Physik bei Magnus. Diesterweg's Empfehlung brachte L. auch Ostern 1848 nach Hamburg, wo dieser fortan die Stätte langjähriger erfolgreicher Thätigkeit als Lehrer und Erzieher fand. Er wurde dort zuerst Lehrer an der höheren Bürgerschule von Dr. Alexander Detmer. Er gewann bald Ansehen und Vertrauen. Auf Veranlassung und mit Beihülfe des hamburgischen Fabrikherren Friedrich Traun und seiner Frau unternahm er 1849 eine Studienreise nach England, Belgien und den Rheinlanden, um Erfahrungen für eine Schule zu sammeln, die Herr und Frau Traun für die Kinder der Arbeiter des Geschäftes H. C. Meyer, an dem sie betheiligt waren, planten. Die Absicht, auch Paris zu besuchen, mußte L. der dort herrschenden Cholera wegen aufgeben. Heimgekehrt, erfuhr er, daß seine Gönner den alten Plan aufgegeben und Friedrich Fröbel nach Hamburg eingeladen hatten, um mit dessen Beirath eine Anstalt für das vorschulpflichtige Alter zu begründen. Enttäuscht trat er nun in sein altes Verhältniß an der Detmer'schen Schule zurück und bekämpfte anfangs in den Berathungen über das Projekt, zu denen man ihn einlud, Fröbel's Gedanken. Indeß traf er bei einer dieser Gelegenheiten mit Alwina Middendorff, der Tochter von Fröbel's Mitarbeiter Wilhelm Middendorff (1793—1854), zusammen, die den ersten von Frau Doris Lütkens, geb. v. Cossel, eingerichteten Kindergarten Hamburgs leitete, und wurde durch sie bald mit Fröbel näher bekannt. Rasch vollzog sich nun die

Wandlung seiner Ansichten, aus der er als Anhänger Fröbel's und als Bräutigam Alwina's hervorging. Das Weihnachtsfest 1849 verlebte das Brautpaar in Keilhau, wo L. vollends in den dortigen Fröbel'schen Kreis sich einlebte. Er war bereit, dort als Mitarbeiter einzutreten. Allein dieser Plan zerschlug sich, besonders, wie es scheint, durch den Widerspruch Barop's, des Vetters seiner Alwina. — So galt es, in Hamburg für den neuen Haushalt eine festere Grundlage zu schaffen. Sie fand sich, indem L., der inzwischen auch die Doctorwürde erlangt hatte, zu Ostern 1851 die Concession für die Leitung einer höheren Knabenschule erhielt und durch Traun's vertrauensvolles Entgegenkommen in Stand gesetzt wurde, alles zur rechtzeitigen Eröffnung seiner „Realschule" vorzubereiten. In den Osterferien fand in Keilhau die Hochzeit statt. So war denn in zwiefacher Hinsicht Lange's Lebensglück begründet. Die Gattin bewährte sich in zweiunddreißigjähriger Ehe als treue, auch für das Berufswirken ihres Mannes verständnißvolle Gehülfin, die vortrefflich vor allem auch seine sanguinische Reizbarkeit gegenüber unliebsamen Erfahrungen zu mäßigen und zu mildern wußte. Ueberdies gewann er durch sie an ihrem Vater für die ersten Jahre seines schweren Unternehmens neben dem allzeit getreuen Lehrer Diesterweg einen zweiten väterlichen Berather. Die Schule gedieh und stand bald in der ersten Reihe der höheren Privatschulen, denen in Hamburg dazumal noch das ganze weite Gebiet außerhalb der gelehrten Schule (Johanneum) und des Realgymnasiums (seit 1834) überlassen war. Lange's Bemühen, seine Anstalt ganz im Geiste Pestalozzi's und Diesterweg's als Lehr- und Erziehungsanstalt zugleich zu organisiren, war um so verdienstlicher, da er die meist in sehr jugendlichem Alter eintretenden Gehülfen bei dem Mangel einer geregelten Vorbildung in Hamburg sich oft erst selbst didaktisch und pädagogisch erziehen mußte. Eine ganze Reihe tüchtiger Schulmänner ist auf diese Weise durch L. vorgebildet worden, die in ihm ihren Meister und ihr Vorbild verehrten und noch verehren. Zeitweilig war mit der Realschule auch eine gelehrte Abtheilung verbunden, die für die oberen Gymnasialclassen vorbereitete. Es genüge, vorab zu bemerken, daß er seine Anstalt auch da auf der Höhe zu erhalten verstand, als nach 1866 und 70 in Hamburg eine straffere Ordnung des Schulwesens eintrat und mit dem preußischen Berechtigungswesen höhere Ansprüche an die Vorbildung der Lehrer geltend wurden. Vor allem bewahrte L. selbst jederzeit den Ruf eines ausgezeichneten, anregenden Lehrers. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht auf den engeren Umkreis seiner Schule. Am Vereinsleben der Hamburger Lehrerwelt betheiligte L. sich besonders als Mitglied des schulwissenschaftlichen Bildungsvereines, in dem seine gründlichen, lehrreichen und anregenden Vorträge stets gern gehört wurden. Oefter ließ er sich auch im Hamburger Schulblatte, dem Organe des genannten Vereines, vernehmen, und wie als Redner, so zeigte er auch als Schriftsteller große Gewandtheit der Form. Das Ansehen, das er sich in weitem Umkreise erwarb, führte 1859 zu seiner Wahl in die Bürgerschaft, der er von da bis 1865 und nochmals von 1874 bis zu seinem Tode angehörte, auch in dieser Körperschaft ein geachtetes Mitglied und ein wirksamer Redner. In die Jahre seiner früheren Zugehörigkeit zu ihr fielen die ersten Verhandlungen über die gesetzliche Regelung des Schul- und Schulaufsichtswesens in Hamburg. L. betheiligte sich rege an den darauf bezüglichen Debatten und gehörte seit 1864 dem bürgerschaftlichen Ausschusse an, der den von der damaligen, provisorischen Oberschulbehörde vorgelegten Entwurf des Schulgesetzes zu begutachten hatte. Er war zwar überzeugt von der Nothwendigkeit festerer Ordnungen auf diesem Gebiete und thatkräftigen Eintretens

von Stadt und Staat, besonders für die allgemeine Volksbildung. Wie von einem Schüler Diesterweg's zu erwarten, wollte er aber der Freiheit und Freiwilligkeit nicht mehr vergeben als durchaus nöthig war. Daß er ein Gegner des mit der allgemeinen Heerespflicht in Hamburg einziehenden Berechtigungswesens und, wenigstens später, ein Freund der allgemeinen Volksschule war, bedarf kaum des Wortes. Als die gesetzliche Regelung des Schulwesens 1870 ins Leben getreten war, wurde L. von der Lehrerschaft (1873) in die Oberschulbehörde gewählt und kam dadurch wieder in die Bürgerschaft, die ihn 1880 in den Bürgerausschuß wählte. In der Oberschulbehörde gehörte er der II. Section (für das höhere Schulwesen) an. Sein politischer wie sein pädagogischer Standpunkt war in allen Hauptfragen der freisinnige seines Lehrers Diesterweg. In der Bürgerschaft hielt er sich zur sog. linken Fraction, jedoch ohne seine persönliche Ueberzeugung in einzelnen Fragen der Parteidisciplin zu opfern. Auch als Freimaurer hat er diese Gesinnung — nach dem am Grabe gesprochenen Nachrufe — durch lange und segensreiche Thätigkeit als Leiter an erster Stelle bewährt und bei den Brüdern des Ordens gepflegt. Endlich war sein Blick keineswegs auf Hamburg, das ihm ganz zur Heimath geworden, beschränkt. Der Einheit und Größe wie der freiheitlichen Entwicklung Deutschlands galt seine volle Liebe, und warm trat er stets für seine Idee der deutschen Nationalschule in Schrift und Wort ein. Dies besonders auf den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, deren treuer Besucher er war, und deren große Scharen er durch sein lebhaftes Auftreten und durch seine zündende, durch Humor und Satire gewürzte, für manche Hörer freilich allzu wortreiche und pathetische Beredsamkeit oft und zuletzt noch 1883 in Bremen hinzureißen verstand. — Auf einen weiten Umkreis wirkte L. endlich auch als Schriftsteller. Nach Diesterweg's Tode (1866) übernahm er die Leitung von dessen 1827 begründeter Zeitschrift „Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht“ (Frankfurt a. M. bei Moritz Diesterweg) und gewann damit ein Organ, durch das er manche seiner kleineren fleißigen Arbeiten veröffentlichen konnte. Außerdem besorgte L. die 2. Auflage der pädagogischen Schriften Friedrich Fröbel's (1874), sowie die Neuherausgabe der Bücher seines verstorbenen Freundes Karl Schmidt: „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts“ (3. u. 4. Aufl., diese Köthen 1883) und „Geschichte der Pädagogik“ (4 Bde., 3. Aufl. 1873—76).

Lange's Lebensende war tragisch und erweckte nah und fern lebhafteste Theilnahme. Am 4. December 1882 verlor er seine treusorgende Gattin, die nach eigenem Bekenntnisse und nach dem Zeugnisse seiner Freunde sein guter Engel und Schutzgeist gewesen war. Seiner tiefen Trauer und seinem heißen Danke gegen die Geschiedene gab der Wittwer ergreifenden Ausdruck in einem Aufsatze der Rheinischen Blätter (1883, S. 99 ff.). Er fand die Ruhe des Gemüthes und das Gleichgewicht des Geistes nicht wieder nach diesem erschütternden Verluste. Dazu kam ein übles Gerede gegen seine Anstalt, in der Unregelmäßigkeiten bei der Schlußprüfung vorgekommen sein sollten, an denen mindestens der Director völlig unbetheiligt war. Das war zuviel für die seit je reizbaren und jetzt aufs äußerste erregten Nerven des kranken Mannes. Statt dem im Finstern schleichenden Feinde mit festem Blicke gegenüberzutreten, suchte und fand er am 10. Januar 1884 freiwillig den Tod in einem Zuflusse der Alster. Allgemeine Bewegung und wärmste Theilnahme an diesem beklagenswerthen Ausgange des beliebten und geachteten Mannes gab sich kund. Der Vorsitzer der Bürgerschaft sagte im Beginne der nächsten Sitzung: „Es ist meine Pflicht, dessen zu gedenken, was L. zu einem hervorragenden Mitgliede dieser Versammlung gemacht hat, der mannhaften Kraft,

mit der er seiner Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, der Freimüthigkeit seines Wortes, mit der er oft genug die Versammlung hinzureißen wußte, und die uns noch oft ihn entbehren lassen werden. Wir werden ihn deshalb stets in Ehren halten!" Nach den Tagesblättern war ein größeres Gefolge und ein feierlicheres Begängniß geraume Zeit in Hamburg nicht gesehen, als das Wichard Lange's am 13. Januar 1884. — Es gibt einen versöhnlichen Abschluß, daß, wie das Andenken Lange's unversehrt aus dieser tragischen Krisis hervorging, so sein eigenstes Lebenswerk, die Realschule, noch heute unter der Leitung seines Sohnes Dr. Wichard Lange blüht.

Außer verschiedenen Nekrologen, besonders von Halben in den Rhein. Blättern (1884, III) und handschriftlichen Aufzeichnungen von C. Rud. Schnitger (Eigenthum des Schulwissensch. Bildungsvereines in Hamburg) mehrfache Privatmittheilungen aus Hamburg. Sander.

Langenbeck: Bernhard von L., wurde (nach dem Padingbütteler Kirchenbuch) am 8. November 1810 in Padingbüttel geboren als Sohn des Predigers Georg Langenbeck. Nach Beendigung seiner Studien in Göttingen, wo sein Oheim Martin Professor der Anatomie und Chirurgie war (s. A. D. B. XVII, 664), machte er Reisen nach Frankreich und England und habilitirte sich im J. 1836 in Göttingen als Privatdocent für Physiologie, übte gleichzeitig aber auch speciell chirurgische Praxis aus. Bald zum Extraordinarius ernannt, kam er sechs Jahre später nach Kiel als Ordinarius für Chirurgie, und wieder sechs Jahre später, 1848, wurde er nach Berlin berufen als Nachfolger des großen Meisters Dieffenbach. Hier war er bis zum Jahre 1882 thätig. Da zog er sich von seiner akademischen Thätigkeit zurück, siedelte nach Wiesbaden über, wo er am 29. September 1887 starb. Langenbeck's Wirksamkeit ist eine außerordentlich intensive gewesen. Als Lehrer fesselte er große Scharen von Zuhörern durch die logische Begründung seiner Darlegungen und durch die reiche Erfahrung, als Operateur war er glänzend, sicher und schnell, als Arzt zeigte er im Verkehr mit den Kranken eine ungemeine Güte, Herzlichkeit und Geduld. Eine große Reihe von Methoden, die bis auf den heutigen Tag viel Anwendung finden, tragen seinen Namen, der subperiostalen und subsynovialen Gelenkresection hat er in Deutschland ein Feld erobert. Mancher anderen Operation, wie z. B. der Uranoplastik, hat er erst die Form gegeben, die sie zu einer leistungsfähigen, so leistungsfähigen machte, daß sie überall verwendet wird. Auch auf die Kriegschirurgie war er von großem Einfluß, hatte er doch in vier Feldzügen (1848, 1864, 1866, 1870) als preußischer Generalarzt reiche Gelegenheit, zahlreiche Erfahrungen zu sammeln. L. war aber weit entfernt davon, bloß ein Meister der Technik zu sein, im Gegentheil, strengste Wissenschaftlichkeit, tiefes Eindringen in die wissenschaftlichen Probleme zeichnete ihn aus. L. war der erste Präsident der deutschen Gesellschaft für Chirurgie und blieb dies viele Jahre.

Vgl. v. Bergmann, Zur Erinnerung an B. v. Langenbeck, 1888.

H.

Langenscheidt: Johann Ludwig August L., Professor und Begründer der jetzt noch bestehenden Firma Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin. Derselbe bildet als Mensch, Geschäftsmann, Gelehrter und Arbeitskraft eine so eigenartige und seltene Erscheinung im Buchhandel, wie ihr nur wenige an die Seite gestellt werden können. Mögen die vorübergehenden Erfolge anderer glänzender gewesen sein —, der Segen dieses arbeitsreichen Lebens, das so vielen Tausenden zugute kam, hat nicht aufgehört, das Gute, das er, ein guter Mensch, vollbracht, wird fortleben bis in die fernste Zeit,

und so wird der Name, den der Entschlafene zu hohen Ehren und zu hohem Ansehen gebracht hat, wie sein Andenken unvergänglich sein.

Er wurde geboren am 21. October 1832 zu Berlin als Sproß eines seit dem 17. Jahrhundert daselbst ansässigen, aus Westfalen stammenden Bürgergeschlechts. Anfänglich für den kaufmännischen Beruf bestimmt, verließ er nach beendigter Lehrzeit diese Laufbahn und machte — angeregt durch die Lectüre Seume's — zu seiner Ausbildung eine über 1000 Meilen umfassende Fußreise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien mit einem seinen damaligen bescheidenen Verhältnissen entsprechenden Reisegeld von täglich „acht guten Groschen". Während dieser etwa ein Jahr umfassenden Wanderzeit vervollkommnete er u. a. seine Fertigkeit im Gebrauch des Französischen, und nach seiner Rückkehr kam er auf den Gedanken, seinen Landsleuten zur Erlernung dieser wichtigen Cultursprache eine Unterrichtsweise zu schaffen, die, wo nöthig, den Lehrer entbehrlich machen könnte. Noch während seiner Dienstzeit beim Militär ging er an die Ausführung dieser Idee, und nach vierjähriger Nachtarbeit (die Tagesstunden mußten größtentheils anderen Zwecken dienen) gab er seine heute der ganzen Welt bekannten „Unterrichtsbriefe zur Erlernung der französischen Sprache" heraus. Trotz beschränkter Mittel und trotz vielfacher Anfeindung führte er die schwierige Drucklegung des Werkes mit eisernem Fleiße und zielbewußter Zähigkeit durch und wurde, da es ihm nicht gelingen wollte, einen Verleger für seine Arbeit zu erwärmen — Dr. Parthey z. B. (Nikolai'sche Buchhandlung) gab dem Suchenden das eingesandte Manuscript mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Das ist meine Antwort!" — im J. 1856, in seinem 24. Lebensjahre, sein eigener Verleger.

Somit verdankte L. die Richtung und den Erfolg seines Lebens ganz sich selbst. Das edle Streben, nützlich zu sein und zu wirken, beizutragen zum allgemeinen Fortschritt, wurde das Glück seines Lebens.

Die günstige Aufnahme, welche die Unterrichtsmethode in dem lernlustigen Deutschland nach und nach fand, setzte ihren Urheber in die Lage, sie auf die englische Sprache auszudehnen. Für die Herstellung jedes der beiden Werke galt als Grundsatz die Mitwirkung von Vertretern beider betreffenden Nationalitäten. Für die französischen Briefe hatte er in seinem Freund und Lehrer, dem zu Berlin lebenden Professor Toussaint, eine treffliche Unterstützung gewonnen; für die englischen fand er sie in Professor Henry Lloyd und Professor Dr. v. Dalen, Lehrern an der königlich preußischen Cadettenanstalt zu Berlin. Diesen Männern, sowie seinem verewigten Freunde und Gönner Professor Dr. Herrig (Vorsitzenden der Berliner Gesellschaft für das Studium neuerer Sprachen) hat L. viel zu verdanken, ebenso den Autoren, welche die später nothwendig gewordene Ausdehnung der Toussaint-Langenscheidt'schen Methode auf anderweitige Gebiete, wie Wörterbücher 2c., förderten. Auch diese sind L. sämmtlich liebe Freunde geworden. Namen wie Professor Dr. Hoppe in Berlin, Prof. Dr. Muret in Berlin, Prof. Dr. Sachs in Brandenburg, Prof. Dr. Schmitz in Greifswald, Prof. Dr. Sanders in Strelitz, Prof. Dr. Villatte in Neustrelitz bilden eine Zierde des Katalogs der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung.

Jung verheiratet, fand er in seiner Gattin nicht nur eine wichtige und treue Stütze, sondern auch eine unermüdliche und eifrige Mitarbeiterin, welche ihm in den ersten bescheidenen Anfängen seines Unternehmens mit allen Kräften zur Seite stand. Wie er in seiner Gattin die liebevollste und aufopferndste Lebensgefährtin und Mutter seiner Kinder hatte, so zeigte sich das Verhältniß zu seinem (Halb-)Bruder J. C. F. Schwarze in Berlin, der in wohl beispielloser Weise dem jüngeren Bruder seine Bruderliebe bethätigte,

als ein ideal schönes. Im ganzen Leben stand dem zu sehr raschen und kurzen Entschlüssen geneigten L. der bedächtige, weitersehende, kaufmännische Blick des rathenden älteren Bruders zur Seite, und nicht nur der Rath, sondern auch die helfende That.

Das jähe Ableben seines Bruders in voller Rüstigkeit und ohne vorhergegangene Krankheit war der letzte Schmerz, der L. traf, und mag wohl sein eigenes, neun Wochen später erfolgtes Hinscheiden beschleunigt haben.

L. war eine durchaus eigenartige Erscheinung, der echte Typus „self made man" im edelsten Sinne des Wortes. Man möchte sich zu dem Ausspruche geneigt fühlen: er sei unter einem glücklichen Sterne geboren, denn alles, was er anfaßte, wurde von Erfolg gekrönt, alles, was er nach dem Grundsatze: „Erst wägen, dann wagen" anfing, setzte er durch und vollendete er. Aber wer sein Zusammenhalten aller Kräfte und Vortheile, seine wunderbare Ausnutzung der Zeit, seine außerordentliche Beschlagenheit auf allen Gebieten, seine scharfe Beurtheilungskraft von Leuten und Verhältnissen, seine Einfachheit, seinen braven, goldechten Charakter, seine Menschenfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit, seine edle Gesinnung, die Fülle seiner väterlichen Liebe, seine mit dem Streben nach Vereinsamung seltsam gepaarte Leutseligkeit kennen zu lernen das Glück hatte, der trug die Ueberzeugung mit sich hinweg, daß er einen wirklich seltenen Menschen gesehen habe, einen Mann, der weniger dem Glück als dem eigenen Fleiße, der persönlichen Tüchtigkeit und Charakterstärke die großen Erfolge in geistiger und materieller Hinsicht zu danken hatte, die von ihm errungen worden sind. Aber niemand scheint ewig die Sonne — Herzeleid und Ungemach sind auch an ihn herangetreten, und eine infolgedessen etwas zugeknöpfte Außenseite Langenscheidt's hat vielleicht verschiedene Urtheile erzeugt.

Jeder, dem es vergönnt gewesen ist, dem Dahingeschiedenen bei seiner rastlosen Thätigkeit einmal zur Seite zu stehen, wird die Erfahrung gemacht haben, daß der Verstorbene in gleicher Weise, wie er an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, auch ebenso von seinen Mitarbeitern Freude am Schaffen und Wirken beanspruchte. Jedes ehrliche Streben fand seine gerechte Anerkennung und Belohnung nicht allein mit Worten, sondern auch durch die That.

Nach und nach wuchs die Beliebtheit der Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsmethode, welche außer der Kenntniß der fremden Sprachen auch die Kenntniß der Muttersprache in hohem Grade fördert, von Jahr zu Jahr in einer Weise, wie sie L. in der Anfangszeit seines Schaffens wol selbst nicht geahnt haben mag, und mit voller Berechtigung darf man heute sagen, daß überall, wo Deutsche leben, der Name L. und der Begriff Selbstunterricht einander decken.

Der Werth der Unterrichtsbriefe liegt in dem von L. erfundenen System der Aussprachebezeichnung. Es ist das einzige System, nach dem sich ein Schüler eine correcte Aussprache angewöhnen kann, ohne mündlichen Unterricht zu erhalten. Um dieses System weiter auszunutzen, entwarf L. den Plan zu dem großen, in der internationalen Lexikographie einzig dastehenden „Encyklopädischen Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache" von Sachs-Vilatte. Dieses Werk ist ein Unikum in seiner Art, zu dessen Ausführung eben nur ein L. die Arbeitskraft, Ausdauer und Befähigung hatte. Die Herstellung dieses Werkes kam auf über 400 000 Mark zu stehen. Schon seine Ankündigung und die erste Lieferung im J. 1868 mußte die freudigste Ueberraschung und die gespannteste Erwartung unter den Studirenden der neueren Sprachen erregen; als aber diese Erwartung mit jeder neuen Lieferung auf das beste befriedigt wurde und das ganze im Spätsommer 1873 mit der

21. Lieferung, ganz nach den eingegangenen Versprechungen, in lückenloser Vollständigkeit vorlag, konnte man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß man hier ein Werk von ungewöhnlichem Verdienste vor sich hatte. Bietet es doch nicht nur das vollständigste Verzeichniß des französischen Wortschatzes, welches überhaupt existirt, es enthält auch die bündigste Verdeutschung und alle für den Deutschen nur immer mögliche und wünschenswerthe Erklärung und Erläuterung dieses Wortschatzes auf dem möglichst geringen Raume und zu einem unverhältnißmäßig billigen Preise. Kurz, es stellte sich dar als ein Wörterbuch, welches in Hinsicht auf Reichhaltigkeit des Inhaltes, Uebersichtlichkeit der Anordnung, Correctheit des Druckes und Schönheit der Ausstattung alles Dagewesene weit hinter sich ließ.

Wer einen tieferen Einblick in die typographischen Werkstätten gehabt hat, kann die Genialität und die Ausdauer Langenscheidt's nicht genug bewundern, mit welchen er die schwierige Aufgabe, die Forderungen der Lexikographie und der Typographie zu einem harmonischen, das Herz des Typographen erwärmenden Ganzen zu fügen, glücklich löste. Hiermit reihte sich L. den hochragenden Säulen wissenschaftlich und technisch gleich gebildeter Typographen an, von welchen namentlich die Geschichte der Buchdruckerkunst im Mittelalter erzählt und zu denen alle mit Verehrung emporblicken.

Bei jedem Titelworte des Sachs-Villatte ist die Aussprachebezeichnung nach dem Langenscheidt'schen System angegeben, und um diese festzustellen, ließ L. die einzelnen Wörter von vier aus verschiedenen Provinzen Frankreichs stammenden Franzosen vorsprechen, und vier aus verschiedenen Gegenden Deutschlands stammende Deutsche hatten dann nach ihrem Gehör die Aussprache festzustellen. Bei der Drucklegung dieses Werkes wurde mit einer ganz außerordentlichen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit verfahren. Der Umfang und die Vielseitigkeit dieses, das ganze menschliche Wissen berührenden Werkes würden wol ein halbes Jahrhundert erfordert haben, hätte eine menschliche Kraft auch der Drucklegung ganz allein vorstehen sollen. Es fanden sich nun fünf Fachgelehrte beider Nationalitäten (die Herren Prof. Dr. v. Dalen, Prof. Dr. Malm, Prof. Dr. Muret, Dr. v. Muyden und Prof. Pariselle, alle in Berlin), welche dem Verfasser durch Uebernahme theils der zweiten, theils der dritten und vierten Correctur zur Seite standen. Vier Litteraten beider Nationalitäten widmeten ihre Kräfte unausgesetzt der typographischen Correctheit des Wörterbuches in der Druckerei selbst. Im ganzen passirte der Satz, ehe der Verfasser seine Druckerlaubniß ertheilte, eine achtzehnfache Durchsicht und Prüfung, da jede der ersten, zweiten, dritten und vierten Correcturen von vier oder fünf verschiedenen Correctoren nacheinander gelesen wurde.

In seiner Schlußbemerkung zu dem Wörterbuche durfte denn L. im Hinblick auf die riesigen Anstrengungen, welche die Herstellung des Werkes verlangt hatte, sagen: „Im allgemeinen müssen wir die paradox erscheinende, darum aber nicht weniger wahre Behauptung aufstellen, daß derartige Werke schwerlich das Licht der Welt erblicken würden, wenn jeder Autor von vornherein wüßte, welche Herkulesarbeit er unternimmt, will er ernstlich einen Fortschritt erzielen, und nicht einfach der Aus- und Abschreiber des Vorhandenen sein. Ebenso wenig aber würden Lexika dieser Natur einen seine Aufgabe ernst und gewissenhaft nehmenden Verleger finden, wenn dieser wüßte, was es heißt, derartige Werke ‚correct' auf Druckpapier zu bringen. In der Regel werden solche Werke wol nur vollendet, weil sie angefangen worden sind, die litterarische Ehre engagirt ist, Jahre voller Mühe und vorbereitender Arbeit vergingen, ehe die ganze Aufgabe zu übersehen war, und weil alle mit derartigen Unternehmen verbundenen Umstände und Kosten eisern und un-

erbittlich die Vollendung erheischen. Diese aber wird vom Autor und Verleger wol in der Regel nur durch übermenschliche Anstrengung, durch Entsagung der Freuden des Lebens und der Familie erkauft. Von jener Muße und Behaglichkeit, welche aus der Arbeit einen Genuß macht, kann hier keine Rede sein — sonst würde die Arbeit die Dauer eines Menschenlebens erfordern und der Anfang vor Vollendung des Schlusses veraltet sein."

Ein Parallelwerk zu diesem berühmten Wörterbuche von Prof. Dr. Karl Sachs und Dr. Césaire Villatte bildet das „Encyklopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" von Prof. Dr. Ed. Muret und Prof. Dr. D. Sanders. Nicht weniger als 20 Jahre Arbeit wurden auf die Herstellung des Manuscripts für den englisch-deutschen Theil durch Herrn Prof. Muret aufgewendet. Die erschienenen Lieferungen zeigten denn auch, daß hier ein Werk geboten wurde von derselben phänomenalen Reichhaltigkeit und Gewissenhaftigkeit, die das Sachs-Vilatte'sche Wörterbuch auszeichnen. Interessant ist es, die Entstehung dieses Werkes und dessen Drucklegung zu verfolgen. Das Originalmanuscript umfaßte 8000 engbeschriebene Blätter. Es sollte bereits 1890 zum Drucke gelangen: — da stellte sich die Nothwendigkeit einer Umarbeitung heraus, weil inzwischen das „Century-Dictionary" in Amerika erschienen war, welches, in großartigem Maßstabe angelegt, das vollständigste Wörterbuch der englischen Sprache bildet. Getreu seinem Grundsatze, das menschenmöglich Vollkommenste zu bieten, vereinigte Professor L. einen Stab von sprachwissenschaftlich gebildeten Mitarbeitern, welche unter Heranziehung aller bis dahin erschienenen Hülfsmittel das Manuscript einer gründlichen Durchsicht und Umarbeitung unterzogen.

Je nach der Individualität der Mitarbeiter oder auch in Beobachtung technischer Rücksichten erfolgte die Vertheilung des Manuscripts. Jeder erhielt zur Zeit 40 Seiten und überarbeitete diese nach allen denjenigen Gesichtspunkten, welche durch einen die Einheitlichkeit der Leistungen sichernden „Leitfaden" sowie durch einen ausführlichen Arbeitsplan festgelegt wurden. Das aus den Händen der verschiedenen Mitarbeiter hervorgegangene Manuscript erhielt der Autor zur Durchsicht. Die gemachten Aenderungen und Zusätze wurden sorgsam von ihm geprüft, und wo es nöthig war, wurde die redactionelle Fassung dem Gesammtcharakter besser, als etwa geschehen, angepaßt. So erscheint das Buch trotz der vielköpfigen Mitarbeit wie aus einem Guſſe.

Mit gleicher Gewissenhaftigkeit wurde die Drucklegung besorgt. Die gröbsten Satzfehler wurden in einer Vorcorrectur berichtigt, dann folgte eine sorgfältige Hauscorrectur, bei der alle Eigennamen, Jahreszahlen, Hinweise &c. nachgeschlagen und verglichen wurden. Diese Hauscorrecturen wurden auf gelbem Papier abgezogen; außerdem wurden noch Abzüge auf weißem Papier gemacht, die an einen großen Kreis auswärtiger Mitleser — Sprachgelehrte deutscher, englischer und amerikanischer Nationalität — versandt wurden. Das eingegangene Correcturenmaterial wurde nun genau geprüft und dasjenige, was eine Verbesserung oder Bereicherung des Werkes herbeiführte, auf das oben erwähnte, schon durch zwei Hände gegangene gelbe Exemplar der Hauscorrectur übertragen. Die so vorbereitete erste Correctur ging nun an den Autor, welchem die Aufgabe oblag, jede Einzeichnung zu prüfen. Der Autor corrigirte mit rother Tinte, und jeder Corrector benutzte, um die Controlle zu ermöglichen, eine andersfarbige Tinte. Dieses Sammelsurium sah deshalb wol mehr wie eine Landkarte als wie eine gewöhnliche Druckcorrectur aus.

Nachdem der Setzer die angezeichneten Correcturen vorgenommen hatte, wiederholten sich für die zweite Correctur dieselben Manipulationen, die bereits geschildert sind. Auswärtige Leser erhielten weiße Abzüge, auf denen sie ihre

Bemerkungen auszeichneten, und die dann auf den in der Druckerei verbleibenden gelben Abzug übertragen wurden. Nach Erledigung dieser zweiten Correctur erfolgte die Revision. Diese unterschied sich von den Correcturen nur dadurch, das dafür je 12 Spalten, zu 4 Seiten umbrochen, abgezogen wurden; auch diese Revision ging wiederum durch die Hände mehrerer Leser. Schließlich wurden die genau revidirten Seiten stereotypirt.

Wie gewissenhaft es die Verlagsbuchhandlung mit der Drucklegung nimmt, beweist die Correcturkostenaufstellung über eine Lieferung (die siebente) des Muret; man findet da folgende Ausgaben aufgezeichnet:

Correcturen auf dem Blei	Mk.	979.10,
Plattencorrecturen.	=	5.—,
Gehälter für 5 Hauscorrectoren, 2 Monate . .	=	2000.—,
Prämien	=	65.—,
Correctur-Honorar für auswärtige Leser . . .	=	700.—,
Portokosten der Correcturen-Versendungen . . .	=	20.—,
	Sa. Mk.	3769.10.

Man bedenke: allein die Correcturkosten für nur 104 Seiten des Wörterbuches betragen 3769 Mk.

In der Zeit vom December 1888, wo die vorbereitenden Arbeiten zur Drucklegung des Muret begannen, bis zum Februar 1891, wo die Ausgabe der 1. Lieferung erfolgte, beliefen sich die Kosten auf 35 220 Mk. Das Unternehmen erforderte bis zum Ende des Jahres 1894 (bis Lfg. 24 inkl.) 290 865 Mk., so daß die Kosten des Muret die des Sachs-Villatte noch übersteigen. Die Herstellung beider Wörterbücher kam demnach auf über 1 Mill. Mark zu stehen.

Dieses Beispiel kann wol als einzig in der buchhändlerischen Welt gelten, und man muß demnach der Versicherung Langenscheidt's, daß er bei allen seinen Unternehmungen die Ehre seines Hauses, das Bestreben, nur das Beste zu schaffen, obenan stellte, wol Glauben schenken; denn ein Verleger, der nur des materiellen Nutzens halber verlegt, läßt sich auf solche Unternehmungen nicht ein.

So lange L. nur sein eigener Verleger (Selbstverleger) blieb, war es nach dem vor etwa 25 Jahren bestehenden preußischen Gesetze nicht nöthig, daß er die Qualifikation eines Buchhändlers erwarb. Als indessen nun die Arbeiten Anderer den Langenscheidt'schen Verlag vermehrten, mußte L. „zünftiger" Buchhändler werden und das erforderliche Examen machen. Als Curiosum sei erwähnt, daß er in Preußen der letzte war, der diese preßgesetzliche, bald nachher aufgehobene Prozedur durchmachte.

Am 1. October 1881 feierte L. das fünfundzwanzigjährige Bestehen seines Unternehmens.

Heute gehört die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (deren Erzeugnisse seit 1869 eine eigene, im J. 1885 nach einem großen prächtigen Neubau übergesiedelte Druckerei, eine der schönsten und zweckmäßigsten Berlins, ja vielleicht Deutschlands, fast ausschließlich beschäftigen) zu den Weltfirmen des Buchhandels, und man kann an ihr sehen, daß wahres Verdienst und wahre Schaffensfreude auch ihren Lohn finden. Der preußische Staat hat das Verdienst Langenscheidt's durch die Verleihung des Professortitels (1874) anerkannt, viele Staaten haben ihn durch Verleihung von Auszeichnungen geehrt; auf zahlreichen Lehrmittelausstellungen sind seinen Werken erste Preise zu Theil geworden, und seit etwa 30 Jahren gehörte er der Berliner Gesellschaft für das Studium neuerer Sprachen an. Alle Unternehmungen, welche L. auf seine Unterrichtsbriefe folgen ließ, stehen auf dem Boden der neusprachlichen Philologie und bezweckten den Ausbau des, wie kaum ein zweiter,

völlig in sich abgerundeten Verlags; alle tragen den Stempel der praktischen Brauchbarkeit und zeugen auf jeder Seite von einem außerordentlichen Fleiße, einer gründlichen Beherrschung des Stoffes, einer geradezu phänomenalen Opferwilligkeit, die alles daran setzte, soweit Menschenwollen, Menschenwissen, Menschenkönnen reicht, Vollkommenes oder wenigstens das zur Zeit Beste seiner Art zu schaffen. Nicht der Erwerb, sondern das Interesse, die Liebe für die Sache waren der Beweggrund und die Triebfeder jeder einzelnen Unternehmung; der äußere, materielle Erfolg kam, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen von selbst. Der Verlag bewegte sich in den 44 Jahren seines Bestehens in stets aufsteigender Richtung und hat bisher noch kein Blatt verramscht: ein Geschäftserfolg, dessen sich heutzutage wol kaum eine zweite Verlagsfirma rühmen kann. Mehrere Unternehmungen Langenscheidt's haben ganz beispiellose Erfolge zu verzeichnen: so hatte eine nach der großen Ausgabe des „Encyklopädischen Wörterbuches“ von Sachs-Villatte hergestellte kleine Ausgabe nach 15 Jahren bereits die 88. Auflage erlebt, 1900 die 125.

Eine neue Entwicklungsstufe des Langenscheidt'schen Verlags bildete die Erwerbung der „Bibliothek sämmtlicher griechischen und römischen Klassiker“ (110 Bände oder 1164 Lieferungen aus dem Hoffmann'schen Verlage in Stuttgart). Die Art und Weise, in welche diese durch mehrfachen Besitzwechsel in ihrem Ansehen nicht eben geförderte Bibliothek durch L. wieder zu ihrem alten Ruhme geführt wurde, fand die ungetheilte Anerkennung des gesammten deutschen Buchhandels um so mehr als diese Bibliothek thatsächlich das Beste bietet, was deutsche Gelehrte im Punkte der Uebersetzungskunst geleistet haben.

Professor L. war die Seele des ganzen umfangreichen Geschäfts. Er entwarf den Plan zu den wichtigsten und größten Unternehmungen seines Hauses. Er ließ für die verschiedenen Mitarbeiter seiner großen Wörterbücher „Leitfäden“ drucken, welche die Grundlage für das Gelingen des Ganzen bildeten. Diese Leitfäden sowol wie auch die Geschäftsordnung, die verschiedenen Instructionen für die einzelnen Abtheilungen seines Hauses verrathen ein Organisationstalent ersten Ranges. Auch die technische Leitung und der buchhändlerische Vertrieb gingen in allen Einzelheiten von Prof. L. selbst aus.

Mit seiner geschäftlichen Thätigkeit hingen die Verdienste eng zusammen, die sich L. um die Sprachwissenschaft erworben hat. Auch diese werden seinem Namen ein bleibendes ehrendes Gedächtniß sichern. Haben doch alle, die Beziehungen haben zu den großen Culturvölkern, sich der Früchte erfreut, die sein arbeitsreiches Leben zeitigte. Dankbar gedenken alle, denen die schöne Aufgabe obliegt, geistige Mittler der Culturvölker zu sein, wie seine rastlose Schaffenskraft und sein reger Erfindungsgeist ihnen Werke schuf, die sie zu immer höheren Leistungen befähigten. So war er ein stets treuer, eifriger Kämpfer auf der Bahn des geistigen Fortschritts.

Durchaus eigenartig war Langenscheidt's Art und Weise zu arbeiten. Schon aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß er nicht zum wenigsten durch seinen eisernen Fleiß und seine unermüdliche Pflichttreue zu so hoher, allgemein geachteter Stellung gelangt ist.

Die Grundsätze, die ihm bei seiner geistigen Thätigkeit als Norm dienten, sind in der „Kunst, geistig zu arbeiten“ niedergelegt (im 1. Briefe der französischen Unterrichtsbriefe). Seine Arbeitszeit begann Nachts um 2 Uhr und dauerte bis Morgens 9 Uhr, dann einige Stunden der Ruhe und Wiederaufnahme der Thätigkeit von Nachmittags 2 Uhr bis Abends um 9 oder 10 Uhr. Als Sprechstunde stand lange Zeit im Berliner Adreßbuch die Stunde von 6—7 Uhr früh angegeben; er wollte sich dadurch lästige, ihm die

kostbare Zeit raubenden Besucher fern halten. Von dieser Sprechstunde wurde denn auch niemals Gebrauch gemacht bis auf den einen Fall, wo ein polnischer Student früh um 6 Uhr um ein Viaticum vorsprach.

Als bereits infolge der unerbittlich fortschreitenden Krankheit die Schmerzen immer unerträglicher wurden, ließ er sich doch niemals von seinem Leiden übermannen, sondern mitten in und über der Arbeit setzte der Tod seinem Leben ein Ziel. Sein letzter Blick fiel noch auf seine von ihm erbaute Buchdruckerei, an deren Front die Inschrift prangt:

„Hat Gott für dich die Hände mit Arbeit immer voll,
Sag' mir, du frommer Beter, womit er segnen soll."

In Einem werden Alle einig sein: Die gewaltige Thatkraft, die ihn beseelte, die schönen Erfolge, von denen sein rastloses Bemühen gekrönt gewesen ist, die Förderung, welche sein Wirken der Sprachwissenschaft gebracht hat, verdienen die größte Hochachtung; die Werke aber, welche L. geschaffen hat, haben der universellen Ausbreitung deutscher Cultur und deutschen Einflusses in der Welt große Dienste geleistet — sie werden ihn überleben, werden seinen Namen der Nachwelt überliefern; denn er gehört zu den wenigen Menschen, die „den Besten ihrer Zeit genug gethan".

Nachdem die Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei nach Ableben des Gründers derselben durch Kauf in den Besitz seines jüngsten Sohnes, Karl L., übergegangen war, ist ein neuer Aufschwung des Unternehmens zu verzeichnen: die englischen Wörterbücher von Muret sind vollendet oder nähern sich dem Abschlusse, so daß die dafür jährlich aufgewandten Kosten von 60 000 bis 75 000 Mk. für andere Unternehmungen flüssig werden, neue Unternehmungen auf dem Gebiete der wichtigeren europäischen Sprachen sind eingeleitet oder im Gange. Endlich ist bewirkt worden, daß keine andere Firma mehr die Bezeichnung „Methode Toussaint-Langenscheidt" führen darf. Auf dem Fundament, das Professor G. Langenscheidt gelegt hat, wird also rüstig und in seinem Geiste weiter gebaut und man darf mit lebhaftem Interesse der weiteren Entwicklung seiner Schöpfung entgegensehen.

Karl Fr. Pfau.

Langer: Karl L., Ritter von Edenberg, Anatom, geboren am 15. April 1819 in Wien, daselbst, bis zur Promotion 1842, außerdem noch in Prag ausgebildet, war bis 1850 Assistent und Prosector in Wien, dann Professor der Zoologie an der Universität zu Pest, 1856—70 Professor für Anatomie an der Josefsakademie, von da ab an der Universität in Wien, wo er in der Nacht vom 7. zum 8. December 1887 starb. Sein Hauptwerk ist sein „Lehrbuch der systematischen und topographischen Anatomie", daneben veröffentlichte er „Sechs Beiträge zur Lehre von den Gelenken". Außerdem hat er zahlreiche Untersuchungen über den Haarwechsel, die Kapillaren und den Ciliarmuskel der Cephalopoden, über das Wachsthum des Skeletts, die Beckeneingeweide, die Lymphgefäße der Amphibien rc. publicirt.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 958. Pagel.

Langerhans: Paul L., Arzt, als Sohn des gleichnamigen Arztes zu Berlin 1849 geboren, studirte daselbst, hauptsächlich als Schüler Virchow's, und veröffentlichte schon als Student eine Abhandlung „Ueber die Nerven der menschlichen Haut" (1868). 1869 promovirte er in Berlin mit der Dissertation „Ueber den feineren Bau der Bauchspeicheldrüse", widmete sich dann dem Specialstudium der pathologischen Anatomie, bereiste zusammen mit Heinr. Kiepert Syrien und Palästina, wobei er besonders der Lepra und kraniometrischen bezw. anthropologisch-ethnographischen Studien sich widmete. 1871 wurde er pathologischer Prosector in Freiburg i. Br., habilitirte sich daselbst für

pathologische Anatomie, siedelte jedoch bereits 1875 aus Gesundheitsrücksichten nach Madeira über, wo er am 20. Juli 1888 auf Funchal verstarb. Außer den genannten Arbeiten publicirte L. als Habilitationsschrift die Abhandlung „Ueber den Bau der sympathischen Ganglienzellen“ und dann eine Reihe von Schriften über Klima und Curgebrauch in Madeira, Studien über Schwindsucht und Lepra, histologische Untersuchungen über das Herz, die Haut, den Bau der Knochen und embryologische Arbeiten.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 958. Pagel.

Langko: Diedrich L., Landschaftsmaler, geboren am 1. Juni 1819 zu Hamburg, † am 8. November 1896 in München, mußte trotz seiner großen Neigung zur Kunst vorerst bei einem Stuben- und Decorationsmaler in die Lehre und als Geselle sein Brot verdienen. Doch zeichnete er in den Freistunden nach Radirungen niederländischer Meister, nach Waterloo, Swanevelt u. A., bis er nach fünfjährigen Mühen durch die Brüder Jakob (1808, † 1845) und Martin Gensler (1811, † 1881), welche außer dem Genrebild sich auch mit der Landschaft beschäftigten, den ersten Unterricht im Malen erhielt. Beide hatten auch schon Süddeutschland bereist und wußten ihm von da und der Stadt an der Isar vieles zu erzählen. Vorerst mußte sich L. freilich mit den Marschgegenden Hannovers begnügen, die ihm zu seinen ersten Bildern die Motive boten und auch später noch ernstlich beschäftigten. Erst im Sommer gelang es ihm nach dem vielberühmten München zu kommen, wo eine gute Zahl seiner Landsleute, wie Karl Marr, Konrad Hoff, Lichtenheld, Bernhard Stange u. A. schon in voller Thätigkeit waren und nach dem Vorgange von Albert Zimmermann und dessen Brüdern, mit Rottmann, Eduard Schleich um die Wette im eifrigsten Schaffen sich bewährten. L., angefeuert von diesen Genossen, förderte sich rasch, so daß schon 1842 eine Landschaft im Kunstverein angekauft wurde. Der Uebergang war ihm nicht leicht geworden, es gab noch schwere Kämpfe und Entbehrungen aller Art: aber Ausdauer, Fleiß und Begeisterung, das aneifernde Vorbild so vieler Gleichstrebenden, voraus die unerschöpfliche Schönheit des Landes: das alles wirkte trotz der unglaublichen Armuth mächtig zusammen auf diese fröhliche Jugend, die im künstlerischen ehrgeizigen Schaffen die höchste Befriedigung fand. Die oberbairische Hochebene mit ihren wechselnden Beleuchtungen und überraschenden Lichteffecten, die herrlichen Buchen- und Eichenwälder an den Geländen der Würm und des Starnbergersee, noch mehr der Ausblick von dem schön gelegenen Polling und Eberfing, wo sich die jugendliche Malercolonie niedergelassen hatte (deren Geschichte immer noch ungeschrieben ist, während die „Worpsweder“ und „Dachauer“ schon eingehende Monographien gefunden haben), fesselten ihn ebenso mächtig, wie die Erinnerungen an die heimathliche Elbe, die in seinen Bildern immer wieder neue Bearbeitung fanden. Der ganze Edelsinn seines Charakters spricht aus Langko's großartig concipirten, ebenmäßig durchgedichteten Schöpfungen, mochten es Wasserflächen sein, in welchen sich der Mond spiegelt oder von der Sonne durchleuchtete Waldpartien, auch die weiten Vorebenen mit den fernen Bergen: immer klingt daraus die gleiche, ernste Ruhe, süße Melancholie und großartige Auffassung der Natur, wie in Eichendorff's Liedern. Im steten Wechsel zwischen Süd und Nord liebte L., ebenso wie E. Schleich, die Wirkung des von Wolkenschichten gebrochenen Sonnenlichts in allen möglichen Varianten darzustellen. Aehnliche Motive fanden sich überall, ebenso am lieblichen Chiemsee, wie an den trüben Moorflächen bei Königsdorf. In seiner Weise ein wahrer Poet entdeckte L. in den Isarauen, im „Englischen Garten“ und an der Thalkirchner Landstraße den verklärenden Zauber von Farben und Linien. Zur Abwechslung

malte L. auch Schneelandschaften, so einen „Wintermorgen“ (1852), eine „Waldpartie im Winter“ (1853) u. dgl. Die neuere, coloristische Richtung übte nach E. Schleich's Beispiel auf L. bedeutenden Einfluß, ohne indessen im Charakter seiner Dichtungen und in der Feinheit der Stimmung etwas zu ändern, auch wurde sein Vortrag freier und breiter. Um sich vor Einseitigkeit und Manier zu schützen, zugleich aber aus allen fortschreitenden Erfahrungen Nutzen zu ziehen und sich zu jüngen, besuchte L. gerne die auswärtigen Expositionen in Paris, Brüssel und Antwerpen, wo seine Bilder längst schon ein ehrendes Gastrecht gefunden hatten. In München betheiligte er sich an allen Fragen, Controversen und Anliegen der Kunstgenossenschaft, opferte auch bereitwillig seine gute Zeit bei undankbaren Hängecommissionen und breitgezogenen Sitzungen, entzog sich keinem wahren Freunde der Kunst, der neue Einsicht brachte oder Belehrung wünschte. Die charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Kunst besteht, wie A. Rosenberg bemerkt „in einer feinen, stimmungsvollen Beleuchtung von gebrochenem Sonnenlicht, Abendroth oder Mondschein“. Zu seinen Meisterleistungen gehört eine „Mondnacht an der Elbe“ und „An der Maas bei Dortrecht“, eine Canal-Ansicht von Schleißheim, „Sonnenuntergang im Moorland“, eine Abendlandschaft aus dem altbairischen Haspelmoor, darunter auch zwei Bilder in der Neuen Pinakothek: „Partie bei München“ und ein „Waldende“. — Sein klarer Charakter und das neidlose Anerkennen wahrer Verdienste gewannen dem edlen, einfachen Mann ebenso viele aufrichtige Freunde und Verehrer wie seine adäquate Kunst. Den schönen Lebensabend des immer thätigen Künstlers trübte eine Verdüsterung des Augenlichts, welches er durch eine glückliche Operation wieder erhielt. Dann zog er sich, tactvoll wie immer, mit eigenen Schöpfungen aus der Oeffentlichkeit zurück und endete nach kurzer Krankheit. Den ganzen Erwerb seines Lebens stiftete er zur Münchener Künstlergenossenschaft. Ein Theil seiner Studien, Skizzen, Zeichnungen und Bilder wurde im Januar 1898 im Münchener Kunstverein ausgeboten, am ersten Tage schon war alles ausverkauft und in feste Hand gebracht.

Vgl. A. Rosenberg, Die Münchener Malerschule, 1887, S. 75; dagegen fehlt der Name in Rosenberg, Gesch. d. modernen Kunst, 1889, und auch in der zweiten Auflage (1894) dieses sonst so vortrefflichen Werkes. — Fr. von Böttticher, 1895. I, 809 ff. — Singer, 1896. II, 443 (8 Zeilen!) — Nekrolog in Nr. 311 d. Allg. Ztg. v. 10. Nov. 1896. — Kunstvereinsbericht f. 1896, S. 77 ff. — Bettelheim, Jahrbuch 1897. I, 53.

Hyac. Holland.

La Nicca: Richard L., schweizerischer Ingenieur, geboren am 16. August 1794 zu Tenna in Graubünden, † am 21. August 1883 in Cur. Als der älteste Sohn des Pfarrers Christian Nicca, der einem ursprünglich mährischen wegen der Religionsverfolgung ausgewanderten Geschlechte angehörte, war L. in dem ganz abgelegenen Thale Safien zur Welt gekommen, in dem der Vater den Gemeinden Safien, Neukirch und Tenna als Seelsorger diente. Mit den Eltern zog dann der Knabe infolge des Wechsels der Thätigkeit in dem Verkehr näher gerückte Gegenden, besonders 1804 nach Felsberg bei Cur, wo der Umgang mit der Familie eines dort als Fabrikant niedergelassenen Winterthurers für ihn förderlich wurde. 1809 bezog er die neu errichtete Curer Kantonsschule, wo die Philologen Hold, der Rector der Schule, und Orelli (s. A. D. B. XXIV, 412) ihm wesentliche Anregung gaben; doch zog ihn der mathematische Unterricht am meisten an. 1814 betheiligte sich L. an der militärischen Unternehmung, die im Mai gemacht wurde, um das 1797 verlorene ehemalige Unterthanengebiet Chiavenna für Graubünden zurückzugewinnen,

und seine hinterlassenen Aufzeichnungen hierüber — ebenso über den am 4. Januar des Jahres gemachten reactionären Staatsstreich zum Umsturz der Mediationsverfassung — beweisen die Schärfe seiner Beobachtung. Dem folgten wechselvolle Jahre, als Officier in dem bald wieder entlassenen Schweizer Regiment im Dienste des Königs von Sardinien, ein Studienjahr in Tübingen, wo sich der Mathematiker Bohnenberger (s. A. D. B. III, 81 u. 82) des jungen Mannes eifrig annahm, ein Aufenthalt in Mailand, wo sich L. als Commis sein Brot erwarb, aber daneben fleißig in technischen und anderen seine Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Dingen sich umsah. Endlich erhielt L. 1818, als die Alpenstraße über den Bernardino in Angriff genommen wurde, unter dem tüchtigen Oberingenieur Poccobelli, einem Tessiner, Gelegenheit, sich zu bethätigen. Die Arbeiter, die unter L. standen, gewannen ihn bald so lieb, daß sie zu Ehren seiner Hochzeit — es war L. gelungen, die anfängliche Weigerung des Schwiegervaters, Obersten Fischer, zu besiegen — am 20. August 1820 — die Minen zur Sprengung des Straßentunnels im Verlorenen Loch der Via Mala entluden. Die Eröffnung des Bernardino, bald auch der Splügen-Straße rief gründlichen Verbesserungen der nördlichen Zufahrtswege, und für Brücken und Straßenanlagen war L. in den nächsten Jahren in den Kantonen St. Gallen und Graubünden beauftragt. Doch fühlte er noch die Nothwendigkeit weiterer Schulung, und so ging er, schon 1822 Wittwer geworden, für den Winter 1822 auf 1823 nach München, das ihm die reichlichste Förderung bot. Nach seiner Rückkehr zum Oberingenieur des Kantons Graubünden ernannt, entfaltete L. vorzüglich als berathendes Mitglied der Straßencommission eine umfassende Thätigkeit; ebenso diente er als eidgenössischer Geniehauptmann. Auch auswärtige Aufträge kamen ihm neuerdings zu, so 1830, als Herzog Ernst von Coburg sein neu gewonnenes Herzogthum Gotha mit dem südlich vom Thüringerwald liegenden Gebiete durch eine neue Straße zu verbinden wünschte. Dann folgte die unter dem Eindrucke der kriegsschwangeren Zeit nach der Julirevolution von der Tagsatzung angeordnete Neubefestigung des Nordeinganges Graubündens an der Luziensteig, und Arbeiten am Rheine, die fortgesetzt nothwendig wurden, weckten in L. schon 1831 den Plan einer Gesammtcorrection des Stromes. Furchtbare Wasserverheerungen im östlichen schweizerischen Alpengebiete, die 1834 eintraten, riefen neuen Unternehmungen zur Abhülfe, und besonders nahm die Correction des Hinterrheins von Thusis abwärts Jahre hindurch seine Kraft in Anspruch. Schon im gleichen Jahre, in dem L. den schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein begründen half, 1837, trat er auch zum ersten Male dem Gedanken näher, für die Bewahrung des Transits über die rätischen Pässe den Anschluß an ein zukünftig sich bildendes Eisenbahnnetz nicht zu versäumen, und gemeinsam mit dem St. Galler Oberingenieur Hartmann wurde die Linie nach der alten Anknüpfungsstelle des Bündner Verkehrs, Zürich, studirt. Zu diesem Zwecke folgte auch 1838 eine Reise nach Belgien und England. Mit dem Jahre 1840 trat L. ferner als technisches Mitglied in die Linth-Commission ein und hatte fortan dergestalt an der Weiterführung des großen Lebenswerkes Escher's (s. A. D. B. VI, 369 u. 370) sich zu betheiligen. Weitere Arbeiten, die ihn in der nächstfolgenden Zeit beschäftigten, waren beispielsweise ein 1840 übernommenes Project für die Juragewässercorrection, zum Behufe der Entsumpfung des großen Moorlandes an der Grenze der Kantone Bern und Freiburg, ein Gutachten für die Thurgauer Regierung, wodurch diese veranlaßt wurde, für die Anlage des Bodenseehafens die schöne Seebucht von Romanshorn auszulesen, sowie in Graubünden selbst der Schutz des durch Felsstürze bedrohten Dorfes Felsberg, in dem er Jugendjahre ver-

lebt hatte, die Besserung der Einmündung des Flusses Landquart in den Rhein. Zugleich lehnte er Berufungen, die ihn nach Gotha, nach Bern ziehen sollten, ab, um seiner Heimath treu bleiben zu können, während er gern stets Expertisen, nach Wien wegen eines Donaucanals, nach Lucca zur Bekämpfung der Ueberschwemmungen des Serchio, folgte. 1844 untersuchte er die Frage des Ausflusses der Rhone aus dem Genfersee im Hinblick auf die Gefährdung des Waadtländer Rhonethales, 1845 diejenige eines Schleußenprojectes für die Aare in Thun. Allein vorzüglich concentrirte er sein ganzes Denken und Wollen schon seit Beginn der Vierziger Jahre auf die Frage der schweizerischen Eisenbahnen, wobei ihm für die östliche Alpenbahn seine Bündner Pässe, zuerst der Splügen, dann neben diesem auch der Lukmanier, voranstanden. Für den Lukmanier kam das Interesse Piemonts, des Königreichs Sardinien, wogegen der Splügen auf österreichischem Territorium ausmündete, in Betracht, und so ging L. schon 1845 zu einer ersten Conferenz nach Turin, und am 28. September wurde ein Vertrag einer Vorbereitungsgesellschaft für eine Eisenbahn vom Langensee nach dem Bodensee unterzeichnet. Zwischen dieser Gesellschaft und den Kantonalregierungen von Tessin, Graubünden und St. Gallen begannen nun die Unterhandlungen; 1846 ging L. zum Zweck einer Anknüpfung mit Baiern nach München und berührte auf dem Rückwege auch Stuttgart. Eine Unterbrechung bildete dann freilich der Sonderbundskrieg von 1847, in dem L. im Kanton Tessin dem Divisionär Luini als Geniechef beigegeben war und am 17. November umsonst dem kläglichen Rückzuge seines kopflosen Chefs vor den eingefallenen Urnern Einhalt zu thun suchte. Unermüdlich arbeitete L. in den folgenden Jahren weiter für das Lukmanier-Project, besonders auch, daß die nach Cur die Eisenbahn bauende Südostbahn-Gesellschaft verpflichtet werde, die Concession der Lukmanier-Bahn bis zur Grenze gegen Tessin zu übernehmen, damit nicht die Lukmanier-Bahn zerrissen werde; aber 1853 fiel der Entscheid des Graubündner Großen Rathes gegen ihn. Zwar hinderte das nicht, daß die Kammer des Königreiches Sardinien noch in diesem Jahre für die Lukmanier-Bahn Subsidien votirte, und so kam durch den Beitritt des Kantons Tessin die Concession der Südost-Lukmanier-Gesellschaft bis zum Herbst 1853 dennoch zu Stande. L. legte jetzt seine Stelle als kantonaler Oberingenieur nieder und trat als technischer Director in die Bauleitung der Eisenbahn ein; aber bis Ende 1854 verschlimmerte sich der Stand des Unternehmens schon so sehr, daß er seine Entlassung zu nehmen gewillt war. Auch neue Reisen, nach Paris, 1855, wohin Cavour L. rief, nach London, brachten keine Besserung, und L. mußte die bis 1857 zum Abschluß gebrachte Fusion, durch die die Südostbahn in eine Union Suisse eingegliedert und das Alpenbahn-Project ausgeschieden wurde, als gänzlich nachtheilig beurtheilen. Zwar war dadurch das Lukmanier-Project noch nicht beseitigt; doch beauftragte die neue concessionirte Gesellschaft, die in das Project eintrat, L. nicht mit den weiteren Studien, wenn auch der große Bauunternehmer Brassey, der sich jetzt für eine Uebernahme des Lukmanier-Baues präsentirte, dessen Erfahrungen in seinen Dienst zog. 1858 empfing L. mitten in diesen Arbeiten einen Besuch Cavour's, der den Lukmanier fortgesetzt protegirte, und mit Cavour reiste er dann an den Langensee. 1860 legte L. zu Paris seinen Bauplan einer Conferenz vor, und in Turin wurden die Verabredungen ergänzt. Aber trotz aller weiteren zeitweise scheinbar Erfolg verheißenden Anstrengungen und Reisen wurde das rätische Bahnproject, innerhalb dessen auch der Splügen wieder, neben dem Lukmanier und gegen ihn, auftauchte, immer mehr zurückgedrängt, je stärker die Vorkämpfer für den St. Gotthard, besonders auch im Kanton Tessin, an Boden gewannen. Bis 1867 suchte L. wenigstens noch für den

Gedanken einer Vereinigung des Lukmanier mit der Bahnlinie des St. Gotthard zu arbeiten; aber auch dieses Fusionsproject, die Idee einer doppelarmigen Alpenbahn, erlag 1871, obschon Moritz Mohl in der Ausschlag gebenden Sitzung des Deutschen Reichstags La Nicca's „im höchsten Grade ausgezeichneten und geistreichen Plan“ rühmend erwähnte. Die von L. getragenen Projecte waren unterlegen, und er tröstete sich mit „der Befriedigung, mit dem Aufgebote aller geistigen und materiellen Kräfte für das Beste beharrlich gewirkt und gekämpft zu haben“. Indessen war L. auch in diesen Jahrzehnten stets noch mit anderen Arbeiten, so der Aare-Correction im Thale Hasle im Berner Oberland, der Tieferlegung des Hallwiler-Sees im Kanton Aargau beschäftigt, und vorzüglich widmete er fortwährend seine Kraft der durch Dr. Rudolf Schneider betriebenen Juragewässer-Correction, deren Hauptwerk, die Einleitung der Aare in den Bielersee, L. 1878 noch erlebte. — L. hatte ein schönes und reiches Familienleben, wenn er auch seine zweite 1826 ihm angetraute Frau, die Tochter des Podestaten Hößli in Rheinwald, 1854 verloren hatte. Der bis zum Tode geistig klare und körperlich rüstige Mann, der noch die Urenkel um sich sah, starb nach nur kurzem Abnehmen der Kräfte wenige Tage nach Antritt des neunzigsten Lebensjahres.

Vgl. Leben und Wirken des schweizerischen Ingenieurs Richard La Nicca, aus seinen nachgelassenen Papieren von seiner Tochter (Frau Benziger-La Nicca) zusammengestellt und bearbeitet (Davos 1896).

Meyer von Knonau.

Larisch: Karl August Alfred von L., geboren zu Kümmeritz in der Niederlausitz am 17. November 1819, † daselbst am 11. October 1897. Vorgebildet zu Hause und in dem nahen Luckau bis 1837, studirte er in Bonn und Berlin Jura und Cameralia, interessirte sich aber auch für Geschichte, Philosophie und Theologie. Von 1840 ab als Auscultator beim Potsdamer Stadtgericht, von 1842 als Referendar bei der Regierung beschäftigt, ward er 1846 Assessor bei der Koblenzer Regierung, 1848 Hülfsarbeiter im rheinischen Oberpräsidium und im September im Ministerium des Innern zu Berlin. Seit December 1848 verwaltete er den Zeitzer Kreis, seit 1850 als Landrath. Von Februar 1853 ab bis 1867, wo ihm v. Gerstenberg-Zech folgte, stand er an der Spitze des Sachsen-Altenburger Ministeriums, zuerst, an Stelle des Grafen v. Beust, unter Herzog Georg und seit 3. August 1853 unter Herzog Ernst. Trotzdem L. 1864 das väterliche Gut in eigene Verwaltung übernommen hatte, hielt er sich doch bis 1868 noch oftmals in Altenburg auf. Vielfache Ausschreitungen der 1848er Demokratie, in der einzelne sogar für eine thüringische Republik schwärmten, mahnten dringlich an thatkräftiges Einschreiten des Ministers gegen die schädliche Zeitrichtung. Die herzoglichen Domänen wurden am 18. März 1854 wieder für Eigenthum des Herzogshauses erklärt, doch verblieb die Verwaltung derselben für die Dauer der regierenden Speciallinie bei der staatlichen Finanzbehörde. Eine neue Gerichtsorganisation und Strafproceßordnung erfolgte 1854. Der Landtag wurde, weil er ein neues, zeitgemäßes Wahlgesetz ablehnte, aufgelöst. Der Herzog hob einseitig das Wahlgesetz von 1850 auf und stellte mit geringer Abänderung das Wahlgesetz der 1831er Verfassung wieder her. Der hiernach gewählte Landtag vom 23. October 1855 bestätigte dies Wahlgesetz. Am 1. Mai 1857 wurde das Grundgesetz revidirt, am 20. April 1857 war bereits ein Gesetz über die Zusammenlegung von Grundstücken ergangen, Ergänzung und Ersatz dieses Gesetzes betraf 1882 und 1889 die als Fachgeometer hinzuzuziehenden Feldmesser. Für alle thüringischen Staaten wurde 1862 eine

Gewerbeordnung vereinbart, die auf den Grundsätzen der Gewerbefreiheit beruht. Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch wurde 1864 eingeführt, das Wasserrechtsgesetz 1865. Die obersten Landesbehörden wurden 1866 völlig umgestaltet. Mit vorzüglichem Interesse verfolgte L. in dem Jahrzehnt vor dem österreichischen Kriege die auf den einschlägigen Fürstentagen und zahlreichen Ministerconferenzen behandelte deutsche Frage wegen Neuerrichtung eines deutschen Kaiserreiches. Insbesondere ist zu erwähnen, daß bei diesen Verhandlungen L. öfters mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt zusammentraf, dessen Wunsch bald dahin ging, den Altenburger Minister für Anhalt zu gewinnen, womit Herzog Leopold von Anhalt, † am 22. Mai 1871, im Frühjahr 1868 einverstanden war, so daß L. nach Dessau übersiedelte. Herzog Ernst schloß unter dem 21. Juni 1866 das entscheidende Bündniß mit König Wilhelm von Preußen und trat am 18. August dem von den norddeutschen Staaten mit Preußen vorläufig geschlossenen Bündniß, später dem Norddeutschen Bunde bei. Die neu entstandenen Bundesverhältnisse verursachten natürlich dem Minister bedeutende Arbeit, da die heimischen Verhältnisse der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes angepaßt werden mußten. Zuletzt war L. noch mit Vorarbeiten beschäftigt zu einem 1868 erlassenen Gesetz über die Classensteuer und classificirte Einkommensteuer.

Schon vor dem 28. Juni 1869 wurde in Anhalt daran gearbeitet, die dem herzoglichen Hause am inländischen Privatgute und am anhaltischen Stammgut zustehenden Eigenthums- und Nutzungsrechte feststellen zu lassen, nachdem bisher der herzogliche Privatbesitz und das Staatseigenthum gemeinsam von der herzoglichen Finanzbehörde verwaltet worden war und alle Einkünfte mit den übrigen fiskalischen Einnahmen in die Landeshauptcasse geflossen waren. Die Privatgutsmasse und ein aus dem Domanium der Substanz nach auszuscheidender Theil des Stammguts hatte in die besondere Verwaltung des herzoglichen Fideicommisses überzugehen. Das Ergebniß der Domanialauseinandersetzung wurde bereits am 25. December 1871 veröffentlicht. Zufolge des Heimganges des Bernburger Herzogs Alexander Carl am 19. August 1863 und des Anfalls des ganzen Landes an die überlebende dessauische Linie war zu verhandeln mit den beiden Allodialerbinnen, der verwittweten Prinzeß Friedrich von Preußen, Wilhelmine Luise, geborener Prinzessin zu Anhalt, und der Herzogin Wittwe Friederike von Bernburg. Beide cedirten und übereigneten die ganze Erbschaft mit wenigen Ausnahmen dem Herzog Leopold, der die Ablösung der jährlichen Mannlehnsrente an die gräflich v. Westarp'sche Familie mit einem Capital übernahm, an dessen Zusammenbringung beide Erbinnen theilnahmen. Das Kaufgeld für die Abtretung der Allodialerbrechte ward am 2. Juli 1869 auf eine Million Thaler vereinbart.

Besonderen Fleiß widmete L. der allseitig durchzuführenden Sparsamkeit des gesammten Haushalts am herzoglichen Hofe und im Staate. Die Nothwendigkeit hierzu ergab wegen der eben erwähnten hohen Ausgaben zugleich die Steigerung der Kosten der gesammten Staatsleitung seit dem Eintritt Anhalts in den Norddeutschen Bund. Eine wesentliche Hülfe wurde der Staatscasse zu theil in der Milliardenzeit durch dauernd erhöhte Einnahmen aus dem Salzbergwerk Leopoldshall und durch steigende Summen aus den Einkommenssteuern der Einwohner. Dadurch ermöglichte sich manche kostspielige Neueinrichtung: durch die Kreisordnung vom 18. Juli 1870 gewannen die fünf Kreise, welche bis dahin nur willkürlich zusammengelegte Verwaltungsbezirke waren, erst die Stellung von wirthschaftlichen communalen Verbänden mit eigenem Vermögen und selbständiger Verwaltung, deren Hauptaufgabe Förderung des Baues öffentlicher Straßen und Wege und Uebernahme der öffentlichen

Krankenpflege in gemeinsamen Krankenhäusern ist. Ein Wegegesetz erschien zum 1. October 1871. Die Kreise erhielten vom 24. Januar 1872 ab hoch bemessene Dotationen, die später erhöht wurden. Auf Bauten konnten höhere Summen verwandt werden, für Kirchen, Schulen, Domänen u. s. w. In Dessau wuchs das neue Behördenhaus 1875 empor, das aber L. nicht mehr mit bezog, weil er damals seinen Abschied nahm. Ein Hauptverdienst erwarb sich L. durch Abänderung der alten Landschaftsordnung von 1859 vom 15. Juli 1871 ab (cf. Trenkel, Hof- und Staatshandbuch für Anhalt, 1902, S. 198). Die bisherigen Aenderungen erschienen bis zum 19. Mai 1895. Die Staatsschuldenverwaltung wurde von 1872 ab neu geregelt. Von behördlichen Neubildungen seit 1870 erwähnen wir die Ueberweisung der Geschäfte des Staatsministeriums, 28. April 1870, an Einen verantwortlichen Minister, dem vortragende Räthe zur Seite stehen; eine Behördenbibliothek erstand 1876; dem statistischen Bureau verdankt man zahlreiche Veröffentlichungen über die aus den Volkszählungen u. s. w. nachweisbaren Ergebnisse, 1872 wurde das Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst gegründet als gemeinsames an Stelle der bisherigen Einzelarchive des Landes (cf. Trenkel a. a. O. S. 208). Aufhebung der Jagd auf fremdem Grund und Boden erfolgte für Dessau-Köthen bereits 1870, ein Jagdpolizeigesetz schloß sich an. Wegen Unsicherheit aller Erträge aus Bergwerken wurde zunächst auf sechs Jahre 1871 die Erhebung von mindestens neun Einheiten zur Ergänzungssteuer angeordnet, zur Sicherstellung des Staatshaushaltes, Ansammlung eines Reservefonds und zur Landesschuldentilgung durch alle Ersparnisse und Ueberschüsse der Landeshauptcasse. Eine allgemeine anhaltische Wittwencasse wurde 1872 gebildet. Die Leitung der anhaltischen Separationen wurde 1874 der Generalcommission in Merseburg übertragen, und deshalb die Dessauer gleiche Commission von 1850 aufgelöst. Die Oberleitung des Schulwesens übernahm von 1875 ab vom Consistorium eine Abtheilung der Regierung. Die Regierungsabtheilung des Innern trat ganz an die Stelle der bisherigen Abtheilung des Innern und der Polizei. Die Finanzverwaltung, die seit 1864 der Regierung obgelegen hatte, wurde von der neu gebildeten Finanzdirection übernommen. Zu Tragung kirchlicher Baulasten erfolgte, nachdem bisher in jedem einzelnen Fall entschieden worden war, 1873 feste Neuregelung. Ebenso wurde 1873 der staatliche Aufwand für das Volksschulwesen neu geordnet. Zur Neugestaltung der gesammten Kirchenverfassung wurden bereits im Februar 1875 die ersten Schritte gethan. Kirchenräthe und Vertretungen der Gemeinden wurden sogleich gewählt, zum Erlaß einer Synodalordnung kam es aber erst 1878. Die Aufhebung der Zahlung von Stolgebühren wurde bereits im März 1875 für die Zeit von 1876 ab verkündet. Mit seinen kirchenpolitischen Ansichten fand L. keinen rechten Anklang im Lande. Er hatte sich die oberen Beamtenkreise schon seit 1873 entfremdet, wo er sie durch Rundschreiben aufforderte, Hüter und Träger der sittlichen Ideen im Staate mit ihm zu sein, dem Volke durch Pflichttreue, Anspruchslosigkeit und sittliche Integrität voranzuleuchten und so der Entsittlichung im Volke entgegenzutreten. So durch starke Gegenströmungen, sowohl bei Hofe, als bei den Staatsbehörden, fast isolirt, nahm er seinen Abschied und zog nach Kümmeritz, wo er 1897 auch feierlich beigesetzt wurde. Wegen seines edlen Sinnes, seiner staatsmännischen Umsicht und Arbeitsfreudigkeit ist ihm in Anhalt eine dankbare Erinnerung gesichert, zumal sein persönlicher Verkehr ihm vollste Hochachtung einbrachte.

† F. Kindscher.

Lasaulx: Arnold von L., geboren 1839 zu Kastellaun im Hunsrück, wandte sich nach Absolvirung des Gymnasiums zuerst dem Bergmannsfache

zu. Als er aber mit 22 Jahren auf die Universität kam (zuerst nach Bonn, später nach Berlin), zogen ihn Mineralogie und Geologie so sehr an, daß er nach Erlangung des Doctorgrades (1865) und weiteren Studien in Frankreich sich 1868 an der Universität in Bonn als Privatdocent habilitirte. Hier veröffentlichte er unter anderem seine „Petrographische Studien an den vulkanischen Gesteinen der Auvergne“, 1868—1872 (N. Jahrb. f. Min.) und die „Elemente der Petrographie“, Bonn 1875. In diesem Jahre erhielt er einen Ruf als a. o. Professor für Mineralogie nach Breslau. Neben einer Reihe kleinerer mineralogischer Arbeiten vollendete er hier den „Aetna, nach Sart. v. Waltershausens nachgelassenen Manuscripten selbständig herausgegeben, bearbeitet und vollendet“. 2 Bde., Leipzig 1880. Im gleichen Jahre ging er als ord. Professor für Mineralogie und Geologie zuerst nach Kiel und dann nach Bonn, wo er bis zu seinem 1886 erfolgten Tode verblieb. Als Lehrer und Redner war er sehr anregend und bei Studenten wie Laien beliebt, als Gelehrter und Forscher voll Eifer und Vielseitigkeit, und er würde sicher noch Bedeutendes geleistet haben, wenn ihn nicht ein Herzleiden plötzlich und unerwartet hingerafft hätte. A. Rothpletz.

Latendorf: Johann Friedrich Theodor L., Germanist (Philolog), geboren am 6. November 1831 zu Neustrelitz, † am 1. Mai 1898 zu Schönberg in Mecklenburg-Strelitz. L. war der Sohn eines Kammer- und Consistorial-Pedellen in Neustrelitz. Nachdem er das dortige Gymnasium durchgemacht hatte, studirte er von Michaelis 1849 bis Ostern 1853 in Göttingen classische Philologie unter Ernst v. Leutsch und Friedrich Wilhelm Schneidewin. Darauf fand er als Hülfslehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt Beschäftigung, von welchem er Ostern 1860 in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium Fridericianum zu Schwerin übertrat. Hier wurde er Johannis desselben Jahres zum ordentlichen Lehrer und Michaelis 1869 zum Oberlehrer ernannt. Inzwischen verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität Rostock die Doctorwürde. Ostern 1893 in den Ruhestand versetzt, siedelte er nach Schönberg über, wo er an der von seiner Tochter begründeten Mädchenschule noch bis an seinen Tod einigen Unterricht ertheilte.

Obgleich L. zum classischen Philologen vorgebildet war und hauptsächlich in den alten Sprachen unterrichtete, so bethätigte er sich doch in seinen zahlreichen Schriften, die allerdings meist von kleinerem Umfange sind, auf dem Gebiete der deutschen Philologie. Vor allem war er um die ältere Sprichwörterlitteratur bemüht und zeigte dabei ungewöhnliche Belesenheit, großen Scharfsinn und peinliche Genauigkeit. Hierher gehört zunächst das Werk: „Agricola's Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler, nebst kritischen Bemerkungen über die Sprichwörter und Sprichwörtersammlungen der Gegenwart“ (1862), dem später „L. v. Passavant gegen Agricola's Sprichwörter“ (1873) folgte. Dann ließ L. eine mit kritischem Nachwort begleitete Ausgabe von Michael Neander's deutschen Sprichwörtern (1864) erscheinen. Sein Hauptwerk ist aber „Sebastian Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung vom Jahre 1532 in getreuem Abdruck, mit Erläuterungen und cultur- und litterargeschichtlichen Beilagen“ (1876), welches die Parallelstellen aus Agricola sowie aus der unter Franck's Namen 1541 veröffentlichten großen Sammlung enthält, und worin der Beweis geführt wird, daß schon jene erste von Egenolff in Frankfurt a. M. verlegte Sammlung Sebastian Franck zum Verfasser hat. Weiter gehören hierher: „Hundert Sprüche Luthers zum alten Testament in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung aus den Originaldrucken ausgewählt

und mit erläuternden Zusätzen begleitet" (1883), und: „Lessing's Name und der öffentliche Mißbrauch desselben im neuen deutschen Reich. Ein urkundlicher Nachweis in Verbindung mit der Beseitigung zahlreicher, seit einem Menschenalter wiederkehrender Fehler und Irrthümer über Sprüche der Reformationszeit" (1886). — An zweiter Stelle sind Latendorf's Körnerschriften zu nennen: „Aus Theodor Körner's Nachlaß. Lieder- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum erstenmal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben" (1884, 2. Aufl. 1885); „Th. Körner's sieben Burschenlieder aus Freiberg, Leipzig und Wien. Zum ersten Male in urkundlicher Treue nach der eigenen Handschrift des Dichters herausgegeben" (1886); „Theodor Körner in Mecklenburg" (1890); „Friedrich Försters Urkunden-Fälschungen zur Geschichte des Jahres 1813 mit besonderer Berücksichtigung auf Th. Körners Leben und Dichten" (1891). — Drittens sind zwei Reuterschriften zu erwähnen: „Zur Erinnerung an Fritz Reuter. Verschollene Gedichte Reuters nebst volksthümlichen und wissenschaftlichen Reuter-Studien" (1879), und: „Karl Horn, der Stifter der Deutschen Burschenschaft, und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Fritz Reuters. Biographische Mittheilungen nebst ungedruckten Briefen und Dichtungen Reuters" (1881). — Daß L. ein großer Kenner des Niederdeutschen war, davon zeugen die drei Schriften: „Zur Kritik und Erklärung des Reineke Vos" (1865), „Zu Lauremberg's Scherzgedichten. Ein kritischer Beitrag zu Lappenberg's Ausgabe" (1875), und „Niederdeutsch und Neudeutsch. Offener Brief an Edmund Hoefer" (1879). — Endlich rühren, von einer großen Anzahl Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen abgesehen, noch folgende Veröffentlichungen aus Latendorf's Feder her: „Sebastiani Franci de Pythagora disputatio illustrata" (1868); „Lehrer und Abiturienten des Fridericianums in Schwerin von 1834 bis 1874. Ein Beitrag zur Statistik und Culturgeschichte aus Mecklenburg" (1875); „Publicistische Wahrheitsliebe. Erfahrungen und Mittheilungen aus dem neuen Reiche. Nebst einem antisocialistischen und antipapistischen Anhang" [mit eingestreuten Gedichten] (1877); „Drei Kaiserreden des Jubeljahres [11. Juni 1878 bis dahin 1879]. Im öffentlichen Auftrage gehalten zu Schwerin in Mecklenburg" (1879); „Acht Lutherfragen aus alter und neuer Zeit, nebst Beiträgen zu ihrer Lösung" (1883); „Aus der Zeit für die Zeit. Vaterländische Dichtungen aus Mecklenburg" (1883). Das zuletzt genannte Buch besteht aus unbedeutenden Gelegenheitsgedichten, wie überhaupt die Dichtkunst des so verdienten Folkloristen schwache Seite war.

Heinrich Klenz.

Lattmann: Julius L., † am 19. August 1898, Schulmann und classischer Philolog. Karl August Julius L. wurde am 4. März 1818 in Goslar am Harze geboren. Seine Eltern waren der Kaufmann Lattmann und dessen Gattin, geb. Vieweg, eine Pfarrerstochter, deren Einfluß den Erstgeborenen von früh auf für das Studium der Theologie bestimmte. Da in Goslar damals kein Gymnasium bestand, kam dieser mit zwölf Jahren in das Haus seines Oheimes, des mit einer Schwester seiner Mutter verheiratheten Seminardirectors Brederlow zu Halberstadt. Er besuchte das dortige Gymnasium und seit Herbst 1833, mit dem in Ruhestand tretenden Oheime dorthin übergesiedelt, dasjenige zu Blankenburg im Harze, legte aber Herbst 1837 die vor kurzem im Königreiche Hannover eingeführte Reifeprüfung, um für den hannöverischen Staatsdienst gesichert zu sein, in Göttingen unter dem Director Ferdinand Ranke ab. Während des nun folgenden theologischen Studiums in Göttingen, wo er daneben auch philologische Collegien bei Otfried Müller und philosophische bei Herbart und Heinrich Ritter besuchte, und seit Ostern

1839 in Jena lernte er Strauß' Leben Jesu kennen und wurde durch diese Lectüre in seiner anerzogenen Frömmigkeit und theologischen Ansicht derart erschüttert, daß er beschloß, auf den Beruf eines lutherischen Geistlichen zu verzichten. Lücke in Göttingen, Baumgarten-Crusius und Hase in Jena vermochten nicht, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Zwar kehrte er nach halbjähriger Unterbrechung, während deren er daheim das durch den Tod des Vaters verwaiste Geschäft verwaltete, Ostern 1840 noch als Theolog nach Göttingen zurück und bestand 1841 das erste theologische Examen in Hannover (Examen praevium), beantragte aber selbst schon 1842 als Hauslehrer in Wietze bei Celle zu großer Betrübniß seiner Mutter die Streichung seines Namens aus der Liste der theologischen Candidaten. Herbst 1843 bezog er nochmals die Universität Göttingen zum Studium der Philologie, das er, besonders unter Karl Friedrich Hermann, bis Herbst 1846 eifrig betrieb und dann durch die wohlbestandene Oberlehrerprüfung abschloß. Aus der Studienzeit begleitete ihn ins Leben treue, bis zum Tode fortgesetzte Freundschaft mit den Philologen Heinrich Dietrich Müller († 1893) und Ludwig Lange († 1885), sowie mit dem als Hymnologen bekannten späteren Pastor Wendebourg zu Lewe-Liebenburg, der gleich ihm das Alter von achtzig Jahren erreichte und ihm trotz wesentlich verschiedener theologischer, politischer und kirchlicher Richtung stets treu verbunden blieb. Uebrigens kam, um das hier vorweg zu nehmen, auch L. selbst von seinem jugendlichen Extreme durch späteres tieferes Studium und praktische Erfahrung auch im eigenen Hause bald zurück und gelangte, ohne je auf das Recht freier historischer Kritik zu verzichten, zu warmer Schätzung des Christenthumes als wichtigsten Factors der modernen Cultur wie auch des kirchlichen Gemeindelebens als gegebener Quelle des gesunden religiösen Empfindens für den Einzelnen, besonders für die Jugend. Bezeichnend sagte er wohl später, in dem ungern übernommenen Religionsunterrichte hätte anfangs nicht er den Schülern, sondern hätten diese ihm Religion gelehrt. Ebenfalls aus der Studienzeit schon stammte Lattmann's reges patriotisches und politisches Interesse. In Jena hatte er sich lebhaft der Burschenschaft angeschlossen und die in ihr herrschenden Ideen in sich aufgenommen. Dem „ganzen Deutschland“ galt fortan seine Liebe derart, daß es ihm 1866 leichter ward, als manche Freunde verstehen konnten, den Zusammenbruch des Königreiches Hannover als nothwendiges Opfer für die kräftigere Einigung der deutschen Nation zu verstehen und zu verschmerzen. Seine politische Ansicht fand er später am besten vertreten in der nationalliberalen Partei, der er 1866 auch förmlich beitrat und fortan treu blieb, wenngleich seiner ganzen Eigenart nach durchaus nicht als Jasager bei allen Parteibeschlüssen und politischen Stellungnahmen.

Seine ersten Schritte ins praktische Schulleben machte L. in Göttingen vom Herbst 1846 bis zum 1. Juli 1848 als Mitglied des vom Director August Geffers geleiteten pädagogischen Seminars und in Stade bis Michaelis 1849 als außerordentlicher Hülfslehrer während der Beurlaubung des dortigen Conrectors, späteren Directors Plaß zum Frankfurter Parlamente. Im März 1847 wurde er Doctor der Philosophie mit der Dissertation: „Ciceronem orationis pro Archiâ poëtâ reverâ esse auctorem demonstratur“, die er dem Oheime Brederlow zueignete. In den Jahren 1848 und 1849 betheiligte er sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit und, wie ruhigere Beobachter urtheilten, etwas zu stürmisch am hochwogenden politischen Leben. Auch in den Vereinsbestrebungen der Lehrer höherer Schulen im Hannoverischen für bessere Gestaltung des Schulwesens und Besserstellung der Lehrer spielte er als einer der Führer unter den Jugendlichen seine Rolle. Mit dem 1. Januar 1850

trat er, nunmehr als Hülfslehrer (Collaborator) angestellt, an das Gymnasium zu Göttingen zurück, dem er zwanzig Jahre seiner besten Kraft widmete. Im August 1850 starb seine Mutter. Nach mancher Sorge um das berufliche Fortkommen des unruhigen Sohnes hatte sie noch den Trost erlebt, ihn in Göttingen in einem friedlicheren Fahrwasser selbst zu sehen. Nicht erleben durfte sie seine Verlobung und Verheirathung (1851) mit Auguste Grotefend, der stattlichen Tochter des frühverstorbenen Göttinger Gymnasialdirectors August Grotefend (1798—1836). Das reine häusliche Glück, das dieser Ehebund begründete, wurde nur durch Krankheit der Gattin getrübt und durch deren frühen Tod (1861) zerstört. Sie hinterließ einen Sohn, der dem Vater in der Berufswahl folgte und jetzt als Professor in Ilfeld lebt. Noch jäher endete der zweite Ehestand Lattmann's. Die zweite Frau, Emilie Hildebrand aus Münden, eine nahe Freundin der ersten, die L. 1863 heimführte, starb bereits im November 1864, nachdem sie kurz zuvor ihm den zweiten Sohn geboren hatte, der später die richterliche Laufbahn einschlug. L. blieb fortan Wittwer. Besonders wichtig wurde es für L., daß er in Göttingen seinen alten Freund H. D. Müller wiedertraf, der von philologisch-wissenschaftlicher Grundlage aus eben begonnen hatte, seinen griechischen Unterricht in neuer Weise zu gestalten. L., der sich gern bei Müller's Ueberlegenheit an philologischer Schulung Raths erholte und durch die Herbart'schen Traditionen des Göttinger Gymnasiums ohnehin zu ernsterer Einkehr in methodischer Hinsicht angeregt war, übernahm 1854 von seinem Freunde den grundlegenden griechischen Unterricht und ging nicht nur mit aller Wärme auf dessen neue Ideen ein, sondern drang auch darauf, in gleichem Sinne den lateinischen Unterricht anzufassen, und suchte in theoretischem Nachdenken wie praktischer Beobachtung die tieferen und tiefsten Wurzeln dieser von beiden Männern als nothwendig erkannten und als nützlich erprobten Reform zu ergründen, ja damit das Ganze der Methodik des Gymnasial- und des höheren Unterrichtes überhaupt in richtigen Zusammenhang zu bringen. So erwuchs aus dem täglichen Verkehre beider Freunde die gesammte philologisch-methodische Schullitteratur, die anfangs ihre Namen vereint und mehr und mehr den Namen Lattmann in den weitesten Kreisen des höheren Schulwesens bekannt machte. Müller nämlich interessirte sich persönlich nur oder fast nur für die wissenschaftliche Seite der Sache und überließ dem Mitarbeiter gern die Verantwortung für die eigentlich schulpraktische, der gerade dessen glühender Eifer galt. Doch es muß auf Lattmann's litterarische Thätigkeit noch nachher besonders zurückgeblickt werden. Hier mag daher zunächst der äußere Gang seines Lebens zu Ende geführt werden.

Lattmann's reifende Tüchtigkeit im praktischen Lehramte und der Ernst, mit dem er sich an der theoretischen Erörterung der im Schwange gehenden Schulfragen der Zeit betheiligte, mußte die Aufmerksamkeit der höheren Schulbehörden erwecken. Im J. 1868 wurde ihm eine Directorstelle angeboten. Indeß der regelmäßige Gedankenaustausch mit Müller und die gemeinsame Arbeit an den Schulbüchern, wie Göttingen überhaupt mit den Hülfsmitteln, die es dem Gelehrten bietet, auch der leichte Verkehr mit dem befreundeten Verleger K. Ruprecht, das alles war ihm so ans Herz gewachsen, daß er ablehnte. Aber der Himmel über ihm umwölkte sich bald nachher. Den ausgesprochenen Wunsch Müller's und Lattmann's, zur Befestigung ihrer Methode einige Jahre den Anfangsunterricht im Lateinischen und Griechischen selbst übernehmen zu dürfen, wollte der sonst beiden altbefreundete Director Julius Schöning nicht gewähren. Man erhitzte sich gegeneinander. War L. bereits durch Ueberarbeitung reizbar geworden, oder war seine Reizbarkeit Folge dieser

Verhandlungen, kurz es kam zu einer Beschwerde über den Director, mit der L. vom hannoverschen Provinzialschulcollegium und vom Minister abgewiesen ward. Wurde dabei ausdrücklich anerkannt, daß der Beschwerdeführer aus sachlichen Beweggründen gehandelt hätte, so zeigte sich bald, daß man nicht daran dachte, ihm die Beschwerde nachzutragen. Im Februar 1870 bot das Provinzialschulcollegium ihm den Posten des Directors am Gymnasium zu Klaustal an, der durch Ernst Ziel's Berufung nach Dresden erledigt wurde, und diesmal nahm er an, um aus der unleidlich gewordenen Lage in Göttingen zu kommen. 20 Jahre lang leitete er (1870—1890) die ihm auch anvertraute Anstalt mit voller Hingabe an sein Amt und mit reichem Erfolge. Mochte er über die geschäftliche Seite seiner Aufgabe manchmal seufzen, so entschädigte ihn dafür die herrliche, gesunde Lage der Hauptstadt des Oberharzes und vor allem die reiche Gelegenheit, seine methodischen Ansichten in eigener Uebung und mannichfacher Beobachtung zu erproben. In jugendlicher Frische nahm er auch an manchen außer seinem eigentlichen Berufskreise liegenden Interessen lebhaften Antheil und entfaltete eine umfangreiche litterarische Thätigkeit. Schwer entschloß er sich, da ihm das anhaltende Sprechen durch örtliches Leiden erschwert ward, bei sonst kaum geminderter Rüstigkeit im 73. Jahre seines Alters zum Herbst 1890 den Uebertritt in den Ruhestand zu beantragen, der ihm unter Ernennung zum Geheimen Regierungsrath bewilligt ward. Seinen Wohnsitz nahm er wieder in Göttingen, wo er im Verkehre mit alten Freunden, sonst still zurückgezogen, ein eifriger Wanderer, jugendlich alles Neue im Schulwesen und im öffentlichen Leben verfolgend und vor allem fleißig arbeitend und schriftstellernd, noch fast acht Jahre eines schönen Otii cum dignitate verleben durfte. Zwar mahnte ihn die allmähliche Abnahme der Kräfte an sein Alter; aber am 17. August 1898 hatte er noch in seinem geliebten Garten Rosen gepflückt und den Wagen zur Ausfahrt mit zwei ihn besuchenden jungen Damen bestellt, als ihn am Mittag der tödliche Gehirnschlag traf, dem er in der Frühe des 19., ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, erlag. Die hohe schlanke Gestalt, die Leichtigkeit der Bewegung, das lebhafte, heitere Antlitz waren dem Achtzigjährigen wenig verändert bis zuletzt geblieben.

Zum Schriftsteller wurde L., wie bereits angedeutet, durch den Einfluß seines Freundes und Göttinger Collegen Heinrich Dietrich Müller. Dieser hatte bereits seit 1850 besonders für den grundlegenden griechischen Unterricht neue Wege eingeschlagen und zu diesem Zwecke das eingeführte Lehrbuch durch Dictate und als Handschrift gedruckte Einlagen ergänzt. Das Nonum prematur in annum! war inne gehalten und der neue Gang für beide alte Sprachen sorgfältig festgelegt, als die Freunde 1861 mit dem „Lern-, Lese- und Uebungsbuche für den lateinischen Unterricht“ und der „Vorschule für den lateinischen Elementarunterricht“ hervortraten, denen 1863 die „Griechische Formenlehre“ folgte. Die Schrift Lattmann's „Ueber die Frage der Concentration“ (1860) war bereits voraufgegangen, in der er Einheitlichkeit des gesammten gymnasialen Lehrplanes durch dessen Gruppirung um das leitende Centralfach — die alten Sprachen — sowie Concentration des Lehrstoffes, der Lehrkraft und der Lernkraft forderte. Es folgte den ersten Lehrbüchern seine Schrift „Zur Methodik des grammatischen Unterrichtes im Lateinischen und Deutschen“ (1866). Hier erscheint neben dem Stichworte Concentration das zweite von ihm später oft zur Bezeichnung der Müller-Lattmann'schen Lehrart gebrauchte Combination. Combinirt wünschte er das mechanische Lernen mit der Erweckung des Sprachinteresses und -Verständnisses und mit dem Schöpfen der Sprachkenntniß aus thunlichst zusammenhängender Lectüre. Aufgebaut sollte

das ganze System werden in fünf concentrischen Kreisen oder Stufen, auf deren jeder schon die ganze Sprache in abnehmender Verkürzung, also schon in Sexta Deklination, Conjugation, Syntax, gelehrt werden sollte. Mit Tertia sollte dann der elementare Unterricht sein Ziel erreichen und von da in den höheren Unterricht übergehen und die Lectüre völlig zur Herrschaft gelangen. Es kann hier nicht die ganze Reihe der Schulbücher aufgeführt werden, durch die L. anfangs mit Müller und später mit seinem Sohne Hermann in verschiedenen, theilweise zahlreichen Auflagen seinen Lehrgang immer vollkommener darzustellen suchte. Ebensowenig erlaubt der Raum nachzuweisen, wie L. zu den einzelnen Fragen, die seit 1870 das höhere Schulwesen und die ihm dienende Lehrerwelt bewegten, Stellung nahm. Es muß dafür auf die pietätvoll eingehende Lebensskizze verwiesen werden, die Hermann Lattmann von seinem Vater in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1900) entworfen hat, und auf die „Geschichte der Methodik des lateinischen Elementarunterrichts seit der Reformation" (Göttingen 1896), in der der alte L. gegen den Schluß die eigenen methodischen Ansichten eingehend erörtert. Nur kurz sei angedeutet, daß L. den Gedanken der höheren Einheitsschule, wie er etwa seit 1880 in den Vordergrund der Verhandlung trat, bekämpfte, und daß er in seiner Art auch dem Realschulwesen redlich gerecht zu werden suchte, das er aus seiner Lehrthätigkeit an den mit dem Göttinger Gymnasium verbundenen Realclassen kannte, daß er dagegen in den späteren Jahren den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichtes mit Französisch oder Englisch und den späteren Eintritt des Lateins vertrat. Von seinen methodischen Arbeiten seien außer den schon erwähnten noch genannt die Klaustaler Programmaufsätze von 1871 (Die durch die neuere Sprachwissenschaft herbeigeführte Reform des Elementarunterrichts in den alten Sprachen), 1882 (Die Combination der methodischen Principien im lateinischen Unterrichte der unteren und mittleren Classen, 2. Aufl., 1888), 1885 (Die Grundsätze für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik), 1888 (Welche Veränderungen des Lehrplans würden erforderlich sein, wenn der fremdsprachliche Unterricht mit dem Französischen begonnen wird?) — und die Schriften: „Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien" (1873); „Ueber den in Quinta zu beginnenden lateinischen Unterricht, nebst einem entsprechenden Lehrbuch" (1889). Lattmann's Schulschriftstellerei schloß würdig mit zwei ernsten geschichtlichen Arbeiten: der bereits erwähnten „Geschichte der Methodik des Lateinischen Elementarunterrichts" (1896) und der kritischen Würdigung Ratke's: „Ratichius und die Ratichianer" (1898), die als Werk eines achtigjährigen Greises erstaunlich zu nennen ist. Es wird mir stets eine rührende Erinnerung bleiben, beide Bücher von meinem alten Lehrer noch kurz vor dessen Ableben als Andenken mit eingehendem Begleitbriefe erhalten zu haben. — Daß Lattmann's Blicke auch über die Grenzen des Schulstatus hinausgingen, wurde oben angedeutet. Auch als Schriftsteller ließ er sich in Zeitschriften und Flugschriften gelegentlich vernehmen wie zur Frage der neuhochdeutschen Rechtschreibung, so bei der Vorbereitung und Einführung eines neuen kirchlichen Gesangbuches im Hannoverischen, bei dem in den achtziger Jahren entbrennenden Streite über das apostolische Symbolum, über die vorgeschichtlichen Wallburgen Niedersachsens und die in Caesar's „Bellum Gallicum" erwähnten Oppida und manches andere.

Ein reiches und in summa schönes Leben! Konnte bei dem stark persönlichen und etwas doctrinären Gepräge, das dem rastlos und redlich Strebenden unverkennbar anhaftete, L. nicht in die vorderste Reihe einflußreicher Zeitgenossen vordringen, so darf der dankbare Schüler ihm doch das Wort Cicero's

nachrufen, das er einst durch ihn kennen lernte: „Prima sequentem honestum est in secundis tertiisve consistere“.

Hauptquelle: Hermann Lattmann, Julius Lattmann, Ein Lebensbild (Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 1900, S. 157—190), neben persönlicher Kenntniß und Erfahrung. Sander.

Lauer: Gustav von L., Generalstabsarzt der preußischen Armee, wurde am 10. October 1807 in Wetzlar geboren. Seine medicinische Bildung erhielt er als Studirender des Friedrich Wilhelmsinstitutes in Berlin. Vom Jahre 1828 bis zum Jahre 1879 durchlief er alle Stufen der militärischen Laufbahn, in diesem Jahre wurde er zum Generalstabsarzt ernannt. Schon 1844 wählte ihn der spätere Kaiser Wilhelm I. als Leibarzt und in dieser Stellung blieb er bis an das Lebensende Wilhelm's I. Das persönliche Verhältniß, das aus dieser hingebenden Thätigkeit als Leibarzt zu dem Kaiser sich entwickelte, war die Grundlage für die großartige Wirksamkeit Lauer's auf dem Gebiete der Vervollkommnung des Militär-Sanitätswesens und der Stellung der Militärärzte. Unter ihm wurden die Militärärzte aus Militärbeamten zu Sanitätsofficieren, eine Aenderung, die bei den bestehenden Anschauungen von weittragendster Bedeutung für die Stellung der Militärärzte war. Ein großer Theil der heute bestehenden Organisationen des Militärwesens verdankt seiner Initiative seine Entstehung. Er starb am 9. April 1889. H.

Laurent: Johannes Theodor L., Bischof, geboren am 6. Juli 1804 zu Aachen, † am 20. Februar 1884 zu Simpelveld (Holland) bei Aachen. Er machte seine Gymnasialstudien in Aachen und studirte dann von Herbst 1824 bis 1826 Theologie in Bonn. Von Haus aus streng kirchlich gesinnt und abgestoßen von dem an der Bonner theologischen Facultät und unter dem Erzbischof Grafen Spiegel in der ganzen Erzdiöcese herrschenden Hermesianismus, verließ er Bonn im Herbst 1826 und trat nach sechsmonatlichem Aufenthalte in Aachen, nach erlangtem Austritt aus der Kölner Erzdiöcese, Ostern 1827 in das Seminar von Lüttich ein, empfing wegen der dortigen Sedisvacanz die Subdiakonatsweihe und die Diakonatsweihe in Münster, die erstere am 22. März 1828 von dem damaligen Weihbischof Clemens August v. Droste, die letztere am 31. Mai 1828 von dem Bischof Caspar Max v. Droste, die Priesterweihe am 14. März 1829 in Namur von dem dortigen Bischof Oudenard. Als Priester der Diöcese Lüttich wirkte er hierauf während der nächsten zehn Jahre in ländlichen Orten dieser Diöcese in der Nähe von Aachen in der Seelsorge, 1829—1835 als Caplan in Heerlen (jetzt im holländischen Limburg), 1835—1839 als Pfarrer in Gemmenich (Belgien). Vom letzteren Orte aus nahm er lebhaften Antheil an den kirchenpolitischen Zeitereignissen und stand in der Zeit nach der Gefangennahme des Kölner Erzbischofs Clemens August v. Droste-Vischering mit Binterim in Bilk-Düsseldorf und Nellessen in Aachen in der ersten Reihe der Vertheidiger des Erzbischofs. Publicistisch betheiligte er sich an den Kämpfen insbesondere durch Artikel in dem Journal historique et littéraire de Liège, die große Beachtung fanden. Durch seinen Aufenthalt in dem belgischen Grenzorte in unmittelbarer Nähe Aachens war er in der Lage, einerseits beständig mit seinen Aachener Freunden zu verkehren, andererseits ungehindert die Berichte über die Kölner Angelegenheit und die Beschwerden über die angemaßte Verwaltung des hermesianischen Domcapitels und des Generalvicars Hüsgen an die Nuntiatur in Brüssel und durch diese nach Rom gelangen zu lassen. Von dem Brüsseler Nuntius Fornari für den zu gründenden Posten eines Apostolischen Vicars für Norddeutschland und die nordischen Missionen mit dem Sitz in Hamburg in Vor-

schlag gebracht, wurde er am 17. September 1839 dazu ernannt mit dem Titel eines Bischofs von Chersones i. p. i. und am 27. December 1839 in der Cathedrale zu Lüttich von seinem bisherigen Diöcesanbischof Van Bommel zum Bischof consecrirt. Sein Amtsantritt wurde aber durch den Widerstand der betheiligten Regierungen verhindert. Im Mai 1840 kam er nach Rom, um dort das Weitere abzuwarten, und blieb daselbst bis December 1841. Am 1. December 1841 wurde er zum Apostolischen Vicar von Luxemburg ernannt, wo er am 30. Januar 1842 ankam. Von dem, was er zur Hebung des kirchlichen Lebens in den sechs Jahren seiner bischöflichen Amtsführung erreichen konnte, ist besonders die Gründung des Priesterseminars von Bedeutung, das Ostern 1845 eröffnet wurde. König Wilhelm II. von Holland als Großherzog von Luxemburg kam ihm mit Wohlwollen und Vertrauen entgegen; dagegen war das Verhältniß zu der luxemburgischen Regierung von Anfang an ein gespanntes; besonders kam es in der Schulfrage zu Conflicten. Endlich gelang es den Gegnern nach Ausbruch der Revolution vom Jahre 1848 in Luxemburg, deren Schuld ihm zugeschrieben wurde, ihn zu verdrängen; nachdem der holländische Gesandte in Rom seine Abberufung verlangt hatte, sprach der Papst diese am 8. April 1848 als eine vorläufige aus. L. verließ Luxemburg am 1. Mai; nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, seine Rückkehr zu erreichen, legte er am 2. Juni 1856 sein Amt in die Hände des Papstes nieder. Seit 1848 lebte er in Aachen im Hause seines Bruders, des Stadtbibliothekars und Archivars Joseph Laurent. Regen Antheil nahm er hier an der Gründung klösterlicher Niederlassungen in Aachen, besonders an derjenigen des Klosters der Schwestern vom armen Kinde Jesu, deren geistlicher Director er wurde und in deren Kirche er an Sonn- und Feiertagen regelmäßig zu predigen pflegte. Nach der Vertreibung dieser Genossenschaft aus Aachen durch den Culturkampf zog er sich im September 1879 in das von derselben in dem benachbarten Simpelveld in Holland gegründete Kloster Loreto zurück, um hier seine letzten Lebensjahre zuzubringen.

Während seiner Amtsführung in Luxemburg verfaßte L. den „Größeren Katechismus der römisch-katholischen Religion für das apostolische Vikariat in Luxemburg" (Luxemburg 1847; 2. Aufl. 1860; 3. Aufl., „. . . für das Bisthum Luxemburg", 1879). Von seinen in Aachen seit 1849 gehaltenen Predigten veröffentlichte er eine Reihe von Bänden: „Jesus Christus, die Wahrheit, der Weg und das Leben" (Cöln und Neuß 1850); „Die zeitlichen Segnungen des Christenthums für die menschliche Gesellschaft (ebenda 1851); „Die heiligen Geheimnisse Mariä, der jungfräulichen Gottesmutter" (Bd. I und II, Mainz 1856; Bd. III, 1870, auch unter dem Titel: „Mariologische Predigten oder die Geheimnisse, Gnaden und Tugenden Mariä der jungfräulichen Gottesmutter"); „Christologische Predigten" (2 Bde., Mainz 1860); „Hagiologische Predigten oder Lobreden auf die lieben Heiligen Gottes" (2 Bde., Mainz 1866—1871). Sein letztes und wohl sein bestes und vollendetstes Werk ist: „Das heilige Evangelium unseres Herrn Jesu Christi nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes übersetzt und erklärt. Ein Handbuch für katholische Laien" (Freiburg i. Br. 1878).

Karl Möller, Leben und Briefe von Johannes Theodor Laurent, Titularbischof von Chersones, Apostolischer Vicar von Hamburg und Luxemburg (3 Theile, Trier 1887—1889, mit Porträt). — Histor.-polit. Blätter, 99. Bd. 1887, S. 546—560, 659—673, 754—766; 101. Bd. 1888, S. 422—434; 103. Bd. 1889, S. 442—454 (P. Majunke, nach dem Werke von Möller). — O. Foesser, Johannes Theodor Laurent, . . . und seine Verdienste um die katholische Kirche in Deutschland (Frankfurt a. M.

1890; = Frankfurter zeitgemäße Broschüren, N. F. Bd. XI, Heft 5). — Zur Erinnerung an den Hochwürdigsten Herrn Johannes Theodor Laurent . . . (Aachen 1884). — W. Kreiten, Eine Episode aus Bischof Laurent's Leben; Stimmen aus Maria-Laach, 29. Bd. 1885, S. 25—39. — Peters im Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welten, 2. Aufl., Bd. VII (1891), Sp. 1518—1523. — J. J. Hansen, Lebensbilder hervorragender Katholiken des 19. Jahrh., 1. Bd. (Paderborn 1901), S. 89—102, mit Porträt.

Lauchert.

Laurer: Johann Friedrich L., Botaniker, geboren zu Bindlach bei Bayreuth am 26. September 1798, † zu Greifswald am 23. November 1873, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium in Bayreuth und trat darauf in die Officin des Apothekers Funk als Lehrling ein. Dieser, sowie namentlich der Regensburger Botaniker David Heinrich Hoppe, den L. im Funk'schen Hause kennen lernte, förderten im hohen Maße die schon im Knaben früh erwachte Neigung zur Pflanzenwelt. Als Hoppe's Begleiter auf dessen Fußreisen in die Salzburger Alpen trat L. in nähere Beziehung zu dem Greifswalder Professor Hornschuch, dem er 1824 an die dortige Universität folgte, um unter Aufgabe des nur widerwillig erwählten pharmazeutischen Berufes, sich dem Studium der Medicin zu widmen. Mit eiserner Arbeitskraft verfolgte L. trotz ungünstiger äußerer Verhältnisse, in die ihn der frühzeitige Tod seines Vaters versetzt hatte, beharrlich sein Ziel. Daneben bereicherte er seine botanischen Kenntnisse durch häufige Excursionen, die ihn zumal in späteren Jahren, als er sich in gesicherter Lebenslage befand, wiederholt in die Alpen führten. Der Großglockner, den er noch als siebzigjähriger Greis besuchte und die Kärnthner Berge waren sein hauptsächliches Forschungsgebiet. Waren es zunächst die Moose, mit deren Untersuchung und Bestimmung sich L. beschäftigte, so wandte er sich später ausschließlich dem Studium der Flechten zu und erlangte als Systematiker dieser kleinen, aber schwierigen Pflanzengruppe die Stellung einer Autorität in der botanischen Wissenschaft. Die sehr werthvolle Moossammlung Hornschuch's ging nach dessen 1850 erfolgtem Tode in Laurer's Besitz über. 1830 wurde er auf Grund seiner Dissertation: „Disquisitiones anatomicae de Amphistomo conico“ von der Universität Greifswald zum Dr. med. promovirt und habilitirte sich noch in demselben Jahre als Privatdocent für Anatomie und Physiologie. Zugleich wurde L., nachdem er vier Jahre lang als Assistent des Anatomen Rosenthal gewirkt hatte, als Prosector an dem anatomischen Institut angestellt, in welcher Stellung er 24 Jahre hindurch verblieb. 1836 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor. Die von ihm angestrebte Lehrthätigkeit wurde durch mancherlei Intriguen erschwert und so habilitirte er sich 1849 auch noch für Pharmacologie und deren Nebenzweige. Erst im J. 1863, nach langem vergeblichen Harren erhielt L. die Bestallung als ordentlicher Professor der medicinischen Facultät für das Fach der materia medica. Seine erst im späteren Lebensalter geschlossene, durchaus glückliche Ehe mit der Wittwe des Universitätsbuchhändlers Koch wurde 1858, schon nach sechs Jahren, durch den Tod der Gattin gelöst. L. überwand diesen Schlag zwar ohne daß die befürchtete Rückwirkung auf sein Gemüthsleben eintrat, das gerade während der Zeit seines Ehestandes durch die ihm widerfahrenen Zurücksetzungen auch seinen Körper ungünstig beeinflußt und seine Aufnahme in eine Heilanstalt nöthig gemacht hatte; dennoch führte er von jetzt ab nur mehr ein einsames, auf sich selbst beschränktes Leben und folgte nach 15 Jahren seiner Gattin im Tode nach, obwol er im übrigen von kräftiger Constitution und bis ins hohe Alter hinein von beneidenswerther physischer Kraft und Elasticität war. L. besaß,

vielleicht in Folge übergroßer Bescheidenheit, eine gewisse Scheu, die Resultate seiner Untersuchungen zu publiciren, so daß die Zahl seiner selbständig erschienenen Arbeiten nur gering ist. In Folge der Ueberlassung seiner Funde an seine lichenologischen Freunde, findet man aber vielfach die Spuren seiner wissenschaftlichen Arbeit in Werken, die nicht seinen Namen tragen, obwol L. den Anspruch erheben konnte, seiner Zeit einer der tüchtigsten Flechtenkenner Deutschlands zu sein. Mit werthvollen Beiträgen betheiligte sich L. an den von v. Flotow in der Regensburger „Flora“ 1825 erschienenen „kritischen Bemerkungen“, sowie an den von demselben Verfasser ebendort 1828 herausgegebenen „Lichenologischen Bemerkungen“, worin er das im Riesengebirge gesammelte Material verwerthet hatte. Selbständig von L. bearbeitet kam 1827, ebenfalls in der „Flora“, die erste umfassende Flechtenflora der Insel Rügen heraus, die 87 Arten behandelt, und noch in demselben Jahre unterzog er sich der Bearbeitung der von dem Reisenden Sieber auf den Inseln Bourbon und Mauritius und in Australien gesammelten Flechten (Linnaea 1827, II. Bd.). Als Fortsetzung der von Hoppe und Funk begonnenen Beschreibungen und Abbildungen deutscher Lichenen in Sturm's „Flora Deutschlands“ gab L. 1833 ausführliche Beschreibungen und kritische Bemerkungen heraus, die von trefflichen Abbildungen 30 seltener Arten begleitet waren. Er bereicherte endlich die Kenntniß der Flechtenflora Böhmens durch seine Mitarbeit an dem von Emil Kratzmann 1855 publicirten Werkchen „Führer von Marienbad“, worin 154 Flechtenspecies beschrieben sind. Auch an den von Hepp und Rabenhorst veranstalteten „Lichenes exsiccati“ betheiligte sich L. in nicht geringem Umfange. Sein unter Aufwendung großer Geld- und Zeitopfer aufgebrachtes lichenologisches Herbar vermachte er testamentarisch der Berliner Staatssammlung. In anderer Weise noch bewies L. seine Uneigennützigkeit und seinen Wohlthätigkeitssinn durch zwei gemeinsam mit seiner Gattin begründete Stipendien zur Unterstützung hülfsbedürftiger Studirender der Universität Greifswald.

A. Minks, Nekrolog in Flora 1873, Nr. 34. — Münter, Joh. Friedrich Laurer, 1873. E. Wunschmann.

Lebert: Sigmund L., Clavierpädagog, 1821—1884. Sigmund Levi, genannt Lebert, ist geboren zu Ludwigsburg am 12. December 1821. Die in sehr dürftigen Verhältnissen lebenden Eltern vermochten dem Knaben nicht mehr als die gewöhnlichste Schulbildung zukommen zu lassen. Schon mit 13 Jahren mußte er lernen auf eigenen Füßen zu stehen. Er wandte sich nach Stuttgart, wo der Hofmusikdirector Abenheim sich des musikbegabten Knaben annahm und ihn im Clavierspiel und in der Harmonielehre unterwies. Die Ausbildung seiner schönen Singstimme wurde einem erprobten Gesangslehrer anvertraut, dessen gewissenhafter Unterricht den Erfolg hatte, daß L. die Rolle eines der drei Knaben in Mozart's Zauberflöte auf dem Hoftheater übernehmen durfte. Abenheim bewies sein Interesse für den strebsamen Schüler besonders dadurch, daß er ihm eine Geldunterstützung von der israelitischen Oberkirchenbehörde auswirkte. So wurde es dem sechzehnjährigen Knaben ermöglicht, sich zu weiterer Ausbildung an das Conservatorium nach Prag zu begeben. Dort genoß er den Unterricht des ausgezeichneten Musiklehrers Tomaschek. Dabei verdiente er sich seinen Lebensunterhalt durch Clavierunterricht mit denkbar bescheidenstem Honorar. So stählte er früh schon im Kampf um Existenz und hohe Lebensziele seine ungewöhnliche Energie, die sein ganzes späteres Wirken im Dienst der Kunst ganz besonders charakterisirt. In der Hoffnung seine kümmerliche Lage zu verbessern, kehrte er gegen Ende der dreißiger Jahre nach Stuttgart zurück, wo sein um sieben Jahre

älterer Bruder Jakob Levi († 1883 als Professor am Stuttgarter Conservatorium) sich eine bescheidene Stellung als Hofmusiker und Clavierlehrer errungen hatte. Hier verlebte er die nächsten Jahre, treulich berathen und gefördert von seinem Bruder, als Clavierlehrer. Gleichzeitig vertiefte er seine theoretisch-musikalische Bildung als Schüler des Hofconcertmeisters Molique und erlangte durch seine mit eisernem Fleiß betriebenen technischen Clavierübungen eine gediegene Kenntniß von den Erfordernissen einer streng methodischen Schulung des Clavierspielers. Mit Eifer war er auch bestrebt, die Lücken seiner Schulbildung auf eigene Faust durch wissenschaftliche Studien auszufüllen. Etwa um die Mitte der vierziger Jahre nahm er für einige Zeit den Musiklehrerposten an einem Erziehungsinstitut in seiner Vaterstadt Ludwigsburg an. Die Vorbereitungsjahre für seine künftige Autorität auf musikpädagogischem Gebiet fanden ihren Abschluß durch einen mehrjährigen Aufenthalt (seit 1850) in München, wo sein Ansehen als ausgezeichneter Clavierlehrer sich mehr und mehr festigte. L. knüpfte werthvolle Beziehungen mit den damaligen musikalischen Größen Münchens an, unter denen ihm der um zehn Jahre jüngere Ludwig Stark ein besonders vertrauter Freund und unschätzbarer Mitarbeiter wurde. Lebert's zielbewußte Energie, praktisches Talent und pädagogische Leistungsfähigkeit fand eine Ergänzung in Stark's feinem künstlerischen Gefühle und componistischer Begabung. Der Plan eines groß angelegten Unterrichtswerks für das Clavier, gegründet auf gereifte fachmännische Erfahrung und mit musikalisch werthvollem Uebungsstoff ausgerüstet, wurde von den beiden Männern in jahrelanger nach ihren individuellen Gaben getheilter Arbeit allmählich verwirklicht und im J. 1858 erschien im Cotta'schen Verlag die große theoretisch-praktische Clavierschule von Lebert und Stark, die sich im Unterschied zu allen Studienwerken früherer Zeit die Aufgabe stellte, den Schüler durch alle Stufen vom ersten Anfang bis zur höchsten Ausbildung hindurchzuführen und zwar ohne die hergebrachten trockenen Fingerquälereien, was von den Zeitgenossen besonders als Fortschritt begrüßt wurde.

Lebert's Thatkraft blieb bei diesem ersten Schritt nicht stehen. Neben der Veröffentlichung der Clavierschule hatte er sich das weitere Ziel gesetzt, die praktische Verwerthbarkeit seiner Theorie durch Gründung eines Unterrichtsinstituts zu erweisen. Er rief in Stuttgart die Musikschule ins Leben, deren Mitbegründer Faißt, Stark und Speidel zugleich deren hervorragendste Zierden in älterer Zeit wurden. Die von L. zur Mitarbeit herangezogenen bewährten Lehrkräfte (Singer, Cabisius, Brückner und Lindner kamen um weniges später noch hinzu), die von diesen gepflegte solide künstlerische Richtung, namentlich aber das unermüdliche, auf Verbesserung und Erweiterung der Anstalt gerichtete Streben des Begründers und Vorstands brachten diese rasch zu hoher Blüthe und sicherten ihr dauernd einen Platz unter den hervorragendsten deutschen Conservatorien. Es lag in der Eigenart des Lebert'schen Unterrichts, daß er als Resultat in erster Linie die tüchtige Ausbildung ungezählter Lehrkräfte für das Clavierspiel zeitigte, die ihrerseits wieder für die Verbreitung der Lebert'schen Methode in den weitesten Kreisen sorgten. Aber auch Künstler von bedeutendem Ruf rühmen sich des von ihm genossenen Unterrichts, der dann die solide Grundlage für die bei ersten Kunstgrößen abzuschließenden Studien bildete. So hat z. B. Liszt mehrere hochbegabte Schüler aus Lebert's Händen übernommen und diesem wiederholt Dank und Anerkennung für die von ihm erzielten Resultate ausgesprochen.

Die Nachfrage nach der Clavierschule von Lebert und Stark war so groß, daß binnen vier Jahren die 2000 Exemplare der gar nicht billigen ersten Auflage vergriffen waren. 1862—1863 erschien die zweite Auflage, die, wie

überhaupt alle folgenden, aufs Gewissenhafteste mit Ergänzungen und Verbesserungen bereichert war. Eine sichere Empfehlung waren die zahlreichen Anerkennungsschreiben von den maßgebendsten Autoritäten, denen L. in den Jahren 1855—1857 sein Werk zur Begutachtung vorgelegt hatte und deren Zeugnisse in den beiden ersten Auflagen abgedruckt wurden. Die Mehrzahl dieser neugewonnenen Freunde sandte Originalbeiträge für den Schlußband. Es finden sich darunter Etuden von Franz und Ignaz Lachner, Moscheles, Ferdinand Hiller, Faißt u. A. In der zweiten Auflage kamen Beiträge von Liszt, Bülow und Rubinstein hinzu, in der dritten Auflage (1869), die um einen starken vierten Band vermehrt war, solche von Brahms, Saint-Saëns, Stephen Heller u. s. w. Als Anhang zur zweiten Auflage erschien das bekannte Werk von Weitzmann: „Geschichte des Clavierspiels und der Clavierliteratur", das aber in seiner folgenden Auflage (1879) von der Clavierschule wieder losgetrennt wurde. Im Laufe der Jahre erschienen auch Uebersetzungen in französischer, italienischer, russischer, spanischer und englischer Sprache, letztere auch in zahlreichen nichtautorisirten Nachdrucken in Amerika. Eine von Max Pauer seit 1904 besorgte neueste Ausgabe (erschienen sind Bd. 1 in 23. Aufl., Bd. 2 in 24. Aufl.) trägt den Charakter einer eingehenden, den nach einem halben Jahrhundert vielfach gewandelten Auffassungen Rechnung tragenden Neubearbeitung. Auf diese Thatsache scheint Riemann's Musiklexicon (6. Aufl. 1904, S. 750) die Behauptung zu stützen, daß das Werk zufolge der Pedanterie seiner Abfassung allmählich in der allgemeinen Werthschätzung zurückgegangen sei. Der discutable Vorwurf des Veraltetseins wird in Kunsttheorien bekanntlich von jeder neuen Richtung gegen eine ältere erhoben und ein Körnchen Wahrheit mag allerdings zum mindesten dabei mit unterlaufen. Hier aber genügt es, zum Beweis der Lebensfähigkeit der alten Methode darauf hinzuweisen, daß der Cotta'sche Verlag neben der verdienstlichen Pauer'schen Bearbeitung die Musikschule auch in ihrer traditionellen Gestalt weiter erscheinen läßt, um der Nachfrage eines conservativeren Publicums Rechnung zu tragen. Für letzteres dürfte die fachmännische Charakteristik Faißt's, der selbst ein trefflicher Musikpädagog war, noch immer Geltung haben. Faißt faßte im J. 1884 sein Urtheil in einem langen, kunstvoll gebildeten Satz zusammen, der aus der Fülle einst competenter Zeugnisse hervorgehoben sein möge: „Die eigentümlichen Ideen, welche in dem Werke ihren Ausdruck erhielten, waren, neben einem genau methodischen, stufenmäßigen und das Bedürfnis der Übung bis zur höchsten Stufe möglichst erschöpfenden Aufbau des Lehrsystems, hauptsächlich die Aneignung eines bestimmten, klaren, präzisen und gleichmäßigen Anschlags aller Finger zur Bildung eines großen, vollen, schönen und mannichfaltigst nüancierten Tons, bei vollkommenem, möglichst gesangreichem Legatospiel, und die Entwicklung der Technik, sowie des geistigen Verständnisses der Schüler aus der Pflege des polyphonen Stils mit streng folgerichtiger, deutlicher Führung der Stimmen unter sorgfältiger Abwägung des ihrer innern Bedeutung entsprechenden gegenseitigen Klangverhältnisses derselben, neben plastisch hervortretender, abgerundeter Gliederung des musikalischen Satzbaues".

Unter den übrigen wissenschaftlichen Arbeiten Lebert's sind als besonders wichtig hervorzuheben die vortrefflichen instructiven Ausgaben classischer Clavierwerke, wozu er einen ausgesuchten Stab hervorragender Fachmänner geworben hatte. Seine Mitherausgeber waren Faißt, Stark, Bülow, Ignaz Lachner und Liszt. Letzterer blieb in allen wichtigen Unternehmungen Lebert's treuer und hochgeschätzter Rath und Mitarbeiter. Beide veröffentlichten gemeinsam eine Bearbeitung von Beethoven's Clavierconcerten. Ein Jahr vor seinem

Tode vollendete L. noch die Ausgabe von Mozarts Clavierconcerten unter Mitwirkung von Ignaz und Vinzenz Lachner, Faißt und Linder.

Aeußere Anerkennungen seiner Verdienste wurden L. in reichem Maße zu Theil. Im J. 1868 ernannte ihn König Karl von Württemberg zum Professor und verlieh ihm 14 Jahre später die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Die Universität Tübingen ernannte im J. 1873 L. und Stark zu Ehrendoctoren der philosophischen Facultät. Aus Anlaß des Erscheinens der Clavierschule in italienischer Uebersetzung wurde L. in den Jahren 1880 und 1881 mit der der Ehrenmitgliedschaft der Cäcilien-Akademie in Rom, der philharmonischen Akademie in Bologna und der Akademie des Kgl. Musikinstituts in Florenz ausgezeichnet.

In den letzten Jahren seines arbeitsreichen Lebens befiel L. ein beschwerliches Leberleiden, das ihn zu seiner Bekümmerniß mehr und mehr seiner rastlosen Thätigkeit entfremdete. Drei Tage vor Vollendung seines 63. Lebensjahres, am 8. December 1884, erlag er der Krankheit. Sein feierliches Leichenbegängniß am 11. December bewies die hohe Achtung, in der der Verstorbene in amtlichen und Fachkreisen Stuttgarts gestanden hatte. Neben den Collegen und Schülern des Conservatoriums war das kgl. Cultusministerium, die gesammte Hofcapelle und zahlreiche Vertreter der Wissenschaft und Kunst zugegen. Immanuel Faißt ehrte als Vorstand des Conservatoriums dessen dahingegangenen Gründer durch einen vortrefflichen, von Dankbarkeit und überzeugter Hochachtung erfüllten Nachruf am Grabe.

Worte der Erinnerung an Prof. Dr. Sigmund Lebert. Von Prof. Dr. Faißt, Stuttgart 1884. — Schwäbischer Merkur 1884, S. 1985.

v. Stockmayer.

Lebrun: Theodor L., Schauspieler, wurde am 14. (oder 24.?) Januar 1828 zu Kornitzen im Ostpreußischen als Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers geboren. Nachdem er das Gymnasium in Königsberg durchgemacht hatte, wandte er sich an Theodor Döring, den er in Berlin aufsuchte, um ihm sein Anliegen bezüglich seines Planes Schauspieler zu werden, vorzutragen. Da jedoch Döring gerade schlechter Laune war, wurde er ziemlich kurz und barsch abgewiesen. Aber obwol ihn auch Hermann Hendrichs, dem er gleichfalls seine Absicht mittheilte, durchaus vor dem Eintritt in die Bühnenlaufbahn warnte, ließ er sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Nachdem er, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1848, als Hans Sachs in Deinhardstein's bekanntem gleichnamigen Schauspiel am Berliner Liebhabertheater Urania aufgetreten war, schloß er sich der reisenden Gesellschaft Mittelhausen's an, bei der er in Thorn, Kulm und in anderen preußischen Städten Charakter- und Chevaliersrollen spielte. Seine weitere Laufbahn führte ihn im J. 1850 an das Hoftheater in Dessau, dann 1853 nach Stettin, Danzig und Breslau. In Breslau wirkte er seit dem Jahre 1856 als Regisseur und in gleicher Eigenschaft vom Jahre 1857 bis 1858 am Hoftheater in Hannover. In der Zeit vom Jahre 1859 bis 1865 war er eine der Stützen des Hoftheaters in Wiesbaden. Von 1865 an leitete er das Rigaer Stadttheater als Director. Dann wandte er sich nach Berlin und trat dort nach dem Abgange Franz Wallner's im April 1868 an die Spitze des Wallnertheaters, das er achtzehn Jahre lang auf einer entschiedenen Höhe zu halten wußte. Es gelang ihm, ein tüchtiges Ensemble heranzubilden und das Repertoire durch die Aufnahme des unter ihm mit der Posse gleichberechtigten Lustspiels zu erweitern und zu heben. Er brachte namentlich die L'Arronge'schen Volksstücke wie „Mein Leopold“ und „Dr. Klaus“, dessen Titelrolle er selbst schuf, zur Geltung und war so glücklich, in der genialen, zu früh verstorbenen Ernestine Wegner eine

starke Zugkraft für sein Unternehmen zu gewinnen. Geschäftliche Schwierigkeiten nöthigten ihn im J. 1886 die Direction des Wallnertheaters niederzulegen und als Regisseur und Darsteller am Thaliatheater in Hamburg Unterschlupf zu suchen. Als sich jedoch je länger, je mehr körperliche Leiden bei ihm zeigten, zog er sich im J. 1889 nach Hirschberg zurück, wo er noch einige Jahre in stiller Zufriedenheit zubrachte. Er starb dort am 9. April 1895.

J. Lewinsky, Vor den Coulissen. Berlin 1881, S. 107—110. — Der Bär, hrsg. von E. Dominik. 10. Jahrg., Berlin 1884, S. 227, 247 fg. (Vgl. auch das Register unter L. v. S., Die Geschichte des Wallnertheaters.) — Neuer Theater-Almanach, hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angeh. 7. Jahrg., Berlin 1896, S. 166, 168. — L. Eisenberg's Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne im XIX. Jahrh. Leipzig 1903, S. 528.

H. A. Lier.

Lechler: D. Gotthard Viktor L. (1811—1888), wurde als Sohn des Pfarrers Viktor Heinrich Lechler zu Kloster Reichenbach (zum württemb. Oberamt Freudenstadt gehörig) am 18. April 1811 geboren. Bis zu seiner Confirmation vom Vater unterrichtet, ward er im Herbst 1825 in eins der sogen. niederen Seminare nach Blaubeuren gebracht. Im J. 1829 trat er in das theologische Stift zu Tübingen und widmete sich hier zwei Jahre hindurch philosophischen und philologischen Studien. Das eigentliche theologische Studium dauerte von 1831—34. Von den damaligen Professoren waren es besonders Schmid und Steudel, deren Vorlesungen den Studenten anregten. Daneben hörte er mit Interesse Christian Baur und hospitirte zuweilen auch bei dem Katholiken Möhler. Im allgemeinen war es, wie L. später selbst erklärt hat, vorwiegend der scientifische Gesichtspunkt, den er bei seinem eifrigen Streben im Auge hatte. Nach rühmlichst bestandenem Examen erhielt der junge Candidat seine erste Anstellung als Pfarrvicar zu Dettingen unter Teck, wo er nun häufig predigte und auch sonst zu praktischer Thätigkeit, besonders zur Ertheilung des Confirmandenunterrichts Gelegenheit fand. Doch bereits nach Verlauf eines halben Jahres führte ihn eine Berufung von Seiten des Studienraths zurück an die Stätte, wo er selbst seine erste Ausbildung erhalten hatte. Er wurde Repetent am Seminar zu Blaubeuren. War hier seine Hauptaufgabe die Leitung und der Unterricht der Zöglinge, so hatte er daneben auch bestimmte Predigten in einer benachbarten Dorfkirche zu halten. Anfang 1838 kam L. in gleicher Eigenschaft nach Tübingen. Fand er bei der gewissenhaften Ausübung seines Lehramts noch immer Zeit zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien, so zog besonders die kirchliche Entwicklung Englands seine Aufmerksamkeit auf sich, wie er sich denn schon früher mit der englischen Sprache vertraut gemacht hatte. Ebendadurch wurde in ihm der lebhafte Wunsch rege, jenes Land aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Die Erfüllung dieses Wunsches brachte eine im Jahre 1840 unternommene Studienreise, die ihn über die Rheinlande und Belgien nach England und Schottland führte. Von da zurückgekehrt, verweilte er noch drei Monate in Paris. Der Gewinn dieser Reise erstreckte sich nicht nur auf die Erweiterung seiner Kenntnisse, sondern auf sein ganzes inneres Leben. In ersterer Hinsicht kommen als Hauptfrüchte die unten näher bezeichneten Werke in Betracht. Was aber den zweiten Punkt anlangt, so haben die auf jener Reise empfangenen Eindrücke von der Segensmacht eines lebendigen Christenthums einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt.

Noch verging eine längere Zeit, ehe es dem Heimgekehrten beschieden

war, einer immer wieder auftauchenden Herzensneigung gemäß als theologischer Lehrer zu wirken. Zunächst sollte er in anderer Weise der Kirche seiner schwäbischen Heimath ersprießliche Dienste leisten: zuerst als Helfer (Diakonus) in Waiblingen, wo durch die Vermählung mit Adelheid geb. Hube ein überaus glücklicher Ehestand begründet wurde, dann von 1853—58 als Decan in Knittlingen. An beiden Orten waltete er mit hingebender Treue und gesegnetem Erfolge seines Amtes. Da erging an ihn zu seiner freudigen Ueberraschung ein ehrenvoller Ruf nach Leipzig, wo ihm neben der Verwaltung der mit dem Pfarramte zu St. Thomä verbundenen Superintendentur eine ordentliche Professur an der Universität übertragen ward. So begann nun für den in voller Manneskraft Stehenden erst recht eine Zeit vielseitigen und rastlosen Schaffens. Gesellten sich doch zu den erwähnten Hauptfunctionen noch mehrfache andere, wie die eines Mitglieds der Sächsischen Landessynode und der 1. Ständekammer. Auch in diesen Kreisen erwarb sich L. durch ein ebenso maßvolles wie festes Auftreten die allgemeine Achtung und durfte zum Zustandekommen so mancher wichtigen Beschlüsse wesentlich mit beitragen. — Was seine akademische Thätigkeit anlangt, so war und blieb die Kirchengeschichte mit einzelnen Nebenzweigen, wie z. B. Geschichte des Kirchenlieds, sein Hauptfach. Außerdem las er über Symbolik, Kirchenrecht und Kirchenverfassung, auch über einige neutestamentliche Bücher, wie Apostelgeschichte und Jakobusbrief. Immer beruhte die Behandlung des betr. Gegenstandes auf einer fortgesetzten gründlichen Forschung und Prüfung. Immer war dabei die Rücksicht auf das Bedürfniß der studentischen Zuhörer als späterer Träger des geistlichen Amtes mitbestimmend. Diesem Zwecke entsprach auch die schlichte und verständliche Ausdrucksweise, bei der doch der warme Hauch persönlicher Ueberzeugung nicht fehlte. Alles das wirkte zusammen, um dem verehrten Lehrer namentlich für das kirchengeschichtliche Colleg eine stattliche, gerade in den letzten Jahren immer mehr zunehmende Anzahl dankbarer Schüler zuzuführen. Auch nach andern Seiten hin ist dem vor Gott und Menschen demüthigen Manne gar manche erfreuliche Anerkennung zu Theil geworden. Hatte ihm die theologische Facultät von Göttingen die Doctorwürde verliehen, so wurde er später zum Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften ernannt. Das ihm zur zweiten Heimath gewordene Sachsen ehrte ihn durch Titel und Rang eines Geheimen Kirchenraths. Mehrere hohe Orden, u. a. die Comthurkreuze des Sächs. Verdienstordens und des Württemb. Friedrichsordens zierten seine Brust. — Im J. 1883 durfte L., umgeben von sieben Töchtern und drei Schwiegersöhnen, unter großer Theilnahme von nah und fern sein 25jähr. Amtsjubiläum als Pfarrer und Ephorus feiern. Leider nur fehlte dabei die theure Gattin, die bereits zehn Jahre vorher verstorben war. Am Schlusse desselben Jahres legte er sein kirchliches Doppelamt nieder, um fortan nur noch als Docent zu fungiren. Wirklich war es ihm durch Gottes Gnade vergönnt, in voller geistiger Frische seine Vorlesungen bis zehn Tage vor seinem am 26. December 1888 erfolgten Tode zu halten.

Hat die theologische Wissenschaft an dem Heimgegangenen einen tüchtigen Vertreter gehabt und mancherlei bedeutsame Förderung durch ihn erfahren, so verdankt ihm die Kirche lutherischen Bekenntnisses ein kräftiges Eintreten für ihre theuersten Güter und eine segensreiche Mitwirkung bei der Ausbildung ihrer Diener im Geiste evangelischer Wahrheit und Freiheit. Als Hauptwerke von größerem Umfange sind zu nennen: 1. Geschichte des englischen Deismus", Stuttg. 1841; 2. „Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation", 1854; 3. „Johannes von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation" in 2 Bdn., Leipzig 1873, ins Englische über-

setzt von Lorimer 1878 und Dr. Green 1884. Als Einzelstudie war vorhergegangen: „Johannis de Wiclif tractatus de officio pastorali“, 1863; 4. „Das apostolische und nachapostolische Zeitalter“, 3. Aufl. 1885; 5. „Der Apostel Geschichten“ im Verein mit Gerok exegetisch, dogmatisch und homiletisch bearbeitet, 4. Aufl. 1881. Als kleinere Publicationen sind in Gestalt von Universitätsprogrammen erschienen: „Thomas v. Bradwordina“ 1862; „Robert Grossefeste, Bischof von Lincoln“ 1867; „Der Kirchenstaat und die Opposition gegen den päpstlichen Absolutismus im Anfang des 14. Jahrhunderts“ in 2 Abth. 1877 und 78; „Urkundenfunde des christlichen Alterthums“ in 2 Abth. 1885 und 86. Dazu kommen noch zahlreiche Artikel in den früheren Auflagen der Realencyklopädie und in den von L. mitbegründeten „Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte“. Erst nach dem Tode des Verfassers erschien als Nr. 28 der „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte“ ein Lebensbild von Johannes Hus, in böhmischer Uebersetzung 1891.

Chr. Th. Ficker.

Lehfeld: Karl L., Arzt und Geh. Sanitätsrath zu Berlin, geboren zu Breslau 1811, studirte in Berlin, wo er 1835 mit der auch von Johannes Müller in seinem berühmten „Lehrbuch der Physiologie“ anerkannten Dissertation „Nonnulla de vocis formatione“ promovirt wurde. Als praktischer Arzt in Berlin lieferte er noch physiologische Beiträge zur großen Berliner Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften (in 36 Bänden), eine Arbeit über die Cholera, sowie im Auftrage des Ministeriums eine statistische Arbeit über die Abnutzung des Eisenbahnpersonals. Als Geh. Sanitätsrath beging er 1885 sein 50-jähriges Doctorjubiläum und starb am 1. September 1891.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 975. Pagel.

Lehfeld: Otto L., Schauspieler, wurde am 3. Februar 1825 zu Breslau als dritter Sohn eines Lieutenants geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und sollte nach dem Wunsche seines Vaters Medicin studiren. Da er jedoch keine Neigung dazu hatte, verließ er gegen den Willen seiner Eltern Breslau und trieb sich mehrere Jahre hindurch mit wandernden Schauspielergesellschaften umher, wobei er die Schattenseiten dieses Theaterlebens nach jeder Richtung hin kennen lernte. Durch Franz Dingelstedt, der auf sein großes Talent aufmerksam geworden war, im J. 1855 nach München berufen, erhielt er an der dortigen Hofbühne reichlich Gelegenheit, seine glänzenden Gaben weiter zu entwickeln. Er gastirte von München aus häufig an auswärtigen Bühnen, z. B. in seiner Vaterstadt Breslau, wo er die begeistertste Aufnahme fand, konnte sich jedoch nicht dazu verstehen, länger als ein reichliches Jahr auszuhalten. Vielmehr begab er sich wieder auf die Wanderschaft, theils gastirend, theils sich für kurze Zeit zu einem festen Engagement entschließend. Erst als Dingelstedt, der inzwischen die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernommen hatte, ihm eine Stellung an dieser Bühne unter sehr günstigen Bedingungen anbot, ließ er sich für die Dauer fesseln (16. Januar 1861). Doch war seines Bleibens auch in Weimar nicht lange. Er mußte schon im J. 1871 pensionirt werden, da er sich durch zunehmende Taubheit von Jahr zu Jahr in seinem Schaffen beeinträchtigt fühlte. Er starb in Weimar am 23. November 1885. — Lehfeld's Ruf war eine Zeitlang bedeutend. Er galt als ein vorzüglicher Shakespearedarsteller und wurde namentlich in Rollen wie König Lear, Macbeth, Richard III., Shylock, Coriolan, Othello allgemein bewundert. Er besaß ein „gewaltiges Temperament, das zwar wild und ungezähmt wie ein tosender Sturzbach dahinschoß, aber doch

in seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen die großen Konturen der wahren und echten Künstlerschaft deutlich erkennen ließ". Im übrigen war er „ein ganz curioser Kauz", der sich und Anderen das Leben oft nicht leicht gemacht zu haben scheint.

Die Deutsche Schaubühne. Hrsg. von Martin Perels. 8. Jahrgang 1867, Heft 12, S. 56, 57. — Frz. Grandaur, Chronik des Kgl. Hof- und National-Theaters in München. München 1878, S. 157, 159. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von E. Gettke. 15. Jahrg. 1887, Leipzig o. J., S. 85, 86. — Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 585. — M. Martersteig, Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1904, S. 456. — C. E. Doepler der Aeltere, 75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Berlin u. Leipzig 1900, S. 304, 307.

H. A. Lier.

Lehmann: Karl Friedrich August L., der Erfinder des unter dem Namen Stenotachygraphie bekannten Schnellschriftsystems, ist geboren am 16. April 1843 in Zossen in der Mark. Die Eltern waren Kleinbauern, sie ließen den Sohn die Bürgerschule des Ortes besuchen und ihn daneben bei dem Rector der Anstalt besonderen Unterricht genießen in neueren Sprachen und in der Musik. Die Hoffnung des Sohnes, Lehrer zu werden, ließ sich infolge zunehmender Verarmung der Eltern nicht verwirklichen; er wurde, nachdem er mit 16 Jahren die Schule absolvirt hatte, einem Schuhmachermeister in Berlin in die Lehre gegeben. So sehr dieser Beruf seinen Neigungen widerstrebte, er erwies sich hierin als tüchtig und bestand das Meisterexamen mit dem Zeugniß „vorzüglich". 1866 heirathete er und begründete bald darauf eine eigene Werkstatt. Der Ehe entsprossen acht Kinder, von denen beim Tode der Frau im J. 1886 noch fünf am Leben waren.

Durch die handwerksmäßige Arbeit wurde Lehmann's Streben nach geistiger Fortbildung nicht vermindert. Er las und excerpirte viel, und so kam es, daß er sich in der Stenographie eine Gehülfin für seine Aufzeichnungen suchte, daß er 1867 die Arends'sche Schnellschrift erlernte, die in einigem Gegensatz zu den älteren Systemen mit in erster Reihe in Handwerkerkreisen Eingang suchte. Leopold Arends selber wurde sein Lehrer. Am 7. Februar 1874 begründete L. den Arends'schen Stenographenverein „Merkur", als dessen Vorsitzender er mit starkem Erfolge für die Verbreitung der Arends-schen Schrift wirkte. Diese Einmischung in den stenographischen Wettstreit erforderte es, daß er sich auch gründliche Kenntnisse in anderen Kurzschriftsystemen erwarb. Er ergänzte deshalb sein bisher nur oberflächliches Wissen in der Gabelsberger'schen Schrift und machte sich auch die Stolze'sche Stenographie vollkommen zu eigen. Das Studium der letzteren mit ihren die feinsten sprachlichen Unterschiede widerspiegelnden Wortgebilden bewirkte es, daß Lehmann's ursprüngliche Begeisterung für das Arends'sche Werk sich verminderte, daß er viele Mängel in ihm zu entdecken glaubte und diese Anschauung nunmehr auch im eigenen Verein vertrat. Eine durchgreifende Reform des Systems schien ihm erforderlich zu sein und nur dann Erfolg verheißend, wenn man mit dem Princip der Arends'schen Vocalverschmelzung bräche. Gegenüber diesem Verlangen erhob sich im „Merkur" lebhafter Widerspruch, weshalb L. zu Beginn des Jahres 1875 mit einigen gleichgesinnten Freunden ausschied und einen neuen Verein unter dem Namen „Stenotachygraphische Gesellschaft" ins Leben rief, der unter den begründenden Mitgliedern die Arends'sche Schrift zwar noch weiter pflegte, aber den Unterricht nach dem Stolze'schen System zu ertheilen beschloß. Als einen Mangel dieses Systems empfand es L.

freilich, daß es nach Art einer vereinfachten Notenschrift sich dreier Schreiblinien bediente. Um jene Zeit wurde in der Stolze'schen Schule selbst schon der Ruf nach Einzeiligkeit vielfach laut und auch L. vertiefte sich neben seinen Reformarbeiten an der Arends'schen Stenographie in Untersuchungen über die Lösbarkeit dieser Stolze'schen Frage. Während aber seine Arends'schen Reformversuche scheiterten, gelang ihm die Lösung der Einzeiligkeitsfrage in einer Art, die zwar nicht die Stolze'sche Schrift einzeilig gestaltete, wol aber die Grundlage zu einem ganz neuen einzeiligen System schuf und der stenographischen Forschung ein bis dahin völlig unbekanntes Gebiet erschloß. In Anlehnung an den Namen der von ihm geleiteten Gesellschaft benannte L. seine Schrift Stenotachygraphie, und er hatte auch die Freude, daß die Gesellschaft sofort zu dem neuen System übertrat. Mit der Ausgabe der ersten Auflage von Lehmann's Lehrbuche wurde nach einer einwandfreien Mittheilung des Stenographieerfinders Heinrich Roller, am 1. September 1875 begonnen, so daß dieser Tag als das Begründungsdatum des Systems gelten darf. Sein Handwerk gab L. kurze Zeit nach der Veröffentlichung der Stenotachygraphie auf, um nur noch der Fortbildung und Verbreitung seiner Schrift zu leben. Schon im Januar 1876 begründete er eine diesen Zweck verfolgende Zeitschrift. Die Einkünfte aus dem Blatte und der Erlös aus dem Vertriebe der Lehrbücher reichten aber nicht aus, um ihn und seine zahlreiche Familie gegen Nahrungssorgen zu schützen. Ueberdies mußte er seit der Mitte der achtziger Jahre seelisch darunter schwer leiden, daß mißvergnügte Kenner seines Systems persönliche Zwistigkeiten mit dem Erfinder zum Anlaß nahmen, um ihrem Verdruß, einen ehemaligen Schuster an der Spitze der Schule zu sehen, eigenartigen Ausdruck zu geben. Sie sprengten das Gerücht aus, L. habe gar nicht die Stenotachygraphie erfunden, sondern sie sei ihm von einem Anonymus lediglich zur Veröffentlichung übergeben worden. Diese jedes Stützpunktes entbehrende Behauptung fand jedoch so wenig Glauben, daß einige Jahre später von den Widersachern Lehmann's einer anderen Version der Vorzug gegeben wurde, für die sie eine sachliche Unterlage gefunden zu haben meinten. Sie begnügten sich nunmehr mit der Hypothese: L. habe die Stenotachygraphie nicht allein erfunden, sondern sie sei in den Sitzungen seiner Gesellschaft auf Grund einer in der Stolze'schen Zeitschrift „Der Beobachter“ veröffentlichten Systemstudie ausgearbeitet worden, also die gemeinsame Arbeit aller Mitglieder jener Gesellschaft. Auch diese Darstellung hat sich als unrichtig erwiesen. Es ist einmal festgestellt, daß jene Anfangs September 1875 herausgegebene Beobachterstudie erst einen vollen Monat später erschien, nachdem bereits in der Zeitschrift „Der Tachygraph“ eine Besprechung der damals schon handschriftlich niedergelegten Grundzüge des Lehmann'schen Systems erfolgt war, und es ist ferner durch Mitglieder der Gesellschaft, insbesondere durch ihren damaligen Schriftführer, ausdrücklich bezeugt worden, daß Berathungen über den Aufbau des Lehmann'schen Systems in der Gesellschaft niemals stattgefunden haben und daß L. „die Ehre gebühre, alleiniger Begründer seines Systems zu sein“. Das wird außerdem bestätigt durch zahlreiche vom Königlichen Stenographischen Institut zu Dresden und vom Archivrath Dr. Mitzschke in Weimar geprüfte und als echt befundene Correspondenzen Lehmann's, die bis zum Mai 1875 zurückreichen und aus denen es sich ergibt, daß L. bereits um jene Zeit mit der „Vervollkommnung seines schon begonnenen Systems“ beschäftigt war. Eigentlich hätte es aller dieser Beweise gar nicht bedurft, denn schon der Titel und die Schlußbemerkung des Lehmann'schen Lehrbuches vom 1. September 1875: „Stenotachygraphie von August Lehmann“ und „Verfasser und Herausgeber A. Lehmann-Berlin“

würde sicherlich den Widerspruch der Gesellschaft herausgefordert haben, wenn die Stenotachygraphie ihr geistiges Eigenthum gewesen wäre. Ein solcher Widerspruch ist nicht erfolgt, im Gegentheil, das nach dem Uebertritt der Gesellschaft veränderte Statut bekundet wörtlich: „Die stenotachygraphische Gesellschaft, gebildet am 24. Februar 1875, bezweckt die Verbreitung der Kurzschrift, sie erkennt die Lehmann'sche Stenotachygraphie als diejenige an, welche sich für Parlamente, Schulen, kaufmännische und gewerbliche Institute am besten eignet". Schließlich haben denn auch die alten Gegner Lehmann's selbst zugegeben, daß sich ein Beweis für ihre früheren Behauptungen nicht erbringen lasse. Wenn aber auch jene Behauptungen heute längst widerlegt sind und von unterrichteten Kreisen ebenso wie von L. selbst natürlich schon von Anbeginn in das Gebiet der Fabel verwiesen wurden, so waren sie doch eine Zeitlang auf das Leben des Meisters, der über eine starke Presse zur Vertheidigung seiner Rechte nicht verfügte, von höchst nachtheiligem Einfluß. Bei einer leichtgläubigen Menge fanden sie ein nur zu geneigtes Ohr und raubten dem Erfinder nicht bloß den größten Theil seiner bescheidenen Einkünfte, sondern sie brachten sogar seine geistige Gesundheit in ernste Gefahr, indem sie vorübergehend Anwandlungen von Verfolgungswahn in ihm hervorriefen. Aus dieser geistigen und wirthschaftlichen Noth riß ihn erst eine zweite Ehe, die er 1889 einging. Sie sicherte seinen letzten Jahren häusliches Glück und bescheerte ihm noch eine Tochter. L. starb an einer Lungenerkrankung am 8. April 1893 in Berlin.

Lehmann's System beruht auf der Darstellung aller Consonanten durch Zeichen von gleicher Höhe, die in ihrer Hauptrichtung Grundstriche sind. Außer den Consonanten haben nur noch die anlautenden Vocale besondere Zeichen, dagegen werden die Auslautvocale sinnbildlich dargestellt und zwar dadurch, daß man das vorhergehende Consonantenzeichen 1. mit oder ohne Druck schreibt, 2. es in seiner ursprünglichen Größe beläßt oder es doppelt bezw. dreifach vergrößert, 3. es durch einen kurzen oder weiten Haarstrich mit dem auslautenden Consonanten verbindet, 4. an ihm in den drei verschiedenen Größen eine Einknickung vornimmt. Die Bezeichnung einiger Vocale sei zur deutlicheren Klarlegung der übrigen Hauptregeln an einem Beispiele erläutert. Der Consonant b gleicht in Form und Größe dem kleinen lateinischen e ohne Vorstrich. Schreibt man dieses Zeichen mit Druck, so bedeutet es ba, schreibt man es in doppelter Größe ohne Druck, so heißt es bo, mit Druck bu, in dreifacher Höhe ohne Druck bi, mit der Einknickung, die dem Zeichen eine ziemlich unschöne Form gibt, in einfacher Höhe beu, in doppelter bau, in dreifacher bäu. Alle so gewonnenen Silbenzeichen stehen auf der Schreiblinie. Verlängert man sie nach unten hin, so nehmen sie bei kurzer (halbstufiger) Verlängerung noch ein folgendes r und bei reichlicher (einstufiger) Verlängerung ein folgendes l auf. Die auf der Linie stehende Silbe ba bedeutet also, wenn man das Zeichen durch die Zeile hindurch ein wenig verlängert, bar, und wenn man es reichlich nach unten verlängert bal. Setzt man ein Consonantenzeichen ganz unter die Linie, so nimmt es ohne Druck ein vorhergehendes n, mit Druck ein folgendes t auf. Diese ganz unter der Linie stehenden Zeichen werden nun auch wieder zur Aufnahme von (e)r und (e)l verlängert. Ein ganz unter der Linie stehendes, mit Druck geschriebenes b bedeutet also in ursprünglicher Größe bt, mit geringer Verlängerung bter, mit reichlicher Verlängerung btel. Die starke Verwendung der sinnbildlichen Bezeichnung durch volle Ausnutzung des Raumes — auf und über der Linie für die auslautenden Vocale, unter der Linie für die vier häufigsten Consonanten in ihren wichtigeren Verbindungen — verleiht den meisten Wörtern

Formen von bestechender Kürze und wird allein ermöglicht durch den Vorzug der gleichen Höhe aller Consonantenzeichen. Dem Vorzuge steht jedoch der Nachtheil entgegen, daß sich eine geschlossene Reihe gleich hoher Elementarzeichen nur unter Anwendung sehr peinlicher Unterscheidungsmerkmale finden läßt. Diesen Mangel in der Consonantenformation hat L. nun wieder durch Einsetzung von Nebenzeichen und Kürzungen am geeigneten Orte gemildert und auf diese Art doch schließlich ein zwar nicht sehr leicht erlernbares, aber im ganzen wohlgefügtes und für die graphisch geschulte Hand bequem verwendbares System gewonnen.

Im J. 1887 wurde eine Organisation der Anhänger des Lehmann'schen Systems geschaffen durch Begründung eines „Allgemeinen Deutschen Stenotachygraphenverbandes". Der Verband setzte eine ständige Commission ein, der unter anderem die Beseitigung von Schriftmängeln obliegen sollte. Eine wirkliche Verbesserung, welche die Commission vornahm, war die Beseitigung der Einknickung. Sie wurde möglich durch den Verzicht auf selbständige Symbole für die Vocale y, ie und ai, die nunmehr gleich i und ei geschrieben wurden. L. nahm an den Arbeiten des Verbandes und seiner Commission keinen Theil. Er hat ihnen stets widersprochen, konnte jedoch der Verbreitung der beschlossenen Aenderungen keinen wesentlichen Einhalt thun. Die umfassendste Reform fiel freilich erst in die Zeit nach seinem Tode. Die Vereinfachungsbestrebungen, die namentlich mit der Begründung des Einigungssystems Stolze-Schrey im J. 1897 eine neue Aera in der stenographischen Bewegung einleiteten, veranlaßten auch die Commission des Stenotachygraphenverbandes zu einer Reform, die das System leichter erlernbar und der weiten Verbreitung zugänglicher machen sollte. Ein Theil der Wortkürzungen wurde gestrichen und der Gebrauch der Nebenzeichen auf ein geringes Maß eingeschränkt. Die Principien der Lehmann'schen Lehre, die gleich hohen Consonanten in unveränderter Gestalt, die Idee der Vocal- und Consonantensymbolik blieben zwar erhalten, aber die künstlerische Feilarbeit des Meisters zum Ausgleiche des durch die beschränkte Zeichenauswahl bedingten Mangels fiel dem Streben nach Einfachheit großen Theils zum Opfer. An praktischer Brauchbarkeit hat das System infolge dessen sehr starke Einbuße erlitten. Immerhin kam die Thatsache des erleichterten Studiums der Werbearbeit zu gute, die jetzt mit aller Kraft einsetzte und dem System einen beträchtlich erweiterten Anhängerkreis zuführte. Der Ausbreitung der Lehmann'schen Lehre widmen sich heute 424 Vereine, gegenüber 1949 nach Gabelsberger und 1359 nach Stolze-Schrey. Die Lehmann'sche Schule steht damit, allerdings in weitem Abstande von Gabelsberger und Stolze-Schrey, hinsichtlich der Verbreitung des Systems unter den zahlreichen deutschen Kurzschreiberschulen jetzt an dritter Stelle.

Das Gedächtniß des Erfinders ehrt eine granitene Tafel an dem Hause seines letzten Wirkens in Berlin, Möckernstraße 112.

Der Beobachter, Herausgeber Karl Schöppe, Naumburg, Jahrg. 1875. — Der Tachygraph, Herausgeber Heinrich Roller, Berlin, Jahrg. 1875. — Stenotachygraph, Herausgeber August Lehmann, Berlin, Jahrg. 1876. — Der Stenotachygraph, Herausgeber A. Pfeiler, Linz a. D., Jahrg. 1893 (Art. Wer hat die Stenotachygraphie erfunden?). — Magazin für Stenographie, Herausgeber Max Bäckler, Berlin, Jahrg. 1899 (Art. Zum Gedächtnisse August Lehmanns). — Mertens, Deutscher Stenographenkalender, Jahrg. 1899 bei Franz Schulze-Berlin (Art. Systemübersicht). — Daniel, Die Reform des Lehmann'schen Stenographiesystems b. Gerdes u. Hödel-Berlin.

Alfred Daniel.

Lehmann: Christian L., Geschichtschreiber des Erzgebirges, wurde am 11. November 1611 zu Königswalde bei Annaberg in Sachsen als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Als dieser im Sommer des folgenden Jahres nach dem Bergstädtchen Elterlein berufen wurde, folgte ihm die Familie dahin. Der Knabe wurde anfangs im Elternhause unterrichtet. Der Vater leitete ihn seit früher Jugend an, ein ausführliches Tagebuch zu führen und sich Auszüge aus allen gelesenen Büchern anzulegen. Auch unternahm er mit ihm häufige Fußwanderungen durch das Gebirge und machte ihn dabei auf Naturmerkwürdigkeiten und geschichtliche Erinnerungen aufmerksam. 1622 kam der Sohn auf die Fürstenschule zu Meißen. Drei Jahre später schickte ihn sein Vater nach Halle, wo er sich als Currendaner seinen Lebensunterhalt verdienen mußte. Nachdem er hier die Pest glücklich überstanden hatte, zog er 1628 nach Guben in der Niederlausitz. 1631 floh er vor den kriegerischen Wirren nach Stettin, wo er im Paedagogium regium illustre seine Schulbildung zum Abschluß brachte. Im folgenden Jahre nahm er eine Stellung als Hauslehrer bei einem Pfarrer zu Löckenitz in Pommern an. Nachdem er sich kurze Zeit mit theologischen Studien beschäftigt hatte, wurde er 1633 nach Hause berufen. Sein Vater war durch die vielfältigen Drangsale, die er in den letzten Jahren bei den fast unausgesetzten Durchzügen der Schweden und der Kaiserlichen, namentlich bei dem Einfall des Generals Holck 1632 erlebt hatte, so krank und schwach geworden, daß er sich vom Oberconsistorium in Dresden seinen Sohn als Substituten ausbat. Seine Bitte wurde gewährt, und beide wirkten fünf Jahre hindurch gemeinsam unter großen Mühen und Gefahren in Elterlein. Um sich und die Ihrigen vor den Plünderungen und unmenschlichen Mißhandlungen der verwilderten Soldaten zu retten, mußten sie oft wochenlang, auch im strengsten Winter, trotz bitterer Kälte und äußersten Mangels an Kleidung und Lebensmitteln, in Wäldern und Höhlen zubringen und sich hier gegen die Anfälle der gewaltig überhandnehmenden Bären und Wölfe wehren. Trotz dieses sorgenvollen Lebens verheirathete sich der Sohn 1636 mit Euphrosyne Kreusel, der Tochter des Stadtrichters in Elterlein, die ihm in 51 jähriger Ehe zehn Kinder schenkte. Zwei Jahre später wurde er, da sein Vater inzwischen wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war und die Gemeinde wegen allzugroßer Armuth einen Substituten nicht mehr erhalten konnte, als Pfarrer nach dem nahen Städtchen Scheibenberg berufen. Diese neue Stellung brachte ihm wiederum viele Beschwerden und Mühseligkeiten. Der Verkehr mit den entfernten Filialen war wegen der umherstreifenden Räuberbanden und wilden Thiere oft mit Lebensgefahr verbunden. Auch mußte er infolge der kriegerischen Unruhen wiederholt flüchten und sich in den umliegenden Wäldern verbergen. Mehr als einmal wurde er mit Weib und Kindern von den feindlichen Soldaten in rohester Weise mißhandelt. Auch durch Pest, rothe Ruhr und Hungersnoth hatte er viel zu leiden. Ebenso stellten sich infolge ungenügender Ernährung Milz- und Hämorrhoidalbeschwerden bei ihm ein, gegen die er fünfmal die Brunnencur in Karlsbad mit gutem Erfolge gebrauchte. Nach der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges begann sich seine Lage zu bessern. Als Ruhe und Sicherheit einigermaßen wiedergekehrt waren, unternahm er während der günstigen Jahreszeit so oft als möglich theils allein, theils mit seinen heranwachsenden Söhnen oder mit Amtsgenossen Wanderungen durch sein geliebtes Erzgebirge, um dasselbe in jeder Hinsicht gründlich kennen zu lernen. Allmählich begann er seine im Laufe der Jahrzehnte gesammelten Aufzeichnungen zu mehreren umfangreichen Werken über dieses Gebirge zu verarbeiten, von denen er aber aus Bescheidenheit und Armuth bei seinen Lebzeiten keins im Druck erscheinen

ließ. 1669 bemerkte er eine bedenkliche Abnahme seiner Kräfte. Er litt häufig an Ohnmachten und Schwindelanfällen, so daß er seine Amtsgeschäfte nicht mehr allein verrichten konnte. Auf seine Bitte ordnete ihm deshalb das Oberconsistorium seinen zweiten Sohn Johann Christian als Substituten bei. Diese Erleichterung wirkte allmählich so günstig auf seinen Gesundheitszustand ein, daß er seit 1675 der Unterstützung nicht mehr bedurfte. Der Sohn wurde deshalb als Diakonus nach Annaberg versetzt, und der Vater verwaltete trotz seines vorgerückten Alters noch volle 13 Jahre hindurch sein Amt allein. Leider wurden ihm die letzten Lebensjahre durch Streitigkeiten mit einigen seiner Gemeindeglieder getrübt, die ihm Vernachlässigung seiner Amtsgeschäfte infolge seiner häufigen ausgedehnten Wanderungen vorwarfen, doch wies das Oberconsistorium die gegen ihn vorgebrachten Klagen als unbegründet zurück. Nachdem er sein goldenes Ortsjubiläum gefeiert und 56 Jahre im geistlichen Amte zugebracht hatte, starb er zu Scheibenberg am 11. December 1688. Er war ein schwächlicher und fast immer kränklicher, deshalb schwermüthiger und in sich gekehrter Mann von großer Einfachheit und Mäßigkeit, erfüllt von unauslöschlicher Liebe zu seiner erzgebirgischen Heimath und von einem unermüdlichen Sammelfleiß. Sein Bildniß in Oel gemalt hängt noch heute neben der Kanzel in der Kirche zu Scheibenberg. Ein zweites in Kupferstich ziert das Vorsetzblatt seines gedruckten Werkes „Historischer Schauplatz“. Sein Grabmal, das ihn nebst seiner Gattin lebensgroß in erhabener Arbeit darstellt, befindet sich auf dem Friedhof seiner Gemeinde. Von seinen drei Söhnen, die er trotz völliger Mittellosigkeit studiren ließ, starb der älteste, Theodosius, 1696 als Consistorialpräsident zu Merseburg, der zweite, Johann Christian, 1723 als Superintendent zu Freiberg, der jüngste, Immanuel, 1698 als Archidiakonus zu Görlitz. Seine Töchter verheiratheten sich, soweit sie nicht frühzeitig starben, sämmtlich mit Geistlichen.

Neben der Erfüllung seiner Berufspflichten entfaltete L. in seinen Mußestunden eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit, die sich durchaus auf seine Heimath, das Erzgebirge bezog. Dieses nach allen Seiten hin gründlich kennen zu lernen und für die Nachwelt zu beschreiben war für ihn Lebenszweck. Er wanderte nicht nur selbst unermüdlich in dem Gebirge umher, sondern zog auch bei seinen Amtsbrüdern, bei Bergleuten, Bauern, Kräutersammlern, Waldarbeitern und anderen Gebirgsbewohnern Erkundigungen ein und durchforschte die in Frage kommende Litteratur. Als Ergebniß seiner Bemühungen hinterließ er zwölf meist umfangreiche Manuscripte, die sich leider nur zum Theil bis auf die Gegenwart erhalten haben. Alle seine noch vorhandenen Arbeiten verrathen wahrhafte, wenn auch zum Mysticismus neigende Frömmigkeit, umfassende, jedoch kritiklose Gelehrsamkeit, scharfe Beobachtungsgabe, liebevolles Versenken in die Eigenart der Heimath und ihrer Bewohner, aber auch starke Neigung zum Aberglauben. Sie sind eine bisher noch lange nicht genügend ausgeschöpfte Quelle zur Ortsgeschichte, Volkskunde und Mundartforschung. Die Darstellung ist klar, gewandt, volksthümlich, nicht selten von treuherzigem Humor durchweht und durch zahlreiche eingestreute Gedichte und Anecdoten belebt. Das bedeutendste Werk ist 1. sein Historischer Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Ertzgebirge, eine ausführliche Beschreibung dieses Gebietes in orographischer, hydrographischer, climatischer, mineralogischer, pflanzen-, thier- und anthropogeographischer Hinsicht. Es wurde von den drei Söhnen des Verfassers durch zahlreiche Anmerkungen vermehrt und 1699 von dem überlebenden Johann Christian in Leipzig zum Druck befördert. Es bildet einen stattlichen Quartband von über 1000 Seiten mit vielen Kupferstichen und Holzschnitten. Eine

zweite nahezu unveränderte Ausgabe erschien ohne den Namen des Autors 1747 wiederum in Leipzig. Das Buch ist als eine wichtige Fundgrube für die Culturgeschichte und Volkskunde des 17. Jahrhunderts noch heute von hohem Interesse. — Die übrigen Schriften Lehmann's, über welche beglaubigte Nachrichten vorliegen, sind folgende: 2. Historia civilis et topographica des Erzgebirges, mit einer großen Uebersichtskarte und vielen Ansichten von Städten und Schlössern, jetzt anscheinend verloren. — 3. Kriegs-Chronik der Teutschen, 1677 abgeschlossen, Originalmanuscript in der kgl. Bibliothek zu Dresden, ein starker Folioband von 758 eng beschriebenen Seiten, wichtig durch ausführliche, zumeist auf eigenen Erlebnissen des Verfassers beruhende Schilderung der Kriegsereignisse im Erzgebirge während des Dreißigjährigen Krieges. — 4. Res memorabiles ecclesiasticae oder Kirchenhistorie des Erzgebirges, blieb unvollendet und ist jetzt verloren. — 5. Historia metallica oder Berg-Chronik, eine Geschichte und Beschreibung des erzgebirgischen Bergbaues, besonders der Silbergruben, nebst einer Sammlung von Bergsagen, gleichfalls verloren. — 6. Historia moralis oder Moral-Chronik von allerhand ernsthaften und lustigen Fällen, so im Gebirge observiret worden, eine Sammlung von Sagen, Spukgeschichten und Schwänken, ebenfalls verloren. — 7. Centuria epistolarum oder 100 deutsche Episteln von lauter gebirgischen Historien, auch nicht mehr zu ermitteln. — 8. Annales de rebus variis, Aufzeichnungen über ungewöhnliche Witterungsverhältnisse, merkwürdige Naturerscheinungen, Unglücksfälle, Wunderzeichen, Erdbeben und andere bemerkenswerthe Vorgänge, gleichfalls verschollen. — 9. Collectanea, vermischte Notizen zur Geschichte, Topographie und Naturgeschichte des Erzgebirges, Manuscript in der Ponickau-schen Sammlung der Universitätsbibliothek zu Halle, theils von Lehmann's eigener Hand herrührend, theils Briefe an ihn umfassend. — 10. Nachrichten über das Bergstädtlein Scheibenberg, 1679 abgeschlossen, in dem von L. dictirten und von seiner Hand corrigirten Entwurf im Besitze der Stadtbibliothek zu Leipzig, dazu auszugsweise handschriftlich in der Universitätsbibliothek zu Halle und im Privatbesitz in Elterlein erhalten, gedruckt in den Sächsischen Provinzialblättern 1801, X, 481—503. — 11. Descriptio Nigromontana, eine Geschichte und Beschreibung der Stadt Schwarzenberg in 364 lateinischen Hexametern, 1731 von Schöttgen und Kreysig in ihrer Diplomatischen und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen, V, S. 529—546 veröffentlicht. — 12. Apologia, ein Actenstück von Lehmann's eigener Hand im Pfarrarchiv zu Scheibenberg, betreffend seine Streitigkeiten mit einigen ihm feindlich gesinnten Gemeindegliedern.

J. Pöschel, Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie, Leipzig 1883. — H. Rösch, Christian Lehmann's Historischer Schauplatz (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1883, S. 152—154, 157—159). — J. Pöschel, Christian Lehmann's Schriften und ihre Bedeutung für das sächsische Obererzgebirge (ebendort 1883, S. 569—574). — Derselbe, Zur Literatur über den Aberglauben (ebendort 1884, S. 406—416, 421—424). — H. Rösch, Glückauf! Ein Jahrbuch für das Erzgebirge, I (1884), S. 60—70, 99—124, 125—132; II (1886) S. 48—55. — L. Lonner, M. Christian Lehmann (Glückauf, Organ des Erzgebirgsvereins, VIII (1888), S. 97—99, 105—108; XIV (1894), S. 133—138). — J. Pöschel, Ueber Mag. Christian Lehmann's Kriegschronik, Grimma 1889.

Viktor Hantzsch.

Lehmann: Johann Christian L., lutherischer Theolog, wurde am 2. December 1642 zu Scheibenberg im sächsischen Erzgebirge als Sohn des dortigen Pfarrers Christian Lehmann, mit dem er oft verwechselt wird, geboren. Vor

der Geburt hatte seine Mutter viel Noth und Angst durch wiederholte Einfälle schwedischer Truppen auszustehen, weshalb der Sohn zeitlebens schwächlich, kränklich, schüchtern und furchtsam blieb. Seine Jugend fiel in die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges, in denen das Erzgebirge fast unaufhörlich durch schwedische und kaiserliche Söldnerschaaren beunruhigt und geplündert wurde. Trotz seines hinfälligen Körpers war der Knabe gut beanlagt. Bereits in seinem 11. Jahre versuchte er sich mit einer Dichtung, indem er das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg zu einer Komödie in Versen verarbeitete, die von den Scheibenberger Schülern am Gregoriusfeste öffentlich aufgeführt wurde. Da ihn der Vater aus Mangel an Zeit nicht selbst unterrichten konnte, hielt er für ihn und seine zahlreichen Geschwister nach einander verschiedene Hauslehrer. Der erste legte in ihm einen guten Grund in der lateinischen Sprache, der zweite aber verleidete ihm das Lernen, indem er ihn mit Hebräisch, Griechisch, Rhetorik und Logik plagte, ebenso der dritte, der ihn bei jedem geringsten Versehen in unbarmherziger Weise mit Ruthen züchtigte. Da dieser Lehrer wegen seiner Rohheit schließlich entlassen werden mußte, wollte der Vater den Sohn zu einem Schreiber in die Lehre thun. Auf Bitten der Mutter aber schickte er ihn 1656 in die Lateinschule zu Chemnitz. Hier wurde er für einen Tagespreis von neun Pfennigen zu einem Gastwirth in Kost und Wohnung gegeben. Dieser Wirth aber war ein Säufer und Flucher und mißhandelte den Knaben in der Trunkenheit oft jämmerlich, wenn sein Vater das geringe Kostgeld nicht pünktlich zu beschaffen vermochte. Da er kein eigenes Zimmer hatte, mußte er in der Schänkstube mitten unter den rauchenden, trinkenden und spielenden Gästen studiren. Zwei volle Jahre hielt er dieses mühselige Leben voller Widerwärtigkeiten aus. Seine Armuth war so groß, daß er nicht einmal Wäsche besaß und sich die gedruckten Schulbücher, da er sie nicht kaufen konnte, mit eigener Hand abschreiben mußte. Als 1658 sein älterer Bruder die Universität bezog, glaubte der Vater die Kosten für beide Söhne nicht mehr aufbringen zu können. Er schickte deshalb den jüngeren, ohne ihm ein Wort zu sagen, mit einem Briefe und vier Groschen Reisegeld zu einem befreundeten Steuerbuchhalter nach Dresden. Von diesem erfuhr er, daß er bei ihm bleiben und den Schreiberdienst erlernen sollte. Darüber gerieth er außer sich, wanderte sogleich nach Hause und bat seinen Vater solange unter Thränen, bis dieser ihm erlaubte weiter zu studiren. Mit Hülfe seines älteren Bruders gelang es ihm, eine Freistelle im Alumnat der Thomasschule in Leipzig zu erhalten. Hier hielt er sich vier Jahre lang auf und bildete sich namentlich in den alten Sprachen und in der Musik aus. 1663 verließ er die Schule und begann das akademische Studium. Da es ihm aber nicht gelang, ausreichende Stipendien zu erhalten, obwohl er seinen Gönnern ein selbstverfaßtes Carmen heroicum de bello Turcico in 1356 Versen überreichte, begab er sich im folgenden Jahre gemeinsam mit seinem jüngsten Bruder nach Wittenberg, wo ihn der Professor Wendler zum Informator seiner Kinder annahm. Hier hörte er hauptsächlich bei Calov und Quenstädt theologische, bei Röhrensee philosophische Vorlesungen. Nachdem er 1666 die Magisterwürde erworben hatte, nahm er eine Stelle als Famulus bei dem Superintendenten Zimmermann in Meißen an und übte sich nebenbei fleißig im Disputiren und Predigen. Als sein Vater 1669 wegen zunehmender Kränklichkeit eines Helfers in seinem arbeitsreichen Amte bedurfte, sandte das Oberconsistorium den Sohn als Substituten nach Scheibenberg. Hier stand er seinem Vater gegen ein Jahresgehalt von nur 27 Thalern 23 Groschen 6 Pfennigen fast sechs Jahre hindurch treu und unermüdlich zur Seite. 1675 wurde er als Diakonus nach Annaberg berufen. Hier verheirathete er sich noch in demselben Jahre mit

der 15 jährigen Pfarrerstochter Anna Rosine Köhler aus Schwarzenberg, die ihm in 36 jähriger Ehe neun Kinder schenkte. Da er bald das Vertrauen seiner Vorgesetzten und seiner Gemeinde gewann, wurde er 1679 zum Archidiaconus, 1685 zum Superintendenten befördert. Als solcher erwarb er sich um das kirchliche Leben seiner Ephorie große Verdienste. Er verbesserte das Schulwesen, reorganisirte die Prediger- und Schullehrer-Wittwencasse und suchte die ihm untergebenen Geistlichen wissenschaftlich anzuregen, indem er Disputationen über theologische Fragen mit ihnen veranstaltete. 1691 lehnte er einen dringenden Ruf des Fürsten von Anhalt ab, als Oberhofprediger nach Zerbst zu kommen. Um ihn zu entschädigen, übertrug ihm sein Kurfürst 1697 die einträgliche Superintendentur in Freiberg. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Universität Wittenberg zum Doctor der Theologie. In seinem neuen Amte wirkte er 28 Jahre hindurch mit großem Segen. Eine Berufung als Oberhofprediger nach Dresden schlug er aus. Am 28. October 1723 starb er zu Freiberg, fast 81 Jahre alt. Sein Bildniß, in Oel gemalt, hängt neben dem seines Vaters in der Kirche zu Scheibenberg, ein anderes im Dom zu Freiberg. Ein in Kupfer gestochenes Porträt erschien 1719 anläßlich seines goldenen Predigerjubiläums.

Als Schriftsteller ist L. nur wenig hervorgetreten. 1699 gab er den von seinem Vater im Manuscript hinterlassenen „Historischen Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Ertzgebirge“ durch eigene Zusätze vermehrt heraus. Von seinen sonstigen Schriften sind zu erwähnen: „Ministrorum ecclesiae Annabergensis nomenclator a tempore repurgatae doctrinae ad nostram aetatem“ (Dresdae 1708); „Das erfreute Wittwen-Hertz“ (Freiberg 1709), eine Beschreibung der von ihm neu organisirten Predigerwittwenkasse; sowie zahlreiche Leichenpredigten, die zuerst einzeln erschienen, nach seinem Tode aber zu einem Bande vereinigt nochmals gedruckt wurden (Leipzig 1726). Als Manuscript hinterließ er eine „Metallurgia sacra“, in welcher alle Bibelstellen, die von Mineralien und verwandten Dingen handeln, zusammengestellt und besprochen waren.

Acclamatio votiva . . . Christiano Lehmanno . . . impertita a Georgio Heinrico Goetzio . . . Lubecae (1722). — S. B. Kühn, Christus, Das beste Vergnügen im Leben und Sterben eines Freybergischen Aarons . . . Christiani Lehmann's . . . Freyberg (1723) (darin S. 29—38 eine Selbstbiographie Lehmann's). — Piam, felicem, augustamque vitam . . . Christiani Lehmanni . . . exposuit Samuel Mollerus . . . Freibergae (1724). — Ad memoriam . . . servandam . . . Christiani Lehmanni . . . convocat Christianus Gotthold Wilisch . . . Freibergae (1724). — Th. Grabner, D. Christian Lehmann's . . . Göttliche Führungen . . . Dreßden 1725. — J. Pöschel, Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie, Leipzig 1883, S. 50—74. Viktor Hantzsch.

Lehmann: Emil L., hervorragender Jurist und Schriftsteller, geboren am 2. Februar 1829 in Dresden, † daselbst am 25. Februar 1898. Sein Vater Bonnier Lehmann war Kaufmann. L. zählte zu seinen Vorfahren den Begründer der israelitischen Gemeinde in Dresden, den auch um seine Vaterstadt Halberstadt verdienten und dort begrabenen „Residenten“ Berend Lehmann, welcher bei August dem Starken, dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, eine ausnahmsweise begünstigte und zum besten seiner Glaubensgenossen einflußreiche Stellung einnahm (vgl. hierüber: Der polnische Resident Berend Lehmann, der Stammvater der israelitischen Gemeinde zu Dresden, von seinem Ur-Ur-Urenkel Emil Lehmann, Dresden 1885). Zu den Ahnen Lehmann's zählte ferner Elias Berend Lehmann, welcher als „Gevollmächtigter“

der Dresdener Judenschaft im J. 1733 die Befreiung der Juden vom Leibzoll durchsetzte und Eleazar Lehmann, welcher als langjähriger Vorsteher der Dresdener „Beerdigungs-Brüderschaft" in den schweren Kriegsjahren Proben großer Ausdauer und seltenen Muthes gab. L. besuchte zuerst die israelitische Gemeindeschule und von 1842—1848 die Dresdener Kreuzschule und bezog dann die Universität in Leipzig, wo er 1851 das juristische Examen mit Auszeichnung bestand. Nach Dresden zurückgekehrt, entfaltete L. in der von Stadtrath Walter redigirten „Sächsischen Dorfzeitung" eine reiche geistige Thätigkeit, die nicht unbemerkt blieb, und waren es besonders seine in derselben veröffentlichten Aufsätze über den Wucher, welche Aufsehen erregten. Nebenher betheiligte sich L. eifrig im Verein mit Dr. Bernhard Beer, Dr. Zacharias Fränkel und Dr. Wolf Landau, an den Emancipationsbestrebungen für die Juden, deren Rechte durch Erlaß der Sächsischen Gesetze vom 3. December 1868 verfassungsmäßig verbürgt wurden.

Seit 1863 war L. als Rechtsanwalt und später auch als königlicher Notar thätig und war er nebstdem Jahrzehnte hindurch Vorsteher der Dresdener jüdischen Gemeinde. 1868 wurde L. in das Stadtverordnetencollegium berufen, das ihn zum Vicevorsteher erwählte und gehörte er auch 1875—1880 als Abgeordneter dem sächsischen Landtage an. L. hat sich nicht nur große Verdienste um die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden in Sachsen, sondern auch um den engeren Zusammenschluß aller jüdischen Gemeinden in Deutschland erworben, durch die Gründung des deutsch-israelitischen Gemeindebundes in Gemeinschaft mit Moritz Kohner und Jacob Nachod. L. besaß neben einem starken, philosophisch geschulten Geiste ein Herz voll innigen, religiösen Empfindens und zeichnete sich in seinem Denken und Wirken durch Freisinn, durch offene Biederkeit, durch Wahrheitsliebe und Mannesmuth aus. Er war von dem eifrigen Streben beseelt, den Kern des Judenthums von seiner Hülle zu befreien und der ganzen Menschheit nutzbar zu machen. Seine Reformbestrebungen stammen aus seiner begeisterten Anhänglichkeit an die Lehre des Judenthums, dessen Fortbestand für die Zukunft er dadurch gesichert glaubte. Was L. in schwungvoller Prosa und in poetischer Form nach dieser Richtung hin geleistet, bleibt werthvoll und anregend für alle Zeiten, durch das sich kundgebende Streben, eine harmonische Verbindung jüdischer und deutscher Vorzüge anzubahnen. L. verlangte im Judenthume Förderung dessen, was den Juden und Christen gemeinsam ist und hält es für undeutsch, unjüdisch wie unchristlich, dem Bekenntniß der Gesammtheit zur Last zu legen, wenn Einzelne sich gegen dasselbe vergehen. Und darum begrüßte er auch freudig die Gründung des „Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", dessen Mitglieder, gleich ihm, der in seiner Persönlichkeit das edelste Vorbild eines deutschen Staatsbürgers jüdischen Bekenntnisses darstellt, ebenso entflammt sind von Liebe zum deutschen Vaterlande wie von Begeisterung für den sittlichen Werth des Judenthums. Seine schriftstellerischen Arbeiten erschienen zumeist in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums", in Dr. Brüll's „Populär wissenschaftliche Monatsblätter" und im „Deutsches Reich". Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Lessing in seiner Bedeutung für die Juden, Vortrag, gehalten im Mendelssohn-Verein in Dresden am 21. Januar 1857"; „Höre Israel Aufruf an die deutschen Glaubensgenossen", 1869; „Gabriel Rießer, ein Rechtsanwalt", 1880; „Jüdisches Haus- und Volksbuch zu Chanuka"; „Berthold Auerbach als Jude"; „Ein Halbjahrhundert der israelitischen Religionsgemeinde in Dresden"; „Die Aufgaben der Deutschen jüdischer Herkunft"; „Die Deutschen jüdischen Bekenntnisses", Vortrag, gehalten am 27. September 1893. Seine letzte schriftstellerische Arbeit war

ein „Offener Brief an Herrn Prof. Friedrich Paulsen“ (December 1897), in welchem er den Uebertritt von einer Religion zur andern nur dann für ehrenhaft und anständig hält, wenn der Uebertretende von der überwiegenden Trefflichkeit der neuen Religion nicht nur, sondern auch von der Minderwerthigkeit der alten überzeugt ist. Bei der Silberhochzeit mit seiner Cousine Hermine geb. Salomon, die ihm stets fördernd zur Seite stand und bei seinem Amtsjubiläum wurden ihm viele wohlverdiente Zeichen der Liebe und Anerkennung zu Theil und fand die Verehrung für ihn auch tiefsinnigen Ausdruck in der anläßlich seines Hinscheidens am 1. März 1898 in der Synagoge zu Dresden veranstalteten Trauerfeier, in der Gründung einer seinem Andenken gewidmeten Stiftung und in der Herausgabe von „Emil Lehmann. Gesammelte Schriften“ (als Manuscript gedruckt, herausgegeben im Verein mit seinen Kindern, von einem Kreise seiner Freunde), welchen das wohlgelungene Bildniß Emil Lehmann's beigegeben ist. Adolf Brüll.

Lehr: Julius L., wurde am 18. October 1845 in Schotten (Oberhessen) geboren. Nachdem er seine Gymnasialbildung vollendet hatte, bezog er die Universität Gießen, um sich dort dem Studium der Staats- und Cameralwissenschaften zu widmen. Im J. 1868 wurde er Lehrer an der Forstakademie in Münden und folgte 1874 einem Rufe an die technische Hochschule zu Karlsruhe, wo er eine etatsmäßige Professur für Volkswirthschaftslehre erhielt. Nach zehnjähriger Wirksamkeit vertauschte er diesen Lehrstuhl mit einem solchen an der staatswirthschaftlichen Facultät der Universität München im J. 1885. Neben allgemein nationalökonomischen Vorlesungen hatte er hier vor allem Forstgeschichte, Forststatistik und Forstpolitik zu vertreten und war vor die Aufgabe gestellt, den Studirenden der Forstwissenschaft eine allgemein volkswirthschaftliche Bildung auf breiterer Grundlage zu vermitteln. Er starb im September 1895 in München.

Neben einer Mehrzahl von Arbeiten, die sich mit forstpolitischen und landwirthschaftlichen Specialfragen beschäftigen und die im Zusammenhang mit seiner Lehrthätigkeit entstanden sind, liegt Lehr's Forschungsgebiet in erster Linie im Bereiche der Statistik und der theoretischen Nationalökonomie. Er hat dabei eine nähere Verbindung der Mathematik mit den volkswirthschaftlichen Problemen versucht. Er ist daher zu den Hauptvertretern der mathematischen Methode in der Nationalökonomie zu zählen und stand daher stets den österreichischen Volkswirthen der Menger'schen Schule näher als seinen deutschen Fachgenossen der historisch-ethischen Richtung. Bei seinen Veröffentlichungen war er insonderheit bemüht, mathematische Formeln nach ihrem Geiste anzuwenden und er hat deshalb die scheinbar wissenschaftliche, aber im höchsten Grade dilettantenhafte Verwendung mathematischer Vorstellungen, wie sie so gerne Karl Marx bringt, als falsch und irreführend bezeichnet. Sein Hauptwerk, in dem er seine Lebensarbeit niedergelegt hat, ist: „Grundbegriffe und Grundlagen der Volkswirtschaft“, Leipzig 1893, 2. Aufl. 1901 (besorgt von M. v. Heckel), das den 1. Band des Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften bildet. Der 2. Band „Produktion und Konsumtion“, Leipzig 1895, ist nur zum Theil von ihm gearbeitet und nach seinem Tode von Frankenstein ergänzt und herausgegeben worden. Von seinen sonstigen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: „Beiträge zur Statistik der Preise“ (Frankfurt 1885); „Zur Frage der Wahrscheinlichkeit weiblicher Geburten“ 1889; „Zur Frage der Veränderlichkeit statistischer Reihen“ 1888; „Zur Lehre vom Preise“ 1889; „Die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter“ 1889—1890 (Behandlung der mathematischen Grundlagen); „Grenz-

werth, Grenznutzen und Preis" 1889; „Die Durchschnittsprofitrate auf Grundlage des Marxischen Wertgesetzes" 1892. In Lorey's Handbuch der Forstwissenschaft bearbeitete er die Abhandlungen „Forstpolitik" und „Waldwertberechnung" und in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie, 3. Aufl., die Abhandlung „Aufwandsteuern". Im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1. Aufl., ist L. gleichfalls mit einer Reihe von Artikeln finanz-, socialpolitischen und statistischen Inhalts vertreten.

Max v. Heckel.

Leibrock: Johann Ludwig August L., Romanschriftsteller, † 1853, wurde am 27. November 1782 zu Blankenburg a.H. geboren. Sein Vater Christian Ludwig Leibrock († 1821) war Leineweber und versah zugleich die Stelle eines Raths-Citators; seine Mutter Joh. Marie († 1841) war eine geb. Wulfert. L. besuchte die Bürgerschule seiner Vaterstadt und dann, wie es scheint, das Gymnasium Katharineum in Braunschweig, wo er seine bis zum Tode währende Freundschaft mit dem Studienrathe Theod. Schacht (s. A. D. B. XXX, 772 ff.) geschlossen haben wird; doch kann er die Prima dieses Gymnasiums nicht besucht haben, da er unter deren Schülern nicht aufgeführt wird. Im J. 1805 treffen wir ihn wieder in Blankenburg, das er im April 1806 verließ, um nach Braunschweig überzusiedeln. Hier ertheilte er Privatunterricht bis um die Mitte des Jahres 1810, wo er wieder nach Blankenburg zurückkehrte. Er vermählte sich hier am 8. September d. J. mit Johanne Aug. Vict. Proha, der Tochter des Handschuhfabrikanten Aug. Siegfr. Proha in Braunschweig, und besorgte ein paar Jahre die Geschäfte eines Copisten bei der Mairie. Vor dem Herbste des Jahres 1813 siedelte er abermals, nun zu bleibendem Aufenthalte, nach Braunschweig über, wo er anfangs wieder als Privatlehrer, dann als Schullehrer der zweiten Classe der Altenwieker Gemeindeschule zu St. Magni genannt wird. Ein Halsleiden, das Schwindsucht befürchten ließ, nöthigte ihn um das Jahr 1827 den Schuldienst aufzugeben. Er übernahm die Leitung einer Leihbibliothek, bei deren Führung ihn seine Gattin auf das thätigste unterstützte; Anfang Mai 1828 wird er schon als Leihbibliothekar bezeichnet.

Seine Hauptthätigkeit wurde jetzt aber durch die Schriftstellerei in Anspruch genommen, die er schon etwa zehn Jahre vorher begonnen hatte. 1818 war sein erstes Werk „Wilhelm von Barnholm und Emilie Liebreich oder Die Gewalt der Liebe" erschienen, dem im Jahre darauf „Der taube See, oder Das St. Stephani-Kloster, eine Ritter- und Klostergeschichte aus dem 13. Jahrhundert" folgte. Es sind dies die einzigen Bücher von ihm, die in Braunschweig verlegt wurden. Alle späteren erschienen bei Christian Ernst Kollmann in Leipzig. Ihre Zahl ist eine sehr bedeutende. Die 51 Werke, die in K. Goedeke's Grundrisse z. Gesch. d. d. Dichtung, Bd. VI (2. Aufl.), S. 409 ff. aufgeführt werden, reichen nur bis zum J. 1841 und sind auch, zumal in den letzten Jahren, keineswegs vollständig genannt. In Wahrheit hat L. 79 Werke in 139 Bänden verfaßt. In den 36 Jahren von 1818 bis 1853 verging nur ein einziges (1849), in dem kein Roman von ihm erschien; in 10 Jahren kam je einer, in 11 je 2, in 9 je 3 und in 5 je 4 meist zwei-, selten dreibändige Romane heraus. Vom Jahre 1844 an erschienen sie mit dem Nebentitel „August Leibrock's Schriften"; sie begannen mit dem 103. und 104. Bande, die früheren Bände 1—102, sowie 107 und 108 sind als Theile dieser Gesammtausgabe nicht mit ausgegeben. Nicht mit eingeschlossen sind in diese Zählung die beiden in Braunschweig verlegten Werke und das 1827 erschienene „Neue Raritäten-Kabinet, eine Sammlung der neuesten und interessantesten Anekdoten", die einzige nicht romanhafte Arbeit,

die von L. herrührt. Ein paar kleinere Werke sind schon früh (1823) unter dem Titel: „Kleine Romane und Erzählungen" wiederholt worden; von einer Anzahl der Romane sind später zweite Ausgaben herausgegeben. Schon dieser Umstand, sowie das unausgesetzte Erscheinen stets neuer Werke in demselben Verlage beweist, wie beliebt die Schriften Leibrock's zu ihrer Zeit gewesen sind. Sie haben in der That ein paar Jahrzehnte hindurch für weite Kreise, insbesondere für die Leihbibliotheken, deren Bedürfnisse L. schon aus seiner späteren Stellung ebenso wie den Geschmack des großen Publicums auf das genaueste kannte, den wichtigsten Lesestoff geboten. In dieser Hinsicht, wie in der Fruchtbarkeit seines Schaffens ist er mit seinem Landsmanne August Lafontaine (s. A. D. B. XVII, 512 ff.) zu vergleichen, dessen Wirksamkeit fast genau zu der Zeit aufhört, wo die Leibrock's beginnt. In einem Werke des Letztern, der „Familie von Kronstein" (1826), hat man geradezu auch eine Anlehnung an Lafontaine's „Karl Engelmanns Tagebuch" (1800) finden wollen (Blätter f. literar. Unterhaltung 1827, Beil. 6). Ist es auch bei der erstaunlichen Menge der verfaßten Werke, deren Herstellung unwillkürlich einen etwas geschäftsmäßigen Charakter annehmen mußte, nur natürlich, daß sie vor einer strengen ästhetischen Kritik nicht ganz Stich halten können, so haben diese Schriften als weitverbreitetes Bildungs- und Unterhaltungsmittel dennoch ihre unbestreitbare litterarische und culturgeschichtliche Bedeutung, und es ist schon mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie nirgends eine schlechte Tendenz verfolgen, vielmehr durch die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters nur eine moralische Wirkung ausüben können. Auch geschichtliche Interessen wurden vielfach durch Leibrock's Romane angeregt. Er nahm seine Stoffe gern aus der heimischen Geschichte. So hat er in „den schwarzen Husaren. Kriegerischem Halbroman aus d. J. 1809" die Zeit und die Thaten Herzog Friedrich Wilhelm's von Braunschweig-Lüneburg-Oels behandelt. Viel häufiger wandte er sich aber einer früheren Zeit zu, wo seine Vorliebe für Schauergemälde, Räuber-, Ritter-, Kloster- und Geistergeschichten, wie er seine Erzählungen oft selber benannte, reichlichere Nahrung finden konnte; besonders in das Mittelalter, sowie nach Italien und Spanien hat er deshalb den Schauplatz der Handlung seiner Romane vielfach verlegt. Sie sind es vorzugsweise, die seinen Namen in der älteren Generation noch heute lebendig erhalten. Bis in ein hohes Alter hat L. diese schriftstellerische Thätigkeit fortgesetzt; er starb am 18. März 1853 an einem Lungenschlagflusse. Seine Wittwe hat die Führung der Leihbibliothek noch etwa bis 1865 fortgesetzt und ist erst am 21. März 1874 gestorben. Von seinen fünf Söhnen sind zwei in zartem Kindesalter verschieden, die andern drei haben sich angesehene Lebensstellungen errungen; der älteste Adolf (Joseph) trat früh in das Orchester zu Braunschweig, in dem er als Kammermusikus bis zum Jahre 1876 gewirkt hat. Er besaß sehr gründliche und umfassende musikwissenschaftliche Kenntnisse, verfaßte eine „Musikalische Akkordlehre für Lehrer und Lernende" (Leipzig 1875), auf Grund deren er sich den philosophischen Doctorgrad errang; er starb zu Berlin am 8. August 1886. Der zweite Sohn Eduard war ein rühriger Verlagsbuchhändler in Braunschweig, wo er am 7. März 1873 gestorben ist. Der dritte, August, ist in Rußland Artillerieofficier gewesen, in den Adelstand erhoben und am 22. April 1880 in Petersburg gestorben.

Ein Neffe August Leibrock's war der namentlich als Harzschriftsteller bekannte Gustav Adolf (Friedr. Aug.) Leibrock, der am 25. März 1819 in Blankenburg geboren wurde. Er war Kaufmann und lange Jahre im Ehren-

amte für die Verwaltung seiner Vaterstadt thätig, anfangs (1852—62) als Abgeordneter, dann (1863—66) als Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung, zuletzt (1867—72) als Mitglied des Magistratscollegiums. Für die Jahre 1869—74 war er von den Höchstbesteuerten des Kreises Blankenburg auch als Vertreter in die Braunschweigische Landesversammlung gewählt. Schon 1842 erschien von ihm ein Buch über die Sagen des Unterharzes, 1843 über die des Oberharzes, 1860 ein Wanderbuch für Harzreisende, dem in den folgenden Jahren besondere Schriften über die Baumannshöhle, den Brocken, das Bodethal und Treseburg folgten. Sein Hauptwerk ist die noch immer werthvolle „Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg" (Blankenburg I. II, 1864. 65), die ein Ergebniß emsigen Fleißes, guter Localkenntniß und reger Sammelarbeit bildet. Von letzterer sind auch die reichen handschriftlichen Schätze Zeugniß, die er für die Geschichte seiner Heimath zusammenbrachte, und die sein Sohn dem herzogl. Landeshauptarchive in Wolfenbüttel geschenkt hat. Er starb in Blankenburg a. Harz am 24. Mai 1878. — Ob ein paar „Rittergeschichten", die 1834 und 1835 unter dem Namen A. F. A. Leibrock bei Fürst in Nordhausen erschienen, von einem anderen Mitgliede der Familie herrühren, oder ob der für Werke der Art bekannte Name nur als Aushängeschild benutzt werden sollte, müssen wir dahingestellt sein lassen.

P. Zimmermann.

Leidesdorf: Max L. war 1816 in Wien geboren; sein Vater war später Hofcapellmeister in einem kleinen italienischen Fürstenthum, daher vollzog L. einen Theil seiner medicinischen Studien an italienischen Facultäten; auch reiste er nach Frankreich und England zum Besuch von Kliniken, war in Moskau und übernahm 1848 die Leitung einer Privatirrenanstalt in St. Petersburg; 1856 habilitirte er sich in Wien als Docent für Psychiatrie ohne Klinik. Mit Obersteiner zusammen gewann er sich in der Privatirrenanstalt Döbling bald europäischen Ruf. Er wurde Vorstand des psychiatrischen Vereins in Wien, mit Meynert gab er 1867—1871 eine Vierteljahrsschrift heraus für Psychiatrie in ihren Beziehungen zur Morphologie und Pathologie des Centralnervensystems ꝛc., dann gründete er 1872 mit Beer und Meynert das „Psychiatrische Centralblatt für Psychiatrie und forensische Psychologie". Nach mehreren monographischen Arbeiten erschien 1865 sein Lehrbuch der psychischen Krankheiten, welches einen längeren geschichtlichen Abschnitt enthält. Ueberall trat er für die Errichtung psychiatrischer Kliniken ein; aber obwol er 1866 zum außerordentlichen Professor für Psychiatrie ernannt worden war, so erhielt er doch nicht die 1871 endlich in Wien errichtete psychiatrische Klinik. Erst 1875 wurde er klinischer Lehrer in der niederösterreichischen Landesirrenanstalt, an welcher er 13 Jahre wirkte. Berühmt wurde er durch ein Gutachten über den Geisteszustand des Sultans Murad auch in weiteren Kreisen, sowie durch die Behandlung und Heilung der Prinzessin Thyra von Cumberland. Er starb am 9. October 1889 in Wien.

cf. Laehr, Gedenktage der Psychiatrie 1893, S. 300 auch Litteraturangaben; noch eingehender im Nekrolog von Wagner in Allgem. Zeitschrift f. Psych. u. psych.-ger. Medicin 1890, Bd. 46, S. 713—717.

Th. Kirchhoff.

Leins: Christian Friedrich L., Baumeister, kgl. württ. Baudirector. Geboren zu Stuttgart am 22. November 1814 als der Sohn eines einfachen Bürgers und Steinhauerwerkmeisters. Schon in der Schule zeigte sich, daß der aufgeweckte Knabe einst zu etwas Höherem bestimmt sei. Er trat, 15jährig, in die damals neu errichtete Stuttgarter Gewerbeschule ein, machte dann aber

einige praktische Jahre bei einem Zimmerwerkmeister durch und nach Ablauf derselben conditionirte er auf verschiedenen Baubureaus, zuletzt bei dem Erbauer der „Wilhelma“ W. Zanth, welcher 1831 nach Stuttgart gekommen war. 1834 trat er seine erste Studienreise nach München und Salzburg an, von welcher er mit einem reich gefüllten Skizzenbuche heimkehrte. Bald wagte sich der junge Mann auch an die selbständige Ausführung von Privataufträgen und 1837 zog es ihn nach Paris, wo er in dem Atelier Henri Labrousse (1811—1875) Beschäftigung und Unterweisung erhielt. Dort trug er sich mit dem Gedanken um, angeregt durch seinen ebenda sich aufhaltenden Landsmann Etzel, zum Eisenbahnbau überzutreten, doch that er sicher wohl daran, der Architektur nicht untreu zu werden, denn sein Talent war doch mehr der künstlerischen Richtung zugewendet. Nach seiner Rückkehr im J. 1840 widmete er sich wieder dem Privatbau und bestand 1843 das Staatsexamen mit dem Prädicat „gut“. Eine seiner frühesten Bauten ist das russische Gesandtschaftshotel in Stuttgart, das, im classicistischen Stile gehalten, mit Reliefs, Büsten und Statuen geziert, zu den anziehendsten Bauten damaliger Zeit gehört. Durch diesen Bau lenkte er die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Karl auf sich, dem er schon früher bekannt geworden war und welcher eben damals mit dem Gedanken umging, sich eine Villa zu bauen. L. erhielt den Auftrag zum Bau dieser auf einem Hügel bei Berg liegenden Villa, welche als Perle italienischer Renaissance allgemein gepriesen wird und für die damalige Zeit von bahnbrechender Bedeutung für die Entwicklung der Stuttgarter Architektur war. Jetzt erst, im J. 1845, trat L. im Interesse des Baues und in Begleitung seines Freundes Hackländer seine erste italienische Reise an, welche er im Gefolge des Kronprinzen machen durfte. Zehn Jahre lang zog sich der Bau hin und eine zweite Reise nach Italien und Spanien mit Hackländer vollendete die Meisterschaft des geistreichen Architekten, welcher inzwischen auch (1851) die Weltausstellung in London besucht hatte. 1856 gründete der Meister seinen Hausstand mit einer Tochter des in Paris ansässigen Musikalienhändlers Schlesinger und führte seine Frau in das eben von ihm gebaute Haus, das spätere Palais Weimar ein. Das Jahr 1858 brachte ihm eine Professur an der polytechnischen Schule. Dort fand er reichlich Gelegenheit sein Talent zu entfalten, denn wie kein Anderer eignete sich sein klares Denken und Reden und seine liebenswürdige Persönlichkeit für den Lehrer. Sein Ansehen bei Collegen und Schülern wurde mehr und mehr auch durch eigene glänzende Bauthaten erhöht. Vor allem ist es der Königsbau, welcher 1859 vollendet wurde, ein Concertsaalbau, im classischen Stil mit Säulencolonnade und rückwärtsliegender Passage, dann einige Privatbauten, worunter die Villa Zorn besonders erwähnt zu werden verdient. Jetzt wendet sich L. aber auch dem Kirchenbau zu, und es entstehen in den Jahren 1856 bis 1889 eine ganze Reihe von Kirchen oder Kirchenbaurestaurationen Land auf Land ab, wovon die im J. 1876 eingeweihte Johanniskirche in Stuttgart wol den ersten Rang einnimmt. Mehr zur italienischen Renaissance kehrte der Meister in seinem letzten großen Profanbau zurück, vielleicht dem gelungensten aller seiner Werke: dem Liederhallesaale in Stuttgart, welcher 1875 eingeweiht wurde. Zu dem harmonischen Zusammenspiel der Architekturformen wirken hier die Farben in überaus glücklicher Weise mit; auch inbezug auf die Akustik zählt der Saal zu den best angelegten in ganz Europa.

Neben seinem Hauptamt am Polytechnikum übertrug man dem hochgeschätzten Manne eine ganze Reihe von Nebenämtern; nahezu bei allen Anstalten und Commissionen für Kunst und Alterthumspflege war L. durch seine

Kenntnisse und seinen besonnenen Rath hoch verehrtes Mitglied, vielfach wurde er als Preisrichter bei Concurrenzen beigezogen, den württembergischen Staat vertrat er 1867 auf der Pariser Weltausstellung. Als die aus dem Polytechnikum hervorgegangene Kunstgewerbeschule 1886 auf eigene Füße gestellt wurde, war er ihr erster Vorstand. Fast allen Vereinen, die irgendwie mit Kunst zusammenhingen, diente er als Berather und Ausschußmitglied, wiederholt bekleidete er das Amt eines Directors der technischen Hochschule, seine Verdienste gipfelten sich bei Anlaß seines 25-jährigen Lehrerjubiläums am 27. October 1883. Auch litterarisch war er vielfach thätig, so schrieb er für das Jubiläum in Tübingen 1877 sein „Architekturbild der Universitätsstadt Tübingen" und wurde dafür zum Ehrendoctor ernannt.

Sein Wohnhaus in der Uhlandstraße war eine Stätte traulichen Familienlebens und mancher frohen Feste, die er als Musikfreund und heiterer Gesellschafter reichlich zu würzen verstand. Seine unerschütterliche Gesundheit brach erst 1891, wo er sich eine Erkältung zuzog, von der er sich nie mehr recht erholte, am 25. August 1892 schloß er, umgeben von seiner ganzen zahlreichen Familie, seine Augen auf immer.

Wintterlin, Württ. Künstler, S. 412 ff. — Schwäb. Merkur 1892, S. 2183. — Gewerbeblatt 1895, S. 404. Max Bach.

Leitgeb: Hubert L., Botaniker, geboren am 20. October 1835 zu Portendorf bei Klagenfurt in Kärnten, † am 5. April 1888 zu Graz. Vorgebildet auf den Gymnasien zu Klagenfurt und Graz und schon als Schüler besonders durch den Einfluß des tüchtigen Floristen P. Rainer Graf für Botanik lebhaft interessirt, bezog L. im Herbste 1852, noch nicht 17 Jahre alt, die Universität Graz, um sich durch das Studium der Naturwissenschaften für das höhere Lehramt vorzubereiten. Der Ruf des geistvollen Pflanzenanatomen Franz Unger in Wien veranlaßte ihn in seinem zweiten Studienjahre die österreichische Hauptstadt aufzusuchen, woselbst er sich voll Begeisterung seinem verehrten Lehrer anschloß und durch dessen Anregung bereits 1855 seine Erstlingsarbeit: „Die Luftwege der Pflanzen" ausführte, die in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Band XVIII, abgedruckt wurde. Noch in demselben Jahre promovirte L. in Graz und bestand darauf 1856 die Staatsprüfung für das höhere Schulamt. Neun Jahre lang war er dann als Gymnasiallehrer thätig, zuerst in Cilli in Steiermark, darauf in Görz, wo er fünf Jahre verblieb, später kurze Zeit in Linz und zuletzt in Graz. Hier habilitirte er sich 1866 zugleich als Privatdocent für Botanik. Schon ein Jahr darauf erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen, 1869 die zum ordentlichen Professor, welche Stellung er bis zu seinem Tode bekleidete. Einen ihm 1863 bewilligten Urlaub benutzte L. zu einer Reise nach Wien und München, um in der letzteren Stadt unter Karl v. Nägeli's Leitung seine entwicklungsgeschichtlichen Studien über Luftwurzeln abzuschließen, deren Resultate er in einer werthvollen Abhandlung: „Die Luftwurzeln der Orchideen" in den Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. LXXIV, 1864 veröffentlichte. Auch 1865 hielt er sich in München auf und beendete, gemeinsam mit Nägeli, die schon früher begonnene epochemachende Arbeit über „Entstehung und Wachsthum der Wurzeln", die sich im 4. Bande von Nägeli's „Beiträgen zur wissenschaftlichen Botanik" findet. Als 1873 A. W. Eichler von Graz nach Kiel übersiedelte, übernahm L. auch noch die Direction des botanischen Gartens und die Stellung eines Docenten der Botanik am Polytechnikum, die er jedoch nach Ablauf des Wintersemesters 1879/80 wieder niederlegte. Zwei an ihn ergangene Berufungen, nach Wien und Tübingen,

lehnte er ab, hauptsächlich wol, um sich der Organisation der ihm unterstellten wissenschaftlichen Institute, des von ihm für die Zwecke der anatomischen Forschung begründeten botanischen Institutes und des botanischen Gartens, widmen zu können. Hierfür zu wirken betrachtete er neben seiner wissenschaftlichen und Lehrthätigkeit als Hauptaufgabe seines Lebens und scheute dabei auch vor pecuniären Opfern nicht zurück. Vielfache Ferienreisen, die ihn durch ganz Deutschland nach den verschiedensten Richtungen hin und in die wichtigsten Länder Europas bis zum Orient führten, dienten ihm gleichzeitig zur Information über die Einrichtungen auswärtiger botanischer Anstalten. Sah er nun zwar seine eigne Schöpfung, das Grazer Institut, von sehr kleinen Anfängen aus langsam wachsen und durfte er auch auf eine Neuanlage des botanischen Gartens hoffen, so entsprach doch das, was thatsächlich geschah, nicht seinen hochstrebenden Plänen, mit denen er sich zehn Jahre lang aufs eingehendste beschäftigt hatte. Dieser Umstand, sowie schwere Schicksalsschläge, die ihm nach nur kurzem Eheglück Gattin und Kind raubten, verdüsterten sein ohnehin zur Schwermuth neigendes Gemüth derartig, daß er in seinen letzten Jahren den Lebensmuth völlig verlor und innere Ruhelosigkeit, mit krankhaftem Mißtrauen gepaart, ihn beherrschte. Als er erfuhr, daß mit der Neuanlage des Gartens nicht auch zugleich der Bau eines neuen Institutsgebäudes begonnen werden sollte, erfaßte ihn der Wahn, nun nicht mehr wissenschaftlich arbeiten zu können und in einer unglückseligen Stunde schied er, noch nicht 53 Jahre alt, am Todestage seiner zehn Jahre vorher ihm entrissenen Gattin freiwillig aus dem Leben.

Leitgeb's wissenschaftliche Verdienste sind nicht ohne Anerkennung geblieben. Im J. 1876 wurde er correspondirendes, 1887 wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Die Deutsche botanische Gesellschaft wählte ihn auf ihrer constituirenden Versammlung 1882 zum Vicepräsidenten; außerdem besaß er die Mitgliedschaft der botanischen Gesellschaften in Regensburg, Edinburg und der Leopoldina in Halle. An der Grazer Universität bekleidete er 1876/77 das Decanat der philosophischen Facultät, 1884/85 das Rectorat. Leitgeb's Specialgebiet in der Botanik war das der experimentellen Anatomie und Morphologie, indem er, seinem Lehrer Nägeli folgend, auf Grund entwicklungsgeschichtlicher Untersuchungen die Wachsthumsvorgänge im Pflanzenkörper und die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Organe zu einander zu erklären suchte. Auf diesem Felde ist er ein vorbildliches Muster geworden durch die unerreichte Sorgfalt und Gründlichkeit seiner Forschungsmethoden und die Schärfe der Kritik, die er an die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte. Was L. einmal als neue Beobachtungsthatsache hingestellt hatte, war in den allermeisten Fällen unantastbar. Auf abgerundete, stilistisch vollendete Darstellungsweise seiner Forschungsresultate legte er weniger Werth. Ausgezeichnet durch große Arbeitskraft, hat er die Wissenschaft durch eine erstaunliche Fülle werthvoller Details bereichert. Seine sämmtlichen Publicationen, auch die nicht streng wissenschaftlichen, sowie wichtige Arbeiten seiner Schüler, die durch ihn veranlaßt wurden, sind in dem unten angeführten Nachrufe von Heinricher aufgeführt. Zuerst beschäftigte L. das Studium der Phanerogamen, wie die bereits erwähnten Arbeiten über Wurzelbildung beweisen; später wandte er sich den Kryptogamen, namentlich Moosen, Lebermoosen und Farnen zu. Sein bedeutendstes Werk waren die „Untersuchungen über die Lebermoose“, das von 1874—1881 in 6 Heften mit 51 lithographischen Tafeln in Großquart erschienen ist. Er gab hierin für eine kleine, aber gut umschriebene Pflanzengruppe auf Grund der Entwicklungsgeschichte ein, soweit dies überhaupt möglich ist, erschöpfendes Bild des phylogenetischen Zu=

sammenhanges der in Betracht kommenden Pflanzenformen. Noch vor Beendigung dieser großen Arbeit wandte sich L. der Lösung einiger wichtigen physiologischen Probleme zu. So veröffentlichte er 1878 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. LXXVII, eine Abhandlung: „Zur Embryologie der Farne" und an derselben Stelle ein Jahr darauf: „Studien über Entwicklung der Farne", worin er die Frage zu beantworten suchte, ob der Ort der Organanlage am Embryo durch äußere Kräfte bestimmt werde. In einer selbständig erschienenen Arbeit: „Bau und Entwicklung der Sporenhäute und ihr Verhalten bei der Keimung" (Graz 1844) präcisirte er genau seine Stellung der strittigen Frage gegenüber, ob das Dickenwachsthum der Zellwand durch Apposition oder Intussusception erfolge. Vom Jahre 1866 an gab er die „Mittheilungen des botanischen Instituts zu Graz" heraus, in deren erstem Hefte er über „Krystalloide in Zellkernen" berichtete und „Beiträge zur Physiologie des Spaltöffnungsapparates" lieferte. Das zweite, erst nach seinem Tode, 1888 in Druck gekommene Heft brachte noch zwei Arbeiten aus seiner Feder: „Der Gehalt der Dahlia-Knollen an Asparagin und Tyrosin" und „Ueber Sphärite". Neben seiner wissenschaftlichen litterarischen Thätigkeit fand L. auch noch Muße zur Ausarbeitung von Reden und Vorträgen und zur Publication von Artikeln über verschiedene Tagesfragen. Seine 1884 beim Rectoratsantritt in Graz gehaltene, durch den Druck veröffentlichte Rede, die von der Reizbarkeit und Empfindung im Pflanzenreich handelte, zeichnet sich durch ihren tief durchdachten, geistvollen Inhalt aus. Auch politisch war L. thätig und hat sich in seiner Eigenschaft als Mitglied des Kärntner Landtages während der Jahre 1869—72 namentlich um die Schulgesetzgebung seines engeren Heimathlandes verdient gemacht. Als Lehrer zeichnete sich L. durch eine, zwar nicht blendende, aber logisch scharf gegliederte Vortragsweise aus, die seine immer wohl vorbereiteten Demonstrationen begleitete. In den wissenschaftlichen Anforderungen streng gegen sich selbst, verlangte er auch von seinen Schülern ein hohes Maß von Selbstkritik. Sein edler und offener Charakter, sein Wohlthätigkeitssinn und sein tiefes Gemüth ließen es um so schmerzlicher bedauern, daß der vollen Entfaltung dieser trefflichen menschlichen Eigenschaften ein herbes Geschick ein zu frühes Ziel gesetzt hat.

G. Haberlandt, Nachruf in: Berichte d. Deutschen Botan. Gesellschaft, Band VI, 1888. — E. Heinricher, Nachruf in: Mittheilgn. des naturwiss. Vereins für Steiermark 1888. — Oesterr. botan. Zeitschrift 1888.

E. Wunschmann.

Leitner: Karl Gottfried Ritter von L., deutsch-österreichischer Dichter, wurde am 18. November 1800 zu Graz geboren. Sein Vater Cajetan Franz gehörte einer 1651 in den rittermäßigen Adel erhobenen Familie der Steiermark an, 1851 wurde den Angehörigen desselben der Ritterstand des österreichischen Kaiserstaates verliehen. Den Vater, welcher ebenso wie dessen Bruder Alois, schriftstellerisch thätig war und eine Stelle als landständischer Rechnungsrath in Graz bekleidete, verlor L. schon im J. 1805 durch den Tod. Die Mutter Therese geborene Walter vermählte sich 1807 zum zweiten Male mit dem Cameralanwalt Joh. Pokorny zu Rothenfels bei dem Städtchen Oberwölz in der oberen Steiermark. Die Schule von Oberwölz ward denn auch von 1807 an v. Leitner's „erste Bildungsstätte" (wie die 1880 daselbst angebrachte Gedenktafel anführt). Die herrliche Alpennatur jener Gegend und das romantisch auf hohem Felsen ragende alte Ritterschloß wirkten schon frühzeitig auf den poetischen Sinn des Knaben ein, welcher später zur weiteren Ausbildung den Großeltern in Graz übergeben wurde. Hier war er Augenzeuge der französischen Invasion des Jahres 1809 und bezog 1811

das Gymnasium, es wurde ihm zwei Jahre später ein Stiftungsplatz im Grazer k. k. Convicte verliehen und 1818 konnte er die damals in Oesterreich sogenannten philosophischen Studien beginnen. Unter den Lehrern während derselben war es besonders der geistvolle und freisinnige Historiker Julius Schneller, welcher die Richtung von v. Leitner's Bildung beeinflußte, während schon früher der Professor Ulrich Speckmoser seine poetische Anlage förderte. Denn schon damals zeigte sich des jungen Dichters beachtenswerthes poetisches Talent namentlich auf lyrischem Gebiete und im Verein mit anderen gleichgesinnten Collegen veranlaßte er die handschriftlich monatlich herausgegebenen „Monatsrosen“, in denen die Poeten ihre ersten dichterischen Versuche, auch wohl Prosaaufsätze, verbreiteten. Schon zu jener Zeit hatte L. infolge verschiedener studentischer Zusammenkünfte und selbst wegen der harmlosen Monatsrosen Anstände mit der Polizei. Von 1820 bis 1824 betrieb L. in Graz das Studium der Rechtswissenschaft. Obgleich er eifrig studirte, sah er doch ein, daß die juristische Laufbahn ihn nicht befriedigen könne. Während seiner Studienzeit hatte er die Ferien zumeist im Oberlande der Steiermark zugebracht und das schöne Land durchwandert, die Eindrücke seiner Wanderungen aber häufig in Gedichten niedergelegt. Ebenso hegte er besonderes Interesse für die Geschichte seines heimathlichen Alpenlandes. Er hatte in der Folge den Plan aufgegeben, sich einem juristischen Lebensberufe zuzuwenden, obwohl er 1824 seine Studien vollendete und übernahm 1825 eine provisorische Lehrstelle am Gymnasium in Cilli, welche er 1826 mit einer solchen in Graz vertauschte. Schon war man übrigens auf die poetischen Bestrebungen des begabten jungen Mannes aufmerksam geworden, Novellen und Gedichte aus seiner Feder waren in verschiedenen Zeitschriften und in den damals üblichen Taschenbüchern bekannt geworden und seine 1825 erschienene Sammlung „Gedichte“ hatte die Beachtung aller litterarischen Kreise auf ihn gelenkt, namentlich auch jene der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller in Wien. Von dem steiermärkischen Dichter und ständischen Verordneten Joh. N. v. Kelchberg hierzu aufgefordert, trat L. in den Dienst der steirischen Stände; er wurde zunächst zu Arbeiten im Archive und später zu Conceptsarbeiten verwendet, auch erschien er 1827 als Mitglied in die steirische Ständeversammlung eingeführt. Im J. 1835 war die Stelle eines zweiten Secretärs der steirischen Stände erledigt, und L. bewarb sich um dieselbe. Da er die Unterstützung hochangesehener Stände, darunter jene des berühmten Orientalisten Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall genoß und sein litterarischer Name schon höchst geachtet war, erhielt er diesen Posten 1836 und schon 1837 wurde er vom Landtage zum ersten Secretär der Stände gewählt, in welcher Stellung er bis 1854 verblieb, sodann nöthigte ihn sein Gesundheitszustand, in den Ruhestand zu treten. Während seiner Amtsführung hatte er Jahre lang das Amt eines Protokoll- und Schriftführers auf dem Landtage verwaltet und die schriftliche Ausarbeitung der wichtigsten gemeinnützigen Anträge, Gutachten, Beschwerdeschriften und Vorstellungen der Stände in den verschiedensten Landesangelegenheiten mit Geschick und Sachkenntniß besorgt. Verhältnißmäßig spät erst faßte L. den Entschluß, sich zu vermählen, und schloß mit Karoline Beyer im J. 1846 den Ehebund, der ein sehr froher und glücklicher zu werden versprach, da herzlichste Zuneigung beide Gatten einte. Leider sollte diese glückliche Ehe nicht lange währen, die geliebte Frau wurde leidend, und da er mit ihr 1854 eine Reise nach Italien unternahm, entriß dem Schmerzerfüllten gerade auf dieser Reise in Pisa der Tod die treue Lebensgefährtin. Er hat ihr in dem schönen Widmungsgedichte zur 2. Auflage der „Gedichte“ (1857), welche eigentlich ein vollständig neues Werk genannt werden kann, ein schönes

litterarisches Denkmal gesetzt. Nach dem Tode der Unvergeßlichen lebte der Alternde still und zurückgezogen in Graz, mit poetischen und historischen Arbeiten mancherlei Art beschäftigt und als Förderer der verschiedensten culturell-litterarischen Bestrebungen seines Heimathlandes.

Bevor dieser Thätigkeit noch ausführlicher gedacht wird, sei noch einer Zahl von Freunden erwähnt, mit denen schon in früher Zeit der Dichter in Verbindung getreten war und von denen viele zu den hervorragendsten österreichischen Geistesgrößen der späteren Tage gezählt werden. In Graz allerdings gab es zu jener Zeit kein allzu reges litterarisches Leben; aber L. hat daselbst mit dem jungen, begabten, leider allzufrüh gestorbenen Poeten Schröckinger schon in dessen Jünglingstagen verkehrt, dessen Gedichte, die nie gesammelt erschienen waren, beabsichtigte L. auch herauszugeben. Der schon genannte Professor Julius Schneller erkannte in L. das hervortretende Talent und förderte es durch seine anregende Gesellschaft, auch war L. ein gern gesehener Gast in dem Hause des Advocaten Pachler in Graz, welches einen Sammelplatz aller litterarischen und künstlerischen Persönlichkeiten der Stadt und namentlich geistig bedeutender durchreisender Fremden bildete. Dagegen zog es den litterarisch Strebsamen schon frühzeitig in die Residenz nach Wien, wohin er öfter die Reise unternahm. Dort war es das in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegründete sogenannte „silberne Kaffeehaus“ Neuner's in der Plankengasse, wo alle hervorragenden Geistesgrößen der Residenzstadt zusammentrafen, auch die auf litterarischem oder künstlerischem Gebiete Thätigen aus der Provinz stets zusprachen und mit den Wienern in Verkehr traten. Daselbst lernte L. die Dichter Lenau, Halirsch, Bauernfeld, Herrmannsthal, Castelli, J. N. Vogl, Grillparzer und Frhr. v. Zedlitz, die Redacteure der ausgezeichneten Wiener Zeitschrift Schickh und später Witthaur und viele andere bald zu den Berühmtheiten zählende Männer kennen, mit deren vielen er in langjährigen Briefwechsel trat und deren manche er in der Folge zu vertrauteren Freunden zählen durfte. Besonders bemerkenswerth ist das Freundschaftsband, welches ihn mit Anastasius Grün, dem Grafen Ant. Alex. Auersperg, dem berühmten „Wiener Spaziergänger“, verband. Er verkehrte mit demselben vertraulich schon 1827, als Auersperg in Graz die Rechte studirte und sich als der jüngere gern an den älteren Freund anschloß, in dem er einen so begabten poetischen Gesinnungsgenossen erkannte. Bei dem damals in Graz engagirten späteren Wiener Hofschauspieler Karl Rettich, mit dem und dessen Gattin, der berühmten Tragödin Julie Rettich, L. auch im Hause Pachler's oft zusammentraf, lasen die Freunde oft an Winterabenden Shakespeare mit vertheilten Rollen und führten Gespräche über das Gelesene und andere geistige Dinge. Graf Auersperg kam später, nachdem er seine Herrschaft Thurn am Hart in Krain übernommen, öfter auf der Durchreise in die Residenz nach Graz und besuchte den Freund L. dabei immer. Sowohl die „Blätter der Liebe“ als auch die Romanzen: „der letzte Ritter“ Anastasius Grün's kamen gewissermaßen unter Leitner's Augen zum Druck. „Der letzte Ritter“ entstand damals und Auersperg legte dem Freunde jedesmal das neu verfaßte Stück seiner Dichtung vor. Es entwickelte sich jener Briefwechsel zwischen den Freunden Auersperg und Leitner, welcher vom Jahre 1826 bis zum Todesjahre Anastasius Grün's, 1876, währte und welchen der Verfasser dieser Zeilen in dem Wiener „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft“, VI. Jahrgang 1896 mit den bezüglichen Erläuterungen versehen herausgegeben hat. Welche Aufmerksamkeit Auersperg der dichterischen Thätigkeit seines Freundes zuwandte, erweisen namentlich jene Schreiben, in denen Anastasius Grün das ihm vorgelegte Manuscript der 2. Auflage von Leitner's Gedichten auf

dessen Ersuchen eingehender Prüfung unterzog und zu den meisten der Gedichte seine kritischen Bemerkungen machte, welche Freund L. aufmerksam beachtete und für den Druck nachher seine Aenderungen traf. Ein anderer Freund, mit dem L. in nähere Beziehungen getreten und bis zu dessen Tode im Briefwechsel gestanden, war der Dichter der „Bifolien", J. G. Seidl, welcher von Wien im J. 1829 nach Cilli als Gymnasialprofessor gekommen und 1840 zum Custos am kais. Münz- und Antikencabinete ernannt, wieder in die Residenz zurückberufen worden war. Seidl gab u. a. von 1825 an das Taschenbuch „Aurora" in Wien heraus und L. folgte gern der Aufforderung sich an diesem Almanach poetisch zu betheiligen. Als Seidl 1829 durch die Stadt Graz nach Cilli reiste, lernten sich die beiden Dichter persönlich kennen. Die Briefe Seidl's an L. sind ebenfalls vom Verfasser vorliegender Biographie in der „Zeitschrift für die österr. Gymnasien" Jahrg. 1893 in dem Aufsatze: „Johann Gabriel Seidl und Carl Gottfried R. v. Leitner" zum Abdrucke gebracht worden. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch der Verkehr, in den L. mit Grillparzer in Wien getreten war und den er, so oft er in die Residenz kam, besuchte, auch bei Tisch mit ihm öfter zusammentraf. Wenn Grillparzer bei Gelegenheit seiner Badereisen Graz berührte, unterließ er es nie, den von ihm hochgeschätzten L. ebenfalls aufzusuchen. Im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", IV. Jahrg. 1894, hat F. Ilwof einen Brief Grillparzer's an L. vom J. 1832 veröffentlicht, in dem der Dichter der Ahnfrau die „Zuneigung und Werthschätzung" betont, welche ihm Leitner's schönes Talent immer eingeflößt hat". Noch am Schlusse des Schreibens erwähnt Grillparzer neuerlich seiner Hochschätzung des steiermärkischen Poeten. Auch mit andern Wiener Freunden pflegte L. einen mehr oder weniger lebhaften litterarischen Briefwechsel. Von den Steiermärkern war ihm namentlich auch der Admonter Benedictiner und treffliche steiermärkische Historiker Albert von Muchar seit 1824 bis zu dessen Tode 1849 nahe befreundet.

In den vierziger Jahren und später suchte L. seine Erholung und die Erweiterung seines Gesichtskreises in verschiedenen Reisen, welche ihn durch die österreichischen Kronländer, durch Deutschland und die Schweiz, durch einen Theil Italiens und bis nach Belgien und London führten. Mit dem nahenden höheren Alter hat er allerdings diese Reisen in weitere Fernen aufgegeben. Für das culturelle und historische Leben seines Heimathlandes Steiermark war L. selbst während seines amtlichen Ruhestandes außerordentlich thätig. Insbesondere erregte er auch die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Johann, des späteren deutschen Reichsverwesers. Dieser hatte schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Entwicklung Steiermarks seine besondere Beachtung zugewendet und 1811 das Joanneum, jene ausgezeichnete Lehranstalt, verbunden mit einer Bibliothek und wissenschaftlichen Sammlungen, in Graz begründet, die bald zu hohem Rufe gelangte. Der 1819 am Joanneum entstandene Leseverein gab durch seinen Ausschuß vom Jahre 1821 die sog. „Steiermärkische Zeitschrift" heraus, welche bis 1848 erschien und eine Fundgrube der vortrefflichsten topographischen, historischen, botanischen und anderen Arbeiten über Steiermark auf wissenschaftlichen Gebieten aus den Federn der besten Kenner und Gelehrten bildet. L. war von 1834—1841 Mitglied des Redactionscomités dieser werthvollen Zeitschrift, in welcher er auch mehrere historische und topographische Arbeiten aus seiner Feder veröffentlichte. Sein historisches Interesse bekundete L. auch durch die Mitbegründung des historischen Vereins für Innerösterreich 1844, dessen Centraldirection aus tüchtigen Historikern bestand, unter denen auch sein Name sich befindet und dessen Protectorat Erzherzog Johann selbst übernommen hatte. Als sich aus diesem

Verein 1850 der historische Verein für Steiermark gebildet hatte, war L. fast 20 Jahre lang Mitglied des Ausschusses und entwickelte eine außerordentlich rege Thätigkeit für die heimathliche Forschung und deren Förderung, so daß ihn der Verein im J. 1869 durch Ernennung zum Ehrenmitgliede auszeichnete. Der geschäftliche Theil der jährlich herausgegebenen Mittheilungen des genannten Vereins enthält über die erwähnte Thätigkeit Leitner's zahlreiche Einzelheiten, welche hier aufzuführen zu weitläufig erscheint. Im Jahre 1858 ernannte Erzherzog Johann den strebsamen Förderer der Kenntniß seines steirischen Heimathlandes L. zu einem der 3 Curatoren des Joanneums, als welcher er bis 1864 waltete.

Es ist selbstverständlich, daß C. G. R. v. Leitner zur Zeit der politischen Bewegung des Jahres 1848 fortschrittlich gesinnt war, er hielt nach seiner eigenen Angabe „zu der kleinen Reformpartei, die sich unter den immatrikulirten Landständen, zumal unter denen des Ritterstandes, gebildet hatte und dem Principe eines zeitgemäßen Fortschrittes und einer freisinnigen Staatsentwicklung zugethan war". Die Permanenz des damals einberufenen außerordentlichen Landtages legte ihm große Anstrengungen auf und erschütterte auch Leitner's Gesundheit. Mit großer Freude begrüßte er die Reichsverweserschaft des von ihm so hoch verehrten Erzherzogs Johann und tief beklagte er dessen so bald erfolgten Rücktritt. L. hatte Gelegenheit, dem Fürsten, welcher seit vielen Jahren seinen Wohnsitz in Graz inne hatte, persönlich nahe zu treten und auch Einblick in dessen eigene Tagebücher und Papiere zu erlangen und es enstand infolge dessen die bis heute beste und umfassendste Biographie des Erzherzogs Johann, welche L. für das große Werk „Ein treues Bild des Herzogthums Steiermark" (Graz 1860) verfaßte, woselbst sie S. XI—XLVIII abgedruckt erscheint. Leider war Erzherzog Johann kurz vor dem Erscheinen in Graz aus der Welt geschieden.

Wenn auch scheinbar zurückgezogen, nahm L. doch weiterhin an allen sein Heimathland, den Staat, die Politik und Litteratur und das culturelle Leben betreffenden Fragen lebhaften Antheil. Auf seine Anregung war 1859 eine Filiale der deutschen Schillerstiftung in Graz entstanden, welche zunächst L. als Vorsitzender leitete, ebenso wurde er zum Vorstand des steiermärkischen Schriftstellervereins erwählt. Unter den Persönlichkeiten der neu auftauchenden Dichtergeneration, mit denen er verkehrte, befanden sich die Poeten Friedrich Marx, Fritz Pichler, Robert Hamerling, später auch Peter Rosegger, welche bei den festlichen Anlässen der Feier des 70. und 80. Geburtstages Leitner's dem Gefeierten warm empfundene Festgedichte widmeten. Auch den Gelehrten Karl Weinhold und Karl v. Holtei zählte er zu seinen Freunden. Dem steiermärkischen, in und außer Oesterreich so hoch angesehenen Poeten sollte ein hohes Alter beschieden sein. Als im November 1870 sein 70. Geburtstag gefeiert wurde, brachten zahllose Freunde und Verehrer Leitner's ihm ihre Glückwünsche dar, der Landeshauptmann von Steiermark, der rühmlichst bekannte Staatsmann M. v. Kaiserfeld, pries ihn in der von allen hervorragenden Persönlichkeiten besuchten Festversammlung in glänzender Festrede. Von seinem Monarchen wurde Leitner's Bedeutung durch eine hohe Ordensauszeichnung anerkannt. Die Feier seines 80. Geburtstages bot Veranlassung zu womöglich noch größeren festlichen Veranstaltungen und Ehrungen des greisen Dichters. Adressen, Briefe, Telegramme liefen in zahlloser Menge ein, im Theater fand ihm zu Ehren eine Festvorstellung statt mit einem Prologe von R. Hamerling, die Universität Graz überreichte ihm das Ehrendoctordiplom der Philosophie. Im J. 1887 wurde L. von der Schillerstiftung zum Ehrenmitglied ernannt. Noch war ihm eine Zahl von Lebensjahren gegönnt, er

trat im November 1889 in sein 90. Lebensjahr; mit Rücksicht auf sein hohes Alter wurde von geräuschvollen Kundgebungen abgesehen, aber Rosegger überreichte ihm eine mit den Unterschriften vieler hervorragender Männer und Freunde gezeichnete Glückwunschadresse. L. war nie längere Zeit krank, aber am 17. Juni 1890 ergriff ihn eine Lungenentzündung, welcher der greise Dichter schon am 20. desselben Monats erlag. Die Stadt Graz, das Land Steiermark, alle deutschen Kreise Oesterreichs und alle Verehrer der deutschen Poesie beklagten den Tod dieses edlen Poeten und trefflichen Patrioten. Bis zu seinen letzten Lebenstagen war L. poetisch thätig gewesen, noch wenige Tage vor seinem Tode hat er sein letztes Gedicht verfaßt. Eine ungedruckte Sammlung „Zeitgedichte“ aus seinem Nachlaß zeigt uns wie er sich an allen namentlich das deutsche Volk berührenden Fragen mit Herz und Sinn betheiligte, wie er mit Begeisterung an allen Erfolgen theilnahm, welche die Deutschen, zumal in Oesterreich, erzielten, wie bitter ihn die Unterdrückung derselben und manche Mißerfolge betrübten. L. ist, wie ein gelehrter Litterarhistoriker (A. Schönbach) bemerkt, „ein Oesterreicher in allen Fasern seines Wesens“ — „Aber er weiß dabei doch auch, daß er ein Deutscher ist, er empfindet sich als Angehörigen des einen großen deutschen Volkes und, wie bei vielen seiner Landsleute, ist dieses Bewußtsein mit den späteren Jahren immer klarer und deutlicher geworden und hat er es immer bestimmter ausgesprochen“, er verkündet „das Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich zu einer Zeit voraus, wo nur wenige den Glauben daran zu fassen vermochten“.

Einer eigenthümlichen Richtung von Leitner's Seelenleben ist noch zu gedenken, welche bisher in keiner seiner Biographien berührt war, aber doch eine gewisse Aufmerksamkeit verdient. Es ist dies der Hang zu theosophisch-spiritistischen Beobachtungen und Bestrebungen, welcher sich in dem Dichter durch die Freundschaft mit einem Landsmanne ausbildete. Dieser Landsmann Jakob Lorber war ein ausgezeichneter Musiker und Virtuose, welchen L. in den Wiener Jahren kennen lernte und welcher in thatsächlich unbegreiflicher Weise eine ganze Reihe von theosophischen Werken geschaffen, die Lorber, einer angeblich übernatürlichen Stimme folgend, niederschrieb oder niederschreiben ließ, wobei L., der sein ganzes Vertrauen gewann, vielfach selbst als Niederschreiber der merkwürdigen Offenbarungen fungirte. Lorber selbst starb im Frühjahr 1864, noch zuvor hatte er erklärt er wüßte, daß er das Jahr 1865 nicht erleben würde. Der Componist Anselm Hüttenbrenner, ein alter Freund Leitner's, hatte vielfach die spiritistisch-theosophische Thätigkeit Lorber's mit beobachtet und ebenso wenig wie L. selbst für die angeblich von einem höheren Geiste eingegebenen theosophischen Aeußerungen Lorber's eine Erklärung gefunden. Diese liegen in 17 starken Bänden auch im Drucke vor, den solch geheimnißvolles Wesen fördernde Vereine unterstützten. Die Correctur dieser eigenartigen „Sammlung neuer theosophischer Schriften Lorbers“ besorgte zumeist ebenfalls L. Den Inhalt mögen die Titel einiger dieser Bücher andeuten: „Die Jugendgeschichte unseres Herrn“ (1869); „Das Evangelium St. Johannis“ und „Das große Evangelium Johannes“, 5 Bde. (1871—75); „Geschichte der Urschöpfung der Geister- und Sinnenwelt“ (1882). L. hat eine umfassende Biographie „Jakob Lorber's“ selbst verfaßt, welche das merkwürdige Geistesleben dieses seltsamen Mannes und die Beziehungen desselben zu L. darlegt.

Bevor noch der eigentlichen poetischen Thätigkeit Leitner's gedacht wird, sei auf die topographischen, historischen und biographischen Aufsätze hingewiesen, welche er in der „Steyermärkischen Zeitschrift“, in den „Mittheilungen des

historischen Vereins für Steiermark“ und an anderen Orten veröffentlichte. Hierher gehören: „Die Seen bei Aussee“, „Die Heimführung der Herzogin Maria von Baiern durch den Erzherzog Karl in Grätz“, „Ueber den Einfluß der Landstände auf die Bildung in Steiermark“, „Die Erbhuldigung im Herzogthum Steiermark“, ferner die Biographien: „Carl Theodor Graf von Schönborn-Buchheim“, „Matthias Anker“, „Dr. Josef Wartinger“, „Dr. Georg Göth“. Wie den genannten, namentlich um Steiermark hochverdienten Persönlichkeiten, so hat L. auch seinem alten Freunde, dem schon genannten vortrefflichen Componisten Anselm Hüttenbrenner, in der Biographie desselben, die zuerst in der Grazer „Tagespost“ vom Jahre 1868 erschienen war, ein Denkmal gesetzt.

Von dramatischen Dichtungen Leitner's sind außer seinem Festspiel zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Graz: „Styria und die Kunst“ zu nennen, das in die nordische Vorzeit verlegte Trauerspiel in 5 Aufzügen: „König Tordo“ (1830 in Graz beifällig aufgeführt, Bruchstücke davon abgedruckt in der „Steyermärkischen Zeitschrift“ 1833), ein Trauerspiel „Der Richter von Galway“, das sich in seinem Nachlasse vorfand, und der Text zu der von A. Hüttenbrenner componirten Oper „Leonore“, welcher sich in der Haupthandlung an Bürger's Ballade anlehnt und die 1835 ebenfalls in Graz zur Aufführung gelangte. — Von dichterischen Schöpfungen Leitner's, die nicht ohne Kunstwerth erscheinen, seien zunächst seine erzählenden und novellistischen Stücke angeführt. Schon 1820 hat er die Reihe derselben mit der Novelle: „Die Entdeckung der Chinarinde“ in der „Wiener Zeitschrift“ eröffnet und seitdem verschiedene novellistische Arbeiten in späteren Jahrgängen derselben Zeitschrift, in verschiedenen Wiener Taschenbüchern, in Hock's „Jugendfreund“ und an anderen Orten veröffentlicht. Aber erst in der 1880 herausgegebenen Sammlung „Novellen und Gedichte“ wurden von Leitner's Novellen die ihm am bemerkenswerthesten erscheinenden zusammengestellt. Sie weisen eine schlichte, einfache, aber eben dadurch wirksame Erzählungsweise auf, ein ruhiges Fortschreiten der wohldurchdachten Handlung und ein feines künstlerisches Gefüge. Allerdings wählt der Dichter zumeist düstere, oft geradezu schauerliche Stoffe für seine erzählende Darstellung, weiß aber gerade dadurch oft den Eindruck der heutzutage so erwünschten Realistik zu erzielen. Seine novellistische Thätigkeit hatte L. schon zu Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts eingestellt. Als er 1827 einen Band Novellen veröffentlichen wollte, wurde diese Veröffentlichung durch das alberne Walten der Wiener Censur vereitelt. Gerade wie Grillparzer verbittert und entmuthigt ließ der Dichter längere Zeit die Feder ruhen und hatte längere Jahre hindurch keine größere Veröffentlichung mehr gewagt. Auch an ihm erwies sich der geistesmordende Einfluß der damaligen unglückseligen österreichischen Censurverhältnisse, über welche er sich selbst bitter in der von ihm auf Ersuchen für Goedeke's „Grundriß“ (1. Auflage) verfaßten selbstbiographischen Skizze beklagt. (Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung, III. Bd., 1881, S. 998.)

Die bemerkenswertheste Thätigkeit entfaltete L. auf dem Gebiete der Lyrik, der Ballade und kleineren erzählenden Dichtung, in welcher Richtung er denn auch den hervorragendsten deutsch-österreichischen Poeten seiner Zeit gleichzustellen ist, als Lieder- und Balladendichter ist er unbedingt über seinen Freund Anastasius Grün zu setzen, wenn dieser auch in anderer Beziehung, zumal auf dem Felde der politischen Lyrik und der umfangreicheren Epik, den bedächtigeren L. überflügelt. Schon mit 16 und 17 Jahren hat L. Gedichte verfaßt, die sich handschriftlich als „Jugendgedichte“ in seinem Nachlaß er-

halten haben und bei erklärlicher Unreife der Form einen überraschenden Einblick in das poetische Leben und Weben des Jünglings verrathen. Leitner's erstes gedrucktes Gedicht „Weiß und Grün" ist in der bescheidenen Grazer Zeitschrift „Der Aufmerksame" von 1819 veröffentlicht und erweist in dieser Verherrlichung der Landesfarben seines Heimathlandes Steiermark schon die Liebe zu demselben, welche seitdem in vielen seiner Lieder und auch in manchen Balladen hervortritt, deren Stoffe der steiermärkischen Geschichte entnommen sind. Vom Anfang der zwanziger Jahre finden sich zahlreiche Gedichte Leitner's veröffentlicht in der schon genannten „Wiener Zeitschrift", in den Wiener Taschenbüchern „Aurora" (vom Freunde J. G. Seidl herausgegeben), „Vesta", „Der Freund des schönen Geschlechtes", „Huldigung den Frauen" sowie in anderen der hervorragendsten schönwissenschaftlichen Zeitschriften jener Tage. Die erste Sammlung von Leitner's „Gedichten" erschien 1825 in Wien. — Viele Jahre darnach erst, nachdem der Dichter die angedeuteten schweren litterarischen Hemnisse durchgemacht und sein Name fast vergessen worden war, erschien die 2. vermehrte Auflage „Gedichte" (Hannover 1857), welche wohl den vierfachen Inhalt der ersten aufweist, also ein ganz neues Buch genannt werden kann. Mit 70 Jahren gab L. neue Gedichte, die „Herbstblumen" (Stuttgart 1870) heraus und 1880 folgten die schon oben erwähnten „Novellen und Gedichte", das letzte gedruckte poetische Buch des greisen Dichters. Die späteren übrigen ebenfalls in Zeitschriften und namentlich in dem Wiener litterarischen Jahrbuche „Die Dioskuren" veröffentlichten Gedichte nebst den noch ungedruckten hat L. in einem handschriftlichen Bande: „Zeitgedichte" zusammengestellt, welcher sich in des Dichters Nachlasse vorfand.

Wie schon angedeutet, erscheint Leitner's poetische Thätigkeit als eine nach zwei Richtungen ausgeprägte, er zeigt sich als vortrefflicher Lyriker und als ausgezeichneter Bearbeiter der Ballade, Romanze und ähnlicher erzählender Gedichte. Seine Lieder sind schlicht und einfach, sie bieten in metrisch tadelloser Form Natur- oder Stimmungsbilder, welche die Seele des Lesers rühren und in die milde sanfte Stimmung versetzen, die L. durch seine Verse so gut hervorzuzaubern weiß, sei es, daß er die schöne Sommernacht schildert, den Gemsjäger sein Lied hinaussingen läßt, selbst ein Morgenlied anstimmt, den Alpenwanderer durch die Berge begleitet, die Waldrose bewundert oder, ein echter Romantiker, des Klausners Wallfahrt besingt, uns die „Lieder des Einsiedels" vermittelt oder „des Malers Klage" um seine gestorbene Geliebte rührend ertönen läßt. Seinem Heimathsgefühle entsprechen die kräftigen Strophen, die er „dem steiermärkischen Eisen zum Geleite" mitgibt, die er „beim steiermärkischen Weine" anstimmt, oder die sehnsuchtsvollen Verse, die er an „die Linde zu Rothenfels" richtet, seiner schönen Jugendzeit in dem Schlosse gedenkend. Und dann sind es wieder die Lieder der Liebe, mit denen in zarten, süßen Tönen der Poet unser Gemüth zu ergreifen versteht. Die älteren derselben stammen noch aus des Dichters Jugendzeit. Aber auch in diesen Strophen geht er seine eigenen Wege, ohne Nachahmer zu sein. In den verschiedenartigsten Strophenformen begrüßt er die Geliebte und vereinigt seine Freude an der Schönheit der Natur mit dem Preise derjenigen, die er in sein Herz geschlossen hat und von der er zuletzt „auf immer" hat scheiden müssen. Wehmuthsvolle Klänge widmet er in viel spätrer Zeit der ihm nach kurzem Glücke durch den Tod entrissenen Gattin noch in den Widmungsstrophen zu den „Herbstblumen" und zumal in dem rührenden Cyklus: „In Pisa". L. kleidet ernste Gedanken in die Form des Sonetts („Der alte Gott" — „Der Ungläubige" — „Der Menschengeist"), bietet zierliche kleine Stücke anmuthiger Spruchpoesie und selbst in den Gelegenheitsdichtungen („An Erz-

herzog Johann" — „Den deutschen Naturforschern" — „Für das Schiller-Album") macht sich in wohlgeformten Versen des Dichters Gedankenreichthum geltend.

Den besten deutschen Balladendichtern aber schließt sich L. in seinen erzählenden Dichtungen, in den Romanzen und Balladen an. Daß ihm hier Uhland sein Vorbild gewesen, steht außer Zweifel, mitunter wählt er auch dessen beliebte Nibelungenstrophenform, wie z. B. in „Herzog Inguo's Mahl", „Des Harfners Meisterspruch". Und er versteht auch seines Vorbildes knappe und klare Darstellung, welche sowol die äußere Handlung als auch die Seelenvorgänge in wenigen Strophen dem Leser vorzuführen weiß. Die Stoffe zu seinen Balladen entnimmt L. häufig der Geschichte und Sage, wie schon erwähnt, namentlich seiner engeren und weiteren österreichischen Heimath. Aber auch auf die nordische Sage und Geschichte greift er zurück und gerade auf diesem Gebiete zählen einige Stücke zu seinen allerbesten, wie etwa „König Hackon's letzte Meerfahrt", „Der Thurm von Coyth" oder sein berühmtes „Der Herr des Meeres", in welchem der Refrain „Und laut erbrausen die Wogen" einen so wirkungsvollen Gegensatz zu dem stolz auftretenden Könige bildet, welcher dem stürmischen Meere gebieten zu können glaubt und zuletzt seine Ohnmacht einsieht. Von den Balladen seien noch besonders als prächtig gezeichnete historische Bilder voll Leben und Handlung angeführt: „Ulrich von Lichtenstein", „Ritter Weißeneck", „Diez von Schweinburg", „Die Hunde von Kuenring" u. s. w. Auch Sagen und Legenden in schöner poetischer Bearbeitung, deren Stoffe meist dem Alpenlande entnommen, sind in dieser Gruppe von Leitner's Dichtungen vertreten. Die frei erfundenen erzählenden Dichtungen, deren sich nicht minder zahlreiche in des Dichters Sammlungen finden, weisen ebenfalls reiche Vorzüge des poetischen Erzählers auf. Unter diesen Stücken verdient die rührende Erzählung: „Die Sennerin von Kaiserau" („Herbstblumen") die höchste Beachtung. Leitner's Spannkraft inbezug auf solche Dichtungen hat durchaus auch in seinem hohen Alter nicht nachgelassen, selbst jene, die er schon in den achtziger Jahren verfaßt, sind von großer Wirkung und Anschaulichkeit. Und so gilt denn der Ausspruch Gustav Schwab's aus früherer Zeit auch für die späteren der Dichtungen Leitner's: „daß dieser Dichter einen hohen Grad von Erfindungsgabe hat und die Eigenschaft, auch das Alltägliche poetisch zu verklären, jedes Körnlein Sand in ein Körnlein Gold verwandeln zu können". — Ein vortrefflicher Beweis für den poetischen Werth und die Formschönheit der Lieder und Gedichte sind wol die zahlreichen Compositionen, welche denselben von hervorragenden Componisten zu Theil wurden. So hat namentlich Franz Schubert verschiedene der älteren Stücke vertont, aber auch Franz Lachner, Siegm. Thalberg, Conradin Kreutzer, Albert Stadler u. A. m. Die meisten dieser Compositionen verdanken wir dem alten Freunde Leitner's Anselm Hüttenbrenner.

Auf den Nachlaß des Dichters wurde schon in obiger Darstellung mehrfach hingewiesen. Derselbe enthält auch noch Entwürfe oder theilweise ausgearbeitete Scenen verschiedener Dramen wie „Friedrich der Streitbare", „Johann Huß", „Ladislaus Hunyadi" u. s. w., sowie auch Novellen, Märchen und ungedruckte Gedichte. L. hatte die Absicht die Dichtungen des jung verstorbenen Dichters Karl Schröckinger, eines beachtenswerthen Talentes, herauszugeben. Auch dieses Manuscript findet sich in den hinterlassenen Papieren. — Anläßlich des hundertjährigen Geburtstages des Dichters wurde demselben im Landhause zu Graz eine Gedenktafel mit dem überaus ähnlichen Reliefbilde von Hans Brandstetter errichtet, ein Erinnerungsmal, welches ihm der steiermärkische Landesausschuß im Namen des Heimathlandes gewidmet hat.

Aber auch einer sehr beschämenden Thatsache muß hier gedacht werden. Die Bände von Leitner's Gedichten erscheinen seit Jahren vollständig im Buchhandel vergriffen, selbst im Antiquarhandel ist kaum mehr einer derselben erhältlich. Der Verfasser dieser Zeilen, in dessen Händen sich der Nachlaß des Dichters vollständig befindet, hatte es sich zur Aufgabe gesetzt, eine Ausgabe der wichtigsten Werke Leitner's, namentlich eine Gesammtausgabe der Gedichte mit Einbeziehung des Nachlasses zu veranstalten. Diese Gedichtsammlung liegt als Manuscript, in vielen Stücken von L. selbst verbessert, da er noch kurz vor seinem Tode an die Herausgabe dachte, druckfertig vor. Sie zeigt in ihrer Gesammtheit, durch alle Nachlaßgedichte ergänzt, die reiche Fülle edelster poetischer Gaben, welche einer der angesehensten Dichter des 19. Jahrhunderts dem Verehrer deutscher Poesie geboten. Aber bis heute ist es nicht gelungen, einen Verleger wenigstens für diese Sammlung vornehmer Gedichte zu gewinnen, die unsern Dichter dem deutschen Volke ganz und gar bekannt machen soll. Was er geschaffen würde diesem Volke, und zumal der neuen Generation desselben, erst klar werden und namentlich auch was er Schönes und Bedeutendes in jenen Dichtungen geschaffen, die bisher noch gar nicht an die Oeffentlichkeit gekommen und die mit in die geplante Gesammtausgabe der Gedichte einbezogen sind.

Als beste Quelle für die Biographie Leitner's dient natürlich der erwähnte in den Händen des Verfassers befindliche Nachlaß sowie die ebenfalls vorliegenden Briefe des Dichters an Freunde und Verwandte. In diesem Nachlasse finden sich prosaische und poetische Stücke in mannichfaltigen Umarbeitungen, dramatische und andere Entwürfe, auch Tagebuchaufzeichnungen und Aehnliches, insbesondere aber fast alle an den Poeten gerichteten Briefe, die er von der ältesten Zeit an gesammelt. So die Briefe von Gust. Schwab, Just. Kerner, Anastasius Grün, J. G. Seidl und von vielen anderen bedeutenden Zeitgenossen. — Welche Beachtung L. verdient, erweisen die Ausführungen in Wurzbach's Biogr. Lexik., XIV. Bd. Wien 1865, die oben citirte Biographie in Goedeke's Grundriß (1. Aufl., III, 2), die Essays über Leitner von A. E. Schönbach in dessen „Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur“ (Graz 1900) und von R. M. Werner in „Vollendete und Ringende“ (Minden 1900) sowie das Lebens- und Litteraturbild Leitner's, welches C. v. Wurzbach schon im Album österreichischer Dichter N. F. (Wien 1858) veröffentlicht hat. — Zu vergleichen wäre ferner: Oesterreichische National-Encyklopädie (Wien 1835), VI. Bd. Supplem. — Seydlitz, Die Poesie und die Poeten in Oesterreich (Grimma 1837). — Minckwitz, Neuhochdeutscher Parnaß (Leipzig 1861). — Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller (Berlin 1862). — Hub, Deutschlands Balladendichter (Karlsruhe 1865). — Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon (Stuttgart 1869). — Brümmer's Deutsches Dichterlexikon (Eichstätt 1875) und dessen Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten bis Ende des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1884). — Hans Grasberger's: Carl Gottfried R. v. Leitner, im Wiener Tagesblatt „Die Presse“, Jahrg. 1880, Nr. 318. — E. W. Gawalowski's Aufsätze in dem litterar. Jahrbuch „Die Dioskuren“ (Wien 1891) und im „Heimgarten“ (Graz 1901, Aprilheft). — Mehr oder weniger eingehend gewürdigt erscheint L. auch in Gottschall's Geschichte der deutschen Nat.-Literatur des 19. Jahrh., 3. Aufl. und alle folgenden Auflagen (Breslau 1872 ff.), in H. Kurz' Geschichte der deutschen Litteratur, 4. Bd. (Leipzig 1872) sowie in mehreren anderen der neueren Litteraturgeschichten. — Auch Rosegger hat in „Gute Kameraden“ (Wien 1893) ausführlich des Dichters gedacht, Goldschreiber ihm ein eignes

Buch: „Carl Gottfried R. v. Leitner" (Graz 1880) und Franz Ilwof ihm in den „Mittheilungen des hist. Vereins f. Steiermark" (41. Heft, 1893) ein umfassendes, viel Neues enthaltendes Lebensbild gewidmet. — Vom Verfasser vorliegender Biographie liegen biographisch-litterarische Arbeiten über Leitner vor in der Zeitschrift „Die Heimath" (Wien) 1881, Nr. 6, „Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark" (Wien 1893), in den Aufsätzen: „Aus dem Nachlasse C. G. R. v. Leitner's" in der „Neuen Fr. Presse", Wien, vom 29. Juli 1900, Nr. 12 906; „Der Gedenktag eines österreichischen Dichters" in der „K. k. Wiener Zeitung" vom 20. Juni 1900 Nr. 139, in Feuilletons der Grazer „Tagespost" vom 19. Juni 1900 Nr. 166 und vom 17. Nov. 1900 Nr. 317 und an anderer Stelle.

Anton Schlossar.

Leitzmann: J. L., Pfarrer zu Tunzenhausen bei Weißensee i. Thür., † 1897, hat sich nicht geringe Verdienste um die Münzkunde des Mittelalters und der Neuzeit erworben. Frühe schon, im J. 1828, gab er einen „Abriß einer Geschichte der gesammten Münzkunde" heraus, welcher den Anfängern als Leitfaden dienen sollte, und wenn er auch selbst ihn später infolge der schnellen Entwicklung der Wissenschaft für veraltet erklären mußte, so hat er doch keineswegs damit seine Thätigkeit eingestellt, sondern geleistet, was ihm in seiner ländlichen Vereinsamung möglich war. Zunächst hat er 1834 die „Numismatische Zeitung" begründet und ohne wesentliche Unterstützung durch fremde Federn bis 1872 fortgesetzt; trotz aller augenfälligen Schwächen bringt diese Zeitschrift namentlich zur Kenntniß der Brakteaten manches Dienliche. Danebenher gehen andre Veröffentlichungen: 1. das „Verzeichniß sämmtlicher seit 1800 erschienenen numismatischen Werke", Weißensee 1841; 2. „Bibliotheca numaria", Weißensee 1867; 3. „Das Münzwesen und die Münzen Erfurts", Weißensee 1862; besonders aber 4. der „Wegweiser auf dem Gebiet der deutschen Münzkunde oder geschichtliche Nachrichten über das Münzwesen Deutschlands" in 4 Abtheilungen, Weißensee 1865—1869. Es ist dies ein Nachweis aller in Deutschland mit Einschluß von Oesterreich, Luxemburg, Elsaß und der Schweiz vorhandenen Münzstätten, welche uns Münzen hinterlassen und das Münzrecht besessen haben, und wenn auch die umfangreichen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete des Mittelalters Vieles jetzt veraltet erscheinen lassen, so haben wir doch in dieser sorgsamen Arbeit auch jetzt noch einen brauchbaren Behelf zu erkennen.

Dannenberg.

Lemcke: Ludwig Gustav Constantin L., Litterarhistoriker, wurde am 25. December 1816 zu Brandenburg a. d. Havel als einziger Sohn eines sehr wohlhabenden und geistig regsamen Apothekers geboren und verzog mit der Mutter, als diese sich von dem excentrischen Gatten trennte, 1827 nach Braunschweig, das ihm zur eigentlichen Heimath wurde. Hier besuchte er das Gymnasium und demnächst die Vorlesungen des Collegium Carolinum, um dann im Herbst 1836, gründlich und höchst vielseitig vorbereitet, die Universität Berlin zu beziehen. Er hörte Philosophie bei Michelet, Eduard Gans und Trendelenburg, philologische, historische und geographische Collegien bei Boeckh und Lachmann, Ranke und Karl Ritter, trieb neben den classischen und modernen Sprachen Sanskrit und Arabisch durchaus ernsthaft, war ein fleißiger Besucher von Concert und Theater und gab sich einem eifrigen Büchersammeln hin, das schon den Knaben ausgezeichnet hatte und den Studenten in den Besitz einer ganz hervorragenden Bibliothek brachte. Für ein begrenztes Fachstudium aber und gar für einen Beruf konnte er sich nicht entscheiden, und so verließ er nach drei Jahren die Hochschule, ohne seinen Studien einen

äußeren Abschluß zu geben. Schon im J. 1840 verheirathete er sich und wohnte zunächst in Uslar in der Nähe der Schwiegereltern, seit 1841 in Braunschweig, wo er ein eignes Haus besaß und der stets gastliche Wirth eines angeregten Kreises wurde. „Beschäftigung, stete Beschäftigung, aber keine Arbeit!“ das war die Devise dieser glücklichen Jahre, in denen neben der vielbestaunten Bücherei, welche u. a. die vollständigste Reihe spanischer Dramen und die reichste Sammlung italienischer Novellen umfaßte, ein chemisches Laboratorium das Lemcke'sche Haus schmückte. Nach außen gaben von dem gediegenen Wissen und Urtheil und dem beneidenswerthen Besitz an litterarischen Seltenheiten, über den L. verfügte, zuerst ein paar Aufsätze „Zur Kenntniß der mundartlichen Literatur Italiens“ in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. 6. 7 und 9 (1849—1851) Kunde, die zu dem besten gehören, was vor Gaspary in Deutschland über italienische Litteraturgeschichte geschrieben worden ist. Aber während diese Artikel erschienen, war ein schweres Schicksal über L. hereingebrochen: er hatte durch widrige Zufälle und durch Untreue fast sein ganzes Vermögen eingebüßt, mußte die Bibliothek, an der sein Herz hing, verkaufen und sich nach einem Erwerb umsehen, der seiner Begabung und seinen Kenntnissen entsprach. So ist er zum Uebersetzer, zum Lehrer, zum wissenschaftlichen Schriftsteller und schließlich, 46 jährig, zum Universitätsprofessor geworden — und er hat in jedem seinen Mann gestanden, ohne freilich den Erwartungen ganz zu entsprechen, die man an seinen Eintritt in die akademische Laufbahn knüpfen durfte. Jenen schwersten Schlag hat er innerlich nie völlig überwunden, auch dann nicht, als sich seine Vermögensverhältnisse wieder günstiger gestalteten, aber er hat ihn allezeit mit Würde und nach außen sogar mit Heiterkeit ertragen und sich so als eine durchaus vornehme Natur bewährt. Für den feinsten Lebensgenuß beanlagt und im freisten Gebrauch seiner Zeit aufgewachsen hat er auch in veränderter Lebenslage nie den Eindruck eines Menschen gemacht, der aus seiner Bahn geschleudert wäre.

L. unternahm zunächst eine Uebersetzung von Macaulay's Englischer Geschichte und hat sich später an der deutschen Ausgabe der Werke von Fernan Caballero betheiligt, die unter der Aegide Ferd. Wolf's erschien (Paderborn 1859 ff.). Dazwischen entschloß er sich zur Ausarbeitung eines „Handbuchs der Spanischen Litteratur“, einer Auswahl von Musterstücken mit biographisch-litterarischen Einleitungen, die in 3 Bänden zu Leipzig 1855, 1856 herauskam, nachdem er 1853 auf 1854 die Pariser Bibliothek für die Vorarbeiten gründlich ausgenutzt hatte. Die ausgebreitete Gelehrsamkeit, der sichere Tact in der Wahl der Proben und die zwar selten abgerundeten, aber stets von eigenem Urtheil und gebildetem Geschmack zeugenden Charakteristiken fanden die Anerkennung aller zum Urtheil Berufenen in Deutschland wie in Spanien — ein litterarischer Erfolg aber blieb dem Werke versagt, das zu einer Zeit erschien, wo das von der Romantik genährte Interesse am spanischen Geistesleben rasch zurückging: noch andere Gelehrte und Buchhändler haben damals die gleiche Erfahrung machen müssen wie L. und sein Verleger.

Die Vorrede zu Band I des Handbuchs ist noch von Paris datirt. Nach Braunschweig heimgekehrt hat L. an verschiedenen Anstalten der Heimathstadt Unterricht ertheilt, vor allem am Gymnasium Französisch und Englisch in den Oberclassen gelehrt. Im Frühjahr 1863 ward er als Nachfolger Adolf Ebert's an die Universität Marburg berufen: die außerordentliche „Professur der abendländischen Sprachen“, die er hier bekleidete, wurde 1865 in ein Ordinariat umgewandelt. Im Herbst 1867 leistete L. einem Rufe nach Gießen Folge, und der Ludovica, an der man den Lehrer, Gelehrten und Menschen voll zu

würdigen wußte, ist er treu geblieben, obwol 1873 ein Ruf nach Breslau, 1874 die Rückberufung nach Marburg an ihn herantrat. Seine Vorlesungen und seit 1870 die Uebungen seiner romanisch-englischen Gesellschaft waren recht vielseitig und werden als lebhaft und anregend gerühmt. Naturgemäß standen hier die romanischen Sprachen und Litteraturen im Vordergrund, auch als sich seine wissenschaftliche Arbeit energischer dem Englischen zuwandte: den Herbst 1864 hatte er in England verbracht, um auf dem Britischen Museum den Vorarbeiten für eine umfassende Geschichte der Englischen Litteratur obzuliegen. Aber er löste den Contract, der ihn an einen Leipziger Verleger band, und das Werk blieb ungeschrieben. Wir glauben gern, daß damals Niemand in Deutschland ein besseres Rüstzeug dafür gehabt hätte, aber L. hat wol selbst eingesehen, daß der Mangel an Ausgaben und sonstigen Vorarbeiten für die mittelalterliche Litteratur Englands eine wissenschaftliche Darstellung zum mindesten dieser Periode unmöglich machte. Und wenn er auch kein englischer Philolog und kein romanischer Philolog im modernen Sinne war, er war eine wissenschaftliche Persönlichkeit und überblickte recht gut die Aufgaben, die der Philologie und ihr allein zu lösen blieben. Es ist nicht viel was er in den zwei Jahrzehnten seiner akademischen Lehrthätigkeit litterarisch producirt hat, aber es genügt doch, um dem Bilde des Gelehrten eine gewisse Abrundung zu geben. Von einem Vortrag „Shakspeare in seinem Verhältnisse zu Deutschland“ (Leipzig 1864), durch den er in Marburg das Jubiläum des großen Britten einleitete, und einer Marburger Gelegenheitsschrift abgesehen („Bruchstücke aus dem . . . Victorial des Gutierre Diez de Games“, 1865) ist das meiste in dem „Jahrbuch für romanische und englische Literatur“ enthalten: schon zum ersten Bande (1859) hatte L. den interessanten Aufsatz über Cintio dei Fabrizii und seine Sprichwort-Novellen beigesteuert, in Bd. 4 folgten (1862) neben scharfsinnigen Beiträgen zur Textkritik und Erklärung der Divina Commedia die drei Artikel „Ueber einige bei der Kritik der traditionellen schottischen Balladen zu beobachtende Grundsätze“, die es lebhaft bedauern lassen, daß L. durch das Zuvorkommen Child's von seinem Plan einer kritischen Auswahl der englischen Balladen abgebracht wurde — mit Bd. 6 übernahm L. selbst die Redaction des Jahrbuchs. Das Programm, mit dem er dies that, ist für seine Einsicht wie für seine Selbstbescheidung gleich charakteristisch: er stellte die Vierteljahrschrift, die bisher ausschließlich der romanischen und englischen „Litteratur“ gewidmet gewesen war, nachdrücklich auch den rein philologischen Zweigen des Betriebes der neueren Sprachen: der historischen Grammatik, der Dialektforschung, der Textkritik und der Edition zur Verfügung, und er hat damit Ernst gemacht, ohne sich doch je in Dinge einzumischen, die seiner eigensten Begabung fernlagen. Was er zu den weiteren Jahrgängen noch selbst beigesteuert hat, ist nicht eben bedeutend, gibt aber fortgesetzt Zeugniß von seiner umfassenden Belesenheit, seinem stets präsenten Gedächtniß und der Sicherheit, mit der er die wissenschaftliche Seite jeder Frage aus seinem wahrlich nicht engen Gebiete zu erfassen wußte. Es war gewiß nicht nur Pietät, was Gustav Gröber bewog, nachdem das Jahrbuch eingegangen war und die „Zeitschrift für romanische Philologie“ die Mehrheit seiner Aufgaben übernommen hatte, L. als einen der guten Schutzgeister der romanischen Philologie zu ehrenvoller Mitarbeit heranzuziehen. Die Kritiken und kurzen Anzeigen, die L. dazu beigesteuert hat, sind die letzten Erzeugnisse seiner Feder. Jahrelang wurde L. durch den leidenden Zustand seiner Frau in gespannter Sorge gehalten, und bald nachdem ihm der Tod (1877) die treue Gefährtin geraubt hatte, begann er selbst an einem krebsartigen Leiden dahinzusiechen.

Im Sommer 1882 mußte er seine Vorlesungen einstellen, am 21. September 1884 ist er gestorben.

Ludwig L. — das bezeugt auch seine Rectoratsrede über „Die Wechselbeziehungen zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften" (Gießen 1873) — war einer jener vornehmen Gelehrten und höchstgebildeten Menschen, welche würdig schienen, der Wissenschaft von den neueren Sprachen den akademischen Wirkungskreis zu erschließen, und deren Vorbild schon von der nächstfolgenden Generation oft allzuleicht vergessen wurde.

Knappe biographische Nachrichten bieten P. Zimmermann, Braunschw. Anzeigen 1884, Nr. 234 und Koldewey, Verzeichniß der Directoren und Lehrer des Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig, Progr. 1894, S. 22 f. Ausführlich: H. Breymann, Beilage z. Allgem. Zeitung 1885, Nr. 72 = Archiv f. das Studium d. neueren Sprachen Bd. 74 (1885), S. 109—114; W. Mangold, Englische Studien Bd. 9 (1886), S. 496—505. — Mir standen außerdem durch freundliche Vermittlung Herm. Haupt's kurze Aufzeichnungen eines Jugendfreundes (K. Hensel) und eingehendere von der Tochter Fräulein Helene Lemcke zur Verfügung, die auch schon Mangold, z. Th. wörtlich, benutzt hat. — Den litterarischen Nachlaß hat Paul Zimmermann in Wolfenbüttel in Verwahrung: daraus konnte E. Stengel, Beiträge z. Geschichte der roman. Philologie in Deutschland (Marburg 1886), S. 24—44 Mittheilungen über den Briefwechsel Lemcke's machen; Briefe von Gaston Paris an L. hat derselbe neuerdings in der Zeitschrift f. französ. Sprache u. Litteratur Bd. 27 (1904), S. 209 bis 211) abgedruckt. Edward Schröder.

Lempertz: Heinrich Kaspar Joseph L., bedeutender Antiquar und Sammler in Köln a. Rh., erblickte daselbst am 2. October 1816 als Sohn wohlhabender Bürgersleute das Licht der Welt. Von seinem Vater zum Drucker bestimmt, trat er, 14 Jahre alt, als Lehrling in die Druckerei von J. M. Heberle ein, mit welcher auch ein Antiquargeschäft und eine Auctionsanstalt verbunden war. Heberle, der die hervorragende Tüchtigkeit und das emsige Bestreben seines Lehrlings gerade für diesen Zweig seines Geschäftes schon recht bald zu beobachten Gelegenheit hatte, nahm ihn ganz aus der Officin in den Laden hinüber und suchte seine Talente auf alle Weise zu fördern. So kam es, daß L. sich schon bald mit typographischen Studien befaßte; bereits als Zwanzigjähriger veröffentlichte er in den drei ersten Nummern des Beiblattes der Kölnischen Zeitung vom Jahre 1836 eine darauf fußende Abhandlung „Ueber die erste zu Köln gedruckte deutsche Bibel". Es erschien dann nach kurzem Zwischenraume im J. 1838 aus seiner Feder das erste Heft — ein zweites ist nicht erschienen — seiner „Bibliographischen und xylographischen Versuche", welches das Signet des ältesten kölnischen Druckers Ulrich Zell, ferner ein angebliches Monogramm Erhard Rewich's von Utrecht, Buchdruckers in Mainz, und noch vier italienische Signete, endlich das „Faksimile eines der frühesten xylographischen Produkte Kölns" enthält. Diese Veröffentlichung, die man auch nach einem zweiten originell ausgestatteten Titelblatte als „Sechs Blätter Insignien berühmter Druckereien des ersten typographischen Jahrhunderts" citirt findet, erlebte schon im folgenden Jahre (1839) eine zweite, vermehrte Auflage unter dem Titel „Beiträge zur ältern Geschichte der Buchdruck- und Holzschneidekunst" und fand in Fachkreisen eine sehr günstige Besprechung.

Der Lehrherr Lempertz', J. M. Heberle, starb im J. 1840, und im Verein mit dem Kaufmann Wilhelm Osterwald, dem Schwiegersohne dieses,

führte L. das Geschäft bis zum Jahre 1845 fort, um es alsdann für alleinige Rechnung zu übernehmen. Nun brachte er dasselbe auf eine solche Höhe des Ansehens und der Leistungsfähigkeit, daß die Firma zu den bedeutendsten Deutschlands zählt. Der Schwerpunkt wurde auf das Antiquariat, Bücher- und Kunstauctionswesen gelegt; indessen entfaltete L. auch eine rege Verlagsthätigkeit, zumeist auf theologischem, historischem und kunstgeschichtlichem Gebiete. Er verlegte u. a. die großartigen genealogischen Werke des ebenso bedeutenden, wie erstaunlich fruchtbaren Forschers der rheinisch-westfälischen Genealogie und Geschichte, Anton Fahne's, die in den 1840er und 1850er Jahren erschienen. Neben seiner Thätigkeit als Geschäftsmann wußte L. aber auch noch Zeit und Muße zu finden, seinen Sammler- und Gelehrtenneigungen nachzugehen, und so erschien in den Jahren 1853—1865 sein hervorragendstes Werk die „Bilderhefte zur Geschichte des Buchhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe“, ein Werk, welches sozusagen die erste illustrirte Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels bildet und sich noch heute der größten Werthschätzung erfreut, da es eine grundlegende Arbeit und eine reiche Fundgrube für die typographische Wissenschaft ist. Nach den Worten Lempertz' selbst „sind die Blätter hauptsächlich für jene wenig zahlreiche Classe von Büchersammlern bestimmt, die neben dem innern Werthe und dem Genusse, den ein Werk durch Studium desselben gewährt, diesen noch dadurch erhöhen, daß sie auf die Geschichte des Buches näher eingehen, daß sie außer dem Verfasser auch des Buchdruckers, der das Werk druckte, des Künstlers, der sein Inneres, und des Buchchbinders, der sein Aeußeres schmückte, gedenken, jener Männer, die des Autors Kind schützend unter ihre Flügel nahmen und ihm ein anständiges Kleid verschafften, damit es sich in der gebildeten Welt Bahn brechen konnte“. Auch erschienen aus Lempertz' Feder zahlreiche kleinere Aufsätze geschichtlichen, kunst- und culturhistorischen Inhalts, zumeist in den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein insbesondere für die Erzdiöcese Köln“, dessen langjähriges verdientes Mitglied er war. Einen nicht minder erstaunlichen Fleiß entfaltete L. in seiner Eigenschaft als Antiquar, Bücher- und Kunstauctionator. Von seinen vielen antiquarischen Bücherkatalogen sei hier nur sein 1870 und 1871 erschienener Lagerkatalog (Nr. 74) in 22 Theilen erwähnt, der, was die Kunst richtig und eingehend zu beschreiben sowie systematisch zu katalogisiren angeht, vorbildlich geworden ist und noch heute als mustergültig und einzig in seiner Art dasteht. Von bedeutenden, Aufsehen erregenden Auctionen seien nur erwähnt, was Kunstsammlungen betrifft, diejenige des Buchhändlers J. G. Schmitz, Peter Levens, der Frau Mertens-Schaaffhausen, des Stadtbaumeisters Weyer, Essinghs 2c., was großartige Büchersammlungen angeht, diejenigen des Kanonikus Freiherrn v. Büllingen, Clemens Brentano's, A. W. v. Schlegel's u. A. m.

Als Sammler steht L. mustergültig, ja vielleicht unerreicht da. Er war, wie es in einer ihm von der Kölner Stadtbibliothek gewidmeten Festschrift heißt, „ein Sammler von peinlicher Gewissenhaftigkeit und hingebender Treue, welche auch das Kleinste beachtete und bewahrte, ohne das Große darüber zu vergessen“ und „seine Thätigkeit hat sich darin zu einer vorbildlichen und wahrhaft segensreichen gestaltet“. Im J. 1878 gab L. einen allerdings kleinen Bruchtheil seiner Sammlungen an die Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig ab, eine Collection von Blättern nämlich zur Vorgeschichte der Buchdruckerkunst, ferner Porträts, Autographe von Buchhändlern und Buchdruckern, Signete, Druckproben berühmter und wichtiger Buchdrucker und andere Personalien. Das Vorwort des Kataloges genannter

Bibliothek sagt darüber: „Man kann getrost behaupten, daß ein Complex von Sammlungen wie die Lempertz'schen kaum je wieder zusammen zu bringen sein würde. Die Stellung, welche er als Besitzer eines der bedeutendsten Antiquar- und Bücherauctionsgeschäfte einnahm und welche ihm ein umfangreiches Material durch die Hände gehen ließ, sein Wohnort in einer Gegend liegend, die eine Fundgrube älterer Büchervorräthe war, die Zeit seines sorgsamen und verständnißvollen Sammelns, wo die Aufmerksamkeit anderer Liebhaber noch nicht mit gleichem Eifer seinen Zielen sich zuwandte, alles dies war ihm zur Erlangung eines solchen Resultates förderlich". Was hier von seinen typographischen Sammlungen nur gesagt ist, läßt sich auf den Gesammtcomplex derselben verallgemeinern. Sein Sammeleifer erstreckte sich auf Bücher, Urkunden, Manuscripte und Autographe, auf Münzen, Kupferstiche, Gemälde und Antiquitäten, kurz auf alles, was ein kunstverständiger und gelehrter Mann überhaupt sammeln kann. Er hat Gemälde gesammelt, Antiquitäten und Kunstgegenstände, Münzen und Medaillen, Kupferstiche, Holzschnitte und Handzeichnungen, Autographe, Urkunden und Bücher. Von besonders hervorragender Bedeutung sind dabei die Abtheilungen: Goetheana, Coloniensia und Rhenana, Albrecht Dürer, Anglicana, Russica und Polonica, Americana, Städteansichten, Ex-libris sowie Wasserzeichen. Es ist hier nicht der Platz eingehend die einzelnen Abtheilungen der an Kostbarkeiten überreichen Sammlung zu besprechen; jede derselben bietet Stoff für ganze Werke. Es sei hier nur auf die einzelnen im Erscheinen begriffenen Kataloge zu verweisen, von welchen zur Zeit der Abfassung dieser Lebensskizze bereits derjenige der Gemälde, der Kunstgegenstände, der Münzen, der Städteansichten, der Sammlung Coloniensia und Rhenana, der Sammlung Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit sowie der bei den ersten Abtheilungen der Autographe herausgekommen sind.

In den letzten Jahren seines Lebens — 1872 zog er sich ganz vom Geschäfte zurück, das er seinen Söhnen Karl und Heinrich übertrug — beschäftigte er sich eifrig mit der Erforschung der Geschichte des Leinenpapiers und der Wasserzeichen. Die Veröffentlichung seiner darauf bezüglichen Studien, wenn man von gelegentlichen kleinern Proben absieht, ist unterblieben, doch ist das Material in solcher Fülle vorhanden und die Vorarbeiten so weit gefördert, daß es einem Fachgelehrten nicht schwer sein dürfte, die beabsichtigte Publication im Sinne Lempertz' zu bewerkstelligen.

L. starb am 7. Februar 1898. Zu den „zünftigen" Gelehrten hat er, der niemals akademische Studien gemacht, nicht gehört; aber er ist ein Mann von umfassender und gründlicher Gelehrsamkeit gewesen. Er war Autodidakt, seine Studienmethode kann füglich als „Anschauungsunterricht" bezeichnet werden, der allerdings nur bei einem Manne von scharfem Verstande, unbegrenzter Wißbegierde und großer Belesenheit, Eigenschaften, die L. in hohem Grade besaß, auch ohne herkömmlichen, geregelten Studiengang große Erfolge zeitigen kann. Mit ihm ging, wie ein Nachruf sagt, „ein Mann von ernster Lebensauffassung dahin, der durch sein kunstbegeistertes, anregendes Wesen einen großen Kreis von Freunden um sich gesammelt hat".

Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850, S. 257 sowie in der Neuausgabe desselben Werkes. — Zeitschrift für Bücherzeichen, Bibliothekenkunde und Gelehrtengeschichte, 1896, Nr. 2. — Kölnische Zeitung, 1898, Nr. 134, erste Morgen-Ausgabe. — G. Hölscher, Heinrich Lempertz. Ein Lebensbild. Sonderabruck aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 1898, Nr. 57/58. (Erschien auch, mit dem Porträt Lempertz', in der Zeitschrift: Der Sammler. Hrsg. von

Hans Brendicke. Berlin 1898, XX, Nr. 1—3.) — Schimmelbusch und Schnorrenberg im Vorworte zu: Joh. Wolfg. v. Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit. Verzeichniß der Goethe-Sammlung H. Lempertz' sen. Köln 1899. — A. Keysser, Die Lempertz'schen Sammlungen. In: Kölner Tageblatt 1898, Nr. 747, Abend-Ausgabe (drittes Blatt). — J. Schnorrenberg, Heinrich Lempertz sen. und seine Goethe-Sammlung. In der Zeitschrift für Bücherfreunde 1899/1900, S. 394—400. — J. Schnorrenberg, „Kölnisches“ und „Rheinisches“ in der Samml. H. Lempertz sen. in Köln. In: Köln. Zeitung vom 27. Mai 1900, Nr. 407. — J. Schnorrenberg, Aus der Samml. H. Lempertz sen. Die Kaiser aus dem Hause Habsburg, die Reformation, der 30j. Krieg. In: Ztschr. f. Bücherfreunde 1900/01, S. 197—205.

Jak. Schnorrenberg.

Lender: Constantin L., Arzt und Badearzt in Berlin und Kissingen, geboren am 2. Juni 1828 zu Warendorf, studirte in Greifswald, Göttingen und Berlin, woselbst er 1852 Doctor wurde, war 1854 Arzt in Bärwalde, 1855 in Soldin und wurde daselbst 1864 Kreisphysikus. Er legte 1866 das Physikat nieder, um in Berlin Arzt und Assistent von L. Boehm zu werden und blieb letzteres bis zum Tode Boehm's 1869. Da er wegen eines Unterleibsleidens und seiner Luftstudien jedes Jahr nach Kissingen ging, so war er seit 1867 im Sommer Arzt in Kissingen. L., der am 7. December 1888 starb, hat sich viel mit der Ozontherapie beschäftigt und darüber verschiedene Schriften publicirt, deren Verzeichniß sich in der unten angegebenen Quelle findet. Seit 1875 hatte er auch die meteorologisch-medicinischen Monatsberichte im Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger verfaßt.

Vgl. Biographisches Lexikon ed. Hirsch und Gurlt III, 667.

Pagel.

Lenz: Ludwig L., bekannter Journalist, wurde am 20. September 1813 in Berlin als der Sohn eines Steinmetzen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium, auf dem Gymnasium zum grauen Kloster und der Universität und trat dann in die journalistische Laufbahn ein. Er redigirte 1839—40 die letzten Jahrgänge des seit 1803 bestehenden „Freimüthigen“, eines Blattes, das eine Zeitlang der entschiedenste Gegner der classischen und der romantischen Litteratur war, aber schließlich den Zuschnitt einer bloßen Unterhaltung annahm. Nebenher veröffentlichte L. verschiedene Werke von allgemeinem Interesse, wie „Die Hauptstädte der Welt. Beschreibung und Sittenschilderung“ (1836); „Walhalla, altdeutsche Sagen und Volksbücher neu bearbeitet“ (1837); „Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel“ (1837); „Perlen der deutschen Litteratur. Mit Berücksichtigung der Dichter der neueren Zeit“ (Heft 1—11, 1838); ferner seine Lebensbilder und Skizzen „Berlin und die Berliner“ (3 Hefte, 1840—41), seine humoristischen Schilderungen Berliner und Potsdamer Lebens, die sich um die damals übliche humoristische Figur des „Nante“ gruppirten (5 Hefte, 1839—41), und endlich seine Lustspiele und Possen „Der Stellvertreter“ (1837), „Tausch und Täuschungen“ (1838), „Der Colporteur“ (1838) und „Das Kunstkabinett“ (1840). Im J. 1841 siedelte L. nach Hamburg über, war hier zunächst Redacteur der „Hamburger neuen Zeitung“, erwarb aber noch in demselben Jahre das Hamburger Blatt „Der Freischütz“, das bis 1873 unter seiner Leitung erschien und seiner Zeit zu den gelesensten Blättern gehörte. Daneben redigirte er 1859—72 das illustrirte Wochenblatt „Omnibus“. Im J. 1872 übernahm er die litterarische Leitung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“, die er bis 1884 führte, kehrte 1875 nach Berlin zurück und trat noch in demselben Jahre in die Redaction des belletristischen Theils des „Bazar“ ein, der

er bis 1886 angehörte. Seitdem lebte er dort als unabhängiger Schriftsteller bis zu seinem Tode am 2. October 1896. Im August 1862 hatte er in Jena die Würde eines Dr. phil. erlangt. Von seinen späteren Schriften sind noch zu erwähnen „Deutsche Dichter und Denker aus der klassischen Zeit in Proben aus ihren Werken“ (1860) und „Die Kunst zu unterhalten“ (1892).

Persönl. Mitthlgn. — Lexikon d. Hamburgischen Schriftsteller IV, 431.

Franz Brümmer.

Leo: Friedrich August L., Dichter, Shakespeare-Forscher, Uebersetzer, Philanthrop, wurde am 6. December 1820 zu Warschau geboren. Von israelitischen Eltern, welche bald nach seiner Geburt nach Deutschland, zuerst nach Oranienburg, übersiedelten, hat er, wenn auch in seinem vierten Jahre nach des mittellos sterbenden Vaters Tod mit der Mutter und den Geschwistern — auf die Namen Friedrich August — evangelisch getauft, die jüdische Herkunft nie verleugnet, vielmehr später mancherlei Gefühle, Neigungen und Gedanken darauf zurückgeführt. So heirathete er denn nach siebenjähriger Kampf- und Wartezeit Elisabeth Friedländer, eine Tochter von Heinr. Heine's Base (dieses vielgeschmähten Hamburger Millionär-Oheims Salomon H. Tochter) und Jugendliebe Amalie, sie ebenfalls von doppelt jüdischem Ursprunge im Protestantismus aufgewachsen, wider die Wünsche ihrer, der reichen Erbin, geldstolzen Angehörigen: mit ihr, der Heine's Stammbuch-Gedicht „An die Tochter der Geliebten“ („Ich seh' dich an und glaub' es kaum . . . .“) schon im 6. Jahre gegolten, hat L., trotz allen äußeren Glanzes aristokratischer Gesellig- und Gastlichkeit, eine ungemein glückliche Ehe fast alttestamentlichen Stils gelebt. Auf Anlaß von Richard Wagner's umstrittener Kampfschrift „Das Judenthum in der Musik“ (1869) brach er in mehreren Artikeln der „Vossischen Zeitung“ eine Lanze für das Judenthum, dem er sich in verschiedener Hinsicht innerlich bis zuletzt zugerechnet hat. Denn als Anfang der achtziger Jahre gerade in Berlin, Leo's dauerndem Wohn- und Wirkungsort, eine scharf antisemitische Agitation mit vielfach hetzerischen Mitteln einsetzte, fühlte er sich einerseits empfindlich getroffen, andererseits in seinem entschiedenen Auftreten für ausgesprochen liberale und weiteste tolerante Grundsätze nur noch bestärkt, wie er auch beinahe ostentativ über die feudale und germanisch-conservative Verwandtschaft hinweg mit ihm sympathischen Leuten mosaischen Glaubens enge Beziehungen und Freundschaft aufrechterhalten hat.

Die früh verwittwete Mutter Leo's fand im Hause des Gatten ihrer Schwester, Bloch, Präsidenten der (eben 1820 als Geschäftsinstitut des Staates neu organisirten) „Seehandlung“, zu Berlin mit ihren Kindern Unterkommen, der geweckte Knabe dagegen im Erziehungssystem dieses seines Vormunds oft grellen Widerspruch zur ungestörten Pflege seiner Eigenart und Anlagen. Hier entwickelten sich jedoch, inmitten eines der tonangebenden Häuser der damaligen Berliner feinen Kreise, nicht bloß Leo's gesellige Anlagen kräftig, so daß sich das Vergnügen der Bloch'schen Gäste sozusagen um ihn drehte, sondern auch sein Talent für Gelegenheitsdichtung, für theatralisches Schaffen und Insceniren — dramatische und andere Poesie seiner Feder bewunderte man dort — ja, er sang, tanzte, zeichnete, malte für eine beschränkte Oeffentlichkeit wie ein lebensfroher Jüngling der Renaissance. Daneben kamen, wie sich leicht denken läßt, die ernsteren Züge seiner hervorragenden Begabung zu kurz und, was sich an herrlichen natürlichen Keimen hätte entfalten können, gerieth, theilweise für immer, ins Hintertreffen. Noch nach mancherlei wohlgelungenen Leistungen haben ihn später einseitige Stubengelehrte, welche von ihrem Shake-

speare-Exemplar den Staub herunterzublasen vergaßen, einen Dilettanten gescholten — ja, den Greis selbst bekümmerte das nie unterdrückte Bewußtsein, sein Können verschwendet, sein Wissen verzettelt zu haben, mitten in ungetrübtestem Dasein arg. Gerade als dem Jünglinge die Einsicht vom Unzulänglichen schöngeistiger Ausschließlichkeit kam, spielte ihm der Zufall aus dem Nachlasse eines Verwandten einen Brief mit dem Postscript „Schade um Fritz!“ in die Hand. Der Aufgerüttelte sollte sich nun ernstlich für einen Beruf vorbereiten. Da die Realschule-Schlußprüfung akademisches Studium ausschloß, absolvirte der fähige Schüler, erst noch auf dem von Schellbach geleiteten Realgymnasium, die blühende Kgl. Gewerbeschule zu Berlin und widmete sich dem Buchhandel, anfangs bei der angesehenen Firma W. Besser (später Wilh. Hertz) in Berlin lernend, dann in ein Leipziger Haus übergetreten, das ihm bald die Filiale zu Teplitz anvertraute. Hier bekundete er einmal bei Gelegenheit, die Ausführung eines freien Auftrags seitens eines benachbarten ungarischen Grafen corrigirend, seine Kenntniß deutscher Poesieerzeugnisse in ungeschäftlicher bezeichnender Weise (s. Berliner Volkszeitung vom 1. Juli 1898). Längere Thätigkeit in der Höst'schen Buchhandlung zu Kopenhagen bildete den letzten Act seiner Buchhändlerperiode. Hier tauschte der des materiellen Berufs Ueberdrüssige, schon in Leipzig litterarischen Kreisen genähert und journalistischer Debütant, wohl unter angenehmem Verkehr mit den Dichtern Andersen und Henrik Hertz, die Schriftstellerei ein. Zurückgekehrt machte er mit 26 Jahren das Abiturientenexamen, studirte, weil gegen des Onkels Willen, auf Feder und Unterricht angewiesen, zu Leipzig und promovirte dann (wo?) zum Dr. phil.

Im J. 1846 versuchte sich L., der in skandinavischen Sprachen und Litteraturen immer gediegener Bescheid wußte, mit einer ersten Verdeutschung, der von H. Hertz' „Kong Renés Datter“, in deren biographischer Einleitung die fast selbstschildernde Stelle begegnet: „Nach dem Tode seiner Mutter war er in das Haus des Großhändlers Nathanson aufgenommen worden, dem er größtentheils seine Ausbildung verdankte. Das Haus aber, das damals der Sammelplatz für die Coryphäen der Kunst und Litteratur war, konnte schwerlich, bei den vielen Zerstreuungen, die sich dem jungen Mann daselbst darboten, für das geregelte Studium zu einem Examen geeignet sein, und man wird es daher begreiflich finden, wenn er nicht große Lust zur juristischen Carrière verspürte, sondern sich in ganz heterogene Regionen, wie z. B. nordische Mythologie und persische Litteratur, vertiefte“. So hat denn auch L. fürder ohne festen Brotberuf als Uebersetzer, Publicist und selbständiger Dichter eifrig geschriftstellert. Und zwar auch als er dessen äußerlich nicht mehr bedurft hätte. Denn 1854 gelangte er durch die erwähnte Vermählung nicht nur in glänzende pecuniäre Verhältnisse, die ihn jeglicher Sorge, freilich auch des Zwanges, seine Kräfte in erprobender Entwicklung zu stählen, enthoben und seinen litterarischen Liebhabereien freien Spielraum ließen, sondern anderseits auch in ausgesuchteste gesellschaftliche Beziehungen, und diese wie jene brachten nun gemeinsam seine einschlägigen Anlagen zu schöner, den ihm vorschwebenden dichterischen und wissenschaftlichen Zielen allerdings abträglichen, der Allgemeinheit aber, sei es auf socialem sei es auf culturellem Gebiete, höchst nützlichen Blüthe. Die schwer erkämpfte Gattin freilich sah allezeit scheel auf jedes Motiv seines Gemüths und Verstandes, welches ihr den geliebten Mann zeitweilig entziehen mußte. „Alle seine Geistesgaben“, äußert sich ein genauer Kenner, Genosse und Freund, der (Aug. 1905) † Berliner Buchhändler und treffliche Shakespeareaner Albert Cohn, „sollten nur in ihrem, allenfalls noch im Dienste der sie umgebenden ‚Gesellschaft‘ stehen. Sie sprach es selbst aus, daß sie Shakespeare

hasse, weil sie um seinetwillen des Gatten nicht ausschließlich froh werden könne. An diesem Punkte aber erreichte seine Opferwilligkeit für die geliebte Frau ihre Grenze. Shakespeare hatte ihn zu mächtig angezogen, und zu ihm kehrte er immer wieder zurück, so viele Zeit und Mühe er auch den Zerstreuungen des gastlichen Hauses, den Vorbereitungen zu glänzenden Festen und diesen selbst widmen mußte. Wie ehedem das Haus des Onkels Bloch, gestaltete sich nun das eigene Heim zu einem Sammelpunkte der Berliner Gesellschaft: Prinzen in Menge und andere Mitglieder der vornehmen Kreise, einheimische und fremde Künstler, Berühmtheiten aller Art, nicht minder aber auch die alten Freunde, fanden hier anregende Unterhaltung. Neue Theaterstücke wurden gedichtet und aufgeführt, lebende Bilder wurden gestellt, und für noch viele andere Ueberraschungen hatte der erfindungsreiche Hausherr zu sorgen. Daß dieser trotz alledem sich eine hervorragende Stellung und einen klangvollen Namen in der großen Shakespeare-Gemeinde erringen konnte, spricht für die ungewöhnliche Versatilität seines Geistes".

So hat L., angesehen und ganz unabhängig, an vier Jahrzehnte gewirkt, bis ihm 1891 rasch die über alles theure Tochter, die schöne kluge, viel umworbene Gertrud, das einzige Kind, als junge Gräfin Joachim Pfeil und bald danach die vergötterte Gattin gestorben. Da war es freilich für den betagten, wenn auch durchaus rüstigen Mann zu spät seine Zeit nunmehr ganz der ans Herz gewachsenen Shakespeare-Wissenschaft zu weihen. Er beschäftigte sich nun damit, passende Verwendungen des großen Vermögens zu idealen Zwecken auszudenken und zu verfügen. Das Testament setzte zum Haupterben des mehrere Millionen Mark umfassenden Vermögens, nämlich mit zwei Dritteln, die Stadtgemeinde Berlin ein und zwar sollten die Einkünfte dieser Leo-Stiftung ganz und gar zur Ausbreitung und Ausgestaltung von Volksbibliotheken in Berlin dienen, deren jede in erster Linie einen Jedermann täglich offen stehenden Lesesaal besitzen müsse. Aehnlich hatte es seine Flugschrift „Volksbibliotheken in England" (1896) als mustergültig hingestellt. L. hatte ja lange Jahre in seiner Adoptiv-Vaterstadt Berlin selbstlos und hingebend communalen Dienst gethan. Zunächst als treu der freisinnigen Sache ergebener Stadtverordneter, seit 1884, wo er in der Schul- und Park-Deputation, in der für die innere Ausschmückung des Rathhauses, in der Waisenhäuser-Verwaltung, in der Commission für das Friedrichs-Gewerbe-Stipendium wirkte, in den letzten Lebensjahren auch für die Volksbibliotheken-Ausdehnung im Sinne des großen Zugs seines Testaments. Er war ferner einer der Gründer und Hauptförderer des Berliner Asyl-Vereins für Obdachlose, den er letztwillig mit erheblicher Rente bedacht hat, und des Berliner Vereins für Volksbäder. Wie so in den verschiedensten Ausschüssen für Wohlfahrtszwecke sitzend, so hing er warm der Freimaurerei an und hat der preußischen Großen National-Mutterloge „zu den drei Weltkugeln", deren Tochterloge „zur Treue" (von 1872) er als Meister vom Stuhl präsidirte, ein reiches Legat zugewandt. Natürlich durfte er bei den Geldvermächtnissen das Herzblatt seines Mannesalters, die Shakespeare-Arbeit, nicht vergessen. Zum Andenken an Gattin und Tochter hat er der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" 1894 fürs erste 1000 Mark und dann bis 10 Jahre nach seinem Tode jährlich 500 Mark zur Verfügung gestellt. Auch hinterließ er ihr den größern Theil seiner reichen und werthvollen Shakespeare-Bibliothek, den kleinern dem „Englischen Seminar" der Universität Berlin. Schon seit Jahren trug er den, vom Großherzog von Weimar jedenfalls hauptsächlich wegen des rührigen Antheils an jenem dort domicilirenden Vereine verliehenen Professor-Titel. Mitten unter redactionellen Correspondenzen und auf dem Sprunge, nach München zu einer Aufführung einer seiner Shakespeare-Bühnen-

bearbeitungen sowie zur Abmachung über eine durch Ludwig Fränkel zu veranstaltende posthume Sammlung seiner verstreuten Aufsätze und Artikel zu kommen, traf zu Glion am Genfersee, wo er wie schon früher, sich Frische zu neuer Winterarbeit holen wollte, den 77½jährigen ein sanfter völlig unerwarteter Tod am 30. Juni 1898.

Friedrich August L. war ein Litterat von vielseitigen Talenten und bewundernswerther Beweglichkeit, mag er auch infolge der dargelegten rein äußerlichen Hindernisse nie so recht in der Pflege einer bestimmten litterarischen Gattung das Höchste mit Ausdauer anzustreben beflissen gewesen sein. Als freischöpferischer Belletrist bewährte er sich besonders auf lyrischem Felde. Bis 1843 und wol noch früher hinauf reichen seine ernstlichen Anfänge in der Dichtkunst, in welcher denn doch die Stärke seines Lebenswerks lag. Seine „Gedichte“, 1870 gesammelt, 1872 und 1886 vermehrt aufgelegt — eine 4., erweiterte Ausgabe verhinderte der Tod — „geben eine hohe Idee von seinem poetischen Können; er hat den Kuß des Genius wirklich empfangen: Freude und Betrübniß, Seelenstimmungen aller Art kommen oft zu ergreifendem, stets zu formvollendetem Ausdruck. Was immer ihn bewegte, drängte zur Befreiung durch die Poesie. Dabei bewahrte ihn die besonnene, reflektirende Seite seines Geistes vor jedem Ueberschwange“. Also charakterisirt Leo's Verspoesie der obengenannte Freund, der außerdem bemerkt: „Sein Dichtungsdrang machte sich zu allen Zeiten und in allen Lebensumständen geltend, und seine Virtuosität in der Abfassung von Gelegenheitsgedichten war in seinem Kreise sprichwörtlich geworden. Dahin gehören zahlreiche Carmina zu den Feiern seiner Loge, ferner eine ergötzliche ‚Reimchronik der Fraktion der Linken‘ [des Berliner Stadtverordnetencollegiums] für die Jahre 1890, 1893 und 1896“ und die vielen Lieder zu Freimaurerfesten. Neben den rein lyrischen Stimmungsbildern seines starken „Gedichte“-Bandes stehen tiefer greifende Spiegelungen von Seelenkämpfen, „Episoden“, Scenerien aus „Land und Meer“, auch Uebersetzungen. Unter der Rubrik „Deutschland“ schlägt er in Halbballaden warm nationale Töne an, in Denk- und Sinnsprüchen spendet der geistreiche Kopf Eigenthümliches und Gehaltvolles. 1847 erschien im „Frankfurter Konversationsblatt“ das Märchen „Die Wellen“. Sogar intime Freunde überraschte 1893 völlig das reizende kinderkundige Bilderbuch „Von vielen kleinen Siebensachen, die Euren Eltern Sorge machen“ (mit, des köstlich naiven Textes Einzelnummern stückweise ergänzenden Zeichnungen von Woldemar Friedrich) — eine Meisterleistung des 73jährigen, die 1896 eine 2., vermehrte Auflage belohnte, mit dem Titelzusatz „Und d'runter durch in Spiel und Ernst Manch gutes Wort, von dem du lernst“: sie überragt an poetischer Einkleidung nicht-lehrhaft sittlichen Gehalts zahllose sog. Kinderbücher weit. 1875 erschien ein kleines frisches „Original-Lustspiel in 2 Aufzügen“ ‚Ein Hochverräther‘, unter dem metathetischen Pseudonym „Aug. Olfer“, als Bühnenmanuscript, wie 1876 anonym der einfache knappe einactige Schwank „frei nach dem (?) italienischen Originale“ „Ein Genie“; theatralische Lorbeeren erblühten ihm jedoch aus beiden nicht. Dagegen hat er mit Recht vollen Dank aus einer dramatischen Verpflanzung geerntet, die seiner, im Kopenhagener Aufenthalte — fürder reiste er noch oft nach dem Norden — beruhenden ausdrücklichen Beschäftigung mit den skandinavischen Sprachen und Litteraturen entsprang. Unter dem, was er da, vornehmlich aus dem Dänischen, gut verdeutscht hat, erlangte nämlich andauernden Erfolg: „Henrik Hertz, König René's Tochter. Lyrisches Drama. Im Versmaaße des dänischen Originals übersetzt“ (1846; schon 1847 die 3., bis 1884 14 Auflagen); mit Beifall über verschiedene Bühnen gehend, ward diese allerseits anerkannte Arbeit sein erster und nachhaltigster

litterarischer Wurf, und die in London aufgeführte englische Bearbeitung Sir Theodore Martin's mit Helen Faucit Lady Martin als Titelheldin Jolanthe fußte darauf. Zu der mit 3 Theilen stecken gebliebenen Uebersetzung von H. Hertz' „Gesammelten Schriften“, die L. mit Emanuel Bendix begann, lieferte er den zweiten (1848): „Svend Dyrings Haus“; doch hat diese ebenfalls gelungene Versübersetzung kaum das Rampenlicht erblickt. Sehr geschickt und verdienstlich ist Leo's, desgleichen im Versmaaße des dänischen Originals 1861 vorgenommene Uebersetzung von Hertz' Vorbild Joh. Ludw. Heiberg (1791—1860) seltsamer ‚apokalyptischer Komödie‘ „Eine Seele nach dem Tode“, die Martensen eine dänische divina commedia genannt und L. durch ausführlich charakterisirendes Vorwort bei uns eingeführt hat. Skandinavischen Interessen entstammt auch die aus Autopsie gewonnene Uebersicht über „Deutsche Einflüsse in Dänemark. Vortrag gehalten im Concertsaale des Königl. Schauspielhauses [Berlin] am 5. Februar 1862. Zum Besten des Stipendiums für Studierende der neueren Sprachen“: den Deutschenhaß der Dänen als undankbar abweisend, erhofft er von einer Einigung der nordgermanischen Staaten und einer Deutschlands auch eine Lösung des damals heftig entbrannten schleswig-holsteinschen Streites. Solche Vorträge zu wohlthätigen Zwecken hielt Leo öfters vor einem gebildeten Berliner Publicum; gedruckt liegt auch der über „Das Weib in der [bürgerlichen] Gesellschaft“ vom 12. März 1881 vor, wo seine milde Art mit geschichtlichen und psychologischen Gründen vermittelt. Ebenfalls auf nordgermanischem Gebiet agitirte L. 1856/57 dafür, undeutliche Seiten der Handschrift von Ulfilas' gothischer Bibel in Upsala photolithographisch zu vervielfältigen: der erste solche Versuch zu Gunsten der Sprachwissenschaft. Die Drucklegung zerschlug sich, trotz der Förderung durch die Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Friedrich Wilhelm IV., Alex. v. Humboldt, J. Grimm, G. H. Pertz und Leo's Opferwilligkeit, an den durch Subscribenten nicht gedeckten Kosten (das Exemplar 85 Thaler), und die von L. auf sein Conto hergestellten ergebnißreichen (vgl. seinen Artikel „Eine Lesart im Codex Argenteus“, Zeitschr. f. verglchd. Sprachforschung Bd. VI, S. 193—201) 63 Glasplatten mit schwer zu entziffernden Stellen warten in der Kgl. Bibliothek zu Berlin noch heute der Auferstehung (gedruckt 4seitiger französischer „Prospectus“ Febr. 1857).

Leo's innerste Theilnahme und unablässige Arbeit gehörte aber seit 1853 in erster Linie Shakespeare: dieses Eifers Bethätigung hat seinen Namen in weite Kreise und zu fester Geltung gebracht. Indem er den britischen Dichterfürsten menschlich und ästhetisch verehrte und verschiedene Probleme der Shakespeare-Forschung auch philologisch in Angriff nahm, hat er durch eine Reihe eigener Untersuchungen und textkritische Glossen, durch Drucklegung wichtiger Documente, durch feinfühlige Uebersetzungen bezw. Bühnen-Bearbeitungen, durch Anzeigen und Anregungen anderer, namentlich auch durch die seit Karl Elze's Rücktritt, 1879, „im Auftrage“ besorgte Redaction des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft“, unser Wissen und Verständniß vom gewaltigen Genius vielseitig unterstützt. Diese Wirksamkeit wäre näherer Aufmerksamkeit und Würdigung werth. Zufällig hatte ein befreundeter ernstlicher Shakespeareaner 1853 L. auf die soeben Aufsehen verursachenden „Notes and emendations to the text of Shakespeare's plays from early manuscript corrections in a copy of the folio 1632“ John Payne Collier's hingewiesen. Daß L. diese pseudo-zeitgenössischen Glossen durch seine „Beiträge und Verbesserungen zu Shakespeare's Dramen nach handschriftlichen Aenderungen in einem von J. P. Collier aufgefundenen Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 für den deutschen Text bearbeitet“ (1853) mit den meisten Fachleuten

für bare Münze nahm, wiegt, auch abgesehen von seinem Debütantenthum, nicht so schlimm. Jedenfalls haben seine Glossen, auch nach der allgemeinen Erkenntniß von der in Collier's Publication des sog. Perkins-Shakespeare vorliegenden Fälschung, für die authentische Textkritik des vielfach gar fraglichen Originals viel mehr Brauchbares hinterlassen als Julius Frese's gleichzeitige und gleichzielende Schrift. Sein entschiedenes Beharren bei seinem Standpunkte durch die Broschüre „Die Delius'sche Kritik der von J. Payne Collier aufgefundenen alten handschriftlichen Emendationen zum Shakespeare gewürdigt" (1853) hat übrigens ebensowenig wie seine Angriffe in „Shakespeare's Coriolanus. Die Delius'sche Ausgabe dieser Tragödie kritisch beleuchtet" (1861) Leo's nachherige aufrichtige Beziehungen zu dem bedeutenden Shakespeareforscher Nikolaus Delius (s. A. D. B. XLVII, 653) verhindert, zumal seit er unter dessen Präsidium die Zwecke der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" an seinem Theile mitzuerfüllen sich eifrig bestrebte.

Mit dem Jubeljahr von Shakespeare's 300. Geburtstag, 1864, sammelt sich Leo's Arbeit immer mehr um seinen Großmeister der Poesie. Da stellte er neben Delius' kritisirte Ausgabe eine eigene stattliche: „William Shakespeare's Coriolanus. Edited by F. A. Leo. With a quarto-facsimile of the tragedy of Coriolanus from the folio of 1623 photolithographed by A. Burchard and with extracts from North's Plutarch" (vgl. Sh.-Jahrb. XLI, 48, 50), die guter exegetischer Anmerkungen nicht ermangelt und in diesen auch Leo's rasch gewonnene Herrschaft über die englische Schriftsprache bekundet. Mit diesem Buch in innerem Zusammenhange steht Leo's Beitrag zum 1. Bande des Presse-Organs, das sich die soeben begründete „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft" in ihrem „Jahrbuche" schuf: „Die neue englische Text-Kritik des Shakespeare". Drei Mal hat er bei den Weimarer Jahresversammlungen dieses Vereins den Festvortrag gehalten: 1869 über „Shakespeare's Frauen-Ideale" (allein gedruckt), 1880 über „Shakespeare, das Volk und die Narren" (Bd. XV), selbständig neben J. Thümmel's (Bd. IX u. XI) Behandlung des Themas, 1888 über „Shakespeare und Goethe" (Bd. XXIV). 1870 erschien — das Wagniß eine der schwierigsten dramaturgischen Nüsse zu knacken — von ihm „Shakespeare's Antonius und Cleopatra. Auf Grundlage der Tieck'schen [d. i. Graf W. Baudissin-schen] Uebersetzung neu bearbeitet und für die Bühne neu eingerichtet". Diese Einrichtung, die erste nach der Dresdener von J. Pabst (1852) und der Wiener H. Laube's (1854), fand, trotz des fremdartigen, bei uns kaum einzubürgernden Stoffs, 1870 in Weimar, 1871 im Berliner kgl. Schauspielhaus (wo sie auch 1897 wiederum auf der Tagesordnung stand) relativ günstige Aufnahme. Der letzteren Vorstellung vom 25. Mai 1871 gilt eine ausführliche Recension K. Frenzel's in seiner „Berliner Dramaturgie" I, 256—264, der (S. 261) die gelungenen und fragwürdigeren Eingriffe dieser vereinfachenden, scenisch zusammenlegenden Bearbeitung übersichtlich aufzählt. Wilhelm Bolin's Aufsatz „'Antonius und Cleopatra' in deutscher Bühnenbearbeitung", im Jahrb. d. dtsch. Sh.-Ges. XVII, 129, 132, 140—43, wägt Leo's Verfahren nach Gebühr ab. In der gesammten Neubearbeitung des sog. Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungswerks, die die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft unternahm, steht XII, 163 ff. seine geschickte und verständnißvolle Neuverdeutschung der „Macbeth"-Tragödie, die man an der unter ihres Vaters Namen laufenden Dorothea Tieck's recht wohl messen kann. Die bedeutsame Einleitung begründet Leo's festgehaltene Theorie von der nur aus Liebe zum Gatten zur Verbrecherin werdenden sanftmüthigen Lady Macbeth. 1873—75 hielt L. an der Berliner „Akademie für neuere Sprachen" Ludwig Herrig's (s. A. D. B. L, 243) Vorlesungen über Shakespeare: manchen späteren leistungsfähigen Shakespeareaner führte er da

in die hohe Sache ein. Beträchtliche Geldopfer erheischte von ihm der 1878 herausgebrachte imposante Großfolioband „Four chapters of North's Plutarch as sources to Shakespeare's tragedies Coriolanus, Julius Caesar, Antony and Cleopatra and partly to Hamlet and Timon of Athens“, wo er seine 1864er bezügliche Darbietung für die Coriolanus-Quelle auf alle Römerdramen des Meisters ausdehnte: bloß in 24 Exemplaren für Geschenke gedruckt.

Die Jahrgänge 1880—98 des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ sind unter seiner umsichtigen und fürsorglichen Redaction erschienen; gegenüber den sofortigen und später auf einzelne Bände erstreckten Bemängelungen aus dem philologischen Lager (auch des Unterzeichneten energische Polemik: „Das Shakespeare-Jahrbuch und die Shakespeare-Forschung“, ‚Gegenwart‘ 1892, 43. Bd. I Nr. 2, S. 25—27, ist doch wesentlich einzuschränken) dürfen sie im ganzen das offene Lob beanspruchen, trotz der Unlust und dem passiven Widerstande vieler Fachgelehrten das „Jahrbuch“ durch Concentration der erreichbaren Kräfte als Centralorgan der Shakespeare-Forschung aufrecht erhalten zu haben. Langwierige Correspondenzen u. a. umständliche Bemühungen hat er bis zum Tode nicht gescheut, um passenden und interessanten Inhalt vorzulegen, auch während einiger Jahre, da das ernste methodische Studium des britischen Dichtergenius zu versanden, wenigstens zu verflachen drohte. Sind nun auch seine eigenen größeren Beiträge zum „Jahrbuch“ nicht gerade zahlreich, so liefern sie doch beinahe alle eine Fülle frischer Materialien. Der seine Leitung eröffnende Band XV (1880) enthält außer seinem genannten zweiten Festvortrag eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen zu neuen Textausgaben, besonders gegen Wilh. Wagner's „Verbesserungs-Vorschläge zu Shakespeare“ in Bd. XIV. Ein Ergebniß seiner 1880 auf Grund einer Einladung zur Grundsteinlegung des Shakespeare Memorial in Stratford unternommenen englischen Reise, wobei er in Oxford ein angebliches Autograph Shakespeare's der Bodleian Library facsimiliren ließ, war der Artikel „Shakespeare's Ovid in d. B. L. zu O.“ in Bd. XVI (1881). „Eine Concordanz der Shakespeare-Noten“ in Bd. XVIII (1883) und „Verzeichniß noch zu erklärender oder zu emendirender Text-Lesarten“ in Bd. XX (1885) sind Niederschläge, die seine neue eindringliche Hingabe an peinliche Textkritik gezeitigt hatte. Seine ‚in different Annuals, weekly Papers and Reviews‘ zerstreuten emendatory and critical studies of Shakespeare sammelte er 1885 als „Shakespeare-Notes“ über 20 Dramen. Viele erfuhren Auf- und Annahme, andere Zweifel und Absage, namentlich seitens englischer Berichterstatter solche, für die diese dem Ausländer Urtheil für Ton und Klangfarbe des Verses abstritten; freilich gehen genug seiner Hypothesen gar kühn vor. In dieselbe Rubrik fallen seine Artikel „Hilfsmittel bei Untersuchungen über Shakespeare's Sonette“ und „Parallel-Zählung der Globe Edition und ersten Folio“ in Bd. XXIII (1888). Im nächsten, XXIV. (1889), steht an der Spitze sein dritter Festvortrag, danach der fesselnde „Rückblick auf das 25jährige Bestehen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“; im XXV. (1890) die Mittheilungen über das Autograph der Hamlet-Gefährten „Rosenkrantz und Guldenstern“ nach dem Stammbuch eines deutschen Fürsten, der 1577 den Kopenhagener Hof besuchte. Die volle Breite der in englischen wie deutschen Gebrauch eingesickerten Stellen faßt Leo's feinsinnige und klar gruppirte Liste „Geflügelte Worte und volksthümlich gewordene Aussprüche aus Shakespeare's dramatischen Werken“ in Bd. XXVII (1892) ins Auge; ebenda S. 218 legt er sich energisch für das Recht der Text-Säuberung ins Zeug. Ein an Kuno Fischer's Schrift über Hamlet sich anlehnender Essay in Bd. XXXIII (1897) ist Leo's letzte längere Beisteuer zum „Jahrbuch“. Sonst jedoch hat dies Kind seiner Sorge zahllose

kleinere Notizen, Miscellen, Referate, Nekrologe aus seiner Feder gebracht, die oft voller geistreicher, nicht selten auch paradoxer Momenteinfälle stecken, aber doch fast stets lebhaft anregen. Diese bis zuletzt fortgesetzte Kleinarbeit verzeichnen die Register des Jahrbuchs, dessen periodisch erneuertes General-Register (Jahrb. 29/30, 448) auch der Katalog der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Schließlich hat L. noch Shakespeare's Sonette 18, 40, 71, 76 treffend verdeutscht: in seinen „Gedichten“, 3. Aufl. S. 348—51, wo S. 352 eine schöne Wiedergabe „Aus Shakespeare's Passionate Pilgrim“ („Schwört meine Liebe, sie sei treu und wahr“) steht. — Ein langes, inhaltreiches, mancherlei Früchte, darunter viele reife, bringendes Menschen-, Litteraten-, Forscherdasein, dessen Träger eine Persönlichkeit und ein Charakter war und das in seinen verschiedenartigen litterarischen Aeußerungen längst nicht ausgeschöpft ist.

Persönliche Eindrücke und Beziehungen sowie Correspondenzen. Mittheilungen, besonders Leo'scher Schriften, seitens Frl. Helene Bril's (späterer Frau Professor Curatolo in Rom), die verständnißvoll nach Wunsch der todten Gattin dem Wittwer bis zu dessen Tod zur Seite stand und das große Hauswesen leitete. Hauptquelle der pietätvolle Nekrolog seines langjährigen Freundes Albert Cohn i. Jahrb. d. Dtsch. Sh.-Ges. XXXV (davor Bildniß) S. 281—294; ebenda S. VI Nachruf des Vorstandes. Zeitungsnotizen Berliner Blätter nach dem Tode. Lebens- u. Charakterskizze von L. Fränkel Biogr. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog III, 241—43; danach Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jhs.[5] II, 588 (u. S. 402). Die neuesten (1905) unmotivirten antisemitischen Schmähungen Emil Mauerhof's in seinen „Shakespeareproblemen“ (S. 221 u. 274) seien, ohne weiter Notiz davon zu nehmen, nur verzeichnet. — Wie Leo anläßlich polemischen Auftretens 1862 einmal ein vierzeiliges Spottgedicht unter eine publicistische Veröffentlichung gemischt, so hat er, laut A. Cohn's Angaben, 1867—82 viele journalistische Gelegenheits-Artikel drucken lassen, „sowohl politische wie litterarische, mitunter auch satirische Verse, in Berliner Zeitungen, u. a. in der Montags-Zeitung von Adolf Glasbrenner, mit dem er eng befreundet war“. Proben seines nimmermüden dichterischen Triebs aus allen Jahrzehnten der Schriftstellerei barg sein handschriftlicher Nachlaß ebenso reichlich wie halbe oder fertige Entwürfe linguistischer, historischer, belletristischer Arbeiten aus seinen Anfängen. — Ueber Leo's Vermächtnisse s. z. B. Berl. Tagebl. v. 18. Sept. 1898, 1. Beibl. Ludwig Fränkel.

Leodigar: Sanct L., Bischof von Autun, a. 659—674 († 678); der Knabe, von edler Abkunft, ward nach der Sitte der Zeit zunächst in dem Palatium der Merovingen (Chlotachars II., s. den Artikel, † 628) erzogen, dann aber von seinem Mutterbruder, Bischof Dedo von Poitiers, zum Geistlichen herangebildet: mit 20 Jahren Diakon, bald Archidiakon überragte er Alle an Kenntnissen, zumal auch in weltlichen, besonders rechtlichen und staatlichen Dingen, wie er denn die ganze Diöcese Poitiers leitete. Chlothachar III. (a. 656—670) und dessen Mutter und Regentin, die heilige Balthildis (a. 656—664, s. beide Artikel) zogen ihn an den Hof, wo er großen Einfluß übte; a. 659 ward er zum Bischof von Autun erhoben, wo er die durch zwiespältige Bischofswahlen und blutige Wirren zerrüttete Diöcese in Ordnung brachte und, feingebildet, kunstsinnig und prunkliebend, glänzende Bauten aufführte. Allein das genügte dem Ehrgeizigen nicht: er wollte den Staat, d. h. das neustrisch-burgundische Theilreich, beherrschen. Hiebei stieß er aber auf den Widerstand des Mannes, der ihn nach langem, achtjährigen wechselvollen Ringen schließlich vernichten sollte, des Hausmeiers Ebroin (s. den Artikel), der seinerseits das ganze

Frankenreich — auch Austrasien — unter seiner Macht zu vereinen trachtete. In diesem Kampfe siegte zunächst L. an der Spitze einer starken, meist aus Bischöfen, aber auch zahlreichen Weltgroßen bestehenden Adelspartei. Auf die Nachricht von dem Tode Chlothachar's III. (a. 670) eilte er sofort in das Palatium und setzte dort mit den Seinen die Erhebung von dessen Bruder Childerich II., des Königs von Austrasien (a. 660—673), auf den Thron auch von Neustrien und Burgund durch, während der Hausmeier Ebroin den dritten Bruder Theuderich III. (a. 673—691) eingesetzt hatte, für den, da auch er nach dem merovingischen Thronfolgerecht Anspruch auf ein Theilreich hatte, jedesfalles das bessere Recht sprach. Allein Ebroin hatte sich zumal den burgundischen Adel — in dem burgundischen Autun lagen die Wurzeln der Macht Leodigar's — verfeindet, weil er rücksichtslos und oft gar gewaltsam das Gesammtwohl des Staates gegen diese reichsverderberische Junkerpartei verfocht. Dies zu erklären, muß etwas weiter ausgeholt werden. Das fränkische Hausmeierthum hat eine höchst merkwürdige Entwicklung durchgemacht, in der sich die des Königthums und des Adels in diesem Reich am klarsten spiegelt. Entstanden aus der Mischung eines mitgebrachten germanischen Haus-Amtes (keineswegs nur Hof-Amtes des Königs) mit dem vorgefundenen römischen Majordomat, d. h. der Vorsteherschaft über die Unfreien des Hauses, war es anfangs durchaus nicht das wichtigste Amt am Königshof, wurde aber allmählich dazu, weil es mehr als alle andern den ununterbrochenen Verkehr mit der Person des Königs gewährte.

Anfangs ward der Hausmeier wie jeder andere Hof- und Staatsbeamte vom König beliebig ernannt und damals war er eine wirksame Waffe der Krone zur Bekämpfung des staatsschädlichen Dienstadels; in solcher Weise verwendete zuletzt noch Brunichildis (s. d. Artikel) ihren Majordomus Protadius in der hochverdienstlichen Niederhaltung jener schädlichen Adelsmacht. Allein eben deshalb ward Protadius ermordet, Brunichildis durch Verrath der mit einander einverstandenen Adelsparteien der drei Reiche (Auster, Neuster und Burgund) vernichtet und nun ward der Hausmeier Haupt und Führer des Dienstadels gegen die alsbald überwältigte Krone.

Der Adel wählte ihn; dem König blieb nur übrig, den so gewählten zu bestätigen: allerdings war der Hausmeier — wie jeder Führer einer politischen Partei — nun seinerseits abhängig von den Großen. Allein ehrgeizige, auch wol wahrhaft staatsmännisch veranlagte Kraftnaturen — wie Ebroin — widerstrebten solcher Abhängigkeit, suchten, wie den Palast, d. h. die Krone, auch die Großen zu beherrschen und vertraten so auch das Wohl der Gesammtheit und das Recht des Staates gegen die den Staat zerrüttenden Vornehmen. Die bedeutendste Erscheinung unter derartigen Männern ist Ebroin. Auch er zwar war nicht durch die Krone, sondern durch „die Franken“, d. h. durch den Dienstadel a. 656 zum Majordomus der damals auf kurze Zeit unter Einem merovingischen Königsknaben Chlothachar III. (a. 656—670) vereinten drei Theilreiche Auster, Neuster und Burgund erhoben worden; jedoch einmal im Besitz der Staatsmacht strebte er, sie zwar vor allem zu Befestigung seiner Herrschaft, aber auch zum Wohl der Gesammtheit, also besonders gegen die Meisterlosigkeit des Dienstadels zu gebrauchen; freilich verfolgte er seine nicht bloß selbstischen Ziele mit den listigen, gewaltthätigen, blutigen Mitteln der Zeit: so lange Balthildis, die Mutter Chlothachar's III. (s. den Artikel), die Regentschaft führte, milderte sie wenigstens einigermaßen das Auftreten des ebenso gewaltthätigen wie gewaltigen Mannes, dem sich übrigens schon a. 660 Austrasien entzog, dessen Große wie in früheren Fällen (s. Dagobert I., Sigibert III., s. die Artikel) einen besonderen merovingischen König zu Metz,

Childerich II. (a. 660—673), Chlothachar's Bruder, und einen besonderen austrasischen Majordomus, Wulfoald, ertrotzten, sehr gegen den Willen Ebroin's, der in der Folge, sobald er konnte, Austrasien seinem neustrischen König und sich selbst wieder zu unterwerfen trachtete. Seit Balthildis von der Regentschaft zurück und in das Kloster zu Chelle eingetreten war, waltete Ebroin schrankenlos, in selbstischer Herrschsucht wie zum Heile der Gesammtheit den Adel bändigend, wie man ihm — ohne Beweis — vorwarf, aus Haß des Niedriggeborenen gegen die Vornehmen. Selbstverständlich forderte er dadurch den tödtlichen Haß dieser Partei heraus, die in L. ein ebenso glänzend begabtes als ränkereiches und herrschgieriges Haupt fand: nun ward Ebroin von seinen Feinden im Palast unter Leodigar's Führung gestürzt, in das Kloster Luxeuil eingebannt wie Theuderich in das von St. Denis, während Childerich von Austrasien als König auch von Neuster und Burgund anerkannt wurde. In Wahrheit herrschte hier jetzt aber L., der seinen Sieg sofort dazu verwandte, durch neue Gesetze die Macht der Krone zu beschränken, die des Dienstadels zu erhöhen und dem Amt des Majordomus, das reihum unter den mächtigsten Adelsgeschlechtern wechseln sollte (!), wieder die Stellung des Parteihauptes dieser Aristokratie anzuweisen. Alsbald aber ward L., der sich und die Seinen durch schonungslose Plünderung der Gegenpartei verhaßt gemacht hatte, ebenfalls gestürzt, zumal wegen ungerechten Streites mit Sanct Praejectus, Bischof von Clermont-Ferrand, und Beraubung von dessen Kirche zu Gunsten seiner Anhänger: die Ironie des Schicksals bannte auch ihn in dem Kloster Luxeuil ein. Als aber Childerich II., verhaßt wegen Ausschweifung und grausamer Willkür, im Walde Lauchonia (Forêt de Livie oder de Bondi) ermordet ward (a. 673), entsprangen die beiden Gefangenen Luxeuil und Ebroin bekämpfte alsbald nach einigen Schwankungen seinen alten Feind mit solchem Eifer und Erfolg, daß er ihn, dessen Bruder Gairin und wichtigste Anhänger in dem bezwungenen Autun in seine Gewalt brachte (a. 674); nach langen Gerichtsverhandlungen wurden sie grausam hingerichtet (a. 678). An dem Verstümmelten zeigten sich bei Lebzeiten allerlei Wunder, andere an seinem Grabe: so wurde er heilig gesprochen, obwol sein Leiden und Sterben lediglich Folge seiner weltlichen Ränke war und mit der Kirche oder dem Glauben in keinerlei Zusammenhang stand; vielmehr hatte er einen andern Heiligen — jenen Präjectus von Clermont-Ferrand — auf das ungerechteste angefeindet.

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 670—711. — Das Verhältniß der beiden erhaltenen Lebensbeschreibungen Leodigar's ist erst durch Krusch (Neues Archiv 1898) klar gestellt worden. Dahn.

Leopold, Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn, geboren am 6. Juni 1823 zu Mailand als ältester Sohn des Erzherzogs Rainer und der Prinzessin Maria Elisabeth, Tochter des Herzogs Karl Emanuel Ferdinand von Savoyen-Carignan, erhielt eine vortreffliche, Geist und Herz bildende Erziehung. Schon in der Kindheit ernst und sinnend, kannte er keine größeren Vergnügungen, als militärische Uebungen, zu denen später ernste Studien traten, die sich vornehmlich technischen Wissenschaften zuwendeten. Am 15. Juni 1835 zum Obersten und Inhaber des Infanterieregiments Nr. 53 ernannt, wurde der Erzherzog zehn Jahre später dem Husarenregimente Nr. 5 zugetheilt, um unter der Leitung des damaligen Oberstlieutenants Mészáros, des nachmaligen ersten ungarischen Kriegsministers, in den Reiterdienst eingeführt zu werden. Am 14. September 1846 wurde Erzherzog L. zum Generalmajor ernannt und vier Tage später auf seinen

besonderen Wunsch dem Geniehauptamte zugetheilt. Bei Santa Lucia, 6. Mai 1848, empfing der Erzherzog unter den Augen Radetzky's die Feuertaufe, besondere Verdienste aber erwarb er sich im J. 1849, als es galt, das Fort Malghera, den wichtigsten Offensivpunkt des Feindes zu bezwingen. Die technischen Schwierigkeiten bei der Belagerung des Platzes waren ungeheuer, ein vierzehntägiger Regen verhinderte die Eröffnung von Tranchéen, zudem hatte der Feind mit Hülfe von Schleusen den Wasserspiegel der Canäle gehoben und das vorliegende Terrain künstlich überschwemmt. Vom Thurme von Mestre aus leitete der Erzherzog die Bewegungen der Genietruppen, ließ Durchstiche machen und Dämme bauen und am 24. Mai konnten endlich alle Batterien in Wirksamkeit treten, drei Tage später war das Fort von den Oesterreichern erobert. Am 25. September 1850 zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär beim 4. Armeecorps ernannt, wirkte Erzherzog L. bei der Pacifikation Schleswig-Holsteins mit und war dann als Divisionär im 3. Armeecorps thätig.

Das Jahr 1855 führte den Erzherzog wieder zu seiner Lieblingswaffe zurück, indem er am 24. November zum Generalgeniedirector ernannt wurde und die Leitung des gesammten Geniewesens übernahm. Die Friedensjahre vor und nach dem Feldzuge gegen Frankreich und Italien benutzte er zur Erwerbung und Nutzbarmachung militär-technischer Erfindungen. Die ersten Versuche im Minen-, Seeminen- und Torpedowesen sind auf seine Anregung zurückzuführen. Ein von einem österreichischen Genieofficier eingerichteter elektrischer Feldzündapparat wurde unter des Erzherzogs unmittelbarer Einflußnahme bei den Genietruppen eingeführt; ihm dankt auch die neu eingeführte wichtige Feldtelegraphie ihre auf der Höhe der Zeit stehende Organisation und durch eine lange Reihe von praktischen Versuchen wurden der Einführung des Dynamits die Wege geebnet und dessen praktische Anwendung in Oesterreich dadurch ermöglicht. Theoretisch sorgte der Erzherzog für eine erweiterte wissenschaftliche Ausbildung der Genieofficiere, für Erhöhung der Lerndauer an der Geniefachschule, Einführung von Instructionsreisen der Frequentanten u. s. w. Der Stadt Wien leistete der Erzherzog wesentliche Dienste, indem er die Stollen der neuen Wasserleitung durch die Genietruppen ausarbeiten ließ. In Anerkennung dieser hervorragenden Verdienste verlieh Kaiser Franz Josef dem Erzherzoge, der am 8. December 1860, gelegentlich der Reorganisation der Geniewaffe zum Generalgenieinspector ernannt worden war, das Großkreuz des St. Stefansordens und übertrug ihm am 21. October 1862 die Inhaberschaft des Genieregiments Nr. 2.

Seit 27. Juli 1865 leitete Erzherzog L. auch die Geschäfte eines Marinetruppen- und Flotteninspectors. In dieser Stellung legte L. besonderes Gewicht auf die kriegstüchtige Ausbildung des Marinepersonals und bekundete dabei klaren Blick für die Aufgaben der Flotte, so daß er wesentlich zur Schaffung der Bedingungen beitrug, welche der k. k. Marine während des Seekrieges von 1866 eine von glänzendem Siege gekrönte Offensive ermöglichte. Die Thätigkeit des Erzherzogs als Commandant des 8. Armeecorps wird in der einschlägigen Litteratur wenig günstig beurtheilt; doch wird ein abschließendes Urtheil hierüber sowie über die Beziehungen Leopold's zu seinen Unterführern einerseits und zu Benedek andererseits, der Zukunft vorbehalten bleiben müssen. Am 4. Januar 1867 wurde er zum General der Cavallerie, am 29. Februar 1868 zum Generalgenieinspector ernannt, doch war es ihm nicht lange mehr beschieden im activen Dienste wirksam zu sein. Nach einem Schlaganfalle im J. 1868 zog er sich in das Privatleben zurück und wurde am 3. November 1880 seiner Stellung definitiv enthoben. So lange es sein Ge-

sundheitszustand gestattete, oblag der Erzherzog noch mit Vorliebe dem edlen Waidwerke, die letzten Lebensjahre aber verbrachte er, durch wiederholte Schlaganfälle fast gelähmt, an den Lehnstuhl gefesselt auf seinem Schlosse Hörnstein in Niederösterreich, das er zu einem wahren Wunderwerke gestaltet hatte. Langsamer, aber stetig fortschreitender Paralyse verfallen, starb dort am 24. Mai 1898, unvermählt, einsam und fast vergessen von der Mitwelt der einst so thatkräftige Prinz, dessen Name mit der österreichischen Militärtechnik immer ehrenvoll verknüpft bleiben wird.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Haus Habsburg-Lothringen. Herausgegeben von G. Grünhut. — Die Reichswehr, Nr. 1541 v. 24. Mai 1898. — Armeeblatt, Nr. 21 vom 25. Mai 1898. — Wiener Abendpost, Nr. 117 vom 24. Mai 1898. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Bettelheim, 3. Band.

Criste.

Leova I., Westgothenkönig, a. 567—572. Nach dem Tode des Königs Athanagild (s. den Artikel), November a. 567, konnten die bei der Königswahl thatsächlich den Ausschlag gebenden geistlichen und weltlichen Großen sich fünf Monate lang nicht einigen und als endlich die gallische Provinz Septimanien ihren langjährigen Dux zu Narbonne, L., erhob, drohte das Reich in seine beiden durch die Pyrenäen getrennten Theile auseinander zu fallen: denn die Gothen in Spanien wollten den ohne ihre Mitwirkung Gekorenen nicht anerkennen. Die Gefahr eines Bürgerkrieges wurde vielleicht nur dadurch abgewandt, daß L. seinen jüngeren Bruder Leovigild (s. den Artikel), der in Spanien, wenn nicht an der Spitze seiner Gegner, jedenfalls in führender Machtstellung stand — er hatte durch Heirath mit Athanagild's Wittwe Godiswintha (s. den Artikel) auch dessen Anhang gewonnen — als Nachfolger und Mitregenten, genauer als alleinigen König des spanischen Gothenlandes anerkannte: diese Theilung, den gleichzeitigen Theilreichen der merovingischen Brüder ähnlich, zeigt, welch schwaches Band das gothische Königthum gegenüber den starken Gebiets- und Partei-Gegensätzen bildete. Doch vereinte Leovigild nach Leova's I. baldigem Tode (a. 572) wieder beide Theile des Reiches.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V, 1870, S. 127. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Aufl., S. 373, 1899.

Dahn.

Leova II., Westgothenkönig, a. 601 (Mai)—603, Sohn Rekared's (s. den Artikel). Der erst zwanzigjährige Jüngling, wahrscheinlich vor allem durch den katholischen, dem Vater so tief verpflichteten Episcopat erhoben, kam nicht dazu, die ihm nachgerühmten Tugenden zu bewähren: schon nach anderthalb Jahren fiel er, wie man behauptet, als Opfer einer letzten Erhebung des von Rekared seit seinem Uebertritt zum Katholicismus verfolgten Arianismus, jedenfalls der Empörung des der Krone stets widerspenstigen Adels; derselbe Graf Witterich (s. den Artikel), der bei einer früheren Erhebung der Arianer unter Bischof Sunna (a. 589) bloßgestellt, aber zum Lohn des Verraths an seinen Mitschuldigen begnadigt worden war, erhob jetzt — angeblich, denn nur eine sehr späte Quelle, Lucas von Tuy a. 1249, berichtet das unglaubhaft — nochmal die Fahne des Arianismus, richtiger gewiß das Schwert des Weltadels gegen die Herrschaft der Bischöfe in diesem Priesterstaat, scharte deren Gegner um sich, nahm den jungen König gefangen, ließ ihm die Schwerthand abhauen und ihn tödten.

Quellen und Litteratur: wie zu Leova I. S. 173 und S. 392.

Dahn.

Lepel: Bernhard von L., ein geachteter Lyriker, wurde am 27. Mai 1818 zu Meppen im Hannöverschen geboren. Sein Vater, aus Pommern stammend, war zur Kriegszeit 1813—15 in hannöverschen Diensten gewesen, hatte 1819 den Abschied genommen und ein Landgut auf der Insel Rügen bezogen. Dort verlebte der Sohn seine erste Jugend, erfuhr aber auch den ersten Schmerz, als er, vier Jahre alt, seine Mutter durch den Tod verlor. Als dann bald nachher der Vater zum Besuch seines Bruders, des Adjutanten vom Prinzen Heinrich von Preußen, nach Rom reiste, wurde der Sohn einem Landpfarrer zur Fürsorge anvertraut. Der Vater wählte nach seiner Rückkehr Stralsund zum Wohnorte und hier besuchte der Sohn etwa durch Jahresfrist 1825—26 das Gymnasium. Im folgenden Jahre fand die Uebersiedlung nach Mannheim statt, von wo aus der Sohn den Vater 1828 auf einer abermaligen Reise nach Rom begleiten durfte. Die in Italien empfangenen Eindrücke wirkten bestimmend für seine Lebensrichtung. In Mannheim erwachte in dem Knaben der Wunsch, Maler zu werden, und dieser Gedanke ließ ihn auch in den folgenden Jahren nicht los, ohne ihn indeß zur Ausführung bringen zu können, da er sich mit den Wünschen des Vaters nicht deckte. Gleichwol gestattete dieser, daß der Sohn neben dem Lyceum auch das Atelier des Directors der Gemäldegalerie besuchen durfte. Seine Leidenschaft für die Kunst hatte (1832) eine schmerzliche Katastrophe, die Flucht aus dem Elternhause, zur Folge, und da sich dieselbe in Berlin, wohin der Vater 1833 übergesiedelt war, wiederholte (1835), so brachte dieser, um ihn von den seine Vorliebe nährenden Eindrücken der großen Stadt fern zu halten, ihn auf das Pädagogium in Züllichau. Der Aufenthalt hierselbst wirkte nun freilich auch nicht in dem erwarteten Sinne, und so wurde L. mit 18 Jahren dem Soldatenstande zugeführt. Hatte er geglaubt, nebenher seinen künstlerischen Neigungen nachgehen zu können, so mußte er bald erkennen, daß die neuen Verhältnisse die Erreichung einer höheren Stufe als die eines Dilettanten nicht gestatteten. Indessen hatte er auf der Schule schon, neben Zeichenstift und Pinsel, die Feder zu führen versucht, und da ihm die eine Muse hartnäckig ihre Gunst zu versagen schien, bewarb er sich um die Gunst der andern. Es gelang ihm, um das Jahr 1839 einen Verein von Mitstrebenden zu stiften, in welchem auch Th. Fontane eintrat; bald wurde er auch Mitglied des von Saphir gegründeten Berliner „Sonntagsvereins" („Tunnel") und suchte durch schöngeistige Bestrebungen und Arbeiten die Oede des Kasernenlebens zu paralysiren. Im J. 1840 weilte L. wieder zum Besuch seiner Tante in Rom. Das Wiederbetreten der Plätze, die er schon in seiner Kindheit geschaut, warf manche Ausbeute für ihn ab, und fast alle Veröffentlichungen der nächsten Jahre bezogen sich auf diese Reise. Eine Auswahl seiner durch den Aufenthalt in Italien entstandenen Gedichte stellte L., nachdem sie den Beifall eines Geibel und Strachwitz gefunden, unter dem Titel „Lieder aus Rom" (1846) zusammen. Von 1844 ab studirte L. drei Jahre auf der Berliner Kriegsakademie und benutzte während dieser Zeit (1846) einen sechsmonatlichen Urlaub zu einem erneuten Besuch der Tante in Rom, mit der er nach Sicilien reiste. Dann folgte ein Aufenthalt in Sorrento. Erinnerungen an diese Reise enthalten seine später erschienenen „Gedichte" (1866). Im J. 1848 nahm er an dem Feldzuge in Schleswig theil, schied nach Beendigung desselben aus dem Militärdienst und wohnte einige Jahre auf dem unweit von Berlin gelegenen Gute seines (1847 verstorbenen) Vaters. Hier entstanden seine heiteren Reime „Die Zauberin Kirke" (1850) und mehrere Dramen, deren eines „König Herodes" (1860) im J. 1857 in Berlin zur Aufführung gelangte. Vorübergehend trat L. bei der Mobilmachung 1850—51 und während des Feldzugs

von 1866 in den activen Dienst zurück. Während des letzteren führte er eine Ersatzcompagnie. Später wurde er im Bureaudienst, beim Bezirkscommando in Berlin, beschäftigt und nachmals mit dem Charakter eines Hauptmanns Chef der Provinzial-Invalidencompagnie in Prenzlau. Dort starb er als Major a. D. am 17. Mai 1885.

„Edle Formenschönheit, Wärme, Wahrheit und Schwung der Empfindung und Gedankentiefe, besonders in den Oden, worin sein Genius am schönsten funkelt und strahlt, sind hervorragende poetische Eigenschaften Lepel's. Hauptsächlich nach Platen gebildet, handhabt er das Gepräge der alten Kunstform mit Meisterschaft. Eine der köstlichsten Edelfrüchte, die er in der goldenen Schale formreiner Rhythmen geboten, ist die Ode ‚An Humboldt‘ (1847); der Dichter versenkt sich in das große Naturleben in kosmologischen Betrachtungen von plastischer Gedankenrundung im Geiste des großen Naturforschers.“ Seine „Gedichte“ (1866) zeugen von dem Ernste des Dichters um die Kunst. Die Sammlung ist nicht sehr umfangreich, was wol der Strenge des Dichters gegen sich selbst beizumessen ist, aber desto reicher ist sie in der Mannichfaltigkeit der Stoffe und der Formen, desto reicher in der gedankenvollen Behandlung derselben. In den „Bildern und Balladen“ dieser Sammlung, die sich durch Einfachheit und Correctheit des Ausdrucks auszeichnen, spiegelt sich jede beste Empfindung des Menschenherzens, während die lyrischen Dichtungen sich durch die Anmuth der Form auszeichnen, die gleich gelungen ist, ob der Dichter die Terzinen, die Ghaselen, das Sonett oder die einfache Liedstrophe wählte.

Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- u. Romanzendichter, 3. Bd., 1873, S. 354. — Heinrich Kurz, Litteraturgeschichte, 4. Bd., S. 241. — Emil Kneschke, Deutsche Lyriker seit 1850. 5. Aufl. 1883, S. 484.

Franz Brümmer.

Lepsius: Karl Richard L., 1810—1884. Am 23. December, am selben Tage wie Champollion, aber 20 Jahre später, ward Karl Richard Lepsius geboren, in Naumburg in Thüringen. Sein Vater, sächsischer Finanzprocurator, war ein strenger Beamter von vornehmer Haltung, dazu ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, der die Muße, die ihm seine officielle Thätigkeit gewährte, in Forschungen verbrachte über die mittelalt rlichen Bauten, an welchen Naumburg reich ist.

Als zwölfjähriger Knabe wurde der junge Richard in das naheliegende Gymnasium von Schulpforta aufgenommen, eine Bildungsanstalt, die sich schon damals eines hohen Rufes erfreute. Er gehörte zu den hervorragendsten Schülern der Anstalt und zeigte von vornherein Anlagen zu philologischen und historischen Studien. Sein Vater hatte sie in dem jungen Knaben schon frühzeitig erkannt, er hatte ihm diese Forschungen als Ziel seines Lebens von ferne gezeigt. Die tüchtigen Gelehrten und Pädagogen von Schulpforta haben auch wesentlich dazu beigetragen, ihren Schüler in diese Richtung zu lenken.

Um Ostern 1829 bestand er mit den besten Zeugnissen das Abiturientenexamen, das ihm den Zugang zu den Universitätsstudien eröffnete, welche er erst in Leipzig, später in Göttingen und Berlin durchführte.

Die zwei Semester, welche er in Leipzig verbrachte, waren eine Zeit des Schwankens in seinen Plänen und der Vorbereitung zu einem festen Entschluß. Obwol er immer mehr Neigung zur Philologie fühlte, sah er noch nicht ganz deutlich, welcher Richtung er folgen würde. Außerdem kann man aus seinen Briefen urtheilen, daß im Kreise der ausgezeichneten Lehrer der sächsischen Universität, unter welchen weltberühmte Philologen wie Gottfried

Hermann sich befanden, er doch nicht den Mann fand, der auf ihn einen entscheidenden Einfluß ausübte.

Anders war es in Göttingen, wo er am 8. Mai 1830 anlangte. Damals konnte sich die Georgia Augusta eines besonderen Glanzes rühmen, den sie einer Anzahl von Männern ersten Ranges verdankte, wie man sie in der Geschichte der deutschen Universitäten nicht oft gesehen hat. Otfried Müller, Dissen, Heeren, Dahlmann, die Brüder Grimm, Ewald waren in voller Thätigkeit. Der Studiosus L. war ein begeisterter Zuhörer Otfried Müller's. Unter dessen Einfluß entschied er sich für den archäologischen Theil der Philologie, ohne den grammatischen aus den Augen zu verlieren. Dabei war er ein fleißiger Schüler Ewald's, der ihn durch die Sanskritgrammatik in das neue Feld der allgemeinen Sprachvergleichung einführte. Was Geschichte betrifft, haben ihm Heeren und Dahlmann die richtige Methode gezeigt. Obwol Aegypten ihm noch ganz fremd blieb, so ist doch die Göttinger Zeit für L. entscheidend gewesen. Sie hat ihm seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis außerordentlich erweitert, im Sinne der neuen Forschung, in welcher er später ein bahnbrechender Vertreter werden sollte. Wie sein berühmter Schüler und Biograph Ebers sich ausspricht: „Griechisch und Lateinisch zu lernen, genügte ihm nicht mehr, und wenn ihm auch Hermann's rationale Auffassung der Grammatik . . . immer noch Bewunderung einflößte, so hatte er sich doch entschlossen, nicht mehr dessen Wegen zu folgen, sondern das Alterthum in seiner zusammenhängenden Entwicklung ins Auge gefaßt. Es galt ihm den Ursprung und die Beziehungen der alten Sprachen zu einander, das Erwachen und Erblühen der Kunst und des Seelenlebens der Alten zu erforschen.

Mit den ehrenvollsten Testaten versehen, begab sich L. 1832 nach Berlin. Seine ersten Erfahrungen kann man wol eine Enttäuschung nennen, deren Grund hauptsächlich die mangelhafte Vortragsweise hervorragender Gelehrten wie Boeckh, Lachmann, sogar Schleiermacher war, welche im Vergleich mit der vollendeten Lehrkunst, wie er sie zwei Jahre lang in Göttingen genossen hatte, einen ungünstigen Eindruck auf ihn machte.

Am übelsten waren die Collegien des Vaters der Sprachvergleichung, Bopp. Aber die persönlichen Beziehungen, die L. mit dem berühmten Lehrer schloß, waren ihm von sehr großem Nutzen, und er erkannte selbst, wie viel er Bopp zu verdanken hatte. In Berlin machte er auch die Bekanntschaft des ausgezeichneten Archäologen Gerhard, damals Secretär des archäologischen Instituts in Rom. Gerhard nahm sogleich ein lebhaftes Interesse an der Arbeit, die L. für seine Doctordissertation gewählt hatte: die Erklärung der sieben Bronzetafeln von Gubbio, die sogenannten „Eugubinischen Tafeln", welche in oskischer und lateinischer Sprache verfaßt sind („De tabulis Eugubinis", Diss. philologica. Ber. 1833). Diese Arbeit, die L. den Doctortitel mit den höchsten Ehren 1833 einbrachte, erregte ein großes Aufsehen in der Gelehrtenwelt. Es war hauptsächlich eine Entzifferung und eine vortreffliche Vorbereitung zu den Arbeiten, die bald das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Thätigkeit werden sollten, wenngleich zu jener Zeit Aegypten und die hamitischen Sprachen dem jungen Archäologen und Linguisten noch ein völlig unbekanntes Feld waren.

In den dreißiger Jahren galt Paris als „der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Welt". Die ausländischen jungen Gelehrten kamen in Menge in die französische Großstadt, um ihren Studien den letzten Schliff zu geben und dabei die wissenschaftlichen Reichthümer und Sammlungen auszubeuten. Am 14. Juli 1833, ein Jahr nach dem Tode Champollion's, kam L. in Paris an. Sehr bald fühlte er sich von den Vorlesungen angezogen, die Letronne im

Collège de France gab. Letronne war zwar Hellenist, aber er war der Freund Champollion's gewesen, er war völlig in die Entdeckungen des Meisters eingeweiht, er wußte, wie Champollion dazu gekommen war, er hatte die Polemik verfolgt, die die Entzifferung der Hieroglyphen verursacht hatte. Außerdem war er ein scharfer Kritiker, der nur das Unbestreitbare gelten ließ. Letronne's Vorlesungen erweckten in L. ein starkes Mißtrauen gegen Champollion's Entdeckungen. Dieses Mißtrauen war ihm, unseres Erachtens, von großem Nutzen am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn und in den besonderen Verhältnissen, in denen er sich befand.

Im October 1833 war ihm ein doppelter Antrag gestellt worden. Bunsen, damals preußischer Minister beim päpstlichen Hofe, schlug ihm vor, nach Rom zu kommen, um sich dort erstens mit einer Sammlung umbrischer, oskischer und etruskischer Inschriften zu befassen, und zweitens sich mit allem Ernst dem Studium der Schrift und Sprache der alten Aegypter hinzugeben. Der erste Antrag sagte ihm von vorn herein zu; er war die natürliche Folge seiner früheren Arbeiten. Hingegen erweckte der zweite in ihm die größten Bedenken; und doch hatte ihm Gerhard einmal in Berlin gesagt, wenn er jünger wäre, würde er sich selbst dem Studium der Hieroglyphen widmen. Dennoch schlug L. nicht ab, und nachdem er sich einige Wochen über diese wissenschaftliche Lebensfrage besonnen, schrieb er an Bunsen am 12. December 1833 einen Brief, in welchem, nachdem er manche äußerliche Umstände behandelt, er mit den folgenden Worten schließt: „Hätte ich mich vor allen Dingen durch die bisher schon zugänglichen Quellen, besonders durch Champollion's Grammatik, wirklich überzeugt, daß die gelegten Fundamente durch eine gewissenhafte und wissenschaftliche Behandlung zu weiteren Resultaten Hoffnung machten, so würde ich mit Freuden alle meine Kräfte, Zeit und Fleiß einem Gegenstande widmen, dessen Weiterförderung mit Recht das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen muß; dessen Bearbeitung aber für jetzt immer nur wenigen Begünstigten anheimfallen kann".

Dieser Brief, der eine ermunternde Antwort Bunsen's zur Folge hatte, hat L. zum Aegyptologen gemacht. Seinen Schülern, und unter ihnen dem Verfasser dieses Artikels, hat er öfters wiederholt, daß vor Bunsen's Antrag er nie an ägyptische Studien gedacht hatte. Mit feurigem Eifer und unermüdlichem Fleiß warf sich L. auf sein neues Fach. Er blieb noch zwei Jahre lang in Paris, studirte koptisch, las alles, was sich auf Hieroglyphen bezog, und prüfte alles mit der streng wissenschaftlichen Methode, die er in seinen früheren Arbeiten angewandt hatte. Er studirte gründlich das Musée Charles X., eine Sammlung, die der König auf Champollion's Rath erworben hatte. Er copirte alte Inschriften und hatte sogar Einsicht in die Papiere Champollion's, besonders in die Grammatik, die im Druck erschien, als L. Paris verließ. Seinem Gönner und späteren Freunde Bunsen berichtete er regelmäßig über den Gang seiner Studien; und da die Berliner Akademie ihn finanziell unterstützt hatte, schickte er einen sehr interessanten Bericht über das Fortschreiten seiner Arbeiten, auch über die Art und Weise, wie die Zweifel, welche er an der Richtigkeit des Champollion'schen Systems früher gehegt hatte, allmählich verschwunden waren.

In seine Pariser Zeit gehören zwei Abhandlungen, die der Berliner Akademie vorgelegt wurden: „Ueber die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete" (Berlin, Abhandl. der Akademie, 1835), „Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter, in der koptischen, semitischen und indogermanischen Sprache"

(Berlin ebd. 1836). Es sind die Resultate seiner neuen Studien; in beiden räumte er dem Altägyptischen seinen Platz ein.

L. trennte sich schwer von Paris, wo er sein festes Lebensziel gefunden, und wo außer seinem großartigen wissenschaftlichen Erwerb, er viel Wohlgefallen erweckt hatte durch seine vornehme Persönlichkeit, seine ruhige und feine Haltung in Gesellschaft. Die Natur hatte ihn mit einer schönen, imposanten Gestalt begabt, und in seinem ganzen Benehmen war er durchaus, was der Franzose „homme du monde“ nennt. Er hinterließ in Paris viele Freunde, dennoch reiste er voll Hoffnung und Eifer über die Alpen in der Absicht, sich nach Rom zu begeben. Aber er konnte an Turin nicht schnell vorübergehen. Da war zu jener Zeit die reichste ägyptologische Sammlung der Welt, und L. mußte da drei Monate verweilen. Er studirte hauptsächlich die Papyri; unter ihnen die werthvollen Königsannalen, und er copirte vollständig den langen Text, den Champollion unrichtig Ritual genannt hatte, und welchen L. später unter dem Namen „Das Todtenbuch“ publicirte.

Nachdem er sich kurze Zeit in Pisa aufgehalten hatte bei Rosellini, dem Freunde und Schüler Champollion's, der die ägyptische Reise mit ihm gemacht hatte, kam er im Mai 1836 in Rom an, wo die erste Zusammenkunft mit seinem Gönner Bunsen stattfand. Sehr bald entstand zwischen diesen beiden Männern von sehr verschiedenem Alter und Charakter die innigste Freundschaft, die L. immer als eins seiner schönsten und glücklichsten Erlebnisse betrachtete und deren dankbare Erinnerung er bis zum Grabe bewahrt hat. Zehn Jahre früher hatte Champollion Rom besucht und dort in Bunsen einen begeisterten Zuhörer und fast einen Schüler gefunden. Seitdem war Bunsen von dem Wunsche erfüllt, daß der Mantel des Meisters, der auf dem Boden lag, von einem Nachfolger aufgehoben werde. Bunsen selber war ein Mann von ausgebreitetem wissenschaftlichem Ehrgeiz. Er hatte den Plan gefaßt, ein großes Werk zu schreiben: „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte“, und von vornherein beabsichtigte er, L. mit Specialuntersuchungen zu betrauen. Aber sehr bald sah er ein, daß L. Mitarbeiter sein müßte, und daß Bunsen und Lepsius zusammen auf dem Titelblatte stehen sollten. Das kam nicht zu Stande; später mußten sich die Mitarbeiter trennen. Lepsius' Studien hatten sich so erweitert; in gewissen Punkten war ein so großer Widerspruch in den Ansichten Beider, daß ein gemeinschaftliches Zusammenwirken nicht mehr möglich war. Mehrere Jahre nachher erschien Bunsen's Werk unter seinem Namen allein. Aber diese Meinungsverschiedenheiten störten nicht im mindesten die herzliche Freundschaft zwischen dem Diplomaten und dem um zwanzig Jahre jüngeren Gelehrten.

Damals wurde auch L. zum redigirenden Secretär des archäologischen Instituts in Rom ernannt. In den Annalen dieses Instituts erschien in französischer Sprache seine erste rein ägyptologische Arbeit: „Lettre à M. le Prof. Hippolyte Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique“. In dieser Arbeit faßt er kritisch das ganze System von Champollion zusammen. Er scheidet aus dem Alphabet eine Anzahl Zeichen aus, die zwar sich in den Namen römischer Kaiser finden, die aber nicht der alten Schrift angehören. Was am wichtigsten ist, er beseitigt einen schweren Irrthum des französischen Meisters. Er beweist, daß der ganze phonetische Theil der Hieroglyphen aus zwei Arten von Zeichen besteht: rein lautlichen Buchstaben, und Silbenzeichen, die bei weitem die zahlreichsten sind; so daß das hieroglyphische Schriftsystem ein Alphabet und eine Sammlung von Silbenzeichen umfaßt. Champollion hatte die Silbenzeichen nicht erkannt. Er hatte sie gewöhnlich richtig gelesen; aber er hatte sich über ihren Charakter getäuscht. Er nannte sie Initialzeichen und

betrachtete sie als Verkürzungen von Worten, die ihm in phonetischer Schreibung begegnet waren. L. kommt zu dieser grundlegenden Folgerung: In der Hieroglyphik gibt es zwei Arten von Zeichen: ideographische Zeichen, die einen Begriff oder ein Wort darstellen, und phonetische Zeichen, die getheilt werden müssen in rein lautliche Zeichen oder Buchstaben, und Silben. Jede dieser Silben kann ein vollständiges Wort sein, mit einem bestimmten Sinn, oder sie kann zur Bildung anderer Worte gebraucht werden. In diesem Fall hat sie einen rein lautlichen Werth, ganz unabhänig von dem Sinn, den sie an und für sich haben kann. Diese zwei Arten von Zeichen gehören den drei ägyptischen Schriften an: der hieroglyphischen, die die ursprüngliche ist, der hieratischen, die eine erste Vereinfachung der Zeichen ist und die seit älterer Zeit für Bücher gebraucht wurde, die keinen heiligen Charakter hatten, und der demotischen, die eine weitere Vereinfachung ist, welche bis auf das neunte Jahrhundert zurückgeht.

Trotz ihrer Kürze ist die Arbeit von L. epochemachend gewesen. Zum ersten Male wurden Champollion's Entdeckungen durch eine methodische und kritisch scharfe Untersuchung gesichtet. Er hat das Princip endgültig festgestellt, indem er hier corrigirte und da beseitigte, was seiner Kritik nicht widerstehen konnte. Auf dieser Basis haben Andere die Grammatik aufgebaut. Denn obwol er nie die grammatischen Studien außer Sicht gelassen hat, ist es doch nicht die Richtung gewesen, die er in seinen großen Arbeiten eingeschlagen hat. Er hat bloß den Weg und die Methode gezeigt; nur am Ende seines Lebens ist er dazu zurückgekehrt, in seiner Nubischen Grammatik, die er mit Hülfe des Materials verfaßte, das er auf seiner Nilreise gesammelt hatte. Zwei Gegenstände haben ihn hauptsächlich gefesselt während seines Aufenthaltes in Rom, und während der folgenden Jahre bis zu seiner Reise: Götterlehre und Geschichte, oder richtiger Chronologie.

Aegyptische Götterlehre ist ein fast unübersehbares Feld. In der Fülle merkwürdiger Erscheinungen aller Art, die das Auge des Forschers blenden, ist es nicht leicht, seinen Weg zu finden. Champollion hatte es versucht. Sein unvollendetes Werk: „Le Panthéon Egyptien“ enthält zwar viele interessante Angaben über viele ägyptische Gottheiten; aber diese Unzahl von Göttern und Göttinnen, Dämonen, Gespenstern und fabelhaften Thieren, war das bloß die Schöpfung einer zügellosen Phantasie, oder war das ein bestimmtes System, ein Grundgedanke, auf welchem das alles beruhte? Diese Fragen beschäftigten L., der sich nicht leicht den abenteuerlichen Theorien Creutzer's oder Roth's anschließen konnte.

Er erkannte gleich, daß das wichtigste Document zur Erkenntniß der Götterlehre das Werk ist, welches Champollion unrichtig „Rituel funéraire“ genannt hatte, und welchem er den viel passenderen Namen „Das Todtenbuch“ gab. Dieses Buch wurde dem Todten in seinen Sarkophag beigelegt, oder sogar zwischen die Binden gelegt, in welche er eingewickelt war. Fragmente davon wurden auf den Mauern der Gräber, auf den Mumienkästen, auf Statuetten, auf Tüchern copirt. Das Buch bildet kein Ganzes, es besteht aus losen Stücken, für welche es in älterer Zeit keine Ordnung gibt, und von welchen man mehr oder weniger copirte je nach dem Preis, den man für den Papyrus geben wollte. Darum sind die zahlreichen Papyri des Todtenbuches in ihrer Länge sehr verschieden.

Das Buch besteht aus Gebeten und magischen Formeln, die dem Todten in den Mund gelegt werden, wenn er in der Unterwelt ankommt. Der Todte beschreibt die verschiedenen Formveränderungen, die er durchmacht, die göttlichen oder dämonischen Wesen, denen er auf seinem Weg begegnet, die Feinde

gegen welche er sich wehren muß, die Pforten, durch welche er schreitet. Er spricht von der Wiederherstellung seines Leibes, von den Opfergaben, die ihm dargebracht werden, von dem Gericht des Osiris, vor welchem er erscheinen soll, von seinem Leben in den elysäischen Feldern, gelegentlich auch von seiner Vereinigung mit dem Sonnengott Ra und von seiner Verschmelzung mit dieser Gottheit oder mit Osiris. Das alles bildet kein System; es gibt keinen festen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Theilen, die oft im Widerspruch stehen. Man muß das Todtenbuch betrachten als eine Sammlung der Begriffe und der Einbildungen der alten Aegypter über alles, was nach dem Tode zu erwarten ist.

Das Todtenbuch ist gewiß uralt, doch gehören die letzten Exemplare, die wir davon besitzen, der römischen Zeit an. Sein Verständniß ist höchst schwierig und noch jetzt nur unvollständig erreicht; der Grund davon ist die Fülle von Metaphoren, von Symbolen, von Andeutungen aller Art, und auch unsere sehr unvollkommene Kenntniß von der Weise, in welcher abstracte Begriffe ausgedrückt wurden.

L. erkannte, wie viel aus dem Todtenbuche für die Götterlehre zu schöpfen ist, und in seinem ersten Aufenthalt in Turin copirte er im Museum den großen Todtenpapyrus, der eine Länge von 57 Fuß hat. Auf seiner folgenden Reise verglich er von neuem seine Copie, welche er 1842 unter dem Namen „Das Todtenbuch der alten Aegypter" publicirte. Die 79 Tafeln wurden von einem jungen Künstler Max Weidenbach gezeichnet, der mit seinem minder geschickten Bruder Lepsius' Mitarbeiter wurde, und der sich in die Hieroglyphenzeichnung so einzuarbeiten wußte, daß seine Wiedergabe der ägyptischen Schrift und Kunst sich durch eine Schönheit und Reinheit des Stils auszeichnet, die nicht übertroffen worden ist.

Das Todtenbuch zu übersetzen, wagte L. nicht. Zu jener Zeit war das eine reine Unmöglichkeit; aber er theilte das Buch in Capitel ein und in der Einleitung zeigte er, wie die Vergleichung und das Studium der Varianten die richtige Methode war, um, wenn möglich, zum Verständniß des Textes zu gelangen. Seine weiteren Studien bewiesen ihm, daß der Text, den er gewählt hatte, einer späteren Zeit angehörte, in der die Schreiber nicht mehr verstanden, was sie copirten, und wo der Text mit Glossen und Erklärungen überhäuft ist, die den Sinn noch verdunkeln. Dennoch gab er das Interesse für das Todtenbuch nicht auf. Im Gegentheil, sein Leben lang hat er sich damit beschäftigt. Im J. 1867 publicirte er ältere Texte, die er auf Särgen des mittleren Reiches im Berliner Museum gesammelt hatte („Aeltere Texte des Todtenbuchs nach Sarkophagen des altäggyptischen Reiches im Berliner Museum", Berlin 1867, Fol.). Er rieth seinen Schülern, das Buch als Object ihrer Studien zu wählen. Auf dem Londoner Orientalistencongreß (1874) schlug er vor, daß eine kritische Ausgabe der älteren Texte gemacht werde, und daß der Schreiber dieser Zeilen damit beauftragt werden sollte. Unter den Auspizien der Berliner Akademie und mit Hülfe des preußischen Unterrichts- und Cultusministeriums ist die Arbeit gemacht und gedruckt worden. Sie beruht auf der Vergleichung von mehr wie achtzig Papyri, die sämmtlich dem neuen Reiche, der XVIII. bis XX. Dynastie, angehören. Von Anfang an schien es mir nothwendig, an der Eintheilung und Numerirung von L. festzuhalten, obwol in zwei oder drei Fällen die Eintheilung unrichtig ist. L. selber hat das Werk fast vollendet gesehen, als es 1881 in Berlin dem Orientalistencongreß vorgelegt wurde. Er hat es in der Akademie besprochen und die Methode gebilligt, die zur Sammlung und Wiedergabe der Varianten

angewandt worden war; aber den Druck selbst hat er nicht mehr gesehen. Das Werk ist ein Jahr nach seinem Tode erschienen.

Außer seinen Todtenbuchstudien hat er in seinen Abhandlungen „Ueber den ersten Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung“ (Berlin 1851) und „Ueber die Götter der vier Elemente“ das historische Princip gesucht und die Methode gezeigt, durch welche man eine gewisse Ordnung in das Chaos der ägyptischen Götterlehre bringen konnte.

In Italien hatte er angefangen, was wir das Hauptwerk seines Lebens nennen können, was am meisten dazu beitragen wird, seinen Namen in der Wissenschaft zu verewigen. Er sammelte alle Königsnamen, die uns erhalten sind, und ordnete sie in die Dynastien, deren Reihenfolge wir durch Manetho und die christlichen Chronographen kennen. Mit einem Wort: er machte den ersten Entwurf seines Königsbuches, das für Aegyptologen noch jetzt unentbehrlich ist, und ohne welches es unmöglich wäre, die Geschichte Aegyptens zu schreiben. Aber das Werk erschien erst später, nach seiner Nilreise, wo er noch viel Material sammelte.

Auch die Kunst vernachlässigte er nicht. Eine Abhandlung über die ägyptische Säule („Sur l'ordre des colonnes-piliers en Egypte et ses rapports avec le second ordre égyptien et la colonne grecque“, Rom 1838) zeigt wie, von dem Höhlenbau ausgehend, man Schritt für Schritt die dorische Säule aufwachsen sieht, nachdem man die Umwandlung des Pfeilers in die sogenannte protodorische Säule als Mittelglied erkannt hat. Auf diese architektonische Kunstform, sowie auf den Kanon der ägyptischen Bildhauer ist L. noch später zurückgekommen („Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwickelung“, Berlin, Akad. Abh. 1871).

Bunsen verließ Italien vor L. Er reiste nach England, wo die beiden Freunde bald wieder zusammentrafen. Der junge Aegyptolog hatte da wichtige Sammlungen zu studiren. Außerdem war er von einem starken Wunsch erfaßt worden, nach Aegypten zu reisen. Wie Champollion fühlte er ein dringendes Bedürfniß, an Ort und Stelle die Denkmäler zu sehen, deren Studium sein Lebensberuf, war und die Sammlung von Documenten zu vervollständigen, von welcher er schon viel Gebrauch gemacht hatte. Aber dazu bedurfte er einer starken finanziellen Unterstützung, die nicht gleich kam. Die Wartezeit benutzte er, außer seinem Aufenthalt in England, zu mehreren Reisen nach Deutschland, nach Turin und nach Holland. Anfangs 1842 wurde er zum Professor Extraordinarius für Aegyptologie an der Berliner Universität ernannt; aber er trat sein Lehramt erst mehrere Jahre später an.

Als König Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz die Passalacqua'sche Sammlung erworben und in Schloß Monbijou aufgestellt hatte, auf den Thron kam, ließ er sich von Bunsen und Alexander v. Humboldt leicht überreden, eine vollständige und wohlausgerüstete Expedition nach Aegypten zu schicken, deren Leiter L. sein würde. Es wurden ihm reiche Geldmittel zur Verfügung gestellt; außerdem war es ihm vergönnt, selbst seine Reisegefährten zu wählen: den Architekt Erbkam, die Brüder Weidenbach, den Maler Frey, den Former Franke und Lepsius' Herzensfreund Abeken, früher Prediger der preußischen Gesandtschaft in Rom, der nachher in die Diplomatie eintrat. Am 7. September 1842 segelte die Expedition von Southampton ab.

Die Abreise trennte Bunsen und L. Außerdem hatte kurz vorher L. Bunsen bestimmt, ihn von der Mitarbeiterschaft an dem geplanten Werke „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte“ freizusprechen. Ihre Meinungsverschiedenheiten waren zu groß. Bunsen hielt an einem chronologischen System fest, das L. mit den hieroglyphischen Angaben als unvereinbar betrachtete.

Bunsen war einverstanden und sein erster Band erschien während Lepsius' Abwesenheit. Die Absage, wie gesagt, trübte nicht im mindesten ihr freundschaftliches Verhältniß. Bunsen begleitete sogar L. von London nach Southampton.

In Aegypten stellte sich L. ungefähr dieselbe Aufgabe wie Champollion. Dazu hatte er viel reichere Mittel wie der Meister, außerdem, da er selber die ägyptische Wissenschaft viel erweitert hatte, konnte er viel mehr leisten. Die Reise ist bei weitem diejenige gewesen, die die größten Resultate zur Folge gehabt hat. Uebrigens war sie zur Zeit für den Fortschritt der Wissenschaft dringend nöthig. Champollion's Zeichnungen waren publicirt, aber ohne irgend eine Erklärung, und in der Akribie und Genauigkeit ziemlich mangelhaft, wie das von einer Publication zu erwarten war, die von Männern gemacht wurde, welche die Inschriften nicht verstanden. Die junge Wissenschaft verlangte vollständigeres und correcteres Material. Das ist Lepsius' Ziel gewesen während seines dreijährigen Aufenthalts in Aegypten, denn er ist erst im Winter 1846 zurückgekommen. Wie Champollion, benachrichtigte er seine Freunde über das Fortschreiten der Expedition, und über seine Entdeckungen, die er sowol in seinen Studien wie in seinen Ausgrabungen machte. Der Zweck der Ausgrabungen, wozu ihm Mohammed Ali einen Ferman gegeben hatte, der ihm unbeschränkte Erlaubniß gewährte, war nicht nur die Lösung architektonischer und historischer Fragen, sondern auch die Sammlung werthvoller Alterthümer für das Berliner Museum, das im Begriff war gebaut zu werden. Die Briefe, welche er 1852 in einem Band sammelte und herausgab („Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, geschrieben 1841—1845", Berlin 1852) sind längere Zeit der beste wissenschaftliche Führer für Aegypten gewesen.

Die Mitglieder der Expedition sind mit einer einzigen Ausnahme dem Leiter treu geblieben und haben, jeder in seinem Fach, dazu beigetragen, das Resultat dieser Expedition zu einem wirklich glänzenden zu machen. Der Hauptzweck von L. war Geschichte. Er wollte das Gerüst dieses gewaltigen Baues, der viertausend Jahre gedauert hat, reconstruiren. Darum hielt er sich an den Plätzen auf, wo in dieser Hinsicht am meisten zu erreichen war. Erstens bei den Pyramiden, wo er in den Gräbern des alten Reichs mehrere Monate arbeitete. Champollion hatte sie vernachlässigt; so war das Material, das er von da brachte, so gut wie neu. Er studirte auch mit dem Architekten Erbkam den Bau der Pyramiden, eine Frage, über welche noch jetzt die Aegyptologen nicht einig sind.

Natürlich hielt ihn Theben längere Zeit auf mit seinen wunderbaren Bauten, die sich fast über die ganze ägyptische Geschichte erstrecken. Er verweilte da auf der Hin- und Rückreise, denn er fuhr über alle Katarakte bis nach Dongola und Gebel Barkal. Von da machte er mit Abeken einen Abstecher nach Fazogl am blauen Nil mit der Absicht, die Frage entscheidend zu lösen, ob die ägyptische Cultur aus Aethiopien kam, ob sie von Süden nach Norden geschritten war. Die Denkmäler, die er oberhalb Khartum fand, sind alle aus sehr später Zeit. So war der Beweis geliefert, daß Aethiopien nicht die Urheimath ägyptischer Cultur gewesen war. Dagegen hat er aus dem Fundort der ältesten Denkmäler in der Gegend von Memphis gefolgert, daß die Cultur aus Asien über den Isthmus von Suez gekommen war. Die neuen Forschungen haben die Aegyptologen zu dem Schluß geführt, daß die Cultur zwar aus Asien gekommen ist, aber daß sie von Süden eingerückt ist entweder durch den Weg von Kosseir nach Keneh, den nördlichsten, oder nach unserer Meinung weiter im Süden durch Abessinien.

In sprachlicher Hinsicht benutzte er seine Reise nach Nubien, um Material zu sammeln über die drei Dialekte der Nubasprache, das er später in seiner Nubischen Grammatik herausgegeben hat. Ein anderer Abstecher, den er mit einem der Brüder Weidenbach machte, führte ihn zur Sinaihalbinsel, wo er die ägyptischen Inschriften sammelte und wo er eine Frage aufwarf, worüber die Reisenden jetzt noch streiten: welchen Berg muß man als den mosaischen Sinai betrachten?

Als er Aegypten im Herbst 1845 verließ, reiste er durch Syrien, sah sich die ägyptischen Skulpturen an, die auf den Felsen am Nahr el Kelb bei Beirut stehen, und schiffte sich dann in Smyrna ein. Er kam über Constantinopel in Berlin an, wo er mit Begeisterung empfangen wurde. Kurz vor ihm war die Sammlung Denkmäler angekommen, die er sich durch seine Ausgrabungen angeschafft hatte, und die unerhörte Menge von Inschriften, Plänen, Zeichnungen, Abklatschen, die die Erwerbung dreier Jahre war, die Frucht von seiner und seiner Mitarbeiter Thätigkeit. Die öffentlichen Blätter rühmten den glänzenden Erfolg, und der König Friedrich Wilhelm IV. bewilligte sogleich die Mittel, um diese Schätze in der würdigsten Weise zu verwerthen.

Die Wanderjahre waren für Lepsius abgeschlossen. Nun gründete er eine Häuslichkeit und vermählte sich im Juli 1846 mit Elisabeth Klein, der Waise des bekannten Musikers und Componisten gleichen Namens. Im August desselben Jahres wurde er zum ordentlichen Professor an der Universität ernannt, im Mai 1850 zum Mitglied der Akademie und 1855 zum Director des Aegyptischen Museums.

Seine erste große Arbeit war die Herausgabe der Resultate seiner Reise: „Die Denkmäler aus Aegypten und Nubien“, deren zwölfter und letzter Band erst 1856 erschien. Das Werk ist vielleicht das größte, das es gibt. Der König wünschte, daß die Resultate seiner Reise in einem Werke gesammelt würden, das an Format und Schönheit der Ausstattung alle Bücher der Art übertreffen würde. So sind die 12 Riesenfolianten entstanden, die 894 Platten, welche fast alle von den Brüdern Weidenbach gezeichnet sind, unter Lepsius' Aufsicht, der sie mit peinlicher Sorgfalt revidirte. Der Plan ist verschieden von dem Champollion'schen Werk. Hier ist alles geographisch classificirt. Alle Inschriften, die am selben Ort gesammelt wurden, sind zusammen gedruckt, obwol sie in sehr verschiedene Zeiten gehören. Für L. gab es nur eine einzige Ordnung, die chronologische; und das allein war schon eine Schöpfung. Die Inschriften folgen aufeinander nach der Zeit, in welche sie gehören. Das setzt die Herstellung der Reihenfolge der Dynastien voraus. Diese Reihenfolge hatte Champollion für zwei oder drei glücklich gefunden; aber das Ganze hatte er nicht versucht. In Italien hatte L. diese Arbeit schon begonnen, aber erst in Aegypten kam er zu bestimmten Schlüssen in gewissen schwierigen Punkten wie des Platzes der XII. Dynastie. Sein System hat er in den „Denkmälern“ dargestellt und durchgeführt, und man muß anerkennen, daß seine Aufstellung der Reihenfolge sich als ganz richtig bewährt hat. Sie ist jetzt noch die Basis der ägyptischen Geschichte, und die neuen Forschungen haben kaum etwas daran geändert.

Daneben hat er zahlreiche Arbeiten herausgegeben, die einen besonderen Punkt der Wissenschaft behandeln. Diese Arbeiten waren gelegentlich große Bücher wie die „Chronologie der Aegypter“, die 1849 erschien, oder das „Königsbuch“, das erst 1858 gedruckt wurde, außerdem eine große Anzahl Abhandlungen, die der Berliner Akademie vorgelegt wurden, und welche die verschiedensten Gegenstände erörtern, aber hauptsächlich Chronologie und Maaße.

Er hatte eine Vorliebe für alles, was sich auf Zahlen bezog. Seine Abhandlungen zeichnen sich durch eine sehr sichere Methode, scharfen kritischen Sinn, große Genauigkeit und vollkommene Klarheit aus. Man kann zwar von seiner Meinung abweichen und seine Resultate nicht alle billigen, hauptsächlich in den Zahlen und in der Chronologie; aber er hat die Richtschnur gezeigt; er hat den Grundstein gelegt, auf welchen alle folgenden Arbeiten gebaut worden sind.

Was man vielleicht L. mit Recht vorwerfen kann, ist, daß er viele seiner Arbeiten unvollendet ließ. Er erkannte den Weg, zeigte ihn klar und richtig, aber er ließ Andere ihn einschlagen. Und doch hat er sein Leben lang gearbeitet. Außer seinen Arbeiten hatte er das Museum einzurichten nach einem bestimmten Plan, den er selber entworfen hatte; dabei fand er Zeit für eine ganze Anzahl von Abhandlungen und Zeitungsartikel. Dennoch hat er die Aufgabe nicht gelöst, die ihm von vornherein anheim zu fallen schien. Er hat nie den Text zu den „Denkmälern" publicirt. Der wahre Text zu den 12 Folianten ist das umfangreiche Tagebuch der ägyptischen Reise, das man mit Champollion's Notizen vergleichen kann. Dieses Tagebuch wird jetzt unter dem Namen desjenigen seiner Schüler publicirt, dem er es überlassen hatte, unter Mitwirkung von Dr. Borchardt, Dr. Sethe und Dr. Schaefer, auf Kosten des preußischen Unterrichtsministeriums. Außer zahlreichen Angaben über Inschriften oder Denkmäler, die jetzt verschwunden sind, kann man aus diesem Tagebuch sehen, wie richtig L. vor sechzig Jahren das schon erkannte, was jetzt öfters als Neuigkeit betrachtet wird.

Im J. 1866 ging er zum zweiten Male nach Aegypten. Er bereiste hauptsächlich das Delta und die Gegend des Suezcanals. Auf dieser Reise hatte er das Glück, den großen bilinguen Stein von Canopus, in Sān, dem alten Tanis, zu entdecken. Diese Inschrift ist wie die des Rosettasteins hieroglyphisch, demotisch und griechisch geschrieben. Sie ist vollständig; es fehlt kein Wort daran. Ein Duplicatum davon wurde später in einem anderen Orte des Deltas gefunden. Diese lange Inschrift, deren hieroglyphischen und griechischen Theil L. in Facsimile mit Uebersetzung publicirte („Das bilingue Decret von Canopus", Berlin 1866, Fol.), lieferte den Beweis, wenn es nöthig gewesen wäre, daß die Methode der Entzifferung die richtige war, sowol wie die Reconstruction des Lexicons und der Grammatik. Ueber seine Reise schrieb er Berichte in die Zeitschrift für Aegyptische Sprache und Alterthumskunde, die von Brugsch 1863 gegründet wurde, aber deren Leitung er 1864 übernommen hatte. Eine dritte Reise nach Aegypten machte L. mit einer Anzahl von Gästen des Vicekönigs im Herbst 1869, bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezcanals. Die vier Schiffe der Expedition gingen bis nach Assuan herauf; aber L. fuhr gleich nachher zum zweiten Mal den Nil herauf, mit dem Kronprinzen von Preußen.

Im J. 1874 war er beim Orientalistencongreß in London anwesend. Er genoß in dieser Versammlung ein Ansehen, das seiner hervorragenden Stellung in der Wissenschaft würdig war. Er gab da die Anregung zu einer kritischen Ausgabe des Todtenbuches. Auch ließ er von der ägyptischen Section des Congresses eine Umschreibung der Hieroglyphen annehmen[1], an der er bis zu seinem Tode streng festhielt. Die Berliner Schule hat sie neuerdings zu Gunsten einer anderen verworfen, welche L. weder aus principiellen noch aus praktischen Gründen gebilligt hätte.

Obwol er grammatische Studien ziemlich bei Seite gelassen, so hat er doch das Linguistische nicht ganz vernachlässigt. Die lautlich alphabetischen Studien, in die er sich in Paris vertieft hatte, wurden von ihm 1854 im

größten Maßstab wieder aufgenommen, auf Anregung der Church Missionary Society, welche für die praktischen Zwecke der Missionen ein einheitliches Lautschriftsystem für die mannichfaltigsten Sprachen verlangte. Das Resultat seiner Studien in dieser Richtung hat L. erst deutsch herausgegeben: „Allgemein linguistisches Alphabet“, und später (1863) in einer englischen Ausgabe: „Standard alphabet“. Sein System hat sich als praktisch bewährt für allerlei wilde Sprachen der jetzigen Zeit; aber nicht so gut für die alten Inschriftsprachen.

Seine letzte größere Arbeit, die er als siebzigjähriger Mann herausgab, war die „Nubische Grammatik“, in welcher er das Material verwerthete, das er selber in Nubien gesammelt hatte. Da finden wir nicht nur die grammatische Bildung der drei nubischen Dialekte, sondern auch eine ausführliche Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas, worin er ein Gesammtbild der Gruppirung und geschichtlichen Verbreitung sämmtlicher Sprachen und Völker Afrikas gibt. Einige seiner Ansichten sind heftig angegriffen worden wie zum Beispiel der Ursprung, den er den Phöniziern zuschreibt, die er in den Namen Puna (oder Puni) der altägyptischen Inschriften wiederfindet. Hingegen scheinen die neuesten Forschungen in Arabien und Afrika sich seiner Ansicht zu nähern.

Wenige Jahre nach seiner Vermählung hatte L. sich in Berlin ein Haus bauen lassen im Stile der englischen Gothik. Dort hat er den größten Theil seiner Meisterjahre zugebracht. Das Haus, von einem schönen Garten umgeben, war der Mittelpunkt eines regen gesellschaftlichen Lebens. Eine ganze Anzahl bedeutender Männer waren da willkommene Gäste; nicht nur hervorragende Collegen aus Berlin, sondern auch Ausländer, Gelehrte, Reisende, Staatsmänner, Künstler, Diplomaten. Jeder, der den Vorzug hatte, sich in diesem freundlichen und geistreichen Kreise zu bewegen, hat davon eine lebhafte Erinnerung aufbewahrt. Im J. 1873 wurde L. zum Geheimen Regierungsrath ernannt. Im selben Jahre bewogen ihn Privatumstände, das Oberbibliothekaramt anfangs provisorisch und bald nachher definitiv anzunehmen, ohne daß er seine ägyptischen Arbeiten unterbrach. 1881 sollte er das Präsidium des Orientalistencongresses in Berlin führen, aber ein leichter Schlaganfall nöthigte ihn, die Leitung des Congresses seinem Collegen Professor Dillmann zu überlassen. Doch war seine Thätigkeit wenig gelähmt, bis er um Ostern 1884 den Anfall seiner letzten Krankheit fühlte. Im Bette corrigirte er noch die letzten Bogen der „Längenmaaße der Alten“, und am 10. Juli that er den letzten Athemzug.

Diese kurze Biographie von L., dessen wir persönlich immer nicht sowol als eines Lehrers als eines wissenschaftlichen Vaters gedenken werden, schließen wir am besten mit diesen Worten Professor Dillmann's: „Ein halbes Jahrhundert hindurch war es L. vergönnt, den innern Fonds geistiger Kraft, den der Schöpfer ihm mitgegeben, voll und ganz aus sich herauszuarbeiten und in vielen schönen und glänzenden Werken zu verkörpern, zu seiner Ehre, zum Nutzen seines Vaterlandes, zur Förderung der höchsten Ziele menschlicher Erkenntniß. Wie er noch lebend unter seinen Zeitgenossen als der erste seines Faches im In- und Ausland willig anerkannt und von einer Schaar mittelbarer oder unmittelbarer Schüler als ihr Meister und Führer dankbar verehrt wurde, so wird auch in Zukunft sein Name mit höchster Achtung genannt werden, so lange es eine Alterthumswissenschaft gibt“.

Siehe: Ebers, Richard Lepsius, ein Lebensbild. Leipzig 1885, wo sich ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften befindet. — Duemichen, Zur Erinnerung an R. Lepsius. Straßburg 1884. — Dillmann, Gedächtniß-

Rede auf Karl Richard Lepsius (Abhandl. der Königl. Preuß. Akademie d. Wissenschaften vom Jahre 1885. — Brugsch, K. Richard Lepsius. Nachruf, Zeitschr. f. Aeg. Sprache u. Alterthumskunde 1884, S. 45. — Ed. Naville, Vorrede zur Textausgabe der: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien Leipzig 1897.

Eduard Naville.

Leseberg: Friedrich L., protestantischer Dramatiker. Aus Lüneburg gebürtig, besuchte er 1603 die Universität Wittenberg und ward im Juli 1608 zum Prediger des Klosters Lüne bestellt. Er heirathete die Tochter seines Amtsvorgängers Ursula Ilse Lutterlohe und erhielt 1626 vom Herzog Christian zu Celle zur Erziehung seiner sechs Kinder die Vikarie der hl. Barbara zu St. Lambert in Lüneburg. Sein Tod erfolgte um die Mitte des Jahres 1635; einer seiner Söhne (Johann) starb 1673 als braunschweigisch-lüneburgischer Amtmann zur Stoltznaw. — Um der Jugend die Gefahren der Buhlerei warnend vorzuhalten, veröffentlichte er 1619 eine Schulkomödie „Speculum Juventutis, Jugent Spiegel", in der er die schon von Knaust und Abraham Saur dramatisirte Legende vom Apostel Johannes und dem geretteten Jüngling (Agapetus) mit Motiven aus dem Kreise des verlorenen Sohnes und des Knabenspiegels verquickte. Aus dem Apostel ist ein Schulmeister Johannes geworden, der seinen unter die Räuber gegangenen Schüler Donatus im Walde aufsucht und, von Conscientia unterstützt, zur Umkehr bewegt. Diese Rolle des Schulmeisters und die weichherzige Mutter gemahnen an Macropedius' „Rebelles", der Name des verständigen Vaters Eubulus stammt aus Gnapheus' Acolastus; sonst aber schildert L. nicht etwa verfehlte Kinderzucht, Schulleben, Kneipscenen oder einen bösartigen Genossen, sondern motivirt den Fall des Helden gleich Knaust, der den bekannten Streit von Voluptas und Virtus benutzte, durch die Einflüsse verschiedener allegorischer Gestalten, deren Bedeutung freilich nicht immer durchsichtig ist. Auf einen Streit zwischen Tempus und Occasio folgen die Lockungen zur „Schlüngeley" von Pluto (d. h. Vermögen des Vaters), Müßiggang und dessen Gefolge (Jäger, Fechter, Spieler, Stutzer Hans Meinert u. a.), denen Gottesfurcht sammt ihren Genossen Gottessegen, Arbeit, Ruhm entgegenwirkt, bis Venus mit Cupido und Voluptas den Jüngling überredet, auf eine Stunde zu Jungfer Flora in die „Liebschul" zu gehen. Etwas frischer als diese oft unerträglich breiten Gespräche wirken die letzten Acte, in denen Donatus mit seinen Gesellen Hans Wurst, Fritz Gutermut und Claus Driste einen Boten und zwei niederdeutsch redende Bauern ausplündert. Das Stück schließt mit der Bekehrung des Helden, der ein vierstimmiger Engelchor folgt: „Also wird frewde sein vber einen sünder, der Busse thut". Aus der Vorrede des Generalsuperintendenten Johann Arnd, der von dem Satze „Tugend ist besser als Kunst" ausgehend die christliche Zucht der heidnischen Geilheit gegenüberstellt und Schonäus' Terentius christianus und Burmeister's Martialis renatus lobend erwähnt, erkennen wir, wohin das Streben des Dichters ging und warum er sich scheute, die Wendung des Donatus zum Lotterleben unmittelbar darzustellen; der Nothbehelf der steifen Allegorien steht aber in zu grellem Widerstreit zu dem realistischen Stile der späteren Acte. Das von L. in der Vorrede verheißene dramatische „Speculum coniugii" ist nicht erschienen.

Goedeke, Grundriß[2] 2, 398. — Rачé, Die deutsche Schulkomödie (Leipziger Diss. 1891), S. 70. — Michel, Heinrich Knaust, 1903, S. 213, 262. — Acten des kgl. Staatsarchivs zu Hannover. — Die Notiz aus der Wittenberger Matrikel Zeitschr. f. dtsch. Phil. 20, 84. — Manecke, Beschreibungen der Städte im Fürstenthum Lüneburg (1858) 1, 322 erwähnt

F. Leseberg's Bericht vom Gangelsbrunnen nicht weit von Lüne, Goslar 1612, 32 S. 4⁰. J. Bolte.

Leseberg: Joachim L., braunschweigischer Dramatiker des angehenden 17. Jahrhunderts. Als Sohn des Predigers Ludolf Leseberg und seiner Frau Elisa geb. Henning am 15. Juni 1569 zu Wunstorf bei Hannover geboren, ward er 1583 von seinem Stiefvater Th. Richmann (patris defuncti in choro et toro successor) auf die Schule nach Hannover gebracht. Neunzehnjährig vertauschte er diese Bildungsanstalt mit dem unter Frischlin's Leitung aufblühenden Martineum zu Braunschweig, sich zugleich als Hauslehrer bei der Wittwe des Kämmerers Joh. Pauli seinen Lebensunterhalt verdienend. Von 1590—1593 studirte er in Helmstedt und ward, nachdem er unter Meibom den Magistergrad errungen, zum Pastor in Adestedt (Adenstedt) ordinirt. 1597 ward er nach dem Tode seines Stiefvaters zum Stiftsprediger in der Heimath Wunstorf gewählt, rückte dort 1621 in das Amt des Generalsuperintendenten auf und feierte 1631 seinen Eintritt in das große Stufenjahr. Wann er starb, ist nicht überliefert; die Acten des Hannöverschen Staatsarchivs erzählen nur von seinen Streitigkeiten mit Amtsbrüdern und von der 1625 durch Tilly's Soldaten erfolgten Zerstörung seines Hauses. Aus seiner 1594 mit Elisa Ludovici zu Gandersheim geschlossenen Ehe gingen ein Sohn († 1607) und zwei Töchter hervor.

Zu dramatischer Bethätigung empfing L. schon in Braunschweig durch seinen bewunderten Lehrer Frischlin Anregung, der, wie L. in seiner Selbstbiographie berichtet, die Personen der Aeneis durch seine Schüler in Prosa und Versen agiren ließ. Daß auch sein theaterliebender Landesherr, Herzog Heinrich Julius, ihm für sein biblisches Schauspiel „Susanna" (Lemgo 1609) durch die gleichnamige Komödie vom Jahre 1593 Vorbild ward, läßt sich nur vermuthen, da Leseberg's Stück heut verschollen ist. In Hannover brachte er am 13. Februar 1613 eine nicht näher bekannte Komödie zur Aufführung. Erhalten ist nur sein „Jesus duodecennis" (Helmstedt 1610). Hier hat L., um der Wunstorfer Jugend zur „Fraßnacht" einen Exempel- und Zuchtspiegel vorzuhalten, die Reise des zwölfjährigen Jesus mit einer bunten Reihe von Contrastscenen durchflochten, die an den alttestamentlichen Beispielen des Hophni und Pinehas, des Sichem, des Achan die schlimmen Folgen der Gottlosigkeit, Hurerei und Dieberei vorführen und aus den Prodigusdramen Trink- und Buhlscenen entlehnen. Unbekümmert um die Verknüpfung der Handlungen und selbst um die gemeine Wahrscheinlichkeit flickt er diese verschiedenartigen Elemente zusammen; aus dem diebischen Achan des Buches Josua wird ein ungerathener Sohn, der, vom Hohenpriester auf die Klage der verzweifelten Eltern zur Steinigung verurtheilt, der Mutter zum Abschied ein Ohr abbeißt, und dessen Leichnam die mit prasselndem Feuerwerk erscheinenden Teufel (ad Satanam accurrentem cum cisio pulverem ex igne accensum proiiciente) zur Hölle schleppen. Aus dem Motivschatze der niederdeutschen Posse stammen die komischen Dialektscenen des Bauern Claus Flegel, der seinen 24jährigen Sohn zum Rabbi in die Schule bringen will und eine Katze statt eines Hasen überreicht, und des öfter ernsthaft moralisirenden Narren Dicax. Seine theologische Gelehrsamkeit läßt L. in der Schilderung des jüdischen Cultus und in den Disputationen der Rabbinen leuchten, bei denen der Jesusknabe sie auch über das tägliche hebräische Gebet wider alle Gojim zur Rede stellt. Das Passahfest wird von den Priestern mit einer hebräischen Fuge eröffnet, nach der Predigt und dem Opfer singt das Volk vierstimmig einen Choral des Magdeburger Gesangbuches: „Was Lobes solln wir dir, o Vater, singen" (Wackernagel 3, 906 Nr. 1067). Ebenso lassen die Schlemmer im Wirths-

hause einen vierstimmigen Cantus auf den Pfaffen Fritz los, und der Narr liefert eine drollige Beschreibung der Musiknoten. Leseberg's Verse zeigen eine strenge Achtsilbigkeit ohne weibliche Reime. Das Ganze ist ein unförmliches Sammelsurium ohne rechte Einheit und Vertiefung.

Lateinische Selbstbiographie in Εὐχὴ γενεθλιακή M. Joachimi Lesebergii annum aetatis suae LXIII feliciter ingredientis (Rinteln 1631, 4°) S. 16—40. — Acten des kgl. Staatsarchivs in Hannover. — Goedeke, Grundriß² 2, 397 und Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1852, S. 392. — Jugler, Aus Hannovers Vorzeit, 1876, S. 160. 269. — Spengler, Der verlorene Sohn, 1888, S. 148 und Iglauer Programm 1886, S. 10. — Zur Geschichte einzelner Motive vgl. Wickram's Werke 5, 37. 6, 248 und Bolte-Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele S. *35, *42. — Die Chorlieder sind in R. v. Liliencron's Verzeichniß (Vierteljahrsschrift f. Musikwissenschaft 6, 309) nachzutragen.

J. Bolte.

Letzner: Karl Wilhelm L., schlesischer Entomologe, wurde geboren am 13. Juni 1812 in Gabitz bei Breslau, wirkte in Breslau als Lehrer und zuletzt Rector von 1834 bis 1881 und starb am 15. December 1889. Angeregt durch die damals bedeutendsten Entomologen Breslaus T. E. Schummel († 1848) und S. Schilling († 1852) wandte er sich der Insectenwelt und besonders den Käfern zu. Die Kenntniß der schlesischen Käferfauna wurde durch ihn nicht nur in hervorragender Weise gefördert, sondern auch in gewissem Sinne zum Abschluß gebracht durch sein „Verzeichniß der Käfer Schlesiens“ 1871, ein Werk, das wegen der umfassenden kritischen Bearbeitung des gesammten reichen Materials mustergültig genannt werden kann. Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, der er als Bibliothekar und Sectionssecretär lange Jahre wichtige Dienste geleistet hatte, ernannte ihn kurz vor seinem Tode zum Ehrenmitgliede.

Jahresbericht der Schles. Gesellsch. für 1889, S. 286 ff.

Markgraf.

Leuckart: Karl Georg Friedrich Rudolf L., einer der hervorragendsten Zoologen des 19. Jahrhunderts, wurde am 7. October 1822 als Sohn des Buchdruckereibesitzers G. Leuckart in Helmstedt geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und zeichnete sich als Schüler in jeder Weise aus, so daß er, obwol er vielfach durch Krankheit gehindert wurde am Unterrichte Theil zu nehmen, doch mit 15 Jahren schon nach Prima versetzt wurde. Die Naturwissenschaften erregten sein besonderes Interesse und schon als Schüler begann er Insecten, namentlich Käfer, zu sammeln und fand in H. v. Heinemann, dem bekannten Lepidopterologen, welcher damals als Auditor in Helmstedt lebte, einen eifrigen Förderer seiner Bestrebungen.

Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog L. 1842 die Universität Göttingen, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Hier fand er in dem berühmten Physiologen Rudolf Wagner einen väterlichen Freund. Sein Verhältniß zu ihm schildert er in einer Rudolf Wagner gewidmeten Schrift: „Sie sind es gewesen, der mich eingeführt hat in den heiligen Tempel einer Wissenschaft, vor dessen Pforte bereits der Knabe mit Sehnsucht des Eintritts harrte, der mich begeistert hat durch das lebende Wort, das seinen Lippen entströmt ist. Ihr Rath, Ihr Beistand ist es gewesen, der bestimmend und fördernd überall mir zur Seite gestanden. Dem Schüler haben Sie Freundesrechte verstattet. Sie haben ihn aufgenommen unter ihr gastliches Dach, in den Kreis Ihrer liebenswürdigen Familie“. 1845 bestand L. das Staatsexamen und wurde Rudolf Wagner's Assistent. Noch in demselben Jahre

veröffentlichte er gemeinsam mit Heinrich Frey seine erste größere Arbeit, eine Neubearbeitung des ersten Theiles von Rudolf Wagner's Lehrbuch der vergleichenden Anatomie: „Die Anatomie der wirbellosen Thiere", Leipzig 1845. Ferner löste L. in demselben Jahre die von der medicinischen Facultät gestellte Preisaufgabe durch seine Arbeit: „De monstris eorumque causis et ortu", Göttingae 1845, in so vorzüglicher Weise, daß ihm einstimmig der Preis zuerkannt und er auf Grund dieser Arbeit zum Doctor promovirt wurde. 1847 habilitirte sich L. als Privatdocent der Zoologie.

Eine Forschungsreise an die norddeutsche Küste und deren Inseln, welche er zusammen mit H. Frey unternahm, gab ihm Veranlassung, seine Beobachtungen mit diesem gemeinsam zu veröffentlichen: „Beiträge zur Kenntniß der wirbellosen Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Fauna des norddeutschen Meeres", Braunschweig 1847, ein Werk, welches eine reiche Fülle höchst sorgfältiger Untersuchungen brachte. In dieser Schrift hatte er bereits angedeutet, daß die Cuvier'schen Typen nicht ausreichten. Er begründete diese Ansicht noch ausführlicher in einer Schrift: „Ueber die Morphologie und die Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere. Ein Beitrag zur Charakteristik und Classification der thierischen Formen", Braunschweig 1848. Er theilte die Cuvier'schen Radiaten auf Grund der anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Verhältnisse in Coelenteraten und Echinodermata. Huxley bezeichnet diese Theilung als den bedeutendsten Fortschritt in der thierischen Systematik seit Linné. In den folgenden Jahren entwickelte L. eine rege litterarische Thätigkeit. Zunächst begann er seine wichtigen Berichte über die Leistungen in der Naturgeschichte der niederen Thiere in dem Archiv für Naturgeschichte, dessen Mitherausgeber er später wurde, zu veröffentlichen und setzte dieselbe bis 1883 fort. Ferner begann er mit seinen bedeutungsvollen Arbeiten über die Zeugung: „Zur Morphologie und Anatomie der Geschlechtsorgane", Göttingen 1848; „Article Semen" in Todd's Cyclopaedia of Anatomie, Vol. IV, Pars I, 1847—49 und „Article Vesicula prostatica" ebd. Vol. IV, Pars II, 1849—52.

Im J. 1850 wurde L. als außerordentlicher Professor nach Gießen berufen und 1855 zum ordentlichen Professor ernannt. In die Zeit seiner Gießener Lehrthätigkeit fallen eine Menge wichtiger, zum Theil bahnbrechender Arbeiten. Zunächst setzte er seine Arbeiten über die Zeugung fort und veröffentlichte seinen berühmten Artikel „Zeugung" in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Leipzig 1853, S. 707—1000. Die Lehre von der Befruchtung förderte er wesentlich durch die Entdeckung der Mikropyle bei den Insecteneiern, durch welche die Samenfäden in das Ei eindringen: „Ueber die Mikropyle und den feinern Bau der Schalenhaut bei den Insecteneiern" in Müller's Archiv für Anatomie 1855, S. 90—264. Ferner sind von entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten dieser Periode besonders hervorzuheben: „Die Fortpflanzung und Entwickelung der Pupiparen", Halle 1858; „Zur Kenntniß des Generationswechsels in der Parthenogenesis bei Insecten", Frankf. 1858; „Die Fortpflanzung der Rindenläuse, Coccina" im Archiv f. Naturgeschichte, 25. Jahrg., 1. Bd. 1859; „Bau und Entwickelungsgeschichte der Pentastomen", Leipzig und Heidelberg 1860. Auch die von Pfarrer Dzierzon aufgestellte Lehre von der Parthenogenesis der Bienen begründete er wissenschaftlich, indem er mikroscopisch nachwies, daß in den Eiern, aus denen sich Drohnen entwickeln, keine Samenfäden zu finden sind, während sie in den Eiern, aus denen sich Königinnen oder Arbeiterinnen entwickeln, nachzuweisen sind. Auch die Bezeichnung Arrenstokie (Dronenbrütigkeit) stammt von L. her, Eichstädt.

Bienen-Zeitung, 13. Bd. 1857; 16. Bd. 1860. Aber nicht allein auf diese Arbeiten über Zeugung und Fortpflanzung beschränkte sich L. Er machte sich auch auf anderen Gebieten der Zoologie rühmlichst bekannt. So veröffentlichte er mit Professor Bergmann zusammen: „Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs. Vergleichende Anatomie und Physiologie", Stuttgart 1852. Hatte L. in früheren Schriften schon mit der bisher geltenden Herrschaft der Systematik gebrochen und die Morphologie in den Vordergrund gestellt, so suchte er hier „die wunderbare Harmonie in den Verhältnissen der einzelnen Stücke eines Thieres und in der Bildung der einzelnen thierischen Formen" nachzuweisen. Dr. Zacharias bezeichnet dieses Werk auch heute noch als eine Fundgrube anregender Gedanken, welchem man eine zeitgemäße Bearbeitung dringend wünschen möchte.

Von großer Bedeutung für die Wissenschaft waren seine Arbeiten über die Siphonophoren: „Ueber Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinung der Arbeitstheilung in der Natur", Gießen 1851, und „Zoologische Untersuchungen", Gießen 1853—54. Er erkannte, daß diese bisher für Einzelwesen gehaltenen Thiere polymorphe Thierstöcke sind und führte den Begriff des Polymorphismus in die Wissenschaft ein. Seine Arbeiten über die Fortpflanzung der Thiere führten L. zu demjenigen Zweige der Zoologie, welchem er sich in der Folgezeit vorwiegend widmete, auf dem er wichtige und grundlegende Entdeckungen machte und den er wie kein Anderer beherrschte, auf den Parasitismus. Mit Benutzung des Thierversuchs entdeckte er zunächst die Entwicklung des Blasenwurms zum Bandwurm: „Die Blasenwürmer und ihre Entwicklung", Gießen 1856, und „Helminthologische Experimentalversuche" in Göttinger Nachrichten 1862; und ferner unabhängig von Virchow und Zenker die Entwicklung der Trichine: „Untersuchungen über Trichina spiralis. Zugleich ein Beitrag zur Kenntniß der Wurmkrankheiten", Leipzig und Heidelberg 1860. Diese Untersuchungen gaben hauptsächlich Veranlassung zur Einrichtung der allgemeinen Fleischschau. Es reihen sich noch zahlreiche Untersuchungen verschiedener Parasiten an und das Resultat aller dieser Untersuchungen war das berühmte, unübertroffene Werk: „Die Parasiten des Menschen, Leipzig 1863—69.

Als Burmeister 1860 nach Argentinien übersiedelte, wurde L. von der philosophischen Facultät bei dem preußischen Cultusministerium als Nachfolger desselben in Vorschlag gebracht. Allein dieses hatte kein Verständniß für die von L. vertretene neue Richtung und berief einen Vertreter der alten Schule. 1869 folgte L. einem Rufe als ordentlicher Professor der Zoologie und Zootomie an die Universität Leipzig. Mit rastlosem Eifer setzte er hier die Untersuchungen über die Parasiten fort und bereicherte dies Gebiet durch zahlreiche neue Entdeckungen. Namentlich hervorzuheben sind die Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte des Leberegels, Distomum hepaticum, im „Zoologischen Anzeiger", 4. Jahrg. 1881 und 5. Jahrg. 1882. Während L. bisher nur Arbeiten über die wirbellosen Thiere veröffentlicht hatte, schrieb er jetzt auch über Wirbelthiere und bewies damit, daß er auch auf diesem Gebiete der Zoologie ebenso bewandert war wie auf dem der wirbellosen Thiere. So erschien die „Organologie des Auges. Vergleichende Anatomie", Leipzig 1875, und „Ueber Bastard-Fische" im Archiv f. Naturgeschichte, 48. Jahrg., 1. Bd., 1882. Bemerkenswerth sind ferner noch die „Zoologischen Wandtafeln zum Gebrauch an Universitäten und Schulen", Kassel 1877—98, welche er in Verbindung mit H. Nitsche und später mit C. Chun herausgab, ein Unterrichtsmittel, welches unübertroffen dasteht. Ferner gab er mit C. Chun zusammen die Zeitschrift „Bibliotheca Zoologica", Kassel 1888—98 heraus.

Ein schwerer Schlag traf L. durch den Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes und einer seiner Töchter, den er nie ganz hat überwinden können. Anfang 1898 erkrankte L. an Lungenentzündung. Schon hatte er die Krankheit überwunden, als am 6. Februar ein Herzschlag seinen Tod herbeiführte. L. war ein unermüdlicher, sorgfältiger Forscher und ein ausgezeichneter Lehrer, der mit seinem reichen Wissen einen glänzenden Vortrag verband. Seine Vorlesungen waren berühmt und wurden von weither besucht. Sein Leben war reich an Ehren. 27 neue Arten sind nach ihm benannt. Zahlreiche Akademien und gelehrte Gesellschaften haben ihn zum Ehrenmitgliede und correspondirenden Mitgliede ernannt und zahlreiche Orden und Ehrenzeichen sind ihm zu Theil geworden. Die zoologische Wissenschaft betrauert in ihm einen hervorragenden Meister.

Nekrolog: Victor Carus, Zur Erinnerung an Rudolf Leuckart, im Bericht über d. Verhandl d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss., 50. Bd. 1898. — Taschenberg, Rudolf Leuckart in Leopoldina Heft XXXV, Nr. 4, 1899.

W. Heß.

Leudesius, merovingischer Hausmeier im neustro-burgundischen Theilreich, folgte a. 674 in dieser Stellung seinem Vater Erchinoald, (der freilich von a. 656 ab eine Zeit lang auch den Majordomat für Austrasien geführt zu haben scheint) getragen von der burgundischen Adelsgruppe und im Bunde mit Bischof Leodigar von Autun, der unter Theuderich III. (a. 673 bis 691) thatsächlich das Theilreich leitete (s. beide Artikel). Jedoch der gewaltige Ebroin (s. den Artikel), aus seiner Einbannung in Kloster Luxeuil entsprungen, vertrieb diese seine Gegner, überschritt die Oise bei Pont Saint Maxence, nahe Compiegne, brachte den Knaben Theuderich in seine Gewalt und tödtete den listig herbeigelockten L.

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen Könige III, S. 691. — Deutsche Geschichte II, S. 288, 1888.

Dahn.

Leupolt: Karl Benjamin L. wurde am 25. October 1805 in dem sächsischen Pfarrdorfe Reichenau bei Zittau geboren. Seine Kindheit fällt in jene trübe Zeit, da unser Vaterland unter dem Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft seufzte. Der junge L. bekam davon sein Theil zu verspüren, indem sein Vater, vorher ein wohlbegüterter Fabrikant, in den Wirren jener Zeit sein Vermögen verloren zu haben scheint. Um den Sohn möglichst bald in die Lage zu bringen, sich selbst sein tägliches Brot zu verdienen, thaten ihn darum seine Eltern nach seiner Confirmation zu einem Handwerker in die Lehre. Nach der wenig freudenreichen Lehrzeit bei einem rohen Meister begab sich der Jüngling auf die Wanderschaft, und auf dieser verlor er sein bestes Gut, seinen Glauben: er gerieth auf die Irrwege des Atheismus.

In Basel indessen, wohin ihn die Wanderschaft führte, machte er die Bekanntschaft eines Landsmannes, eines frommen jungen Mannes, der sich im dortigen Missionsseminar zum Missionar ausbilden ließ. Zunächst fühlte sich L. von der Frömmigkeit seines Bekannten eher abgestoßen als angezogen; allmählich machte sie aber doch tiefen Eindruck auf ihn. Er bekehrte sich aus tiefstem Grunde, gewann in dem neugefundenen Glauben den Frieden der Seele wieder und beschloß, sich nun auch selbst dem Missionsberufe zu widmen.

Er meldete sich zur Aufnahme im Basler Missionshause, ward aufgenommen und verbrachte die nächsten vier Jahre (1827—31) in diesem Hause unter der Leitung des innig gläubigen, geistesmächtigen Missionsinspectors Blumhardt; es war eine für sein inneres Leben reichgesegnete Zeit.

Die Basler Missionsgesellschaft sandte damals noch nicht selbst Missionare

in die Heidenwelt, sondern bildete sie nur zu solchen aus und übergab sie dann anderen Gesellschaften, meist der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, zur Aussendung. In den Dienst dieser letzteren Mission trat auch unser L. ein und ward von ihr, nachdem er noch einen einjährigen Cursus auf dem Missionsseminar in Islington (London N.) absolvirt hatte, im J. 1832 nach Indien, seiner zukünftigen Wirkungsstätte, ausgesandt.

Am 19. Januar 1833 zogen er und sein Mitmissionar Knorpp in Benares ein, wo sie ihre Wohnung aufschlagen sollten. Was dem Mohammedaner Mecca und Medina, dem Juden Jerusalem ist, das ist dem Hindu Benares: die heilige Stadt, die Pforte des Himmels. Mit seinen mehr als 1000 Tempeln und Tempelchen bildet es die Hochburg des Hinduismus. Die Missionsarbeit an diesem Platze ist ebenso schwierig, wie sie wichtig ist. Es ist begreiflich, daß die Vertreter des Hinduismus, die Brahmanen, die in Benares zu Zehntausenden ansässig sind, hier der Verkündigung des Evangeliums den leidenschaftlichsten und zähesten Widerstand entgegensetzen. Andererseits muß das Christenthum den Hinduismus, wenn es ihn überhaupt überwinden will, hier überwinden.

Missionar Leupolt hat den gewaltigen Kampf aufgenommen und ihn fast vier Jahrzehnte hindurch (1833—1872) unentwegt, mit aller Energie ausgefochten. Es war noch in den ersten Jahren seiner Thätigkeit, da besuchte Bischof Wilson von Kalkutta einmal zu Visitationszwecken Benares, und er berichtete hernach über L.: „Leupolt verspricht ein zweiter Schwartz zu werden“ (Schwartz, von 1750—1798 Missionar in Südindien, war einer der größten Missionare der evangelischen Kirche, s. A. D. B. XXXIII, 205). Die Hauptstärke Leupolt's lag in der Straßenpredigt und der öffentlichen Disputation. Tag um Tag, Jahr um Jahr besuchte er, begleitet von einem Mitmissionar oder einem eingebornen christlichen Gehülfen, die Straßen und Plätze, die Ghats (die zum Ganges hinabführenden Treppen) und die Melas (religiöse Volksfeste) nah und fern. Ohne Uebertreibung konnte er schließlich melden, daß es in Benares keinen Winkel und keine Gasse mehr gäbe, wo das Evangelium nicht verkündigt worden sei. Der Landessprachen, des Hindi wie des Urdu, wurde er im Laufe der Jahre so sehr Meister, wie es nur wenigen Europäern gelingt. Aber er begnügte sich nicht mit einer äußerlichen Sprachkenntniß, sondern bemühte sich vor allen Dingen, in das Denken und Fühlen seiner Zuhörer einzudringen. Ihre heiligen Schriften hat er gründlich studirt. Vor allem ist aber die herzliche Sympathie, die er für seine Zuhörer alle Zeit empfand, für alle Missionare vorbildlich. Nie ließ er seine Ueberlegenheit fühlen, nie sich zur Leidenschaft fortreißen; immer blieb er wie sein Meister „sanftmüthig und von Herzen demüthig“. Der Morgenländer ist ein Freund der Gleichnißrede, während er scharfem logischen Denken abhold ist. Diese Gabe der Gleichnißrede war nun L. in besonderem Maße gegeben. Wie oft hat er mit einem packenden Gleichniß die Gegner zum Schweigen gebracht!

Neben der Predigtthätigkeit widmete sich L. mit vieler Liebe der Schule. Ist das auch keine directe Missionsarbeit, so erkannte L. doch, daß es ein ganz unschätzbares Mittel dazu war, allmählich christliche Ideen weithin im Volke zu verbreiten. Schon vor Leupolt's Zeit hatte ein heidnischer Radscha Dschai Narayan zum Dank für die ihm auf sein Gebet zum Christengott wiedergegebene Gesundheit in Benares mit bedeutenden Mitteln eine Schule gestiftet und diese der englisch-kirchlichen Mission übergeben. Die Pflege dieser Anstalt ließ sich L. angelegen sein, es gelang ihm, sie nach und nach zu einem an die Universität Kalkutta angeschlossenen College (Gymnasium) fortzuentwickeln. Wenn auch die Zahl der directen Bekehrungen dieser Anstalt nicht

groß war — darauf war ja auch das Absehen nicht gerichtet —, so hat sie doch unverkennbar sehr segensreich gewirkt, und das thut sie noch bis auf den heutigen Tag.

Auch zu litterarischer Thätigkeit fand L. noch Zeit. Mit einem anderen Missionar zusammen schrieb er eine preisgekrönte Preisschrift „Din-i-Haqq Ki Tahqoq", eine Untersuchung über die wahre Religion im Gegensatz zum Hinduismus und Mohammedanismus. Als thätiger und sachkundiger Mitarbeiter hat er an der Revision von zwei indischen Bibelübersetzungen, der Uebersetzung in das Hindi und in das Urdu, mitgearbeitet.

Abgesehen von mehreren zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit nothwendig gewordenen Reisen in die Heimath, hat L. die ganzen 40 Jahre seiner indischen Missionsthätigkeit in Benares zugebracht. Auch während des furchtbaren Söldneraufstandes 1857, der so manchen Europäern das Leben gekostet hat, hat er treulich auf seinem Posten ausgehalten. Sonstige bedeutsame und einschneidende Ereignisse weist sein Leben kaum auf. Große sichtbare Erfolge in der Bekehrung zahlreicher Hindu zu sehen, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Benares ist eben, wie schon anfangs gezeigt, für die Evangeliumsverkündigung ein äußerst harter, unempfänglicher Boden. Nichtsdestoweniger dort auszuharren, auch dann auszuharren, wenn er sehen mußte, wie andere Missionsfelder in Indien sich ungleich fruchtbarer erzeigten, erforderte viel Treue und Selbstverleugnung. Aber L. übte diese Selbstverleugnung, er sagte sich, daß eben Gott ihn auf diesen Platz gestellt habe und von ihm haben wolle, daß er ihn nicht verlasse. Jedoch hat es L. auch erlebt, daß sich in Benares eine kleine, langsam aber doch stetig wachsende Christengemeinde bildete. Je und je hatte er auch die Freude, daß Brahmanen oder sonst hochangesehene Männer sich zum Christenthume bekehrten, wie der einer der ersten Brahmanenkaste angehörige Babu Yuhanna, der gelehrte Pandit Nehemiah Goreh, ja sogar ein Prinz Mahzar Ali Khan, ein Nachkomme der entthronten Nabobsfamilie von Delhi. Doch beschränkt sich der Erfolg von Leupolt's langjähriger Wirksamkeit nicht auf die immerhin kleine Zahl von Bekehrungen. Als er 1872 von Benares Abschied nahm, da war doch gar manches anders geworden, wie er es 1833 zuerst angetroffen hatte. Mochte das auch äußerlich nicht so zu Tage treten, innerlich in der ganzen Denkweise der gebildeten Hindu war doch eine große Veränderung vorgegangen; mehr als diese selbst es eingestehen würden, hatten christliche Anschauungen, christliche Ethik sich in ihren Kreisen Platz erobert. Das war auch eine verborgene Frucht von dem unermüdlichen Wirken Leupolt's.

Seinen Lebensabend hat der Missionsveteran in England verbracht. Von 1874—1884 hat er dort als allseitig geehrter und geliebter Seelsorger das Pfarramt zu Brampton verwaltet, und daselbst ist er am 16. December 1884, nachdem er noch am Sonntag vorher die Kanzel bestiegen hatte, in dem reichen Alter von fast 80 Jahren entschlafen.

Recollections of an Indian Missionary (von ihm selbst verfaßt), 2 Thle. London. — Ostertag, Leupolt's Erinnerungen an das Missionswerk in Benares. Basel 1846. — Ein kurzes „In memoriam" von ihm in der März-Nummer des Church Missionary Intelligence 1885.

P. Richter.

Leuthari, alamannischer Herzog, wie sein Bruder Butilin, c. a. 550. Es ist doch zweifelhaft, ob Beide wirklich in der Heimath alamannische Stammesherzoge waren, obwol Agathias, der Fortsetzer Prokop's, das anzudeuten scheint, wenn er sagt, der Merovingenkönig Theudibald (s. den Artikel a. 548—555) habe ihnen die mächtigste Stellung in ihrem Volke gewährt;

zwei gleichzeitige Herzoge in Alamannien kommen sonst in dieser Zeit (anders später, inbezug auf das Elsaß) nicht vor und ihr abenteuerndes Auftreten fern in Italien paßt wenig zu dem Herzogsamt und dessen Pflichten im Lande. Wie dem sei, der junge König konnte oder wollte nicht hindern, daß die beiden Brüder mit gewaltigen Scharen von Alamannen und Franken — angeblich 72 000—75 000 Mann — dem Hülferuf der letzten, von Narses nach Teja's Untergang (s. den Artikel) schwer bedrängten Ostgothen in Italien folgend, in Venetien eindrangen: offen und von Reichswegen gegen die Byzantiner Krieg zu führen scheute sich der Meroving doch, da ja sein Vater Theudibert I. (a. 533—548, s. den Artikel) wie von den Gothen auch vom Kaiser für versprochene Waffenhülfe reiche Zahlungen erhalten hatte (was jenen freilich nicht abgehalten hatte, beide Kämpfenden anzugreifen und für sich selbst auf der Halbinsel Eroberungen zu machen).

Sobald die Brüder mit ihren starken Streitkräften sich in der Aemilia und in Ligurien zeigten, schlossen sich die Gothen in diesen Provinzen an sie, so daß des Narses Feldherrn bis nach Faënza und Ravenna zurück weichen mußten. Einen Winterfeldzug gegen die nordischen Feinde, die sich in einem italischen Winter gar wohl fühlten, vermied Narses: er zählte — wie der Erfolg lehrte, mit Recht! — auf die Hitze, die Erschlaffung, die Seuchen des Sommers. Nachdem der große Feldherr ihnen bei Rimini durch verstellte Flucht eine Schlappe beigebracht, ging er in Winterquartiere nach Rom, wobei er freilich nicht hindern konnte, daß die Uebermächtigen sich noch im Winter, dann im Frühjahr entlang der Ost- und der Westküste der Halbinsel verheerend noch über Rom hinaus bis tief in den Süden ergossen: Butilin mit dem größeren Haufen entlang dem tyrrhenischen Meer durch Campanien, Lucanien, Bruttien bis an die Meerenge von Rhegium, L. mit geringeren Kräften entlang dem jonischen Busen durch Apulien und Calabrien bis Hydruntum (Otranto): dieser wollte mit seiner reichen Beute nach Hause ziehn und dem Bruder von dort neue Hülfsscharen senden: denn Butilin hatte den Gothen versprochen, mit ihnen den Kampf gegen Byzanz auszufechten, nach dem Sieg sollte er ihr Königthum in Italien wieder aufrichten. L. verlor aber auf dem Rückweg im Picentinischen an dem Saum der Küste bei Pisaurum durch Ueberfall einen großen Theil seiner Vorhut, wandte sich dann westlich, zog entlang den Apenninen in die Aemilia, überschritt mit Mühe den Po, ward dann aber zu Ceneta in Venetien mit seinem ganzen Heer von bösen Fiebern und Seuchen hingerafft. Inzwischen zog Butilin aus dem verheerten Süden wieder die Halbinsel aufwärts; auch seine Haufen wurden — es war jetzt Spätsommer — durch die Ruhr gelichtet, die der unmäßige Genuß von Trauben und Most erzeugt hatte: er zählte nur noch 30 000 Mann, als er bei Capua von Narses eingeschlossen „und wie in einem Netz verstrickt mit seinem ganzen Heer erwürgt wurde"; nur fünf Mann sollen (angeblich) entkommen sein.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen II, 1862. — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Aufl. 1899, S. 284; über die Stellung der damaligen Herzoge in Alamanien Könige IX. 1, 1901. Dahn.

Leuzinger: Rudolf L., Kartograph, ist als Sohn eines unbemittelten Landmanns am 17. December 1826 zu Nettstall im Kanton Glarus geboren. Da beide Eltern frühzeitig starben, wurde er von seiner Heimathgemeinde in der Linthcolonie, einer Erziehungsanstalt für arme und verwaiste Kinder untergebracht. Nach der Schulzeit kam er zu einem Steinmetzmeister in Wädenswyl in die Lehre, doch entsprach diese Beschäftigung in keiner Weise

seinen Neigungen. Als er daher 1844 hörte, daß der Kartograph Jacob Melchior Ziegler begabte junge Leute für die von ihm geleitete geographische Anstalt von Wurster & Comp. in Winterthur suchte, meldete er sich und wurde wegen seiner Fertigkeit im Zeichnen als Lehrling in die lithographische Abtheilung des Geschäftes aufgenommen. Hier eignete er sich in wenig Jahren eine hervorragende Geschicklichkeit namentlich im Terrainstich an. Er gewann bald das volle Vertrauen Ziegler's, der ihm allmählich die schwierigsten Arbeiten anvertraute. 1847 unternahmen Beide gemeinsam eine Studienreise nach Deutschland, um die bedeutendsten Kartographen und die von ihnen geleiteten Anstalten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. L. erntete manches Lob für seine tüchtigen Leistungen und brachte fruchtbare und nachhaltige Anregungen mit heim. Nachdem er seine Lehrzeit vollendet hatte, blieb er noch mehrere Jahre als Kartograph in der Anstalt seines Lehrers und arbeitete an dessen Kartenwerken, namentlich an der Topographischen Karte der Kantone St. Gallen und Appenzell in 16 Blättern (1849—1851), an dem Atlas über alle Theile der Erde (1851) und an dem Hypsometrischen Atlas (1856), sowie an der Topographischen Karte der Insel Madeira (1856) mit. An eigenen Arbeiten schuf er in diesen Jahren Karten der Kantone St. Gallen, Tessin, Graubünden, Glarus und Freiburg, sowie eine Karte der Insel Sumbawa. Nachdem er 15 Jahre lang in der Wurster'schen Officin gearbeitet hatte, wünschte er sich selbständig zu machen. Er siedelte deshalb 1859 nach Glarus über und gründete hier eine neue kartographische und lithographische Anstalt, die durch ihre in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht gleich werthvollen Erzeugnisse bald einen guten Ruf gewann. Da er besonders im Terrainstich vortreffliches leistete, wurde er 1860 nach Paris berufen, um für einige Karten der von dem Kaiser Napoleon III. vorbereiteten Histoire de Jules César das Terrain zu bearbeiten. Weil ihm aber das unruhige Leben in der Fremde nicht gefiel, kehrte er trotz mehrerer Angebote glänzender Stellungen schon nach wenigen Monaten nach Hause zurück. Kaum hatte er seine gewohnte Thätigkeit wieder aufgenommen, so verzehrte am 10. Mai 1861 ein gewaltiger Brand einen großen Theil von Glarus. Leuzinger's Haus blieb zwar verschont, doch war seine wirthschaftliche Existenz durch die allgemeine Nothlage für längere Zeit gefährdet. Deshalb entschloß er sich, einer Einladung der Berner Kantonalregierung folgend, nach Bern überzusiedeln, wo er von der Katasterbehörde mit der Anfertigung von Forstkarten und Bauplänen beschäftigt wurde. Daneben entwarf er verschiedene Schulkarten, Touristenkarten und Kartenbeilagen für mehrere wissenschaftliche Werke. Ein weiteres Feld eröffnete sich für seine Thätigkeit, als 1863 der neu gegründete Schweizer Alpenclub beschloß, regelmäßig ein Jahrbuch mit Kartenbeilagen herauszugeben. L. hat einen großen Theil dieser Karten gezeichnet und gestochen, so daß beinahe jeder Band des Jahrbuchs ein Werk seiner Hand enthält. Da diese Excursionskarten meist nach den Originalaufnahmen des Eidgenössischen topographischen Bureaus hergestellt wurden, trat L. bald in nähere Beziehungen zu dieser Behörde und namentlich zu ihrem Leiter, dem Obersten Hermann Siegfried. Dieser lernte Leuzinger's hervorragende Geschicklichkeit schätzen, und als 1868 die Bundesversammlung beschlossen hatte, einen neuen großen Atlas der Schweiz im Maßstab der Originalaufnahmen herzustellen, übertrug er ihm den schwierigen Stich der Hochgebirgsblätter. L. führte nicht weniger als 117 derselben in einer Weise aus, die ihm den ungetheilten Beifall der tüchtigsten Fachmänner des In- und Auslandes sicherte. Daneben schuf er noch eine große Anzahl anderer Kartenblätter, theils in Kupferstich, theils in Chromolithographie. Hervorzuheben sind mehrere Uebersichtskarten der

Schweiz in verschiedenen Maßstäben, Karten der Kantone Neuenburg, Bern und Aargau, Specialkarten der Centralschweiz, des Berner Oberlandes, der Gegend um Grindelwald und des Rigi, sowie eine große Carte physique et géographique de la France. 1881 nöthigten ihn Unannehmlichkeiten verschiedener Art, Bern zu verlassen. Er wendete sich wieder seiner Glarner Heimath zu und ließ sich inmitten einer herrlichen Gebirgsnatur im „Haltli" bei Mollis nieder. Hier arbeitete er unermüdlich weiter und schuf immer neue vollkommenere Werke seiner Kunst. Zu erwähnen sind namentlich Reliefkarten der Schweiz, von Südbaiern, Tirol und Salzburg, sowie von Palästina, eine Reisekarte von Oberitalien, eine Eisenbahnkarte Europas in 6 Blättern, zahlreiche kleine Karten für Bädeker's und Meyer's Reisebücher, sowie die Terrainzeichnung auf den Karten des Rhonegletscher-Werkes und auf Imfeld's Montblanc-Karte. Durch die angestrengte Sitzarbeit hatte sich L. im Laufe der Jahre ein Herzleiden zugezogen, dem er am 11. Januar 1896 erlag. Er gilt mit Recht als einer der tüchtigsten Kartographen seines Vaterlandes, besonders als einer der besten Interpreten für die Darstellung des Gebirgsterrains und der geologischen Formen. Nicht zum wenigsten durch seine Mitarbeit ist der Siegfried-Atlas zu einem Musterwerke der modernen Kartographie geworden. Seine Karten, über 300 an der Zahl, vereinigen in seltenem Maße Naturtreue, wissenschaftliche Gründlichkeit und künstlerische Vollendung.

L. Held, Kartograph Rudolf Leuzinger (Jahrbuch d. Schweizer Alpenclub XXXI [1896], S. 296—303. Mit 2 Porträts). — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XVIII (1896), S. 279—282 (mit Bild). — Geographisches Jahrbuch XX (1897), S. 474.

Viktor Hantzsch.

Levinstein: Eduard L., Arzt und Geh. Sanitätsrath in Berlin-Schöneberg, geboren am 24. März 1831 zu Berlin, studirte seit 1850 in Leipzig, Würzburg und Berlin, ließ sich 1855 in Schöneberg bei Berlin nieder, eröffnete 1861 eine Brunnen- und Badeanstalt, 1863 eine Maison de santé für körperlich Kranke und errichtete 1864 in derselben das erste pneumatische Cabinet in Deutschland, später ein gleiches in Doberan. Auf Veranlassung Griesinger's fügte er seiner Anstalt noch eine Separatabtheilung für psychisch Kranke hinzu. 1867 wurde er Sanitätsrath, 1878 Geh. Sanitätsrath und starb am 7. August 1882. L. hat das Verdienst, in Deutschland zuerst das No-restraint-System eingeführt, die Verbreitung der Anwendung des Chloralhydrats gefördert und großartige Resultate in der Heilung der Morphiumsucht erzielt zu haben. In seinen verschiedenen, diesen letzteren Gegenstand behandelnden Vorträgen und Schriften, wie besonders in der Monographie: „Die Morphiumsucht" (Berlin 1877; 2. Aufl. 1879) hat er hauptsächlich die Aufmerksamkeit der Aerzte auf den von ihm zuerst beschriebenen Symptomencomplex hingelenkt.

Vgl. Biogr. Lex. ed. Hirsch u. Gurlt III, 693. Pagel.

Lewin: Georg Richard L., bekannter Dermato-Syphilidolog in Berlin, geboren zu Sondershausen am 19. April 1820, studirte seit 1841 in Halle, seit 1843 in Berlin, hier besonders als Schüler von Joh. Müller, unter dessen Leitung er 1845 promovirte. Nach Ablegung der Staatsprüfung unternahm L. eine längere Studienreise, die ihn nach Wien, Würzburg und Paris führte. Hierauf ließ sich L. in Berlin nieder und widmete sich neben der Praxis auch experimentell-pathologischen Studien, als deren Frucht er 1861 die Studie über die Wirkung des Phosphors auf den Organismus mit dem

Nachweis der consecutiven fettigen Degeneration der Leber veröffentlichte. Auch hielt er eine Reihe von Jahren Curse für die Physikatscandidaten. Die kurz vorher durch Czermak erfolgte Einführung der Laryngoskopie veranlaßte L., sich der Laryngologie zuzuwenden; als einer der ersten in Berlin wandte er (neben Tobold) die neue Untersuchungsmethode an und trug sowol praktisch wie schriftstellerisch durch seine „Klinik der Krankheiten des Kehlkopfes" (2. Aufl. 1863), sowie durch seine Monographie „Inhalationstherapie und Krankheiten der Respirationsorgane" (2. Aufl. Berlin 1865) zur Pflege der Disciplin bei, besonders nachdem er sich 1862 für dieselbe an der Universität habilitirt und officiell darin auch Studirende zu unterrichten unternommen hatte. Nach dem Tode v. Baerensprung's übernahm L. als dessen Nachfolger 1865 die Stellung als dirigirender Arzt der Abtheilung für Syphilitische und Hautkranke an der Berliner Charité, rückte 1868 in ein Extraordinariat ein und hat dieses (seit 1884 mit dem Charakter als Geh. Medicinalrath) bis zu seinem am 1. November 1896 erfolgten Ableben verwaltet, doch war 1884 von seiner Klinik die Abtheilung für Hautkranke abgezweigt und Schweninger übertragen worden. 1880 war L. als außerordentliches Mitglied in das kaiserliche Reichsgesundheitsamt berufen worden. An Lewin's Namen knüpft sich als eine wichtige therapeutische Neuerung die Einführung der subcutanen Sublimatinjectionen, die L. nach verschiedenen primitiven Vorversuchen von anderer Seite zielbewußt und systematisch anwandte, zunächst in der Dissertation von P. Richter (Berlin 1867), dann in Eulenburg's Werk „Die hypodermatische Injektion der Arzneimittel" und schließlich in einer eigenen Monographie: „Behandlung der Syphilis durch subcutane Sublimatinjectionen" (ebd. 1869) veröffentlichte. — Im übrigen hat L. eine große Zahl von Arbeiten publicirt über die verschiedensten Capitel der Dermato-Syphilidologie, auch über andere Theile der speciellen Pathologie, über Cysticercus cellulosae, parasitäre Sycosis, Argyrosis, morb. Addisonii, Acromegalie, Sclerodermie u. s. w. Einen Theil seiner beträchtlichen Bibliothek erhielt die Berliner dermatologische Gesellschaft als Legat.

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 999. Pagel.

Lexer: Mathias von L., Germanist, wurde am 18. October 1830 zu Liesing im Lesachthale, der westlichen Fortsetzung des Gailthales, in Kärnten als Sohn eines kleinen Müllers geboren. Die Fähigkeiten, welche der Knabe zeigte, veranlaßten die Eltern, ihn für das Studium zu bestimmen. Die gute Mutter führte ihn nach Klagenfurt, erbat dort bei wohlthätigen Bürgern mit Geduld und vielen Thränen freien Mittagstisch für ihren Mathias, der das weiter Nöthige sich durch Unterricht noch Jüngerer und Unwissender zu verdienen angewiesen war. In Klagenfurt absolvirte er das Gymnasium, legte 1851 die Reifeprüfung ab und begab sich October dieses Jahres an die Universität Graz, um Jura zu studiren. Diesen Plan gab er jedoch bald auf, wandte sich dem Studium der deutschen Sprache und Litteratur zu und wurde des berühmten Germanisten Karl Weinhold, der eben nach Graz berufen worden war, Schüler und bei dem Werke, das jener eben damals schrieb, Mitarbeiter. „Ich sammelte damals", so schreibt Weinhold selbst, „für mein Buch ‚Weihnachtsspiele und Lieder' Stoff aus Inneröſterreich und hatte das Glück, an dreien meiner Zuhörer, Mathias Lexer, Alois Egger und Franz Ilwof, begeisterte Helfer zu finden". L. lieferte Beiträge aus Kärnten. Von damals datirt es auch, daß der Verfasser dieser Biographie mit L. bekannt und bald innig befreundet wurde.

Weinhold regte L. an, den Wortschatz und die Volksüberlieferungen

Kärntens zu sammeln, was schönen Erfolg hatte, wie seine Beiträge in Frommann's „Mundarten" (II, 241, 399, 513; III, 114, 305, 464; IV, 36, 155, 481; V, 99—103; VI, 191) und in der Zeitschrift für deutsche Mythologie (III, 29—36; IV, 407—414) beweisen. In Wien setzte L. seine Studien fort und trat als Hofmeister in das gräflich Lamberg'sche Haus ein, in dem er bald von der Herrschaft und deren Söhnen hochgeschätzt und von den letzteren geradezu als Freund betrachtet wurde. Dort legte er die Lehramtsprüfung ab und wurde als Supplent an das Gymnasium nach Krakau gesendet, das zu jener Zeit noch deutsche Unterrichtssprache hatte. Hier lehrte er von 1855 bis 1857 Deutsch, Geographie und Geschichte. Im Jahresberichte dieses Gymnasiums von 1856 erschien Lexer's erste wissenschaftliche Arbeit: „Der Ablaut in der deutschen Sprache", worin er in klarer Weise die Theorie Theodor Jacobi's über dieses vocalische Gesetz erörterte.

Wahrscheinlich dadurch wurde man höheren Orts auf ihn aufmerksam und er erhielt vom k. k. Unterrichtsministerium ein Stipendium zur Vervollständigung seiner Studien in Berlin. Dort hörte er Moritz Haupt, Bopp, Albrecht Weber, Kiepert, Gosche, trat zu Grimms in persönliche Beziehung und verkehrte viel mit Wilhelm Mannhardt, seinem Hausgenossen.

Nach Wien zurückgekehrt bekam er eine Unterstützung zu einer Reise zur Vollendung seiner volksthümlichen und sprachlichen Sammlungen in Kärnten. Jedoch eine seinen mäßigen Ansprüchen entsprechende Anstellung wurde ihm in Oesterreich nicht zu Theil. Er sah sich daher genöthigt, sich wieder als Hauslehrer und zwar bei der gräflich Hunyady'schen Familie zu verpflichten.

Inzwischen hatte er sein „Kärntisches Wörterbuch" fertiggestellt, legte es der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien vor, welche ihm einen Beitrag von 500 Gulden zu den Kosten der Arbeit bewilligt hatte. Es erschien unter dem Titel: „Kärntisches Wörterbuch. Mit einem Anhange: Weihnachtsspiele und Lieder aus Kärnten", Leipzig 1862.

Im J. 1861 wurde er von der historischen Commission der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften als philologischer Mitarbeiter bei der Edition der deutschen Städtechroniken berufen. Er nahm den Ruf an und siedelte nach Nürnberg über, das ihm zum Sitz angewiesen worden war. Für dieses Unternehmen war er mit Frensdorff kritischer Bearbeiter der Texte für die Bände I—V der „Chroniken der deutschen Städte vom 14.—16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1862—1866". Sie enthalten die Chroniken von Nürnberg und Augsburg, wozu L. auch die Glossare lieferte. Ebenso wurden von ihm die Texte des 1892 ausgegebenen dritten Bandes der Augsburger Chroniken schon vor 1866 hergestellt und mit seiner Handschriftenbeschreibung unverändert abgedruckt. Noch in Nürnberg gab er „Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg. Mit einer Einleitung und sachlichen Anmerkungen von Friedrich von Weech", Stuttgart 1862, heraus.

Nur kurze Zeit blieb er in der Stelle als Mitarbeiter der historischen Commission; durch Wilhelm Wackernagel's Empfehlung wurde er 1863 als a. o. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität zu Freiburg im Breisgau berufen und 1866 dort zum Ordinarius ernannt. Mai 1868 wurde er gleichzeitig von den Universitäten Graz und Würzburg an erster Stelle vorgeschlagen; er entschied sich für die Stadt am Main. Hier wirkte er durch 23 Jahre, beliebt und hochangesehen an der Julius-Maximilian-Universität wie in weiteren Kreisen. Zwei Mal, 1877/78 und 1889/90, war er Rector, oftmals Senator. Als 1872 die Universität Straßburg ins Leben gerufen wurde, dachte man dort ernstlich an ihn bei den Vorschlägen

zur Besetzung der Lehrkanzel für deutsche Litteratur. Wilhelm Scherer in Wien erhielt die Stelle. Jetzt wurde L. in Wien vorgeschlagen und der österreichische Unterrichtsminister bot ihm diese Professur an. L. lehnte jedoch den Ruf ab und blieb in Baiern.

Während der mehr als zwei Jahrzehnte in Würzburg entwickelte er bedeutende wissenschaftliche Thätigkeit. Er verfaßte das „Mittelhochdeutsche Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index von Benecke-Müller-Zarncke", 3 Bde., Leipzig 1872—78, ein für Germanisten ebenso wie für Historiker wichtiges Hülfswerk; ein „Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch", Leipzig 1881, 2. Aufl. 1885, 3. u. 4. Aufl. 1891; hielt einen Vortrag über „Walther von der Vogelweide", Würzburg 1873; die Rede zur Feier des 295. Stiftungstages der Universität Würzburg: „Ueber deutsche Philologie", Würzburg 1877; und die Festrede zur Feier des 308. Stiftungstages derselben Hochschule: „Zur Geschichte der neuhochdeutschen Lexikographie", Würzburg 1890.

Die ausgezeichneten Leistungen Lexer's auf dem Gebiete der Lexikographie veranlaßten Salomon Hirzel, ihn als Mitarbeiter an dem Grimm'schen Wörterbuch zu gewinnen. Er nahm an und bearbeitete für das „Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm" den siebenten Band (N, O, P, Q), Leipzig 1881—89; und die ersten drei Lieferungen des XI. Bandes, 1890/91. Das letzte Wort, das L. für das Wörterbuch schrieb, war „Todestag"; unmittelbar darnach hatte ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Seinen Arbeiten für das Wörterbuch entsprangen zwei Aufsätze: „Zur Geschichte des deutschen Wörterbuchs. Mittheilungen aus dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel" (Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Literatur, Berlin 1890. XVI, 220—264) und „Nachlese aus dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel" (ebenda 1891, XVII, 237—254). Noch einiges kleinere ist zu erwähnen, die Miscelle „stiezen" in der Zeitschrift f. deutsche Philologie XXI, 255, „Bruchstücke der Kaiserchronik" in der Zeitschrift f. deutsches Alterthum XIV, 503—525, und nicht unterzeichnete Bücherbesprechungen im Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit 1864, 1866, 1867. — Neben der mühevollen Arbeit an dem deutschen Wörterbuch hatte er auf Wunsch der königlich bayerischen Akademie in München noch eine große Bürde auf sich genommen, die sprachliche Bearbeitung des Textes von „Johannes Turmair's, genannt Aventinus Bayerische Chronik", von welcher I. 1, 2 München 1882, 1888; II. 1, 2 1884, 1885 erschienen sind.

Lexer's Verdienste wurden von der bairischen Regierung vollauf anerkannt, 1885 erhielt er das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone und damit den persönlichen Adel, 1890 wurde er zum ordentlichen Mitglied des obersten Schulraths des Königreichs Baiern ernannt.

Nachdem Ende September 1890 der Germanist und Romanist Konrad Hofmann in München gestorben war, wurde L. im Mai 1891 an diese Universität berufen. Mit 1. August trat er das Münchener Lehramt an; nur ein Semester in ihm zu wirken war ihm beschieden.

Ende März 1892 reiste er nach Berlin mit seinem ältesten Sohne, der dort eine Stelle als Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik v. Bergmann's erhalten hatte. Erkältet verließ er Berlin, begab sich zu seiner in Nürnberg verheiratheten Tochter. Dort befiel ihn eine Rippenfell- und Lungenentzündung, der er am 16. April 1892 erlag. Am 19. April wurde er auf dem Johanniskirchhof der alten Reichsstadt beerdigt.

„M. Lexer war ein ganzer Mann, ein ruhiger, klar denkender Kopf, ein

wohlwollender parteiloser Mensch, eine feste, reine Seele. — Treue war sein Grundzug."

Hinrichsen, Das literarische Deutschland. Berlin 1891, S. 803. — Weinhold, Mathias von Lexer (Beilage z. Münchener Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 118). — Weinhold, Mathias von Lexer (Zeitschrift f. deutsche Philologie XXV, 253—255). — Mathias von Lexer (Nekrolog in der Deutschen Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft. Freiburg i. B. 1892, VII, 187). — Ilwof, Dr. Mathias von Lexer (Nekrolog in der Grazer „Tagespost" 1892, Nr. 110). Franz Ilwof.

Leydensdorff: Franz Anton L. (auch Leutensdorfer, Leutersdorfer, Leiterstorfer und Leidensdorf genannt) ist am 14. April 1721 zu Reutte in Tirol als Sohn des Bauern Joh. Leutensdorfer und der Susanna Oberstorferin geboren. Das Talent des Franz Anton, der „schon als Schulknabe aus eigenem Antrieb allerlei zu zeichnen versuchte", entwickelte sich rasch. Der kaum vierzehnjährige Knabe kam zu Joh. Balthasar Riep in Reutte, einem jener handfertigen Kirchenmaler, an denen Tirol und die Alpenvorländer so reich sind, in die Lehre. Riep genoß den Ruf, ein „guter Maler" zu sein. Nach vollbrachter Lehrzeit nahm L. bei dem im Fürstbisthum Brixen vielbeschäftigten, kaum „mehr als mittelmäßigen" Maler Rup. Mayr zu Innsbruck eine Stellung an. Auch dieser zweite Lehrer hat kaum in einem anderen als handwerklichen Sinne auf L. gewirkt.

Die Innsbrucker Lehrzeit war aber von entscheidender Bedeutung für den angehenden Kunstjünger. L. hatte das Glück, „durch seine Anlagen, seinen Fleiß, sein gutes Betragen die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Grafen Joh. Franz v. Spaur auf sich zu ziehen und dessen Gewogenheit in dem Maße zu gewinnen, daß er von ihm in der ganzen Periode seiner Bildung großmüthig unterstützt wurde". Hierdurch war es L. möglich, die Kunstakademie zu Wien zu besuchen und unter Paul Troger's trefflicher Leitung in die höhere Kunst und namentlich in die Freskomalerei eingeführt zu werden. Die Beherrschung der Flächen, die leichte Pinselführung, die sichere Farbengebung wurde ihm hier eigen. Zur weitern Vervollkommnung seines Könnens verweilte L. zwei Jahre bei Giov. Batt. Piazetta in Venedig. Piazetta's gewandte und geistreiche Lichtbehandlung behufs plastischer Modellirung der Körper wirkte im Verein mit der italienischen Inbrünstigkeit der Empfindung des Venezianers auch bei L. nach. Aber die einfachere und gemüthvollere germanische Art bleibt doch vor der bei den Italienern gern ins Theatralische gehenden Pose bewahrt. In den Christusbildern, deren Auffassung direct auf Piazetta zurückzuführen ist, hält L. in der Darstellung des Schmerzes ein weises Maß. — 1738 begibt sich L. auf ein Jahr nach Bologna, dessen Kunst eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausübt. Er geräth unter den Einfluß der Carracci-Schule und studirt die Werke der drei großen Carracci mit eifrigem Bemühen. Ein zeitgenössischer Biograph faßt des Künstlers Können dahin zusammen: „Er liebt Annibale Carraccis Manier in der Großheit; er nimmt das Licht meist von unten hinauf, componirt die Hauptpersonen in der Mitte des Stückes mit dem Ausdruck nach dem Verhältnisse der Vorstellung. Er denkt wohl an jede Verrichtung der Figuren und sucht die wahre Bewegung und Bedeutung zu finden. Er liebt das Nackende und gibt stets eigene Erfindungen .... Er liebt die Verkürzung, damit er die Figuren groß und ansehnlich in sein Gemälde bringe .... Er sucht deutlich von einem Punkt das Licht herzunehmen und solches nach der Natur anzubringen. Wo das Licht nicht hinkommen kann, nimmt er das zurückfallende Licht; von diesem empfangen auch die Gegenstände im Schatten ihr Licht, während das Haupt-

licht immer auf die Hauptfiguren sich verbreitet. Sein ganzes Bestreben ist, durch alle diese genauen Beobachtungen der Wahrheit den täuschenden Effekt in der Runde und Erhebung hervorzubringen, worauf er alles hält". Als gewissenhafter Schüler der von den Carracci begründeten Academia degli Incamminati hält er sich an ein fleißiges Studium des lebenden und des Gipsmodells; er sucht auch theoretisch in das Wesen der Kunst einzudringen. Von dieser Zeit an datirt wol auch Leydensdorff's Vorliebe und Virtuosität, ganze Werke in Grisailletechnik zu malen. Hatte L. sich völlige Sicherheit in der Formensprache angeeignet, so erwirbt er sich in einem fünfjährigen Aufenthalt zu Rom (1739—44) in der Schule des Seb. Conca vortreffliche Kenntnisse in der Composition eines Gemäldes. Im Studium der Natur, der Antiken und der großen Meisterwerke der Malerei erreichte er eine Sicherheit und Geschlossenheit im Aufbau seiner Tafel- und Freskogemälde, die ihn sehr von der vielfach zerflatterten Manier seiner Zeit unterscheidet und dem jugendlichen Künstler bereits ehrenvolle Aufträge verschaffte. Mehrere radirte Acte in sicherer Strichmanier mit antiken Tempelresten als Hintergrund, eine Madonna in Medaillonformat und ein Oelbild des hl. Rochus für Roccapriora bei Rom sind noch nachweisbar.

1744 kehrte L. wieder in seine Heimath zurück, obgleich er von dem damaligen Director der französischen Akademie in Rom, Jean François de Troy, dringend aufgefordert worden war, in Italien zu bleiben oder doch nach Frankreich zu gehen, da Deutschland für Talente seiner Art keine Verwendung habe. Von Innsbruck aus entfaltete L. eine lebhafte und bedeutende Thätigkeit. Die Kirchen in Roveredo, Val die Nona und zuletzt die Kuratkirche in Schönberg bei Innsbruck erhielten Werke seiner Hand. Die Schönberger Werke, eine „Auferstehung Christi" als Deckengemälde, frisch und energisch in den Farben und vortrefflich in der perspectivischen Verkürzung, und ein „Kruzifixus mit Magdalena", voll dramatischer Spannung, an dem Frontgiebel der Kirche, sind noch erhalten. Eine „Himmelfahrt Mariae" im Innern der Kirche ist auf Befehl des Fürstbischofs von Brixen, dessen Kirchenvisitator an einigen Nacktfiguren Anstoß genommen hatte, ausgelöscht und durch ein Bild desselben Inhalts von einem unbedeutenden Decorationsmaler ersetzt worden. Außer den Freskowerken entstanden in Innsbruck auch Tafelbilder, und zwar sind hier in erster Linie die Porträts zu nennen, die sich auf Leydensdorff's Förderer, den Grafen Spaur und dessen Gemahlin Maximiliane, geb. Gräfin Trapp beziehen. Es sind Werke von erstaunlicher Frische und Kraft. (Jetzt im Ferdinandeum, wo auch noch einige andere Werke aufbewahrt werden.) Zwei große Tafelbilder, „Salomon und die Königin von Saba", sowie „Assueris und Esther" sind verschollen.

Sei es, daß die prüde Kritik des fürstbischöflichen Kirchenvisitators und eine damit zusammenhängende geringere Erwerbsfähigkeit dazu trieb, sei es, daß ein größeres und seinen Talenten gemäßeres Bethätigungsfeld winkte, sei es, daß der kurpfälzische, von Rom her bekannte Hofbildhauer P. A. Verschaffelt den ehemaligen Kunstgenossen rief: L. verließ seine Heimath und wanderte, nach einem kurzen Aufenthalt in der alten Kunst- und Kupferstecherstadt Augsburg, nach Mannheim. Dort traf er 1758 ein. Mannheim war damals ein wahrer Sitz der Musen. Karl Theodor erhöhte den Glanz seiner Hofhaltung durch Herbeiziehung bedeutender Künstler, geistreicher Männer, durch freigebige Pflege von Kunst und Wissenschaft, durch seine großen künstlerischen, wissenschaftlichen und praktischen Unternehmungen. Unter den bildenden Künstlern nahm der genialische und energische P. A. Verschaffelt, der in Paris und Rom gebildete Plastiker aus Gent, den ersten Rang ein. L. wurde zuerst

unter dem berühmten Theatralarchitekten Lor. Quaglio als Theatral-Figuralmaler angestellt. Er hatte für die italienischen Singspiele und die französischen Schäferscenen die für die Gartendecorationen nöthigen plastischen Werke zu malen. Doch war „diese Malerei weder seiner erlernten Kunst und Wissenschaft gemäß", noch entsprach sie seinem Streben. 1762 wird er in Würdigung „seiner anerkannten Geschicklichkeit" zum Historien- und Fresko-Hofmaler ernannt. Als solcher und als Professor der unter Verschaffelt's Leitung neuerrichteten Zeichnungsakademie entfaltet L. in und außerhalb Mannheims eine reiche Thätigkeit. Der gewaltige unter N. de Pigage seiner Vollendung entgegengehende Schloßbau, namentlich der Lesesaal und die Bibliothek, die Zimmer der Kurfürstin und des Kurfürsten, das Bretzenheim'sche Palais in Mannheim, Pigage's Bauten in Schwetzingen, Oggersheim und Benrath, das Düsseldorfer Schloß erhalten Werke seiner Hand, die zum Theil noch vorhanden sind. Anderes, wie ein „Triumph der Venus" im großen und ein „Fest des Bacchus" im kleinen Concertsaal des Theaters, die Plafonds- und Nischenmalereien der Michaelscapelle bei den barmherzigen Brüdern sind den Verwüstungen der Revolutionskriege oder spätern Umbauten zum Opfer gefallen.

Auch die Heimath besann sich wieder auf ihr Kind. Im August 1765 war Kaiser Franz auf der Burg zu Innsbruck gestorben. Maria Theresia ließ das Sterbezimmer in einen Betsaal verwandeln, und L. malte in die Nische hinter dem Altar ein Kreuz, das von trauernden und anbetenden Engeln umgeben ist. Sein hervorragendes Geschick, Bronze-, Marmor-, Elfenbein- und Bleireliefs aufs täuschendste nachzuahmen, feiert hier einen höchsten Triumph. — Auch in Mainz, wo wahrscheinlich ein dort beamteter Graf Spaur die Vermittlerrolle übernommen hatte, hatte L. bedeutende Werke geschaffen. Im sog. Dalberg'schen Haus malte er Anfangs der 70er Jahre ein großes Deckenfresko, die neun Musen darstellend. Die Fensterpfeiler und Wände waren mit Statuen und Medaillonporträts in Stukkomanier geschmückt. Für die armen Clarissen in Mainz malte er eine „hl. Nacht" von so mächtiger Wirkung, daß man es „aus den Zeiten und von einem Nacheiferer des Correggio" hielt. In der dortigen Peterskirche ist im Oratorium der Epistelseite noch eine „Himmelfahrt Mariae" zu sehen. Die städtische Sammlung zu Heidelberg und das nahe gelegene Wieblingen, auch Würzburg und Oggersheim verwahren zahlreiche Werke seiner Hand. Als durch Verhelst, Fratrel, Sinzenich u. A. in Mannheim die Kupferstecherei zur Blüthe gebracht wurde, ergriff L. auch wieder die Radirnadel; er schließt sich aber jetzt, entgegen seiner früheren Kaltnadeltechnik, der von Sinzenich aus England herübergebrachten Punktirmanier an und hat in dieser Technik eine Reihe werthvoller Porträts von Karl Theodor geschaffen. Die Wirkung dieser radirten und auch gemalten Basreliefs ist so groß und täuschend, daß man die Anecdote, die über L. erzählt wird, wol glauben darf, fremde Künstler hätten in seinem Beisein die plastische Erhabenheit seiner Figuren keinen Augenblick in Zweifel gezogen, sie hätten sich nur über den Namen des Bildhauers gestritten.

Die Reliefmalereien sind Leydensdorff's Stärke; widersprechen sie auch den malerischen Forderungen, so haben sie ihn doch vor den in jener Zeit üblichen Verirrungen und allegorischen Schwülstigkeiten der Rococomaler bewahrt. Eine durch beständiges Studium der Natur geschärfte und wachgehaltene Kenntniß der Formen des menschlichen Körpers, eine vornehme, concentrirte Schlichtheit der Composition, wohlerwogene Natürlichkeit und Innigkeit der Darstellung, die Redlichkeit seiner Kunst: alle diese Eigenschaften machten L. zu einem vortrefflichen Lehrer an der Zeichnungsakademie, und sie lassen uns seine Kunst

auch heute noch der Beachtung und Schätzung würdig erscheinen. — L. hat ein stilles, glückliches und erfolgreiches Leben gelebt. Seit 1769 war er Besitzer des von dem Tapetenwirker Jesse ersteigerten Hauses „zum goldenen Löwen", das nach dem Tode seiner Frau an die einzige Tochter Josepha, eine verehelichte Lagache, 1809 überging. L. starb am 24. April 1795.

Tiroler Künstlerlexikon. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Tiroler Bote 1838. — Denifle, Tiroler Künstler (Manuscript). — Leger's Erklärendes Verzeichniß d. Graimberg'schen Sammlung 1838. — Die Rheinlande 1902, 5.

Beringer.

Leyser: Dr. Jakob Anton L., hervorragender evangelischer Geistlicher, tüchtiger Redner und Schulmann, namhafter Schriftsteller, wurde geboren am 13. Januar 1830 zu Zweibrücken als der Sohn eines Schuhmachermeisters. Da er schon als Knabe sich sehr begabt erwies, ließen ihn seine Eltern das Gymnasium in Zweibrücken besuchen, welches er schon 1848 im Alter von 18 Jahren mit der ersten Note absolvirte. Er studirte hierauf Theologie nebst Philosophie und Pädagogik auf den Universitäten Erlangen und Utrecht und unterzog sich 1853 der theologischen Anstellungsprüfung, worauf er fünf Jahre Vicar in Germersheim, Neustadt a. Hardt und anderen Orten der Pfalz war, bis er 1858 zum Pfarrer in Trippstadt ernannt wurde. Schon 1860 wurde er als Stadtpfarrer nach Neustadt a. Hardt berufen, was als eine Auszeichnung zu betrachten war, da man dort mit Rücksicht auf die lebhafte und intelligente Bevölkerung nur besonders tüchtige Geistliche brauchen kann. 1863 wurde er zum kgl. Districtsschulinspector ernannt, 1868 zum Hauptlehrer und Director der höheren Töchterschule, 1877 zum Decan, 1888 erfolgte seine Beförderung zum kgl. Consistorialrath in Speier, die höchste Stelle, die ein evangelischer Geistlicher der Pfalz erreichen kann. In den drei letzten Jahren seines Lebens trat offenbar infolge von Ueberanstrengung ein starker Rückgang in seinen körperlichen und geistigen Kräften ein, und so mußte er sich 1896 in den Ruhestand versetzen lassen; am 17. Juni 1897 starb er an einer Gehirnlähmung.

L. war einer der fleißigsten Menschen, die je gelebt haben. Er begnügte sich nicht seine Pflichten als Geistlicher in jeder Beziehung aufs gewissenhafteste zu erfüllen, sondern war auf den verschiedensten Gebieten thätig, sogar in den Ausschuß der Gewerbevereine in Neustadt und dann in Speier ließ er sich wählen, ein Gebiet, das doch einem Geistlichen ziemlich ferne liegt; doch L. huldigte dem Spruch des alten Terenz „humani nil a me alienum puto". Als L. 1888 nach Speier versetzt wurde, ernannte ihn der Gewerbeverein Neustadt „für seine langjährige unermüdliche Thätigkeit für die Zwecke und Ziele des Vereins und seine Verdienste um den letzteren" zum Ehrenmitglied.

Als Theologe stand er auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung, deren Resultate er bereitwillig anerkannte; dabei war er aber gegen Andersgläubige und Andersdenkende durchaus tolerant und brachte deren Ueberzeugung die größte Achtung entgegen. In Neustadt that er alles, um den Frieden zwischen den einzelnen Confessionen aufrechtzuerhalten, was der katholische Stadtpfarrer und der Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde in Neustadt bei der großartigen Abschiedsfeier am 5. April 1888 ausdrücklich hervorhoben. Er war ein allgemeiner Menschenfreund, wie dies den Grundsätzen des Christenthums entspricht. Der „evangelische Kirchenbote", das Organ der positiven protestantischen Geistlichen der Pfalz, erklärte bei seiner Ernennung zum Consistorialrath, daß „diese Neubesetzung der Stelle als die unter den obwaltenden kirchlichen Verhältnissen noch annehmbarste" für sie sei. L. nahm eine vermittelnde Stellung zwischen den kirchlichen Richtungen im Interesse des Ganzen

ein. Darum war er auch der geeignete Mann für die Leitung der evangelischen Kirche der Pfalz.

Als Kanzelredner war er beliebt, weil seine Predigten gehaltvoll waren und stets den Zuhörern etwas Neues und Schönes boten. Er wurde daher öfters gebeten auswärts zu predigen, so am 22. Juni 1866 bei der 40. Jahresversammlung des Nassauischen Gustav-Adolf-Vereins in der alten kurpfälzischen Stadt Caub a. Rhein, wobei er betonte, daß gerade die Mannichfaltigkeit in den evangelischen Kirchen nicht die Schwäche, wie von katholischer Seite stets behauptet wird, sondern die Stärke des Protestantismrs sei nach dem altchristlichen Grundsatz „in dubiis libertas, in necessariis unitas“. Bei der Installation der Pfarrer Höpffner und Straub in Neustadt 1877 wandte er sich gegen die religiöse Gleichgültigkeit und pries „die evangelischen Gottesdienste als Pflanzstätten der Tugend“. 1874 hielt er eine eindrucksvolle Grabrede auf seinen Freund, den in Neustadt verstorbenen kgl. Regierungsrath Dr. Jordan, den langjährigen Schulreferenten der Pfalz. 1880 feierte er beim 700jähr. Regierungsjubiläum des Hauses Wittelsbach vor der Diöcesansynode in Neustadt die Verdienste der Wittelsbacher um Baiern und Deutschland. 1888 hielt er in Speier die Festpredigt zur Centennarfeier der Geburt des Königs Ludwig I. von Baiern. Auch bei weltlichen Feiern wurde er gerne zum Festredner erkoren oder betheiligte sich mit einem Toaste an denselben, so bei der Friedensfeier in Neustadt am 5. März 1871. 1884 sprach er in Bergzabern bei der Einweihung der zu Ehren des Prof. Georg Weber (1808 bis 1888) in Heidelberg, des bekannten Verfassers der „Allgemeinen Weltgeschichte“, in seinem Geburtsorte Bergzabern errichteten Gedenksteines.

Bei den Jahresversammlungen des naturwissenschaftlichen Vereins der Pfalz, der „Pollichia“, trat er regelmäßig als Redner auf. Da er Specialstudien über Goethe gemacht hatte, so sprach er gern über diesen unsern größten deutschen Dichter und schilderte denselben auf der Versammlung zu Frankenthal als Botaniker, auf der zu Kirchheimbolanden als Osteologen. 1876 hatte er in Pirmasens das Thema gewählt „Goethe kein Vorläufer Darwins“. 1880 sprach er in Winnweiler über „Tabernaemontanus, ein pfälzischer Naturforscher des 16. Jahrhunderts“. Sämmtliche Vorträge wurden gedruckt. So bekundete L. eine staunenerregende Vielseitigkeit.

Mit der Kirche hängt, besonders in Baiern, noch die Schule eng zusammen, da gesetzlich die Pfarrer Localschulinspectoren sind. Dem bairischen Lehrervereine gegenüber, der schon in den 60er Jahren für die Volksschulen Fachmänner als Inspectoren verlangte, vertheidigte er entschieden die geistliche Schulaufsicht. Ob er wol auch später noch so dachte, nachdem viele protestantische Geistliche von dieser Schulaufsicht entbunden sein wollten? 1869 schrieb er „Beiträge zu einer neuen Lehrordnung für die deutschen Schulen im Königreich Baiern“, von denen vieles in der „Schul- und Lehrordnung für die Volksschulen in der Pfalz“ von 1884 berücksichtigt ist. Am 18. Februar 1888 feierten die protestantischen und israelitischen Lehrer des Kantons Neustadt das 25jährige Amtsjubiläum Leyser's als Districtsschulinspectors; leider sollten sie ihren Inspector schon in den nächsten Tagen durch seine Versetzung nach Speier verlieren. Dort bat er um Uebertragung der Districtsschulinspection, und gleichzeitig damit wurde er zum Kreisscholarchen ernannt. Viele Jahre war er Hauptlehrer und Director der höheren Töchterschule sowie Religionslehrer an den oberen Classen des Gymnasiums und der Realschule in Neustadt a. Hardt.

Die größten Dichter unseres Volkes, Goethe und Schiller, hatten sein Interesse erregt. Ueber Goethe hielt er die drei oben genannten Vorträge.

1871 erschien das interessante Buch „Goethe zu Straßburg“, eine Frucht der Anregungen, die er durch seine wiederholten Reisen in das Elsaß erhalten hatte. Die Universität Tübingen promovirte ihn auf Grund dieser Schrift zum Doctor der Philosophie, nachdem er schon 1867 über den Philanthropen Carl Ludwig Bahrdt (1741—1792) eine besondere Schrift veröffentlicht hatte. Von größerer Bedeutung ist sein zweibändiges Werk (2. Aufl. 1896) über Campe (1746—1818), den hervorragendsten Vertreter des Philanthropinismus und bekannten Verfasser des Robinson, der erst durch L. eine seiner Bedeutung entsprechende Biographie erhielt. Alles, was vorher von Hallier (1862) und Anderen über Campe geschrieben wurde, waren nur „Bausteine“ zu einer Biographie (s. A. D. B. III, 733—737 und Prof. Nusch, Studienrath in Speier, in den Südwestdeutschen Schulblättern von 1897 über Leyser's Buch). Seine Schulthätigkeit hat L. dieses große Interesse an den beiden Pädagogen des 18. Jahrhunderts gewinnen lassen.

Ueber Schiller's erste Geliebte Margaretha, die schöne Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim, den ersten Verleger von Schiller's „Räubern“, veröffentlichte L. einen Artikel in Nr. 27 der „Gartenlaube“ von 1869.

Die Geschichte beschäftigte viel seinen lebhaften Geist. Das hervorragendste Erzeugniß seiner diesbezüglichen Muse ist „Die Neustadter Hochschule (Collegium Casimirianum)“, welche Schrift er 1866 aus Anlaß der Säcularfeier der Universität Heidelberg verfaßte und derselben als Festgabe darbrachte. Der religiöse Druck, der unter dem streng lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. auf der Universität Heidelberg lastete, hatte die Neustadter Hochschule, an der Männer von europäischem Ruf wie Ursinus, Tossanus, Zanchius, Pithopöus lehrten, erstehen und, als jener Druck wich, auch wieder verschwinden lassen. Vgl. auch den Artikel Leyser's über „Johann Casimir und die Neustadter Hochschule“ in der „Illustrirten Festchronik zur Säkularfeier der Universität Heidelberg“ von 1866, S. 110 f.

In den alljährlich erscheinenden „Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz“ veröffentlichte L. mehrere interessante Beiträge, so 1871 den „A B C-Buch-Streit in der Herrschaft Kirchheimbolanden“, der zu einem gefährlichen Bauernaufstand führte, weil diese für ihr Lutherthum fürchteten gegenüber ihrem mit einer reformirten Prinzessin vermählten oranischen Landesherrn. 1891 erschien ebendaselbst seine Abhandlung „Zur Geschichte der wohlthätigen Stiftungen in Neustadt a. H.“.

In Nr. 33 der „Union“, des Organes der liberalen Geistlichen der Pfalz, von 1884 schrieb er „Aus der Gesangbuchsnoth vor hundert Jahren“, Anklänge an den heftigen Gesangbuchsstreit in der Pfalz unter König Max II.

„Auf dem Kirchhof zu Meisenheim“, auf dem Friederike Brion von Sesenheim ruht, ist ein Artikel von L. betitelt in Nr. 44 der „Gartenlaube“ von 1869. Als Goethe-Kenner zeigte er 1879 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ das „reizende Büchlein“ über „Lillis Bild“ von Graf Ferd. Eckbrecht v. Dürckheim an.

Im „Pfälzischen Museum“, dem Organ des Pfälzischen Schriftstellervereins, erschienen mehrere werthvolle Beiträge von ihm, so 1884 „Aus der Goethe-Literatur“, 1887 „Der Dichter Friedrich Hahn“, 1890 „Lillis Grab“. Außerdem schrieb er viele Artikel und Anzeigen für angesehene Zeitungen und Zeitschriften, so 1880 einen Nachruf in der „Allgemeinen Zeitung“ auf die Frau Minister Frieda v. Pfeufer in München. In der „Illustrirten Zeitung“ von 1870 (29. Oct.) schildert er Straßburg, die „wiedergewonnene Stadt“. 1873 schrieb er im „Hausfreund“ über das „malerische und roman-

tische Elsaß". 1879 erschien in der Sonntagsbeilage Nr. 31 der „Nordd. Allg. Zeitung" „Vaterländische Erinnerungen Land und Leute im Steinthal" (ein Seitenthal des Breuschthales), in dem bekanntlich Oberlin (1740—1826) als evangelischer Pfarrer so überaus segensreich wirkte. 1887 recensirte er in der „Nordd. Allg. Zeitung" (Nr. 415) zwei Bände „Erinnerungen alter und neuer Zeit", Memoiren von Graf Ferd. Eckbrecht v. Dürckheim, und 1890 ebenda von demselben „Allerlei Gereimtes und Ungereimtes".

Selbst als Dichter versuchte sich L. wiederholt mit Erfolg, so 1862 bei der Anwesenheit des Königs Ludwig I. von Baiern in Neustadt a. H., dem die Zöglinge der höheren Töchterschule einen von L. verfaßten „Festgruß" darbrachten. Ein Gedicht „Pygmalion" scheint nicht gedruckt worden zu sein. Zur Friedensfeier von 1871 dichtete er den Prolog, ebenso zur Eröffnung des Saalbaues in Neustadt a. H. 1873. Der 1873 verstorbenen Hermine Mosch aus Neustadt widmete er einen warmen Nachruf in ihr frühes Grab. Seinen 1878 in Straßburg verstorbenen Freund, den Universitätsprofessor der Theologie Joh. Wilhelm Baum (geb. 1809) feiert er in Nr. 45 des „Evangelisch-protestantischen Kirchenboten für Elsaß-Lothringen". Den Manen Viktor's v. Scheffel, seines Freundes, huldigt er in Nr. 31 der „Heidelberger Familienblätter" von 1886.

Dabei war er in vielen litterarischen und gemeinnützigen Vereinen thätig. Sein Wirken in den Gewerbevereinen Neustadt und Speier wurde schon oben erwähnt. 1881—1888 war er 2. Vorstand des Pfälzischen Schriftstellervereins (die Stelle als 1. Vorstand nahm er wegen Geschäftsüberhäufung nicht an). Auch dem Deutschen Schriftstellerverein gehörte er als Mitglied an und besuchte deren Versammlungen, wo er manchen Freund gewann und hervorragende Männer wie Bodenstedt, Scheffel, Graf v. Dürckheim kennen lernte. An den in Neustadt stattfindenden pfälzischen Gymnasiallehrerversammlungen nahm er öfters theil und ergriff auch das Wort zur Würze des Mahles. Kaum war er nach Speier versetzt, als man ihn zum Bibliothekar des Historischen Vereins der Pfalz wählte. Mit vielen bedeutenden Männern stand er in Correspondenz. Bei dieser umfassenden Thätigkeit vergaß er nicht mit Liebe und Treue für seine zahlreiche Familie (er hatte sieben Kinder) zu sorgen, der er, wie sein Sohn Bezirksamtsassessor Carl Leyser in Landau schreibt, „ein guter Gatte und ein bester Vater war". Viele Jahre hatte er noch Gymnasialschüler in Pension, die ihm viele Arbeit und Mühe machten. An sich stellte er die höchsten Anforderungen, während er gegen seine Mitmenschen mild und nachsichtig war. Bei seinem kräftigen Körperbau hätte er ein sehr hohes Alter erreichen können, wenn er sich etwas mehr geschont hätte; so aber mußte er schon im Alter von 67 Jahren im rüstigsten Schaffen von uns scheiden.

Zur Anerkennung seiner freiwilligen Leistungen bei der Pflege Verwundeter und Kranker in den großen Kriegsjahren 1870/71 wurde ihm von der kgl. General-Ordenscommission in Berlin die Kriegsdenkmünze von Stahl verliehen, und vom Prinzregenten Luitpold von Baiern wurde er 1888 durch Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael ausgezeichnet.

Seine hauptsächlichsten Schriften sind: 1. „Carl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik" (Neustadt a. H. 1867); 2. „Goethe zu Straßburg, ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters" (Neustadt a. H. 1871); 3. „Joachim Heinrich Campe, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung", zwei Bände, 2. Ausgabe (Braunschweig 1896); 4. „Die Neustadter

Hochschule (Collegium Casimirianum) eine Festgabe zur fünften Säkularfeier der Ruperto-Carola" (Neustadt 1886).

Nachrufe auf Leyser im „Pfälzischen Museum" von 1897, S. 56 von E. Häuser in Speier in Nr. 27 der „Zeitbilder" (Sonntagsbeilage zu der in Kaiserslautern erscheinenden „Pfälzischen Presse") von 1897, m. Porträt, in Nr. 140 der „Speierer Zeitung" von 1897. — Hinterlassene Papiere Leyser's und Mittheilungen seines Sohnes Carl, Bezirksamtsassessors in Landau. — Eine Reihe von gedruckten Predigten und Vorträgen Leyser's. — Bericht über das 25jähr. Amtsjubiläum Leyser's als Districtsschulinspector in Nr. 45 der „Neustadter Zeitung" von 1888. — Die Ernennung Leyser's zum Consistorialrath in Nr. 9 der „Union" von 1888, und in Nr. 50 der in Neustadt a. H. erscheinenden „Neuen Bürger-Zeitung" von 1888. — Berichte über die Abschiedsfeiern zu Neustadt a. H. in Nr. 82 der „Neustadter Zeitung", in Nr. 80 der „Wachenheimer Zeitung" und in Nr. 71 der „Neuen Bürger-Zeitung" von 1888.

J. J. H. Schmitt.

Lichtenheld: Wilhelm L., Architektur- und Landschaftsmaler, geboren am 13. October 1817 zu Hamburg als der Sohn eines Schauspielers, † am 25. März 1891 in München. Erst zum Stuben- und Decorationsmaler bestimmt, erhielt er durch einen älteren Bruder die erste artistische Unterweisung, die ihn zur Kunst überleitete. Doch ermöglichte sich erst zu Ende der dreißiger Jahre eine Uebersiedlung nach dem ersehnten München, wo er an den zahlreichen norddeutschen Landsleuten Förderung fand, auch ein Jahr lang die Akademie frequentirte und durch eigene Studien und durch Copien vieler Pinakothekbilder die Mittel zu gründlicher Ausbildung suchte. Nebenbei malte er, ebenso wie Kaspar Braun, allerlei verdächtiges Gesindel, Strolche, Zigeuner, Bettlerherbergen à la Callot und Salvator Rosa, bis ein Zufall seinem Namen förderlich wurde. Die Münchener Künstlerschaft traf damals die Vorbereitungen zu einem großen, die Zeit Albrecht Dürer's und Kaiser Maximilian's verherrlichenden Maskenfeste, welches im Carneval des Jahres 1840, wirklich epochemachend, zwei Mal mit streng historischem Typus der Zeit und ihrer damaligen Repräsentanten, mit gewissenhaftester Treue von Kostüm und Persönlichkeiten inscenirt wurde. Für letztere fanden sich hinreichend ähnliche Charaktergestalten des Meister Albrecht, Peter Vischer, Willibald Pirkheimer, Frundsberg, Kunz von der Rosen und andere berühmte Zeitgenossen, nur die Rolle des Kaisers Maximilian zu besetzen, bereitete große Schwierigkeiten. Da entdeckte der Maler Friedrich Dürck (s. A. D. B. 1904, XLVIII, 204 ff.), wie derselbe in seinen leider noch unedirten Memoiren erzählt, bei einem Gang durch die Pinatkothek einen ganz in seine Copirstudien vertieften, blutjungen Mann, welcher mit der echten Adlernase und dem scharf geschnittenen Gesicht ein leibhaftiges Abbild des von Bernhard Strigel (s. A. D. B. 1893, XXXVI, 590) gemalten kaiserlichen Conterfaits schien: das war unser L., der durch wenige Zuthaten älter gemacht, nicht nur nach seiner Figur, sondern auch durch seine ritterliche Courtoisie in diese Rolle unvergleichlich paßte. Denn als der fascinirende Zug (am 17. Februar 1840) im Theater an König Ludwig I. vorüberrauschte, war dieser so überrascht, daß er auf den Träger dieser Hauptrolle mit der Frage losstürmte: „Wer sind Sie?", worauf L., in welchem sich das mimisch-väterliche Blut regte, mit aller Grandezza das Haupt neigend mit „Euer Majestät getreuester Vetter, der Kaiser Maximilian!" schlagfertig respondirte. Freudig rief der so Apostrophirte der Königin zu: „Therese! er vettert mich!" und begann darauf, in die köstliche Situation eingehend, ein kurzes Gespräch,

welches L. geistvoll und stilgerecht parirte und mit der huldvollst strahlenden Versicherung „Wir bleiben Euer königlichen Majestät immerdar in Gnaden gewogen“ abrundete. L. spielte seine Rolle meisterlich: im goldenen Brustharnisch und Hermelinmantel von schwarzdurchwirktem Goldstoff, auf dem Barett den goldgezackten Reif, edel und nobel in jeder Bewegung, war er eine Incarnation von dem durch A. Dürer zuletzt gemalten Bildniß: jeder Zoll ein Kaiser! Das in unerhörter Farbenpracht und Schönheitsfülle wogende Fest wurde alsbald im gleichen Tempo wiederholt und dann mit einer theilweisen Uebersiedlung nach der benachbarten „Menterschwaige“, welche einen Lieblingstummelplatz bildete, auf zwei weitere Tage verlängert. Eugen Neureuther hat alle diese Gestalten in trefflichen Aquarellen festgehalten, welche heute noch unter den Schätzen des königl. Handzeichnungs- und Kupferstichcabinets „von der versunkenen Pracht“ erzählen, wovon in der Tradition Altmünchens manche Märe berichtet, wie Franz Trautmann (s. A. D. B. 1894, XXXVIII, 516) in seinem hübschen Buch „Maximilians Urständ“ (1840), Eduard Fentsch (s. A. D. B. 1877, VI, 621) u. A. wußten davon zu erzählen, auch etliche der Hauptrollenträger, die vielleicht noch lange nachher an finanziellen Wehetagen bilancirten. König Ludwig vergaß seinen „Vetter“ nicht, blieb ihm „hinwiederum in Gnaden gewogen“ und erwarb manche Perlen von Lichtenheld's Kunst für die neue Pinakothek.

L. malte anfangs allerlei Genre, mit einem Netze-strickenden Fischer introducirte er sich 1840 im Kunstverein; dann kam das Charakterbild eines Schuhflickers, aber auch Schneelandschaften mit schüchternen Versuchen einer subtilen Mondscheinbeleuchtung — worin L. später so tonangebend excellirte — wurden gewagt und manches, z. B. ein in die Ferne sehnsuchtsvoll hinauslugendes Mädchen (später im „König-Ludwig-Album“), sogar von K. Geyer durch Kupferstich in Taschenbüchern verbreitet. Die Beobachtung von Lichteffecten, die er in poesievoller, echt künstlerischer Weise wiederzugeben verstand, leiteten zur Landschaft über; die Motive entnahm er dem „Englischen Garten“, der oberbairischen Hochebene, dem damals schon von Malern gerne frequentirten Dachauer Moos, den lieblichen Ufern der Amper, der Umgebung des Starnbergersee, kurz: die nächsten Münchener Environes galten als Fundgrube dieser aus Norddeutschland ansässig gewordenen Malercolonie, welche außer der Vorliebe für den hier klimatischen Gerstenschleim auch ein scharfes Ohr für Dialektdichtung, Volkspoesie und deren echte Melodien hegte, die dann durch Eugen Neureuther und Ulrich Halbreiter nicht allein gesammelt, sondern auch illustrirt zur weiteren Ehrung gelangten. Nach dem Vorgang von M. Neher (s. A. D. B. 1886, XXIII, 388—91) zog L. Klostergänge, Schloßhöfe und Kirchenbauten, das „Ulrichsthor in Landsberg“ (1847) in sein landschaftliches Bereich, beide durch feinste Abend- oder Nacht- und am liebsten durch Mondschein-Stimmungen verbindend, wozu das Beispiel von Langko, Morgenstern, Stange, E. Schleich mustergültig voranleuchtete. L. bevölkerte seine Bilder mit wenigen Staffagen, welche den Ausdruck für den Laien fördernd hoben. Zwei Kleinode dieser Art in der Neuen Pinakothek behandeln einen verwahrlosten mittelalterlichen „Schloßhof“, in dessen öden Räumen ein Laternenträger einem die Freitreppe herabsteigenden Ritter leuchtet (1853) und die schwermüthige, nur durch zerissene Wolken vom Mond erhellte Nacht, welche ein stillstehendes Wasser und eine einsame Moorhütte erkennen läßt, hinter deren kleinem Fenster wol ein Todkrankes des letzten Trostes harrt, den ein eilig herzuschreitender Priester dem Sterbenden spenden wird (1859) — ein an Justinus Kerner's „Der todte Müller“ erinnerndes Stimmungsbild. Dann kam ein verfallener Burgstall mit eines Spitzweg würdigen Gestalten, welche

in heimlicher Angst und Hast nach Schätzen wühlen und graben (lithographirt von Emil Wagner, 1858); eine „Mondnacht an der Amper", wo, wie in Eichendorff's Dichtung, „die Brünnlein verschlafen durch die Einsamkeit rauschen" (1865) und andere Kostbarkeiten, z. B. vom Chiemsee, in sorgfältiger und doch freier Durchbildung unnachahmlich zart wiedergegeben. Auch zu den „Fliegenden Blättern", den „Münchener Bilderbogen" und in die leider nur zu früh wieder verschwundene „Hauschronik" (1851—1852), darinnen die in märchenhafter Pracht schimmernde Ansicht der alten Münchener Frauenkirche, lieferte L. allerlei robuste Gestalten aus der Pußta und anderswoher. Als Oelbilder entstanden eine „Fischerhütte" (1854), das „Schlachtfeld von Hohenlinden" in heißer Mittagsgluth (1862), ein Abend am Chiemsee mit der Aussicht auf die Kampenwand (1873), aus dem „Achenthal" (1877) oder bei „Laufen an der Salzach" (1879), bei „Salzburg" (1880), „Am Lech", eine „Straße in Nürnberg", das von Künstlern überhaupt so gerne besuchte „Schloß Greifenberg" am Ammersee, aber auch ein „Morgen an der Ostsee" (1888), eine Mondnacht über „Lindau" und „Venedig", eine „Mühle im Mangfallthal" (1890) u. s. w. Außerdem excellirte L. mit einer Unzahl von Pergamentmalereien, Aquarellen und Miniaturen zu Adressen und Ehrendiplomen, z. B. mit dem Titelblatt zum Ehrenbuch des Künstler-Unterstützungsvereins, dessen Ausschmückung auch Ferdinand Rothbart (geboren am 3. October 1823 zu Roth am Sand, † am 31. Januar 1899 in München. Vgl. Bettelheim's Jahrbuch 1900. IV, 169 f.) und viele andere Kunstgenossen besorgten — ein wirklich goldenes Buch, in welchem König Maximilian II., die Königin Marie, Herzog Maximilian in Baiern und eine stattliche Corona glorreicher Mäcene und edler Kunstgönner in dankbarer Erinnerung verewigt prangen. Die Sammlung des als Violinspieler und Kalligraphen berühmten Professors Jakob Holzinger (vgl. Lützow's Zeitschrift 1876. XI, 516), welche nach dessen 1885 erfolgtem Ableben zum Troste vieler Sammler in einer Auction durch Kaspar Haugg zersplittert wurde, verwahrte nebst anderen Blättern der namhaftesten Künstler, achtzehn Aquarelle von Lichtenheld's Hand, darunter eine Wiederholung der „Schatzgräber" und andere Mondscheinbilder, von der Landshuter „Trausnitz", vom „Chiemsee", wahre Farbendichtungen voll märchenhafter Wirkung.

Zu allen Angelegenheiten der Künstler-Genossenschaft, bei Ausstellungen, Faschingsfesten, Maifeiern und sonstigen Gelegenheiten stellte L. sein bestes Können und Wissen zur Verfügung mit großartiger Opferbereitwilligkeit von Zeit und Mühen. Bei dem die Vermählung Rubens' mit seiner zweiten Frau, der schönen Helene Fourment, darstellenden Carnevalsfeste (am 14. Februar 1857; vgl. Nr. 744 Illustr. Zeitung, 7. März 1857), wobei unter den glückwünschenden Deputationen aus allen Ständen auch die „ostindische Compagnie" mit einem ihre fremdländischen Gaben tragenden Kameel erschien, construirte L. dieses Gethier aus Sackleinwand und Papiermaché also künstlich, daß es frei einhergehen und Kopf und Hals bewegen konnte. L. begleitete als prächtiger Hindu, seine Rolle abermals energisch durchführend, die originelle, allgemeine Bewunderung erregende Gruppe, welche auch der Berichterstatter als ein riesiges Zuckerrohr tragender Malaye durch seine Mitwirkung verschönte. Dann etablirte er einmal im Carneval eine Liebermann's spätere Bilder dieser Art weit übertreffende, sogar dem Geruch nach, echteste Schusterwerkstätte, in welcher Meister, Gesellen und Lehrlinge die ganze Nacht über unausgesetzt hantirten; bei anderer Gelegenheit die magisch beleuchtete Bude eines unter seinen Arcanen in Phiolen, Kolben und Tiegeln am chemischen Ofen mit den gewagtesten Problemen laborirenden Schwarzkünstler und Alchimisten, à la Agrippa von

Nettesheim, der mit seinem Famulus in „hermetischer Kunst“ unermüdlich tingirte, kochte und experimentirte, wobei L., der über Physik und Chemie gerne sinnirte, ganz an seiner Stelle war. So erfand L. mit Professor R. Gottgetreu die in Europa und Amerika amtlich patentirte, jede Fälschung von Banknoten, Wechseln, Obligationen unfehlbar ausschließende Kristallotypie für Werthpapiere. Auch mit Physik und Mechanik befaßte sich L., wobei er die zu seinen Studien und Versuchen benöthigten Apparate nach eigenem Ingenium selbst herstellte, darunter eine vollständige Elektrisirmaschine und Gott weiß was. Das betrieb er alles sportmäßig, dazu Botanik, Fischen und Jagen, Pistolenschießen und Turnerei. Sein im jahrelangen Sammeleifer vollgepfropftes Atelier war ein tolles Hexenstück aller Wissenswerthigkeiten und Praktiken, die er dann plötzlich nur verließ, um mit Malkasten und Skizzenmappe hinauszulaufen, neue Mysterien von Stimmungen für seine Bilder der Natur abzulauschen und im duftigsten Hauch auf die Leinwand zu bannen. Der nimmerrastende Mann, der die lebenjüngende Panacée und den Stein der Weisen freilich nicht entdeckte, aber die stillen Freuden und Schönheiten den wahren Kennern mit Pinsel und Palette bleibend festzuhalten verstand, hatte einen dankbaren Kreis von Freunden, die mit vereinten Kräften Alles aufboten, ihm aus Anlaß seines siebzigsten Wiegenfestes ihre Liebe und Verehrung zu beweisen; es regnete Glückwünsche und Adressen, Deputationen kamen, sogar aus der Hamburger Heimath, die einen täuschend cachirten Riesenfisch mit einem goldenen Herzen und silbernen Eingeweiden überbrachten; den Abend krönte ein biographisches Festspiel, in welchem alle seine als Arrangeur gespielten Figuren vorüberzogen, den Schluß bildete ein riesiger Geburtstagskuchen mit siebzig flammenden Kerzen. Lichtenheld's letztes, aber in gleich frischer Kraft vollendetes, den „Kreuzgang in Berchtesgaden“ darstellendes Bild erwarb der Prinzregent Luitpold. Dann genoß der immer noch unausgesetzt Neues posselnde Maler das wohlverdiente sorglose „otium cum dignitate“. An Ehren und Gold hatte L. nie schwer zu tragen; „er hat beides nie gesucht und auch ungesucht nie gefunden. Ehrlich und gerade, rechtlich und treu, mit warmem Herzen und klarem, feurigem Auge, ungebeugter Gestalt, stets hastigen Ganges, im Genügenden zufrieden, fremdes Verdienst neidlos anerkennend und jedem Streberthume fern“, so hat sich L. sein ganzes Leben hindurch bewährt: als eine echte Künstlertype aus der besten idealen Aera Alt-Münchens.

Vgl. Julius Grosse in Nr. 1 d. Neuen Münchener Zeitung 1859. — Lützow's Zeitschrift 1876 XI, 516; 1877 XII, 91; 1878 XIII, 99, 805. — Beil. 121 z. Augsburger Abendzeitung. — „Der Sammler“, 13. Oct. 1887. — Pecht, Geschichte d Münchener Kunst, 1888, S. 166 (2 Zeilen!). — Kunstvereinsbericht f. 1891, S. 69. Hyac. Holland.

Lichtenstein: Franz L., Germanist, wurde am 1. September 1852 in Weimar geboren und verdankte dem Elternhause die frühe Einführung in litterarische und künstlerische Interessen. Das Weimarische Gymnasium entließ den Jüngling, einen seiner besten Schüler, im Sommer 1870 zu den Waffen: aus dem Kriege heimgekehrt, begann L. im Sommer 1871 seine Studienzeit in Jena, um sie in Leipzig durch zwei Jahre fortzusetzen. Aus dem Schwanken zwischen deutscher Philologie und Musikwissenschaft befreite ihn Konrad Hofmann in München. Von hier wandte er sich Ostern 1874 nach Straßburg, wo ihm Wilhelm Scherer die reizvolle, aber schwierige Aufgabe zuwies, den noch unedirten Tristrant des Eilhart von Oberge aus einer complicirten Ueberlieferung kritisch herzurichten und seine unsichere Stellung in der Frühzeit der mittelhochdeutschen Epik durch eine eingehende stilistische Analyse aufzuklären.

L. promovirte im Sommer 1875 mit einem Theil seiner Vorarbeiten und verwendete ein weiteres Capitel in der Schrift „Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde“ 1877 zu seiner Habilitation in Breslau. Die Ausgabe des „Eilhart von Oberge“ selbst erschien mit einer sehr umfangreichen Einleitung unter der gleichen Jahreszahl erst im folgenden Jahre; sie ist das Ergebniß freudig hingebender Arbeit und wird in der Geschichte unserer Wissenschaft Lichtenstein's Namen als den eines hoffnungsvollen Litterarhistorikers fortleben lassen. Denn auf dieser Seite allerdings liegt wie Lichtenstein's beste Anlage, so auch sein Hauptverdienst: er verbindet ein natürliches Stilgefühl und früh erzogenen künstlerischen Sinn mit jener philologischen Bildung, die recht eigentlich Scherer zu geben vermochte; wir verstehen, daß L. seinem Lehrer nicht nur als liebenswerther Mensch, sondern auch als Gelehrter besonders befreundet ward. Nicht so entschieden zu loben wie die Einleitung (deren Werth durch die Anfechtung einzelner Ergebnisse kaum vermindert wird), ist die eigentliche Editionsarbeit: zwar mit dem methodischen Grundsatz, daß als Ziel der Ausgabe zunächst der Text anzustreben sei, den unsre Handschriften erschließen lassen, und nicht der dahinter liegende Originaltext, von dem sie nur eine Ueberarbeitung auf uns gebracht haben, damit wird L. gegenüber den eifersüchtigen Angriffen Bartsch's Recht behalten; aber auch im Rahmen jener kritischen Principien könnte der Text mit besserer Sprachkunde durchgearbeitet und im Einzelnen sauberer sein.

Die wenigen Lebensjahre, die L. noch beschieden waren, sind in freudig geübter Lehrthätigkeit und in rastlos eifriger Arbeit verflossen, ohne daß er außer der Publication von „M. Lindener's Rastbüchlein und Katzipori“ 1883 noch etwas Größeres zum Abschluß gebracht hätte. L. hat viel Schweres erlebt und die Noth des Lebens reichlich kennen gelernt; er bewahrte bei allem ein sonnig heiteres Gemüth und einen unbesiegbaren Optimismus. Endlich schien ihn die Lebenssonne mit vollem Glanz zu bestrahlen: im Sommer 1884 erhielt er ein Extraordinariat, und ein aus warmer Liebesneigung hervorgegangenes Verlöbniß hob ihn auf die Höhe des Glücks. Da ereilte den Lebensfrohen bei Binz auf Rügen, wo er mit seiner Mutter und seiner Braut zu kurzer Erholung weilte, im Bade ein jäher Tod.

Es ist sehr zu bedauern, daß L., den es nach Vollendung seines Eilhart leidenschaftlich zu litterar-historischen Problemen hinzog, auf Jahre hinaus bei Editionen (den Schwankbüchern und der gewaltigen Reimchronik Ottokar's) festgehalten wurde, die für ihn Fronarbeit waren und zu denen er weder Neigung noch sonderliche Begabung mitbrachte. So ist von den schönen Aufgaben, die er sich gestellt und die er theilweise vielversprechend in Angriff genommen hatte (Wilhelm Meister und die Romantik, Hölderlin, Eichendorff) nichts zur Reife gediehen. Aber seine Freunde wissen nicht nur, was sie an ihm verloren haben, sondern auch was die Wissenschaft der deutschen Litteraturgeschichte von ihm erwarten durfte. Und Lichtenstein's Freund ward, wer immer ihm im Leben und in der Wissenschaft nahe trat.

Erich Schmidt im Goethe-Jahrbuch VI, 365—367. — Kleinere Aufsätze enthält die Zeitschr. f. d. Alterthum Bd. 21. 22. 26. 27; längere und kürzere Recensionen der Anzeiger Bd. 4. 6. 7. 8. 9. 10.

Edward Schröder.

Lie: Marius Sophus L., Mathematiker, geboren in Nordfjordeide in dem norwegischen Amte Bergenhus am 17. Dezember 1842, † in Christiania am 18. Februar 1899. Es könnte fast als eine Anmaßung erscheinen, Sophus Lie — denn unter diesem Namen ist er bekannt — in die „Allgemeine Deutsche Biographie“ aufzunehmen, ihn, dessen Geburtsort am Eidsfjord, einem

Zweige des Nordfjords lag und dessen Grabstätte sich in Christiania, der Hauptstadt Norwegens, befindet. Allein wenn Geburt und Tod, wenn Gestalt und Gesinnung, wenn die erste Entfaltung seines mächtigen Geistes und die letzten Bethätigungen desselben ihn zum Norweger machen, auf welchen sein Vaterland mit ähnlichem Stolze wie auf Niels Henrik Abel (1802—1829) hinzuweisen das volle Recht hat, so hat doch L. zwölf Jahre seines Lebens (1886—1898) der deutschen Hochschule Leipzig als Lehrer angehört und uns dadurch ein gewisses Anrecht auf ihn verliehen, während Abel starb, bevor er einer Berufung an die Berliner Universität folgen konnte, und da er vorher nur ganz vorübergehend in Deutschland sich aufhielt, nicht als Deutscher oder etwa als Adoptivdeutscher betrachtet werden darf. Lie's Vater war Geistlicher und wurde, als sein Söhnchen neun Jahre alt war, nach dem Städtchen Moß am Christianiafjord versetzt. Die dortige Schule, dann ein Privatgymnasium in Christiania waren Lie's Lehrstätten, von denen aus er 1859 die Universität Christiania bezog. Er war ein guter Schüler gewesen, aber ohne daß eine besondere Begabung irgend welcher Art hervorgetreten wäre, und es war fast Zufall, daß er sich nach längerem Schwanken den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zuwandte. Sogar als er 1865 das Lehrerexamen bestanden hatte und mathematischen Privatunterricht ertheilte, versetzte ihn die Unschlüssigkeit, welchen Beruf er ergreifen solle, in gedrückte Stimmung, vielleicht der damals noch nicht erkannte Vorbote künftiger Schicksale. Mancherlei Grübeleien beschäftigten L. allerdings schon damals, z. B. solche über die Grundlagen der Geometrie, aber sie gewannen nicht feste Form. Wie ein Schleier fiel es von Lie's Augen, als er 1868 mit Schriften von Poncelet und und von Plücker bekannt wurde, als er insbesondere bei Letzterem den Gedanken fand, Raumgebilde höherer Art als Raumelemente zu benutzen, wie es z. B. die Einführung von Liniencoordinaten 'gestattet. Eine solche Erweiterung gab auch dem Begriffe der Abbildung einen erweiterten Sinn. Abbildungen forderten aber Transformationen, und diese letzteren ließen in ihrer Anwendung invariante Eigenschaften entdecken, mittels deren sich Transformationsgruppen unterscheiden ließen. So war L. in Weiterspinnung eines Plücker'schen Gedankens zu einer neuen Folge von Begriffsbildungen gelangt, von welchen bei Plücker nicht das Geringste zu finden ist, und wenn er sich später Plücker's Schüler nannte, so war das eine zu hohe Einschätzung der Anregung, welche er jenem Geometer verdankte. L. hatte das Gebiet entdeckt, auf welchem er von nun an thätig war. Immer zahlreicher wurden seine Veröffentlichungen, deren erste „Repräsentation der Imaginären der Plangeometrie“ er 1869 als ein Heftchen von 8 Quartseiten auf eigene Kosten drucken ließ, welche aber auch nicht lange nachher im 70. Bande des Crelle'schen Journals Aufnahme fand, wobei Professor Broch aus Christiania die Vermittlerrolle spielte. L. arbeitete weiter an dieser Erstlingsschrift und suchte sie, bis reichlich zur vierfachen Ausdehnung angewachsen, in den Veröffentlichungen der Christianiaer Gesellschaft der Wissenschaften unterzubringen, was ihm auch gelang, als Freunde, die selbst keine Mathematiker waren, sein Gesuch kräftig unterstützten. Auch diese Thatsache, daß Mathematiker Lie's Leistungen vielfach gleichgültig, wenn nicht widersprechend, gegenüber traten, war Vorbote späterer Ereignisse, wesentlich durch die wenig angenehme, ziemlich unklare Darstellungsform verschuldet. Genug, seine Freunde setzten den Druck der Lie'schen Abhandlung in den genannten Veröffentlichungen durch und verschafften deren Verfasser ein Reisestipendium in das Ausland. Zuerst wandte sich L. nach Berlin, wohin Weierstraß zahlreiche Schüler lockte, und traf dort im Winter 1869—70 mit dem etwas über 6 Jahre jüngeren Felix Klein zusammen, mit welchem ihn

bald eine enge Freundschaft verband. Beide gingen zusammen nach Paris, wo Camille Jordan und Gaston Darboux ihren Hauptverkehr bildeten. Da brach der Krieg von 1870 aus. Klein mußte als Deutscher Paris verlassen, L. blieb auf seine Eigenschaft als Norweger sich stützend, bis zum Monat August in Paris und beabsichtigte dann, ein rüstiger Fußgänger wie er war, nach Italien zu wandern. In der Nähe von Fontainebleau wurde er als Spion verhaftet und vier Wochen lang gefangen gehalten, bis die Vermittlung von Darboux ihn befreite und es ihm ermöglichte, die beabsichtigte Fußwanderung zu vollziehen, bevor die kriegführenden Truppen ihm den Weg versperrten. Von Italien kehrte L. über die Schweiz nach Deutschland zurück, wo er im November 1870 mit Klein in dessen Vaterstadt Düsseldorf zusammentraf, und hier entstand eine Beiden gemeinschaftliche Arbeit über die Haupttangentencurven der sogenannten Kummer'schen Fläche. Die Methode bestand in einer Anwendung der Berührungstransformation, welche L. in den Anfängen seines Pariser Aufenthaltes entdeckt hatte. Nach Christiania zurückgekehrt, erhielt L. zu Neujahr 1871 ein Universitätsstipendium. Im Juli 1871 erwarb er sich den Doctorgrad, welcher auf den nordischen Universitäten das Recht Vorlesungen zu halten, gewährt. Von nun an drängen sich Lie's Arbeiten, über welche es aber unmöglich ist, in einer Weise zu berichten, welche den Nichtspecialisten verständlich wäre. Es muß genügen, als ihr Ziel die Integration partieller Differentialgleichungen erster Ordnung zu bezeichnen und als Kennzeichen ihrer Schwierigkeit zu erwähnen, daß Alfred Clebsch, dem sie im Auszug mitgetheilt worden waren, an der Richtigkeit der Schlußfolgerungen zweifelte, bis ihm Arbeiten von Adolph Mayer bekannt wurden, welche ganz unabhängig von L. entstanden und in ganz anderer Weise begründet, zu den gleichen Ergebnissen führten. Lie's Freunde blieben unterdessen in der Heimath ununterbrochen thätig für ihn. Am 1. Juli 1872 erhielt er eine eigens für ihn gegründete Professur an der Universität Christiania. Im gleichen Jahre verlobte er sich mit Anna Birch, welche er 1874 heirathete. Zwei Töchter und ein Sohn entstammen der überaus glücklichen Ehe. Lie's mathematische Entdeckungen häuften sich inzwischen, ohne daß es möglich wäre, sie hier anders als durch einzelne Stichwörter zu kennzeichnen. Solche Stichwörter sind erstens Aufsuchung des integrirenden Factors gewöhnlicher Differentialgleichungen mittels Transformationsgruppen und zweitens Differentialinvarianten, über deren Erfindung er 1882 einen Prioritätsstreit mit Halphen zu führen hatte, so wenig waren Lie's Leistungen in die breite Oeffentlichkeit gedrungen. Klein und Mayer in Deutschland, später 1883 auch Picard in Frankreich, kannten und bewunderten sie, im übrigen war von ihnen kaum jemals die Rede. Ein neuer Bewunderer entstand für L. in Friedrich Engel, der durch Klein und Mayer dazu veranlaßt, im September 1884 in Christiania zu dreivierteljährigem Aufenthalte erschien, mit der Absicht, theils in die Ideen Lie's durch ihn selbst eingeführt zu werden, theils ihn zu einer ausführlichen Darstellung derselben zu vermögen. Die Frucht dieser letzteren Bemühungen ist das unter Engel's Mitwirkung entstandene, von Jenem allein vollendete große dreibändige Werk „Theorie der Transformationsgruppen" (Leipzig 1888—1893). L. war zu Ostern 1886 einer Berufung nach Leipzig als Nachfolger von Klein gefolgt. Er hatte dort das Vergnügen, einzelne Schüler, wie z. B. Georg Scheffers, an sich zu fesseln, welche sich in seine Vortrags- und Denkweise zu finden wußten, wovon wiederum bis zu einem gewissem Grade gemeinsame Veröffentlichungen Zeugniß ablegen: „Vorlesungen über gewöhnliche Differentialgleichungen mit bekannten infinitesimalen Transformationen bearbeitet und herausgegeben von Dr. G. Scheffers", 1891; „Vorlesungen über kontinuirliche Gruppen mit

geometrischen und anderen Anwendungen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. G. Scheffers", 1893; „Untersuchungen über unendliche kontinuirliche Gruppen", 1895; „Geometrie der Berührungstransformationen, dargestellt von Sophus Lie und G. Scheffers", Band I, 1896. Aber neben der Freude an einzelnen hervorragenden Zuhörern ging der Schmerz einher, die eine Zeit lang ungewöhnlich starke Zahl von Studierenden der Mathematik an der Leipziger Hochschule von Semester zu Semester abnehmen zu sehen. Fand diese Abnahme statt trotz Lie's Thätigkeit oder wegen derselben? L. war der letzteren Ueberzeugung. Auch äußerliche Anerkennung durch Wahl in gelehrte Gesellschaften und dergleichen blieb aus. Dazu kam die Ueberanstrengung durch tiefsinnige, Jahre lang fortgesetzte Forschungen. Die Folge aller dieser Umstände war eine hochgradige Neurasthenie, welche L. zwang, den Winter 1889 bis 1890 in einer Nervenanstalt bei Hannover zuzubringen. Er wurde dort so weit hergestellt, daß er im Winter 1890—91 seine Vorlesungen wieder aufnehmen konnte. Auch die früher vermißte Anerkennung trat jetzt ein. Eine Akademie nach der anderen erwählte ihn zum Mitgliede. In Norwegen entstand eine Bewegung, L. seinem Heimathlande zurückzugewinnen. Eine Professur der Theorie der Transformationsgruppen wurde in Christiania für ihn gegründet und reich ausgestattet. Es war zu spät. Wenn auch seit 1890 der klar denkende Mathematiker in L. wieder erwacht war, das Gemüth war und blieb zerstört. Empfindlichkeit, Mißtrauen, schwarze Anschauungen über die Menschen im allgemeinen und die Mathematiker im besonderen hatten sich seiner bemächtigt, Folgen und Ursachen einer immer gefahrdrohender sich äußernden Blutarmuth. Im September 1898 siedelte L. nach Christiania über. Er hatte noch die Freude, für einige Amerikaner, die ihm von Leipzig gefolgt waren, eine Vorlesung über Differentialgleichungen in seiner Wohnung beginnen zu können. Seine Kräfte reichten nicht aus, sie zu Ende zu führen. Er entschlief am 18. Februar 1899.

Vgl. F. Engels, Sophus Lie, in dem Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, Bd. VIII, S. 30—46 (Leipzig 1900) und Bibliotheca Mathematica, 3. Folge, 1. Band, S. 166—204 (Leipzig 1900).

Cantor.

Liebe: Friedrich August Gottlob (von) L., Jurist und Staatsmann, † 1885, wurde am 18. December 1809 zu Braunschweig geboren. Sein Vater, der die gleichen Vornamen führte, Sohn des Kupferstechers Gottl. Aug. Liebe in Halle und Buchhalter der ehemaligen Sackkellerweinhandlung in Braunschweig war, erlebte die Geburt des Knaben nicht mehr, da er schon am 6. September 1809 23 Jahre alt verstarb. Die Mutter, Charlotte Rosine geb. Burwitz, die Tochter eines Sattlermeisters in Celle, hatte nun die schwere Aufgabe, für den eigenen und des Sohnes Unterhalt zu sorgen. Dieser besuchte das Gymnasium Martineum seiner Vaterstadt bis Michaelis 1826, wo er auf das Collegium Carolinum daselbst überging. Ostern 1828 bezog er die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; er blieb hier bis zum Herbste 1830, wo er am 7. September „post publice privatimque exhibita egregia legitimae scientiae specimina" zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Er meldete sich nun, in die Heimath zurückgekehrt, sogleich zur juristischen Staatsprüfung, die aber erst am 28. December 1831 stattfand. Gern wäre er jetzt in den Staatsdienst getreten, aber seine Verhältnisse nöthigten ihn, sich sofort einer gewinnbringenden Thätigkeit zuzuwenden. Er ward Advocat und Notar in Braunschweig. Obwohl er sich hier schnell eine sehr geachtete und einträgliche Stellung erwarb, so sagte ihm die advocatorische Praxis doch keineswegs zu. Er meldete sich daher zur zweiten juristischen

Prüfung, die er in Wolfenbüttel am 19. März 1836 „vorzüglich“ bestand. Die Prüfungscommission erklärte ihn für „einen ausgezeichneten Mann, der ebenso gründliche theoretische Rechtskenntnisse als praktische Application besitze“ und empfahl ihn dem Ministerium angelegentlich für den Justizdienst. Zum 1. August 1837 wurde er zum Kreisgerichtsassessor in Wolfenbüttel ernannt. Etwa ein Jahr vorher (19. August 1836) hatte er sich mit Mathilde Auguste Carstens, der Tochter eines Kaufmanns in Braunschweig, verheirathet. In die folgenden Jahre fällt die Abfassung von Liebe's erster juristischer Arbeit, die seinen wissenschaftlichen Ruf begründete und ihn mit einem Schlage für ein wichtiges Gebiet des Rechtslebens in die vorderste Reihe der Fachkenner rückte; es ist „die Stipulation und das einfache Versprechen, eine civilistische Abhandlung“, die 1840 erschien. Auch von Seiten der Regierung wurde man auf den begabten Beamten aufmerksam und zog ihn unterm 20. August 1841 zu den Secretariatsgeschäften in das herzogliche Staatsministerium; schon am 28. December d. J. wurde er zum Kanzleisecretär ernannt; zum 1. Januar 1847 erfolgte seine Ernennung zum Hofrath. Auch in dieser Stellung setzte er seine wissenschaftlichen Bestrebungen fort, die sich jetzt z. Th. mit wichtigen allgemeinen Tagesfragen berührten. So gab er nach eingehenden Berathungen mit dem Vorstande des Kaufmannsvereins zu Braunschweig 1843 den „Entwurf einer Wechselordnung für das Herzogthum Braunschweig sammt Motiven“ heraus, in dem er nicht nur juristische Theorien vorbringen, sondern vorzüglich auch den Anforderungen des Handelstandes an ein neues Wechselgesetz genügen wollte. Das Buch wurde sehr anerkennend aufgenommen, und die Folge war, daß L. 1847 Mitglied der Commission der deutschen Staaten wurde, die in Leipzig eine Allgemeine deutsche Wechselordnung ausarbeitete. An dem Ergebnisse dieser Berathungen hatte L. einen großen Antheil; er hat dann auch noch 1848 die „Allgemeine Wechselordnung für Deutschland mit Einleitung und Erläuterungen“ herausgegeben. Noch eine Arbeit Liebe's aus jener Zeit, die über den „Grundadel und die neuen Verfassungen“ (Braunschweig 1844) war nicht ohne Beziehung auf praktische Fragen, während solchen eine andere, „Sechs Vorlesungen über Philosophie der Geschichte“ (Wolfenbüttel 1844) ganz fern stand, aber von der Vielseitigkeit, der gründlichen geschichtlichen und philosophischen Bildung des Verfassers ein deutliches Zeugniß ablegte. Auch der Entwicklung der politischen Verhältnisse der Zeit wandte L. lebhafte Theilnahme zu. Schon in ein paar Leitartikeln der Heidelberger „Deutschen Zeitung“ vom 4. und 7. November 1847 hatte er die Mängel der deutschen Bundesverfassung klar dargelegt und die Mittel zu ihrer Abhülfe bezeichnet. Er erwartete Heil und Segen allein von einer freien constitutionell-monarchischen Verfassung der einzelnen Staaten und von einer festen, eine wirkliche Einheit gründenden Verfassung des deutschen Vaterlandes. Für dieses Ziel erklärte er sich im April 1848 gern bereit, auch die eigene Kraft einzusetzen und in diesem Sinne ein Mandat in der Frankfurter National-Versammlung zu übernehmen (Ztg. f. d. d. Volk Nr. 32 vom 20. April 1848). Doch er sollte hier nicht Volks-, sondern Regierungsvertreter werden, und diese Vertrauensstellung hat er von nun an eigentlich sein ganzes Leben hindurch inne behalten. Schon unterm 30. April 1848 ward er vom Herzoge Wilhelm zum Legationsrath und zum Braunschweigischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt; wenige Tage darauf wurde ihm auch die Stimme von Nassau mit übertragen. Hier in Frankfurt gelangte er durch seine Tüchtigkeit, seine Kenntnisse, Klugheit und sein geschäftsgewandtes und umgängliches Wesen bald zu einer sehr angesehenen Stellung. Trat er jetzt wie später nach außen auch wenig hervor — zweckloses Repräsentiren und Figuriren war niemals seine

Sache — so war seine Mitarbeit überall da, wo es zu arbeiten galt, um so gesuchter und um so geschätzter. Von den Geschäften, die ihm in dieser Zeit zufielen, sei nur der Mission gedacht, die er im September 1848 im Auftrage der deutschen Centralgewalt nach dem Haag ausführen mußte, um die wegen des Herzogthums Limburg mit dem Königreiche der Niederlande entstandenen Zwistigkeiten auszugleichen. Als das Reichsministerium Gagern am 10. Mai 1849 seinen Abschied nahm, wurde auch L. der Eintritt in ein neues Ministerium angeboten, von ihm aber abgelehnt, da er auf eine Reconstituirung der Verfassung Deutschlands jetzt nur noch sehr geringe Hoffnung setzte, bei einem Zerfall der Centralgewalt aber nach der ihm ertheilten Instruction wie nach seiner eigenen Ueberzeugung an Preußen fest halten mußte. Er wurde daher unterm 7. Juli 1849 als Bundestagsgesandter von Frankfurt zurückgerufen und noch in demselben Monate nach Berlin gesandt, um über den Beitritt Braunschweigs zu dem „Dreikönigsbündnisse" vom 26. Mai 1849 zu verhandeln. Dieser Anschluß ward vollzogen, und L. wurde Mitglied des deutschen Verwaltungsrathes, der aus den Vertretern der drei Königreiche und der dem Bündnisse beigetretenen Staaten gebildet wurde. Gegen Mitte März 1850 siedelte er von Berlin nach Erfurt über, wo das deutsche Unionsparlament am 20. d. M. eröffnet wurde. Er gehörte zu den fünf Commissaren, die hier die Centralbehörde vertreten sollten. Anfang Mai kehrte er wieder nach Berlin zurück, um hier in Gemeinschaft mit dem Staatsminister Frhr. v. Schleinitz vom 10.—15. Mai an der Conferenz der verbündeten deutschen Regierungen Theil zu nehmen, die zur Begründung des provisorischen Fürstencollegiums führte. Zu diesem wurde L. unterm 25. Mai als Vertreter Braunschweigs, das sich den Anträgen Preußens in ihrem ganzen Umfange angeschlossen hatte, bevollmächtigt. Ehe er aber seine Thätigkeit hier begann, wurde er von der Braunschweigischen Regierung, die keinen Weg, der möglicher Weise zu einer wahren und allgemeinen Einigung führen konnte, unversucht lassen wollte, zu der von Oesterreich ausgeschriebenen Conferenz nach Frankfurt a. M. entsandt, wo er Anfang Juni 1850 eintraf, um neben Braunschweig auch Oldenburg und Lippe-Detmold zu vertreten. Die Verhandlungen hatten nicht den gewünschten Erfolg, am 30. Juli reiste L., wie die übrigen Unionsbevollmächtigten, von Frankfurt wieder ab. Er kehrte über Braunschweig nach Berlin zurück, wo er nun bis zur Auflösung der Union im December 1850 an den Sitzungen des Fürstencollegiums sich betheiligte. Er war hier namentlich der vierten Commission zugetheilt, die sich mit der Berathung über das Bundesgericht beschäftigte. In dieses Jahr fiel auch der Ruf, den L. von Lübeck aus erhielt, als Rath in das hanseatische Oberappellationsgericht zu treten. Es bot sich ihm hier eine sehr angenehme, angesehene und gut besoldete Stellung. Aber die diplomatische Thätigkeit sagte ihm mehr zu; er lehnte daher den ehrenvollen Ruf ab, nachdem er sich vergewissert hatte, daß er nach wie vor auf das Vertrauen seines Landesfürsten rechnen konnte, dem das Ministerium dringend empfahl, den ebenso durch ungewöhnliche, ausgebreitete Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Einsicht und Geschäftsgewandtheit, als durch gesunde politische Grundsätze ausgezeichneten Beamten seinem Staatsdienste zu erhalten. Noch am Schlusse desselben Jahres wurde er wieder als Braunschweigischer Bevollmächtigter zu den Dresdener Conferenzen entsandt; sie währten vom 22. December 1850 bis 15. Mai 1851 und verliefen, wie bekannt, ergebnißlos; die Wiederherstellung des alten Bundestages war die Folge. In seiner ganzen politischen Wirksamkeit war L. stets für die preußischen Ansprüche auf die Vorherrschaft in Deutschland mit Entschiedenheit eingetreten. Er war daher am Berliner Hofe ebenso wegen seiner politischen Haltung wie wegen seiner Fähig-

keiten auf's beste angeschrieben und so der gegebene Mann, sein Heimathland dort zu vertreten. Es erfolgte deshalb am 24. Juni 1851 seine Ernennung als braunschweigischer Geschäftsträger am preußischen Hofe; noch in demselben Jahre wurde er dort zugleich mit der Vertretung der oldenburgischen, 1854 auch mit der der nassauischen Regierung beauftragt. Bei seiner gewaltigen Arbeitskraft und dem großen Ansehen, das er genoß, wurden seine Dienste zeitweise von verschiedenen Regierungen zur Vertretung in Anspruch genommen. Seine Mitwirkung bei dem Vertrage über den Anschluß Braunschweigs an den Postverein verschaffte ihm 1852 den Rothen Adlerorden II. Classe. Der Herzog erkannte seine Verdienste an, indem er ihn unterm 25. April 1855 in den erblichen Adelstand erhob und ihm am 24. April 1857 den Titel eines Geheimen Legationsrathes verlieh. Einige Jahre darauf rief er ihn aber wieder nach Braunschweig zurück, wo er ihn nach Geyso's Tode unterm 4. December 1861 zum Geheimrathe und stimmführenden Mitgliede des herzoglichen Staatsministeriums ernannte und mit der Leitung des Finanzdepartements betraute. Liebe's Einfluß beschränkte sich aber nicht auf dieses. Sein Rath soll namentlich im J. 1866 auf die politische Haltung des Herzogthums Braunschweig von maßgebender Bedeutung gewesen sein. Es wurde bei der weisen Mäßigung Herzog Wilhelm's, der persönliche Wünsche, die er etwa hegen mochte, hinter die Interessen des Landes ganz zurücktreten ließ, glücklich erreicht, daß Braunschweig neutral blieb und erst am 6. Juli ein Bündniß mit Preußen abschloß. Die Selbständigkeit des Herzogthums ist wahrscheinlich durch diese insbesondere von L. vertretene Politik gerettet worden. Natürlich konnte dann für die weitere Gestaltung der Verhältnisse des norddeutschen Bundes und der Beziehungen Braunschweigs zu dessen Vormacht kein geeigneterer Vertreter als L. gefunden werden. Unterm 28. Februar 1867 wurde er daher zum Ministerresidenten am königlich preußischen Hofe und zum Bevollmächtigten beim Bundesrathe ernannt; zugleich wurde ihm auch ausdrücklich die Vertretung bei den Verhandlungen des Reichstags behufs Feststellung der Verfassung für den Norddeutschen Bund übertragen. Wie früher so hat er auch jetzt die diplomatische Vertretung Oldenburgs sogleich übernommen und zu voller Zufriedenheit bis zu seinem Tode geführt. Unterm 24. April 1873 erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Geheimrathe mit dem Prädicat Excellenz. Im Schoße des Bundesrathes, vorzugsweise bei den Commissionsarbeiten, entfaltete nun L. eine sehr ausgedehnte und tiefgreifende Thätigkeit; er erfreute sich hier als hervorragende Arbeitskraft und als gewandter, kenntnißreicher Geschäftsmann der größten Achtung. So hat er an dem Ausbau der deutschen Verfassung, an der Reichsgesetzgebung und an allen Justiz- und Finanzfragen des Reiches einen bedeutenden Antheil gehabt. Zahlreiche Ordensverleihungen bezeugten seine Verdienste. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Es genüge, auf das Urtheil Fürst Bismarck's hinzuweisen, der am 10. März 1880 bei Ueberreichung des Rothen Adlerordens I. Classe ihm seine „Freude über diese Allerhöchste Anerkennung und seinen Dank für die langjährige treue Mitarbeit an ihrem gemeinschaftlichen Werke" aussprach. Aehnlich äußerte er sich am 7. September desselben Jahres bei Gelegenheit des 50jährigen Doctorjubiläums, das L. von allen Seiten Zeugnisse der lebhaftesten Anerkennung und Verehrung brachte, und zwar nicht nur von seinen Collegen, Staatsmännern und Diplomaten, sondern auch von wissenschaftlichen Autoritäten, wie Windscheid, Thöel u. A., die ihre volle Werthschätzung über seine wissenschaftlichen Leistungen ihm kund gaben. In voller geistiger Rüstigkeit hat L. sein arbeitsreiches Leben fortgesetzt, dem erst am Abend des 9. April 1885 ein Herzschlag ein plötzliches Ende machte. Groß

war die Theilnahme, die sein Tod hervorrief. Fürst Bismarck schrieb, „er beklage schmerzlich den Verlust, welchen Kaiser und Reich durch das Dahinscheiden seines langjährigen und hochverehrten Freundes erleiden.“ Testamentarischer Bestimmung zu Folge wurde der Leichnam Liebe's am 13. April d. J. in Gotha verbrannt. Von der Berliner Geistlichkeit wurde daher die Theilnahme an der Leichenfeier abgelehnt, wie ihm von dieser Seite auch bei seiner zweiten Verheirathung Schwierigkeiten gemacht waren. Denn seine erste Ehe war durch landesherrlichen Spruch vom 26. Januar 1853 aufgelöst worden. Es wurde daher, als er sich mit Anna (Karoline Luise) Robiling, der Tochter eines Färbereibesitzers Robiling in Berlin, wieder verheirathen wollte, diese Trauung am 5. Februar 1857 in Braunschweig vollzogen. Seine Wittwe hat ihn bis zum 8. April 1900 überlebt. Der einzige Sohn, Victor (Friedrich August) v. Liebe, geboren am 5. September 1838 zu Wolfenbüttel, trat in den braunschweigischen Justizdienst, stieg hier bis zum Oberlandesgerichtsrath empor, wurde Mitarbeiter der Commission für das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch und 1889 Reichsgerichtsrath zu Leipzig, doch mußte er leider schon vor ein paar Jahren aus Gesundheitsrücksichten diese Stellung wieder aufgeben.

P. Zimmermann.

Liebe: Karl Theodor L., war ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und unermüdlicher Arbeitskraft, der diese Eigenschaften ganz in den Dienst der Naturwissenschaften stellte. Aeußere Verhältnisse und z. Th. wohl auch eigne Veranlagung haben dazu geführt, daß sich seine Thätigkeit gleichzeitig auf sehr verschiedenartigen Gebieten entfaltet hat, und so kam es, daß am Grabe dieses vortrefflichen Erziehers der Jugend nicht nur seine ehemaligen Schüler, sondern auch die Geologen und Ornithologen sich vereinigten, um den Hingang dieses neidlosen und liebenswürdigen Mannes zu betrauern.

Er war in Thüringen geboren (1828 zu Moderwitz bei Neustadt a. d. Orla) und hat mit Ausnahme dreier Jahre, die er als Lehrer an dem Schleiden'schen Realgymnasium zu Hamburg zubrachte, und einer kurzen skandinavischen Reise sein ganzes Leben in seinem engeren Vaterlande zugebracht und dessen wissenschaftlicher Erforschung gewidmet. 1855 kam er als Lehrer der Mathematik an die Gewerbeschule nach Gera, 1861 als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an das dortige Gymnasium, wo er bis 1893 thätig war. Kurz nach seiner Pensionierung ist er im Juni 1894 gestorben. Als Ornithologe hat er sich auf die Biologie der Vögel beschränkt, hierin aber Bedeutendes geleistet. Als Geologe hat ihn alles interessirt, was Thüringen in dieser Beziehung aufzuweisen hat. Er wurde bald der beste Kenner Ostthüringens, hat die Stratigraphie aufgeklärt und insbesondere den so verwickelten geologischen Bau des Landes. Musterhaft sind die 16 geologischen Specialkarten (1:25000), die er für die preußische Landesanstalt aufnahm. Er war einer der ersten, der in bewußter Weise die zahllosen Störungen und Verwerfungen auf der Karte einzeichnete und dadurch vorbildlich für die ganze Landesanstalt wurde. Eine zusammenfassende Darstellung gab er 1884 unter dem Titel: „Uebersicht über den Schichtenaufbau Ostthüringens“ in den Abhandlungen zur geologischen Specialkarte von Preußen u. s. w. Wenn man so L. in gutem Sinne des Wortes einen Localgeologen nennen darf, der über 40 Jahre lang sein engeres Vaterland mit dem Hammer in der Hand durchstreift hat, so hat seine Arbeit doch auch vielfach Fragen von allgemeiner Bedeutung betroffen. Insbesondere bemerkenswerth ist es, daß er schon 1852 die Bryozoenriffe im Zukstein beschrieb und so einen weiteren Beitrag zur Faciesbildung lieferte, die in der Jura- und Tertiärformation wenige Jahre vorher von Greßly in der Schweiz und Prévost

in Frankreich nachgewiesen worden war, im allgemeinen aber noch wenig Anklang gefunden hatte.

Ausführlicher Nekrolog nebst vollständigem Litteraturverzeichniß gab E. Zimmermann 1894 im Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt.

Rothpletz.

Liebeherr: Otto Friedrich Maximilian von L., Jurist und Universitäts-Vicekanzler, geboren am 21. Februar 1814 zu Steinhagen bei Kirch-Mulsow in Mecklenburg-Schwerin, † am 13. September 1896 zu Rostock. v. L. stammte aus einem alten norddeutschen Patriciergeschlecht. (Die Stammtafel findet man im V. Jahrgang des Genealogischen Taschenbuchs der adeligen Häuser, Brünn 1880, S. 251.) Sein Urgroßvater Matthäus, ein eifriger Sammler von Münzen und pommerischen Schriften, wurde als Stettiner Burgemeister am 20. März 1731 in den rittermäßigen Reichsadelstand erhoben. Dessen zweiter Sohn, Karl Albert, war preußischer General-Landschaftsrath. Aus seiner Ehe mit Wilhelmine Luise v. Brüsewitz entsproß unseres v. Liebeherr's Vater, Karl Friedrich Wilhelm, preußischer Major a. D., mecklenburg-schwerinscher Distriktsoberst und Besitzer des im ritterschaftlichen Amte Bukkow gelegenen Allodialgutes Steinhagen; vermählt mit Johanna Charlotte, einer Tochter des Kriegsrathes und Danziger Burgemeisters Haag und der Marie, geborenen v. Hippel.

Ebenso wie seine älteren Brüder Theodor und Helmuth, von denen ersterer später das väterliche Gut übernahm und auf demselben 1869 als charakterisirter Drost starb, während der andere 1877 als pensionirter Oberforstrath in Schwerin verschied, besuchte v. L. die unter dem Rectorate des trefflichen Joh. Friedr. Besser stehende Güstrower Domschule, die er schon Ostern 1832 verlassen konnte, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Nachdem er dann auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen und Rostock die vorzüglichsten Lehrer seines Faches gehört und das erste juristische Examen rühmlich bestanden hatte, trat er am 27. Juni 1837 als Auditor und Mitarbeiter absque voto bei den vereinigten Domanialämtern Mecklenburg-Redentin und Poel, deren Sitz Wismar ist, in den Dienst. In dieser Stellung bereitete er sich nebenher auf das Richterexamen vor, welches er im März 1841 ablegte. Am 17. März zur Verwaltung des Richteramtes qualificirt befunden, wurde er am 14. des folgenden Monats zum Assessor bei der Güstrower Justizkanzlei und am 29. Juli 1844 zum Kanzleirath bei derselben Behörde ernannt. Aber bereits am 20. März 1845 erfolgte seine Beförderung zum Justizrath und Versetzung an die Schweriner Justizkanzlei, an welcher er die dritte Rathsstelle erhielt.

Zu Schwerin im bewegten Jahre 1848 in die „mecklenburgische constituirende Versammlung“ als Abgeordneter gewählt, schloß sich v. L. der äußersten Rechten an. Am 11. Mai 1849 wurde er dann an Stelle des ausgeschiedenen Advocaten Dr. Kippe aus Rostock in die aus vier Mitgliedern bestehende Commission, die vom Großherzog für die Verhandlungen mit der Abgeordnetenkammer eingesetzt war, berufen und nach Vereinbarung der constitutionellen Verfassung am 10. October desselben Jahres zum Vorstand des Justizministeriums mit dem Charakter eines Staatsrathes ernannt. Als aber ein halbes Jahr darauf der Großherzog infolge des von verschiedenen Seiten gegen die Aufhebung der alten landständischen Verfassung eingelegten Protestes sich entschloß, die Compromiß-Instanz zu beschreiten, suchte L. mit seinen Collegen (Staatsminister L. v. Lützow, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Staatsrath F. J. G. K. Meyer, Vorstand des Ministeriums des Innern, und Staatsrath Th. Stever, Vorstand des Finanzministeriums) um

den Abschied nach, der auch am 12. April 1850 gewährt wurde, und trat am 1. Juli desselben Jahres in die Stelle eines Justizrathes zurück.

Am 6. Mai 1851 verehelichte sich v. L. mit Luise, der ältesten Tochter des Erblandmarschalls im Fürstenthum Lüneburg, mecklenburg-schwerinschen Geheimen Hofrathes und ersten Secretärs der Güstrower Justizkanzlei W. F. Ch. L. v. Meding und der Magdalena geb. v. Pressentin. Dieselbe übte in Rostock als Vorsteherin des zur Verpflegung hülfsbedürftiger alter Frauen Ostern 1860 errichteten Alexandrinenstiftes eine segensreiche Thätigkeit aus, die nach ihrem Tode (11. März 1887) von ihrem einzigen Kinde, Frl. Magdalena v. L., fortgesetzt wurde.

Von Schwerin wurde v. L. am 17. April 1855 als Rath an den höchsten Gerichtshof des Landes, an das Oberappellationsgericht zu Rostock versetzt. Diesem gehörte er indes nur drei Jahre an, denn am 22. April 1858 erfolgte seine Ernennung zum Justizkanzlei- und Consistorialdirector daselbst. In ersterer Stellung erhielt er bei der Gerichtsreorganisation (am 29. September 1879) die Amtsbezeichnung als Landgerichtspräsident und wirkte als solcher sowie als Vorsitzender der ersten juristischen Prüfungscommission (gleichfalls seit 1858, nachdem er schon 1852—55 Mitglied derselben gewesen war) bis zum 1. Juli 1887. Die Stellung eines Consistorialdirectors bekleidete er bis an seinen Tod, das ihm am 18. April 1872 übertragene Nebenamt eines ersten großherzoglichen Provisors des Klosters zum heiligen Kreuz (zur Auferziehung und Unterhaltung mecklenburgischer Jungfrauen vom Adel und Bürgerstande) nur bis zum 21. Juni 1886.

Neben den Aemtern eines Justizkanzlei- und Consistorialdirectors wurde v. L. am 1. September 1870, nachdem der Geh. Rath Dr. Karl Friedrich v. Both wegen zunehmender Augenschwäche in den Ruhestand getreten war, mit den Functionen eine Vicekanzlers und Curators der Landesuniversität, sowie eines großherzoglichen Commissarius bei der Immediatcommission vorläufig betraut, bis er am 28. Februar 1875 zum wirklichen Vicekanzler und Curator ernannt wurde. Als solcher ließ er sich dann über 21 Jahre lang die Hebung der Rostocker Universität aufs eifrigste angelegen sein, indem er nicht nur für schleunige Besetzung der erledigten Lehrstühle und Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte Sorge trug, sondern auch die Errichtung mehrerer neuer Ordinariate und Extraordinariate sowie akademischer Institute veranlaßte, wobei er sein Hauptaugenmerk auf die damals der Vervollständigung in einigen Disciplinen noch bedürftige philosophische Facultät richtete.

v. Liebeherr's mannichfache Verdienste fanden reichliche Anerkennung. Der Großherzog verlieh ihm am 28. Februar 1876 die Insignien eines Großkomthurs des mecklenburgischen Hausordens der Wendischen Krone und bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum am 27. Juni 1887 den Charakter eines Geheimen Rathes mit dem Prädicat „Excellenz“. Die Landesuniversität ehrte ihn nach und nach durch Zuerkennung der Würde eines Ehrendoctors von Seiten aller vier Facultäten: am 30. Juli 1879 wurde er zum Dr. juris wegen seiner Fürsorge für die Universität, sowie wegen seiner hervorragenden Leistungen als praktischer Jurist und als juristischer Examinator ernannt; gelegentlich der Feier von Luther's 400jährigem Geburtstage am 10. November 1883 wurde er zum Dr. theol. wegen seiner 25jährigen Wirksamkeit als Consistorialdirector ernannt; bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum 1887 erhielt er die Würde eines Dr. phil. und im J. 1894 die eines Dr. med. Die Stadt Rostock endlich verlieh 1887 dem Jubilar, da er sich viel an gemeinnützigen Unternehmungen betheiligt hatte, auch dem Vorstande des Kunstvereins, sowie des Concertvereins angehörte, das Ehrenbürgerrecht.

Als Schriftsteller ist L. nur selten hervorgetreten. Im J. 1848 veröffentlichte er eine Schrift „über Volkssouveränetät und die Frage, ob die Versammlung der mecklenburgischen Abgeordneten eine constituirende sei“. Vom 30. December 1848 bis zum 26. Mai 1849 war er Mitredacteur (mit Dethloff, Faull und — bis Nr. 14 einschl. — Rohde) des Mecklenburgischen Volksblattes (Nr. 1—22). Im J. 1850 ließ er „Andeutungen über die Reform des Mecklenburgischen Rechtes“ erscheinen. Schließlich ist noch im J. 1871 ein Vortrag von ihm „Ueber Hexerei“ gedruckt worden, worin von einem Röbeler Hexenproceß aus dem Jahre 1659 gehandelt wird.

Vgl. „Rostocker Anzeiger“ 1837 Nr. 146 (wo ich besonders Liebeherr's Verdienste um die Rostocker Universität bis zum Jahre 1887 im Einzelnen ausgeführt habe), und „Rostocker Zeitung“ 1896 Nr. 430.

Heinrich Klenz.

Liebenow: Johannes Wilhelm L., Topograph und Kartograph, wurde am 29. October 1822 in Schönfließ im Regierungsbezirke Frankfurt a. O. als Sohn eines Hofbesitzers geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters wollte sich der gut begabte Knabe für den Predigerberuf vorbereiten, mußte aber bald aus Mangel an Geldmitteln diese Absicht aufgeben. Er besuchte deshalb nur die Volksschule seines Heimathsortes und wurde dann 1836 zu einem Kaufmann in dem Landstädtchen Königsberg in der Neumark in die Lehre gegeben. Nach Beendigung der Lehrzeit war er zwei Jahre lang in der Nachbarstadt Bärwalde als Handlungsgehülfe thätig. Da ihn aber dieser Beruf auf die Dauer nicht befriedigte, trat er 1841 in Berlin als Freiwilliger in die Armee und wurde unter die Feuerwerker aufgenommen. Daneben war er eifrig um seine Fortbildung bemüht, las eine große Zahl wissenschaftlicher Werke und hörte an der Universität Vorlesungen, namentlich bei dem Geographen Karl Ritter, für dessen Atlas von Asien er eine Karte von Galiläa zeichnete, ferner bei dem Physiker Heinrich Wilhelm Dove und dem Chemiker Eilhard Mitscherlich. 1847 wurde er wegen seiner Geschicklichkeit im Zeichnen und Entwerfen der topographischen Abtheilung des Großen Generalstabes zur Dienstleistung überwiesen. Hier nahm sich der damalige Dirigent dieser Abtheilung, der Major Gustav Eduard v. Hindersin, in wohlwollendster Weise seiner an. Auch der Major im Generalstab, Albrecht v. Roon, der spätere Feldmarschall und Kriegsminister, erwies ihm mannichfache Förderung. Nachdem sich L. mit der Technik der Landesaufnahme völlig vertraut gemacht hatte, wurde er häufig zu Vermessungsarbeiten abcommandirt. Als gegen Ende der vierziger Jahre der Plan auftauchte, Trier in eine Festung ersten Ranges zu verwandeln, wurde er ein volles Jahr hindurch mit Recognoscirungen im Mosellande beschäftigt. Dabei erwachte in ihm das Interesse an der Alterthumskunde und gab ihm Veranlassung, eine Karte der Gegend von Trier mit Angabe aller damals bekannten Reste aus der Römerzeit zu veröffentlichen. Im Herbst 1850 wurde er gelegentlich einer Mobilmachung dem Stabe des Prinzen von Preußen als Ingenieurgeograph beigegeben. Bald darauf unternahm er in Begleitung seines Lehrers Mitscherlich eine Reise durch die Eifel und fertigte bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl von Skizzen, Karten und Reliefmodellen der erloschenen Vulkane jener Gegend an, die Mitscherlich später in seinem Werke „Ueber die vulkanischen Erscheinungen in der Eifel und über die Metamorphose der Gesteine durch erhöhte Temperatur“ (Berlin 1865) benutzte. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte L. das Glück, mit Alexander v. Humboldt näher bekannt zu werden, der ihm bis an sein Lebensende ein gütiger Gönner blieb. Auf dessen Rath widmete er eine von ihm entworfene Karte der Hohenzollernschen

Lande in 1:100000, die später auch im Druck erschien (Berlin 1854), dem König Friedrich Wilhelm IV. und erhielt dafür 1852 die große goldene Medaille für Wissenschaft. 1854 wurde er als technischer Beamter bei der Eisenbahnabtheilung des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten angestellt. Als solcher hatte er 40 Jahre hindurch wesentlichen Antheil an der Bearbeitung der amtlichen Eisenbahnkarten und der alljährlich erscheinenden Statistischen Nachrichten von den preußischen Eisenbahnen. Neben seinen dienstlichen Verpflichtungen übernahm er noch zahlreiche Privatarbeiten, namentlich für die Berliner Kartenverleger Schropp, Nicolai und Dietrich Reimer. Von seinen Kartenwerken aus jener Zeit, die zum Theil mehrere Auflagen erlebten, sind besonders hervorzuheben: Atlas der neueren Erdbeschreibung für Schule und Haus in 30 Karten (1865), Uebersichtskarte von Centraleuropa, 6 Bl. in 1:1250000 (1860), Generalkarte von der Provinz Schlesien, 2 Bl. in 1:400000 (1861), Specialkarte vom Riesengebirge in 1:50000 (1862), Specialkarte des nordwestlichen Deutschland in 6 Bl. (1864), Specialkarte der Grafschaft Glatz (1865), Karte von Südböhmen und Mähren (1866), Karte von Neu-Deutschland (1866), Specialkarte von Schleswig-Holstein und Lauenburg (1867), Neue Specialkarte von den Provinzen Rheinland und Westfalen in 35 Bl. (1867), Karte vom Preußischen Staate in 12 Bl. (1867), Situationsplan von Berlin und Umgegend, 9 Bl. in 1:6250 (1867), Specialkarte von Westdeutschland, 10 Bl. in 1:300000 (1868), Karte von Deutschland zur Uebersicht der Eisenbahnen, Gewässer und hauptsächlichsten Straßen (1869), Karte des Fürstenthums Birkenfeld (1869), sowie zahlreiche Karten preußischer Regierungsbezirke und Kreise. Gegen Ende der sechziger Jahre war er sehr ausgiebig bei der preußischen Landesaufnahme beschäftigt. Etwa 350 Meßtischblätter aus Mitteldeutschland rühren im wesentlichen von ihm her. Als Frucht dieser Vermessungen sind auch seine beiden topographischen Karten der Fürstenthümer Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg anzusehen (1870). Auch das Hauptwerk seines Lebens, die erst 1884 vollendete Specialkarte von Mitteleuropa in 164 Bl. in 1:300000, wurde um diese Zeit und zwar auf Anregung Moltke's begonnen. Die westlichen Sectionen dieser Karte, welche die Länder vom Rhein bis Paris umfaßten, mußten wegen des drohenden Krieges gegen Frankreich mit äußerster Beschleunigung hergestellt werden. Sie erschienen noch rechtzeitig vor der Kriegserklärung und haben den deutschen Truppen, denen sie in 50000 Abzügen überwiesen wurden, namentlich während des Marsches wesentliche Dienste geleistet. L. selbst war während des Krieges Mitglied der zum Großen Hauptquartier gehörenden Eisenbahn-Executivcommission und erwarb sich durch seine unermüdliche Thätigkeit das Eiserne Kreuz und den bairischen Militärverdienstorden. Während der Friedensverhandlungen zu Versailles und zu Brüssel wurde er bei der Feststellung der neuen deutsch-französischen Grenze von Bismarck als kartographischer Sachverständiger herangezogen. Die endgültige Grenze wurde in zwei Exemplare seiner Specialkarte von Mitteleuropa eingetragen, und diese verleibte man dann den amtlichen Vertragsprotocollen vom 26. Februar 1871 ein.

Nach dem Friedensschlusse wurde L. zum Geheimen Rechnungsrath und Director des kartographischen Bureaus des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten in Berlin, später auch noch zum Vorstand der Plankammer für die Bauabtheilung ernannt. Auch in dieser Stellung fand er Zeit, eine große Zahl von Kartenwerken zu veröffentlichen, die meist mehrere Auflagen erlebten: Karte des Reichslandes Elsaß-Lothringen in 4 Bl. (1872), Eisenbahn- und Reisekarte von Mitteleuropa (1874), Karte von Deutschland zur Uebersicht der Eisenbahnen in 4 Bl. (1875), Specialkarte von Schleswig-Holstein, Lauenburg,

Hamburg, Lübeck und den angrenzenden Landestheilen (1875), Karte der europäischen Türkei in 2 Bl. (1876), Signaturen zum Planzeichnen nach den für die Aufnahmen des königl. preußischen Generalstabes geltenden Bestimmungen (1876), Specialkarte der schlesischen Sudeten (1879), Specialkarten der einzelnen preußischen Provinzen und der meisten übrigen deutschen Staaten in 1 : 300000 (1879 ff.), Eisenbahn- und Reisekarte vom Deutschen Reiche (1880), Karte von Centraleuropa zur Uebersicht der Eisenbahnen, Gewässer und hauptsächlichsten Straßen (1880), Karte von Afrika mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Colonieen (1886), Karte der Insel Rügen (1889).

Am 1. October 1891 beging L. unter allgemeiner Antheilnahme sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Im folgenden Jahre erhielt er den Professortitel. 1894 trat er in den wohlverdienten Ruhestand und wurde zum Geheimen Regierungsrath ernannt. Auch jetzt noch arbeitete er rüstig weiter, revidirte unausgesetzt seine Kartenwerke und gab verschiedene Neuauflagen heraus. Am 21. Juli 1897 endete ein sanfter Tod am Herzschlag zu Schöneberg bei Berlin sein langes, arbeitsreiches Leben. Eine verbesserte Bearbeitung seiner großen Specialkarte von Mitteleuropa begann zugleich mit einer Ausgabe für Radfahrer 1899 bei Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M. zu erscheinen.

Deutscher Geographen-Almanach I (1884), S. 373—374. — Globus LXXII (1897), S. 116. — Geographisches Jahrbuch XX (1897), S. 474. — Der Bär XXIII (1897), S. 487 (mit Bildniß). — Brandenburgia VI (1898), S. 271—274 (mit Bildniß). — Biographisches Jahrbuch II (1898), S. 295. Viktor Hantzsch.

Liebholdt: Zacharias L., Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Geboren 1552 im thüringischen Städtchen Saalburg (Solbergk), fand er zu Silberberg in Schlesien eine Anstellung als Schulmeister und Stadtschreiber und wirkte hier eifrig für die Einführung der Reformation. Durch eine Wanderung nach Krumau verschaffte er 1592 den Silberbergern von ihrem Herrn Peter Wock Ursinus v. Rosenberg die Erlaubniß zum Bau einer evangelischen Kirche und beherbergte den neuen Pfarrer fürs erste in seinem Hause. 1619 siedelte er als Richter nach dem benachbarten Reichenstein über und starb in der zweiten Hälfte des Januar 1626. — Seine Schulkomödie „Historia, Von einem frommen Gottfürchtigen Kauffman von Padua“ (Breslau, G. Bawman 1596) ist eine ziemlich trockene und farblose Dramatisirung jener Novelle Boccaccio's (Decamerone 2, 9), die von der Wette über die Treue der Gattin handelt und in Shakespeare's „Cymbeline“ ihre reizvollste Ausgestaltung gefunden hat. L. änderte die Orts- und Personennamen (wie später Kongehl in seiner „Innocentia“) sämmtlich ab: die Wette zwischen Veridicus (so heißt hier der Genueser Bernabo) und Falsarius (Ambrogiuolo) geht nicht zu Paris, sondern zu Mantua vor sich; die treue Frau Castitas (Ginevra) ist nicht in Genua, sondern in Padua daheim und flüchtet in Männerkleidung unter dem Namen Egregius (Sicurano) nicht zum ägyptischen Sultan, sondern zum Herzog von Candia. Geändert ist ferner der Charakter des boshaften Verleumders; nicht aus eigener Schlauheit dingt Falsarius die arme Frau, ihn in einem Kasten verborgen ins Schlafzimmer ihrer Herrin zu schaffen, sondern der längst im deutschen Schuldrama heimische Eheteufel bläst ihm den Gedanken ein, bei der ränkevollen Kupplerin Pragmatica Hülfe zu suchen. Die schließliche Strafe des Bösewichts besteht in der von Meister Ziehauf auf offener Bühne vollzogenen Steinigung, während bei Boccaccio der Sultan ihn mit Honig bestreichen und den Insekten preisgeben läßt. In der Ausführung der siebenactigen Komödie folgt L. der schlichten, knappen, von rührseligem Pathos und grellen Bühneneffecten weit entfernten Weise des Hans Sachs; in Sprache und Versbetonung ist er correct.

Die Bühneneinrichtung muß auf der einen Seite das Schlafzimmer der Castitas theilweise offen gezeigt haben.

Die biographischen Daten verdanke ich einer gütigen Mittheilung H. Markgraf's aus einer Silberberger Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek. Liebholdt's Vaterstadt Solbergk, die bei A. Müller mit Goldberg verwechselt wird, steht hiernach „unter den Herren von Plauen, Gera, Schleiz und Löwenstein, itzo dem Herrn Reußen zuständig", muß also das heutige Saalburg sein. Vgl. noch Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur 1877, S. 127 und Anton Müller, Zacharias Liebholdt (Progr. Strehlen 1891), der einen Einfluß der englischen Komödianten [!] annehmen möchte. Ueber die Geschichte des Stoffes G. Paris, Romania 32, 495.

J. Bolte.

Liebrecht: Felix L., Sagenforscher, Mytholog und Folklorist, wurde zu Namslau in Schlesien am 13. März 1812 als Kind wohlhabender Eltern geboren, bereitete sich als junger Kaufmann durch Privatstudium für die Universität vor und studirte in Breslau, wo er sich besonders an Franz Passow anschloß, sodann in München und Berlin Philologie. Ohne eine Staatsprüfung bestanden oder einen Titel erworben zu haben, ging er sehr früh eine Ehe ein und mußte sich lange Jahre mit Privatstunden und anderer schlecht bezahlten Lohnarbeit sein Brot verdienen, während er zugleich unausgesetzt seine Sprachkenntnisse und den Kreis seiner Orient und Occident umspannenden Lectüre erweiterte. Die Uebersetzung von des Giambettista Basile „Pentamerone" (2 Bde., Berlin 1846), welche Jacob Grimm mit einer etwas säuerlichen Vorrede versah und Ferdinand Wolf in den „Wiener Jahrbüchern" mit rückhaltlosem Lobe besprach, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf den im Frondienst schmachtenden Privatgelehrten. Alexander v. Humboldt wurde Liebrecht's Gönner und verschaffte ihm 1849 ein Lehramt am Collège communal zu Lüttich, aus dem er im September 1851 als Professor der deutschen Sprache an das Athénée royal übertrat; in dieser Stellung ist L. bis zum Herbst 1867 verblieben, wo er sich pensioniren ließ. Auch dann kehrte er nicht nach Deutschland zurück, sondern behielt seinen Wohnsitz in Lüttich; nachdem ihn 1887 ein Schlaganfall getroffen hatte, nahm eine in St. Hubert in Belgisch Luxemburg verheirathete Tochter den greisen Vater zu sich, und in ihrem Hause ist er am 3. August 1890 gestorben.

Liebrecht's Name ist aufs engste verbunden mit der vergleichenden Sagen- und Märchenforschung, in der er zeitweise die Arbeit Valentin Schmidt's fortzusetzen scheint, allmählich aber mit seiner Vielbelesenheit in die Interessen der vergleichenden Mythologie und allgemeinen Volkskunde ausmündet. Während ihn anfangs die romantische Litteratur des Mittelalters unter dem Einfluß des Orients stark anzieht und er einzelnen Stoffen aus diesem weiten Gebiete fördernde Specialuntersuchungen widmet, wie vor allem den „Quellen von Barlaam und Josaphat" in der vortrefflichen Abhandlung des „Jahrbuches f. roman. u. engl. Litteratur" Bd. 2 (1860) — wohl seiner besten Arbeit, findet er mehr und mehr Behagen und Genüge im Auffammeln von Parallelen, oft unter wunderlichen Gesichtspunkten und Stichworten, und endigt schließlich mit dem bequemen Ausschütten seiner Zettelkästen. Neue Wege hat er der Volkskunde nicht gewiesen, vielmehr den Ausgangspunkt von seiner Citatengelehrsamkeit aus oft schief gewählt und das Problem auch da selten richtig formulirt, wo er zu ihm vorzudringen glaubte. Das muß ausgesprochen werden, gerade weil sein Name zu den bekanntesten auf dem Gebiete der Folklore-Forschung gehört und weil man noch auf lange hinaus von der Belesenheit dieses Veteranen der Volkskunde profitiren wird.

Durch mehr als ein Menschenalter ist L. einer der eifrigsten Mitarbeiter an unsern gelehrten Zeitschriften gewesen; die Bibliographie seiner Beiträge: Aufsätze und Excurse, Uebersetzungen und Paraphrasen, Miscellen, Notizen, Recensionen, Anzeigen mag das Tausend gut erreichen. Aber es sind nur wenige Artikel darunter, die den Namen einer wissenschaftlichen Untersuchung verdienen, und auch die Bücher, die seinen Namen auf dem Titel tragen — von den Uebersetzungen ganz abgesehen, die er nur des Broterwerbs halber schrieb — bringen die eigene Arbeit Liebrecht's in mehr oder weniger lässiger Form. 1851 hat L. des John Dunlop (1814 zuerst erschienene) History of Fiction unter dem Titel „Geschichte der Prosadichtungen oder Geschichte der Romane, Novellen und Märchen" u. s. w. „aus dem Englischen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt, sowie mit einleitender Vorrede, ausführlichen Anmerkungen und einem vollständigen Register versehen" — und nicht zum mindesten durch den Reichthum dieser Liebrecht'schen Beisteuer ist das in Deutschland vorher wenig bekannte Buch, dessen Lesbarkeit der Uebersetzer freilich nicht erhöhte, zu einem oft citirten und noch häufiger benutzten Nachschlagewerk geworden. 1856 gab L. eines der merkwürdigsten Unterhaltungsbücher des Mittelalters, die für den Welfenkaiser Otto IV. geschriebenen „Otia imperialia" des Gervasius von Tilbury in einer Auswahl heraus und begleitete sie mit Anmerkungen und Excursen, die zum Theil weit von der Sache abführen. Der Excurs ist überhaupt die bequeme Lieblingsform gewesen, in der L. seine Gelehrsamkeit darbot, ehe er zu der lässigen und oft ganz formlosen Anreihung von Notizen überging. Daß L. trotz einigen verheißungsvollen Anläufen zu einer straffern Fassung wissenschaftlicher Arbeit immer wieder auf diese Art der Mittheilung zurückkam, erklärt sich wol zum Theil aus seinem Entwicklungsgang und seinen äußeren Verhältnissen: die Lütticher Bibliothek konnte allerdings für einen Studienkreis, wie L. ihn zu umfassen strebte, unmöglich ausreichen, und über der Zusammensetzung der eigenen Bücherei waltete der Zufall, der einem hülfsbereiten Handlanger und prompten Recensenten vieles und vielerlei, aber nicht immer das nöthigste ins Haus liefert. So mag es sich immerhin erklären, daß man bei ihm neben den entlegensten Ausläufern der Folklore nicht selten die grundlegenden litterarischen Daten vermißt, daß ihm die Scheidung des Ursprünglichen und Abgeleiteten so oft mißlingt. Aber andererseits darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß es L. von Haus aus an dem Gelehrtentact, an dem feinen Geschmack und der natürlichen Anmuth fehlte, welche die äußerlich vergleichbare Lebensarbeit Reinhold Köhler's bei allem Fragmentarischen doch so viel wissenschaftlich fruchtbarer und menschlich erfreulicher macht.

Wie wenig L. selbst in späteren Jahren die Mängel seiner Arbeitsweise einsah, zeigt die Sammlung „Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze" (Heilbronn 1879), in der er gewiß das werthvollste aus seiner zerstreuten litterarischen Thätigkeit vereint zu haben glaubte: ein Unparteiischer hätte die Auswahl vielfach anders getroffen und dem Andenken Liebrecht's besser gedient.

Pitré im Archivio delle tradizioni popolari 9, 459 f. — A. Chauvin in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 12 (1902), 249—264, mit ausführlicher Bibliographie. — Briefliche Mittheilungen der Studienpräfektur des Athénée royal zu Lüttich. Edward Schröder.

Liezen-Mayer: Alexander von L.-M., Historienmaler, geboren am 24. Januar 1839 zu Raab in Ungarn, † am 19. Februar 1898 in München, zeigte früh ein lebendiges Interesse für Pferde, Soldaten und Waffen, ohne jedoch bis zu seinem elften Jahre eine merkliche Vorliebe für das Zeichnen zu äußern. Erst das Zusammentreffen mit einem Zimmer- und Decorations-

maler weckte den schlummernden Farbensinn, worauf ein Oheim des Knaben rechtzeitig eingriff und denselben 1855 nach Wien und auf die Akademie brachte, wo C. Meier, der vielseitige Karl v. Blaas (1815—94) und der gewandte J. N. Peter Geiger (1805—80) als die ersten Lehrer den Sinn zum historischen Gebiete weckten und nährten. Nach anderthalbjähriger Schulung wagte sich L. nach München, wo der Unterricht erst recht systematisch begann. Da wurde bei J. G. Hiltensperger (1806—90) feierlich nach der Antike gezeichnet und bei Herm. Anschütz (1802—80, s. A. D. B. XL, 16) ein paar Jährchen langsam gemalt, bis schließlich Karl v. Piloty's (1826—86) coloristischer Zauber den strebsamen Scholaren in das rechte Fahrwasser bugsirte. Piloty's virtuose Begabung, jedes Thema als Farbenproject zu denken und dann in möglichst dramatisch-wirksamen Effect zu bringen, machte sich L. schnell zu eigen und damit die ganze Licht- und Schattenseite dieser zu theatralischem Pathos neigenden Schule. L. wählte seine Stoffe klüglich aus der Geschichte seines Vaterlandes, wobei edle und schöne Frauengestalten eine besondere Rolle spielen. Sein erstes Bild schilderte die verdrängte Königin Maria von Ungarn, welche mit ihrer Mutter Elisabeth in der Grabcapelle ihres Vaters Ludwig d. G. († am 31. Dec. 1385) gezwungen der Krönung des Usurpators Karl Durazzo im Dome zu Stuhlweißenburg zuschaut; während die Tochter mit ihren Thränen den Sarkophag bethaut, blickt die Königin-Mutter empört und rachesinnend in das sich im hohen Chor abspielende Prunkfest. Der Maler hatte mit kluger Berechnung das für seine Zwecke Brauchbare aus der sehr unsympathischen Historie losgelöst und zurechtgelegt, nur hielt er sich in der Kostümfrage zu ängstlich an die den Pilotyanern überhaupt geläufige unhistorische Willkür, so daß die Scene ebensowol um drei Jahrhunderte später gespielt haben könnte, wie denn mit diesen, gewiß nicht unberechtigten Factoren die ganze Schule ihrem gar nicht rigorosen Meister folgte, als wenn ein Kostümforscher à la Hefner von Alteneck gar nicht existirt hätte. Das von Graf Karoly erworbene Bild machte in Ungarn geradezu auch in der Presse Furore (vgl. Wurzbach's Lexikon 1866, XV, 299) und begründete den Namen des Malers. Die darauf folgende „Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen" (angekauft von W. H. Maxwels Blews in Birmingham) — veranlaßt durch eine akademische Concurrenz, wobei L. die erste silberne Medaille erhielt — laborirte an derselben Opernhaftigkeit, noch mehr die späteren Scenen zu Scheffel's „Ekkehard", wobei der ärgerliche Lapsus nur um so fühlbarer hervortrat. Doch bewies L. mit den gleichzeitigen Alexander Wagner und H. Makart, daß sie jenes offenkundige Geheimniß von Piloty's Palette völlig erfaßten. Dasselbe bewährte sich mit hinreißender Liebenswürdigkeit in koketten Porträts und genrehaften schönen Mädchenköpfen, z. B. in dem süßen Zauber von „Demaskirt". Den glücklichsten Wurf that L. mit dem großen Genrestück, wie die „Kaiserin Maria Theresia im Garten zu Schönbrunn" dem Kind einer armen Bettlerin Nahrung reicht. Ihre mütterliche Theilnahme entflammte nicht allein den österreichischen Patriotismus, sondern elektrisirte geradezu die weitesten Kreise. Der Maler zeigt die in ganzer Jugendschöne im Garten zu Schönbrunn lustwandelnde kaiserliche Frau, welche im Gefühl des Mutterglücks — die gravitätisch nachfolgende Bonne trägt den kleinen, wickelkindmäßig eingebundenen Kronprinzen Joseph — plötzlich eine arme Frau gewahrt, die, vor Schmerz, Gram und Elend zusammengebrochen, den Hunger ihres wimmernden Kindes nicht zu stillen vermag. Der herzzerreißende Anblick läßt die Kaiserin, die selbst ein Kind gleichen Alters und für dasselbe so reichliche Nahrung besitzt, keinen Augenblick zaudern; sie legt den armen Wurm an ihre eigene Brust und schaut mit lebhafter Befriedigung

auf das sichtlich erquickte kleine Wesen. Dazu die herrliche, hohe Frau in einer Robe von Silberbrokat und blauer Seide, blitzende Diamanten und Perlenschnüre im gepuderten Haar, in dem lieblich kühlen, still lauschigen Raume. Das allgemein Menschliche, welches gerade in oder trotz solcher hoheitsvollen Erscheinung doppelmächtig ans Herz greift und hier in virtuoser Technik verherrlicht an den Tag tritt, schlug siegreich durch. Von Albrecht Schultheiß (geboren am 7. Februar 1823 in Nürnberg) trefflich gestochen (vgl. Lützow's Zeitschr. 1867, S. 97; als Holzschnitt im „Daheim" 1868, S. 237) und photographisch vervielfältigt, trug dieses Bild den Namen Liezen-Mayer's in die weite Welt. Der dadurch gewonnene Ruhm glänzte natürlich auch auf seinen Lehrer zurück, dessen Schule L. 1867 verließ, um in echter, dankbarer Freundschaft dem Meister eingedenk zu bleiben. Vor seinem Abgang aus der Akademie malte L. mehrere Bildnisse, darunter das seiner Mutter, dann des damals schon hohe Achtung genießenden gleichstrebenden treuen Freundes und Landsmannes Alexander Wagner (geboren am 16. April 1838 zu Pesth, seit 1866 Akademieprofessor in München) und des Bischofs Simor von Raab, nachmals Cardinal und Fürstprimas von Ungarn, der immerdar die Maler mäcenirte. Kurz vorher schuf L. eine große, flott behandelte, die „Heimkehr von der Jagd" darstellende Wanddecoration für den Speisesaal eines russischen Fürsten (mit Beihülfe von Alex. Wagner, welcher die Partie mit dem erlegten Edelwild übernahm) und den phantastischen Vorhang für das neue „Volkstheater am Gärtnerplatz", eine umfangreiche Leistung, wobei abermals A. Wagner assistirte.

Hatte sich L. als Maler glänzend bethätigt, so ließ er nun seiner Phantasie die Zügel schießen mit einer stattlichen Reihe von Illustrationen zu Schiller, Goethe und Shakespeare, welche in Stich, Photographie und Holzschnitt erschienen. Diese Projecte wurden jedoch theilweise verzögert durch einen Ruf nach Wien, um von seinem Landesherrn, dem Kaiser, ein Bildniß zu entwerfen; daran schlossen sich viele andere ähnliche Bestellungen, welche den Künstler fast zwei Jahre in Oesterreich-Ungarn in Anspruch nahmen. Dann aber heirathete er zu München 1872 eine kleine, niedliche Amerikanerin, eine wahre „fairylike Lady"; getragen von Glück und Ruhm nahm seine künstlerische Thätigkeit neuen Aufschwung: zahlreiche Schüler und Schülerinnen fanden sich ein, L. wurde der verehrte und umschwärmte Mittelpunkt einer kleinen, höchst originellen und gewählten Malerakademie, deren nicht selten den höchsten Lebensstellungen angehörige Mitglieder mit der größten Begeisterung an ihrem Lehrer hingen und im edlen Wetteifer alles daransetzten, ihrem Meister Ehre zu bereiten. Sein eigenes Schaffen litt darunter nicht, seine Arbeitskraft schien nur noch höher zu steigen. So entstand, gleichsam als Programm für den folgenden „Faust-Cyklus" ein aus der Kirche kommendes „Gretchen" (Stich von Cottin), ein Mädchen in sogenannter altdeutscher Tracht „Auf dem Friedhof", die beiden Capitalbilder „Imogen und Jachimo" zu Shakespeare's „Cymbeline" und die das Todesurtheil der Maria Stuart unterzeichnende „Königin Elisabeth". Ersteres gehört zu der bei Grote in Berlin edirten Shakespeare-Galerie (als Holzschnitt in Nr. 1540 d. Illustr. Zeitung, Leipzig, 60. Bd., 1873); L. wählte die Scene, wo der wie ein Geist der Unterwelt seinem Versteck entsteigende Jachimo die Armspange der schlafenden Imogen zu entwenden trachtet. In wirksamster Weise gelang dem Künstler das Unheimliche der ganzen Situation „durch das Helldunkel der nächtlichen Beleuchtung und das Vampyrartige im Auftreten Jachimo's, daß in einem gräßlich schönen Gegensatz zu der des Frevels unbewußten, im süßen Schlafe ruhenden Unschuld, in einem durch effectvolle Beleuchtung abgeschlossenen Ganzen

darzustellen". Die „Königin Elisabeth" (ein lebensgroßes Oelbild) war in jenem, dem Unterschreiben des Todesurtheils ihrer Rivalin vorangehenden inneren Kampf und Erwägen aufgefaßt; in unheimlichem Brüten greift sie nach dem entscheidenden, lebenvernichtenden Kiel. Die hastende Angst in dem scharfgeschnittenen, in Wahrheit damals schon hageren und scharfen, hier aber etwas zu jugendlichem Gesicht, war energisch wiedergegeben. Alles Beiwerk, der Tisch mit dem Teppich, der Leuchter mit den abgeträuften Kerzen und die officielle Pergamentrolle, an einem Finger der Linken der sogar plastisch herausknallende Ringstein, Schmuck und Kostüm, die Schleppe daran — Alles war bis ins kleinste Detail raffinirt wiedergegeben — aber im herkömmlich modernen Theaterstil, welcher von den doch einzig maßgebenden hochofficiellen Charakterbildern eines Lucas de Meere oder Federigo Zucchero nicht eine blaßeste Ahnung hatte.

Inzwischen saß L. schon lange über dem „Faust". Es gehörte die Kühnheit und Energie der Jugend dazu, ein solches Beginnen zu wagen, den Wettkampf mit allen Vorgängern aufzunehmen, zumal in der Zuversicht, fortwährend neu und originell zu bleiben! Und das Unglaubliche gelang. Die grandiosen Compositionen von Peter Cornelius, Engelbert Seibertz' (geb. am 21. April 1813, † am 2. Oct. 1905; sein Werk erschien 1848—52 bei Cotta) und August v. Kreling's (s. A. D. B. XVII, 115) anheimelnde Illustrationen drangen nicht in das Volk und wurden nicht so zum Gemeingut wie die Dichtung selbst. L. kleidete das Ganze in jene, dem Publicum durch Gounod's melodische Opernhaftigkeit näher gerückte kostümirte Bühnensprache, welche vorübergehend sogar eine Goethe's großes Drama überflügelnde Wirkung übte. L. trat in abgerundeter Geschlossenheit überraschend hervor; zwei Cabinette der Münchener Kunst- und Industrieausstellung 1876 füllten die in langer Arbeit gereiften neuen Erzeugnisse seiner Muse: fünfzig große, durchgebildete Sepiacartons hingen, nur zu nahe zusammengedrückt, an den Wänden. Die Kritik (Fr. Pecht) spendete damals uneingeschränktes Lob. L. gewann an Theodor Ströfer einen muthigen, einsichtigen und betriebsamen, eigens von New-York nach München übersiedelnden Verleger, der keine Kosten scheute, das Werk in prachtvoller Weise zeitgemäß auszustatten: Künstler ersten Ranges, wie C. Forberg, Fr. Ludy, Goldberg, Bankel und J. F. Deininger lieferten die Stiche, indeß die von dem vielseitigen Rudolf Seitz, einem Freunde Liezen-Mayer's, gezeichneten Arabesken, Ornamente und Initialen in W. Hecht's xylographischem Atelier meisterhaft geschnitten wurden. Die Ausgabe in Lieferungen begann 1876, bald darauf auch mit französischer, englischer und holländischer Uebersetzung und war, gut vorbereitet, in verhältnißmäßig kurzer Frist vollendet, die Aufnahme aber eine so lebhafte, daß der Verleger nicht nur bald darauf an eine neue, wohlfeile und handsamere Quartausgabe gehen konnte, sondern auch die gleichmäßig ausgestattete Illustrirung des zweiten Theils der großen Tragödie wagte, ein vorher noch unerhörtes Beginnen, welches dem damals noch wenig bekannten Max Klinger anvertraut wurde. L. ging, wie A. Rosenberg sehr richtig betont, „allen Schwierigkeiten aus dem Wege, welche der philosophische Kern der Dichtung seinen artistischen Interpreten bietet; er war kein Gedankenmaler, sondern blieb an der realistischen Schale kleben. Als echter Pilotyaner verwerthete er mit Erfolg die kostümliche Folie und gestaltete manche Scene durch ein reiches Aufgebot von Figuren (so z. B. die herzige Schilderung Gretchen's von ihrer kleinen Pflegebefohlenen zu einer gerade nicht delikat an Stricken angereihten Wäscheausstellung und Trockenanstalt) zu einem lebhaft bewegten Genrebilde". Auch war mit der Menge der Bilder auch eine gewisse Manier eingeschlichen: „Alles gleich glatt, elegant

und correct, überall mehr die Oberfläche, als das Wesen der Erscheinungen gestreift" (A. Rosenberg).

Während L. bald mit Scheffel's „Ekkehard" — wobei der Maler dem ganzen Habitus des zehnten Jahrhunderts noch weniger gerecht wurde als dem Zeitalter der Königin Elisabeth — oder mit Gustav Freytag's „Ingo und Ingraban" (Nr. 1800 Illustr. Zeitung, 29. Dec. 1877, S. 533) ausschließend beschäftigt schien und zwischendurch Porträts malte, wie z. B. jenes geistvolle Bildniß des als Zeichner, Dichter und Musikcomponisten bekannten Franz Grafen v. Pocci (s. A. D. B. XXVI, 331 ff.), entstand schon wieder ein neues Werk: ein Cyklus von zweiunddreißig Bildern zu Schiller's „Lied von der Glocke", welche Grau in Grau gemalt, zwei Cabinette füllend, auf der Münchener Internationalen Kunstausstellung 1879 erschienen. Eine Quartausgabe davon, in 13 Stahlstichen und 9 Radirungen von Deininger, Forberg und Fr. Ludy und mit 85 Holzschnitten von W. Hecht und ornamentalen Zeichnungen nach Rudolf Seitz hatte Theodor Ströfer schon seit 1878 vorbereitet. Beide Künstler, L. und Seitz, kleideten das Gedicht in ein heiteres Rococo, wie selbes am Schluß des vorvorigen Säculums florirte. Die ganze Situation entsprach sicherlich der Zeit und dem Vorstellungsvermögen des Dichters, welcher andere Formen für sein unsterbliches „Lied" schwerlich wünschen mochte. Für L. bot die „Glocke" eine Reihe von erzählenden, leicht realistisch darstellbaren Motiven, wie die Vorbereitungen zum Guß, die verschiedenen Arbeitsstadien und die Wechselfälle von der Wiege bis zum Grabe. „Während der Dichter den Unterschied der zwei durch die ganze Dichtung so sinnig spielenden Gedankenreihen auch im wechselnden Metrum hervorhob, durch ein schnelleres Trochäenmaß in den Meisterversen und durch eine getragene, bald feierliche, bald stürmisch fortschreitende Jambenmelodie in den Betrachtungen über den Lauf des Menschenlebens, hat sich der Künstler diese feine Unterscheidung selten zu nutze gemacht." Er begnügte sich mit der Ausführung von Nebensächlichem, wenn ihm die wenigen Worte „Das Volk der Schnitter fliegt zum Tanz" Anlaß geben zu dem Genrebilde eines bäuerlichen Reigens, oder wenn er den Vater die „Häupter seiner Lieben" buchstäblich zählen läßt. Nach Gretchen's Kinderwaschausstellung wäre wol auch eine Parade der freiwilligen Feuerwehr möglich gewesen. Dergleichen kleine Züge zu bildlichen gerade nicht zwingend nothwendigen Darstellungen zu erweitern, ist jedenfalls eher statthaft als das nüchterne Scholastiziren der die geringsten Nebensächlichkeiten breittretenden Exegeten — eine gelahrte phraseologische Plattköpfigkeit, wozu auch Düntzer, Carriere und Bernays Beispiele lieferten. Dieses unerträgliche Hineingeheimnissen à la Johannes Scherr hat E. L. Rochholz als „Bruder Jonathan" geistreich persiflirt mit der fingirten, aber glänzend durchgeführten Entdeckung: das „Mädchen aus der Fremde" sei eine unendlich zarte Huldigung Schiller's auf — Josephine Beauharnais (die geniale, satirische Farce in E. L. Rochholz' nicht nach Gebühr beachtetem Buche „Der deutsche Aufsatz", Wien 1860, S. 287—97).

Natürlich gaben auch einzelne Motive aus anderen Dichtungen Anlaß zu weiteren Bildern, darunter die nicht weiter zu berührende Scene mit der Begegnung der „beiden Königinnen" zu Schiller's „Maria Stuart", ein „Gretchen am Spinnrocken". Die „Märchen" (München 1879 bei Ackermann) mit Dornröslein, Rothkäppchen u. s. w. boten nichts Neues.

Mit verschiedenen Reisen nach dem deutschen Norden, nach Paris und Italien hatte L. die Isarstadt kaum auf längere Zeit verlassen, obwol es nicht an verlockenden Einladungen fehlte, welche diese productive, höchst schätzenswerthe Kraft vielfach anderswohin zu ziehen und zu fesseln bezweckten. Er

schien für eine außer seiner Berufsthätigkeit liegende Stellung keine Passion zu hegen, ja nicht einmal für Titel und Würden absonderliches Begehren zu empfinden, da er sich mit der Ernennung zum Ehren-Professor an verschiedenen Akademien begnügte. Als aber im Sommer 1880 ein Ruf aus Stuttgart an ihn erging, welcher dem Maler einen gehörigen Wirkungskreis an der dortigen höchsten Kunstanstalt als B. v. Neher's Nachfolger anbot mit dem dringlichen Begehren, die Verhältnisse vorerst nur in Augenschein zu ziehen, bequemte er sich zu einer kurzen Orientirungsfahrt, von welcher er nicht als Professor, sondern als Director der nach seinen Vorschlägen zu reorganisirenden Akademie zurückkehrte. Seine Bedingungen, Vorschläge und Wünsche hatten ohne Widerstand volle Annahme gefunden. L. vollendete noch drei größere Bilder und übersiedelte auf Umwegen nach Stuttgart, indem er die Anschläge seiner Freunde und Verehrer, welche ihm ein großes Abschiedsfest bereiten wollten, durch eine Reise nach Venedig und Oberitalien vereitelte, von wo er in aller Stille nach seinem neuen Bestimmungsort entwischte: so blieb ihnen nichts übrig, als demselben eine prachtvolle, im reichen Renaissanceschmuck verkapselte, in heiterer, herzlicher Sprechweise abgefaßte Adresse zu bleibender Erinnerung nachzusenden. In Stuttgart malte L. die Bildnisse der kleinen Prinzessinnen Elsa und Olga (Töchter der Wittwe des Herzogs Eugen von Württemberg); ein Porträt der „Philippine Welser“ (als Geschenk König Karl's an seine Gemahlin) und das große Oelbild der ihren Hermelinmantel an eine arme Wöchnerin verschenkenden „Landgräfin Elisabeth“ (1882 für das Nat.-Museum in Pesth), worin der ganze Aplomb der Schule wieder zum Ausdruck kam. Obwol er sich in seinem Wirkungskreis wohlig acclimatisirte, so folgte L. doch, als Gabriel Max 1883 seine Professur an der Akademie zurückgab, einer Berufung nach München, wozu ihm in der Folge (1893) nach dem Rücktritt von Andreas Müller auch noch die Stelle eines Professors für religiöse Malerei übertragen ward. Im bunten Wechsel von Historie, Bildniß und Genre entstanden allerlei Kinderscenen: „Die erste Liebe“ (Mädchen mit einem Kätzchen, gestochen von Joh. Lindner) und „Erste Freundschaft“ (Knabe mit Hund, in Stahlstich von G. Goldberg), ein zärtlich frugales „Blumenorakel“ und „Aus der ersten Liebe goldener Zeit“ (ein schwebender Friedensgenius besegnet ein holdes Paar); eine Scene „Bei der Toilette“, eine bäuerliche Familie aus dem altbairischen Gebirge, ein „Plauderstündchen“, „Mädchen aus der Fremde“, eine „Flucht aus Aegypten“ (1887), wobei die Stimmung der Landschaft und die Doppelwirkung von Licht und Luft in meisterlicher Wirkung gelang. Daran schloß sich (1889) ein großes, in seinem Effect wohl durchdachtes Bild mit dem Fußfall der „Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand“. Die Folge davon war der dankbare Auftrag zu einer umfang- und figurenreichen „Erhebung des Mathias Corvinus“; eine durch ihre wohlberechnete Vollendung auf der VII. Internationalen Ausstellung und mehr noch auf der Pesther Exposition mit emphatischer Anerkennung begrüßte Leistung, welche vom ungarischen Ministerium mit einer Berufung als Pulski's Nachfolger in Budapest (1896) belohnt wurde. Trotzdem, daß L. letztere Ehrung ablehnend beantwortete, kamen neue Aufträge in Sicht, zugleich mit der überraschenden Bestellung von Kaiser Wilhelm II. zu einem Theater-Vorhang für Hannover (1897). In freudiger Begeisterung wählte L. den im Kreise der Musen strahlenden Apoll, mit den allegorischen Gestalten von Tragödie und Lustspiel, von Krieg und Frieden nebst dem gehörigen Beiwerk von blumenstreuenden Amoretten und Genien — wozu der Raum von 9 Meter Höhe und 12 Meter Breite den erwünschtesten Spielraum gewährte. Während der Ausführung des umfangreichen Werkes belästigten den Künstler schon die ersten Vorboten eines entsetz-

lichen, aller ärztlichen Kunst trotzenden Leidens (Leberkrebs), welches rasch überhandnahm, so daß eine besonders ehrende kaiserliche Decoration den Maler nur wenige Zeit vor seiner Erlösung noch erreichte.

In der Geschichte der Piloty-Schule entstanden ziemlich entschiedene Parteigruppen, sogar in feindlichen Stellungen zu dem Meister. L. harrte, so zu sagen, auf dem äußersten rechten Flügel in ergebener Treue aus — die dem jüngeren Nachwuchs wenig behagte, sogar als Existenzgefährdung gelten konnte. Nicht allein die Bücher und ihre Autoren, auch die Maler und deren Werke haben ihre „fata“.

Liezen-Mayer's Freunde und zahlreichen Schüler achteten ebenso seine Kunst wie den neidlosen, edlen, liebenswürdigen Charakter ihres Lehrers. Liezen-Mayer's interessantes, den echten Magyaren kennzeichnendes Porträt hat Krauskopf in eleganter Manier radirt und Fülöp Laszlo in Oel gemalt.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon XV, 299. Wien 1866. — Schorer's Familienblatt 1881, Nr. 16. — Berggruen, Die Graphischen Künste, 1886. IX, 37 ff. — A. Rosenberg, Die Münchener Malerschule seit 1871. Leipzig 1887, S. 37 ff. und dessen Geschichte der modernen Kunst III, 80 ff. 1889 u. 1894. — Pecht, Geschichte d. Münchener Kunst. 1888, S. 253. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 873. — Nekrolog in Nr. 51 der Allgem. Zeitung v. 21. Febr. 1898. — Ludwig Fränkel in A. Sauer's „Euphorion“. Leipzig und Wien 1898. V. Bd., 3. Heft, S. 656 f. — „Kunst für Alle“, April 1898. — „Kunst unserer Zeit“, IX. Jahrg. 4. Heft, S. 95 und ebendas. X. Jahrg. 3. Heft, S. 33—56 (von G. H. Horst) mit Porträt und 15 Reproductionen. — Bettelheim, Jahrbuch 1899. III, 84.

Hyac. Holland.

Lilie: Dietrich L., Mönch zu Iburg, Osnabrücker Chronist, geboren um 1500 in Dülmen in Westfalen, seit etwa 1530 Mönch in Iburg, dann im Kloster Malgarten, wo er 1543 als Caplan urkundlich erwähnt wird. Im J. 1548, nach der Einführung des Augsburger Interims in Osnabrück, wurde er während der hierdurch hervorgerufenen Wirren in Iburg, wohin er inzwischen zurückgekehrt war, nach Osnabrück geschickt, um das Predigeramt zu St. Johann zu übernehmen. Selbst den reformatorischen Lehren zum mindesten nicht abgeneigt, suchte er hier in vermittelndem Sinne zu wirken, erregte aber dabei durch seine zu große Nachsicht gegen die erklärten oder heimlichen Anhänger der Reformation Anstoß bei seinen kirchlichen Auftraggebern, die ihn infolgedessen zurückberiefen und ihm die Kanzel verboten. Noch mehr als bisher lebte er von da an seinen gelehrten Studien, von denen einige uns nur aus den von Maurus Rost in seiner Chronik überlieferten Titeln bekannt sind, z. B. die Orationes in sacram scripturam, Diversa contra nascentes hereses, pro immunitate ecclesiastica. Bekannt geworden aber ist er namentlich durch die in niederdeutscher Sprache geschriebene Fortsetzung der Chronik Ertwin Ertman's (s. A. D. B. XLVIII, 413 f.), die namentlich ein lebendiges Bild der Reformationszeit in Osnabrück und der Regierungszeit des Bischofs Franz von Waldeck entwirft und, als von einem Augenzeugen stammend, als Originalquelle hohen Werth besitzt, der ihr auch als einem litterarischen Denkmal der niederdeutschen Sprache in hervorragendem Maße zukommt. Die Chronik Lilie's erwähnt noch den Tod Bischofs Franz von Waldeck (1553) und ist wahrscheinlich bald nach diesem beendigt. Auch der Verfasser selbst dürfte bald nach 1553 gestorben sein. Ueberliefert ist sein Todesjahr nicht. Seine Chronik ist neuerdings in mustergültiger Weise zur Veröffentlichung gelangt.

Vgl. Osnabrücker Geschichtsquellen, hrsg. vom Historischen Verein zu Osnabrück, Bd. II: Die niederdeutsche Bischofschronik bis 1553. Uebersetzung und Fortsetzung der lateinischen Chronik Ertwin Ertman's durch Dietrich Lilie; hrsg. von F. Runge. Der Herausgeber hat auch das sehr spärliche Material zur Lebensgeschichte Lilie's zum ersten Male gesammelt und in der Einleitung der Ausgabe kritisch verwerthet.

Georg Winter.

Liman: Karl L., Professor der gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde zu Berlin, daselbst am 16. Februar 1818 geboren, studirte in Bonn, Heidelberg, Halle, Berlin, wurde 1842 Doctor, wirkte in Berlin seit 1846 als Arzt, seit 1861 als Privatdocent der gerichtlichen Medicin, seit 1865 als Professor e. o. und war zuletzt Geh. Medicinalrath, gerichtlicher und Stadtphysikus und Director der praktischen Unterrichtsanstalt für die Staatsarzneikunde, als welcher er, nachdem er einige Jahre vorher sein Physikat niedergelegt hatte, am 22. November 1891 starb. Liman's Verdienst ist es, die Staatsarzneikunde bezw. die gerichtliche Medicin in Anlehnung an die Casper'sche litterarische Hinterlassenschaft und durch eine umfassende Lehrthätigkeit in der neuzeitlichen naturwissenschaftlichen Medicin ausgebaut und sie zu einem vollberechtigten Sonderzweig umgestaltet zu haben. Von allen seinen Arbeiten ist am bekanntesten und populärsten die in 7. Auflage erschienene und schließlich sehr erheblich erweiterte Neuausgabe von seines Oheims J. L. Casper „Handbuch der gerichtlichen Medicin" (1864; 7. Aufl. Berlin 1881/82), das für zahlreiche Aerztegenerationen ein wahrer Kanon dieser Disciplin gewesen ist und noch heute eines der werthvollsten Bücher seiner Art bildet. Es zeichnet sich namentlich durch die Beigabe einer ebenso reichhaltigen wie bunten und interessanten Kasuistik aus und enthält ausgiebige Erfahrungen und zahlreiche Gutachten vom Herausgeber selbst. Auch hat sich L. um den forensischen Unterricht speciell in Berlin dadurch ein Verdienst erworben, daß hauptsächlich auf sein Betreiben ein prächtiger Neubau einer Anstalt für Staatsarzneikunde zu Stande gekommen ist. — Von anderen litterarischen Arbeiten Liman's sind zu erwähnen die Uebersetzung von P. Ricord's „Briefen über Syphilis" (Berlin 1851) und die Monographie: „Zweifelhafte Geisteszustände vor Gericht" (ebd. 1869).

Vgl. Pagel's Biogr. Lex. S. 1013. Pagel.

Linck: Hieronymus L. aus Glatz, Liederdichter und Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er scheint sich während der Jahre 1558—1565, in denen er litterarisch thätig war, in Nürnberg, Augsburg und Wien aufgehalten zu haben; ob er mit dem von Puschmann (N. Lausitz. Magazin 53, 99) angeführten Meistersinger „Hieronymus Lincke, Kirschner und Brifftrager von Zwickau 1557" identisch ist, bleibe dahingestellt. 1558 beschrieb er in einem Meisterliede in der Rorweis Pfaltzen von Straßburg die Ermordung des Bischofs Melchior Zobel von Würzburg durch einen Anhänger Grumbach's, 1559 „im Thon, wie man singt von der Statt Luttringen", den Tod Heinrich's II. von Frankreich, 1563 die Presburger Krönungsfeier Maximilian's II., ohne Anschaulichkeit in Einzelheiten oder Hervorhebung seiner protestantischen Gesinnung. Zu mehreren bekannten weltlichen Liedern: „Beschaffen Glück ist unversaumbt", „Es was ein wacker Mädelein", „Mein Man der wil in Krieg ziehn" verfaßte er geistliche Parodien. — Von seinen Schauspielen ist nur eins gedruckt: „Von einem jungen Ritter Julianus genannt, wie er sein Vatter und Mutter erstochen hat" (Augsburg 1564, 10 Acte), eine trockene, knappe Bearbeitung einer im Meisterliede (V. Schumann, Nachtbüchlein 1893,

S. 367) wieder aufgelebten Erzählung der Gesta Romanorum. Die dem Kaiser Maximilian II. gewidmete biblische „Comedi von Hoffard vnnd Demut, auß dem ersten Konigbuch getzogen, das erste, ander biß ins dritte Capittl" (Wiener Hs. 9841, 94 Bl. 4°) enthält in 19 Acten die unbedachte Erhebung Adonia's, Salomo's Thronbesteigung und sein Urtheil im Streit der beiden Weiber. Der reizlosen, nüchternen Darstellung mangelt Lebendigkeit der Charakterzeichnung und consequente Durchführung der einzelnen Handlungen; David's Tod, die Tödtung des Adonia und Joab werden übergangen und dafür humorlose Teufelsintermezzi und die Verführung der eitlen Magd Ruda durch einen Knecht eingeflochten. Die Sprache verwendet volksthümliche Redensarten, das Metrum ist nachlässig behandelt, vielleicht durch Schuld des Kalligraphen. Für die 25 Personen wird der „Proces" angegeben, „so man mit dieser Comedi auff der gassen gehett". Der Prolog des Regisseurs (Aktors), der hier „Buchhalter" heißt, kennzeichnet die hoffnungsvolle Stimmung, mit der die Protestanten der Regierung Maximilian's entgegensahen: „Ich bin durchzogen manches land; Wo ich hinkam, findt ich zuhandt, Das man prediget offenbar Gottes wort lauter, hell unnd klar, Sonnderlich im deutschen lannd". Noch deutlicher lehrt das Linck's drittes Stück, das man eine politische Denkschrift in dramatischer Form nennen könnte: „Ein Schön Neue Comedia, darinnen ein Rahtschlag gehaltenn wirdt, Was nützlich wehr zu dem Krieg, darein man sich ien dieß 1565. Jar rüstet, vnd ist Kaiser Maximiliano zu ehrenn gemacht" (Wiener Hs. 9822, 46 Bl. 4°, 6 Acte. Gleichfalls mit einer akrostichischen Widmung an den Kaiser). Hier wandert der alte Theodorus, unter dessen Gestalt der Dichter sich offenbar selber schildert, nach Wien, um dem Kaiser ein strenges Verbot aller Gotteslästerung und alles Doppelspiels ans Herz zu legen, sonst werde die Rüstung zum Türkenkriege vergeblich sein. Zu ihm gesellt sich mit freundlicher Aufmunterung der Engel Raphael und mit listiger Abmahnung der verkappte Satan. Die Landsknechte und Gartbrüder, denen Theodorus dann von den geistlichen Waffen und dem frommen Helden Josua predigt, schenken ihm theilweise Beifall, und ein Kriegslied auf den neuen Kaiser wird angestimmt: „Frisch auff, ihr Landsknecht alle". Außerdem streiten im 3. Acte Raphael und Satan darüber, ob die Papisten oder die Evangelischen einen christlichen Wandel führen, und im 6. Acte kommen Conrat und der Narr Rüpel auf dasselbe Thema zurück. Am Schlusse ein vierstimmiger Chor: „O ihr christenn last euch gen zu hertzen".

Goedeke, Grundriß² 2, 263. 407. — Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur, 1877, S. 125. — Dresdener Hs. M 6, 417a und M 8, 674b. — Weller, Annalen 2, 406. 513. — Flugblätter der Berliner Bibliothek (Yd 7830, 43. 67. Yd 7831, 57. Hymn. 5268. 7539. 7543. Ye 3851). — Wackernagel, Kirchenlied 3, 962 Nr. 1152 (ohne Linck's Namen).

J. Bolte.

Linde: Antonius von der L. (ursprünglich, bis 1874, und in seinen holländisch geschriebenen Schriften durchweg, van der L.), geboren am 14. November 1833, † am 13. (nicht 12.) August 1897. Als Sohn eines niederländischen Officiers aus altadeliger Familie zu Haarlem geboren, wirkte er nach Vollendung seiner Studienzeit von 1859—61 als Prediger der reformirten Gemeinde in Amsterdam, trat dann aber zurück und hielt sich, seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebend, vorübergehend in Göttingen — wo er mit einer Schrift über Spinoza promovirte, 1862 —, im übrigen aber an verschiedenen Orten seines Heimathlandes auf, bis er 1871 nach Berlin übersiedelte. Nach seiner eigenen Erklärung („Ehescheidungsbüchlein" S. III f.)

haben die Anfechtungen, denen er infolge seiner Schrift über die „Coster-legende“ (s. u.) und seiner entschiedenen Parteinahme für Deutschland im deutsch-französischen Kriege ausgesetzt war, den Anstoß zu diesem Schritt gegeben. Nachdem er in Berlin längere Zeit an der kgl. Bibliothek thätig gewesen war, wurde er von Arnheim aus, wohin er das Jahr zuvor gezogen, 1876 durch die preußische Regierung als Bibliothekar (Vorstand) an der damals noch königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden angestellt. In dieser Stellung blieb er, inzwischen mit dem Titel Professor ausgezeichnet, bis 1895. Er starb zu Wiesbaden. Wenn er hienach im Ganzen einen wechselvollen Lebensgang hatte, und wenn auch sonst seine persönlichen Verhältnisse z. Th. getrübt waren, wenn er mehr oder weniger sich vereinsamt sah und verbittert wurde, so war er dabei nicht ohne Schuld. Insbesondere trug seine schroffe, auch in kleinen Dingen kampfeslustige Art viel dazu bei, und dieser Charakterzug tritt auch in seinen Schriften sehr stark hervor. Denn sie verschmähen den ruhigen Gang wissenschaftlicher Erörterung und tragen ein durch und durch persönliches Gepräge. Darum ist die Darstellung lebhaft und unruhig, witzig bis zum Burschikosen, herausfordernd und verletzend, mit überlegenem Spott den Gegner wissenschaftlich und womöglich auch moralisch vernichtend. Aber hinter dieser, sagen wir, ungewöhnlichen Form steckt meist ein ganz bedeutender Inhalt. Denn v. d. L. war ein Schriftsteller von ungewöhnlicher Begabung, hervorragend vor allem durch Scharfsinn und kritisches Urtheil, sowie durch mühelose Beherrschung auch des verwickeltsten Stoffs, dabei von großer Gründlichkeit und von eisernem Fleiß. Kein Wunder, daß er fast jede Frage, die er angefaßt, in der einen oder andern Weise gefördert und manche auch endgültig erledigt hat. Das gilt insbesondere von seinen Arbeiten über die Erfindung der Buchdruckerkunst und über die Geschichte des Schachspiels. In der Schrift: „De Haarlemsche Costerlegende“ (1870) hat er, der Haarlemer, den Nachweis zu erbringen gesucht, daß Laurens Coster, dem Haarlem als dem Erfinder der Buchdruckerkunst 1856 ein Denkmal errichtet hatte, dieser Erfinder nicht ist und Haarlem nicht die Wiege der neuen Kunst, und wenn auch gegen diese Schrift ihr eigener Uebersetzer ins Englische, J. H. Hessels, sich später gewendet und wieder Coster's Sache vertreten hat, so kann doch gesagt werden, daß durch die „Costerlegende“ für jeden Unbefangenen der Jahrhunderte lange Streit so gut wie entschieden worden ist. Diese Studien über die Erfindung des Buchdrucks erweiternd und vertiefend hat v. d. L., um von anderem Einschlägigen abzusehen, in „Gutenberg. Geschichte und Erdichtung“ (1878) das ergänzende Seitenstück zur „Costerlegende“ gegeben, dann aber in der „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst“ (3 Bde., 1886) ein monumentales Werk geschaffen, das den Gegenstand in der umfassendsten und sachkundigsten Weise behandelt. Die schwierige Frage war hiemit jedenfalls für die damalige Zeit zum Abschluß gebracht. Was sodann die Geschichte des Schachspiels betrifft, so hat unser Autor mit deren Inangriffnahme der Wissenschaft ein neues und zwar schwer zugängliches Gebiet eröffnet, ein Gebiet, das er sofort selbst mit bestem Erfolg bebaut — denn eine Reihe von Fragen gelten als durch ihn gelöst — und auf dem er auch andere Anregung zu weiteren Forschungen gegeben hat. Von seinen Schriften über das Schachspiel, deren wir, von 1865—81, ein Dutzend gezählt haben, sind als die wichtigsten zu nennen die „Geschichte und Litteratur des Schachspiels“ (2 Bde., 1874. 75) und die „Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels“ (1881). Durch viele Jahre, wie die eben genannten Gebiete, hat v. d. L. noch ein anderes gepflegt, auf dem er freilich sein großes Können nicht in gleichem Maße zeigen konnte, das der Bibliographie (im weiteren Sinn des Worts). Schriften

dieser Art — über Haarlem, Dav. Joris, B. Bekker, Spinoza u. A. — hat er schon 1867—70 veröffentlicht; seine Stellung in Wiesbaden zeitigte weiteres, das Verzeichniß der „Handschriften der Kgl. Landesbibliothek in Wiesbaden“ (1877), die „Nassauer Brunnenlitteratur der Kgl. Landesbibliothek in Wiesbaden“ (1883) und namentlich das unvollendet gebliebene Werk „Die Nassauer Drucke der Kgl. Landesbibliothek in Wiesbaden“ (Bd. 1. 2, 1, 1882. 87). — Mit dem Gesagten sind die wichtigsten Richtungen der litterarischen Thätigkeit v. d. Linde's bezeichnet, aber keineswegs alle. Auch auf philologischem Gebiet hat er in seiner Frühzeit sich versucht, nicht minder auf philosophischem, allgemein-geschichtlichem und politischem, mehr noch aber ist es die Theologie, die er, zunächst im Anschluß an seine Wirksamkeit als Geistlicher, mit Ausgaben, Uebersetzungen und eigenen Arbeiten, allerdings meist kleineren Schriften, bereichert hat. Sein „Servet“ (1890) und seine letzte Schrift: „Antoinette Bourignon“ (1895) sind hier besonders zu nennen. Wie er nun aber auch zu einem Buch über „Kaspar Hauser“ (2 Bde., 1887) gekommen — in dem er den Nürnberger Findling als Betrüger nachzuweisen suchte —, möchte man billig fragen, wenn man nicht auch hier den Forscher erkennen würde, den vielumstrittene Stoffe der Geschichte, zumal wenn er dabei mit eisernem Besen einen Wust von Irrthümern wegfegen konnte, besonders reizten. — Seine sämmtlichen Schriften und Abhandlungen hat v. d. L. — recht bezeichnend — in einem besonderen Buche „Selbstbibliographie“ (1884) zusammengestellt. Sein Bild ist in seiner „Geschichte und Litteratur des Schachspiels“ als Titelbild vor Bd. 2 und in der „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst“, Bd. 2 vor S. 623, sowie, in anderer Aufnahme, in der (Leipziger) Illustr. Zeitung Bd. 109, 1897, S. 275 zu finden.

Vgl. u. a. die Nekrologe in der Illustr. Zeitung a. a. O. S. 275 und im Biogr. Jahrbuch Bd. 2, 1898, S. 256 f.

K. Steiff.

Linden: Joseph Freiherr von L., der Sproß eines alten katholischen Adelsgeschlechts, ist am 7. Juni 1804 als Sohn eines Assessors am Reichskammergericht geboren, der nach dessen Aufhebung nach Württemberg übersiedelte. Er studirte in Tübingen die Rechtswissenschaft, ging auf Reisen und trat dann in den Staatsdienst. Nachdem er seit 1830 als Richter in Ellwangen, Kirchheim und Ulm gewirkt hatte, wurde er 1842 zum Director des katholischen Kirchenraths ernannt; bei seiner milden, versöhnlichen Haltung gelang es ihm gegenüber den sich damals schon regenden klerikalen Ansprüchen die Rechte des Staates zu wahren. 1847 wurde er zugleich Mitglied des Staatsraths.

Von besonderer Wichtigkeit war für L., daß er 1839 von seinen Standesgenossen zum ritterschaftlichen Abgeordneten für den Landtag gewählt wurde. Seine Vielseitigkeit, Schlagfertigkeit und Redegewandtheit machten ihn bald zu einem Führer der ministeriellen Partei. Als der Sturm des Jahres 1848 kam, lenkte König Wilhelm von Württemberg, der den allgemeinen Forderungen wenigstens etwas entgegenkommen wollte, seinen Blick auf Linden als Nachfolger des strengen, etwas gewaltthätigen Ministers Schlayer. Aber der Landtag, der davon gehört hatte, wirkte dahin, daß das liberale Märzministerium ans Ruder kam. L. selbst bot der radicalen Strömung Trotz, entschloß sich aber doch, durch seinen persönlichen Einfluß den König zur unbedingten Annahme der Reichsverfassung zu bewegen, als er sah, daß nur dadurch das Uebergreifen der Revolution auf Württemberg verhindert werden konnte. Allerdings hatte er zu der Voraussetzung gerathen, daß die Annahme durch alle deutschen Fürsten erfolge. Als die Bewegung immer stärker wurde

und sogar das Märzministerium die Mehrheit im Landtag verlor (August 1849), zog der König wieder L. zu Rathe. Dieser hielt es für unklug, die Versuche der Verfassungsdurchsicht zu stören, die die zum ersten Mal durch allgemeine Wahlen (Gesetz vom 1. Juli 1849) erkorene eine Kammer anstellen sollte. Die Weigerung des Königs dem von Preußen angeregten Dreikönigsbündniß beizutreten, führte zum Sturz des Märzministeriums. Noch hielt sich L. zurück und überließ das Ministerium wieder Schlayer, dem es aber nicht gelang, die Kammer willfährig zu machen. Nachdem Schlayer entlassen war, trat endlich L. am 2. Juli 1850 an die Spitze des Ministeriums; er selbst übernahm darin das Innere, zeitweilig auch das Aeußere; am 20. September 1852 wurde er zum wirklichen Minister ernannt. Sofort löste L. die Kammer auf. Groß war die Ueberraschung, als er ihr nach den Neuwahlen einen Verfassungsentwuf vorlegte, der entschiedener liberal war, als der Schlayer's. Er entfernte die Prinzen und Standesherrn aus der ersten Kammer, die Privilegirten aus der zweiten, führte zwar die mittelbare Wahl wieder ein, dehnte aber das Wahlrecht sehr weit aus. Zugleich enthielt der Entwurf Gleichstellung der Religionsbekenntnisse, Preßfreiheit, Zuständigkeit der Schwurgerichte bei Preßvergehen, freies Vereins- und Versammlungsrecht, Civilehe, Einsetzung eines Staatsministeriums an Stelle des Geheimeraths. Da L. sich bald darauf redlich bemühte, die Früchte der Revolutionszeit auszurotten, so begreift sich der Verdacht von Zeitgenossen und Späteren, daß es ihm mit diesem Entwurf nie Ernst gewesen sei. Der Widerstand, den die Kammer der deutschen Politik der Regierung leistete, führte zum Zwiespalt. Ein württembergischer Gesandter nahm wieder an den Sitzungen des Bundestags theil. Als wegen des Streits um Kurhessen Oesterreich Rüstungen verlangte, stellte sich L. völlig auf den Boden des Bundesprincips und löste die Kammer, die das Geld zu Rüstungen nicht bewilligte, auf, da ihr Beschluß mit der verfassungsmäßigen Stellung des Königs im Bunde nicht vereinbar sei. Ja er benützte diese Gelegenheit, um das radicale Wahlgesetz vom 1. Juli 1849 für aufgehoben zu erklären und zur Verfassung von 1819 zurückzukehren. Die Gerichte erklärten diesen Schritt für gesetzmäßig und die Kammer hat ihn später selbst gebilligt. Aber daß ihn L. damals that, beweist, daß er der Reaction ungehindert Einlaß gewähren wollte. Auch bei den Dresdener Conferenzen über die Bundesverfassung wirkte L. für Wiederherstellung, wenn auch zugleich für Einsetzung einer Nationalvertretung am Bunde; ja er ließ in Württemberg die Aufhebung der deutschen Grundrechte verkündigen, wogegen freilich die Kammer durchsetzte, daß sie nachträglich um ihre Zustimmung angegangen wurde.

Der neuen Kammer legte L. im Januar 1851 einen Verfassungsentwurf vor, der dem Grundbesitz große Rechte einräumte und neben Vertretern desselben und der Kirchen die königlichen Prinzen und eine Anzahl „vom König zu bestimmender Mitglieder“ in der ersten Kammer vereinigte, während die zweite nur aus den durch 3 Wahlmännerclassen gewählten Abgeordneten der Oberämter bestehen sollte. Daß dieser Entwurf damals nicht Gesetz werden konnte, war selbstverständlich, er sollte nur den gänzlichen Rückzug der Regierung bemänteln. Sie erklärte denn auch bald genug, daß die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands eine bestimmtere Richtung und Gestalt gewonnen haben, deren Ergebnisse der einzelne Bundesstaat anerkennen müsse; das Bedürfniß einer Totalrevision der Verfassung werde unter den jetzigen Verhältnissen mit Grund bezweifelt. „Die Wiederaufrichtung der alten Verfassung“, sagt D. Fr. Strauß, „wurde der Handhabung eines Ministeriums anvertraut, das ihre Befruchtung und weitere Ausbildung im Sinne der neuen Bedürf-

nisse möglichst zu hintertreiben wußte und auf dem letzten Abschnitt der Regierung des Königs wie ein lähmendes Bleigewicht lastete“. Dazu kamen mancherlei Strafversetzungen und sonstige persönliche Maßregeln, die den Druck der Regierung empfinden ließen.

Die Kammer kämpfte nach Kräften. Sie verwarf ein Gesetz, das die Entschädigungen für abgelöste Gefälle und Zehnten erhöhen sollte, eine Gemeindeordnung, die eine staatliche Bestätigung der Gemeinderäthe einführen wollte. Auch das Concordat mit dem päpstlichen Stuhle, für das L. lebhaft eintrat, scheiterte an ihrem Widerstand. Doch ist nicht zu vergessen, daß die Gewährung der Gewerbefreiheit, die Einführung der Handelskammer, die Feldregulirung, die Ablösung des Postregals von Thurn und Taxis auch in diese Zeit fallen. Als Minister war L. durch und durch ein Mann der alten Schule, gewissenhaft und streng das Hergebrachte festhaltend und durchsetzend, dabei persönlich makellos und wohlwollend.

Bald nach König Wilhelm's Tod wurde L. (21. Septbr. 1864) in den Ruhestand versetzt. Im December 1865 wurde er noch Gesandter beim Bundestag und machte dessen Erlöschen mit. Die Wendung der deutschen Sache riß L. mit sich. Schon 1868 als Zollbundesrath in Berlin erkannte er an, wie eine Gesammtvertretung des deutschen Volkes gegenüber particularistischer Selbstsucht der Regierungen das allgemein Beste zu fördern geeignet sei. 1870 erklärte er sich auf Anfrage bereit eine Präfektur in Frankreich zu übernehmen. Er erhielt das Departement der Marne zugewiesen und zeichnete sich bei seiner Verwaltung durch feinen Takt und Menschenkenntniß aus. Mit jugendlicher Begeisterung erstattete er in der Kammer der Standesherrn, der er seit 1868 als sehr geschätztes auf Lebenszeit ernanntes Mitglied angehörte, den Bericht über den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich. Er wurde allmählich ein warmer Förderer des staatlichen Fortschritts und hob immer wieder den nationalen Gesichtspunkt hervor. Nur einmal noch regte sich der alte Geist: als der Aesthetiker Fr. Vischer seinem Freunde D. Fr. Strauß eine Gedenkrede gehalten hatte, verlangte L., freilich ohne Erfolg, seine Maßregelung. Im ganzen war er versöhnt mit dem Gang, den die Dinge auf dem Gebiet der Cultur, wie der Politik genommen hatten, und die Oeffentlichkeit mit ihm.

Unter seinen Standesgenossen war L. hochgeehrt, er war viele Jahre Vorstand des St. Georgen-Vereins. Sein Privatleben war sehr glücklich; mit seiner Gemahlin Emma Freiin v. Warthausen durfte er über 60 Jahre verbunden sein. Als seine Kräfte schwanden, zog er sich 1893 von der Kammer der Standesherren zurück und lebte ganz auf seinem Rittergut Neunthausen im Schwarzwald. Der Tod überraschte ihn am 31. Mai 1895 bei einem Besuch seiner Tochter auf Gut Hebsack bei Freiburg i. B.

Schwäbische Kronik 1895, Nr. 128. — v. Pflugk-Harttung, Das württemb. Ministerium Linden (Histor. Taschenbuch 6. Folge, 7. Jahrg. S. 1) und Die Anfänge des württ. Ministeriums Linden (Historische Zeitschrift 17, 30). — E. Schneider, Württembergische Geschichte S. 466 ff.

Eugen Schneider.

Lindenschmit: Ludwig L., geboren am 4. September 1809 in Mainz und † ebenda am 14. Februar 1893, ist der Gründer des Römisch-Germanischen Central-Museums in Mainz und Schöpfer der vergleichenden Formenforschung in der Deutschen Alterthumswissenschaft. Wie der ältere Bruder Wilhelm, der bekannte Historienmaler, widmete er sich nach Beendigung seiner Gymnasialstudien dem Künstlerberuf, offenbar angeregt durch seinen Vater, den herzoglich nassauischen Münzgraveur Johann L. Von 1825—1831 be-

suchte er die Akademie in München als Schüler des Peter v. Cornelius, hörte aber auch während acht Semestern philosophische und historische Vorlesungen an der Universität. Im J. 1831 wurde er Zeichenlehrer an der Gewerbeschule und am Gymnasium zu Mainz. Neben seiner eigentlichen Berufsthätigkeit beschäftigten ihn zunächst künstlerische Arbeiten, Lithographien und Gemälde, namentlich geschichtliche Darstellungen, wie er auch im J. 1834 seinem Bruder bei der Ausführung der historischen Freskogemälde im Schlosse zu Hohenschwangau half.

Gleich seinem Vater und Bruder war er, der noch die französischen Fahnen von den Wällen seiner Vaterstadt hatte wehen sehen, schon früh von glühender, deutsch nationaler Begeisterung erfüllt — ein Zug, der auch in allen seinen späteren Schriften wie der prächtige Goldton auf den Gemälden alter Meister immer wieder durchleuchtet. Diese innige Vaterlands- und Heimathliebe sowie der angeborene historische Sinn führten ihn auch dazu, sich immer mehr in die große Vergangenheit des deutschen Volkes zu versenken. Namentlich war es Jacob Grimm, dessen Schriften ihm mannichfache Anregung brachten. Allein sein reger Geist konnte an der damals herrschenden Methode der Erforschung des germanischen Alterthums nur aus den Schrift- und Sprachdenkmälern auf die Dauer keine volle Befriedigung finden. Auf Grund eigener künstlerischer und archäologischer Studien, sowie unter dem Eindruck der Ueberreste aus der Römerzeit in seiner Vaterstadt wandte er sich vielmehr alsbald mit lebhaftem Interesse auch den noch erhaltenen Denkmälern alten Culturlebens zu. So kam es, daß, als im J. 1843 in Mainz die Gesellschaft zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer gegründet wurde, L. das Amt des Conservators der Sammlungen übernahm, dem er bis an sein Lebensende mit größtem Erfolg oblag.

Für die Richtung seiner Forschungen wurde ein glückliches Ereigniß bestimmend, welches im J. 1845 eintrat, die Auffindung und von ihm geleitete systematische Ausgrabung des fränkischen Reihengräberfeldes bei dem rheinhessischen Dorfe Selzen. Jetzt sah L. die alten germanischen Recken, mit denen sich seine Phantasie so vielfach beschäftigt hatte, leibhaftig im Schmucke ihrer Waffen den Gräbern entsteigen, und ungeahnte Einblicke eröffneten sich ihm in die Cultur jener germanischen Jugendzeit. In der musterhaften Beschreibung dieser Ausgrabung („Das germanische Todtenlager bei Selzen, dargestellt und erläutert von den Gebrüdern W. und L. Lindenschmit“, Mainz 1848) charakterisirt er seinen Standpunkt treffend mit den Worten: „Das Bestreben, die deutsche Wissenschaft für das Leben nutzbringend zu machen, welches auf der letzten Germanisten-Versammlung zu Lübeck so tröstend hervortrat, hat die Beurtheilung des deutschen Nationalcharakters immer enger an die Aufhellung unserer Urgeschichte geknüpft. Wenn man die Geschichte eines Volkes schreiben will, so muß seine Entstehung ermittelt sein, denn diese ist es, welche den Schlüssel zur Würdigung der Charaktere liefert. Man hat die Schriften, die Münzen, die Sprachlaute durchforscht; nun laßt uns in die Gräber steigen und die Ueberreste der Menschen selbst betrachten“. Und über die Ergebnisse seiner Abhandlung äußert er: „auch mit Herausgabe der Gräber von Selzen soll durch die Beleuchtung einer einzelnen Periode kein allgemeines System, wol aber ein Beitrag zu den Principien ans Licht gestellt werden, wodurch man der ungebundenen Vermuthungswillkür Schranken und Regeln zu setzen und für die Forschung festen Boden zu gewinnen hofft“.

Wie trefflich es L. gelungen ist, mit der Beschreibung der Gräber von Selzen einen festen Punkt für die deutsche Archäologie zu gewinnen, zeigt am besten ein Blick auf den damaligen traurigen Stand derselben. Die deutsche

Alterthumsforschung, welche nach den Freiheitskriegen unter den Anregungen des Freiherrn vom Stein und unter dem Einfluß der romantischen Schule neuen Aufschwung genommen und in den weitesten Kreisen des Volkes rege Pflege gefunden hatte, zeigte bald dasselbe kleinliche Bild wie das zerstückelte deutsche Vaterland selbst. Die wissenschaftlichen Organisationen, Museen und Alterthumsvereine umfaßten nur kleine Gebietstheile, die Universitäten kümmerten sich um diese Dinge gar nichts oder verstrickten sich in unfruchtbare, theoretische Streitigkeiten, wie die Keltenfrage. So blieben die einzelnen archäologischen Beobachtungen auf kleine Territorien beschränkt und entbehrten fast vollständig größerer gemeinschaftlicher Gesichtspunkte. Selbst die größeren Handbücher, wie F. Kruse, Deutsche Alterthümer 1824 f., G. Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde 1836, Chr. Wagner, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit 1842 vermochten nicht, von erhöhter Warte aus irgendwelche Ordnung in das Gewirr der Erscheinungen zu bringen. Nur von den Nationalmuseen des politisch früher geeinten Nordens, von Männern wie Thomsen und Worsaae in Dänemark, Nilson in Schweden gingen allmählich weiterblickende Ideen aus, wie das sog. Dreiperiodensystem. Theilweise von ihnen angeregt, machten nunmehr auch deutsche Forscher wie Lisch für Mecklenburg, Danneil für die Altmark, K. Wilhelmi für Baden wackere Anläufe zu größerer Zusammenfassung.

Als L. die Gräber von Selzen für die Franken des 6. Jahrhunderts in Anspruch nahm, galten sie nicht wenigen deutschen Gelehrten noch als keltische. Mit seiner Schrift war dieser Verirrung der Todesstoß gegeben, neue Wege waren der germanischen Forschung gebahnt. Bei der Besprechung der Selzener Gräber hatte L. aber auch auf ähnliche Funde in Baden, Baiern, in der Schweiz u. s. w. hingewiesen und die Nothwendigkeit der Beschaffung weiteren Vergleichsmaterials erkannt. „Die Feststellung der charakteristischen Kennzeichen der Alterthümer dieser früher so dunkeln Periode", schreibt er damals an Wilhelmi, „welche nur auf dem Wege vergleichender Prüfung und Zusammenstellung möglich wurde, ist es vorzüglich, welche mir aufs Klarste die Nachtheile der bisherigen Vereinzelung der archäologischen Bestrebungen in Deutschland wieder zur Anschauung bringt, und die Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit einer übersichtlichen Betrachtung unserer nationalen Alterthümer bestärkt".

Dieser Gedanke von der Nothwendigkeit der Heranziehung umfassenderen Vergleichsmaterials sollte das Saatkorn zu herrlicher neuer Frucht werden. Aus ihm heraus faßte L. zusammen mit Wilhelmi den Plan, eine vergleichende Zusammenstellung der „Grabalterthümer der Burgunden, Franken und Alamannen aus der ersten Zeit des Christenthums" zu geben, ein Werk, das nach weit vorgeschrittenen Vorarbeiten leider an dem Mangel einer genügenden Zahl von Subscribenten scheiterte. Im Verfolg jenes Gedankens regte er einen allgemeinen Austausch von Nachbildungen der wichtigsten Alterthumsfunde unter den deutschen Museen an, — ein Unternehmen, das beim Fehlen der nöthigen technischen Kräfte zwar gleichfalls nach kurzer Zeit vollständig einschlummerte. Indessen führten diese mißglückten litterarischen und praktischen Versuche mit Nothwendigkeit zur Erkenntniß, daß der zusammenfassenden wissenschaftlichen Behandlung unserer nationalen Alterthümer die Gründung einer Centralstelle vorausgehen müsse, in welcher die hauptsächlichsten Funde und Typen von Deutschland und seinen Nachbarländern nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet der Forschung zu vergleichenden Studien vorgelegt würden. Da die Beschaffung von Originalen in dem gedachten Umfange mit

Recht als ausgeschlossen erschien, so konnte nur an naturgetreue Nachbildungen in Metall oder colorirtem Gips gedacht werden.

Der damals allenthalben rege, namentlich auch von Mainz aus lebhaft geförderte Wunsch eines engeren Zusammenschlusses der Geschichts- und Alterthumsvereine Deutschlands legte L. und seinen Mainzer Mitarbeitern den Gedanken nahe, als Stütze und Rückhalt für ein solches neu zu gründendes Central-Museum die deutschen Alterthumsvereine zu gewinnen. Er erreichte es auch, daß nach Gründung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine auf den Versammlungen zu Dresden und Mainz 1852 das neue römisch-germanische Central-Museum mit dem Sitze in Mainz unter die Auspicien des Gesammtvereins gestellt wurde, wie auch die gleichzeitig begründete Schwesteranstalt, das Germanische Museum in Nürnberg, das die Pflege der germanischen Cultur des christlichen Mittelalters und der Neuzeit übernehmen sollte. Das römisch-germanische Central-Museum in Mainz erhielt die Aufgabe „zur Aufhellung der Vorgeschichte Deutschlands die zerstreuten Denkmale dunkler Vorzeit bis zur Zeit Karl's des Großen in plastischen Nachbildungen in Mainz zu vereinigen". Die Wahl der Rheinlande und insbesondere der Stadt Mainz ergab sich einmal aus den bisherigen Bestrebungen Lindenschmit's, dann aber aus der Erwägung, „daß in keiner andern Gegend sich römische und deutsche Geschichte mehr berühren und durch classische Quellen mehr verbunden sind, an keinem Orte sich römische und germanische Alterthümer mehr mischen und überlagern". Nachhaltige Unterstützung des für die gesammte Alterthumskunde so hochwichtigen Zweckes glaubte L. aus Staatsmitteln erwarten zu dürfen. „In unserer festen Ueberzeugung", schreibt er damals, „daß sich durch Begründung des römisch-germanischen Central-Museums der kürzeste, ja einzige Weg eröffnet, auf welchem unsere Alterthumskunde aus dem Bereich unfruchtbarer, stets bestrittener Theorieen zu einem freien und sicheren Ueberblick zu gelangen vermag, glauben wir die Hoffnung hegen zu dürfen, daß eine so reichen Erfolg versprechende Angelegenheit bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Theilnahme und erforderliche Unterstützung finden werde".

Allein in dieser Hoffnung auf kräftige finanzielle Förderung seines Unternehmens durch die deutschen Regierungen hatte sich L. getäuscht: nur die hessische Landesregierung bewilligte jährlich 500—700 Gulden und einige deutsche Fürsten, die Könige von Preußen und Sachsen, später auch der Kaiser von Oesterreich gewährten kleine Zuschüsse. Da es auch dem Verbande der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine an Mitteln zur Unterstützung gebrach, war das neue Museum, abgesehen von der erwähnten Unterstützung der Fürsten und des hessischen Staates, auf freiwillige Beiträge namentlich von Mainzer Bürgern und auf die Verkäufe von Nachbildungen und Modellen angewiesen. Da begannen für den Leiter des Museums Jahre schweren Ringens, in denen allein seine hohe Begeisterung und seltene Aufopferungsfähigkeit, andererseits die durch den Künstlerberuf erworbenen technischen Fertigkeiten, auch die Unterstützung einiger Freunde und Mitarbeiter, namentlich des damaligen Präsidenten des Localausschusses, Geh. Medicinalrath Dr. Wenzel, bei zähestem Ausharren zu schließlichem Siege führten. Die Räumlichkeiten zum neuen Museum wurden zwar von der Stadt Mainz zur Verfügung gestellt, für die innere Einrichtung, die Kosten der Werkstätte 2c. mußte das Museum selbst mit seinen geringen Einkünften aufkommen. Manches entbehrliche Hausgeräthe, Tische, Stühle, Gestelle wanderten aus der Wohnung des Directors in die Bureaus und Werkstätten des Museums, die nothwendigen Ausstellungsschränke wurden von Freunden des Museums gestiftet.

Jahrelang colorirte der Director eigenhändig die Gipsabgüsse und verzichtete auf jegliches Gehalt.

Aber trotz all dieser Schwierigkeiten zeigte die Vermehrung und die wissenschaftliche Nutzbarmachung der Sammlungen die erfreulichsten Fortschritte. Nach 10 jährigem Bestehen waren schon 3850 Nachbildungen und Modelle in den Werkstätten des Museums hergestellt und von dem seit 1858 erscheinenden großen Katalogwerk des Museums: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ waren 12 Hefte ausgegeben. Eine übersichtliche Zusammenfassung der bisherigen Forschungen und Ansichten Lindenschmit's brachte das Buch: „Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich Hohenzollern'schen Sammlung in Sigmaringen“ (1860). Hatten öffentliche wie private Sammlungen anfänglich nur zögernd und in geringer Zahl ihre Schätze zur Nachbildung dem Mainzer Museum zur Verfügung gestellt, so zeigten sie mit zunehmender Erkenntniß der Bedeutung und Nützlichkeit des neuen Unternehmens immer mehr Entgegenkommen, ja machten sogar gelegentlich Schenkungen von Originalfunden. Auch ausländische Museen begannen die Bestrebungen Lindenschmit's zu fördern. Einheimische und auswärtige Gelehrten besuchten tagelang die Sammlungen in Mainz, und Kaiser Napoleon III. erbat Lindenschmit's Rath und Unterstützung, als er im J. 1861 in St. Germain en Laye ein Museum nach dem Muster der Mainzer Anstalt errichtete. Die Universität Basel verlieh ihm im J. 1862 den Doctortitel honoris causa.

Schon 1855 war an L. durch Freiherrn v. Aufseß die verlockende Aufforderung einer Verschmelzung des Mainzer und Nürnberger Museums ergangen, sie wurde 1866/67 durch Director Essenwein dringend erneuert. Nach reiflicher Ueberlegung wies sie L. zurück, indem er mit Recht befürchtete, daß ein Unternehmen mit so selbständigen und eigenartigen Aufgaben, wie sie das römisch-germanische Central-Museum hat, als Anhängsel der großen Nürnberger Anstalt bald der Verkümmerung anheimfallen würde.

Nach 20jähriger Thätigkeit war das erste große Ziel erreicht: im Winter 1871/72 beschloß der deutsche Reichstag und Bundesrath dem Museum, welches schon 1870 das Recht einer juristischen Person erlangt hatte, aus Reichsmitteln einen jährlichen Zuschuß von 3000 Thalern zu gewähren. Mit diesem Beschluß der höchsten Körperschaften des Reichs war die Anerkennung des römisch-germanischen Central-Museums als einer nationalen, im Dienste der vaterländischen Forschung stehenden Anstalt gewonnen. Jetzt erst konnte der Leiter des Museums sein Amt als Zeichenlehrer niederlegen und sich gegen ein festes Gehalt ausschließlich den Aufgaben des Museums widmen. Im J. 1877 wurde der Zuschuß des Reiches in richtiger Würdigung der Bedeutung des Museums auf 15 000 Mark erhöht.

Seit Mitte der 60er Jahre hatte L. begonnen, in wissenschaftlichen Zeitschriften, wie in der Zeitschrift des „Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz“, im „Archiv für Anthropologie“, welche beide Zeitschriften er begründen half, im „Globus“ u. s. w., zu schwebenden archäologischen Streitfragen, nicht selten in scharfer polemischer Weise, Stellung zu nehmen. Von den paläolithischen Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle, dem neolithischen Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim, den Pfahlbautensiedlungen bis herab zu den merovingischen Alterthümern von Schleitheim und Oberflacht gibt es keine Culturstufe, der er nicht mehr oder weniger eingehende Besprechungen gewidmet hätte. Seine weiten, allem Schematismus abholden Gesichtspunkte haben großentheils heute noch Geltung, wenn auch der heutigen Forschung das inzwischen gewaltig vermehrte Fundmaterial weit tiefere Einblicke in den Zusammenhang der Dinge und viel

feinere Gliederung im Einzelnen gestattet. Besonders lebhaftes Interesse widmete er der sog. Bronzefrage, der Beurtheilung der nordischen Bronzecultur und des von nordischen Gelehrten aufgestellten Dreiperiodensystems. Wenn er in der Ablehnung des letzteren auch zu weit gegangen ist, so kann er doch das unbestreitbare Verdienst für sich in Anspruch nehmen, der drohenden Schablonisirung jenes Princips wirksam entgegengearbeitet und gegenüber der Annahme einer einheimischen nordischen Bronzeindustrie zuerst mit großem Nachdruck auf die Cultur und Handelsbeziehungen des Nordens mit Italien und Griechenland hingewiesen zu haben. Auch in den „Alt. unserer heidnischen Vorzeit", von welchen 1869 der 2., 1881 der 3. Band abgeschlossen war, trat dieser Gesichtspunkt immer mehr hervor. In der Vorrede zu dem 3. Bande (1871) faßt er, sich zugleich gegen Entstellungen wendend, seine Anschauungen dahin zusammen: „Nichts ist unbegründeter, als mir die Absicht beizulegen, alle Bronzen nordischen Fundorts auf etruskischen Ursprung zurückzuführen. Meiner wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung nach sind bei dem Import von Erzgeräthen nach der Mitte und nach dem Norden unseres Welttheils alle Culturvölker des Mittelmeerbeckens betheiligt, je nach der Zeit, in welcher sie, der historischen Ueberlieferung gemäß, sich im Besitz einer bedeutenden Metallindustrie befanden". Leider war L. nicht in der Lage, seine auf Grund recht unzulänglichen Materials gewonnenen Ansichten über die Einwirkung der Culturen des Südens und Südostens auf unsere nationalen Alterthümer durch eigenes Studium der Museen in den classischen Ländern zu vertiefen und durch Vorlegung zuverlässigerer Beweisstücke eingehender zu begründen. Angesichts des im Süden aufgehäuften Fundmaterials würde er bei seinem feinen und sicheren Formengefühl zweifelsohne das Altitalische (im engeren Sinne) und Griechische aus der Masse des Etruskischen unterschieden haben, ein Fortschritt, welcher der neueren italisch-classischen Forschung vorbehalten blieb. Aber seine Ideen über den Einfluß der Culturen des Südens auf die des mittleren und nördlichen Europa erwiesen sich trotz alledem als bahnbrechend.

Diese rege Betheiligung an den verschiedensten Problemen der deutschen Archäologie kam in erster Linie dem wissenschaftlichen Ausbau des Centralmuseums selbst zu gute, da sie eine zielbewußte und zweckmäßige Auswahl der nachzubildenden Gegenstände nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten gewährleistete. Am Anfange traten allerdings die Entwicklungsreihen einzelner Denkmäler-Gattungen etwas zu stark in den Vordergrund, doch war dies zum Theil auch der Abneigung mancher Museumsverwaltungen zuzuschreiben, größere Fundcomplexe für längere Zeit dem Mainzer Museum zur Nachformung zu überlassen. Allmählich aber kamen die geschlossenen Funde immer mehr zur Geltung, die gerade in ihrer Gesammtheit die wichtigsten chronologischen und culturgeschichtlichen Aufschlüsse bieten. Schon nach wenigen Jahrzehnten vereinigte das Mainzer Central-Museum ein auserlesenes und wohlgeordnetes Nachbildungsmaterial, welches die Entwicklung der gesammten deutschen Cultur von den ältesten Zeiten bis in das frühe Mittelalter nicht nur in den wichtigsten Umrissen vorführte, sondern auch in den verschiedenartigsten localen Schattirungen deutlich erkennen ließ und für die wichtigeren Probleme der deutschen Archäologie ein Studienmaterial bot, wie es niemals aus Büchern oder einzelnen Museen gewonnen werden konnte. Wollte die Schöpfung Lindenschmit's in erster Linie der deutschen Alterthumsforschung ein umfassendes und concentrirtes Arbeiten ermöglichen, so bot sie aber auch nicht zu unterschätzende allgemeinere Hülfsmittel zur Erziehung des deutschen Volkes, namentlich durch die Herstellung von Modellen, die heute kaum in

einer größeren Sammlung oder in einer besser dotirten höheren Lehranstalt fehlen. Die prächtigen Funde römischer Originalwaffen und zahlreicher Grabsteine mit Darstellung römischer Krieger, die mit Recht den Stolz der Sammlungen des Mainzer Alterthumsvereins bilden, regten L. frühzeitig zu eindringendem Studium der römischen Bewaffnung an. Diese Arbeiten verdichteten sich einerseits zu der viel benützten Schrift „Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit“ (1882), andererseits führten sie zur Erstellung der allbekannten Modelle des römischen Legionärs und der verschiedenartigen römischen Waffen. Diesen schlossen sich dann später noch das Standbild eines fränkischen Kriegers und Modelle fränkisch-alamannischer wie gallischer Waffenstücke an, Modelle, die der heranwachsenden Jugend und weiten Laienkreisen tausend Mal anschaulichere und eindringlichere Vorstellungen von den alten Römern und Germanen als alle Belehrungen und Abbildungen vermitteln.

Die von L. geschaffenen Werkstätten, aus welchen diese Modelle hervorgingen, dienten aber nicht allein diesen Zwecken der allgemeinen Belehrung und der Vermehrung des Central-Museums selbst, sondern sie wurden auch alljährlich für viele kleinere deutsche Sammlungen segensreich, indem sie die oft in trostlosem Zustande der Erde entnommenen Alterthümer mit unendlicher Mühe meist kostenloser Wiederherstellung und Conservirung unterzogen.

Im J. 1880 ließ der nunmehr 71 Jahre alte, doch jugendfrische Forscher die erste Lieferung seines „Handbuchs der deutschen Alterthumskunde“ erscheinen, dessen 1. Band 1889 abgeschlossen vorlag. Derselbe behandelt die jüngste Periode der deutschen Vorzeit, die Alterthümer der Merovingischen Zeit, der 2. Band sollte die römischen, der 3. die vorrömischen Alterthümer bringen. Lindenschmit's strenger historischer Sinn sträubte sich nämlich dagegen, nach dem gewöhnlichen Schema von den dunkleren älteren Zeiträumen zu den jüngeren, von dem Lichte der Geschichte getroffenen vorzudringen, sondern hielt es für richtiger, von den gesicherten Erscheinungen aus rückwärts zu schließen. Leider führten die heftigen Angriffe, welche die Einleitung dieses Bandes gegen die Sprachforscher und die nordische Alterthumswissenschaft enthält, bezüglich der indogermanischen und Keltenfrage und des Dreiperiodensystems, namentlich von Seiten des Germanisten Müllenhoff zu leidenschaftlichen Entgegnungen und zu ungerechter Beurtheilung auch des Hauptheils seines Werkes. Dieser bietet eine systematische Darstellung der Alterthümer der Westgermanen merovingischer Zeit nach den Gesammt-Gräberfunden und den litterarischen Quellen, und gewährt tiefe, bis dahin unbekannte Einblicke in das öffentliche und häusliche Leben der Germanen, ihr Aussehen, ihre Tracht, Bewaffnung u. s. w. Wenn sich L. auch auf die Germanen des Westens beschränkt und die merovingische Zeit noch als ein geschlossenes Ganzes betrachtet, das sich heute bereits in mehrere Entwicklungsstufen zerlegen läßt, so hat er doch mit jenem Werke eine abgeschlossene und in ihrer Art vollkommene Leistung geschaffen, die für alle Zeiten ein wichtiger Fundamentstein in dem Aufbau unserer nationalen Alterthümer bleiben wird. Seine 1889 erfolgte Ernennung zum ordentlichen Mitglied des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts dürfte wol diese Anerkennung enthalten.

Im J. 1881 erlitt L. einen Schlaganfall und kränkelte seitdem. In unermüdlichem Arbeitsdrang blieb er zwar seinen geliebten Sammlungen und der litterarischen Thätigkeit treu, führte auch den 4. Band der „A. h. V.“ bis zur 8. Lieferung weiter, aber die Vollendung seines Handbuches sollte er nicht mehr erleben: am 14. Februar 1893 verschied er nach kurzem Krankenlager, im Alter von 84 Jahren.

Man hat L. bisweilen den Vorwurf gemacht, daß er seine Anstalt und seine Erfahrungen zu wenig in den Dienst der topographischen Forschung, wie der vom Gesammtverein schon 1852 angeregten Untersuchung des römischen Limes, gestellt habe. Aber die Zurückhaltung eines Mannes, der bei Selzen geradezu mit Feuereifer gegraben hatte, war in gewichtigeren Umständen begründet als in der Gebundenheit seiner Stellung oder gar in einer gewissen Bequemlichkeit. Sie beruhte auf der klaren Erkenntniß, daß die Entwicklung seiner Schöpfung sich auf einer anderen Linie bewegen müsse, als die der topographischen Forschung, und daß beide Bestrebungen, direct mit einander verquickt, zu keinen vollkommenen Leistungen führen könnten, wenn sie sich auch gegenseitig möglichste Unterstützung zu bieten hätten. In dieser selbst auferlegten Beschränkung und in dem energischen Losgehen auf das klar erkannte Hauptziel kann geradezu der Schlüssel der bewunderungswürdigen Erfolge Lindenschmit's gefunden werden, namentlich in jenen schweren Zeiten der 50er und 60er Jahre.

An und für sich von bescheidenem Wesen, das jedes Hervortreten aus seinem wissenschaftlichen Wirkungskreise, sowie jede reklameartige Anpreisung vermied, war er doch ein tapferer und energischer Verfechter seiner Ideen, beseelt von zähester Beharrlichkeit gegen allen Widerstand. „Auf an die Arbeit" heißt eine der ersten Lithographien des jungen Künstlers Lindenschmit, und „Auf an die Arbeit" ist die Devise des Forschers Lindenschmit geblieben, die er wie nur Einer zu Ehren und Frommen des deutschen Volkes und der deutschen Wissenschaft ausgeübt hat.

Vgl. H. Arnold, Beilage z. Allg. Ztg. 1893, Nr. 113. — R. Adamy, Quartalbl. d. hist. Ver. f. d. Großh. Hessen, N. F. I, Nr. 9. — L. Lindenschmit, Beiträge z. Gesch. des röm.-germ. Central-Museums in Mainz in der Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens d. Anstalt 1902.

Karl Schumacher.

Lindenschmit: Wilhelm L., Historienmaler, geboren am 20. Juni 1829 in München, † am 8. Juni 1895 ebendaselbst als Professor der kgl. Akademie, erhielt seine früheste Anregung im Atelier und vor den Bildern seines edlen Vaters, des gleichnamigen, im strengen Stil ernste historische Arbeiten schaffenden Wilhelm L. (1806—1848, s. A. D. B. XVIII, 695). Als derselbe 1839 zur Ausführung seiner Fresken auf dem Schlosse Landskron nach Thüringen ging, brachte er den aufgeweckten Knaben nach Mainz, wo er im Hause seines Großvaters, eines geschickten Münzgraveurs, und unter der Leitung seines Oheims Ludwig L. (1809—1893), dem nachmals um Erforschung der deutschen Vorzeit so hochverdienten Gelehrten, tüchtige Fortschritte im Zeichnen machte, aber zugleich für alte Burgen, Waffen, Chroniken, Kupferstiche und Bücher gewaltige Achtung und stetig wachsendes Verständniß gewann.

Sein offenes Auge, welches sich schon frühe für die Schönheit des Isarthales und der Gebirgswelt Altbaierns, dann am herrlichen Rhein begeistert hatte, erhielt neue Nahrung in den reichbewaldeten, sanftgewellten Hügeln Thüringens, wohin ihn der Vater kommen ließ. Bald darauf saß er wieder fest im Antiken- und Actsaal und übte sich in Lithographie und Holzschnitt, auch in der Reproduction der Arbeiten seines Vaters, welcher 1845 nach Mainz übersiedelte, wohin ihm der Jüngling auf einer malerischen Fußwanderung über Augsburg, Nördlingen, Nürnberg und Aschaffenburg, überall unter Einheimsung neu-anregender Eindrücke folgte. Nach dem überraschend schnell am 12. März 1848 erfolgten Ableben des Vaters suchte er weitere Förderung am Städel-Institut zu Frankfurt, wo er mit dem gleichstrebenden Landschafter Carl Peter Burnitz, K. Hausmann, Victor Müller, Adolf Schreyer

u. A., lauter nachmals wohlbekannten und berühmten Fachgenossen, zusammentraf, die alle ihre beste Kraft einsetzten, um es möglichst weit in der Welt zu bringen. Auch L. scheute vor keiner ehrlichen Arbeit zurück, um die Mittel zum Besuche der Akademie Antwerpen zu erwerben, wo er mit hellem Jugendmuthe ein größeres Bild „Tilly's Niederlage bei Breitenfeld" begann, vollendete und nach New-York absendete. Doch verscholl dasselbe unbegreiflicher Weise.

Hatte L. das erträumte goldene Vließ in dem manierirten belgischen Naturalismus nicht gefunden, so setzte er neue zuversichtliche Hoffnungen auf Paris, wo er mit den gleichgesinnten Henneberg, Gustav und Louis Spangenberg, Ludwig v. Hagn, Heilboth und abermals mit Victor Müller und Hausmann sich möglichst zu fördern suchte, die Alle, ohne eine Schule und berühmte Unterweisung zu genießen, bloß durch fleißige Nutzanwendung des Erhaschten und Geschauten auf eigene Faust weiterstrebten. Sie lebten wie ehedem die armen Klosterbrüder von S. Isidoro zu Rom, buchstäblich von der Hand zum Munde, im täglichen Kampf um Leben und Kunst, froh durch nächtliche Retouchirung von Photographien sich nothdürftigst über Wasser zu halten. Sie hausten und schliefen in einem Atelier, kochten mit Schmalhans um die Wette reihum, sparten am knurrenden Magen, nur um die Mittel für selbsteigenes Schaffen zu erreichen. Es klingt beinahe wie Ironie, wie diese sich durcharbeitenden Incaminaten an die höchsten Aufgaben sich wagten: L. mit einem „Herzog Alba bei der Gräfin von Rudolstadt" und einer „Ernte" — die billig losgeschlagen — sie fanden später ihren ehrenvollen Platz im Hamburger Stadt-Museum — die Mittel boten zu fernerer Wanderung. In blauer Blouse, das Ränzel auf dem Rücken — auch die nachmals berühmtesten „Düsseldorfer" waren in ähnlichem handwerksmäßigem Kostüm nach dem schönen Süden und dem hohen Norden gezogen, Joseph Petzel, Reinhard Sebastian Zimmermann und Friedrich Pecht folgten in jungen Jahren demselben Recept — machte sich L. auf den Heimweg, d. h. er durchzog vorerst ganz Frankreich bis in die spanischen Pyrenäen und kehrte durch das Rhoneland und die Schweiz zurück. In Ermangelung kleiner Münze fanden sich überall Wirthe, Bürger und behäbige Landleute, die erfreut ihr Conterfait in ihrer Weise honorirten — einmal hatte der im Jura eingeschneite Maler elf Tage lang die Hände voll Arbeit; daß es Meister Albrecht von Nürnberg in seinen Wanderjahren von 1490—94 und nach ihm Hans Holbein auf der Reise nach England und Johannes Scoreel durch die halbe Welt fast ebenso trieben, ist durch neuere Funde nachgewiesen. Ehrliche Arbeit hat noch nie geschändet und das Wort „Per aspera ad astra!" hat kein Geringerer als Seneca, offenbar aus eigener Empirie, gelehrt.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, verwerthete L. von 1853—1863 die gewonnene Handsicherheit und sein coloristisches Können im steten Schaffen von Landschaften, Genrebildern und Illustrationen zu deutschen Classikern, gründete 1855 sein eigenes Heim und schmückte es aus zu einer wahren Künstlerwerkstätte. Hier entstand sein großer Carton „Franz I. Gefangennehmung bei Pavia" (im Germanischen Museum zu Nürnberg), der Kampf der wackeren „Lützower bei Göhrde am 16. September 1813", wobei das heldenmüthige Mädchen Eleonore Prochaska, welche, Allen unbekannt, als „August Renz" bei den Freiwilligen Jägern, die tödtliche Kugel erhielt und dann mit allen militärischen Ehren ins frühe Grab gesenkt wurde (vgl. W. Petsch in Westermann's Monatsheften 1870, XXIX, 90 ff.) — ein treffliches Bild, welches L. großmüthig zum Hülfsverein für Schleswig-Holstein stiftete. — In diesem glücklichen Schaffen dichtete er in festen Federzeichnungen den aus neun Blättern

bestehenden, in Steindruck vervielfältigten Cyklus der „Waldbilder“ — ein wahres Programm für spätere Oelgemälde, wovon jedoch nur eines als „Der Fischer“ (nach Goethe) in großem Format ausgeführt, die spätere Schack-Galerie bewahrt. Zum Schillerfest 1859 schmückte L. die eine Seite des Triumphbogens mit einer „Apotheose“ des Dichters, während der gerade aus Paris rückkehrende Victor Müller die entsprechende Rückwand decorirte. Die zum zweiten „Deutschen Bundesschießen“ 1862 erbaute Festhalle zierte L. mit vier die Varusschlacht, die Niederlage der Ungarn am Lech, die Türkenschlacht bei Wien und den Sieg an der Katzbach darstellenden großen Friesbildern. Damals entstand auch das Oelgemälde des seinen Trotz bis zum Ende bewahrenden „Franz von Sickingen“, eine Staatsaction, womit die jenem häßlichen Bauernkrieg vorauswirbelnde Erhebung der Reichsritterschaft ihr Ende fand. Andere geschichtliche Ereignisse des 16. Jahrhunderts waren durch größere Kreidezeichnungen vorbereitet, das „Marburger Reformatoren-Gespräch“, die „Gründung des Jesuiten-Ordens“ und ähnliche Projecte, mit deren späterer Ausführung L. seine eigenen Wege betrat.

Ein Antrag des über Frankfurt und Stuttgart nach München 1863 übergesiedelten Commerzienrath Fr. Bruckmann (s. A. D. B. 1903, XLVII, 275), welcher angeregt durch die „Stanza della Segnatura“ und Kaulbach's Museums-Fresken in Berlin ähnliche culturelle Associationen neuerer Künstler und Dichter plante, zeitigte bei L. den wiederholt auftauchenden Wunsch, dem Münchener Kunstleben näher zu kommen und ganz nach der Isarstadt zu ziehen, wo er sich gleich außerordentlich heimisch fühlte. Seine vielseitige Bildung und leichtgestaltende Phantasie boten willig die Hand zu der in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewältigten Bearbeitung der Befreiungskriege“, worin alle Factoren der zwischen 1806 und 1814 reichenden Periode in einheitlichem Zusammenhang zur Sprache kamen. Daran reihte sich eine gleichfalls durch Photographie und Stich vervielfältigte „Ruhmeshalle“ der deutschen Litteratur (von 1700—1865) und Musik (1740—1867, Neumann sc.), der außerdeutschen Musiker (1564—1864); „Dante und die italischen Dichter und Schriftsteller von 1265—1865“, „Shakespeare und die Englische Literatur (1540—1868)“ und „Schiller in Weimar“, wozu Fr. Schwörer (s. A. D. B. XXXIII, 474) die „Koryphäen der deutschen Wissenschaft von 1740—1840“ übernahm — eine ganze Reihe artistischer „Conversationen“, welche sich später zu handsameren Porträt-Galerien vereinfachten. Indessen nahm L. die Oelmalerei wieder auf, zuerst mit der Ausführung seiner früher schon gezeichneten „Stiftung des Jesuiten-Ordens“. Gegenüber dieser 1868 beendeten und durch sehr effectvolle Beleuchtung und Charakteristik überraschenden Leistung erschien 1875 im Auftrag des Fürsten von Waldburg-Wolfegg eine andere neue Bearbeitung dieses Vorganges von Karl Baumeister (geboren am 24. Januar 1840 zu Zwiefalten), welche diese ruhiger gestimmte Scene in die Kryta des Montmartre verlegte; Baumeister's Composition fand durch Hanfstängl's Photographie gleichfalls große Verbreitung.

Damit begann L. eine Specialität von Bildern aus dem Leben und Walten der Reformatoren in Deutschland, Holland und England, welche meist durch historische Haltung und specifische Charakteristik sich bemerkbar machten. Darunter „Luther als Currende-Schüler im Hause der Frau Cotta“ (Stich von Schultheiß; Holzschnitt im „Daheim“ 1873, X, 13), der junge „Luther 1497 bei Andreas Proles“ (auf Holz gezeichnet von K. Appold in Lützow's Zeitschrift 1870, S. 122 und in Nr. 15 „Ueber Land und Meer“ 1875) und das ob seiner Lebendigkeit in Farbe und Conception das größte Aufsehen erregende, mit der Reformation indessen gar nicht zusammenhängende

Bild wie „Ulrich von Hutten“, während seines Aufenthaltes an der Universität zu Bologna die wälschen Scholaren mit seinen „Federwisch“ hinausfuchtelt: Einer liegt von dem, die Trinkgefäße zerschlagenden, Tisch und Stühle umstürzenden Raufbolde tödtlich verwundet, am Boden, während der Nächste nur eine deckende Pose wagt, um alsbald mit dem anderen Trio das Heil in der Flucht zu suchen. Fiebernd in grimmigster Wuth, ein wahrer „furor teutonicus“, eines Angriffs gewärtig, hat der Maler seinen Helden wie einen angewurzelten Eichbaum hingestellt: das waren „deutsche Hiebe!“ Dauerte kaum ein Jahrhundert, so war ein Anderer in gleicher Situation betroffen während seines einzigen Semesters auf der hohen Schule zu Altdorf, wo Freiherr Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein mit Stubenarrest und dem Consilium unterm 12 Januarj 1600 begnadigt wurde, nach Abtrag seiner Schulden „sich hinwegk zu thun vnd sein Gelegenheit anderer Orten zu suchen“. Daß noch keiner unserer Historiker sich bemüßigt fand, weder für den Einen oder den Anderen zu Bologna und Padua „aus den Akten“ Neues über die Genannten zu erheben? — Dann schilderte L. den calvinischen Prediger John Knox, welcher sich 1559 vergebens bemühte, die Zerstörung der schottischen Krönungsabtei Scone gegen die Kirchen und Schlösser stürmende sogenannte „congregatio christi“ aufzuhalten (Gartenlaube 1873, S. 403) und den „Tod des Prinzen Wilhelm von Oranien“ (im Auftrag der „Verbindung f. histor. Kunst“; vgl. Fr. Pecht in Beil. 103 d. Allg. Ztg. v. 12. April 1872); das Bild kam durch das Loos in den Besitz des Kaisers Franz Joseph und wurde dem k. und k. Hof-Museum einverleibt. Immer neue Stoffe reizten die Phantasie des Malers zu fortgesetztem Schaffen, darunter „Sir Walter Raleigh im Gefängniß von seiner Familie besucht“ (in Königsberg); „Anna Boleyn übergibt vor der Hinrichtung ihre Tochter Elisabeth dem Schutze des Matthew Parker“; dann weitere Begebenheiten aus Luther's Leben: Sein Verbringen durch die Eltern 1497 in die Klosterschule der grauen Brüder zu Magdeburg (Holzschnitt in Schorer's „Familienblatt“ 1887, S. 693); das „Gespräch mit dem Cardinal de Vio zu Augsburg“ (1518: vgl. Fr. Pecht in Beil. 120 d. Allg. Ztg. v. 30. April 1875); „Luther auf der Wartburg“, in Rom und im Kreise der Seinen, „Melanchthon“ u. s. w. Doch erging sich L. gerne mit anderen Stoffen, so reizte ihn, offenbar angeregt durch E. Grützner, Sir John Falstaff, der in Frauenkleidern von Fluth hinausgejagt wird (Fr. Pecht in Beil. 8 der Allgem. Zeitung von 1873); auch antike Stoffe wurden beliebt, z. B. mit einem „Narciß“ und die „Klage der Venus über den Tod des Adonis“, wozu ihn die Lust mit Farbenwirkungen zu experimentiren, zu allerlei Versuchen reizte (Lützow's Zeitschrift 1874, IX, 787 und „Kunst für Alle“, 15. Aug. 1887, S. 347). War er früher schon mit seinen „Reformatoren“ und „Jesuiten“ in einen von Rosenberg beklagten „allmählich immer bräunlicher, grämlicher und krankhafter werdenden Gesammtton gerathen, so verführte ihn hier die Tendenz des gegensätzlichen Farbenspiels zu Mißgriffen: Mit dem hellbeleuchteten, trotzdem aber im Ton ziemlich unreinen und obenein etwas schwammigen Körper der Venus contrastirte der todte Adonis, dessen Leichnam schon von dem grünlichen Schimmer der Verwesung überzogen war“ (A. Rosenberg).

In erfreulicher Frische packten den Beschauer eine Anzahl Genrebilder, welche während seiner großen Schöpfungen, gleichsam im geistigen Athemholen aus der reichblühenden, gestaltenden Kraft des Meisters sich lösten, Kinder des Augenblickes, verkörperte Einfälle, immer aber von gewissenhafter Ausführung und in abgerundeter Farbe- und Formgebung. Beispielsweise schöne Frauengestalten, bald lehrend, sinnend (gestochen von Doris Raab), lesend, mit dem

Fächer spielend, aus Träumen erwachend, im Sonntagsstaat fröhlich dahinschreitend; oder ein herziger junger, in einem alten Codex studirender Scholar; ein armer „Fahrender Mann" mit Weib und Kind, vor einer Klosterpforte aufspielend (vgl. Regnet in Lützow's Zeitschrift 1877, XII, 548), „Faust in Auerbach's Keller" unter den Studenten (Stich von Barfus; vgl. Alfred von Wurzbach in Nr. 389 d. Wiener Allg. Ztg. v. 30. März 1881): Immer anregend und erfreuend, bringt er uns in angesehene Gesellschaft und wohlnachklingende Erinnerung. Es waren artistische Novellen, wenn er den alten biederen Bischof Willigis von Mainz vorführt, wie er in seinem Kreise für Kunst und Belehrung waltete (als Holzschnitt von Walla in „Der gute Kamerad" 1900, XIV, 274), wenn Dürer seine Frau malt oder wenn Uhland's „Goldschmied's Töchterlein" vorübereilt, das überraschte „Gretchen" staunend den Schmuckfund betrachtet oder eine prangende, stolze „Venetia" den Zauber der einzigen Lagunenstadt wachruft. Den höchsten Triumph erreichte der Meister mit dem, nach langen Vorarbeiten und Studien in seinem auf der Höhe von S. Pietro in vincoli gelegenen Atelier 1886, rasch in einem Zug vollendeten echt monumentalen „Alarich in Rom". Der kühne Gothenkönig, welcher, „während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben", schon so große Thaten vollbracht hatte, reitet in die durch Plünderung, Mord und Brand erfüllte Stadt, lebhaft mit histrionenhafter Pose die Gräuel abwehrend, gleichsam zum Schutz einer vor ihm getragenen, mit den silbernen Altarzierden und goldenen Kostbarkeiten der alten Peterskirche belasteten riesigen Bahre, die unberührt aus einem Versteck in das Heiligthum, unter dem Geleite der psalmodirenden Christengemeinde zurückgetragen werden. Die Krieger haben das schwere, floßähnliche Gerüst obendrein mit drei jugendlichen Nonnen belastet, deren mittlere mit dem himmelwärts gerichteten Blick, an ein schweres Metallcrucifix geklammert, wol den Glauben repräsentirt, während die beiden sie umschlingenden Seitengestalten etwa als Hoffnung und Liebe gedacht, zur Ergänzung der Cardinaltugenden gelten können. Den sinnigen Eindruck beeinträchtigt nur die Besorgniß, daß der Transport eines so improvisirten lebenden Bildes einige Uebung im beiderseitigen Balanciren beanspruchen dürfte. Das etwas willkürlich bearbeitete Factum bestätigt eine dem umschließenden Rahmen eingefügte, den ehemaligen „Spruchzetteln" entsprechende Beschreibung, als nothwendige Beihülfe für den Beschauer, welchem man überhaupt nur solche Ereignisse vor Augen führen sollte, die keiner langen Explication und exegetischen Klarlegung bedürfen. Mit dieser colossalen, von der Kritik nicht einwandfrei aufgenommenen, nun in der städtischen Galerie zu Görlitz befindlichen Leistung erwies sich L. als ebenbürtiger Rivale Piloty's, indem er aber auch, wie Rosenberg richtig hervorhebt, der Neigung des Letzteren zu theatralischem Aufbau und deklamatorischem Pathos mehr entgegenkam, als es in seinen früheren Historienbildern der Fall gewesen. Es war wie der mit voller Orchesterbegleitung und künstlicher Beleuchtung gut inscenirte Actschluß eines historischen, in wohlscandirten Jamben verfaßten Schauspiels (vgl. Lübke in Westermann's Monatsheften, Jan. 1889, S. 504).

Als im Todesjahre Piloty's (1886) L. seinen „Alarich" beendete, hatte er schon seit neun Jahren an der Stelle des 1875 verstorbenen Arthur von Ramberg das Lehrfach an derselben Akademie bekleidet, nachdem ihm bereits 1874 die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie — 1888 erfolgte die gleiche Auszeichnung von Wien — zu Theil geworden war. Eine große Zahl von dankbaren Schülern, ihre Namen werden später aufgezählt, genossen seine eingehende Unterweisung. Inzwischen ergab sich erwünschte Gelegenheit, auch

die Wandmalerei wieder vorzunehmen. Nachdem L. früher im Hause des Freiherrn v. Cramer-Klett zu Nürnberg als festlicher Dekorateur sich 1867 bethätigt hatte, erwuchs ihm die Aufgabe einen von Hauberrisser erbauten Saal des Rathhauses zu Kaufbeuren mit Wandgemälden zu schmücken (1883 und 1884), wobei L. die von Keim präparirten Mineralfarben zur Anwendung brachte. Hier malte er die von Kindern in lebhafter Action umgebenen Frauengestalten der Bürgertugenden (Rechtspflege, Gottesfurcht, Barmherzigkeit) an der Fensterwand; gegenüber bot die historische Localtradition einen originellen Stoff: wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein schwedischer General zur Schonung der Stadt durch rührende Fürbitte der Kinder (Hussiten vor Naumburg) bewogen worden sei. Daß der Maler dazu die nettesten Modelle aus der Schulbevölkerung wählte, war ein guter, naheliegender Griff; ebenso daß er die dadurch vielleicht erwachsende Genrehaftigkeit durch allegorische Begleitung der Vaterlandsliebe u. dgl. parallelisirte (eine photographische Reproduction in neun Folio-Blättern erschien in Kaufbeuren). Nach Vollendung des „Alarich“ erblühte ihm ein neidenswerther Auftrag für das neue Rathhaus der Stadt München. Hier ergaben sich in Heinrich dem Löwen mit dem Modell der Burg und in Kaiser Ludwig dem Baier erwünschte Motive; auch in der Darstellung des Schützenfestes von 1577 und der für Kunst und Wissenschaft so ersprießlichen Periode König Ludwig I., wozu die „Verlegung der Universität von Landshut nach München“ eine für malerische Wirkung schwer verwendbare Aufgabe bot. Schwieriger gestaltete sich das Pensum für den durch Lender erbauten Rathhaussaal zu Heidelberg, wo die „Uebergabe der Reform-Urkunde der dortigen Universitas unter Pfalzgraf Otto Heinrich“ (1558) als Oelbild Platz fand, ein Thema, welches an die auch im Münchener National-Museum beliebten Probleme der Unmöglichkeit grenzte („Kunst für Alle“, 15. April 1893, S. 218). Schon 1861 hatte sich L. mit A. Schmitz und W. Pfnorr an einem Bildercyklus in Holzschnitten zur Deutschen Geschichte betheiligt. Zu Joh. Scherr's „Germania“ lieferte L. das Bild „Gothen auf der Wanderung durch ein toskanisches Thal“; einen „Auszug zur Jagd“. Andere Arbeiten Lindenschmit's ähnlicher Art würden ein langes Verzeichniß in Anspruch nehmen. Dazu zählt auch ein großer „Die Hochzeit zu Kana“ darstellender Carton im Stile der Cinquecentisten für ein von Zettler gemaltes Monumentalfenster nach Chicago (in Nr. 37 „Ueber Land und Meer“ 1893, Bd. 70, S. 767).

Wichtiger ist die wenn auch nur namentliche Aufzählung seiner akademischen Schüler, die sich mit Freuden seiner Lehre und Unterweisung rühmten. Dazu gehören Fr. Keller, Hans Blum, die Landschafter Fritz Bär und Ludwig Gebhardt, Ludwig v. Zumbusch, Ch. Ulrich, G. v. Hößlin, der lustige H. Schlitt, Hans Pöck, K. Freiherr v. Bodenhausen, der durch seine anmuthigen Frauenbilder bekannte Alfred Seifert (geboren am 6. September 1850 zu Horowitz, † am 4. Februar 1901), Fr. Bredt, A. Eckardt, W. Kreling, Heierdahl, Werenskiold, Wergeland, der Amerikaner Karl Marr, der Porträtmaler Leo Samberger, F. P. Messerschmitt, Kunz Meyer, Schneidt, der Tiroler Albin Egger Lienz, der Schweizer H. Ed. von Berlepsch-Valendas, W. Ziebland, N. Mathes, E. Hausmann, Alfred Zimmermann, Harburger, Röse, Fr. Freund, K. Steinheil, G. Rößler und Waltenberger, dazu die Damen Tina Blau-Lang und Bertha Wegmann. Eine Collectiv-Ausstellung von Arbeiten seiner Schüler wurde im Mai 1895 veranstaltet. Ebenso aber auch eine drei Säle des Glaspalastes füllende Exposition seines Nachlasses (vgl. Nr. 130 d. Allg. Ztg. v. 11. Mai 1895). Wie sich L. seiner Scholaren annahm und mit feurigem

Eifer den Unterricht betrieb, schildert der auch als Kunsthistoriker bekannte Kroate J. Krsnjavi (in Lützow's Zeitschrift 1880, XV, 115). Als es sich zu Ende der sechziger Jahre um Errichtung einer Kunstschule für Frauen und Mädchen handelte, sprang L. als Lehrer, Berather und Bahnbrecher wacker ein. Ebenso ermüdete er nicht die Frage der internationalen Kunstausstellungen zu ventiliren und zu befürworten, indem er gerade von diesem Wettkampf aller Nationen einen besonderen Aufschwung für das heimische München prophezeite. Er sinnirte überhaupt gerne über allerlei Probleme und suchte seine Theorien als Praktiker zur Erscheinung zu bringen. Für A. W. Keim's Verbesserung der Maltechnik trat er mannhaft ein und setzte es durch, daß dem vielgeprüften Forscher ein eigenes Laboratorium an der Akademie eingeräumt wurde. In dieser Technik malte L. das Werk seines Vaters, den „Sieg Ludwig's des Reichen über Albrecht Achill bei Giengen" in den Arkaden nach der glücklicherweise erhaltenen Cartonzeichnung, ebenso das berühmte Fresko mit der „Sendlinger Schlacht" an der dortigen Kirche, nur stimmte er das leuchtende Fresko um eine Octave tiefer, ebenso auch an Bernhard Neher's „Einzug des Kaisers Ludwig in seine Hauptstadt nach der Niederlage Friedrich's des Schönen in der Schlacht bei Mühldorf" — eine Transscription in das unserem L. bisweilen sehr naheliegende „grämliche" Colorit. Zeitweise hält ja auch der gute Vater Homer ein Schläfchen!

Lindenschmit's Kunst hat überhaupt etwas Abstractes, man fühlt das in langer Deliberation mühsam ausgeklügelte Wollen und die geplante Absichtlichkeit; es ist kein primitiv erfrischendes Aufquellen, keine wohlthätige Ueberraschung; er sagt nichts Neues oder in bisher unerhörter Form; frappirt er auch bisweilen (wie im Hutten) durch die Unmittelbarkeit, so wirkt das nur für einen Augenblick, bietet aber keinen bleibenden Eindruck und haftet nur selten als liebe Erinnerung. Bei Piloty ist es der hinreißende Choc der Genialität, L. manövrirte als bedächtiger Taktiker. Auch L. gebraucht zu viel oratorische Mittel um klaffende Lücken der Composition und leere Winkel mit phraseologischem Füllsel zu stopfen, wozu beispielsweise bei seinen gelehrten Unterhaltungen und Disputationen ein auf dem Fußboden zerstreut aufgestappelter Bücherhauf dienen muß, als ob die braven Reformatoren mit den kostbarsten Manuscripten und Druckwerken in einer jeden Bibliothekar empörenden Rücksichtslosigkeit Ball gespielt hätten. L. schildert den feinsinnigen Andreas Proles als einen Ofenhocker und Stubengelehrten, der seine Bücherei beliebig herumstreut; auch im Hause der Frau Kotta ist keine musterhafte Ordnung und bei dem Marburger Religionsgespräch liegen ganze Bücherstöße unter dem Tisch und auf der Diele. Wie säuberlich hat Dürer und Holbein seine Zeitgenossen und Gelehrten in ihrer Geistesarbeit dargestellt! — Jede Periode hat ihre eigene Vorstellungs- und Sprechweise und bleibt im Bann derselben. L. hat jedenfalls mit allen ihm zuständigen Kräften sein Bestes gethan und verdient darob gerechte Anerkennung und Dank.

Vgl. Regnet in Nr. 19 „Ueber Land und Meer" 1871, XXV, 4 (mit biogr. Notizen) und in s. „Künstlerbildern" 1871. II, 22 ff. — Rosenberg, Die Münchener Malerschule seit 1871. 1887, S. 53 ff. und Geschichte der Modernen Kunst 1889 u. 1894. III, 100 ff. — Pecht, Geschichte der Münch. Kunst 1888, S. 232 u. 361. — Porträt und Nekrolog in Nr. 39 „Ueber Land und Meer" 1895, Bd. 74, S. 752. — Kunstvereinsbericht f. 1895, S. 77. — Fr. v. Bötticher 1895, I, 878 ff. — Vgl. dazu die sehr anerkennenswerthe, leider nur als Manuscript edirte pietätvolle Abhandlung seines Sohnes W. Lindenschmit über „Leben und Wirken" s. Vaters. München 1895, Fol., 21 S. — Lindenschmit's Nachlaß wurde durch Hugo

Helbing am 14. October 1896 versteigert; der reich illustrirte Katalog enthielt auch die vorgenannte biographische Skizze.

Hyac. Holland.

Lindner: Christian Albert L., dramatischer Dichter, wurde am 24. April 1831 zu Sulza im Großherzogthum Weimar geboren, wo sein Vater als Salinensteiger in sehr beschränkten Verhältnissen lebte. Unter großen Opfern des letzteren und bei reichlicher Ertheilung von Privatstunden absolvirte L. das Gymnasium in Weimar und die Universität in Jena, an der er sich dem Studium der Philologie widmete. Von dort ging er 1857 als Hauslehrer nach Pommern, blieb daselbst drei Jahre und studirte dann mit dem ersparten Honorar noch ein Jahr in Berlin. Nachdem er sich hier die Doctorwürde erworben und sein philologisches Staatsexamen abgelegt hatte, wurde er Lehrer am Gymnasium in Prenzlau und nach einem halben Jahre (1862) Lehrer an der Realschule in Spremberg, von wo er 1864 als Gymnasiallehrer nach Rudolstadt berufen wurde. Hier vollendete er seine bereits in Pommern (1860) begonnene Tragödie „Brutus und Collatinus“, die, anfänglich von allen Hoftheatern als „unbrauchbar“ abgelehnt, 1866 den „Schiller-Preis“ erhielt und nun mit großem Erfolg über fast alle deutschen Hofbühnen ging. Leider bewog dieser Erfolg den Dichter, seine sichere Stellung in Rudolstadt aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo er ein gleiches Lehramt zu erlangen und in der Nähe der königlichen Hofbühne sein dramatisches Talent nach der praktischen Seite hin weiter auszubilden hoffte. Aber sein Weg war hier kein ebener, dornenloser; bei den Schulbehörden stieß er auf den unbesiegbaren Widerwillen, einen Lehrer und Dichter zugleich anzustellen, weil man das Vorurtheil zu hegen schien, „daß die poetische Thätigkeit der pädagogischen nicht den vollen Mann lassen werde“. Drei Jahre lang mußte der Dichter in schwerer Arbeit als Privatlehrer den Lebensunterhalt für sich und seine Familie erwerben, bis dann der Präsident des deutschen Reichstags, Simson, eine nationale Pflicht an dem Dichter erfüllte und ihn 1872 durch Ernennung zum Bibliothekar des Reichstags seiner unwürdigen Lage entriß. Leider zeigte es sich bald, daß L. zu einem solchen Amte sich durchaus nicht eignete, und als das Institut eine wesentliche Erweiterung erfuhr, legte man dem Dichter nahe, am 1. April 1875 seine Entlassung zu nehmen. Er lebte nun von dem Ertrage seiner Feder, der aber bald nicht mehr zur Ernährung seiner Familie ausreichte. Da trat der Herzog von Meiningen ins Mittel, der versprochen hatte, für L. sorgen zu wollen; aber dieser fand nicht mehr die Kraft, einen Sonnenblick des Glücks zu ertragen. Von einer Audienz bei seinem fürstlichen Gönner heimgekehrt, verfiel er in Geistesumnachtung und mußte am 11. December 1885 der königlichen Charité überwiesen werden. Von hier kam er bald als unheilbarer Kranker nach Dalldorf bei Berlin, wo der Tod am 4. Februar 1888 ihn von seinem Leiden erlöste.

Brümmer.

L. hat sich wissenschaftlich auf die Böckh gewidmete Doctordissertation, „Cothurnus Sophocleus“ 1860, beschränkt, die in hundert Paragraphen ohne festeren Zusammenhang dürftige stilistische Beobachtungen auffädelt. In seine Jenaer Studentenzeit weist zurück der durch ältere Materialien, auch Kneiplieder interessante „geschichtliche Versuch“ von 1870 „Das Corps Thuringia. Nebst einem Anhange: Das Herzogthum Lichtenstein“. Sehr unbedeutend sind die drei preußisch-patriotischen Novellen „Völkerfrühling“ (2. Aufl. 1881), die auf der Spur Willibald Alexis' mit übertriebener Neigung zum Dialog und zu französischen Einschlägen Krisen der Jahre 1640, 1788, 1812 behandeln. Den Vorwurf, sie seien zu dramatisch gehalten, sucht der Unepiker

vorn abzuwehren, fordert ihn aber nicht bloß durch Wendungen wie „Gruppiren wir uns die Masse" heraus. Das offenbar, gleich den faden Aphorismen „Das Ewig-Weibliche" (3. Aufl. o. J.), ums Brot geschriebene Büchlein „Der Schwan von Avon. Culturbilder aus Alt-England" (1881) beruht auf einem Jugendstück zum Shakespeare-Jubiläum 1864 und erhebt den hohlen Anspruch, die Jugend und die unstudirten Liebhaber in das Verständniß „des größten Dramatikers aller Zeiten" einzuführen, was durch eine obligate Liebeserfindung nicht gefördert wird. Den Dramatiker Lindner reizte vor allem Shakespeare's Vorbild; in zweiter Linie hat Schiller auf ihn gewirkt. „Brutus und Collatinus" erwarb sich die Gunst Ed. Devrient's und wurde im September 1865 von der Karlsruher Hoftruppe zur Heidelberger Philologenversammlung erfolgreich aufgeführt. Hier war in der That viel mehr geleistet als das durchschnittliche Römerstück in Gymnasiallehrerjamben, und der Dichter, obwol sein Vorwort etwas schulmeisterlich klingt, durfte die sogenannte „akademische Poesie" gegen moderne Einseitigkeit vertheidigen. Zwar neigt er streckenweise zu langen Reden und zu Bilderschwulst („Die Dogge meines Blutes wittert Geister" u. s. w.), aber es fehlt nicht ein fortreißender Strom der Rhetorik oder knapp epigrammatische Wucht (z. B. am Schlusse des 3. Actes: „Rom sitzt am Festmahl, und der Wirth verhungert"). Die ersten Aufzüge besonders haben einen starken Drang der Begebenheiten, die mit angeborenem Sinn für das Theatralische bewältigt werden, nur daß die meisten Charaktere flach gehalten sind und Lucretia, trotz den seit der Renaissance regen Versuchen über eine passive Idealmatrone hinauszukommen, sammt dem Sextus in der blassen Episode stecken bleibt. Auch ihr Collatinus erwächst in dem uneinheitlichen Drama nicht zur bedeutenden Nebenfigur des Brutus, dessen geheuchelte Narrheit gleich dem späteren stoischen Conflict zwischen starrer Verfassungstreue und Vaterliebe virtuos dargestellt wird. Diese Virtuosität, Schauspielern willkommen, trat 1871 in Lindner's von den Meiningern zum Sieg auf den Brettern geführtem Trauerspiel „Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht" viel packender und greller, zugleich künstlerischer componirt, hervor. L. verschmäht nicht Meyerbeerische Effecte, läßt doch auch er „Ein feste Burg" in das Knallen der Mordgewehre hineintönen. Er karikirt die grause Heuchlerin Katharina („Den letzten Molch, der aus der Medici Verpestetem Geschlecht gekrochen ist") und den ganzen Papismus. Doch wenn er mit Coligny nichts Rechtes anzufangen wußte, so hat er Guise und Heinrich von Navarra glücklich in doppelten Contrast gestellt, die Scheinehe des Bearner's mit der zu spät nach reiner Liebe ringenden Margarete interessant herausgearbeitet, den königlichen Geschwistern im 3. und 4. Aufzug ergreifende Scenen kindlicher Erinnerung und morscher Decadence geliehen. Vor allem ist das schlotternde greise Knabenthum Karl's IX., dessen edle Regungen ohnmächtig sind und den der Wahnsinn immer unentrinnbarer anfällt, zu einer höchst dankbaren Rolle herausgearbeitet. Endlich verfährt L. wie sein Meister in „Richard III.", „Macbeth", „Hamlet": Katharina's Haus hat abgewirthschaftet, Heinrich eröffnet eine neue hellere Zeit. — L. gab sich mit diesen beiden Dramen aus. Alle übrigen sind Nieten. „Stauf und Welf" (1867) ist in der Hekatombe deutscher Hohenstaufenstücke eines der allerschwächsten bis hin zu dem versöhnlich rührenden Abschluß Heinrich's des Löwen; wohlfeile Kyffhäuserweissagung auf das Jahr 1866 darf nicht fehlen. „Katharina II." (1868) führt wortreich und zerfahren die alte große Zarin zur Hinrichtung Yurief's, d. h. ihres eigenen Sohnes, und nachdem der Name des französischen Generals effectvoll erklungen ist: „Napoleone Bonaparte", zum resignirten Ende: „Mein Jahrhundert nehm' ich mit hinab". Welche

Phrasen, als die Greisin Potemkin's Büste küßt: „Du Hoherpriester meiner Erdenfreuden! Ach, da noch die Vesuve unsres Bluts Die nordischen Nächte mit den Feuergarben Bacchantischen Rausches hellten!“ Schillerischer gestimmt, bei Philipp II. bis zu wörtlichen Anklängen, ist „Don Juan d'Austria“ (1873). Obwol der Held anfangs wie ein Shakespearischer Bastard des „Ehbetts trägen Stempel“ verachtet, geht er ziemlich zahm als erster Ritter seiner Zeit dem Lagertod entgegen; seine niederländische Beate aber, das sentimentale Opferlamm, deklamirt wie die Jungfrau Johanna von ihrem Kinderauge und vom Tempel ihres Magdthums. Einer ganz verpfuschten kleinen Luther-Trilogie („Der Reformator“, 2. Aufl. 1883) zu geschweigen, erschien 1875 als letztes großes Drama „Marino Faliero“, auf den L. offenbar durch Heydrich's vorläufigen Aufschluß über O. Ludwig's Arbeit an diesem durch E. T. A. Hoffmann's „Doge und Dogaressa“ allbekannten, in den Dramen Byron's, Kruse's u. A. unbezwungenen Stoff gebracht wurde. Trotz dem wortreichsten Aufwand bleibt die Steno-Handlung ein bloßes Nebenrad, und Angiolina's kühle Tugend rührt uns so wenig wie die Lection, mit der sie zuletzt ihren uralten Gemahl dem Gesetz und sich selbst bewundernder Gattenliebe unterwirft. — Nicht ohne Wehmuth blickt man auf die unerfüllten Verheißungen. Auch die beiden Stücke, denen L. seinen gefährlichen Ruhm dankte, sind heute beinahe vergessen. Die „Bluthochzeit“ wünschte der Mime Irving sich für London englisch bearbeiten zu lassen; einen Torso aus der Jugend des Großen Kurfürsten hat K. Weiser vergebens zu runden versucht.

E. S.

Lindner: Friedrich Wilhelm L., angesehener Leipziger Schulmann im Sinne Pestalozzi's, † 1864. — L., geboren in Weida 1779, studirte in Leipzig Philologie und Theologie und unterrichtete an der dortigen Zillich'schen Privatschule. Seit 1803 war er an der neugegründeten, von Gedike geleiteten Bürgerschule als Hülfslehrer thätig und rückte 1805 in eine ordentliche Lehrerstelle ein. Im Jahre darauf erwarb er sich die Magisterwürde; 1808 erhielt er auf Grund seiner Arbeit „De methodo historico-genetica in utroque genere institutionis adhibenda cum altiori tum inferiori“ die venia legendi in der philosophischen Facultät der Universität Leipzig. 1815 wurde er, nachdem die 1810 und 1811 eingegebenen Gesuche um Beförderung von der philosophischen Facultät nicht befürwortet worden waren, zum außerordentlichen Professor der Philosophie, nicht der Pädagogik, wie er sich wünschte, ernannt. Wie er in seiner akademischen Thätigkeit das Studium der Erziehungswissenschaft unter den Studenten zu beleben bemüht war, so trat er 1818 mit dem Plane der Begründung eines Erziehungsvereines hervor, der aus 12 Ehrenmitgliedern und 30 ordentlichen Mitgliedern bestehen sollte. Unter den ersteren wurden die Pestalozzianer Falk, Freiherr v. Kottwitz, v. Türck, Kajetan v. Weiler, v. d. Recke-Vollmerstein, Blumhardt, Snethlage u. A. m. genannt. Aber eine königliche Entscheidung vom Jahre 1820 hob den Verein auf, da „die Tendenz dieses Vereins weniger auf Unterricht und Uebungen in der Didaktik und Methodik, als auf eine das Universitätsleben überschreitende und nach Ablauf des Studirens fortgesetzte, in ihrer Gemeinnützigkeit höchst zweifelhafte Wirksamkeit der Mitglieder derselben gerichtet“ sei. Dagegen wurde ihm im J. 1825 eine außerordentliche Professur für Katechetik in der theologischen Facultät übertragen; seit 1826 leitete er eine katechetisch-pädagogische Gesellschaft. Mehrfach ergingen an ihn Berufungen, so 1810 an das Pädagogium zu Basel, 1811 an die Universität Königsberg, 1812 an das Seminar zu Stettin. 1826 wurde er von der theologischen Facultät der Universität Königsberg zum Ehrendoctor der Theologie ernannt. Gegenüber

den in Leipzig herrschenden Sokratikern, von denen Dolz ihn scharf angriff (Tzschirner, Memorabilien, 1. Band, Leipzig 1810, S. 163—176), vertrat er die Gedanken Pestalozzi's in seinen Vorlesungen, wie in seinen Schriften, z. B. in der Abhandlung „Ueber die Nothwendigkeit, die Katechetik inbezug auf Religionsunterricht in ihre natürlichen Schranken zu verweisen", wie in seinem Volksschulunterrichte. Rechnen und Singen waren seine Lieblingsfächer. Auch als Verfasser von Lehrbüchern genoß er großes Ansehen. Während er 1844 seine Lehrerstelle an der Bürgerschule niederlegte, behielt er die Professur an der Universität, sowie die Prüfung der Candidaten des höheren Schulamtes bei. Er starb 1864.

Vogel, Nachrichten von dem Bestehen der 1. Bürgerschule. Leipzig 1834. — O. Lange, Beiträge zur Geschichte der Leipziger Bürgerschule während der ersten 28 Jahre ihres Bestehens. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der 1. Bürgerschule in Leipzig. Leipzig 1904, S. 41—43, 60, 62—64, 68. — Große in den Pädagogischen Studien, N. F. XII (1891), H. 1, S. 32—38; H. 2, S. 73—86. — G. Müller, Zur Entstehungsgeschichte des philologischen, pädagogischen und katechetischen Seminars an der Universität Leipzig in den Pädagogischen Studien, N. F. XVII, S. 13 bis 43. — G. Müller, Katechismus und Katechismusunterricht im albertinischen Sachsen. Leipzig 1904, S. 46—48.

Georg Müller.

Lindner: Gustav Adolf L., österreichischer Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, † in Weinberge bei Prag am 16. October 1887. — L. wurde am 11. März 1828 in Roždalowitz (Böhmen) geboren. Er besuchte die Gymnasien zu Jungbunzlau und Prag, studirte in Prag besonders unter Franz Exner (1802—53; Professor in Prag 1832—45) Philosophie und wurde von diesem für die Herbartische Schule gewonnen, zu deren eifrigsten und einflußreichsten Vertretern unter Deutschen und Tschechen in Oesterreich und Böhmen er später gehörte. Von der Universität trat er in das bischöfliche Priesterseminar zu Leitmeritz über, um sich für das geistliche Amt vorzubereiten. Da er dort keine dauernde Befriedigung fand, kehrte er 1848 zur Universität Prag zurück. Neben seinen fleißig fortgesetzten philosophischen Studien hörte er dort anfangs besonders juristische Vorlesungen, wandte sich jedoch bald der Mathematik und Naturwissenschaft zu, um im höheren Lehramte seinen dauernden Beruf zu finden. Als Supplent wirkte er kürzere Zeit in Trautenau und Jičin und wurde 1854 Professor am Gymnasium zu Cilli in Steiermark. Von dort kehrte er 1871 als Director des deutschen Realgymnasiums zu Prachatitz im Böhmer Walde nach seinem Heimathlande zurück, verließ aber diesen Posten bald wieder, um die Leitung des in Kuttenberg (Burg Hradek) eingerichteten tschechischen Lehrerseminares zu übernehmen. Im Jahre 1878 wurde er als Professor für Pädagogik, Psychologie und Ethik an die Universität Prag berufen und ging 1882 bei der Abzweigung der tschechischen Universität als solcher, zugleich schon seit 1873 auch kaiserlich königlicher Schulrath, an diese über. In dieser Stellung wirkte er bis an sein Ende im J. 1887.

Lindner's bleibende Bedeutung beruht namentlich in seiner überaus regsamen litterarischen Thätigkeit. Persönlich verdachte man ihm in deutsch-österreichischen Kreisen vielfach seinen Uebergang an tschechische Lehranstalten. Mit Unrecht, wenn man ihn nach seinen Leistungen als Schriftsteller beurtheilen darf, als der er stets deutsch geblieben ist. Sohn eines utraquistischen Landes und von früh auf in Wechselwirkung mit beiden durch einander wohnenden Stämmen stehend, empfand er in sich nicht den schroffen Wider-

streit, zu dem der Unterschied während seiner Lebenszeit allmählich ausartete, und durfte sich wohl zutrauen, mit seiner durchaus deutschen geistigen Eigenart gerade im tschechischen Schul- und Universitätsleben versöhnlich nach beiden Seiten hin zu wirken. Rücksichten auf seine eigene, äußere Lage mögen ihn überdies in seiner Wahl beengt haben. Freilich sind ihm auch die Bitternisse nicht erspart geblieben, die mit einer von den Extremen beider Seiten unverstandenen vermittelnden Richtung verknüpft zu sein pflegen.

Als Schriftsteller trat L. mit Aufsätzen in pädagogischen und philosophischen Zeitschriften schon früh hervor; selbständig zuerst mit dem „Lehrbuch der empirischen Psychologie als induktiver Wissenschaft“ (Wien 1858; 9. Auflage 1889; 12. Auflage von Lukas 1897, dann selbständig von Lukas 1900 ꝛc.), das an höheren Lehranstalten in und außer Oesterreich weit verbreitet ist. Ihm folgte das „Lehrbuch der formalen Logik nach genetischer Methode“ (Graz 1861), an dessen 7. Auflage A. v. Leclair sein „Lehrbuch der allgemeinen Logik“ (Wien 1895; 2. Auflage 1898) schloß. Sodann: „Allgemeine Unterrichtslehre“ (das. 1877; 7. Auflage von Fröhlich 1891); „Allgemeine Erziehungslehre“ (das. 1877; 7. Auflage von Fröhlich 1890, 13. von Tupetz 1905, auch ins Böhmische, Polnische, Italienische, Neugriechische übersetzt); „Einleitung in das Studium der Philosophie“ (das. 1866) und „Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens“ (das. 1884, 4. Auflage 1891). Von allgemeinerem Inhalte sind: „Das Problem des Glückes. Psychologische Untersuchungen über die menschliche Glückseligkeit“ (das. 1868) und „Ideen zur Psychologie der Gesellschaft als Grundlage der Sozialwissenschaft“ (das. 1871). Nach des Verfassers Tode erschien das posthume Werk „Grundriß der Pädagogik als Wissenschaft“ (das. 1889). Auch leitete L. die Pichler'sche Sammlung „Pädagogische Klassiker“ bis zu deren 18. Bande. Sander.

Gallmeyer *): Josephine G., Schauspielerin, wurde am 27. Februar 1838 als uneheliche Tochter des Opernsängers Michael Greiner und der Schauspielerin Katharina Tomaselli in Leipzig geboren. Den Namen G. führte sie nach dem zweiten Gatten ihrer Mutter, dem Schauspieler Christian G., der ihre Mutter im J. 1842 in Linz geheirathet hatte. Sie verlebte ihre Jugend in Brünn, wo ihre Eltern engagirt waren. Am 13. September 1853 betrat sie in Brünn zum ersten Mal die Bühne, und zwar spielte sie die Marion in dem Vaudeville „Der preußische Landwehrmann und die französische Bäuerin“, das sich unter dem Titel: „Kurmärker und Picarde“ bis heute auf dem Repertoire erhalten hat. Bald darauf erhielt sie ein Engagement in Pest, wurde aber als „ein verlottertes Talent“ bald wieder fortgeschickt und wirkte dann als Gesangssoubrette und Localsängerin am Brünner Theater. Nach dem Tode ihrer Mutter wandte sie sich nach Wien, wo sie im October 1857 Nestroy für das Carltheater engagirte. Sie konnte jedoch damals in Wien noch nicht recht vorwärts kommen und mußte sich entschließen, noch einmal nach Brünn zurückzukehren. Es folgten nun einige Jahre, die sie in Ungarn verbrachte (1859—1862). Zuerst finden wir sie am Stadttheater in Hermann-

*) Zu Bd. XLIX, S. 244.

stadt und dann unter der Direction Strampfer in Temesvar. Strampfer, der offenbar ihr Talent erkannt hatte, brachte sie im J. 1862 mit nach Wien, wo er die Leitung des Theaters an der Wien übernahm. Dort erzielte sie in der für Wien umgearbeiteten Berliner Posse: „Der Goldonkel" ihren ersten größeren Erfolg und galt seitdem als der Liebling der Wiener, die sie als „unsere G." und als die „fesche Pepi" feierten. Man lobte vor allem „ihren meisterhaften, feinnuancirten, pointenreichen Coupletvortrag" und ihr ausgesprochenes parodistisches Talent, das sie als „ein weiblicher Nestroy" erscheinen ließ. Im J. 1865 trat sie zu dem von Carl Treumann geleiteten Carltheater über, an dem eine neue Glanzzeit für sie begann. Sie wurde von den Wienern nicht minder geschätzt, als einst die Therese Krones, und war stolz darauf, immer wieder mit ihr verglichen zu werden. Nach Bauernfeld's Urtheil war sie „vielseitiger und hatte bei weitem mehr dramatisches Genie als die Krones", ja er ging sogar so weit, sie „als das größte dramatische Genie Wiens" zu bezeichnen. Das viele Lob, das ihr zu Theil wurde, stieg ihr jedoch zu Kopf und machte sie übermüthig, wenn nicht gar frech. Sie nahm sich der Direction, ihren Collegen und dem Publicum gegenüber Dinge heraus, die man einer Anderen nicht hätte hingehen lassen, an ihr aber immer wieder genial fand. Am wenigsten vertrug sie sich mit dem an Treumann's Stelle getretenen Director Ascher, der sie jedoch nicht freigeben wollte. Nach einem glänzend verlaufenen Gastspiele in Pest wollte sie eine Zeit lang überhaupt nichts mehr von Wien wissen. Indessen ließ sie sich bestimmen, an das Carltheater zurückzukehren, an dem sie noch bis zum Jahre 1872 thätig war. Vom Jahre 1872 bis 1874 war sie wieder Mitglied des Theaters an der Wien, an dem für kurze Zeit auch ihre gefährlichste und bedeutendste Rivalin Marie Geistinger neben ihr gleichzeitig engagirt war. Im J. 1874 bekam sie auf einmal Lust, selbst an die Spitze eines Theaters zu treten. In Gemeinschaft mit Julius Rosen übernahm sie die Leitung des Strampfer-Theaters unter den Tuchlauben in Wien. Sie hatte aber dabei kein Glück, büßte ihr ganzes Vermögen ein und gerieth so sehr in Schulden, daß sie sich seitdem nicht wieder finanziell erholen konnte. Auch die Gastspiele, die sie nunmehr immer häufiger unternahm, konnten sie nicht ihrer Verlegenheit entheben, wenn sie auch dazu dienten, ihre Triumphe zu vermehren. Sie beschränkte sich bei ihnen nicht auf süddeutsche Bühnen, sondern wagte sich auch nach Norddeutschland, wo sie z. B. in Berlin am Woltersdorfer Theater und in Hamburg wahre Stürme von Beifall entfesselte. In Hamburg verheirathete sie sich mit dem Schauspieler Franz Siegmann, von dem sie sich jedoch bald wieder trennte. Als sie im October 1877 am Theater an der Wien, an der gewohnten Stätte ihrer Wirksamkeit, wieder auftrat, gelang es ihr in der Rolle der Therese in Costa's Posse „Ihr Corporal" noch einmal einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, aber der Niedergang der Wiener Volksbühne und der Mangel an passenden Stücken hemmte ihre weitere Laufbahn als Soubrette und Localsängerin. Sie war sich über diese Thatsache vollständig klar und strebte danach, sich ein neues Feld für ihre noch vorhandenen Kräfte zu gewinnen, indem sie den Uebergang zum Fache der Heldenmütter vornahm. Nachdem sie bei keinem Geringeren als bei Laube dramatischen Unterricht genommen hatte, debütirte sie am 30. März 1882 am Wiener Stadttheater als Bäckersfrau Desvarennes in dem nach Ohnet's preisgekrönten Roman bearbeiteten Schauspiel „Sergius Panin", hatte aber mit diesem Versuch so wenig Glück. daß sie sich eine entschiedene Schlappe zuzog. Obwohl sie früher von der Bühne herab oft genug parodirend behauptet hatte, daß sie auch „orthographisch" sprechen könnte, zeigte es sich, daß sie nicht im Stande war, ein reines Hochdeutsch zu reden. Nachdem sie zehn Abende

lang mit bewundernswerther Selbstbeherrschung auf ihrem verlorenen Posten gekämpft hatte, mußte sie die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsehen. Sie entschloß sich dafür, einen Gastspielantrag nach Amerika anzunehmen, obwol sie damals schon sehr krank war. Doch trieb sie die Hoffnung, sich für ihre alten Tage ein kleines Capital erwerben zu können. Nur mit Mühe ertrug sie die Strapazen der Reise. Nach Europa zurückgekehrt, fing sie ihr anstrengendes Leben des Umherziehens in der Provinz aufs neue an, spielte aber in der Zwischenzeit immer wieder in Wien, wo sie meistens am Theater an der Wien auftrat. Am 13. Januar 1884 trat sie zum letzten Mal als Rosel in Raimund's „Verschwender" auf der Grazer Bühne auf. Dann kam sie nach Wien, wo sie noch am 24. Januar im Verein der Litteraturfreunde als Vorleserin erschien. Kurz darauf mußte sie sich auf das Krankenlager legen, das ihr zum Todtenbett wurde. Sie starb an einer schmerzhaften Bauchfellentzündung am 3. Februar 1884. Stark verbittert über ihren immer mehr im Absteigen begriffenen Lebenslauf, hatte sie die letztwillige Anordnung getroffen, daß niemand die Stunde ihres Leichenbegängnisses erfahren und niemand wissen sollte, wo sie begraben liege. Diese Bestimmungen ihres Testamentes wurden jedoch nicht beachtet, und so kam es, daß ihr am 5. Februar eine Leichenfeier, an der halb Wien theilnahm, wie einer Fürstin ausgerichtet wurde.

Ihre Leistungen als Schauspielerin auf ihrem beschränkten Gebiete wurden von ihren Zeitgenossen einstimmig als unübertrefflich bezeichnet. Namentlich wurde sie in Wien gefeiert, wo sie der verzogene Liebling des Publicums war und sich Dinge herausnehmen durfte, die keiner Andern gestattet worden wären. Die größten Erfolge verdankte sie ihrem Temperamente und ihrer pikanten Erscheinung. „Die Gallmeyer", urtheilte einer ihrer Lobredner aus dem Jahre 1867 in der „Allgemeinen Illustrirten Zeitung" (3. Jahrg. Leipzig 1867, S. 237) „ist weder schön noch häßlich. Ihre Gestalt ist niedlich gebaut und jede ihrer Bewegungen graciös. Wäre das Wort: pikant nicht vorhanden, man müßte es erfinden, um den Ausdruck ihrer unregelmäßigen Züge und ihres ganzen Wesens treffend zu bezeichnen. Sie hat das feurigste Auge in der Welt. Ein Wien besuchender Engländer sagte: Gießt die Augen der Gallmeyer einem Holzklotze ein, und er wird leben". Besonders gewichtig aber ist das Lob, das ihr Ludwig Speidel ertheilt hat. Indem er sie Nestroy zur Seite stellt, bemerkt er: „Bei einer Darstellungskraft, welche die Wirklichkeit im Kern erfaßte und mit sprudelnder Erfindung das Leben in allen seinen Farben spielen ließ, besaß sie, indem sie in die Gegenstände eindrang und sie von innen heraus sprengte, eine wahrhaft vernichtende, parodistische Gabe. An der Wiener Vorstadtbühne hat sie ihres Gleichen nicht gehabt. Marie Geistinger, so sehr sie ihrer Nebenbuhlerin an Erscheinung und Stimme überlegen war und eine eigene Anmuth im Bedenklichen und in den verschiedensten Aufgaben eine bewunderungswerthe Gewandtheit entwickelte, konnte sich an ursprünglicher Begabung und hinreißendem Naturell mit der G. nicht messen". (Vgl. Wien 1848—1888. Denkschrift. II. Bd. Wien 1888. S. 402.) Da sie nicht bloß auf der Bühne, sondern auch im Leben — sie war z. B. die beste Cancantänzerin Wiens — die größte Ungebundenheit liebte, konnte es nicht fehlen, daß sich eine Menge Anekdoten an ihre Person knüpften. Wie viele davon auf Wahrheit beruhen, und wie viele gefälscht oder ganz erfunden sind, läßt sich heute kaum noch feststellen. Der Wiener Schriftsteller Max Waldstein, der sich rühmt, zu den näheren Freunden der Künstlerin gehört zu haben, hat sie in drei Sammlungen zusammengestellt, doch sind seine Erzählungen und Anekdoten, soweit es uns möglich war, sie einzusehen, weder besonders witzig noch charakteristisch, sondern nur mehr oder minder aufgebauschter Theaterklatsch.

Vgl. Max Waldstein, Aus Wiens lustiger Theaterzeit. Erinnerungen an J. Gallmeyer. Berlin 1888 (In keiner deutschen Verbandsbibliothek nachweisbar.) — Ders., Neue humoristische Erinnerungen an Josephine Gallmeier. Leipzig 1896. (Leipziger Universitätsbibliothek.) — Ders., Bühnen-Historietten. Heitere Erzählungen aus der Theaterwelt. Berlin 1888, S 79—95 (Begegnung mit Offenbach, kgl. Bibliothek in Berlin). — Auch in der in der Münchener K. B. Hof- und Staatsbibliothek zu findenden. Schrift von Friedrich Kaiser, Unter 15 Theaterdirectoren. Bunte Bilder aus der Wiener Bühnenwelt. Wien 1870 kommt die G. vor. Diese Mittheilungen Waldstein's und Kaiser's sind benutzt von Adolf Kohut, Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten des neunzehnten Jahrhunderts. Düsseldorf o. J. (1893), S. 23—57. — Ferner Illustrirte Zeitung. Leipzig 1884, Nr. 2120, S. 137, 138. — Die Gartenlaube. Leipzig 1884. Nr. 9, S. 154, 155. — Deutscher Bühnen-Almanach. 39. Jahrgang. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1885, S. 211—222. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von Ernst Gettke. 13. Jahrgang 1885. Cassel und Leipzig o. J., S. 81, 82. — Alfred Schönwald, Das Thalia-Theater in Hamburg. Hamburg 1893, S. 84. — R. v. Tyrolt, Chronik des Wiener Stadttheaters. Wien 1889, S. 182, 185. — L. Barnay, Erinnerungen. Berlin 1903, 2. Bd. S. 33 ff., 185 ff., 199 ff. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1903. — S. M. Martersteig, Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1904, S. 461. H. A. Lier.

Haizinger *): Amalie H., Sängerin und Schauspielerin, wurde am 6. Mai 1800 in Karlsruhe als Tochter des badischen Hoffouriers Morstadt geboren. Sorgfältig erzogen, trat sie am 29. März 1809 gelegentlich einer Wohlthätigkeitsvorstellung in der Rolle des Wranitzky'schen „Oberon“ zum ersten Male öffentlich auf und erregte durch ihr Spiel und durch ihre Stimme großes Aufsehen. Seitdem stand der Entschluß in ihr fest, daß sie sich der Bühnenlaufbahn widmen wolle. Im J. 1815 wurde sie für das Großherzogliche Hoftheater in Karlsruhe engagirt. Anfangs nur in kleineren Opern- und Schauspielpartien beschäftigt, kam sie überraschend schnell vorwärts und wurde bald der erklärte Liebling der Karlsruher Theaterfreunde, ein Erfolg, an dem sicher auch ihre blühende Jugendschönheit großen Antheil hatte. Erst sechzehn Jahre alt, vermählte sie sich im J. 1816 mit ihrem Collegen, dem Schauspieler Karl Neumann. Da ihr Ruf bald über das Weichbild der Stadt hinausdrang, erhielt sie schon im Anfange ihrer Bühnenlaufbahn zahlreiche Gastspielanträge, die sie nach Mannheim, München, Wien, Berlin und Hamburg führten. Nach dem frühen Ende ihres Gatten (er erkrankte und starb auf einer Gastreise in Hannover am 20. September 1823) blieb sie eine Zeit lang Wittwe. Im J. 1827 reichte sie zum zweiten Mal einem Manne ihre Hand, dem zu seiner Zeit gefeierten Tenoristen Anton Haizinger, mit dem sie als Gastin eines Aachener Ensembles im J. 1829 nach Paris ging, wo ihr Mann als Max in Weber's „Freischütz“ und als Florestan in Beethoven's „Fidelio“ wahrhafte Triumphe feierte, während sie selbst in kleineren Rollen, wie in Holtei's „Münchener in Berlin“ ungemein gefiel. Der seltene Erfolg, den diese Gastspielreise auch in finanzieller Hinsicht gehabt hatte, bestimmte das Künstlerpaar zu einer Wiederholung im nächsten Jahre. Im J. 1832 begleitete die H. ihren Gatten auf einer Concertreise nach London und 1835

*) Zu Bd. XLIX, S. 721.

ging sie zum ersten Male nach Rußland. Am häufigsten aber mußte sie in Wien erscheinen, wo man schon früh versuchte, sie für die Burg zu gewinnen, ohne sie ihrer geliebten Heimath abspenstig machen zu können. Bei ihrem ersten Auftreten auf dem Burgtheater am 22. Juni 1825 spielte sie die Preciosa und ließ darauf noch elf weitere Rollen folgen, unter denen die der Eboli, der Donna Diana, des Suschen in Clauren's „Bräutigam aus Mexiko" und der Margaretha in Iffland's „Der Hagestolz" besonders gerühmt wurden. Aber obwol sie auch im März 1838, sodann im J. 1839 und 1842 mit vielem Beifall in Wien aufgenommen wurde, wurde sie erst bei ihrem fünften dortigen Gastspiel im Mai 1845 für die Burg engagirt und gab im Januar 1846 ihre Debutrollen als Justizräthin in „Die Frau im Hause" und als Baronin in „Die Selbstbeherrschung". Unter Laube's Direction entwickelte sie sich in Wien zu einer der besten Vertreterinnen älterer weiblicher Charakterrollen, die sie mit ihrem unversiegbaren Humor und mit der lebendigen Naturwahrheit ihres Spieles auf eine seltene Höhe zu bringen wußte. Sie hing mit ganzer Seele an ihrem Berufe und konnte sich nicht entschließen, eher als es dringend nöthig war, von der Bühne Abschied zu nehmen. Im März 1860 feierte sie ihr fünfzigjähriges Künstlerjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit durch die Verleihung der goldenen Künstlermedaille ausgezeichnet. Als sie im Mai 1875 das Jubiläum ihres dreißigjährigen Engagements am Burgtheater begehen durfte, erhielt sie das goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Bald darauf erkrankte sie und mußte sich seitdem mehr und mehr des weiteren Spieles enthalten. Ohne im eigentlichen Sinne des Wortes pensionirt zu sein, lebte sie in stiller Zurückgezogenheit, besuchte aber womöglich Abend für Abend die Vorstellungen im Burgtheater. Als sie am 11. August 1884 starb, nahmen die Wiener den regsten Antheil an diesem Verluste, denn mit ihr war nicht nur ein Stück Burgtheater, sondern ein Stück des alten Wien dahingegangen.

Ueber ihre künstlerischen Leistungen sind die Meinungen der berufensten Beurtheiler nahezu einig. Eduard Devrient sagt im Hinblick auf ihre Karlsruher Anfänge: „Sie war eine der glänzendsten Erscheinungen der modernen Kunst, von üppiger, blendender Schönheit, einem weichen, einschmeichelnden Organ, dem nur ihr Dialekt etwas nachtheilig wurde. Ein heiteres, erfindungsreiches Talent, voll Wärme der Empfindung, blühendem Humor, Verstand und Eleganz. Das Lustspiel war ihr eigenstes Terrain, in empfindsamen und tragischen Rollen hatte sie eine gesangartige Declamation und outrirte Effecte. Ihren naiven Rollen mangelte die natürliche Auffassung keineswegs, aber die im Spiele überall hervorstechende Gefallsucht that den Darstellungen unbefangener Natur begreiflich den größten Schaden. Die Kokette des Lustspiels war ihre Force, aber auch hier übertrieb sie je länger je mehr bis auf das Aeußerste, während sie alle Mittel besaß, auch ohne Absichtlichkeit zu bezaubern". Diese Fehler ihrer Jugend scheint sie in späteren Jahren gänzlich abgelegt zu haben. Rühmt doch Laube, dessen Leitung sie allerdings vieles zu verdanken hatte, von ihr: „Ihr Grundzug besteht darin, daß sie sich bis in ihr Alter die frischeste Natürlichkeit bewahrt hat, daß sie immer unmittelbar lebendig erscheint, niemals abgedämpft durch irgend eine abstracte Schauspielerformel. Und ihre Natürlichkeit, ihre Lebendigkeit sind zündend, die Lebenskraft, welche von ihr ausströmt, ist echt, ist unverfälschtes Quellwasser. Sie ist vielleicht nicht so sehr humoristisch, als fröhlich. Der Zuhörer fühlt sich belebt und erfrischt, er vergißt den künstlichen Begriff eines Theaters, er ruft ihr zu, er jauchzt mit ihr, wenn sie jauchzt .... Der erweckende Luftzug des wahren Talents tritt mit ihr auf die Scene und verbreitet sich im ganzen

Hause". Fast noch enthusiastischer als Laube äußert sich Ludwig Speidel, der Jahrzehnte lang maßgebende Theaterkritiker der Wiener „Freien Presse": „Amalie Haizinger zählt zu den glücklichen Frauen, die ein langes, thätiges Leben sich selbst und Anderen zur Freude hingebracht haben . . . Sie besaß das Geheimniß, sich ewig zu verjüngen, indem sie sich in die Zeiten schickte und von jedem Lebensalter die ihm eigene Blüthe brach . . . . Eine solche weibliche Vollnatur auf der Bühne zu sehen, war ein Genuß, den die Wiederholung nicht abstumpfte. Diese Fülle des angeschlagenen Tones und dieses reiche Nachquellen der Kraft erregte stets Bewunderung. Da stand es und da bewegte es sich vor uns, dieses Souveräne und Siegreiche einer wahren Natur. Sie hatte früher naive und sentimentale Rollen gegeben, auch ins Tragische hatte sie herübergespielt und kleine Opernpartien gesungen. Ein musikalisches Element, auch wo sie nur sprach, ist ihr immer verblieben, und die Naive und Sentimentale hat sie mit herübergenommen in das Fach der komischen Alten . . . Ihrer Naivetät glaubte man aufs Wort und ihre Empfindung trug den Stempel der Wahrheit. Sie konnte lachen und weinen, ihr Schluchzen in komischen Situationen machte ihr niemand nach; aber vollends hinreißend war sie, wo sie Lachen und Weinen in einem Sack hatte. Sie besaß, was so wenig Frauen besitzen: Laune, die sich bis zum Humor steigerte; sie konnte mitten in der Komik ergreifend wirken und bis zu Thränen und selbst über die Thränen hinweg rühren . . ."

Penelope. Taschenbuch für 1839. Hrsg. v. Theodor Hell. 28. Jahrg. Leipzig o. J. (Porträt.) — Illustrirte Zeitung. 25. Bd. Leipzig 1855, S. 251; 51. Bd. 1868, S. 231; 83. Bd. 1884, S. 191, 192. — Die Gartenlaube. Leipzig 1884, S. 582, 583. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon. Wien 1861, S. 222—226. — E. Devrient, Gesch. d. Deutschen Schauspielkunst, 4. Bd. Leipzig 1861, S. 59, 60. — H. Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868, S. 442—444. — Badische Biographieen, hrsg. v. Frdr. v. Weech. I, Heidelberg 1875, S. 332, 333; IV, 1891, S. 542. — E. Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876 (Register). — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater (1818—1837), 1. u. 2. Bd. Wien 1889. (Register.) — R. Lothar, Das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin und Wien 1899. (Register.) — R. Lothar u. J. Stern, 50 Jahre Hoftheater. Neue Ausgabe. Wien o. J. (Register.) — Wien 1848—1888. Denkschrift, 2. Bd. Wien 1888, S. 369—371 (Speidel). — Almanach d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. v. E. Gettke. 13. Jahrg. 1885. Kassel und Leipzig o. J., S. 112—114. — Deutscher Bühnen-Almanach, 49. Jahrg. Hrsg. v. Th. Entsch. Berlin 1885, S. 228—230. — Deutsche Thalia. Hrsg. v. T. Arnold Mayer, 1. Bd. Wien u. Leipzig 1902, S. 36—42. — L. Eisenberg's Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne im XIX. Jahrh. Leipzig 1903, S. 386—388. — M. Martersteig, Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1904, S. 433, 461, 462, 467. — Hermann Schöne, Aus den Lehr- u. Flegeljahren eines alten Schauspielers. Leipzig (1903), S. 102—105.

Die H. hatte aus ihrer ersten Ehe zwei Töchter, welche sich beide als Schauspielerinnen einen Namen gemacht haben. Die jüngere Adolfine Neumann, geboren am 5. Februar 1822 in Karlsruhe, † in Berlin am 8. April 1844, das Ebenbild der Mutter, wirkte namentlich in Karlsruhe, die ältere, Louise, 1818 in Karlsruhe geboren, kam schon im Mai 1839 an die Burg, wo sie als naiv-sentimentale Liebhaberin die Wiener geradezu entzückte, so daß ihre Verheirathung mit dem Grafen Schönfeld im J. 1857 und ihr da-

durch bedingter Abgang von der Bühne als ein nicht zu ersetzender Verlust erschien.

Vgl. Laube a. a. O. S. 308—313, Eisenberg a. a. O. unter Neumann und Wurzbach XX, 276—279. — A. Bettelheim, Amalie Haizinger. Gräfin Louise Schönfeld=Neumann. Biographische Blätter. Wien 1906. (Erst nach Abfassung des Artikels erschienen und daher noch nicht benutzt.)

H. A. Lier.

Jerrmann *): Eduard J., Schauspieler, wurde im J. 1798 in Berlin geboren. Von Jugend auf für die Schauspielkunst begeistert und schon als Kind beim Puppenspiel seine Begabung für seinen künftigen Beruf verrathend, widmete er sich doch zunächst der Landwirthschaft, für die ihn seine Eltern bestimmt zu haben scheinen. Ihr Widerstand gegen seine schauspielerischen Zukunftspläne muß ziemlich hartnäckig gewesen sein, denn als er keine Lust zum Landwirth mehr verspürte, sandten sie ihn nach Leipzig, wo er den Buchhandel erlernen sollte. Er blieb jedoch vermuthlich nicht lange in Leipzig, sondern begab sich auf die Wanderschaft, um zu versuchen, ob es ihm nicht möglich wäre, an irgend einer Bühne die Gelegenheit zu einem Debüt zu erlangen. Da er aber nur in einer tragenden Hauptrolle auftreten wollte, wurde er überall abgewiesen. Er hatte schon damals die Absicht, die er später verwirklichen sollte, in Schiller's „Räubern" gleichzeitig als Franz und Karl Moor aufzutreten und schrieb schon im J. 1816 in diesem Sinne an den Hamburger Theaterdirector Herzfeld, bekam aber von diesem keine Antwort. Erst im J. 1819 erhielt er durch die Vermittlung eines Freundes, des Theatermalers Beuther, Gelegenheit, am Theater zu Würzburg in der Rolle des Roderich in Calderon's „Das Leben ein Traum" die Bretter, welche die Welt bedeuten, zu betreten. Der Erfolg war ziemlich zweifelhaft. Während er mit der Recitation der verschiedenen Monologe Beifall fand, begleitete das Publicum seine übertriebenen Gesten und allzulangen Schritte mit fröhlichem Gelächter. Auf den Rath des Schauspielers Cornelius blieb J. nicht in Würzburg, sondern wandte sich nach München, wo sich Vespermann seiner annahm und ihm eine kleine Anstellung am Hoftheater verschaffte, die er zwei Jahre hindurch innehatte, ohne sich irgend wie hervorzuthun. Im Sommer 1821 wurde er vom Hofrath Küstner für die Leipziger Bühne engagirt, der er vier volle Jahre angehörte. J. widmete sich schon damals dem Fache der Charakter= und Intriguantenrollen und fand mit ihnen sowol in Leipzig als auch auf seinen Gastspielreisen viel Beifall. Nachdem er im J. 1824 Leipzig verlassen hatte, übernahm er für kurze Zeit als Regisseur die Leitung des Augsburger Stadttheaters. 1826 wollte er auf eine Gastspielreise nach St. Petersburg gehen, kam aber, da inzwischen die Kaiserin von Rußland gestorben war, nur bis Königsberg. Hier brachte er das schon oben erwähnte Kunststück, den Franz und Karl Moor an einem und demselben Theaterabend zu spielen, das er später oft wiederholt hat, zum ersten Mal zur Ausführung und zwar mit glänzendem äußeren Erfolge. Ende des Jahres 1829 finden wir ihn wieder in München, wo er jedoch nicht engagirt war. Er benutzte die Zeit, um noch einmal bei Vespermann Unterricht zu nehmen. Im Frühjahr 1830 reiste er nach Paris in der Absicht, am Théâtre français in französischer Sprache den Wettkampf mit den dortigen Koryphäen aufzunehmen. Er studirte die französische Sprache mit großem Fleiß und brachte es wirklich dahin, daß er im J. 1832 unter allgemeinem Beifall und mit voller Anerkennung der französischen Presse zwölf Gastrollen am Théâtre français absolviren konnte. Nach=

*) Zu Bd. L, S. 651.

dem dieses Experiment glücklich abgelaufen war, kehrte er im J. 1833 nach Deutschland zurück und spielte nun zunächst in München in einzelnen Scenen Corneille'scher Dramen, die ihm zu Liebe französisch gegeben wurden. In demselben Jahre veröffentlichte er unter dem Titel: „Paris. Fragmente aus meinem Theaterleben“ (München 1833) seine lesenswerthen Erinnerungen an das, was er hauptsächlich in Paris erfahren und beobachtet hatte. Die nächsten fünfzehn Jahre hindurch verbrachte er auf Gastspielreisen, die mit kürzeren Engagements abwechselten. Es ist nicht möglich, ihn auf dieser seiner unruhigen, wechselvollen Laufbahn zu verfolgen. Längere Zeit dürfte er namentlich in Mannheim und Köln (1836, 1841?) thätig gewesen sein. In Köln kam es zu einem Theaterscandal, da J. durch einen Theaterrecensenten beleidigt worden war und sich nach Kräften an ihm gerächt hatte. J. hatte die Kölner Vorgänge selbst mit unnöthiger Breite und Selbstgefälligkeit in dem Buche: „Das Wespennest oder der Kölner Carneval. Fragmente aus meinem Theaterleben“ (Leipzig 1835) erzählt und dadurch die nicht minder umfängliche Gegenschrift: „Köln und E. Jerrmann. Ein ergänzender Beitrag zu Jerrmann's Schrift: Das Wespennest ... von Bernhard Rave“ (Köln 1836) hervorgerufen. Mit besonderem Glück trat er an verschiedenen russischen Bühnen und namentlich in St. Petersburg auf. In den Jahren 1845—1846 war er an der Wiener Hofburg engagirt. Später spielte er gelegentlich auf dem Theater an der Wien. Im November 1847 wandte er sich an Gutzkow mit der Bitte, ihm ein Engagement am Hoftheater zu Dresden, wo sein Sohn im Blochmann'schen Institute erzogen wurde, zu verschaffen. Doch ließ sich sein Wunsch nicht erfüllen. Er mußte zufrieden sein, daß er im Winter von 1849 drei Gastrollen in Dresden geben durfte, in denen er außerordentlich gefiel. Nachdem er schon mehrfach in Gastspielrollen am Berliner Hoftheater aufgetreten war, wurde er im J. 1850 für dasselbe engagirt. Doch erkrankte er bald und starb nach langen, schweren Leiden zu Berlin am 4. Mai 1859. — Mit einer nicht gewöhnlichen Begabung ausgerüstet, hat J. sich auch als Dichter vielfach versucht. Er übersetzte und bearbeitete zahlreiche französische Stücke, veröffentlichte einen Roman: „Die Jüdin von Toledo“, sowie verschiedene Novellen und betheiligte sich lebhaft mit Wort und Schrift an den Bestrebungen zur Reform des deutschen Theaters.

Allgem. Theater-Chronik. Leipzig 1859, S. 257. — K. Th. Küstner, Rückblick auf d. Leipziger Stadttheater. Leipzig 1830, S. 85, 87, 103. — Em. Kneschke, Zur Geschichte d. Theaters u. d. Musik in Leipzig. Leipzig 1864, S. 87, 88. — Ed. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst, Bd. 4 u. 5. Leipzig 1861—1874 (Register). — T. A. Witz, Versuch e. Geschichte der theatralischen Vorstellungen in Augsburg. Augsburg 1876, S. 80, 94. — Ant. Pichler, Chronik d. Großh. Hof- u. National-Theaters in Mannheim. Mannheim 1879, S. 246. — Frz. Grandaur, Chronik d. kgl. Hof- u. Nationaltheaters in München. München 1878, S. 91, 107, 112. — Ed. Wlassack, Chronik des k. k. Burgtheaters. Wien 1876, S. 223. — Die Bibliothek d. Großh. Hof- u. Nationaltheaters in Mannheim 1779 bis 1839. Leipzig 1899. — C. Schiffer u. C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886 (Register). — H. H. Houben, Emil Devrient. Frankfurt a. M. 1903 (Register). — Ludwig Eisenberg's Großes Biogr. Lexikon der Deutschen Bühne des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1903, S. 481, 482.

H. A. Lier.

Kletschke*): Johann Gottfried K., Feldpropst der preußischen Armee, wurde am 27. August 1748 zu Krossen a. O. als Sohn wohlhabender Bürgersleute geboren. Er besuchte die Bürgerschule seiner Vaterstadt, die lateinische Schule zu Guben und bezog wohlvorbereitet 1768 die Universität zu Frankfurt a. O., um hier Theologie und Philosophie zu studiren. 1770 ging er zum Zweck weiterer Studien nach Halle und wirkte dann in den folgenden Jahren am Schindler'schen Waisenhause und an der Hecker'schen Realschule in Berlin. 1774 berief ihn der General v. Bülow zum Feldprediger des Regiments Nr. 46, das in Berlin garnisonirte. Durch seine gewissenhafte Amtsführung lenkte er die Aufmerksamkeit des Feldpropstes Balk auf sich, und dieser bestimmte ihn mit königlicher Genehmigung zu seinem Adjuncten während des Bairischen Erbfolgekrieges. Am 11. Juni 1779 ernannte ihn der König zum Feldpropst der Armee, zum Hof- und Garnisonprediger, zum Feldprediger des Regiments Garde, zum Inspector des großen Militärwaisenhauses und zum Assessor bei dem Kriegsconsistorium. Diese wichtigen Aemter hat er bis zu seinem Tode (1. November 1806) mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet und in ihnen mit großem Segen gewirkt.

K. war ein bedeutender Theolog. Zeitgenossen rühmen sein tiefes, umfangreiches Wissen, insbesondere seine eingehende Kenntniß jüdischer Alterthümer. Seine Predigten waren sorgfältig vorbereitet und, dem Kreise seiner Hörer entsprechend, durchdacht und sprachlich gefeilt. Das Confessionelle trat in ihnen zurück und das Ethische in den Vordergrund. Leider las er seine Predigten ab, und da er über kein gutes Organ verfügte, so ging oft vieles von ihrem Inhalt und ihrer Wirkung verloren. Gerühmt werden auch seine philosophischen, litterarischen und historischen Kenntnisse und sein ästhetischer Geschmack. K. war Mitarbeiter an der Allgemeinen deutschen Bibliothek; er vermied es aber, seine Recensionen mit seinem Namen zu zeichnen. In der kurmärkischen ökonomischen Gesellschaft nahm er eine führende Stellung ein, und die noch erhaltenen Berichte zeugen von seiner umfangreichen Mitarbeit.

Bedeutend ist Kletschke's Wirken auf dem Gebiete des preußischen Garnisonschulwesens gewesen. In dem trefflichen General v. Rohdig fand er nicht nur einen wohlwollenden Vorgesetzten, sondern auch eine feste Stütze, wenn es galt, seine Reorganisationspläne durchzuführen. Zunächst wurden die Verwaltung des großen Militärwaisenhauses und die Verpflegung, der Unterricht und die Versorgung der Waisen reformirt, sodann zur Reorganisation der beiden Potsdamer Garnisonschulen fortgeschritten. Die reformirte Hofschule war zu Zeiten des Großen Kurfürsten und die lutherische Garnisonschule am 21. October 1721 gegründet worden. Beide erfüllten ihren Zweck nicht und waren dem Verfall nahe. Rohdich und K. reisten nach Reckahn, um hier in der berühmten Musterschule des Pädagogen Eberhard v. Rochow zu sehen, zu lernen und das Gewonnene praktisch zu verwerthen. Am 12. November 1780 reichte K. dem General seine Vorschläge zur Verbesserung der Garnisonschule ein. Sie bezogen sich auf Vereinigung beider Schulen, auf Zahl der Schüler, der Classen und Lehrer, auf Kosten der Bücher und Schreibmaterialien, auf Unterhaltung der Schule und auf Gegenstände des Unterrichts. Dem General waren die Vorschläge nicht specialisirt genug; er wußte aus dem täglichen Verkehr mit dem großen Monarchen, daß diesem die eingehendste und genauste Berechnung die liebste war. K. arbeitete einen „Entwurf zur inneren Einrichtung der Potsdamer Garnisonschule" aus und überreichte ihn am 24. November

*) Zu S. 216.

dem General. Am 17. December vollzog ihn der König, und nun arbeitete K. den Schulplan, die Schulgesetze und den Lectionsplan für die Garnisonschule aus, die von Rohdich genehmigt wurden. Im Februar 1781 erwachte sie zu neuem Leben. Die Schule wurde vierstufig und zu ihrer Leitung ein Rector berufen. Die Anstalt blühte empor und wurde bald über die Grenzen des engeren Vaterlandes bekannt. Die Berliner Monatschrift, die Gothaer Gelehrte Zeitung u. a. brachten Beschreibungen und würdigten Rohdich's und Kletschke's Verdienste. Aus Hessen und Süddeutschland kamen Besucher, um ihre musterhafte Einrichtung kennen zu lernen. Der Bischof von Ermland, Prinz Karl von Hohenzollern, erbat sich von K. den Einrichtungsplan und zollte seiner Einrichtung und seinen Bestrebungen ungetheiltes Lob.

Was der Große König dem Feldpropst versagt hatte, die Ueberweisung eines eigenen Hauses, das erfüllte in hochherziger Weise Friedrich Wilhelm II. Am 22. September 1788 vollzog er den „Fundationsbrief“ für die Potsdamer Garnisonschule. Sie erhielt nicht nur ein eignes Haus, sondern auch einen Schulfonds. K. war unermüdlich thätig, den Zustand der Schule zu verbessern und ihre Leistungen zu erhöhen. Er hielt mit den Lehrern monatlich Conferenzen ab, leitete die Versetzungs- und öffentlichen Prüfungen, sorgte für zweckmäßige Lehr- und Lernbücher und für die Verbesserung der materiellen Verhältnisse der Lehrer. Für die Mädchen wurde der Handarbeitsunterricht und für die Knaben der Gartenbau und der Unterricht im Zeichnen eingeführt. Während der Winterquartiere im Rheinfeldzug besuchte er Dorf- und Stadtschulen, um weitere Erfahrungen zu sammeln, und in seinen Briefen an den General v. Rohdich berichtet er stets von seinen Besuchen. 1802 wurde für die Kinder der Potsdamer Garnison eine Industrieanstalt eröffnet, die in den Tagen des Unglücks für sie und die verwittweten und verlassenen Soldatenfrauen eine Stätte des Erwerbs und der Versorgung gewesen ist.

K. ist auch der Reorganisator der Garnison- und Regimentsschulen gewesen. Auf sein Betreiben erließ das Kriegsconsistorium am 20. September 1780 ein Rescript, in welchem die Garnison- und Feldprediger aufgefordert wurden, genaue Aufsicht über die ihnen unterstellten Schulen zu üben und in ihrem Jahresbericht über ihren Zustand und ihre Verhältnisse Mittheilung zu machen. Die angehenden Feldprediger hatten in ihrem Examen vor dem Feldpropst genaue Bekanntschaft mit der „inneren und äußeren Einrichtung der Potsdamer Garnisonschule und mit der in ihr angewandten Methode“ nachzuweisen. Die neu entworfenen Schulpläne waren dem Kriegsconsistorium zur Genehmigung einzusenden, und die noch vorhandenen lassen erkennen, daß der der Potsdamer Garnisonschule als Vorbild gedient hat. So wurde sie das Muster für ihre Schwesteranstalten, und der Geist der Rochow'schen Pädagogik wirkte auch in ihnen umgestaltend und verbessernd.

Aber nicht allein auf den pädagogischen Ausbau erstreckte sich seine Thätigkeit; er erstrebte und bewirkte auch die Regelung ihrer äußeren Verhältnisse. 1786 reichte er dem Könige ein Promemoria über die Verbesserung der Soldatenkinderschulen ein. Er gibt zunächst einen geschichtlichen Rückblick über ihre Entwicklung bis zum Bairischen Erbfolgekriege und forderte: „Der Staat muß selbst zutreten und einen Theil seiner Einkünfte dazu anwenden, daß die Jugend zu guten und vernünftigen Menschen gebildet werde, die ihren Pflichten gehörig nachkommen können. Er veranstalte also bei allen Regimentern Freischulen, lasse die Lehrer in einem Seminarium gehörig bilden, gebe zweckmäßige Schulbücher umsonst her, lasse bequeme und gesunde Schulhäuser errichten und sorge zugleich dafür, daß die Kinder nebenher zu nützlichen Geschäften angehalten werden, welche ihnen künftig auch noch Vortheile

und Erwerb schaffen können". Als im nächsten Jahre der König dem Minister v. Zedlitz 20 000 Thaler zur Verbesserung des Schulwesens überwies, da wandte sich auch K. am 8. August 1787 an den Monarchen mit der Bitte, ihm für die Soldatenkinderschulen eine Unterstützung zu gewähren. Er wurde an Zedlitz verwiesen, und dieser konnte, da die Summe nicht einmal zur Abhülfe der nothwendigsten Bedürfnisse reichte, ihm nichts bewilligen. Zu Anfang des Jahres 1788 beauftragte der König den Feldpropst, ihm Verbesserungsvorschläge für die Soldatenkinderschulen einzusenden. Am 3. Februar überreichte er dem Monarchen „Unvorgreifliche Vorschläge über die Verbesserung der Soldatenkinderschulen". Bei ihrer Aufstellung ging K. von dem Gedanken aus, für das gesammte Militärschulwesen eine Centralbehörde, wie sie die Civilschulen in dem 1787 gegründeten Oberschulcollegium besaßen, zu schaffen. Dieser sollten die Regimentsschulcommissionen unterstellt sein. Im weiteren verlangte er: Gründung eines Seminars für Garnisonschullehrer, Bearbeitung zweckmäßiger Lehr- und Lernbücher, eigene Schulhäuser, freien Unterricht, freie Lernmittel und bessere Besoldung der Lehrkräfte. Die Regimentsschulen sollten zweiclassig bezw. zweistufig und mit ihnen Industrieschulen organisch verbunden werden. Der erste Lehrer sollte jährlich 144 Thaler, der zweite zu seinem Küstereinkommen 36 Thaler und die Industrielehrerin 48 Thaler Gehalt bekommen. Hinsichtlich der Aufbringung der Mittel schlug er vor, einen allgemeinen Militärschulfonds zu bilden, aus dem die Regimenter Unterstützung erhalten könnten. Die Höhe der Trauscheingelder und die Beiträge der Compagniechefs brachte er mit je 72 Thaler in Anschlag. Der König überwies die „Vorschläge" dem Oberkriegscollegium, daß sich mit ihnen einverstanden erklärte. Am 9. Juli 1789 erließ der König eine Cabinetsordre über die Bildung des Militärschulfonds. Die Schulfondsgelder der Regimenter mußten, sofern sie nicht aus Vermächtnissen stammten, dem Oberkriegscollegium eingesandt werden. Die kriegerischen Ereignisse und die polnischen Wirren verzögerten die Durchführung der Reorganisation; aber K. ermüdete nicht, für das Wohl der Soldatenkinder zu sorgen. Er beantragte, daß die Kinder der Kantonisten, sofern diese im Felde standen, freien Unterricht in den Ortsschulen erhielten, und trotz des Widerstrebens des Ministers v. Wöllner, der für die Soldatenkinder kein Herz hatte, vollzog der König am 16. Juli 1790 eine dahingehende Cabinetsordre. Regimenter und Bataillone, die sich durch besonderes Interesse für ihre Schulen auszeichneten, erhielten durch seine Vermittlung Unterstützungen, und immer wieder suchte er das Oberkriegscollegium und einflußreiche Militärpersonen für die so „hochnöthige Bildung der Soldatenkinder" zu interessiren.

Die neuerworbenen Provinzen Süd- und Westpreußen boten K. ein neues Arbeitsfeld. Volksschulen fehlten hier gänzlich, und die höheren Schulen erfüllten ihren Zweck nicht. Die einzelnen Truppentheile gründeten in ihren Garnisonen Schulen, und Kletschke's Verdienst ist es, daß ihnen hierzu besondere Unterstützungen gewährt wurden, und daß man lutherischen und reformirten Bürgerkindern den Besuch gestattete. Der Minister v. Schrötter erbat sich seinen Rath, wie in Danzig mit Rücksicht auf die dortige Bevölkerung am vortheilhaftesten Lehr- und Industrieschulen einzurichten seien.

Am 9. Februar 1797 erschien die Cabinetsordre über die Regulirung der Garnison- und Regimentsschulverhältnisse und über den Militärschulfonds. Das Oberkriegscollegium erließ am 14. Februar die Ausführungsbestimmungen, die den Vorschlägen Kletschke's vom 3. Februar 1788 entsprachen. Zwar hatte er nicht alles erreicht, was er wollte; zwei Forderungen: Centralschulcommission und Seminar für Regimentsschullehrer waren unerfüllt geblieben. Die gesetz-

liche Regelung der finanziellen Verhältnisse aber war erreicht, und nicht nur in Militär-, sondern auch in Bürgerkreisen begrüßte man dies mit Freuden.

Als der König Friedrich Wilhelm III. in der Cabinettsordre vom 3. Juli 1798 an den Minister v. Massow erklärte, „daß das Schulwesen in seinen sämmtlichen Staaten ein Gegenstand sei, der alle seine Aufmerksamkeit und Fürsorge verdiene“, da glaubte auch K., daß die Zeit gekommen sei, in der seine bis dahin unberücksichtigten Wünsche erfüllt würden. Am 15. Juli reichte er dem Monarchen den Entwurf eines Militärschulreglements ein und bat um Vollziehung desselben. Doch der König ging von dem Grundsatz aus, Militär- und Bürgerschulen zu vereinigen, um Militär und Bürgerthum näher zu führen. Der König vollzog den Entwurf nicht, sondern beauftragte den Feldpropst, einen Plan zur Vereinigung der genannten Schulen auszuarbeiten. Dieser ist vom Könige zwar genehmigt, aber nicht veröffentlicht worden; er hat als Grundlage bei der Abfassung der beiden Schulreglements für Südpreußen vom 28. Mai 1800 und für Neuostpreußen vom 31. Juli 1805 gedient.

Kletschke's Lebenswerk wurde durch den unglücklichen Krieg 1806—07 vernichtet; die meisten Regimenter lösten sich auf, und damit war auch das Schicksal ihrer Schulen entschieden. Die veränderte Militärverfassung schloß die Errichtung selbständiger Schulen aus; nur in größeren Garnisonorten blieben besondere Garnisonschulen bestehen, aber auch sie wurden im Laufe der Jahre als unzweckmäßig aufgelöst.

Acten des Geheimen Archivs im Kriegsministerium und des Geheimen Staatsarchivs. — Erich Schild, Der preußische Feldprediger. Halle 1888 und 1890. — Charakteristik einiger jetzt lebenden Preußischen Geistlichen. Germania 1796. Friedrich Wienecke.

Kompert *): Leopold K., deutsch-böhmischer Dichter, geboren am 5. (nicht 15.) Mai 1822 in Münchengrätz, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Jungbunzlau, von jüdischen Eltern. Die Eindrücke, die seine Kinderseele in der Heimath in sich aufnahm, wurden entscheidend für sein künftiges Leben; sie haben ihn zum specifisch jüdischen Schriftsteller gemacht, der das Dunkel des Ghetto mit dem liebevollen Herzen des Dichters durchwandelt und in der Dumpfheit und dem Schmutze des jüdischen Viertels nicht umsonst Freiheit des Geistes und Reinheit der Gefühle sucht. Findet er sie auch nicht voll entwickelt, in ihren Elementen sind sie doch vorhanden, in Knospen, die nur Licht und Luft begehren, um sich schöner zu entfalten, als irgendwo anders. Er verklärt das Ghetto mit dem Zauber des romantisch Geheimnißvollen; wie aus stiller Märchenwelt steigen die Gestalten seiner Dichtungen empor und führen ein eigenes, enges und fremdartiges Leben, armselig und gedrückt nach außen, aber reich und beglückt im Innern. Mit der Wirklichkeit haben sie wenig gemeinsam; es sind Gestalten, die der Dichter nach seinem Herzen schuf, denen er seine eigenen Gefühle und Empfindungen lieh, und sein tiefes Herz, das nach Güte und Liebe in der Welt verlangte. Die Tiefe seines Empfindens, die Weichheit seines Gemüthes verdankte er der Mutter, an der er mit zärtlicher Liebe hing; vom Großvater mütterlicherseits hatte er die Gabe, das Leben um sich mit klarem Blicke zu erfassen. Zehn Jahre bleibt er in dieser Umgebung; dann besuchte er das Gymnasium zu Jungbunzlau, wo sich ihm eine neue Welt eröffnete. In Moritz Hartmann und Isidor Heller fand er treue Freunde, an den Professoren der Anstalt gütige Lehrer, die seinen regen Wissensdrang in die richtigen Bahnen leiteten. 1838 ging er nach Prag, um

*) Zu S. 332.

an der Universität Philosophie zu studiren; Noth und Entbehrung waren seine Begleiter; der Vater hatte in den letzten Jahren den größten Theil seines Vermögens verloren und konnte seinen Sohn nicht unterstützen. So war K. auf sich selbst gestellt und er führte den Kampf mit dem Leben in zäher Entschlossenheit. Aber lange hielt ihn Prag nicht; nach Wien zog ihn ein unbestimmtes Sehnen, hier hoffte er leichter sein Brot sich verdienen zu können. Zu Fuß wanderte er noch im Herbst 1838 der Hauptstadt entgegen; aber auch hierher geleitete ihn die Sorge um das tägliche Brot. Mit Mühe gelang es ihm endlich, eine Stelle als Hofmeister zu erhalten, die seinen nächsten Bedürfnissen abhalf, ihm aber andrerseits die Möglichkeit nahm, seinen Studien mit der Gewissenhaftigkeit obzuliegen, die ihn immer auszeichnete, wo er ein Ziel ernst ins Auge gefaßt hatte. Ein Zufall drückte ihm jedoch bald wieder den Wanderstab in die Hand. Die Beschreibung eines Pußtadorfes reizte ihn, Ungarn aus eigener Anschauung kennen zu lernen; rasch entschlossen, aber wol allzu übereilt, kündigt er seine Stellung, rafft das Geld zusammen, das er als Hofmeister sich erspart hatte, und wandert nach Ungarn, wo er mitten im Alföld Wohnung nimmt und hier so lange in seine Träume sich einspinnt, bis ihn das Ende seiner kleinen Baarschaft wieder an die rauhe Wirklichkeit gemahnt. In Preßburg, wo er auf seiner Rückwanderung Halt macht, wird er mit dem Redacteur der Preßburger Zeitung bekannt, und schreibt für dessen Blatt einige Bilder aus dem Leben in der Pußta, die Anklang finden und sofort ins Ungarische übersetzt werden. Die günstige Aufnahme dieser Erstlingsversuche entschied seine Zukunft und führte ihn der Litteratur entgegen. Von L. A. Frankel erhielt er das Anerbieten, an den von diesem herausgegebenen „Sonntagsblättern“ mitzuarbeiten und war bald mitten in dem Berufe eines Feuilletonisten. Im J. 1843 nahm er jedoch neuerdings eine Stelle als Hofmeister im Hause des Grafen Georg Andrassy an, die ihn den größten Theil der nächsten vier Jahre in Ungarn festhielt. Der Tod seiner Mutter führte ihn 1847 wieder nach Wien, wo er sich jetzt dem ärztlichen Studium zuzuwenden gedachte; die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Oesterreich ließ ihn jedoch auf eine Ausführung seines Planes verzichten. In das Jahr der Revolution fällt auch sein erstes, größeres Werk „Aus dem Ghetto“, als dessen Fortsetzung er 1851 „Böhmische Juden“ folgen ließ. Beide Werke begründeten seinen Namen als Schriftsteller; sie sind das beste, was er geschrieben. Auf genauester Kenntniß der Verhältnisse beruhend, wirkten sie auf die Leserkreise Deutschlands wie die Entdeckung eines neuen Landes. In der Zeit der allgemeinen Schwärmerei, die ihre Theilnahme allen Unterdrückten zuwandte, mußte auch das elende jüdische Ghetto allgemeines Interesse wecken. Zu der Fremdartigkeit des Stoffes gesellte sich die warmherzige Art des Dichters, der bloß seine Jugend zu schildern brauchte, um Schilderungen zu geben, die getreue Abbilder der Natur zu sein schienen. Was verschlug es dabei, daß der Verfasser nur überall Schönheit und Güte und Ehrlichkeit sah und dunkle Charaktere in seinem jüdischen Viertel gar nicht entdeckte? Der Dichter rührte die Leser, die dabei ganz übersahen, daß die Bedeutung des Dichters weit mehr in der trefflichen Schilderung des fremdartigen Milieus, als in den scharf gezeichneten und in ihrer Tiefe erfaßten Gestalten beruht. Tiefe sucht man überhaupt vergeblich in den Geschichten und Romanen Kompert's, dazu war sein Talent nicht kräftig genug; über das Skizzenhafte eines Feuilletons kam er auch in größeren Werken kaum hinaus. Wie ein Alp ruht es auf seinen Gestalten, wie traumumfangen gehen sie umher; der Fluch der Jahrhunderte, die Melancholie eines unermessenen Elends lastet auf ihnen. Fast instinctiv handelnd, mehr geschoben, als selb-

ständig ihre Wege sich bestimmend, scheinen ihre Geschicke von einer Macht gelenkt, die außer ihnen liegt, nicht in ihrem Inneren wurzelt. Das erklärt auch, daß alle Geschichten Kompert's eine auffallende Familienähnlichkeit zeigen, und daß der Dichter kalt läßt, wo er über seine ihm eigenthümliche Sphäre hinausgeht. Sein Talent ist eng umgrenzt, aber in dieser Beschränkung paßt alles zu einander und gibt ein harmonisches Bild; wo er die orthodox-jüdischen Kreise verläßt, ergeben sich Dissonanzen und man staunt über die Leere, die einem entgegengähnt. Man begreift die Begeisterung jüdischer Kreise, mit der sie alle Geschichten Kompert's, von denen ein großer Theil in Wertheimer's „Jahrbuch für Israeliten" zuerst erschien, aufnahmen und begreift es kaum, wie die Begeisterung auch außerhalb dieser Kreise so lange sich erhalten konnte. Man wird K. am besten wol mit seinem Landsmann, dem Böhmerwalddichter Josef Rank in eine Parallele stellen können, dem er in seinem Schaffen jedenfalls näher steht, als seinem Freunde Berth. Auerbach, dessen Schriften einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Mit Rank theilt er die Begrenztheit seines Gebiets ebenso wie die seines Talentes; beide versagen, wenn sie ihr Heimathgebiet verlassen. — Die späteren Schicksale Kompert's sind rasch zusammengefaßt; er wurde, ermuthigt durch den Erfolg seiner Arbeiten, Journalist und Feuilletonredacteur des „Pester Lloyd", eine Thätigkeit, die ihm aber bald zu anstrengend erschien. 1852 wurde er noch einmal Erzieher, 1857 heirathete er vermögend und konnte sich fortab in Muße schriftstellerischen Arbeiten hingeben. Er starb am 23. November 1886. — Außer den bereits erwähnten Werken schrieb er 1855 „Am Pflug", 1860 „Neue Geschichten aus dem Ghetto" und „Novellen", 1865 „Geschichten einer Gasse", 1875 „Zwischen Ruinen", 1880 „Franzi und Heini", 1883 „Verstreute Schriften". Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien 1882 und 1887. Eine Biographie Kompert's veröffentlichte 1860 sein Freund Neustadt in der „Libussa", S. 346—77.

Rudolf Wolkan.

Laube *): Heinrich Rudolf Constanz L., geboren am 18. September 1806. In der trägen Stille eines schlesischen Landstädtchens, Sprottau, erwachte seine Jugend, nur einmal, in den ersten Bewußtseinsphasen, heftig aufgeschreckt von den Händeln der großen Welt da draußen. Weiß bemäntelte Reiter waren nächtlings zum Glogauer Thore hinausgezogen: deutsche Soldaten in Napoleon's Armee gegen Rußland; dann lagerte eine Kosakenbatterie vor dem Städtchen und von der anderen Seite nahten die Franzosen, die Sieger von Bautzen. Kaum gelang es dem Vater Laube, sich und seinen kleinen Buben aus dem beginnenden Scharmützel zu retten, da galt es schon Weib und Kinder vor der Plünderung der einrückenden Franzosen in ein sicheres Kellerverließ zu bergen. Sechs Wochen lag General Bertram mit seinem Corps in Sprottau, man munkelte sogar von einem Incognitoaufenthalt Napoleon's; doch ist diese schemenhafte Erinnerung des späteren Verfassers der „Reisenovellen" gewiß nur eine poetische Fiction. Mit dem Abrücken der Franzosen, der Flucht eines Spions, dem Durchzug der preußischen Landwehr und einem Verwundetentransport nach der Schlacht an der Katzbach schwindet das Kriegsgetümmel ganz aus dem Horizont des Städtchens; dem kleinen Laube, der früh auf praktische Resultate ein Auge hatte, hinterließ diese schreckensvolle Episode nur die bei der Plünderung gemachte Lebenserfahrung: „Nie Infanterist! Denn die Kavallerie kommt immer zuerst und nimmt alles weg!" Die kleinliche Staffage des Alltags schaffte bald wieder die stillgewohnte Ordnung. Aber wie viel wechselnde Reize bot auch diese!

*) Zu S. 602.

Im Nachbardorf das Bauerngut des Großvaters, sein Obstgarten in Sprottau und die Aecker der Eltern; Saat und Ernte, Dreschen und Mahlen, Holzschlag im Walde und nächtliche Hut der Feld- und Gartenernte, wie füllte das stets die Jahreszeiten. Stadtbaumeister war einst der Großvater gewesen und voll kleinstädtischen Stolzes war auch der Vater diesem Gewerbe nachgegangen; jetzt unter der erschöpfenden Last der Kriegszeiten schleppte sich zwar dies Handwerk nur kümmerlich durch, aber wie viel Regsamkeit ergab doch die weit über Land führende dürftige Arbeit für gern zugreifende Knabenhände. Die Familie der Mutter stand auf festerem Grunde; ihr Vater war „Fleischhauer-Aeltester“ gewesen und bei ihrem Schwager, dem Schlächter und „Onkel Gastwirth“ im „grünen Löwen“ gab es manchen guten Bissen; der älteste Vetter fuhr schon über Land zum Schlachtviehkauf, da durfte „Laube Heinrich“ natürlich auf dem Kutschbock nicht fehlen, und die ganze Wirthschaft dort, nicht zuletzt das Billardzimmer, vermittelte früh eine Masse praktischer Kenntnisse. Was der junge Heinrich — und bei der nachwachsenden Kinderschar recht bald — werden solle, darüber stritten früh der Bürgerstolz des Vaters und die praktische Sorge der Mutter; zum Baumeister schien alles rechnerische Talent dem Jungen zu fehlen. Wie der Bäcker da am Markt nach vollbrachter Morgenarbeit den Tag über auf der Ofenbank liegen und Romane „schmökern“ — das war im Grunde sein Ideal. Zwar drängte er sich schon als fünfjähriger Hosenknopf auf die Schulbank und dank seiner Hartnäckigkeit ließ man ihn gewähren. Dem ersten verständigen Lehrer folgte bald ein Schulpedant, der nur die Widerspenstigkeit des Zöglings reizte; aber ein angebornes Talent zu deklamatorischem Vortrag, mit dem er bei den Schulacten vor dem Bürgermeister und den Honoratioren Ehre einlegte, sicherte dem Schüler eine gewisse Ueberlegenheit. Wie aber im ganzen der Unterricht beschaffen war, zeigt der Umstand, daß L., solange er die heimathliche Schule besuchte, noch keine Ahnung hatte, daß „Schiller“ und „Wieland“ mehr bezeichneten als die zufälligen Namen zweier Sprottauer Rathskutscher.

Die Romantik, die ihn unwiderstehlich in die Leihbibliothek zog, mußte ihn natürlich doppelt heftig von der Bühne her packen. Im J. 1818 hatte die Butenop'sche Theatergesellschaft ihren Karren in einen Sprottauer Reitstall geschoben, just neben dem Garten des Großvaters, wo L. jeden Winkel kannte und nun unter dem Vorhang heimlich hindurch, vom lückenreichen Dach herunter oder als geschäftiger Handlanger für kleine Bedürfnisse der Mimen alltäglich den Zaungast abgab. Der romantische Schauer des Repertoirs, die ungewohnte Coulissensphäre und der Reiz des Verbotenen überwogen noch eine eigentliche Theaterpassion; aber eine „dramaturgische Reminiscenz“, die Wahrheit, daß auch auf dem Theater nichts ohne genügenden Grund vor sich gehen dürfe, wuchs mit seiner ersten theatralischen Anschauung empor. So regte sich schon damals der Realist in dem vorlauten Bürschchen, und die Sphäre der Kleinstadt mit ihrem Rathskämmerer, Postillon, Stadtpfeifer, mit ihrem Pfingstschießen, ihren Gastpredigten, die ein Stück nachträglicher Reformation hervorlockten, die Durchsichtigkeit des fast dörflichen Milieus beförderten eine etwas nüchtern anmuthende Unbefangenheit, von der L. später, Großstädter aus Neigung und Bedürfniß, dennoch liebenswürdige Bilder in den „Reisenovellen“, in den Romanen „Die Böhminger“ und „Der Schatten-Wilhelm“ gezeichnet hat.

Mit vierzehn Jahren war der Knabe der heimathlichen Schule entwachsen und wurde jetzt zur Erweiterung seiner Bildung auf das Gymnasium zu Glogau geschickt; der Ehrgeiz, den Jungen studiren zu lassen, hatte zuletzt

doch obgesiegt und „Cousin Fritz“ saß dort bereits auf Prima. Wie ein Handwerksbursche zog nun der junge Heinrich in die Fremde, um sich mit dem, was er daheim gelernt, das selbst zu verdienen, was er außer dem Säckchen Kartoffeln nebst der Scheibe Speck, die das nach dem Kriege verarmte Elternhaus ihm wöchentlich lieferte, noch brauchen würde. Aus der Freiheit ging es nun auf fünf Jahre in die Enge; dumpfe Straßen und dunkle Zimmer, wenig frische Luft und knappe Nahrung, das wie eine Klosterschule abgesperrte Gymnasium, nach den Schulstunden Unterricht fremder Kinder, um sich der täglich wechselnden Freitische würdig zu zeigen, das alles ließ in der spätern Erinnerung diese Zeit wie eine Festungshaft erscheinen, und zudem legte sich der pedantische Schulzwang, besonders drückend durch die pietistische Richtung des Rectors, wie ein Trauerschleier auf die freudigste Arbeitslust der Jugend. Nur die deutschen Aufsätze fanden einen gewandten Kritiker in dem auch als Dichter bekannten Lehrer Röller; ihm dankte noch der spätere Schriftsteller die feste Grundlage der Compositionslehre, und sein Beispiel lockte zu eignen Versübungen, die üppig aufschossen, als L. zuletzt in einer wohlhabenden Familie Sack durch Freundschaft mit dem Sohn des Hauses ein behagliches Heim fand. Hier las man im häuslichen Kreise die laufende Litteratur in Zeitschriften und Büchern, schwärmte für van der Velde und Tromlitz, Clauren und Müllner, Grillparzer und Houwald, und L. selbst machte den Vorleser von Schiller's sämmtlichen Werken. Schon regte sich der Dramatiker und ließ sich durch den letzten Hohenstaufen Konradin zu jambischen Monologen begeistern. Auch die Reize des Studentenlebens erschlossen sich dem heranwachsenden Gymnasiasten; Vetter Fritz war bereits Burschenschafter geworden und die Festung Glogau sah manche alten Semester in Strafhaft; diese weihten schon die Secundaner in die Geheimnisse des Fechtbodens ein, ihr Märtyrerthum gewann schnell die jungen Herzen für die Hoffnungen und Grundsätze der Burschenschaft, und ungeduldig wurde der Augenblick herbeigesehnt, wo die Schulthore sich hinter dem angehenden Studenten schließen würden. Da brachte eine sommerliche Fußtour durchs Riesengebirge die Aussicht, schon jetzt die schweren Glogauer Fesseln abzustreifen; bei der Einkehr in Schweidnitz kam L. in die Kreise der dortigen Gymnasiasten, ihr freieres Leben überraschte, ein Gang zum Director Harbkurt eröffnete auch hier Aussichten auf Freitische und Privatstunden, eine Prüfung wurde glücklich bestanden und so war L. von Michaelis 1825 ab Primaner des Schweidnitzer Gymnasiums. Ostern 1826 wurde er von dort mit einem Zeugniß Nr. 2 zur Universität entlassen.

Als Brotstudium kam nur die Theologie in Betracht; sie lohnten Stipendien und Freitische, und dem examinirten Candidaten winkte die schnellste Versorgung, wenigstens in einer Hauslehrerstelle. Der Mangel jeder Anlage für Mathematik machte die Laufbahn eines Baumeisters völlig hoffnungslos, und mit der Aussicht, den Sohn einst auf der Sprottauer Kanzel zu sehen, duldeten die Eltern ruhig, daß der nun fast Zwanzigjährige vom wohlerworbenen Recht der Selbstbestimmung Gebrauch machte. Ausschweifende Pläne unterband ja seine völlige Mittellosigkeit, und die Litteratur kam als Beruf noch garnicht in Frage. Mit martialischen Sporen an den Stiefeln hatte L. seine Fußreise nach Schweidnitz angetreten; mit der Guitarre neben dem Ränzel auf dem Rücken führte ihn jetzt Schusters Rappen nach Halle. Zu Spiel und Gesang hatte er zwar auffallend wenig Talent; aber ohne diese Symbole der auf der Sprottauer Schmiere und bei späterem gelegentlichen Theaterbesuch aufgeschnappten Romantik that es L. nun einmal nicht, etwas poetische Pose wurde ihm unversehens zum Bedürfniß.

Seine erste Frage in Halle war nach der Adresse der Burschenschaft. Aber diese war seit Sand's Attentat und dem Wartburgfest streng verboten, sechs Jahre Festungshaft und Unfähigkeit zu jedem Staatsamt waren ihren Theilnehmern angedroht, und diese wollten daher die Existenz einer Burschenschaft nicht wahrhaben; man sprach nur von burschenschaftlichen Kränzchen, deren weiter Vorhof erst zum Allerheiligsten führte. Man begnügte sich mit den Farben Schwarz-Roth, nur bei besonderm Anlaß, auf der Mensur, trat das Gold hinzu. Eine solche zweifarbige Mütze hatte sich denn auch L. zuallererst erstanden, und sie wurde seine Rettung aus schlimmster Bedrängniß. Das Reisegeld war bereits verzehrt, das von der Heimathstadt Sprottau verliehene Stipendium blieb aus; statt seiner meldete ein Brief des Vaters, daß die Familie der Summe unbedingt bedurft habe; übrigens würde es ihm jetzt, „in erhöhter Stellung“, nur leichter fallen, sich selbst zu helfen. Bedrückt schlich er durch die Straßen. Da rief ihn aus einem Fenster ein alter Burschenschafter an, der an der Mütze den Fuchs erkannte, und der sich entspinnenden Aussprache folgte das Angebot, die Stube des alten Semesters mitbeziehen zu wollen. Die anderthalb Jahre in Halle theilte nun L. mit diesem gutmüthigen Pommer und theologischen Collegen Namens Puchstein Wohnung, Brot und Tabak, und da der Sprottauer Idealist überhaupt die Anschauung mitgebracht hatte, daß die ganze Studentenschaft eine Art großer Familie sei, in der man sich um des Lebens Nothdurft weiter nicht zu kümmern brauche, so fand sich auch für die weitern Erfordernisse von Tag zu Tag irgend eine Aushülfe. Unterstützungen von heimathlichen Gönnern schufen gelegentliche Festtage, und in der höchsten Noth brachte das früherlernte Billardspiel willkommenen Gewinn. Die Collegien wurden natürlich gestundet; die Theologie war ja auch nur Mittel zum Zweck des Studententhums, und seit eine blonde Schülerliebe Laube's in Glogau ihn warnend katechisirt, war schon die jugendliche Ehrfurcht und innere Theilnahme verflogen. Tholuck's kleine Gemeinde wurde gemieden, Exegese und Kirchengeschichte bei den Realisten Wegscheider und Gesenius gehörten dem nur mit schlaffer Neugier betriebenen Brotstudium des Vormittags, trotz einschläferndster Wirkung plagte man sich auch mit Logik; dann aber flüchtete man schleunigst aus den dumpfen Hörsälen auf den Fechtboden und in die Kneipe, im Sommer jenseits der Saale in Passendorf, im Winter beim Wirth in der Stadt, wo sich die Hunderte junger und alter Semester in brausendem Jugendübermuth zusammenfanden. Der beste Schläger zu sein war der größte Ehrgeiz, auf dem Paukboden herrschte unerbittliche Zucht. L. errang vom „Schleppfuchs“ an alle Würden des akademischen Fechters. Die Umgegend lockte zu gemeinsamen Ausflügen; schon im ersten Sommer 1826 kam der Glogauer Schulfreund Sack mit wohlgefüllten Taschen an und L. durchwanderte mit ihm das Thüringer Land. Weimar aufzusuchen fiel Keinem ein, und doch sollte ein flüchtiger Zufall ihnen den Anblick der dortigen Großen bescheeren: in Wilhelmsthal retteten der Großherzog Karl August und sein Begleiter, der Geheime Rath Goethe, die fahrenden Schüler vor dem Ueberfall herzoglicher Hunde. Ueber Kassel, Wilhelmshöhe und Münden, über die Weser fort, ging es dann nach Göttingen, dessen aristokratischer Ton mit der formlosen Rauhheit Hallescher Studenten scharf contrastirte, und zurück durch den Harz, der den Kindern des Schlesierlandes wenig genügte. Die anstrengende körperliche Uebung des Fechtbodens ließ eine ausschweifende Liederlichkeit nicht aufkommen. Nicht minder aber wirkte das Bewußtsein heiliger Grundsätze, in deren Geiste man sich zusammenfand. Eine fest organisirte Burschenschaft bestand nach Laube's Darstellung

nicht; man zersplitterte sich in burschenschaftliche Kränzchen, die sich aus freundschaftlichem Verkehr regellos bildeten und je nach dem vorwaltenden Interesse politische oder nur studentische Fragen debattirten. L., der sich zu den „Hauptthähnen" herandrängte und seines Eifers wegen, auch weil er am wenigsten zu verlieren hatte, gern gesehen wurde, nahm wol mit gleichem Eifer an beiderlei Zusammenkünften Theil. Und wie harmlos war im Grunde auch die Politik dieser Jugend! Wie völlig überfluthete sie der poetische Zauber studentischer Freiheit und studentischen Lebens. Von Tagesgeschichte und Zeitungslectüre wußte man nichts, und wenn jemals die Begeisterung für deutsche Heimath und deutsche Freiheit zum Wort verlangte, so rollte es einher auf den prachtvoll-allgemeinen Melodien der Freiheitsdichter. Wenn Arndt's und Schenkendorf's Lieder aus hunderten junger Kehlen über die Saale schallten, da ging wol ein Schauer durch jede empfindende Brust und ein hingebender Enthusiasmus für alles Große und Schöne flammte in aller Herzen. Nur ganz vereinzelte frühreife Köpfe sahen über die nächste Umgebung hinaus, über das Schmollis fideler Brüder, und das einige Deutschland war doch mehr ein Sonderstaat glückseliger Studenten. L. gehörte noch nicht zu den politischen Köpfen, er war noch brausender Most des Uebermuths, und bei einer lärmenden Schlittenfahrt der ganzen Kumpanei erreichte ihn, den Herausforderndsten, das Verhängniß: sechs Wochen gab man ihm im Carcer Zeit, sich zur Angeberei über die burschenschaftlichen Kreise zu entschließen. Er verrieth natürlich nichts und lachte schadenfroh, als die Universitätsbehörde ihn auf eigene Kosten die Zeit über unterhalten mußte. Aber der Märtyrer war doch gebrandmarkt; das Ereigniß hatte ihn aufgerüttelt, er sah ein, daß ein Wechsel heilsam sei, aber als er sich am Ende des Sommers 1827 die Exmatrikel geben ließ, enthielt sie den Vermerk: „Der Burschenschaft verdächtig". Und der Delinquent wußte ja, wie gerecht im Grunde dieser Denkzettel war, denn wenn auch die strenge Form gefehlt haben mochte, wol keiner war unter diesen Genossen, der sich nicht später zu ungefährlicher Zeit als Burschenschafter in die Brust geworfen hätte, und von L. erzählten spottlustige Freunde stets mit besonderm Behagen, daß er keine Festrede halte und keine Tischrede in Kistner's Hotel zu Leipzig, ohne den stereotypen Anfang: „Meine Herren! Ich war Burschenschafter!"

So mochte ihm die Heimath eng und bedrückend genug vorkommen, als er jetzt nach dem dritten Semester über Leipzig, wo er den jungen Emil Devrient auf der Bühne sah, nach Sprottau zurückkehrte und allenthalben als der angehende Theologe empfangen wurde, für den die Mutter bereits die Bäffchen genäht hatte und von dessen Kanzelberedsamkeit man schon jetzt eine Probe sehen wollte. Auf Betreiben der Eltern durfte L. in einem benachbarten Kirchdorf seine erste Predigt halten, der er mit vorsichtiger Umgehung des Dogmas einen allgemeinen Paulustext zu Grunde legte. Mit Ueberwindung that er diesen ersten Schritt zu einem Ziele, das er bisher nie fest ins Auge gefaßt hatte; die Handlung blieb auch nicht ohne Eindruck auf ihn selbst; die Kindheitserinnerungen und die Weihe des Ortes gewährten so viel religiöse Stimmung, daß er die Gefahr des Befangenseins und Steckenbleibens überwand. Denn darin bestand für ihn der eigentliche Conflict dieser Stunde: er durfte seinen Eltern und seiner Gemeinde keine Schande machen. Ihn selbst befriedigte dieses erste Auftreten gleichwol nicht, er hatte sich für einen besseren Vortragskünstler gehalten, und als er später in Salzbrunn noch mehrere Male die Kanzel bestieg, konnte er an sich selbst beobachten, daß er, um eine rhetorische Wirkung zu ertrotzen, schließlich in die Tonart des Eiferers verfiel.

Es war schon spät im Wintersemester 1827/28, als L. seine Collegienhefte und Bücher zusammenpackte und nach Breslau übersiedelte. Auch dort erwartete ihn wieder die Wohnung eines Commilitonen, aber die Burschenzeit sollte ja jetzt vorüber sein, und die schlesische Hauptstadt, wo man nur Landsleute und unsympathische Polen traf, erschien, Halle gegenüber, wie Provinz. Der Steckbrief von dort wurde ihm jetzt zum zweifachen Verhängniß. Dem Breslauer Universitätsrichter war er als verdächtiger Kumpan von vorn herein gezeichnet, und die neuen Collegen führten den also renommirten Matador im Halloh auf die Kneipe und den Fechtboden. Die burschenschaftlichen Kreise Breslaus waren im Kriegszustande, man organisirte neu, und da regnete es Contragen und p. p. = Suiten. Und damit kam ein Rückfall für L. Was man in Halle noch an den Landsmannschaften verachtet, das berufsmäßige Dreinschlagen, Saufen und liederliches Leben, dem verfiel nun diese burschenschaftliche Soldateska vollständig. Man lebte wie ein Landsknecht, der Würfelbecher oder die Karte waren ergiebiger als das Billardqueue; an gut bezahlten Fechtstunden fehlte es auch nicht. Dem langsam verbummelnden Theologen winkte sogar ein beneidetes Glück: die Stellung eines Universitätsfechtlehrers wurde ihm nach einer glänzenden Mensur mit einem französischen Fechtmeister angetragen. Das brachte den Umschwung, er besann sich auf sich selbst und lehnte ab. Als ob er geahnt hätte, daß sich mittlerweile ein Faden angesponnen hatte, der zum Lenkseil werden würde. Die Fachcollegien hatte L. in Breslau längst versäumt, aber in müssiger Neugier hatte er bei den Koryphäen der andern Facultät hospitirt, und war da an Steffens und den alten L. Wachler gerathen. Die kernige Natur des Letzteren und der unermüdliche Nachdruck seines Vortrags imponirten L. mächtig, und zu dieser Zeit gerieth er auch wieder einmal ins Theater, für das unterdeß der Student wenig Zeit übrig gehabt hatte. Kleist's „Käthchen von Heilbronn“ zündete in der noch nicht unempfänglichen Brust, und nun ging eine Mine nach der andern hoch. Die Aussprache mit Kameraden brachte nähere Anknüpfung und einer derselben führte den naiven Neuling in einen Verein von jungen Dichtern, denen bei der Vorlesung ihrer Manuscripte ein unbefangener Zuhörer gerade recht kam. Aber bald entdeckte man, daß man sich einen Kritiker bestellt hatte, der mit nüchtern = verständigen Fragen in das träumerische Idyll dieser Märchen= und Romanzendichter einbrach und bei ihren handlungsarmen, Tieck und Shakespeare nachgeahmten Lustspielen sein Gähnen nicht unterdrückte. Das gab Debatten und diese erforderten Kenntnisse; so warf er sich mit der Vehemenz der Opposition auf das litterargeschichtliche Studium. Auch zur eigenen Production reizte dies Beispiel; zwar blieb es in der Lyrik bei dürftiger Nachahmung, dennoch schien L. alle Genossen überholen zu wollen, als er mit einer deutschthümelnden Romanze „Der Kampf“ in einem nicht nachgewiesenen Preisausschreiben der „Schlesischen Provinzialblätter“ als Sieger hervorging. Als Kritiker setzte er Shakespeare und Tieck, den Göttern jenes Dichterkränzchens, die dramatische Wucht Schiller's gegenüber und als im Januar 1829 Wilhelm Wackernagel als Theaterreferent der „Breslauer Zeitung“ Karl Schall's die „Braut von Messina“ arg zerzauste, dafür Holtei's „Lenore“ maßlos verherrlichte, durfte er seiner temperamentvollen Entrüstung darüber in der Breslauer Zeitschrift „Freikugeln“ Ausdruck geben. Hier verdiente er sich als „Alethophilos“ die ersten kritischen Sporen. Der Theaterbesuch wurde nun zur Regel, auf Gastspiele wurde geachtet; Wilhelm Kunst machte im März 1829 als Karl Moor Furore; aber erst Seydelmann als Clavigo (11. Juli 1829) war ein Erlebniß, das in L. den Theaterkenner auf sichre Füße stellte. Unterdeß hatte sich jener litterarische

Verein zur Herausgabe einer Zeitschrift entschlossen, für die jetzt in L. der geeignete Redacteur gefunden schien, und eines Julimorgens 1829 erwachte L. als Herausgeber der neubegründeten „Aurora". Nun galt es umsomehr, den Kreis des Wissens und Könnens zu erweitern, und so wurde im Verlauf eines kurzen Halbjahres „aus dem studentischen Saulus ein litterarischer Paulus ganz kleinen Styls". Von den Mitgliedern jenes Poetenvereins hat sich nur L. einen Platz in der Litteraturgeschichte erobert, wenn auch etliche, wie Max v. Oer und Heinrich Wenzel, sich mit lyrischen Sammlungen, Novellen und Buchdramen hervorwagten. Die Lyrik war die eigentliche Domäne dieser Dichterlinge; nebenbei hielten sie in ihrer „blitzblauen Romantik" die Pflege des Märchens für ein brennendes Bedürfniß. Richard Baron, L. Bornitz, A. E. v. Mühlbach, Max v. Oer, ein Freiherr v. d. Oelsnitz, Julius Gerlach, H. Wenzel, Otto Hanisch und der Herausgeber wetteiferten in Sonetten, Romanzen, Trink- und Studentenliedern, Liebesgedichten und Versräthseln; L. und Wenzel schrieben Xenien und Epigramme wie Goethe und Schiller und ein ganzer Xenienkampf entbrannte in den schlesischen Blättern, der „Breslauer Zeitung", den „Freikugeln", dem „Hausfreund" u. s. w. für oder wider die „Aurora". L. bestritt den Hauptinhalt des wöchentlich achtseitigen Blattes. Gleich in der zweiten Nummer der „Aurora" trat er mit einem ganzen Codex von kritischen Grundsätzen hervor; mit Glück versuchte er sich an neuen Productionen, hatte für Immermann Anerkennung, für die Uebersetzungsfabrikanten kräftigen Tadel, ließ die französischen Lustspiele gelten, polemisirte gegen Holtei und spielte nunmehr Shakespeare gegen Schiller aus wegen seiner „größeren Natürlichkeit der Handlung und des Lebens". Und den Maßstab ungefälschter Natur hatte er auch für die Leistungen der Schauspieler; die Macht des Wortes war es, die ihn völlig zu Seydelmann's Kunst hinriß, und schon damals bestritt er seine Kritik mit der Formulirung und Verkündigung des bei ihm Gesehenen: klare Aussprache, Beherrschung des Wortsinns, Dialektfreiheit und mühelose Bewältigung der Jamben. Vom Juli bis December nur konnte sich die Zeitschrift behaupten. Zwar hatten etliche „alte Herren", wie Karl Schall, Kannegießer, v. Biedenfeld, gelegentlich auch ein Scherflein gestiftet; Uhland hatte auf eine Einladung Laube's (10. Aug.) natürlich geschwiegen. Aber das reichte nicht aus, die Theilnahme der Oeffentlichkeit wirksam zu gewinnen, und Ende 1829 hatten sich die Druckschulden, noch dazu auf Laube's persönliches Conto geschrieben, so gehäuft, daß an eine Fortsetzung nicht zu denken war. Aber dies erste dreist zufassende Heraustreten Laube's in den „Freikugeln" schon hatte ihm einen einflußreichen Gönner und Freund erworben in Karl Schall, dem Redacteur der „Breslauer Zeitung", die mit ihrem Feuilleton eine litterarische Macht in Schlesien darstellte. Der stets auf frischen Reiz für sein Blatt bedachte Schall freute sich, ein so streitlustiges Füllen für seinen buntscheckigen Marstall zu gewinnen, Laube's Person, seine Aufrichtigkeit und wol auch ein etwas phantastisches Drauflosleben gefielen ihm zudem, und im Sommer 1829 wurde L. selbst der Nachfolger Wackernagel's als Theaterkritiker der „Breslauer Zeitung". Aus diesem Engagement wurde eine herzliche Freundschaft der Collegen Laube und Schall, die sich im Theater oder hinter den Coulissen, am Redactionspult oder am schlemmerhaft besetzten Mittagstisch trefflich zusammenfanden. L. lernte von diesem Lebemann, der in allen, auch den wenig saubern Winkeln der Litteratur zu Hause war, der selbst ein niedliches Lustspieltalent besaß, der ein geschickter Journalist war und dem Goethecultus huldigte; von Schall wurde er eingeführt in die lebende Litteratur, von der die Buchlitteratur des Poetenvereins nichts ahnte; Schall war als Schriftsteller und als Original eine öffentliche

Figur; ernste Kenntnisse und handwerksmäßige Routine, beides verdankte L. diesem Freunde, den er nach seinem frühen Tode so humorvoll in der typischen Silhouette des Eßkünstlers zeichnete und von dem er sich in dieser Breslauer Epoche nur einmal trennte, im Frühjahr 1830, zur „Schlesischen Zeitung“ übergehend, um aber bald wieder reuevoll von Capulet zu Montague zurückzukehren.

Diese enge Fühlung mit dem Theater, der Verkehr mit den Schauspielern und die positive Seite der kritischen Thätigkeit mußten bald auch den Dramatiker herausfordern; das Bedürfniß einer neuen Rolle für Wilhelm Kunst führte zur hastigen Vollendung eines historischen Trauerspiels „Gustav Adolf“, das auch am 14. März 1830 ohne Erfolg über die Breslauer Bühne ging. Und ebenso fix hatte H. Campo, dieses Pseudonyms bediente sich L., für den Schauspieler Just eine lustige Pantomime zurechtgezimmert, die am 17. October 1829 die gewünschte Wirkung that. „Nicolo Zaganini, der große Virtuos“ hieß diese Farce, die für den geschickten Parodisten des großen Geigenkünstlers, den „Paganini-Just“, auf lange Zeit die Grundlage einer durch ganz Deutschland vagabondirenden Existenz wurde. Doch besaß L. genug Selbstkritik, um in der „Aurora“ mit einer skeptischen Erwähnung über diesen Schmarren hinwegzugehen, und eine zweite Posse, die nach gleichem Recept den Feldherrn Diebitsch hinstellen sollte, ist wol, wie auch mehrere Lustspielversuche, nur Fragment geblieben. Auch mehrere Tragödienentwürfe kamen nicht zur Ausführung. Der geschickte Regisseur hatte sich aber bereits in jenem „Gustav Adolf“ bei Aufbau der Handlung und Benutzung scenarischer Hülfsmittel verrathen; der dramatische Conflict war klar und wirksam erfaßt: Gustav Adolf wird aus dem Gottesstreiter ein weltlicher Eroberer, dieses Abfalls sich bewußt, sucht und findet er in der Schlacht bei Lützen seinen Tod. Die ganze Gruppirung der Personen, der zuversichtliche tapfere Soldat gegenüber dem düster brütenden Wallenstein und die schließliche Uebernahme seines Erbes durch Bernhard von Weimar fügte sich hier schon so fest, daß sie vor dem spätern Verfasser des „Deutschen Krieges“ wieder auflebte. Für die Ausbreitung des Kriegs- und Schlachtenlebens boten die Shakespearestudien eine zuverlässige Handhabe; als sich L. aber beim Abschluß eines zweiten Dramas „Moritz von Sachsen“ auf die gleichen Hülfsmittel angewiesen sah, stutzte er und legte das Manuscript bei Seite. Eine weitere Tragödie „Zwei Edelleute oder die Freunde“ blieb im Entwurf stecken. Aus äußerem Anlaß zwar, aber auch auf inneren Erlebnissen hatten sich diese tragischen Versuche aufgebaut. Auch als Dichter von Festprologen, deren einige er zu Scenen und Acten gestaltete, versuchte sich „H. Campo“ auf der Breslauer Bühne.

Das Triennium des Theologen war unterdeß längst abgelaufen, die ihm zudictirte Examensarbeit „Ueber die Erbsünde“ aber noch keineswegs gefördert. Das Brotstudium einfach an den Nagel zu hängen, dazu fühlte sich L. noch keineswegs stark genug, und wenn er die Kirchengeschichte mit den Augen des Dramatikers betrachtete, flößte sie ihm sogar Interesse ein. Wie er zudem selbst empfunden, daß der Verfasser des „Gustav Adolf“ noch keineswegs ein Dichter sei, mußte er auch bei dem schnell gewonnenen Ueberblick sich sagen, daß der Wille zum Lernen, Keckheit und einige Gewandheit des Stils nicht ausreichten, darauf eine Existenz zu bauen. Aus diesen Zukunftssorgen des Sommers 1830 riß ihn die Julirevolution empor; sie breitete vor den Augen des Litteraten wie einen unentdeckten Welttheil die Geschichte und Politik, und diesen zu erforschen, dazu war das Breslauer Journalistentreiben ungeeignet. Zeit zu gesammeltem Studium zu gewinnen, das war es, was ihm fehlte, und so that sich doch wieder die Stellung eines Hauslehrers auf als

passendstes Asyl. Im Juli 1830 schnürte L. sein Bündel und zog aufs Land nach Kottwitz, den Sohn und zwei Töchter eines Dr. Rupricht zu unterrichten, an den ihn ein Breslauer Freund empfohlen hatte. Er hatte das Glück, einen Principal zu finden, dem an einem stockernsthaften gelehrten Schulmeister wenig gelegen war, wenn sich sein Hauslehrer nur beim abendlichen Gespräch um so brauchbarer zeigte; auch politisch war er lebhaft interessirt und das wurde für L. von Bedeutung. Er hatte sich ganz in seine historischen Studien versenkt, die Feder ruhte, die Vergangenheit schien wie abgeschnitten; nur das Schillerfest lockte ihn im November 1830 flüchtig in die Stadt zurück. Da erhob sich jenseits der nahen polnischen Grenze der politische Sturm, die Alarmnachrichten überstürzten sich, die Zeitungen wurden mit Spannung erwartet, man debattirte, ergriff Partei, und Principal sowie Hauslehrer wurden beide von dem poetischen Element des sich entspinnenden Kampfes fortgerissen. Nicht der polnischen Nation, deren aristokratischer Uebermuth schon den Gymnasiasten und Studenten gereizt hatte, aber der Sache, die sie verfochten, dem Princip der Freiheit, schloß man sich mit dem ganzen Enthusiasmus dieses heißen Jahres an und der ursprüngliche deutsche Haß gegen die russische Knute übersah gerne die offenbaren Mängel der Warschauer Revolutionäre. So wurde polnische Geschichte der Hauptgegenstand der Laube'schen Studien, und unter dem Eindruck eines polenfreundlichen Manifestes Lord Brougham's skizzirten sich wie von selbst die Grundzüge eines historischen Memoires. Ein persönliches Erlebniß brachte dann den Stein ins Rollen. Bei einem Frühjahrsaufenthalt der Rupricht'schen Familie in Breslau begegnete L. einem verwundeten polnischen Officier, und der Pole hatte auch nicht so bald das Interesse seines deutschen Bekannten durchschaut, als auch schon das gemeinsame Project eines solchen Memoires über die Polenfrage in Angriff genommen war. In der Frühjahrsstille des Badeortes Salzbrunn wurde so L. in alle Details des wogenden Kampfes eingeweiht, und wenn auch im persönlichen Verkehr der poetische Zauber von dem Fremden wich, das schriftstellerische Interesse stand in vollen Flammen und nach einigen Wochen war die Schrift so gut wie vollendet. Da rief die Unglücksschlacht bei Ostrolenka den kaum geheilten Soldaten wieder unter die Fahnen. Noch einige Zeit blieb L. in Salzbrunn, wo die Bewohner des gastfreien, töchterreichen Pfarrhauses den jungen Wildling wieder in das saubere Gehege einer ordnungsmäßigen theologischen Laufbahn zurückzuverpflanzen suchten. Mehrfach bestieg er auch hier in Vertretung des alten Pfarrers die Kanzel, und erfüllt von den besten Vorsätzen, das Examen unter allen Umständen durchzusetzen, reiste er, ein Halbbekehrter, wieder nach Breslau zurück. Doch über den mit dem Gelehrten Fürst aufgenommenen hebräischen Studien überraschte ihn die Nachricht des Verlags Hoffmann & Campe, dem er das Manuscript des polnischen Memoires gesandt hatte, daß seine Arbeit zum Druck angenommen sei, und nun stand der widerwillige Theologe mit einem Schlage wieder als der freie Schriftsteller da. Die nüchterne Ueberlegung aber sagte ihm, daß für die Ausführung eines solchen entscheidenden Entschlusses die Zeit noch nicht gekommen sei, daß er einer sorgsamen Vorbereitung bedürfe und vorerst nochmals Zeit gewinnen müsse. Dr. Rupricht war unterdeß weithin an die polnische Grenze übergesiedelt, wohin ihm L. nicht folgen mochte; aber in dem Kottwitz benachbarten vornehmen Herrenhaus des ehemaligen Lieutenants v. Nimptsch zu Jäschkowitz, wo der Hauslehrer des Dr. Rupricht schon früher gern gesehen wurde, war die Stelle eines Erziehers frei, und L. griff um so lieber danach, als die Hausfrau Leocadia geb. v. Gildenheim als eine litterarisch interessirte Frau galt, die zu den Breslauer Koryphäen Hoffmann von Fallersleben und Karl

Schall freundschaftliche Beziehungen hatte, und er zudem dort eine reiche Bibliothek beherbergt wußte, die dem Baron Eugen v. Vaerst, dem „Chevallier de Lelly“, dem Verfasser der „Cavaliersperspektive“ gehörte. Damit war im Juli 1831 der Lebensplan ins Reine gebracht, und da die neu übernommenen Lehrpflichten bei einem Knaben von 8 und einem Mädchen von 12 Jahren reichliche Zeit übrig ließen, entstanden im Laufe dieses Jäschkowitzer Jahres Laube's erste selbständige Schriften, die unter dem Haupttitel „Das neue Jahrhundert“ gleich eine Serie von in der Tendenz einheitlichen Büchern eröffnen sollten. Zwar erst im Entwurf, wie ja auch jenes polnische Memoire durch die Hast der Ereignisse bald Fragment wurde, und vor allem in ihrer Gesinnung. Hauslehrer und Principal waren diesmal keineswegs so einig, wie einst in Kottwitz. Die Hausfrau zwar war liberal, der Vater aber war ein militärischer Landjunker, der für die Begeisterung und die Ideen des Sprottauer Maurersohns nur souveränen Spott hatte. Seine politische Ueberzeugung hinderte ihn zwar nicht, als Edelmann die nach der Warschauer Katastrophe über die preußische Grenze flüchtenden polnischen Edelleute gastlich aufzunehmen; aus deren Erzählungen schöpfte L. den Stoff für die Fortsetzung seiner Skizze der polnischen Revolution. Jarke's „Politisches Wochenblatt“ gehörte zur Familienlectüre, und ein Verwandter des Hauses, das Wunderkind Professor Karl Witte, kam häufig von Breslau herüber, dies reactionäre Evangelium auszulegen. So entspannen sich politische Debatten und Kämpfe, in denen sich L. zwar vorsichtig zurückhielt, aber auch den moralischen Mittelpunkt seiner Studien und seiner damaligen politischen Weltanschauung gewann. Das religiöse Element herrschte noch vor, der Liberalismus war ihm die politisch gedeutete Bergpredigt Christi; der „herrschsüchtigen Aristokratie der Kirche“ stellte sich die „große liebevolle Demokratie der christlichen Lehre“ gegenüber; Staat und Christenthum setzten sich um in Liberalismus und neue Religion. Ein phantastisches Apostelthum winkte in unklaren Umrissen, und nun drang von jenseits des Rheines das neue Evangelium der St. Simonisten über die Stoppelfelder Schlesiens. Karl Schall schrieb seine Rosa-Billets mit den neuesten Notizen über die Proklamation des freien Weibes und der Baron v. Biedenfeld setzte selbst die freimüthige Hausfrau mit der zukünftigen Weibergemeinschaft in Schrecken. Nächst der religiösen Frage war es die Frauenfrage, die den Extheologen am tiefsten beschäftigte. Das Buch von Moritz Veit über den Simonismus wurde beschafft und das ganze Haus verfolgte mit Spannung die Entwicklung der Pariser Ereignisse, denen im Januar 1832 die polizeiliche Aufhebung ein Ziel setzte. Auf Père Enfantin's Landgut hatten sich die Reste zusammengefunden, und diese klösterliche Gemeinschaft kennen zu lernen, drängte es jetzt Laube's abenteuerlüsterne Phantasie. Seine Stellung war auch bald unerquicklich geworden; Herr v. Rimptsch durchschaute die Gedankenrichtung seines Hauslehrers und war natürlich entrüstet, wenn in Breslau bereits erzählt wurde, sein Sohn werde zum Revolutionär erzogen. Die Zurechtweisungen des Principals haben das Vorurtheil Laube's besonders gegen den schlesischen Adel, das in seinen ersten Schriften schroff hervortritt, herausgefordert. Er hatte sich daher bei Zeiten umgesehen, seine nächste Zukunft praktisch zu begründen. Bereits im Sommer 1831 hatte er für Leipziger Zeitschriften, für Herloßsohn's „Komet“ und das Concurrenzblatt „Planet“, correspondirt, im September knüpfte er die Verbindung mit F. A. Brockhaus an, für dessen „Blätter für literarische Unterhaltung“ er von Ende 1831 ab zahlreiche Bücherkritiken über theologische und historische, aber auch schon über litterarische Gegenstände lieferte. Gleichzeitig und noch einmal im März 1832 bewarb er sich um die Redaction

des politischen Theils der Blätter dieses Verlags, mit der Absicht, nach Leipzig überzusiedeln. Größere eigene Pläne wuchsen hervor; ein Brief an Cotta vom 1. Februar 1832 legt gleich ein ganzes Nest weitläufiger Projecte blos: er bietet zwei Tragödien, wol „Gustav Adolf" und „Moritz von Sachsen", zum Verlag an, ferner eine Bildungsgeschichte der Menschheit in Form einer Litteraturgeschichte und eine Sammlung historisch-politischer Aufsätze. Trotz Cotta's freundlicher Aufmunterung blieb es bei dem dazu gesammelten Material. „Aufsätze über lebendig werdende Institute wie Simonismus, lebendig sich gebärdende illegitim legitime Bücher, histor. Skizzen über die Leiche Polens, Briefe über Liberalismus, liberale Theologie ꝛc.", also wesentliche Stücke des „Neuen Jahrhunderts" dachte L. im März Brockhaus vorzulegen. Zwar hatte dieser ihm mehrfach von einem Wohnungswechsel abgerathen, aber allmählich brannte ihm der Jäschkowitzer Boden unter den Füßen, und im Juni 1832 löste sich auf beiderseitigen Wunsch Laube's letztes Hauslehrerverhältniß. Am 29. Juni brachte Baron v. Biedenfeld in Breslau seinen jungen Freund auf die Schnellpost, die den noch als „Theologe" reisenden Gesinnungsgenossen der Simonisten zunächst nach Leipzig bringen sollte.

Es mußte schon ein ganz winziges Fischlein sein, das unbeschadet durch das Leipziger Verlegernetz geschlüpft wäre, und L. widerstrebte denn auch nicht lange, sich einfangen zu lassen. Die Beziehung zu Brockhaus wurde aufrecht erhalten; die früheren Correspondenzen verschafften nun manch nützliche Bekanntschaft. Ausschlaggebend wurde die Anfreundung mit dem Schriftsteller Richard Otto Spazier, der, an einem großen Werk über die polnische Revolution arbeitend, der Mittelpunkt und Memoirenempfänger aller durch Leipzig eilenden polnischen Flüchtlinge war. Mit Hülfe seines reichen Materials brachte L. seine Skizze der polnischen Begebenheiten zum letzten Abschluß; daß Campe sich von dem Druck des durch die neuesten Ereignisse überholten Memoires durch ein kleines Honorar loskaufte, kam trefflich gelegen; denn der Buchhändler Philipp Reclam, der den Berathungen zwischen Spazier und L. im Schweizerhäuschen des Rosenthales öfters beiwohnte, interessirte sich für den temperamentvollen Fremdling und verschaffte ihm für den jetzt völlig umgestalteten ersten Band des „Neuen Jahrhunderts" in der Fr. Korn'schen Buchhandlung zu Fürth einen Verleger, den zweiten Theil des Werkes, die „Politischen Briefe", zu deren Herausgabe sich L., angestachelt durch solches Entgegenkommen und durch das ganze betriebsame Milieu Leipzigs und nicht zuletzt in der Hoffnung auf Reisegeld für Paris, kurzerhand entschloß, übernahm er auf seine eigene Firma, das „Literarische Museum". So war L. mit einem Male mitten in litterarischer Production, und der Zeiger, der nach Paris rücken sollte, blieb einstweilen auf Leipzig stehen. Ein Dämpfer etwaigen Uebermuthes erfolgte jedoch bald. Nach wenigen Wochen fühlte L. seine Gesundheit bedrohlich erschüttert, eine schwarzseherische Hypochondrie befiel ihn, eine Badecur in Karlsbad war unerläßlich. So betrat er in der zweiten Hälfte des Juli 1832 zum ersten Mal österreichischen Boden. Die verzweifelnde Stimmung des im üppigen Badeleben auf schmale Rationen gesetzten Patienten beherrschte die nächsten Wochen. Kaum quälte er sich einige Briefe für den zweiten Theil des „Neuen Jahrhunderts" ab; das Theater war ihm widerwärtig, der behagliche österreichische Materialismus reizte ihn nur, Umgang mit anderen Gästen vermied er meist; der joviale Ton der Oesterreicher vermittelte aber doch die Bekanntschaft mit zwei österreichischen Cavalieren, dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg, dem bekannten „Lanzknecht", und dem böhmischen Grafen Fritz Deym; ihr wohlthuender Eindruck hat Laube's Vorliebe für Oesterreich und seinen Adel für alle Zeit begründet.

Nach fünf Wochen war aber seine Baarschaft erschöpft und am 27. August setzte ihn die Eilpost wieder in Leipzig ab. Wo sollte er anders hin? Die Reise nach Paris war jetzt zur Chimäre geworden. In Leipzig hatte er Freunde gefunden, dort wurden seine Bücher gedruckt, hier war seine einzige Zuflucht. So richtete er sich denn wieder auf der Nikolaigasse häuslich ein, um in einem verdrießlichen Fatalismus der heilenden Wirkung des Karlsbader Sprudels und dem Reifen seines Glücks entgegenzuharren.

Abendliche Gewohnheit führte ihn jetzt auch wieder ins Theater, dessen Leistungen unter dem neuen Leipziger Director Ringelhardt (seit dem 15. August 1832) in ihrem engen Kreise anerkennenswerth waren, aber doch den schäumenden Localpatriotismus der Eingeborenen keineswegs rechtfertigten. L. sah dem eine Weile zu, aber schließlich drückte das kritische und besonders antikritische Gelüst dem schon erfahrenen Theaterkenner eines Tages die Feder in die Hand, um gegen das allerorten wiederklingende Hausmannslob Front zu machen, nur „so zum Spaß", wie er meinte. Bei dieser Thätigkeit überraschte ihn Freund Reclam, nahm das Manuscript an sich, und wenige Tage darauf (am 17. September 1832) stand der Anfang eines ersten Artikels „Theaterzustand" im „Leipziger Tageblatt". Der Artikel erregte Aufsehen, wie die Redaction, als sie am 22. October seinen Schluß brachte, erklärte; sie theilte aber die Ansicht des Verfassers so sehr, daß sie am 15. November einen zweiten Aufsatz von dem mit „H. L." zeichnenden Kritiker brachte. In beiden Artikeln trat L. als Urtheiler auf, dem die kleinstädtische Lobhudelei des Einheimischen gänzlich fernlag und der auch über das mit Liebe Gepflegte eine sachliche und objective Meinung hergestellt wissen wollte, selbst auf die Gefahr hin, das gemüthliche „Eldorado der Zufriedenheit" grausam zu zerstören. Alles in allem habe das Leipziger Theater nur vier bessere Schauspieler, und was er über einen von diesen, Wilhelm Kunst, sagt, bezeichnet die Bedeutung dieses „Krafttalentes" durchaus.

Auch das Repertoire gefiel ihm nicht. Die Aufführung von Stücken wie „Der alte Student" von Maltitz oder „Ben David" von Neustädt billigte er der Tendenz wegen. Aber die Pflege altmodischer Scharteken, überlebter Ritterschauspiele nannte er einen bedauerlichen Niedergang des Repertoires und wandte sich besonders gegen die Verzerrung eines so „kräftigen Narren" wie Kunz von der Rosen in „Erzherzog Maximilians Brautfahrt" von dem „Hofpoeten" Deinhardstein. Selbst Molière's „Tartuffe" hielt er für nicht mehr zeitgemäß. Die Bühne müsse der „reine, wahre, richtige Ausdruck der Oeffentlichkeit" sein, und diese sei heute mit anderen Dingen beschäftigt. So einseitig Laube's Ansicht auch sein mochte, ihr scharfes Profil wurde bemerkt und der kecke Ton des Vortrags fesselte den Verleger der „Zeitung für die elegante Welt", Leopold Voß. Er bat deshalb sofort den jungen forschen Kritiker um Beiträge für sein Blatt; aber dieser lehnte ab. L. fühlte sich noch ganz als Mann der Politik, der die litterarischen Blätter Leipzigs wenig beachtete; zwar war die Möglichkeit der Pariser Reise in aussichtslose Ferne gerückt, aber die Stimmung, die ihn wie einen frommen Moslem zum modernen Mekka lockte, beherrschte ihn noch bei Vollendung seiner „Politischen Briefe" und der Correctur des Buches „Polen", das gegen Weihnachten erschien. Der Antrag hatte ihm aber doch geschmeichelt, der zweite Theaterartikel entstand, und nun verstieg sich Voß zu dem Vorschlag, L. möge an der Redaction theilnehmen. Wieder lehnte dieser ab, schon nicht mehr aus Princip, sondern weil ihm die Gemeinschaft mit dem alten Redacteur Methusalem Müller unmöglich schien. Aber die Umwandlung des historischen Schriftstellers in den Belletristen setzte bereits ein. Ein bildungsbedürftiger Mann, der Wirth im „Hotel

de Bavière", Julius Kistner, hatte sich den hypochondrisch-ernsten Gast seines Mittagstisches zum Mentor ausgesucht, der ihm bei manchem guten Trunk fehlende Kenntnisse vermitteln sollte. Aber zu dieser Wirthstafel, an der der ehemalige Theologe durch den wortreichen Enthusiasmus seines Schülers bald an Bekanntschaft und Ansehen stieg, fanden sich auch andere Männer ein, vor deren ausgedehntem und gediegenem Wissen Laube's fragmentarische Kenntnisse sich immer kleinlauter zurückziehen mußten. Besonders war da ein dicker Schwabe, dessen Lachen ebenso hinriß wie die Fülle seines Wissens und der Reichthum an reformatorischen „Projecten", Friedrich List, der berühmte Nationalökonom. Im Redekampf mit solchen Männern schrumpfte Laube's Zuversicht auf seinen historischen Beruf immer winziger zusammen, die vermittelnde Thätigkeit eines Belletristen trat daher als die seinen Fähigkeiten gefügigere in den Vordergrund, der Theorienbau des „Neuen Jahrhunderts" gerieth ins Stocken, und mit der heilenden Wirkung der sommerlichen Badecur begann auch die Lust zum poetischen Schaffen wieder aufzuleben, die journalistische Tagesarbeit lockte, und als gelegentlich einer Abendgesellschaft beim Professor Hänel — auch im Elternhause Richard Wagner's verkehrte L. damals — der Verleger Voß sein Angebot soweit steigerte, daß L. vom Jahre 1833 ab die Redaction allein übernehmen sollte, schlug dieser ein, und unterm 10. December 1832 wurden die Prospecte für den neuen Jahrgang der „Eleganten Zeitung" gedruckt.

Im Frühjahr 1833 erschienen die „Politischen Briefe", von denen auch Exemplare mit dem eingeklebten Titel „Briefe eines Hofraths oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele" vorliegen, eine Manipulation, die wol den Zweck hatte, Censurschwierigkeiten zu umgehen, und es mochte dem Verfasser und jetzigen Redacteur eines angesehenen belletristischen Journals willkommen sein, daß die Kritik sie als interessante „politische Unterhaltungslektüre" lobend begrüßte. Sie stehen auf der Brücke vom zeitgenössischen Historiker zum Feuilletonisten, während das Buch „Polen" sich völlig als ein geschichtliches Werk darstellt. Aus der stürmischen Gegenwart zieht es sich in die Vergangenheit zurück und gibt, von aller festen Disposition unbeirrt, eine Uebersicht der Geschichte Polens, die vor allem darthun soll, wie diese Nation im Laufe der Jahrhunderte immer gewaltsamer von ihren Nachbarn, besonders von Rußland, geknebelt wurde. Wo die humane Entrüstung dem Verfasser die Feder führt, vermag das warme Pathos seiner Sprache stellenweise fortzureißen. Aber das stillose Auf und Ab der Darstellung, der Mangel jeder einheitlichen Form, der unklare und dürftige novellistische Aufputz zerstören jeden ganzen Eindruck; in der Mitte nimmt das Buch sogar zu dürren historischen Regesten seine Zuflucht, Spuren der stückweisen und zufälligen Entstehung der Schrift. Erst die zweite Hälfte rundet sich zu einer temperamentvollen Darstellung der „Großen Woche" und der ihr folgenden Kämpfe; die Unterhaltungen in Salzbrunn, Jäschkowitz und Leipzig verdichten sich wie zu Bildern eigener Erlebnisse und manche trefflichen Charakteristiken der polnischen Heerführer verrathen persönliche Bekanntschaft. Das poetische Element des polnischen Freiheitskampfes ist die Inspiration des Buches; aber seine Verherrlichung ist nicht so einseitig, um nicht auf den inneren Verfall der polnischen Nation, auf ihre Uneinigkeit und selbstische Zwistigkeit, als die Quelle des Unglücks hinzuweisen. Nicht weniger deutlich und scharf aber ist die Tendenz des ganzen Buches gegen Rußland, das kurzweg als die europäische Gefahr hingestellt wird. Ohne solch bestimmte Ziele sind die „Politischen Briefe", die in zwei zusammenhanglose Theile zerfallen. Sie setzen ein mit dem Briefwechsel eines Juristen, aus dem bei systematischer Fortsetzung

vielleicht einmal der „Hofrath" werden sollte, und eines natürlich liberalen Schriftstellers. Beide suchen in diesem Meinungsaustausch, abseits aller Parteien, ihre Berechtigung zur Schriftstellerei zu begründen und bekämpfen zu diesem Zweck ihre individuellen Meinungen über Zeitereignisse, über Liberalismus, besonders über Börne's Werth und seine Stellung zu Goethe u. s. w. Der Briefwechsel reicht vom Herbst 1831 bis nach Goethe's Tode und stammt daher auch wol aus Laube's Jäschkowitzer Zeit. Der zweite Theil trägt wie ein Tagebuch die Aufschrift „1832". Ihn eröffnet eine ganz selbständige Satire gegen Jarke's „Politisches Wochenblatt". Alles Uebrige besteht aus einseitigen Briefen des Verfassers, die durchaus das Echo gleichzeitiger Tagesereignisse vom Juli bis November 1832 sind, in Leipzig und auf Laube's Reisen geschrieben wurden und zudem ein wichtiger Schlüssel für des Verfassers Biographie in diesem Halbjahre bilden. Dieser zweite Theil besonders darf daher als Ausdruck der damaligen politischen und socialen Ideen Laube's gelten. Er bekennt sich keineswegs zu einem der damaligen demokratischen Dogmen; ihm wird das Ideal einer totalen Freiheit durch solche Sonderinteressen nur gefährdet. Völlige Anarchie des Staates und der Kirche ist ihm dieses Ideal, Anarchie aber im Sinne einer vollkommensten Ordnung, die aller Gesetze entrathen kann, als Idealzustand, dem alle menschliche Entwicklung nachstrebe. Den Symptomen dieser Entwicklung spürt der Verfasser in Staaten- und Kirchengeschichte nach und zeichnet die Linie in eine fern liegende, aber doch gewisse Zukunft, deren zuverlässige Entwicklung auch jeden gewaltsamen Umsturz unnöthig mache. So liegt keinerlei directe Aufreizung in dem Buche; mit größerem und so naheliegendem wissenschaftlichen Apparat wäre es vielleicht unbeachtet durchgeschlüpft; aber die unverblümte Deutlichkeit und unphilosophische Popularität, nach der Laube strebte, konnten nicht anders denn als Untergrabung aller Achtung vor dem Bestehenden ausgelegt werden.

Die Gegenwart, meint L. an einer Stelle dieses Buches, sei der Kunst nicht günstig; erst wenn der stürmische Kampf sich gelegt, dann „dichten die Völker". Und dennoch zog es ihn schon vor dem Abschluß dieses Werkes zu dichterischer Gestaltung. In diesem Winter, besonders im beginnenden Frühjahr 1833, begann sich das, was ihn an Stimmungen und Ideen erfüllte, in dichterische Gestalten umzusetzen, die sowol äußere Umrisse als innere Lebenskraft aus ihres Schöpfers jüngster Vergangenheit entnahmen, aus dem, was er in seinen Hauslehrerjahren an Erfahrungen und Anschauungen aufgenommen und auf die vorangegangene Breslauer Epoche aufgebaut hatte. Jenen poetischen Freundeskreis hatte L. gleichsam mit sich geführt, als er nach Kottwitz auswanderte, die Verbindung mit Breslau war die engste geblieben, und dieser ideale Bund fand seine Hochburg in dem stattlichen Herrenhause zu Jäschkowitz, wo ein buntes Stück der großen Welt durchpassirte, die mannichfachsten Charaktere sich beobachten ließen, die Contraste einander jagten, und zudem noch eine geistvolle Hausfrau waltete, deren überlegene Milde am meisten zur poetischen Ausschmückung eines phantastischen Buenretiro junger Gesellen verlockte. So wurde „Grünschloß" zum Sammelpunkt jener Breslauer Freunde, deren Charaktere sich zu Trägern der verschiedenen Zeitrichtungen, theilweise recht glücklich, ausbildeten, und die nun mit ihrem ganzen phantastischen Marketendertroß von revoltirenden Lebensanschauungen, waghalsigen Unternehmungen und romantischen Liebesabenteuern auf Grünschloß ein- und auszogen. „Die Poeten" nannte sich dieser Roman, der erste Theil der Trilogie „Das junge Europa". Er ist völlig der breiten Entwicklung der einzelnen Charaktere gewidmet, die Briefform des Ganzen muß als primitives

Hülfsmittel dienen, die Erlebnisse der Einzelnen werden dürftig mit einander verflochten, die Einheit wird nur erzielt durch den Mittelpunkt jenes Schlosses, dem sie Alle zustreben; eine sicher arbeitende Hand bewies L. bereits in der Skizzirung der Charaktere, bei denen unter der Perspective einer Trilogie die Möglichkeit einer Entwicklung sorgsam vorgesehen ist, und der Roman schließt einheitlich damit, daß gewissermaßen jeder einzelne Charakter ad absurdum geführt wird, einen völligen Wandel durchmacht und ganz neue Sphären sich öffnen müssen.

Dieser erste Theil des „Jungen Europa“ erschien im Juli 1833 bei Otto Wiegand in Leipzig, zu einer Zeit also, wo L. bereits seit einem halben Jahre das redactionelle Scepter schwang, der frische Luftzug, der aus den Blättern der „Eleganten“ wehte, bereits allenthalben verspürt wurde, und der nun schon zu Geld und Ansehn, auch von Leipzig aus in Jena durch O. L. B. Wolff's Hülfe zum Doctor philosophiae gelangte Redacteur sich zu einer Reise nach Italien rüstete, zu der er am 4. August 1833 Karl Gutzkow in München abholte. Die beiden energischsten Naturen des Jungen Deutschlands begegneten sich hier zum ersten Male und fuhren gemeinsam über die Alpen zum Gardasee und durch die Städte Oberitaliens, um über Triest und Wien Ende September heimzukehren. Der Eindruck der österreichischen Hauptstadt war kein reicher, die Beziehung zu Grillparzer und den dortigen Litteraten nur eine flüchtige; den Mittelpunkt des Aufenthalts hier bildete das Studium des Burgtheaters. Wiener Leben wurde nur soweit gekostet, als das bängliche Gefühl der Unsicherheit vor etwaigen Launen der Polizei den beiden ihrer liberalen Sünden sich bewußten Autoren Spielraum gab, und dieses Gefühl wurde auf der Rückreise so stark, daß sie in Prag ihre Pässe im Stich ließen, um nur schleunigst über Dresden jeder in seine Heimath zu kommen. Der litterarische Niederschlag dieser gemeinsamen Reise wurden Gutzkow's „Sommerreise durch Oesterreich“ und Laube's „Reisenovellen“, die im folgenden Herbst und Winter 1833/34 geschrieben wurden; sie zeichnen die Profile der beiden Wanderer mit scharfen Conturen. Der fünf Jahre ältere Laube besaß weit jugendleichteres Blut, als der blonde, ebenfalls kurzsichtige, schmalbrüstige Berliner, der die Freiheit des Burschenlebens nur in flüchtiger Probe und gewiß mit innerlicher Skepsis gekostet hatte, während L. noch jetzt die Allüren des altbemoosten Hauptes zu zeigen liebte. Gutzkow wandelt mit der ganzen Würde humanistischer Bildung auf den Spuren der Geschichte, Lauben lockt die naivste Freude am Leben und Erleben in die sonnige Ferne, er gefällt sich in der Rolle des fahrenden Schülers, und der Taumel romantisch-lyrischer Empfindung läßt ihn nicht los, wenn reizvolle Gegenden sich seinem genußfrohen Auge eröffnen, das Posthorn durch die Straßen kleiner Städte schmettert, und fremde Menschen ihm begegnen, die ihm durchweg romantisch vermummt erscheinen und sich flugs zu Helden und besonders Heldinnen bunter Abenteuer und improvisirter Novellen wandeln. Weitaus nicht so rein und köstlich naiv wie Eichendorff's Taugenichts, aber auch ohne die tragische Geste des Dichters der „jungen Leiden“, ist er im Coulissenapparat der Schüler beider; ihm selbst gehören der übermüthige Studententon, der oft in gekünsteltes Kraftmeierthum ausartet, die Verschwendung novellistischer Motive, die er, culturgeschichtlich tastend, aus Oertlichkeit, Landessitte und Menschenschlag zu entwickeln sucht, und ein flüssiger, lebhafter Stil, der Heine's Grazie durch Derbheit ersetzt, dabei aber im Streben nach Plastik, nach drastischen Bildern und Beiwörtern oft recht glücklich ist. Die aller Traditionen spottende Unbefangenheit in der Würdigung des Gesehenen tritt mit dreister Absichtlichkeit heraus; der spielende Witz mit actuellen Bezügen, pikanten Personalien

und charakteristischen Anekdoten kommt auf das gemeinsame Conto der jungdeutschen Schule. Diese erste italienische Reise hatte aber für beide Theilnehmer noch eine entscheidende Wirkung; sie pflanzte in beide, so wenig auch ihre verschiedenartigen Naturen sich nahekamen, das Gefühl gegenseitiger Anlehnung der Jugend gegenüber dem Alter; sie bereitete in Gutzkow, besonders als dieser im Frühjahr 1834 in Leipzig zu Gaste war, den verhängnißvollen Bruch mit Wolfgang Menzel vor, und die Aussprache mit dem gelehrten Verfasser des „Maha Guru" festigte in L. die Sicherheit seiner litterarischen Wirksamkeit durch die mit enthusiastischem Eifer betriebene Redaction der „Eleganten Zeitung". Junge Kräfte für sie zu gewinnen war ja sein wichtigstes Bestreben; in diesem Sinne hatte er gleich im Anfange die Garde, die sich einst um den Herausgeber der „Aurora" geschart hatte, aufgerufen, und auch in Leipzig war er nicht ohne Unterstützung geblieben. Während jener Reise hatte ein junger Dresdener Privatgelehrter, der sich auf eine akademische Carriere vorbereitete, Gustav Schlesier, die Redaction verwaltet, ein scharfsinniger und geschulter Kopf, der mit seinen lehrhaften Zurechtweisungen Laube's Fähigkeiten zur äußersten Leistung reizte und eine werthvolle Controle für jeden Fehlhieb des Rauflustigen abgab. L. hat die besten für sein Blatt geschriebenen Aufsätze 1835 unter dem von Gutzkow geprägten Titel „Moderne Charakteristiken" gesammelt herausgegeben, historische Skizzen und vor allem litterarische Essays, deren prickelnder, schlagkräftiger Stil und mühelose Erfassung moderner Probleme diese zwei Bände zu einem der wichtigsten Manifeste des „Jungen Deutschlands" stempeln. Man muß aber von der spätern nicht unbefangenen Redaction auf die erste journalistische Fassung zurückgreifen, um ganz die Wirkung dieser leichtbeschwingten kritischen Pfeile zu verstehen. Der Geist des „Jungen Europa" tritt hier zudem noch in „Modernen Briefen" und manchem später Unterdrückten reformirend auf; rücksichtsloses Absprechen, doch auch warmer Enthusiasmus für Junges und Neues sind die hervorstechendsten, oft schreienden Farben, aber mit Pietät hat sich noch nie eine energische litterarische Aeußerung angekündigt. L. und mit ihm Schlesier bestritten den ganzen Inhalt des wöchentlichen Litteraturblattes, und als im Sommer noch der tapfere Kämpe der „Aesthetischen Feldzüge", Ludolf Wienbarg, zu dem Leipziger Fähnlein stieß, schien die „Zeitung für die elegante Welt" das Hauptorgan der jungen litterarischen Bewegung werden zu wollen. Was die „Poeten" noch in brünstigen Phantasien verkündeten, das Recht schöner Sinnlichkeit in Leben und Kunst, die Redacteure prägten es in sociale Formeln, und wenn schon ein Mann wie Fürst Pückler „eine Ahnung der Zukunft" in jenem Roman entdeckte, so gestattet auch diese redactionelle Episode Laube's die Deutung mancher schöpferischen Ahnungen.

Aber nicht nur Männer der Litteratur wie Pückler und Varnhagen waren auf dieses erfrischende Treiben aufmerksam geworden; seit dem December 1832 schon hatte die preußische Censurbehörde, inspirirt von Tzschoppe, ein wachsames Auge auf diese sich im nahen Leipzig ausbreitende litterarische Großmacht. Zunächst versuchte man den unbequemen Redacteur durch Erinnerung an seine Militärpflicht zu beseitigen; aber er war schon seit 1826 wegen Kurzsichtigkeit dem Landsturm überwiesen. Die beiden Theile des „Neuen Jahrhunderts", ebenso die „Poeten" hatte man schleunigst verboten; die Einfuhr der „Eleganten Zeitung", die selbst vor preußisch-bureaukratischer Intelligenz keinen Respect bezeugte, konnte man nicht so schnell durchsetzen. Tzschoppe sah daher kein besseres Mittel, als seinen schlesischen Landsmann auf den „Schub" zu bringen; auf preußische Reclamation wurde L. zunächst aus Leipzig ausgewiesen. Der ihn bedrohenden Vogelfreiheit wollte sich dieser

aber nicht ohne weiteres aussetzen, und ehe er zu einer nothwendigen Wassercur nach Gräfenberg reiste, fuhr er geradeswegs nach Berlin, zu hören, was man mit ihm vorhabe. Am 10. Mai erhielt er seinen Reisepaß und etwa am 12. Mai stand er vor dem nicht wenig erstaunten Varnhagen, mit dem sich bereits durch eine von Schlesier angeknüpfte Correspondenz ein enges Freundschaftsverhältniß vorbereitet hatte. Noch waren aber im Polizeibureau die nöthigen Verfügungen nicht ordnungsmäßig erledigt; noch ließ man ihn ungestört mit Adolf Glaßbrenner die preußische Hauptstadt durchstreifen, die er nur als Glogauer Gymnasiast einmal mit seinem Vater, Obst feilbietend, durchfahren hatte, ließ man ihn, allerdings unter polizeilicher Beaufsichtigung, über die Stationen seiner Vergangenheit Sprottau, Glogau und Breslau nach Gräfenberg reisen; aber schon vor Beendigung der Cur riß ihn die Nachricht von einem gegen ihn erlassenen Haftbefehl aus der unsichern Stimmung, die zwischen edlem Selbstbewußtsein des von Varnhagen so verheißungsvoll begrüßten Schriftstellers und verzweifelnder Zerknirschtheit des Patienten unbehaglich hin- und herwogte. Er eilte mit Vermeidung des Grenzstädtchens Patschkau flüchtig durchs Gebirge über Salzbrunn nach Dresden, überhörte hier den diplomatischen Sinn des ihm vom Minister v. Carlowitz ertheilten Rathes, einstweilen dort zu bleiben, in Leipzig gewährte man ihm nur vierzehn Tage Aufenthaltsfrist, und nach deren Ablauf flüchtete er, halb schon ermüdet, halb einer tollkühnen Zuversicht vertrauend, in die Hände seiner Gegner. Am 10. Juli trat er wieder in Varnhagen's Zimmer, der, über diesen Wagemuth empört, das Schlimmste voraussagte; aber ehe jetzt L. noch zu einem festen Entschluß sich aufgerafft hatte, ehe er von dem in Paris weilenden Fürsten Pückler, dem er sich auf Varnhagen's Rath eiligst als Reisebegleiter angeboten hatte, Antwort haben konnte, wurde er am 26. Juli vom Polizeirath Dunker unter Beschlagnahme seiner Papiere verhaftet. Als unter der Wirkung dieser Nachricht Freund Schlesier in Leipzig nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Redaction aufzugeben und sich so unsichtbar wie möglich zu machen, stand nun L. mit Einem Schlage da, wo Tzschoppe ihn haben wollte: vor dem vollendeten Nichts.

Die ersten sechs „Honigwochen“ der Gefangenschaft in der milderen Stadtvogtei ließen sich mit leidlicher Fassung ertragen, obgleich seine Gesundheit bereits wieder ärztliche Behandlung erforderte; aber er durfte lesen und arbeiten, und die Lust am Fabuliren kürzte die langen Tage des schönen Sommers, von dem ihn nur dürftige Lichtstrahlen erreichten; der zweite Theil des „Jungen Europa“, „Die Krieger“, wurde hier mit voller Sammlung und in der L. noch ungewohnten Form der einfachen Erzählung begonnen; sogar eine Spur von Romantik brachte diese ungewohnte Situation mit sich, Romantik, die aber schreckhaft wurde, als L. eines Tags einen früheren Commilitonen, dem er einst in Breslau auf der Mensur übel mitgespielt hatte, augenscheinlich als Irrsinnigen unter den Mitgefangenen entdeckte. Die Physiognomie der ersten Untersuchung zeigte sich höchst harmlos, er schien sich wegen der allgemeinen Immoralität seiner Schriften rechtfertigen zu sollen, besonders auch wegen des Inhalts der „Zeitung für die elegante Welt“, der den Rechtsgrund für seine Verhaftung hergegeben hatte. Am 13. August erfolgte ein erstes Verhör wegen der „Briefe eines Hofraths“, die L. jetzt und auch später als eine unüberlegte Anfängerarbeit preisgab. Nur nebenher war er acht Tage nach seiner Verhaftung befragt worden, ob er in Halle oder Breslau einer Burschenschaft angehört habe; er hatte geleugnet, ahnungslos, daß ihn schon am 4. Januar ein cand. theol. Schramm als Mitglied einer Burschenschaft genannt und sein Nachfolger im Schlosse zu Jäschkowitz, der Hauslehrer

Karl Robert Pabst, am 27. Februar über seines Vorgängers liberale Gesinnung hatte aussagen müssen. Erst Anfang September waren die Untersuchungsacten über diese Hauptvergehen geschlossen, und ohne Rücksicht auf den etwaigen, in Wirklichkeit ausgebliebenen Erfolg eines an den Kronprinzen gerichteten Entlassungsgesuchs (4. September) beschloß das Kammergericht am 12. September, den Verfasser der „Briefe eines Hofraths“ wegen frecher Kritik an Staatsinstitutionen, Tadels des Königs und Erregung von Mißvergnügen gegen den deutschen Bund in Anklage zu versetzen, zugleich aber das Verfahren wegen Theilnahme an der Burschenschaft einzuleiten. Damit war L. als schwerer Verbrecher gebrandmarkt, aus den Händen des innerlich überlegenen Polizeiraths Dunker kam er in die des berüchtigten Inquisitors Dambach, der von Tzschoppe influirten Seele der Demagogenverfolgungen; aus der Stadtvogtei wurde er in die schwerste Haft der Hausvogtei gebracht, wo er zwei Monate ohne Buch und ohne die Möglichkeit einer Beschäftigung, in dem aufs äußerste überreizten Zustand seiner Hypochondrie, dem Wahnsinn nahe, durchkämpfte. Vorerst hielt sich Dambach noch an den zweiten Theil des „Neuen Jahrhunderts“, und die revolutionäre Gesinnung des Delinquenten wurde weiterhin durch Verhör der ganzen Familie v. Nimptsch mit Einschluß der Kinder in Breslau (16. Oct.) festzustellen gesucht; beides ohne wirksames Ergebniß. Am 8. October aber begann die qualvolle Inquisition über die Burschenschaft, deren Existenz L. bestritt und nur für unorganisirte „Kränzchen“ zugeben wollte. Die Hoffnung des Untersuchungsrichters, weitere Geständnisse von ihm erpressen zu können, schien seine Haft ins Endlose verlängern zu wollen. Zwar wurde er im November aus dem dunklen Verließ in ein helleres Zimmer umquartirt, man lieh ihm dürftige Bücher, der durch die Zimmerwand mühsam bewerkstelligte Verkehr mit einem Nachbarn, eben jenem Hauslehrer Pabst, bot willkommene Abwechslung; sogar einen Stubengenossen erhielt er, zufällig wieder einen Breslauer Bekannten Namens Kriebel. Aber bis zum Februar 1835 dauerte es, bis ihm wieder in einer Stube ohne Lichtblende schriftstellerische Beschäftigung gestattet wurde. Durch mancherlei Listen, wie L. sie in den „Bürgern“ geschildert, hatte er sich Aufzeichnungen machen können, die einen Theil des furchtbaren Drucks, der auf ihm lastete, fortnahmen; jetzt schrieb er sich diese Qualen ausführlich von der Seele herunter, aber bei der ersten wieder aufglimmenden Hoffnung warf er sich mit der ganzen mittlerweile angesammelten Kraft auf die rein poetische Gestaltung der „Krieger“, des zweiten Theils des „Jungen Europa“, den er schon in der Stadtvogtei begonnen hatte. Er schilderte hierin die polnische Revolution selbst, wie sie ihm aus seinen Studien, aus den gesammelten Nachrichten und aus seiner Bekanntschaft mit mehreren ihrer Heerführer gegenwärtig war, in packenden Kriegsbildern und Volksscenen, die zu seinen besten prosaischen Leistungen gehören. Die „Poeten“ treten hier wieder auf, Valer als ernster Mitkämpfer, der aber von dem Zustande der polnischen Nation immer widerwärtiger berührt sich nothwendig seinen einstigen Idealen entfremden muß; William als böser Dämon, Leopold als der alte übermüthige Weltenbummler. Warschaus blutiger Fall ist der erschütternde Höhepunkt des Völkerdramas, und Valer's Flucht aus russischer Gefangenschaft in Begleitung eines Juden Joel schränkt die gewaltigen Dimensionen des leben- und gestaltenreichen Bildes wieder in das persönliche Abenteuer des Haupthelden ein, der nun im dritten Theil der Trilogie eine langwierige Haft in preußischen Gefängnissen durchmacht.

Am 14. Februar 1835 wurde L. endlich wieder zum Verhör geführt, und zwar zum letzten, und dann am 20. März auf Grund seines Gesuchs

entlassen. Er mußte die juratorische Kaution stellen, sich dem Urtheilsspruche nicht zu entziehen und seinen Aufenthalt nach den Vorschriften des Polizeipräsidenten zu richten. Gegen die zunächst bestimmte Rückkehr nach Sprottau wehrte er sich aufs äußerste; eine homöopathische Cur ermöglichte zunächst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Berlin, und in zwei Audienzen beim Polizeiminister v. Rochow erreichte er es, daß ihm am 9. April der Aufenthalt in Naumburg verstattet wurde, in der Erwartung, so hieß es in der Antwort auf sein Gesuch, „daß Sie von Ihren ebenso verderblichen wie verwerflichen Ansichten zurückgekommen sind und in ernstlicher Reue über das Vergangene nicht nur durch Ihr Benehmen und durch Ihren Umgang, sondern auch durch Ihre schriftstellerischen Arbeiten den ernstlichen Willen bethätigen werden, sich nun so zu benehmen, wie es einem loyalen Unterthan Seiner Majestät geziemt“.

Der beginnende Sommer versöhnte bald mit dem erzwungenen Aufenthalt in dem freundlichen Landstädtchen „an der Pforte Thüringens“; zwar ängstigten noch eine Weile die Folgen der überstandenen Haft, Mattigkeit und fast krankhafte Schlafsucht, aber es kamen doch bald Tage, wo dem Verbannten die anfängliche „Einsamkeit seines Thals“ lieb zu werden begann und er auf seinem Zimmer „singend und befriedigt“ seine Studien wieder aufnahm, die Lectüre Hegel's, Goethe's, Rahel's in erster Reihe. Schnell entspann sich auch ein anregender Verkehr mit den Juristen des Naumburger Oberlandesgerichts, zu denen unter anderen Schulze-Delitzsch gehörte; auf der Kegelbahn wurde lebhaft und liberal genug politisirt, in bald geschaffenen litterarischen Cirkeln bildete L. als Vorleser den Mittelpunkt, und die reizvolle Umgegend gestattete erfrischende Fußpartien. Der Landrath Lepsius, dem L. unterstellt war, führte eine sehr nachsichtige Controle; bereits im Juni badete L. regelmäßig im benachbarten Kösen, verkehrte viel mit dem dortigen Regierungsrath du Bois und blieb auch häufig dort über Nacht; für die unartige Leber wurde in Ermangelung Karlsbads sogar ein Pferd beschafft, und nun dehnten sich die Ausflüge immer weiter, nach Freiburg, Weißenfels, Jena, Weimar, wo er im September das Goethehaus besuchte, bis in die „Goldene Aue“ hinein. Unter der zwingenden Sorge für die Existenz raffte sich auch die litterarische Unternehmungslust wieder auf. Schon die ersten freien Wochen in Berlin hatten den Abschluß einer Novelle gebracht, deren erster Entwurf auf das Leipziger Frühjahr 1833 zurückging; am 8. April trug L. die Widmung dieser „Liebesbriefe“ dem Fürsten Pückler an; sie erschienen im Juni. Die Sammlung der Aufsätze aus der „Eleganten Zeitung“, vermehrt um manche jetzt niedergeschriebenen neuen Eindrücke aus dem Theater- und Litteraturleben Berlins, war schon Ende Juli vollendet; der Verleger der „Deutschen Revue“, Gutzkow's Freund Karl Löwenthal in Mannheim, brachte sie im November unter dem Titel „Moderne Charakteristiken“ heraus. Mit ihm war im Juni auch die Herausgabe eines „Almanachs der Schönheit“ verabredet worden, für den neben jüngeren Freunden wie Gutzkow bald Pückler, Varnhagen, Ed. Gans, O. L. B. Wolff u. A. als Mitarbeiter gewonnen waren; er sollte in ungewöhnlich glänzender Ausstattung geboten werden; die Schwierigkeit in der Beschaffung von Porträts, besonders aber schönen Frauenbildern, hinderte aber zuletzt die Ausführung. Für diesen Almanach schrieb L. selbst in den ersten Augustwochen die Novelle „Die Schauspielerin“, die mit einer Widmung an Varnhagen im März 1836 erschien. Wie die „Liebesbriefe“ ist auch diese Novelle nur aus der Lust an rein künstlerischer, plastischer Gestaltung entsprungen; die ernsteren Probleme ruhen „tief unter der Oberfläche“, und der lebensvolle, farbige Stil, gegen dessen Vernachlässigung in

der modernen Problemlitteratur die etwa im November 1835 verfaßte Widmung an Varnhagen Front macht, ist der in der That wohlthuend hervortretende Mittelpunkt dieser Productionen, in denen ein allgemeiner Enthusiasmus für sinnenfällige Schönheit aber auch den Autor des „Jungen Europa" nicht verleugnet. Auch für die deutsche Ausgabe der Werke Victor Hugo's (Frankfurt 1835) steuerte er eine Uebersetzung des „Bug Jargal" zum siebenten Bande bei. Für jene beiden Novellen hatte sich Heinrich Hoff in Mannheim als Verleger gefunden; dieser badische Buchhändler war sogar so kühn, die Fortsetzung des „Jungen Europa" und der „Reisenovellen" durch reichliche Vorschüsse in diesem und im nächsten Jahre zu ermöglichen, auch die ersten Bände beider Werke käuflich zu übernehmen und allen preußischen und Bundestagsverboten zum Trotz, mit seiner Firma versehen, neu herauszubringen. Sogar eine redactionelle Wirksamkeit für L. winkte wieder. Der Verleger der „Mitternachtzeitung", Chr. Horneyer, wünschte bereits im August den temperamentvollen Redacteur der „Eleganten" für sein Blatt zu gewinnen, und von Anfang November an versandte L. bereits Aufforderungen zur Mitarbeit an Varnhagen, Max v. Oer, Julius Mosen, v. Biedenfeld u. s. w. Daß die preußische Regierung dieses Engagement billigen würde, war kaum zu erwarten, gleichwol wandte sich der Verleger mit der Anfrage, ob man bei Nennung der neuen Redaction die Zeitung in Preußen dulden würde, etwa Ende October nach Berlin, zu einer Zeit also, als aus diesem Wetterwinkel sich die schwärzesten Wolken über das Junge Deutschland zusammenzogen. Nachdem zwei Monate hindurch Gutzkow's „Wally" und die zu gründende „Deutsche Revue" die Oeffentlichkeit beschäftigt hatten, ging am 14. November Preußen mit der allgemeinen Achterklärung der jungdeutschen Schriften voran und am 10. December folgte der Bundestag mit seinem wie ein Verbot wirkenden Hinweis auf die bestehenden Gesetze, deren Durchführung in dem bunten Gewirr der deutschen Bundesstaaten schon genugsam persönlicher Willkür ausgesetzt war. Jener Bannstrahl Tzschoppe's erreichte Lauben in Leipzig, wohin eine freundliche Erinnerung ihn gelockt hatte; fast anderthalb Jahre war es her, daß er auf der letzten Station vor der Hausvogtei, eben in Leipzig, die Wittwe des ihm 1832 bekannten Professors Hänel im Theater kennen gelernt hatte; sie wiederzusehen, schlug er auf Zureden des alten Freundes Julius Kistner und mit seiner Hülfe die Vorschriften der Naumburger Internirung und die Ausweisung aus Sachsen in den Wind und gelangte auf romantischer Fahrt glücklich in die Pleißestadt, wo er im gastlichen Hause Brockhaus das Ziel seiner Sehnsucht vor sich sah. Zwei Tage später aber trieb ihn Theodor Mundt, der damals auch in Leipzig weilte, mit der Nachricht von der radicalen preußischen Maßregel des 14. Novembers früh morgens aus den Federn. L. hatte aber nicht die Absicht, sich widerstandslos litterarisch hinrichten zu lassen; genau so keck, wie im Mai und Juli 1834, machte er sich, unbekümmert um seine polizeiwidrigen Nebenwege, auf nach Berlin, den verblüfften Tzschoppe mit einer geharnischten Philippika und einem energischen Appell an die protestantische Denkfreiheit erfolgreich überraschend. So stellen sich wenigstens diese Ereignisse in Laube's detaillirter Schilderung dar, gegen deren Zutreffen jedoch ein offenbarer Irrthum spricht: Laube blieb nicht, von Tzschoppe ohne weiteres geduldet, in einer neugemietheten Wohnung auf der Kronenstraße, sondern kehrte mindestens ebenso plötzlich, wie er nach Berlin gefahren, nach Naumburg zurück, wo seine Anwesenheit in der ersten Hälfte des Decembers 1835 durch mehrere Briefe nachweisbar ist. Ein günstiger Bericht des Landraths Lepsius erwirkte ihm dann unter dem 21. December 1835 die polizeiliche Erlaubniß, nach Berlin

zu reisen, und etwa in den Weihnachtstagen wird er hier angekommen sein, wo er, nach einem brieflichen Zeugniß vom 15. Januar 1836, zunächst in der Mohrenstraße Wohnung nahm. Aaron Bernstein und Joel Jacoby gehörten hier zu seinem Verkehr.

„Ohnmächtiger Zorn ist immer Schwäche. Die Welt hat tausend Zugänge“, hatte L. kurz vor dieser letzten Abreise von Naumburg an eine Freundin geschrieben, und unverzagt sah er sich jetzt nach solchen Zugängen um, die ihm, nachdem das Junge Deutschland durch eine vulkanische Gesetzeseruption verschüttet war, noch einen Durchschlupf gewährten. Ohne Biegen und Beugen und manche Schramme ging das natürlich nicht ab. In erster Reihe galt es, als Grundlage der Existenz die Redaction der „Mitternachtszeitung“ zu behaupten. Am 11. December bereits hatte der Verleger Horneyer dem Minister des Innern eine mit Stolz auftretende Beichte seines neuen Redacteurs einreichen können, in der L. sich von allen auflösenden Tendenzen lossagte, sein persönliches modernes Element auf das formell Aesthetische einschränkte, seine Vorliebe für die Monarchie gegenüber der Republik schon aus poetischen Gründen betheuerte und diese seine geistige Verfassung als das Resultat einer natürlichen Entwicklung darstellte, deren Spuren in seinen Schriften immer deutlicher sichtbar seien, wobei nothwendig manche Verirrung habe mitunterlaufen müssen. Am 13. December hatte er auch eine Erklärung an die „Allgemeine Zeitung“ gesandt, in der er, wie die Mehrzahl der angekündigten Mitarbeiter der „Deutschen Revue“ Gutzkow's und Wienbarg's, jede jungdeutsche Gesinnungsgemeinschaft verleugnete, und auch die erste Nummer der „Mitternachtszeitung“ 1836 leitete er mit einer nochmaligen Erklärung und einem Programm ein, das den ganzen jungdeutschen Sturm und Drang, den L. noch am ungezügeltsten hatte austoben lassen, als das harmlose Tasten nach einer neuen „romantischen Schule“ demaskirte. In der That lagen jene Spuren einer conservativer werdenden Weltanschauung vor; schon der ironisirende, Heine nachahmende Ton der „Reisenovellen“ hatte sie angekündigt, die Redaction der „Modernen Charakteristiken“ und die Schriften der letzten Jahre verriethen deutlich den allmählichen Wandel; die lange Gefangenschaft hatte diesen nur begünstigt; zudem war mittlerweile aus dem draufloslebenden Studenten ein Mann von fast dreißig Jahren geworden, der bereits den wohlthuenden Reiz einer öffentlichen Wirksamkeit gekostet hatte, der in vier litterarischen Lehrjahren an Bildung und Weltkenntniß nicht hatte stehen bleiben können und nach einem ordentlichen Stück Lebensarbeit die Arme reckte, nachdem er der Qual der Unthätigkeit im Kerker fast erlegen war. Letztere drohte ihm immer noch, er lebte ja unter dem Damoklesschwert des zu erwartenden Urtheils, Polizeiaufsicht bewachte jeden seiner Schritte, und eine Unvorsichtigkeit konnte ihn sofort wieder auf unabsehbare Zeit in die Stadtvogtei zurückbringen; Männerstolz vor Königsthronen hätte ihn zweifellos vernichtet. Statt stolz unterzugehen, griff der Ertrinkende nach den dargebotenen Strohhalmen und rettete sich auf festes Land. In jenem mehrfachen Widerruf hatte er allerdings der Gegenwart vorgegriffen; soweit war der Bruch mit der Vergangenheit in seinem Innern noch keineswegs vorgeschritten, aber indem er sich vor sich selbst objektivirte, nahm er das schließlich gewisse Resultat seiner ihm selbst bewußten Entwicklung schon vorweg. Aeltere Freunde waren daher von dieser nothgedrungenen Umkehr des früheren Brausekopfs keineswegs überrascht, und Varnhagen verglich nicht übel die Lage seines Schützlings mit der des Königs von Preußen, als er nach dem Frieden von Tilsit Freundschaft für Napoleon heucheln mußte. Demgegenüber war L. noch im Vortheil, indem er als vollendet zugab, was

er doch wenigstens in sich wachsen fühlte. Wer hat das Recht, Heldenmuth zu fordern?

Durch diese kluge Capitulation erreichte nun L., daß er die Redaction der „Mitternachtzeitung“ führen durfte; ein Vierteljahr sollte er zunächst die Probe bestehen; die Nennung seines Namens setzte er aber auch nach Ablauf dieser Frist nicht durch, so daß dieses ganze Engagement, auch durch die Ferne des Verlagsorts, nur eine dürftige Stütze für ihn wurde; nur bis zum Ende des Jahres blieb er darin, war aber in den folgenden Jahren noch stark als Mitarbeiter an jenem Blatte thätig. Für andere litterarische Unternehmungen bot die Anonymität zunächst den einzigen Ausweg; in Alexander Duncker fand L. denn auch wirklich einen Verleger, der für eine schon 1833 begonnene historische Skizze „Die französische Revolution. Von 1789 bis 1836“ dem ungenannten Autor ein Honorar zahlte. Da die Restauration die Zustände vor 1789 keineswegs wiederhergestellt hatte, griff L. unter diesem kühnen Titel die ganze Entwicklung Frankreichs bis zur Gegenwart zusammen; daß die Resultate der Revolution, wie er 1834 auch vor Gericht geäußert hatte, der bestehende Zustand, durch Preußen anerkannt seien, gibt auch dieser Skizze die Schlußperspective. Aber solche versteckte Brotarbeit lockte weder Autor noch Verleger. Höchstens die „Reisenovellen“, deren Titel populär geworden, hätten zur Noth auch anonym fortgesetzt werden können, und ihnen galt daher die Hauptarbeit dieses Jahres 1836, nachdem überdies eine beruhigende Verfügung des Obercensurcollegiums vom 16. Februar erklärt hatte, daß die verfehmten Schriftsteller unter ihrem Namen in Preußen und mit preußischer Censur sehr wohl Bücher erscheinen lassen dürften, und ihnen im Juni 1836 ein besonderer Censor John bezw. Grano bestellt worden war. Mannichfache Reisen, die den Stoff zu weiteren Reisenovellen boten, kürzten die lange Wartezeit des noch immer nicht Verurtheilten. Im Januar hatte L. bei einem Ausflug nach Sprottau die Entrüstung seiner Eltern über den verlorenen Sohn zu beruhigen versucht; kurz vor Ostern, etwa Ende März, kehrte er, nach einer Andeutung Hebbel's, in Braunschweig und Hannover ein; Anfang Mai reiste er nach Dresden und Leipzig, um die Zurücknahme seiner Ausweisung aus Sachsen zu bewirken; im Juli badete er wieder in Kösen und gedachte von da über Hamburg nach Kopenhagen zu gehen, wozu ihm aber kein Paß bewilligt wurde. Statt dessen kehrte er Anfang September nach Berlin zurück und machte von da eine Tour an die Ostsee, nach Swinemünde und Rügen. Von dort rief ihn, wenn L. sich in der Folge dieser Ereignisse nicht irrte, eine Liebesbotschaft wieder nach Kösen zurück. Denn das Verhältniß zu jener Frau, die er vor Jahresfrist in Leipzig aufgesucht, war mittlerweile so weit gediehen, daß Varnhagen schon am 13. September an seine Schwester schreiben konnte: „Bei seiner Zurückkunft [von Swinemünde] wird wohl sein Urtheil erfolgen, das man als gelind voraussetzt; nachher wird er heirathen, eine junge, schöne, geistreiche Wittwe aus Leipzig, Doktorin Hähnel, welche zugleich ein ansehnliches Vermögen besitzt. Für den wäre also gesorgt. Seebad, Festung, Frau, was will er mehr! Ein kleines Stiefkind ist noch obenein dabei! Und das wäre mir wahrlich nicht das Wenigstliebe. Ich wünsche ihm ernstlich alles Glück zu dieser Lebenswendung, die sich in der That als ein großes, nicht zu hoffen gewesenes Glück für ihn darstellt“. So schien also alles einem versöhnlichen Ausgang zuzuneigen. Die „Modernen Charakteristiken“ waren im Februar für Preußen gestattet worden; jetzt im October wurden auch die „Reisenovellen“ (Band 3 und 4) zum Debit zugelassen, und als L. in diesem Monat und noch Anfang November wieder in Berlin weilte zur Ordnung seiner Heirathspapiere, wurde er gar vom Minister v. Rochow zu

einer gnädigen Audienz befohlen und überraschend genug mit einer halb diplomatischen Sendung betraut: er möge seine Hochzeitsreise gen Westen richten und am Rhein, besonders in Straßburg, dem Umfang der Napoleonischen Propaganda nachforschen, die am 30. October mit dem „Straßburger Putsch“ Louis Napoleon's aufgetreten war. In Lützen fand am 10. November Laube's Trauung statt, am 18. war das junge Ehepaar in Frankfurt in Gutzkow's ebenfalls neugegründeter Häuslichkeit zu Gaste, über Stuttgart ging es nach Straßburg, wo der „neue Gentz“ keinerlei beunruhigende Symptome entdeckte, und Anfang December konnte L. seine Gattin bereits in das gesellige Leben Berlins einführen. In diesen Wochen knüpfte sich die Bekanntschaft mit der Fürstin Pückler, in deren Hause L. auch Alexander v. Humboldt kennen lernte, und die Tochter Hardenberg's, das Pathenkind Friedrich Wilhelm's III., sollte bald eine rettende Fürsprecherin des jungdeutschen Schriftstellers werden. Denn wie ein Blitz aus heiterm Himmel fuhr plötzlich die Kammergerichtsentscheidung hernieder. Bereits am 5. December war sie erfolgt, erst am 25. Januar aber wurde L. das Urtheil zugestellt; es lautete auf sieben Jahre Festungshaft und Tragung aller Kosten, sechs Jahre für die Burschenschaft, ein Jahr für die litterarischen Sünden. Als letztere bezeichnete der Urtheilsspruch „das freche, die Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit bezweckende Tadeln der preußischen Regierung und der Regierungen verbündeter und befreundeter Staaten und die Verletzung der Ehrerbietung gegen einen auswärtigen Regenten. Zu dieser Entscheidung hatten die „Politischen Briefe“ keine juristische Grundlage abgegeben; nur aus dem Buche „Polen“ ließen sich jene Verbrechen construiren; mit den „Verbündeten und befreundeten Staaten“ war nur Rußland gemeint, das in dem ersten Theil des „Neuen Jahrhunderts“ stets höhnisch „der Verbündete Preußens“ genannt wird, und der „auswärtige Regent“ war niemand anders als der Kaiser von Rußland. Von den drei Punkten dieses Urtheils berührten also zwei das Verhältniß Preußens zu dem damals durch Verwandtschaft und Gesinnung verschwägerten Rußland, und L. war also vollkommen im Recht, wenn er in seinen „Erinnerungen“ behauptete, daß er, ein Preuße, zur Sühne für das Ausland verurtheilt worden sei, „daß auch das Gericht in Preußen strafbar fand, was gegen den Kaiser von Rußland in Leipzig gedruckt worden war“. An dieser Thatsache können alle mit Willkür und Unkenntniß arbeitenden Entstellungen kein Jota ändern.

Mit Verzicht auf eine Berufung reichte L. am 2. Februar 1837 ein Gnadengesuch ein und wartete seinen Erfolg in Berlin ab. Zwei Bände „Neue Reisenovellen“ entstanden in diesem Frühjahr und die Novelle „Glück“, die im Juni 1837 von der preußischen Censur freigegeben wurden. Die Befriedigung in bescheidener Wirksamkeit, das Glück in häuslicher Enge soll hier durch die Schicksale eines von abenteuerlichen Thaten ernüchtert zurückkehrenden Kaufmanns geschildert werden, das Behagen jener Resignation, mit der sich der glücklich verheirathete L. unterdeß selbst befreundet hatte. In diese Tonart klang nunmehr auch das „Junge Europa“ aus, dessen dritter Theil „Die Bürger“ gleichzeitig abgeschlossen wurde und mit den beiden andern Theilen im Herbst erschien. Hier ist Valerius der Glückliche, der sich nach der schweren Prüfung seines Lebens in die stille Werkthätigkeit eines Ackerbürgers und Ehemannes zufrieden zurückzieht; der unbändige Hippolyt dagegen durchlebt in England eine Walter Scott'sche Romanepisode und wird zuletzt in Amerika im Dienste der Humanität gelyncht, während Constantin, in seinem gewaltsam aufgezwungenen Scheinleben mit sich zerfallen, mit seiner Gattin Selbstmord übt; Leopold endet als schwachsinniger Frömmler. Nach dem Ausgang dieses,

wieder in Briefen abgefaßten dritten Theils durfte L. mit einigem Recht das „Junge Europa“ ein „konservatives Buch“ nennen.

Am 27. Mai wurde Laube's Gnadengesuch soweit gewährt, daß die sechs Jahre für Betheiligung an der Burschenschaft in sechs Monate verkürzt wurden. Aber auch der Rest von anderthalb Jahren mochte dem jungen Ehepaar grauenvoll genug erscheinen. Da bewährte sich die Freundschaft der Fürstin Pückler; durch ihren Vater war einst Tzschoppe emporgestiegen; bei der Ueberfüllung der preußischen Festungen mit Demagogen war eine Ueberweisung des Verurtheilten in ein Landstädtchen sicher zu erwarten, und in einer dankbaren Wallung wußte nun Tzschoppe es durchzusetzen, daß der Kammergerichtspräsident, auch ein wenn auch gegnerischer Bekannter Laube's aus Breslau, Muskau als Aufenthaltsort zuwies. Hier wurde dem Ehepaar im Polizeihause, dem alten Schloß, eine idyllische Wohnung eingeräumt, und Anfang Juli bezog die vorerst noch dreiköpfige Familie das aufgezwungene Asyl. „In einem Polizeihause der Lausitz am 18. Juli 1837“ ist das „Vor- und Schlußwort“ des zweiten Bandes der „Neuen Reisenovellen“ datirt, mit dem L. von dieser Kunstform endgültig Abschied nahm. In dem Roman „Die Böhminger“ hat er später das Zustandekommen jener gerichtlichen Entscheidungen in durchsichtiger Verkleidung geschildert.

Achtzehn Monate in gebundener Marschroute, durch zwei Winter hindurch — L. hätte seine schnell fertige Thatkraft ganz eingebüßt haben müssen, wenn er sich nicht mit ebenso festen Plänen auf den Weg machte. „In Muskau schreibe ich Literaturgeschichte, wozu Stahlstiche“ schrieb er einen Tag vor seiner Abreise, am 1. Juli, aus Berlin an Hoff, und dieser Aufgabe widmete er denn auch die anderthalb Jahre hindurch seine ganze Energie. Nur einmal streifte er zwischendurch das Gebiet der Politik mit einer anonymen Broschüre „Görres und Athanasius“, die gegen Görres' Anklageschrift das Einschreiten der preußischen Regierung im kölnischen Kirchenstreit vertheidigte. Im übrigen ging er ganz in litterarhistorischen Studien auf; „die Literatur ist mein Amt, darin darf ich zuerst nichts veruntreuen“, empfand er jetzt, und Goethe wurde ihm zu einem „Schwerpunkt“. Leopold Schefer, der Muskauer Evangelist des „Laienbreviers“, wußte Laube's anfängliche Gewissensbisse über seine mangelnden Vorkenntnisse zu zerstreuen; kein gelehrtes Quellenwerk, das eine Lebensaufgabe geworden wäre, sollte entstehen, sondern nur ein ausführlicheres Document, wie ein Mitglied des „Jungen Deutschlands“, ein Kind der neuen Zeit, die Litteratur und das, was sich in ihr wiederspiegelte, ansah. Da reichte eigenes Urtheil höchstens bis Lessing zurück; bis dahin die Brücke zu schlagen, die nun einmal für das stattlichere Aussehen des Ganzen unentbehrlich schien, mußte der Zuverlässigkeit älterer Pioniere überlassen bleiben, Rosenkranz, Wachler, Gervinus, Koberstein und Vischon, deren Arbeiten zu Grunde gelegt wurden. Laube's eigne Arbeit begann erst da, wo die Vergangenheit noch in das Bewußtsein der Gegenwart hineinreichte; der vierte Band ist als Niederschlag persönlicher Erlebnisse natürlich der gelungenste. Mit Kleinigkeiten gab sich L. darin nicht ab, und das umfangreiche Werk hat in seinen Einzelheiten vielen Tadel gefunden, auch manche Anfeindung im Ganzen, besonders seitens der Jung-Hegelianer. Aber große Gesichtspunkte beherrschen doch Laube's Anschauungen, aus dem Hintergrund der Philosophie und Geschichte sucht er die litterarischen Ereignisse zu entwickeln; die Hast der Arbeit mußte natürlich eine ungleichmäßige Darstellung und einen saloppen Stil zur Folge haben. Eine mundgerechtere Frucht dieser litterarhistorischen Studien war daneben die zehnbändige Ausgabe der Schriften Wilhelm Heinse's (1838, mit Biographie und Nachwort), jenes Dichters, dessen Schüler der

Verfasser des „Jungen Europa“ selbst gewesen war. In der eignen Production war mittlerweile ein Stillstand eingetreten, eine heilsame Sammlung und damit eine Wendung. Das litterarhistorische Studium führte zwar energisch zum Theater, zum Drama zurück, besonders dem bürgerlichen Schauspiel begann L. im Anschluß an Lessing und Schiller nachzusinnen, ein modernes Lustspiel entstand und wurde an Charlotte v. Hagn nach Berlin gesandt, die es kurz vor dem Ende der Gefangenschaft mit dem üblichen Lobe zurückschickte und mit der Aufforderung, kleine Stücke fürs Palais anzufertigen. Die Stimmung Laube's aber war einem dichterischen Reifen noch keineswegs günstig. In den Sommermonaten war gewiß der prächtige Park der Pückler'schen Standesherrschaft eine märchenhafte Gefängnißzelle, und die Fürstin bemühte sich, in Abwesenheit ihres noch immer auf Reisen befindlichen Gemahls, durch freimüthige Gastlichkeit die Einsamkeit ihres Schützlings zu zerstreuen. Aber die Fessel wurde dem Gefangenen doch immer fühlbarer, und erst als er sie gewaltsam lockerte, als er auf den Rath der Fürstin und mit der nachsichtigen Erlaubniß seines Aufsehers, des Justizraths, späteren Abgeordneten Paschke, das Waidwerk erlernte, und sich nun dieser neuen, seiner kräftigen Natur so verwandten Passion mit Leidenschaft hingab, verlor der Wechsel der Natur seine Schrecken. Auf diesen Pürschgängen, die viel weiter als zu den Hasen des Parks führten, die bald ihren Mittelpunkt in dem mehrere Stunden entfernten, in dichtem Urwald versteckten Pückler'schen Jagdschlosse bei Weißwasser fanden, sammelte auch der mit der Natur lebende Poet Laube die reichsten Schätze; hier sproßten die urwüchsigen Jägerreime und Aphorismen, die er erst drei Jahre später, als ein Schoßkind seiner Phantasie nach sorgsamer Pflege, zum „Jagdbrevier“ (1841) vereinigte, einer originellen Schöpfung, die bewies, daß sein lyrisches Talentchen sich wohl bewährte, wenn es sich an einen gegebenen, dankbaren Stoff klammern konnte. Die junge Gattin hütete derweilen das Haus und sandte Eilboten, wenn eine Revision Tzschoppe's in Sicht war; auch hatte sich am 8. October 1837 zum fünfjährigen Stiefsohne ein eigenes Kind Namens Hans gesellt, und nun mußte sich bald die dürftige Beschränktheit des dörflichen Aufenthalts unerträglich steigern. In der grauen Einförmigkeit des ersten Winters begann Frau Iduna zu kränkeln, der kleine Hans desgleichen, und nach Ablauf des Sommers 1838 mußten beide Kinder zu Laube's Eltern nach Sprottau gegeben werden, damit die Mutter im Bade Eger neue Körper- und Lebenskraft finden konnte. „Ein Hund und die Bücher, das ist alles, was ich habe und die Hoffnung, daß es die letzten Monate sind“, klagte L. am 12. October 1838 seinem Gönner Varnhagen. Seine Zuversicht, daß man seine Haftzeit abkürzen werde, war herb enttäuscht worden. Die neuen Theile des „Jungen Europa“ wurden im Herbst 1837 ebenfalls verboten, und das Schicksal der zuletzt doch gestatteten Heinse-Ausgabe war sehr unsicher. Seine Gesuche um Haftentlassung (20. November 1837 und 10. Juni 1838) waren erfolglos geblieben, und von den anderthalb Jahren wurde ihm kein Tag geschenkt. Im Januar 1839 erst wurde er wieder frei, am 17. (nach Laube's Angabe am 1.) Januar durfte er Muskau verlassen.

Die neue Freiheit sollte ausgiebig genossen werden. Die ersten Ruhemonate wurden in Leipzig und Berlin verlebt, Ende April begann eine erfolgreiche Badecur in Kissingen, dann ging es an den Rhein, nach Düsseldorf, wo Immermann und der schlesische Landsmann Karl Friedrich Lessing besucht wurden, und rheinabwärts nach Holland und Belgien. Ueber Brüssel, wo eine Begegnung mit dem Polenführer Skrynecki stattfand, gelangte L. zum ersten Male nach Frankreich und Paris; von dort ist „im Mai 1839“ die

Widmung vor dem vierten Bande der Litteraturgeschichte (Stuttgart 1839/40) an die Fürstin Lucie v. Pückler datirt. Der erste Eindruck Frankreichs enttäuschte, der Kampf mit der ungewohnten Sprache schuf Unbehagen, und dieses hob sich erst, als L. durch eifriges Studium der französischen Geschichte im fremden Lande festen Boden unter den Füßen gewann. In bürgerlicher Einsamkeit strichen die ersten zwei Monate dahin; dann lockten diese Studien aus Paris hinaus an die Stätten, wo sich einst Hauptstücke der Geschichte Frankreichs abspielten, zu den Lustschlössern der französischen Könige, und diese Wallfahrten führten nach Norden und Süden durch ganz Frankreich; sogar spanischer Boden wurde auf einem Ritt in die Pyrenäen betreten und ein Ausflug nach Afrika unternommen; zu Pferde, mit der Flinte auf dem Rücken, drangen L. und seine Frau von Algier aus bis Blidah am Atlas vor. Zum Anfang der Wintersaison trafen die Reisenden wieder in Paris ein, wo Heine, aus dem sommerlichen Bade zurückgekehrt, den Freund erwartete, mit dem er schon seit 1832 brieflich verbunden war. Unter seiner und Meyerbeer's Führung wurde jetzt Paris entdeckt, die ersten Salons öffneten sich dem deutschen Fremdling, und mit den Koryphäen der französischen Litteratur wurde er bekannt, mit George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin, Frau v. Girardin, Lamartine, Chopin, Marquis de Custine, Lamennais ꝛc. Auch mit Richard Wagner wurde die Jugendbekanntschaft erneuert. Diesen reichen persönlichen Eindrücken gegenüber kam das Interesse für das Theater garnicht auf; für die Rachel konnte sich L. nicht begeistern, die französischen Vaudevilles lockten am stärksten; eine allabendlich gespielte Posse „Passé minuit", in der der Komiker Arnal Triumphe feierte, wurde von L. übersetzt und hielt sich durch Beckmann ꝛc. lange auf dem deutschen Repertoir. („Mitten in der Nacht", Reclam Nr. 525.) Der Hauptertrag der Reise war aber zunächst ein anderer. Als L. sich im Februar 1840 nach seiner Rückkehr in Leipzig niedergelassen hatte, ungeachtet der noch bestehenden Ausweisung, reiste er schon im März nach Muskau, wo der jetzt anwesende Fürst Pückler seinen ihm noch fremden Gast erwartete; in der Einsamkeit des Jagdschlosses, wo er nur „mit Hirschen und Säuen" verkehrte — der Fürst war kein Jäger —, wurden die mitgebrachten historischen Studien verarbeitet, und hier entstand das dreibändige Werk „Französische Lustschlösser", das bereits im October 1840, unbeanstandet von der Censur, erschien. Es ist das frischeste und reichhaltigste der nicht belletristischen Prosawerke Laube's. An die ausführliche Schilderung der Lustschlösser Fontainebleau, Chambord, Eu, Pau, St. Germain und Versailles knüpft L. die Charakteristik ihrer fürstlichen Gründer und Besitzer, und in seiner geschickten Gruppirung werden diese Orte der Freude und der Kunst zu den lebens- und ereignißvollsten Schauplätzen französischer Geschichte, die mit ihren glanzvollsten Helden und wuchtigsten Ereignissen von Franz dem Ersten ab in reizvoller Bilderreihe vorüberzieht. Das Schlußcapitel „Die Kaschba", dem Maurenschloß in Algier gewidmet, leitet in die neufranzösische Gegenwart Algiers hinüber. Noch einmal hat L. diese dankbare Form historischer Darstellung versucht; im Sommer 1844 weilte er vier Wochen in Skandinavien, und Stockholm, Christiania und Kopenhagen boten den nicht minder interessanten Hintergrund zu dem 1845 erschienenen Buche „Drei Königsstädte im Norden". Ein historischer Splitter französischer Herkunft war außerdem noch Laube's Denkschrift auf den angeblichen Sohn Ludwig's XVI., „Der Prätendent" (1842), ein historisch-kritischer Auszug aus dem „Abregé de l'histoire des infortunes du Dauphin" und andern Memoires, dessen Resultate dem „letzten Dauphin Frankreichs", dem Uhrmacher Naundorf, keineswegs günstig waren. Aber auch der Novellist Laube

hatte Ausbeute aus Frankreich mitgebracht. In Fontainebleau war der Plan zu einem dreibändigen Roman entstanden, der das Schicksal der Geliebten des Königs Franz, der Gräfin Chateaubriand behandelte und nach ihr benannt wurde (1843); spannende Erfindung, wechselreiche Handlung und anschauliche Klarheit, wie sie etwa ein guter Memoirenschreiber besitzt, oft auch urwüchsige Frische sind dieser und auch der Mehrzahl der novellistischen Arbeiten Laube's eigen; die Charakteristik folgt den Conturen der geschichtlichen Vorlage, für die intimere Zeichnung des Königs Franz hat Fürst Pückler Modell gesessen; von poetischem Duft aber ist wenig zu verspüren, doch diese Armuth soll durch den Reichthum der Composition ersetzt werden. Dasselbe gilt von der Novelle „Der belgische Graf" (Mannheim 1845), zu der die Laufbahn des Börsenabenteurers Jean Law in Frankreich den Rahmen abgab. Die Vorzüge seiner Erzählkunst hatte L. aber schon in deutschem Milieu bewiesen, mit dem farbenstrotzenden Kriegsbilde „Die Bandomire" (Mitau 1842), in dem er ein aus Böhmen nach Kurland eingewandertes Geschlecht im adligen Bürgerkriege nach tapferer Gegenwehr untergehen läßt; auch hier jagen sich im engsten Raume die Ereignisse, aus denen sich aber doch die markigen Charaktere der letzten Bandomire stattlich hervorheben. Eine weitere Frucht der Pariser Reise war schließlich noch das Buch „George Sands Frauenbilder", das im October 1845 (Brüssel 1845) in prächtiger Ausstattung erschien; außer einer Charakteristik aller in George Sand's Romanen auftretenden Frauen schilderte L. hier auch den Besuch, den er in Begleitung Heine's bei der Dichterin im Winter 1839/40 gemacht hatte.

Der Hauptinhalt dieser Vierziger Jahre war für L. aber ein ganz anderer. Ebenfalls in Fontainebleau hatte sein dramatisches Talent einen starken Impuls empfangen; in der Hirschgalerie jenes Schlosses hatte die gleißende Laufbahn des Günstlings der Königin Christine von Schweden durch das rächende Schwert ihr Ende gefunden, und die Gestalt dieses Monaldeschi, die schon im Gefängniß 1834 Laube's Phantasie beschäftigt hatte, trat ihm nun aus der Fülle historischer Erinnerungen lebend und dramatisch handelnd entgegen; in der Stille des Muskauer Waldes, als er die Reiseeindrücke noch einmal durchlebte, bemächtigte sie sich seiner ganz. Es ist kein Zufall, daß grade diese meteorartige Erscheinung nicht von ihm wich; Laube's eigenes jugendliches Auftreten hatte viel von der Keckheit, Verwegenheit, Siegeszuversicht dieses seines Helden, und der Charakter des glänzenden Abenteurers tritt in der Mehrzahl seiner Dramen und seiner Novellen in irgend einer Form in die Erscheinung. Im Sommer 1840 wurde das Stück zu Leipzig in Einem Zuge niedergeschrieben und an dreißig Bühnen versandt. Neunundzwanzig Exemplare des anonymen Druckmanuscripts kamen prompt zurück; nur der einzige Heinrich Moritz, der Regisseur des Stuttgarter Hoftheaters, nahm sich seiner sofort an, und hier fand denn auch im Winter 1840/41 die Uraufführung des Dramas erfolgreich statt. Nun regten sich auch die übrigen Bühnen, für Norddeutschland ging Emil Devrient in Dresden mit der Aufnahme des Stücks voran, und die erste Bresche war gemacht. Im Herbst 1841 hatte L. ein Intriguenlustspiel aus der Pompadour-Zeit, „Rococo", fertig, das aber allenthalben auf den Bühnen Unglück hatte, nur in Leipzig zu guter Wirkung kam. Dafür besaß es aber Ludwig Tieck's ganzen Beifall; der Altmeister der Romantik, dem das junge Deutschland in Laube's Person jetzt zum ersten Mal seine Aufwartung machte, stempelte es in mehrfachen Vorlesungen vor seinem häuslichen Hörerkreis fast zu einem classischen Stück, und sein Drängen beschleunigte die Uraufführung in Dresden (29. April 1842), die dem weiteren Schicksal dieses Lustspiels verhängnißvoll wurde. Tieck mußte hinterher noch

erstaunte Vorwürfe einheimsen über die „Immoralität“ dieses frivolen Abenteurersujets seines jungdeutschen Schützlings. Im August und September 1843 entstand das Schauspiel „Die Bernsteinhexe“, eine Dramatisirung der eben erschienenen „Marie Schweidler“ des Pfarrers Meinhold, eine auf den gröbsten romantischen Motiven gebaute Verführungsgeschichte, die schließlich doch mit einer Verlobung vom Scheiterhaufen weg endet. Die ganzen Vorgänge des Stücks sind gebunden durch eine Persönlichkeit und die von ihr ausgehende dämonisch-fascinirende Kraft, die alles unter ihren Willen zwingt; für solche Charakteristik, die unwiderstehlich fortreißen mußte, fehlte L. die poetische Kraft. Das behagliche Gruseln über Hexen- und Gespenstergeschichten, an denen seine schlesische Heimath reich gewesen, täuschte bei der Arbeit darüber hinweg, aber L. sah bald selbst ein, daß ein dramatisirter Hexenproceß zum modernen Empfinden in keinem Verhältniß mehr steht, wenn nicht die Musik der Oper als Vermittlerin dazwischentritt, und betrieb trotz dem nicht unglücklichen Ausfall mehrerer Aufführungen den Fortgang des Stückes nicht weiter. Der Plan zur „Bernsteinhexe“ hatte ihn wie ein Rausch gefaßt, mitten in einer andern Arbeit, die nun aufs neue vorgenommen und vollendet wurde, der Tragödie „Struensee“. Zu dieser Tragödie des kühnen deutschen Emporkömmlings hatte L. wol das meiste aus seiner eigenen Entwicklung geschöpft, der Typus des Abenteurers, der in keckem Wagemuth das Glück erobert, hatte sich hier veredelt. Und er errang auch mit diesem Werk einen einheitlichen Erfolg in ganz Deutschland, der neben dem menschlich ergreifenden Stoff auch seiner straffen Composition zuzuschreiben ist, die sich sogar die aristotelischen Einheiten auferlegte; nur Berlin und Wien verschlossen sich dem Stück aus Censurbedenklichkeiten. Durch die Intriguen Meyerbeer's, der seines verstorbenen Bruders veraltetes Stück vorgeschoben wissen wollte, wurde die Bühnengeschichte des Laube'schen „Struensee“ eine besonders bewegte. L. besaß einen gesunden Instinct für das nationale Element, das von der Bühne herab wirksam sein konnte. „Gottsched und Gellert“, sein nächstes Lustspiel war ein guter Griff nach dieser Richtung, die „Karlsschüler“ übertrumpften ihn noch. Mit Absicht ist das erste Stück ganz auf die Tendenz gestellt und dürfte noch heute seine Wirkung thun. Gottsched und Gellert sind in dieser Gegenüberstellung zwei keineswegs ausgestorbene, gut deutsche Typen, und die Liebe, die Deutschland immer für seinen Lessing bewahren wird, sichert dem jugendlich kecken Adepten des Lessing'schen Geistes, der zwischen jenen beiden Polen steht, eine fortreißende Wirkung. Mit den „Karlsschülern“ eröffnete L. den fruchtbaren Theaterwinter 1846; er hatte davon geträumt, daß sie am Geburtstag Schiller's allenthalben über die deutschen Bühnen marschiren würden, aber nur Dresden, Mannheim, München und Schwerin rafften sich zu dieser nationalen Feier auf, und der Erfolg war überall ein durchgreifender und starker. Verwandte und Zeitgenossen Schiller's sparten nicht mit Anerkennung. Mit großer Geschicklichkeit war in den beiden letzten Dramen die Capelle der Nationallitteratur zum Tempel der Nationalgeschichte erweitert worden; dem nationalen Element war damit ein Durchschlupf auf die Bühnen gefunden, von denen der Censor die poetischen Reichthümer der vaterländischen Geschichte verbannte. Diesen dem Dramatiker auch heute nicht ganz ersparten Zwang sollte L. selbst bitter genug erfahren bei seinem nächsten Stück „Prinz Friedrich“, das den Conflict des jungen Friedrich des Großen mit seinem strengen Vater in temperamentvoller Weise behandelte und der erste Theil einer Friedrich-Trilogie werden sollte,. die aber durch die Aussichtslosigkeit der so bedingten theatralischen Darstellung bei Seite gelegt wurde. Selbst ein dem Könige von Preußen überreichtes Memoire über die nationale und populäre Wirkung

des Auftretens preußischer Fürsten auf den heimathlichen Bühnen vermochte die hergebrachte und sich damals noch steigernde Aengstlichkeit nicht zu beseitigen, und die Bühnenlaufbahn des Stücks wurde dadurch von vornherein gehemmt. „Die ganze Komödie wird in die Tasche gesteckt von dem politischen Riesen, der sich so furchtbar aufrichtet", schrieb L. am 28. Februar 1848 an Emil Devrient, und auch seine Hauptrolle als productiver Dramatiker wurde durch dieses dröhnende Intermezzo abgebrochen, um später nur noch in wirksamen Episoden wieder aufzutreten.

Nach fast zehnjähriger Pause (1856) erschien Laube's „Graf Essex", eines seiner erfolgreichsten Stücke, das noch heute auf dem deutschen Repertoire lebt; die Familienähnlichkeit mit den früheren Helden Monaldeschi, Struensee, ist auch hier nicht zu verkennen, wenn auch die Charakteristik des stolzen Günstlings der Königin Elisabeth aus seiner von vornherein erhöhteren Lebensstellung sorgfältig herausgearbeitet ist. Die Ausbeutung theatralischer Effecte geht in diesem Stück bis an die äußerste Grenze des Erlaubten; desgleichen in dem letzten selbständigen Trauerspiel Laube's, „Montrose, der schwarze Markgraf" (1859), in dem die Vorliebe des einstigen Theologen für religiöse Motive zu einem wuchtigen Ausdruck kommt. 1858 wurde sein Lustspiel „Cato von Eisen" aufgeführt, für das er die Grundidee von Gorostiza genommen hatte, dessen „Nachsicht für alle" er außerdem bearbeitete, und 1867 erschien unter dem Pseudonym C. Franz auf dem Burgtheater das Schauspiel „Der Statthalter von Bengalen", das den Verfasser der Juniusbriefe, Sir Philipp Francis, zum Helden hat. Die Macht der Verleumdung war der Vorwurf für das Schauspiel „Böse Zungen" (1868); das Schicksal des 1860 durch Intriguen in den Tod getriebenen österreichischen Finanzministers v. Bruck hatte zu dem Stück die Anregung gegeben und verschaffte ihm auch den Erfolg der Actualität. Anonym soll L. schließlich noch „Advokat Hamlet" (Leipzig 1850), pseudonym „Die neue Lästerschule" (nach Sheridan) von Harry Grien (Wien 1882) und das Lustspiel „Frundsbach" (Wien 1881) und unter dem Namen A. H. Mühlbaum das Lustspiel „Schauspielerei" (Wien 1882) verfaßt haben. Seine Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius" (1872) ist der Höhepunkt seiner sich immer mehr in Coulisseneffecte und Intriguenschrecken auflösenden Dramatik. Die Anlage dazu war von vornherein stark in ihm gewesen; die Intrigue ist das A und O seiner Technik in Tragödie und Lustspiel und keineswegs so fein geschnitzt, wie in den französischen Vorbildern, die er mit Liebe studirte. Mit dem Dichter Laube ist man schnell fertig; er war von vornherein mehr der Regisseur, der gegebene Stoffe wirksam zu componiren und insceniren verstand; wenn er schon 1841 einem Freunde rieth: „Produziren Sie jetzt nichts aus dem Blauen, aus rein eigner Erfindung, sondern schließen sich, und zwar ganz knapp! an gegebene Stoffe an. Erstaunt werden Sie bald bemerken, wie Ihr eigner für Erfindung nöthiger Inhalt und Stoff dabei sich organisch entwickelt", so machte er bei diesem Rath seine eigene Fähigkeit zum Maßstab. Trotz seiner Vorliebe für das bürgerliche Schauspiel, als dessen kundigsten Vertreter er Iffland hochschätzte, hat er sich niemals selbst auf dies Gebiet gewagt, wo alles der Erfindung, der dichterischen Auffassung des alltäglichen Lebens überlassen ist, mit den Menschen allein wußte er nicht viel anzufangen; so war er angewiesen auf die Hülfe historischer Thatsachen und im wesentlichen vorgezeichneter Charakteristik, denen er dann mit seinem großen, und in französischer Schule sorgfältig gepflegten Compositionstalent zu Hülfe kam. Bei allem Pathos ist Laube's Sprache dürr und trocken, es fehlt der tönende Klang darin; aber die scenische Wirkung beherrschte er vom ersten Stücke an und bildete sie in dramaturgischen

Studien virtuos in sich aus. Ein unermüdlicher Theatergänger, lernte er unendlich viel auch von der dürftigsten Komödie und Aufführung, und jedes Detail vor und hinter den Coulissen fesselte seine Beobachtung. Die idealen sowol wie die praktischen Bedingungen des Bühnenlebens interessirten ihn gleich lebhaft, er trat von Anfang an als der zukünftige Theaterdirector auf, und seine Dramen gehören zur Theatergeschichte der Vierziger Jahre im engsten Sinne. Er schrieb seine Stücke den Bühnen zum Trotz und sagte ihren Leitern: „Jetzt beißt Euch dran die Zähne aus, und wehe Euch, wenn Ihr hohle Zähne habt!“ Wenn seine Dramen in Buchform erschienen („Dramatische Werke“ 1845 ff.), wurden sie Streitschriften, die Vorreden nahmen fast den halben Band ein, sie sprachen von verrotteten Zuständen und von Reform des Theaterlebens mit ungewohnter Keckheit; mit ungezwungenster Offenheit erzählte er die Bühnengeschichte jedes Werks, spielte die einzelnen Intendanten, besonders der Hoftheater, gegen einander aus, citirte ihre oft classischen Urtheile und freute sich über den Lärm, den es geben würde, fast noch mehr wie über die Aufführung seiner Stücke: „Es lebe die Strafe!“ Diese systematische Polemik hat luftreinigend gewirkt. Selbst in seinen Privatbriefen besonders an Schauspieler gewöhnte sich L. früh den Ton des Directors an, der überall mit Zurechtweisung und Vorschlägen eingreift, und in gleichem Sinne wirkte er als Journalist, als der er in den Vierziger Jahren eine ausgebreitete litterarisch- und theaterkritische Thätigkeit entfaltete, die hier nicht einmal übersichtlich skizzirt werden kann. Erwähnt sei nur, daß er zeitweilig für das „Leipziger Tageblatt“, in dem er 1832 so reformirend gewirkt hatte, die Theaterkritik führte und daß er 1843 und 44 von F. G. Kühne auch wieder die Leitung der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahm. Mit der alten streitbaren Energie kehrte er auf seinen ersten wichtigen Posten zurück, um „den Krieg des Talentes gegen die Redensart“ zu beginnen, und durch Heine's Hülfe und die Pflege besonders jüngerer Talente, deren sich in Alfred Meißner, Moritz Hartmann u. s. w. eine ganze Colonie in Leipzig angesiedelt hatte, verhalf er dem jetzt überlebten Blatte zu einem letzten vorübergehenden Aufschwung. Sogar als Angeber einer neuen Mode für deutsche Männertracht verschmähte er nicht hier aufzutreten, und mit dem großen Stab jüngerer Collegen, die sich in Leipzig um ihn scharten, angelockt von seiner frisch-fröhlichen Arbeitskraft und seinem derben aufrichtigen Umgangston, hat er sich auch für die Organisirung des Litteratenwesens in Vereinen verdient gemacht; eine „Tigergrube“ nannte Otto Ludwig diesen Leipziger Kreis. Bei den Premieren seiner Stücke pflegte L. gern persönlich zu erscheinen und bei den Proben einzugreifen, ein Recht, das er am nachdrücklichsten wieder dem Autor erobert hat. Diese Reisen führten ihn mannichfach herum und hielten seine Energie in immer frischem Anreiz. Frühjahr und Herbst sahen ihn regelmäßig zur Jagd in Muskau; die sommerliche Badecur in Karlsbad war zur jährlichen Gewohnheit geworden. Er hatte Freunde aller Orten und Fühlung nach allen Seiten. Sommer 1847 war er auch wieder in Paris in Begleitung Meißner's, und aus den für die „Allgemeine Zeitung“, für die er schon seit 1835 arbeitete, geschriebenen Berichten erwuchs das Büchlein „Paris 1847“, das sich durch die Schilderung französischer Politiker und der französischen Theater und Schauspieler auszeichnet.

Eine dieser Journalisten- und Erkundungsfahrten hatte ihn im Herbst 1845 auch nach Wien geführt, wo sich das Burgtheater seinen Dramen, mit Ausnahme „Monaldeschi's“, spröde verschlossen hatte. Im Hause der Schauspielerin Amalie Haizinger machte L. die Bekanntschaft des Grafen Moritz Dietrichstein, der seit dem Mai dieses Jahres wieder die Leitung des Burg-

theaters innehatte; auf dieser Reise sicherte er sich den Einfluß des Dichters Friedrich Halm (Frhrn. v. Münch-Bellinghausen) und seiner Freundin der Schauspielerin Julie Rettich, und von hier spannen sich die Fäden, die ihn nach vier Jahren an die Leitung des Burgtheaters fesseln sollten. Unter diesem Gesichtspunkte schrieb er auch im Frühjahr 1846 für die „Allgemeine Zeitung“ seine „Briefe über das deutsche Theater“, die das Wiener Theaterleben zum Mittelpunkte hatten. Damit candidirte er offen für jenen Posten eines Präsidenten der deutschen Bühnenwelt; doch ehe er diesen bestieg, machte er noch eine politische Episode durch, die auf seine Wahl zum Burgtheaterdirector nicht ohne Einfluß war.

Seit einem Jahrzehnt hatte sich L. in politischer Hinsicht vorsichtig und ruhig verhalten. Er war ja gewarnt, und die schon erduldete Strafe konnte ihn jederzeit wieder ereilen, denn die Maßregeln des Jahres 1835 waren noch in Kraft, wenn sie auch mit gelegentlicher Nachsicht gehandhabt wurden. Der preußische Censor arbeitete gemächlich; im Sommer 1840 durfte Laube's Litteraturgeschichte noch nicht in Preußen verkauft werden, weil die Recensur noch nicht beendet war; die Redaction eines Journals, das auch auf preußische Leser rechnete und rechnen mußte, war daher völlig aussichtslos, schon Ende 1840 mußte L. einen derartigen Antrag ablehnen. Sein Gesuch an den preußischen Minister um Befreiung von der Recensur (29. Juli 1840) sollte noch erst „in Erwägung“ gezogen werden. Thatsächlich beschäftigte man sich in Berlin mit dem Schicksal der jungdeutschen Schriftsteller, von denen außer L. auch Mundt in beweglichen Eingaben laut geworden war. Gemäß einem Auftrag des Ministers vom 30. November 1840 erklärte das Obercensurcollegium am 6. Februar 1841, daß es in der letzten Zeit an Mundt und L. nichts auszusetzen gefunden, daß es überhaupt nur wenige jungdeutsche Schriften unterdeß habe verbieten müssen und beantragte die völlige Aufhebung der preußischen Ausnahmegesetze gegen das junge Deutschland. Die Minister waren uneins nach vier Monaten (31. Juli) legten sie ihren Bericht dem Könige vor, und nach weitern sieben Monaten (28. Februar 1841) erfolgte dann die mit mehreren Vorbehalten verklausulirte befreiende Cabinetsordre. Nachdem gleich Mundt auch L. am 10. Mai 1842 mündlich zu Protokoll und in einer besondern schriftlichen Erklärung vom 7. Juni versichert hatte, daß er fortan in seinen Schriften alles vermeiden wolle, was „die Religion, die Staatsverfassung und das Sittengesetz beleidige“, war er für Preußen rehabilitirt, und auch der Bundestag nahm in diesem Jahre seine Verfügung vom 10. December 1835 zurück. Von den regelmäßigen Censurhindernissen abgesehen,. war also freie Bahn für litterarisches Wirken geöffnet, und die gedachte L. nicht wieder zu verlassen. Er durfte auch jene sehr allgemein gehaltenen Erklärungen abgeben, da er in Wirklichkeit seit der scharfen Gefängnißcur eine innere Umwandlung durchgemacht hatte. Schon am 23. Januar 1841 machte er Varnhagen ein vertrauliches Geständniß über sein „energisches Preußenthum“, aber er fügte hinzu, daß er jetzt im Fechten für sein Vaterland weit verschwiegener geworden sei als früher mit seiner Opposition. Er war der alte Raufbold nicht mehr, der gleich zum Degen griff, sein heißes Blut hatte sich beruhigt, wenn auch nicht soweit, daß er den Charakter, den er nun einmal in der litterarischen Mitwelt gewonnen hatte, ganz hätte verleugnen müssen. Er vermied nur die auffallenden Gelegenheiten und schrieb wol hier und da anonyme politische Artikel für Leipziger Blätter und für die „Allgemeine Zeitung“. Er benutzte auch die Tagesgeschichte, um in den mächtigen politischen Zeitungen die Litteratur zur Sprache zu bringen, aber er pflegte seit 1839 zu betonen, daß er jetzt einen „künstlerischen Ton“ angeschlagen habe, für den seine

Litteraturgeschichte das Programm bilden sollte, und daran hielt der sich entwickelnde Dramatiker fest. Er hatte ungläubig den Kopf geschüttelt, als Heine ihm 1847 in Paris den kommenden Sturm nach der augenblicklichen Windstille unter Guizot's Herrschaft voraussagte, und die Ereignisse des Jahres 1848 überraschten ihn. Aber schnell fand er sich zurecht und Anfangs März stand er mit einem Male wieder als politischer Schriftsteller da, der für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" in Leipzig Aufsätze schrieb, die die Bildung eines „Gesammtstaates" mit Einschluß Oesterreichs zum Ziele hatten. Die in Leipzig zusammentretenden politischen Vereine waren dem alten Burschenschafter ein willkommenes Forum, die Kunst war ja doch für einige Zeit im Abgrund verschwunden, und aus den Vereinssitzungen setzten sich die Debatten auf die Straße fort, wo L. als Communalgardist herumstrich und Volksmeinungen sammelte; sogar eine Mahnung ließ er (etwa am 8. März) an den König von Preußen abgehen, energisch die Führung zu ergreifen „im Sinne der Nation", und die Einberufung des Vorparlamentes führte auch ihn nach Frankfurt, von wo er während der entscheidenden Tage (30. März bis 3. April), in denen die Befugnisse des Fünfzigerausschusses zur Wahl der Nationalversammlung festgelegt wurden, Berichte für die „Allgemeine Zeitung" schrieb. Seine Meinung: „Freiheit mit Maß, Einigung des deutschen Vaterlandes wenn auch mit Opfern" hatte ihn zum linken Centrum der Versammlung geführt.

Nach Leipzig zurückgekehrt, ließ er sich durch einen Brief der Louise Neumann, der Tochter der Amalie Haizinger, bewegen, nach Wien zu eilen, wo die revolutionäre Bewegung die „Karlsschüler" flott gemacht hatte, um sein Stück selbst auf dem Burgtheater in Scene zu setzen. Sein tactvolles Auftreten bei dem stürmischen Erfolg des Werkes, als gegen die alte Sitte der Burg der Darsteller des Schiller an die Lampen gerufen wurde, sein kluges Vermitteln zwischen der conservativen Würde des Hauses und dem umsturz-lüsternen Volkswillen überraschte bei Hofe außerordentlich, verschaffte ihm vor allem die mächtige Gunst der Erzherzogin Sophie, und seine bei Einstudirung der „Karlsschüler" bewiesenen dramaturgischen Fähigkeiten, die von einigen der Schauspieler in das richtige Licht gestellt wurden, gaben den Ausschlag. Sofort nach der Première am 24. April ergab sich eine Unterredung mit dem Grafen Dietrichstein, die zur Folge hatte, daß L. bereits am 25. April eine Denkschrift über eine organische Reform des Burgtheaters dem enthusiastisch interessirten Oberstkämmerer vorlegte, die auf eine völlig selbständige Stellung eines artistischen Directors ausging; am 28. April legte Dietrichstein seinen Vorschlag, L. demnach zum Intendanzrath zu machen, dem bereitwilligen Kaiser vor. Bis Ende Mai blieb L. in der revolutionär aufgewühlten Stadt, ohne daß eine Entscheidung erfolgte; der Finanzminister v. Krauß wollte nur einer fünfjährigen provisorischen Anstellung zustimmen, während L. sofortige Pensionsberechtigung und Sicherheiten auch für seine Familie verlangt hatte, und lehnte am 18. Juli überhaupt jede Geldbewilligung aus der Staatscasse für den neu zu schaffenden Posten ab. Damit war die Angelegenheit einstweilen aufgeschoben, was auch L. bei der Unsicherheit der Zustände am liebsten war. Seine Blicke waren mit Spannung auf Frankfurt gerichtet, wohin er als Abgeordneter seiner Heimath zu gehen gehofft hatte. In Muskau war er vorerst nur als Stellvertreter gewählt worden. Aber während die Sprottauer für ihn stimmten, ließen die Saganer ihn fallen, weil er Republikaner sei, und so blieb er mit zwei Stimmen in der Minorität. Nachdem er im „Deutschen Verein" zu Leipzig über die miterlebte Wiener Revolution Bericht erstattet hatte, war er einstweilen aufs Zu-

sehen angewiesen und reiste seiner Gewohnheit nach im Juni nach Karlsbad. Der Zufall wollte es, daß im benachbarten Orte Elbogen ein czechischer Abgeordneter sein Mandat niedergelegt hatte; L. trat kurz entschlossen, auf Betreiben seiner Frau, als Candidat auf, wurde gewählt und ging nun, er, der Preuße, als deutschböhmischer Abgeordneter im August nach Frankfurt, wo bereits seit dem 18. Mai die Nationalversammlung tagte. Enthusiastische Hoffnungen auf ihre Wirksamkeit hatte er bereits abgelegt, denn er sah die ausübende Macht der Versammlung von vornherein bedroht durch den Zank um unfruchtbare Principien. Utopien nachzujagen, war er nicht mehr jung genug, wie er mit Schmerz empfand; constitutionelle Monarchie war für ihn die einzig mögliche Staatsform, aber wenn er der Persönlichkeit eines deutschen Gesammtoberhauptes nachdachte, mußte er, der österreichische Abgeordnete, in Conflict kommen mit seinem preußischen Vaterlandsgefühle. Seinen Wählern zu genügen, hätte er für ein völliges Aufgehen des ganzen Oesterreich in Deutschland wirken und gleich Schmerling von dem Augenblick an, wo durch die Antipathie der Mehrheit gegen die undeutschen österreichischen Elemente, durch die kleindeutsche Partei Gagern's und die enge Centralisation Oesterreichs bis zur oktroyirten Verfassung vom 7. März diese Aussichten zerstört wurden, gegen die preußische Hegemonie auftreten müssen. So saß er von vornherein „zwischen zwei Stühlen", trat niemals als Redner auf — die einzige Rede, die er halten wollte, hat er in seinen Erinnerungen mitgetheilt —, fühlte sich während seiner ganzen parlamentarischen Thätigkeit schlimmer denn im Gefängnisse und legte gleich nach der preußischen Kaiserwahl am 28. März, bei der er sich der Abstimmung enthielt, noch vor der Abberufung der österreichischen Abgeordneten (5. April) sein Mandat nieder. Er war dem linken Centrum treugeblieben, hatte aber eine Abzweigung des „Württemberger Hofes", den „Augsburger Hof", mitbegründen helfen, der sich in Vertretung seiner liberalen Grundsätze eine noch größere Mäßigung auferlegte. Anfang April war er wieder daheim in Leipzig, „zerrädert von den täglichen Proben in der Paulskirche"; hier erst beschloß er, „sein politisches Schweigen zu brechen" und das, was er beobachtet und erkannt hatte, in einer Darstellung des ersten deutschen Parlamentes niederzulegen. In fliegender Eile schrieb er nun seine Eindrücke nieder, er vervollständigte diese noch, indem er an dem Nachparlament in Gotha (26. Juni), das sich zur Unterstützung der preußischen Unionspolitik versammelte, als Ersatzmann des ausgetretenen Grävell für einen preußischen Bezirk theilnahm, und im September war sein dreibändiges Werk „Das erste deutsche Parlament" vollendet. Er gab darin eine dramatisch-lebendige Darstellung der Entwicklung der Nationalversammlung, ihrer erregtesten Versammlungen und der auf sie einstürmenden Ereignisse, und entwarf eine meisterhafte Charakteristik ihrer hervorragenden Mitglieder; er schuf aus dem trocknen politischen Rohstoff ein gradezu wie ein Roman spannendes Buch, das sich mit Hülfe poetischer Combination zu warmem Pathos, aber auch zu flammender Entrüstung und blutiger Satire erhebt, die besonders den Führern der äußersten Linken gilt, und durch die intime Schilderung des ganzen Milieus, wie es sich in den privaten Zusamenkünften der Parlamentsmitglieder entfaltete, ist Laube's Werk das unmittelbarste und lebensvollste Bild des gewaltigen deutschen Umschwungs.

Kaum war der Druck dieses Buches beendet, da traf wiederum ein Brief aus Wien ein, wo unterdeß große Veränderungen vor sich gegangen waren. Ein junger Kaiser hatte den Thron Oesterreichs bestiegen und mit dem Ende des alten Regimes (1. December 1848) hatte auch Graf Dietrichstein die Leitung des Burgtheaters niedergelegt. Interimistisch war der Generaladjutant

Graf Grünne damit betraut worden, dem sich L. am 12. December 1848 mit seinen Ansprüchen in Erinnerung gebracht hatte. Eine Commission zur Reorganisation des Burgtheaters war eingesetzt worden und seit dem 9. Mai 1849 war der Oberstkämmerer Graf Lanckoronski an die Spitze des Hoftheaters getreten. Dieser hatte auf Laube's Anfragen im Sommer 1849 erst abwiegelnd geantwortet, dann ganz geschwiegen. Der wichtigste Beschluß jener Commission war aber doch die Ernennung eines Dramaturgen und am 5. August hatte Lanckoronski den entsprechenden Antrag als Ergebniß dringender Nothwendigkeit dem Kaiser vorgelegt. Nun meldete Friedrich Halm, der für denselben Posten candidirt, aber zu große Ansprüche gestellt hatte, seinem Freunde L., daß der noch im Amt befindliche artistische Director Franz v. Holbein den ungestrichenen „Struensee“ aufs Repertoir gesetzt habe; die ungekürzten Revolutionsscenen der Laube'schen Tragödie mußten die drohende Concurrenz ein für allemal beseitigen. Am 26. October traf L. in Wien ein, aber nicht um des Collegen freundliche Absicht zu vereiteln, sondern um durch eine vollständige Aufführung seiner Dichtung den Wienern eine erste Bedingung zu stellen, deren Ablehnung die Uebernahme der Direction seinerseits ausschließen mußte; die war „eine billige Freiheit in der Wahl der Stücke und ein Anschließen dieser Bühne an die liberalen Bedürfnisse der Zeit“. Die Aufnahme am 30. October war stürmisch, Holbein triumphirte. Aber, o Wunder! „Oben“ war man gnädig gesinnt: „Der störende Tendenzapplaus treffe den Verfasser nicht“, der Erzherzogin Sophie hatte das Stück gefallen. So mußte der innerlich keineswegs davon erbaute Graf Lanckoronski dem Verfasser noch Elogen machen und mit ihm über die schon vom alten Kaiser genehmigte Anstellung in Verhandlung treten. L. verlangte unbedingte Vollmacht für Bildung des Repertoirs, Besetzung der Rollen und einjähriges Engagement der Schauspieler, und als man Schwierigkeiten machte, interpellirte er den Grafen Grünne und den Fürsten Felix Schwarzenberg über die nothwendigen Vollmachten eines Theaterdirectors. Beide sagten zu Allem Ja und Amen. Am 9. December bewilligte Kaiser Franz Josef die zeitweilige Anstellung eines Dramaturgen mit 2500 Gulden Gehalt nebst Quartiergeld auf zwei bis drei Jahre. „Nein“, sagte L., „ich brauche fünf Jahre. Ich bin genöthigt, mir sehr viele Feinde zu machen. Ich muß aufräumen, muß ersetzen. Nach zwei bis drei Jahren bin ich nur verhaßt — schaffen und mir Freunde erwerben kann ich erst im vierten und fünften Jahre“. Am 12. December beantragte nun Graf Lanckoronski dringend, L. mit 4000 Gulden Gesammteinnahme und sofortiger Pensionsberechtigung zu engagiren und am 26. December wurde vom Kaiser das Decret unterzeichnet, wonach L. auf fünf Jahre provisorisch als artistischer Director mit dem beantragten Gehalt angestellt wurde. Auch auf diesem Titel hatte L. bestanden und ebenso auf einer genauen Instruction. Als er aber am 29. December das Anstellungsdecret empfing, waren in der Instruction die ausbedungenen Vollmachten abgeschwächt. Kurzer Hand schickte L. das Decret zurück; da bequemte man sich und willfahrte ihm. Am Sylvesterabend 1849 wurden die Mitglieder des Hoftheaters mit der Nachricht seiner endgültigen Anstellung überrascht. Schon am 22. Juli 1851 wurde L. mit Aufhebung des fünfjährigen Provisoriums zum artistischen Director definitiv ernannt. Achtzehn Jahre blieb er auf diesem Posten. Seine Verdienste um das Burgtheater und das deutsche Theater überhaupt ausführlich zu würdigen, muß der Theatergeschichte vorbehalten bleiben; nur die Hauptzüge seiner Theaterherrschaft mögen hier angedeutet sein.

Dieselbe kurzgefaßte Entschiedenheit, mit der er in der Litteratur aufgetreten war, bewies er auch in seinem directorialen Regiment, sowol den Schauspielern, wie seinen Vorgesetzten gegenüber. Anfangs hatte er ein gemeinschaftliches Arbeiten mit den Schauspielern im Sinne, gab ihnen Stücke zu lesen und bat um Urtheile, fand aber wenig Gegenliebe und im Laufe der Erfahrung kam er zu dem Schluß: „Ein Theater kann nur monarchisch regiert werden“. Es kam ihm nicht darauf an, gelegentlich den kategorischen Imperativ anzuwenden und unbedingten Gehorsam zu fordern. So bildete sich sein schließlich überwiegender Charakterzug immer schärfer heraus: rauh, schroff, mitunter bäurisch grob, worüber so manche Anekdoten cursiren; sein „dickes Fell“ und sein „herrisch knatterndes Organ“ wurden sprichwörtlich, ein wenig Pose, für den Verkehr mit Schauspielern unentbehrlich, lief mit unter, und sein unschönes, „mopsverdrießliches“ Gesicht war die richtige Einrahmung dazu. Glaubte er die Natur eines Künstlers erkannt zu haben, so stellte er ihn im Nothfall mit Gewalt auf den Posten, für den er ihn befähigt hielt, und das Resultat versöhnte meist den offenen Trotz. Er drillte an seinen Leuten herum, mit unerschöpflicher Geduld, ohne Langweile, stets mit Frische und Spannkraft, und jede Probe, die er nie versäumte, war ihm ein Hochgenuß. Wo Macht gegen Macht stand, im Verkehr mit seiner vorgesetzten Behörde, wußte er auch geschickt das Antlitz in diplomatische Falten zu legen, und manch lustiges Histörchen begegnete ihm da, besonders in seinem achtzehnjährigen „Betteltanz“ mit der Wiener Censur, deren „Komtessenästhetik“ zu überwinden sein größter Ehrgeiz war. Aber bei aller rücksichtslosen Barschheit hatte er gleichwol ein Herz für seine Schauspieler, und nie ist mit solcher rein menschlichen Theilnahme über Bühnenkünstler geschrieben worden, wie L. dies that über Männer wie Beckmann, Fichtner und Anschütz. Er schämte sich nicht, in einer Thätigkeit voll aufzugehen, die ein gutes Stück Handwerk verlangte, das täglich neu geschaffen werden mußte; gerade in diesem Schaffen fand er seine Befriedigung. Hat auch das letzte halbe Jahrhundert der Schauspielkunst weitere Grenzen gesteckt, für jene Epoche war seine Dramaturgie der zutreffende Gesetzescodex. Eines stand für ihn unerschütterlich fest: Theaterdirector soll nur ein dramatischer Schriftsteller sein, der „plastische Phantasie“ und „schöpferischen Geist“ besitzt, die zur Beurtheilung und Inscenirung d. i. „dichterischen Nachschöpfung“ eines Stückes erforderlich sind. Die Mannichfaltigkeit des Repertoirs erschien ihm als die Lebensfrage des Theaters; auf classischer Grundlage sollte es ein Bild der deutschen Litteratur darbieten und auch das Ausland in seinen charakteristischen Vertretern aufnehmen. Litterarischen Experimenten war er abhold; das Urtheil des Publicums berücksichtigte er gern. Das bürgerliche Schauspiel war für ihn die populärste, die nationale Form des Theaters, vaterländischen Schwung wollte er von der Bühne ausgehen sehen; die Bühne war für ihn eine Culturmacht, die ihre Mission nur durch Pflege der die Zeit bewegenden Fragen und Aufgaben erfüllte, und deshalb suchte er nach dem „Stück der Gegenwart“, und wenn er es nicht bei den Deutschen fand, so nahm er es von den Franzosen, deren Kunst der Composition er den Deutschen nahebringen wollte. Er selbst bearbeitete zu diesem Zwecke zahlreiche französische Stücke. Lustspiele galten ihm als die nothwendige Einfassung der kostbaren Krondiamanten des Dramas und der Tragödie. Altes beleben, Neues erwecken und befördern, war das Ziel, dem er mit großer Umsicht zusteuerte, und die große Zahl seiner Neuinscenirungen und die fast lückenlose Reihe der deutschen Dramatiker, die unter ihm auf der Burg zu Worte kamen, bewiesen, daß er seine Theorien auch in die Praxis umzusetzen fähig war. Die unvermeidlichen Vorwürfe, die nie einem Theater-

director erspart sein werden, daß er z. B. Hebbel nicht anerkannte, hat er wett gemacht durch seine Pflege Otto Ludwig's und seine Wiedererweckung Grillparzer's. Daß ein Norddeutscher dem Lande Oesterreich den Nationaldichter wies, war eine That. Für den ganzen Shakespeare, gegen den er als Techniker viel einzuwenden hatte, wußte er das Publicum Wiens zu gewinnen, ohne es zu ermüden. Er sonderte streng theatralische und dramatische Kunst, und für ihn war die Bühne nicht nur das Forum des Dichters, sondern eine eigne Welt mit eignen Gesetzen. Klarheit in Handlung und Worten verlangte er vom Dichter und Schauspieler. Die ersten Proben zu einem neuen Stück waren immer erst der naiven Darlegung des Sachverhaltes gewidmet und dann der Ausarbeitung des richtigen, verständlichen, eindrucksvollen Vortrags. Die einmal beabsichtigten Effecte herauszubringen mit ganzer Wucht, war seine Leidenschaft, und er rechnete dabei mit dem Applaus. Drastische Wirkung, schnelles Tempo, Massenwirkung waren ihm unentbehrlich. Virtuosenthum und Mustergastspiele waren ihm ein Gräuel, und mit seinem Verzicht auf Ausstattung, auf „Opernluxus“ und „Tapezierdramaturgie“ ging er bis an die Grenze des Möglichen. Das harmonische Ganze, das Ensemble war ihm Hauptgesetz, dem sich jede Künstlerindividualität unterordnen mußte. Durch Engagement und systematische Erziehung stampfte er die tüchtigsten Schauspieler förmlich aus der Erde und durfte lachen über die gewohnheitsmäßige Klage, daß es an Talenten fehle. Welch stolze Namen gewann er nicht dem Burgtheater! Wagner, Dawison, Meixner, Gabillon, Lewinsky, Baumeister, Lußberger, Förster, Hartmann, Schöne, Krastel, die Damen Gabillon, Seebach, Boßler, Bognar, Goßmann, Baudius, Schneeberger-Hartmann und Wolter. Und er durfte sich etwas zu gute thun auf seinen raschen und scharfen Blick, der auch in der mangelhaften Leistung die eigenthümliche Fähigkeit erkannte. Vorwürfe gegen ihn können immer nur darauf hinauslaufen, daß er zu sehr das war, was er sein sollte, Theaterdirector, der mit einem Hofe, mit dem Publicum, mit den Schaupielern zu vermitteln hatte, um nicht am Jahresschluß ein Deficit der Casse bekennen zu müssen, das seine Thätigkeit vorschnell beendet hätte.

Mit Laube's Wirksamkeit am Burgtheater ist die Höhe seines Lebens erreicht. Was später kam, war nur Copie. Im September 1867 schied L. von der Burg. Derselbe Friedrich Halm, auf dessen Rath er vor achtzehn Jahren eine in jedem Punkt genaue Instruction verlangt hatte, wurde ihm als Intendant jetzt vorgesetzt und beschränkte die Machtvollkommenheit des artistischen Directors. Darauf bat L. um seine Entlassung, verfehlte aber nicht, in der „Neuen Freien Presse“ auch die neue Phase des Burgtheaters kritisch zu beleuchten. Er blieb in Wien als ruhiger Privatmann, seinen litterarischen Arbeiten lebend, aber der Theaterteufel ließ ihn nicht los und packte ihn wieder, als er im Sommer 1869 in Karlsbad weilte. Der Unternehmer des Leipziger Stadttheaters, Theodor v. Witte, wünschte sein Institut aufzugeben und am 1. Februar 1869 übernahm L. als Pächter und Director die Leitung. So war er wieder zurückgekommen auf den Boden, von dem er vor fast vierzig Jahren ausgegangen und der die Reife des Dramatikers und Theaterkenners gezeitigt hatte. Mit der Inscenirung seiner „Demetrius“-Bearbeitung führte er sich wirksam ein und das Glück blieb ihm auch hold. Aber dem Charakter der Stadt wußte er sich nicht mehr anzupassen, die Differenzen mit den städtischen Behörden, mit dem Publicum und besonders mit der Kritik verdarben ihm die Freude an der Arbeit, und im Herbst 1870 verzichtete er auf seine gewinnreiche Thätigkeit zu Gunsten seines Nachfolgers Friedrich Haase. Sofort kehrte er wieder nach Wien zurück, das war die Luft, die er nicht

mehr entbehren konnte. Aber der erfolgreiche abgedankte Burgtheater-Director war aus den Combinationen der Wiener nicht mehr auszuschalten. Wenig fehlte und er wäre wieder, nach Halm's Rücktritt, in seine alte Stellung zurückgegangen. Ein großes Project zum Neubau eines Stadttheaters mit reichen Geldmitteln war im Gange, und es dauerte auch nicht lange, daß L. mit Leib und Seele dabei war. Am 15. September 1872 fand die glanzvolle Eröffnung des Hauses statt. Als aber nach den zwei ersten fetten Jahren die magere Zeit hereinbrach, that er nicht mehr mit; des vielköpfigen Regimentes war er längst überdrüssig. Und doch ließ er sich im Sommer 1875, als das Gespenst des Deficits immer schreckender emporstieg, nochmals bereden, den verfahrenen Karren aufs Geleise zu bringen. Aber das Alte war nicht wieder herzustellen, und ermüdet legte er 1880 das Directionsscepter nieder. Vielleicht hätte ers nochmals aufgenommen, wenn nicht das Wiener Stadttheater im folgenden Jahre in Flammen aufgegangen wäre. Denn das Theater war ihm nun einmal zum Lebensbedürfniß geworden, in ihm festverwachsen lagen die starren Wurzeln auch seiner Lebenskraft, und in der Stille des Lebensabends schwand sie bald dahin. Am 1. August 1884 starb er in Wien.

Der litterarische Niederschlag der fast dreißigjährigen Dramaturgenschaft Laube's sind drei Werke: „Das Burgtheater" (1868), dessen historische Uebersicht zuerst in der „Oesterreichischen Revue" und dessen moderner Theil in der „Neuen Freien Presse" 1867 erschien, „Das Norddeutsche Theater" (1872) und „Das Wiener Stadt-Theater" (1875). Sie gehen weit über den Rahmen der persönlichen Erlebnisse hinaus und besonders das erstere gehört zu den weisen Büchern unserer Theatergeschichte. Die Kunst der Composition ist darin mit Raffinement ausgebildet. In den „Französischen Lustschlössern" und vor allem in seiner Schrift über die Frankfurter Nationalversammlung hatte L. bereits die Technik geübt, Personen und Ereignisse mit effectvoller Steigerung zu schildern, in deren Höhepunkt erst der gemeinte Gegenstand in Art und Namen sich dem Leser enthüllt, und im „Burgtheater" wußte er diese Technik so geschickt in Scene zu setzen, daß er gradezu dramatische Effecte erzielte und auch dieses Werk sich liest wie ein spannend geschriebener Roman. Außerordentlich reich an Beobachtung in der Theorie und Praxis und nicht minder an Thatsachen, die die Welt der Bretter bewegten, gehören jene Bücher zu den fundamentalen Quellenwerken der deutschen Theatergeschichte. Sie sind aber nicht die einzigen schriftstellerischen Leistungen Laube's in seiner zweiten Lebenshälfte. Soviel Mühe und Zeit der Burgtheaterdirector auch der erfreuenden Tagesarbeit widmete, einige Freistunden blieben ihm doch, um eine große Romanschöpfung zu vollenden, die den ganzen dreißigjährigen Krieg umfaßte und sich auf neun Bände ausdehnte, „Der deutsche Krieg"; das Werk zerfällt in drei Theile, „Junker Hans", „Waldstein" und „Herzog Bernhard" und die Gestalt des großen Friedländers beherrscht das Ganze. Jeder Band ist ein stürmisch bewegter Act mit wirksamem Schlußeffect und bis zum Ende wird des Lesers Spannung und Theilnahme in Athem gehalten, Theilnahme für Charaktere, die zum Theil mit wirklicher Schöpferkraft gearbeitet sind, wie dies L. niemals vorher oder nachher wieder gelang. Figuren wie dieser Junker Hans v. Starrschädel erscheinen so charakteristisch wie die eisenfesten Schnitzereien mittelalterlicher Kunst, und das Werk ist reich an wirklich großen poetischen Momenten, die nicht nur aus historischem Material componirt, sondern auch vom Dichter erfunden sind. Die Scenerie Böhmens, besonders Prags ist mit großer Liebe und auf Grund eindringlicher Studien wiedergegeben. Man fühlt dem Autor nach: hier steht er in einer Zeit, in deren

stürmischem Gewoge er sich wie zu Hause fühlt, hier verkehrt er mit Leuten, die seiner innersten Natur am nächsten stehen, denn auch er hat ja etwas vom mittelalterlichen Landsknecht in seiner ganzen kernigen Erscheinung. Allzu üppig fröhnt er seiner Lust am Intriguenspiel, wobei natürlich der jesuitische Einschlag unvermeidlich ist. Die Gründung einer neuen freien Kirche, sogar das rein äußerliche Motiv des Suchens nach einem großen Schatz verrathen schließlich das Kind des neunzehnten Jahrhunderts, den Zeitgenossen der „Ritter vom Geiste“ und des „Zauberers von Rom“. Der erste Theil des Romans war in der „Freien Presse“ zu Wien erschienen, die Buchausgabe erstreckte sich von 1863 bis 1866. Eine bewundernswerthe Frische zeigte L. in seinen „Erinnerungen“, die er 1869 zu schreiben begann und die 1875 die Sammlung seiner Schriften in 15 Bänden (Wien 1875—1880, Braumüller) eröffneten. In ihnen wurde er noch einmal jung und sie gehören zum reizvollsten, was er geschrieben und was die deutsche Memoirenlitteratur besitzt. Ein zweiter Theil, der die Zeit von 1841 bis 1881 umfaßte und sich als 16. Band den Gesammelten Schriften anschloß, fällt dagegen sehr ab, da sein Hauptinhalt bereits durch die Vorreden zu seinen Dramen, durch die Schrift über das deutsche Parlament und besonders durch die dramaturgischen Werke vorweg genommen ist. 1883 veröffentlichte L. noch eine Reihe hübscher Nachträge in der „Neuen Freien Presse“. An Ausgaben fremder Werke verdanken wir L. die zehnbändige Ausgabe Grillparzer's (1872), die wegen der Begleitworte zu den einzelnen Dramen noch heute beachtet wird, und die litterarisch werthlosen illustrirten Ausgaben der Werke von Lessing, Lenau, Körner und Heine. Grillparzer und seiner eignen Wirksamkeit für ihn setzte er auch 1884 in einer „Lebensgeschichte Franz Grillparzers“ ein besonderes Denkmal. Die eigene Production der letzten Jahre ist äußerst schwach. Der dreibändige Roman „Die Böhminger“ (1880) und ebenso „Der Schatten Wilhelm“ interessiren noch durch die hübschen Kleinstadterinnerungen, die L. aus seiner Jugend auffrischte; in dem ersteren Werk sind auch die biograpischen Ereignisse der Dreißiger Jahre in das etwas confuse Romangewebe verflochten. Die Novellen „Louison“ (1881; zu der Titelheldin soll die Schauspielerin Kathi Schratt Modell gesessen haben) und „Entweder — oder“ (1882) kehrten zurück in das verführerische Theatermilieu. 1883 folgten die historische Novelle „Die kleine Prinzessin“ und „Blond muß sie sein“, und aus seinem Nachlaß erschien noch 1885 der die Judenfrage behandelnde „moderne“ Roman „Ruben“, der das völlige Nachlassen seiner productiven Kraft bewies. — Laube's einziger Sohn Hans starb schon 1863. — 1895 setzte die Heimathstadt Sprottau ihrem berühmten Sohne ein Denkmal.

Die vorstehende Biographie beruft sich auf das im Druck vorliegende Material der Schriften und Briefe Laube's und auf eine Sammlung ungedruckter Briefe (Originale zum Theil im Besitz des Verfassers). Größere Gruppen von Briefen Laube's sind abgedruckt im „Nachlaß des Fürsten von Pückler-Muskau“ (6. Bd. 1874), bei Wehl, „Das junge Deutschland“ 1886, bei Houben, „Emil Devrient“ 1903. Die Briefe Laube's an Varnhagen finden sich in Varnhagen's Nachlaß (benutzt von Houben, „Gutzkowfunde“ 1901: Varnhagen und das Junge Deutschland, 1900, und von Geiger, Neue Freie Presse 1900, Nr. 12 989). Den Briefwechsel zwischen Laube und Gutzkow gab Houben heraus (Sonntagsbeilage der Voss. Ztg. 1903, Nr. 25—29), ebenso eine Sammlung Theaterbriefe Laube's (Neue Freie Presse 1901, Nr. 13 159 und 13 166), Briefe Laube's an Gustav Schlesier (Voss. Ztg. 1903, Nr. 229 „Eine Berliner Episode Laubes“) und Jugendbriefe an Max von Oer (Zeitschrift für Bücherfreunde, April 1905:

„Fähndrich Pistol"). Publicationen einzelner Briefe u. s. w. suche man in den Registern der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" und des „Litterarischen Echo". — Ein Lebensbild Laube's gab Johannes Prölß, „Das junge Deutschland" (1892), das aber jetzt durch neues Material vielfacher Berichtigungen bedarf. Aus dem Berliner Preußischen Staatsarchiv veröffentlichte Ludwig Geiger die auch L. betreffenden Censuracten „Das Junge Deutschland und die preußische Censur" (1900); von den Resultaten seiner Forschung ist die obige Darstellung mit guten Gründen fast durchweg abgewichen. Biographische Skizzen über Laube finden sich ferner in Wurzbach's „Biographischem Lexikon" (mit einer Bibliographie der Werke und zahlreichem Zeitschriftenmaterial) und in Ersch und Gruber's Encyklopädie II. Section, 42. Theil 1888), die aber beide in den meisten Punkten zu berichtigen und ergänzen sind. — Von Laube's Berufung an das Wiener Burgtheater gab Alexander v. Weilen eine ausführliche Darstellung auf Grund der Acten und Briefe in Halm's Nachlaß (Neue Freie Presse 1900, Nr. 12 782 ff.). Eine Charakteristik „Laube als Theaterdirektor" gab Houben (Voss. Ztg. 1899, Nr. 42—44, mit Quellenangaben) und v. Weilen „Laube und das Burgtheater" (Vortrag. Jahresbericht der Gesellsch. für Theatergeschichte 1905). Schilderungen des jungen Laube finden sich im Briefwechsel zwischen Varnhagen und Schlesier, vgl. Houben, „Literarische Diplomatie" (Sonntags-Beil. der Voss. Ztg. 1905, Nr. 17, 29 f., 37, 48). Einige ältere Litteratur siehe bei Richard M. Meyer, „Grundriß der neuern deutschen Litteraturgeschichte", 1902, Nr. 1908—1921.

Heinrich Hubert Houben.

Leu *): Max L., schweizerischer Bildhauer, von Rohrbach (Kanton Bern), geboren in Solothurn am 26. Februar 1862, † in Basel am 4. Februar 1899. Er verlebte seine Jugendzeit in Solothurn, in dessen Schulen er seine ersten künstlerischen Anregungen erhielt. Nachdem er einige Zeit in der Werkstätte eines Grabsteinmachers gearbeitet hatte, kam er nach Basel in das Atelier von Bildhauer Gürtler und genoß in der dortigen Zeichnungs- und Modellirschule den Unterricht des Bildhauers Meili und des Malers Dr. Schider, die beide das bedeutende Talent ihres Schülers erkannten und ihm zu seinem künstlerischen Fortkommen behülflich waren. Im J. 1880 ging er nach Lyon und 1881 nach Paris, wo er Gelegenheit zu lohnendem Schaffen fand, indem er unter der Leitung von Bildhauer Morice an der Ausschmückung des Hôtel de ville mitwirkte. Als Schüler zunächst der Ecole des Arts décoratifs, dann der Ecole des Beaux-Arts, wo der Bildhauer Cavelier sein Lehrer war, arbeitete er mit Erfolg an seiner weitern Ausbildung, und zahlreiche Medaillen waren der Lohn seines künstlerischen Strebens. Im J. 1886 betheiligte er sich am Wettbewerb für ein Denkmal von Jean Daniel Richard, dem Begründer der Neuenburgischen Uhrenindustrie, in Locle und wurde mit dem ersten Preise bedacht; die Ausführung des Entwurfes wurde aber nicht ihm selbst, sondern dem Genfer Bildhauer Iguel übertragen. Auch für das geplante Tell-Denkmal in Altdorf lieferte er einen Entwurf, der ihm den dritten Preis eintrug.

Nachdem er mehrere Privataufträge, die Büsten von Bischof Fiala und Maler Frank Buchser (beide in Solothurn), von Papierfabrikant Miller (Biberist), Bundesrath Frey (Bern), theils in Marmor, theils in Bronze, ausgeführt hatte, betheiligte er sich an der Concurrenz für das Denkmal von Adrian von Bubenberg, dem Helden von Murten, aus der er nach langen

*) Zu S. 672.

Kämpfen siegreich hervorging. Am 12. Februar 1892 wurde ihm der definitive Auftrag zur Ausführung seines prämiirten Entwurfes ertheilt, und am 18. Juli 1897 fand die Enthüllung des prächtig gelungenen Erzstandbildes statt, das den Bubenbergplatz vor dem Bahnhof in Bern schmückt und glänzendes Zeugniß von der Vollendung ablegt, zu der L. nach schwerem Ringen gelangt war. Im J. 1898 siedelte er nach Basel über, wo er wohlwollende Gönner und Freunde fand und mehrere gelungene Büsten, so von Professor Dr. Fritz Burckhardt, Dr. Schider und Maler Balmer ausführte, die nebst einem Modell zu einem Stauffacherin-Denkmal an der fünften nationalen Kunstausstellung der Schweiz, die im Herbst 1898 in Basel stattfand, zur öffentlichen Besichtigung gelangten. Aus der Concurrenz für ein in Basel geplantes Wettstein-Denkmal war er zwar als Sieger hervorgegangen, doch gelangte es nicht zur Ausführung. Dagegen wurde ihm der Auftrag ertheilt, die das Denkmal von J. P. Hebel krönende Büste des alemannischen Dichters zu bilden, eine Aufgabe, deren er sich zur großen Zufriedenheit seiner Auftraggeber, der Mitglieder der Hebel-Commission, entledigte, ohne daß es ihm beschieden sein sollte, der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen. Seit einiger Zeit an einem schweren Leiden (Krebs) erkrankt, verreiste er im Herbst 1898 nach dem Süden, um in Griechenland Heilung zu suchen. Er kam bloß bis Nervi bei Genua, wo sich sein Zustand so verschlimmerte, daß er die Reise nicht fortsetzen und nur mit großer Mühe nach Basel zurückgebracht werden konnte, wo ihm noch die Freude zu Theil wurde, in seinem Krankenzimmer die in Paris in Bronze ausgeführte, gelungene Hebel-Büste zu sehen. Wenige Tage darauf, am 4. Februar 1899, starb er, erst 37 Jahre alt, zu einer Zeit, wo er sich endlich die verdiente Anerkennung errungen hatte und als einer der bedeutendsten Vertreter der schweizerischen Bildhauerkunst geschätzt wurde.

Vgl. A. Geßler in „Die Schweiz", I. Jahrg. (1897) und Basler National-Zeitung vom 7. Februar 1899. — E. Beurmann in d. National-Zeitung vom 28. December 1898 und „Die Schweiz", III. Jahrg. 1899. — H. Trog in d. Allgem. Schweizer-Zeitung vom 28. December 1898. — Samuel Cornut in Gazette de Lausanne vom 14. Februar 1899 u. s. w.

M. Gisi.

Verzeichniß

der im 51. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Gallmeyer, Josephine, Schauspielerin 739.
Haizinger, Amalie, Sängerin u. Schausp. 742.
Helmholtz, Hermann, Physiker 461.
Jäger, Albert v., Eisenbahndirector 472.
Jäger, Rupert, Schulm. 475.
Jerrmann, Eduard, Schausp. 745.
Jordan, Wilhelm, Geodät 476.
Kálnoky, Grf. Gustav, Staatsmann 1.
Kaltenbach, Rudolf, Gynäkol. 25.
Kaltenmoser, Max, Maler 26.
Kameke, Georg v., pr. General 27.
Kampen, Joh. Albert v., Geograph 29.
Kannler, Konrad, Mystiker 30.
Kapff-Essenther, Franziska v., Schriftst. 30.
Kapp, Ernst, Geograph 31.
Kapp, Friedrich, Histor. 33.
Kapp, Gustav, Politiker 36.
Kappel, Vinc. Ludw., Frhr. v. Savenau, Staatsbeamt. 37.
Kappeler, Karl, Staats- u. Schulmann 38.
Kapper, Siegfried, Schriftst., Dichter, Ethnogr. 40.
Kappler, August, Reisender 41.
Karl Anton, Fürst v. Hohenzollern 44.
Karl, Prinz v. Lothringen-Commercy, kais. Feldm. 52.
Karl Ludwig, Erzh. v. Oesterr. 53.
Karl Salvator, Erzh. v. Oesterr. 56.
Karl I., König v. Württemberg 57.
Karl, Heinrich, Forstmann 65.
Karsch, Anton, Arzt, Botan., Entomol. 67.
Karsten, Franz, Landwirth 69.
Kaspar, Johann, Maler 71.
Katte, Friedrich v., pr. Oberstlieut. 72.
Kauffmann, Hermann, Maler 73.
Kaufmann, Alexander, Dichter 75.
Kaufmann, David, Histor. 81.
Kaufmann, Leopold, Bonner Oberbürgerm. 84.
Kaupert, Jakob Gustav, Bildh. 88.
Kaupert, Johann Aug., Topograph 89.
Kayser, Philipp Christoph, Musiker 91.
Keber, Gotthard Aug. Ferd., Arzt 93.
Keck, Johannes, Benedict. 93.
Kehr, Karl, Pädagog 94.
Kekulé, August, Chemiker 479.
Keller, Andreas, ev. Theol. 98.
Keller, Augustin, schweizer. Politiker 99.
Keller, Gottfried, Dichter 486.
Keller, Heinrich, Bildhauer u. Dichter 101.
Keller, Jakob, Jesuit 102.
Keller, Joh. Mich. Claudius, Kirchenmusiker 105.
Keller-Leuzinger, Ingenieur, Maler, Reisender 106.
Kellner, August, Forstm. 108.
Kellner, Lorenz, Schulm. 505.
Kempen v. Fichtenstamm, Joh. Franz Frhr v., Feldzeugm. 110.
Kempter, Friedrich, Kirchenmusiker 111.
Kempter, Karl, Kirchenmusiker 112.
Kern, Franz, Philol. u. Schulmann 507.
Kern, Herm., Schulm., Philos. 511.
Kern, Joh. Konrad, schweiz. Diplomat 114.
Kern, Matthäus, Maler 120.
Kerner v. Marilaun, Anton, Botan. 122.
Kerschensteiner, Joseph v., Arzt 125.
Kessel, Bernh. v., pr. General 125.
Kettler, Karl v., pr. Generallieutenant 126.
Kiel, Friedrich, Musiker 126.
Kiepert, Heinrich, Kartograph 133.
Kießling, Gustav, Philol. u. Schulm. 513.
Kind, Karl Friedr., Arzt 145.
Kindermann, Aug., Opernsäng. 516.
Kindila, Westgothenkönig 146.
Kirchbach, Hugo, Grf. v., pr. General 146.
Kirchenpauer, Gustav Heinr., Hamb. Bürgerm. 148.
Kirchhoff, Christian, Dichter, Philol. 158.
Kirchhoff, Theodor, Dichter, Reiseschriftst. 161.
Kirchhoff, Gust. Rob., Physik. 165.
Kirchmann, Julius v., Philos. 167.
Kirchner, Emil, Maler 177.
Kirchner, Konrad Maximilian, ev. Pred. u. Liederdicht. 180.

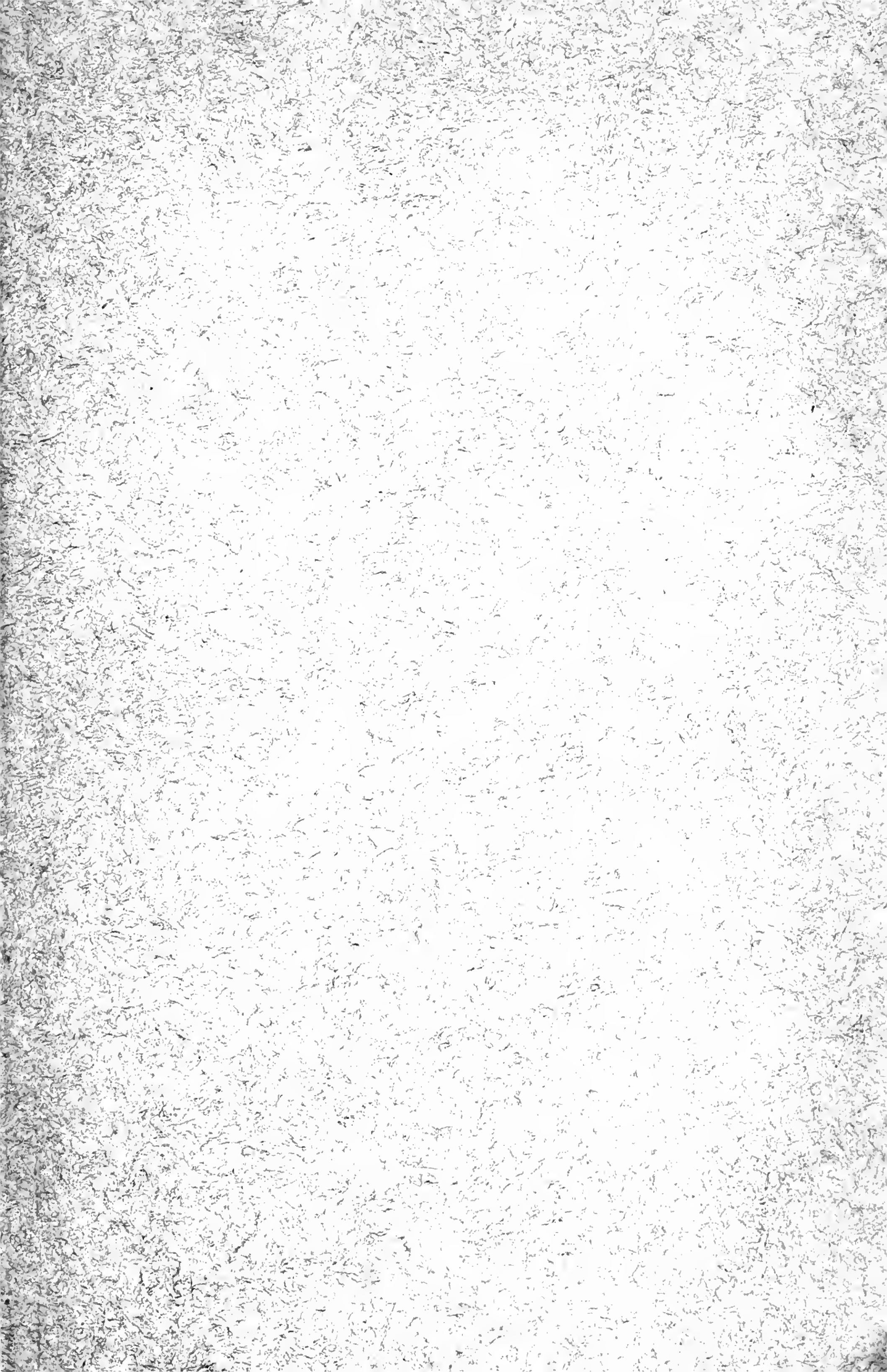
Klaatsch, Aug. Herm. Martin, Arzt 181.
Klafsky, Katharina, dramat. Sängerin 181.
Klein, Anton, kath. Kirchenhistor. 183.
Klein, Karl, Elsäss. Volksschriftst. 183.
Kleinmichel, Fr. Julius, Maler 189.
Kleist, Franz, pr. Generallieut. 190.
Kleist-Retzow, Hans Hugo v., Parlamentarier 191.
Klemm, Alfred, Theol. u. Archäolog 202.
Klemm, Heinrich, Schneider, Schriftst., Verlagsbchh. 204.
Klemm, Karl Julius, evang. Theol. 208.
Klengel, Wolf Kaspar v., Ingenieur 209.
Klenze, Hippolyt v., Chemiker, Maler 212.
Kletke, Hermann, Schriftst., Publicist 213 u. 517.
Kletschke, Johann Gottfr., pr. Feldpropst 747.
Kleutgen, Joseph, Jesuit, Philosoph 216.
Kliefoth, Theod. Frdr. Dethlof, ev. Theol. 218.
Klimsch, Eugen, Maler, Zeichner 228.
Kling, Eugen, Afrikaforscher 230.
Klinkerfues, Ernst Frdr. Wilh., Astronom 231.
Klinkhamer, Johann Christ., Chronist 233.
Klinkhardt, Julius, Verlagsbuchhändler 234.
Klöden, Gustav Adolf v., Geograph 235.
Klöntrup, Johann Aegidius, Jurist, Lyriker 238.
Klopsch, Karl Immanuel, Chirurg 240.
Klostermann, Rudolf, Jurist 240.
Kluckhohn, August, Historiker 241.
Klüpfel, Karl, Historiker 244.
Klußmann, Ernst, Pädagog 245.
Knaack, Wilhelm, Schauspieler 247.
Knabl, Richard, Epigraphiker u. Archäolog 248.
Knapp, Johann Friedr., Publicist u. Histor. 251.
Knauthe, Theodor Hermann, Arzt 252.
Kneisel, Rudolf, Schauspieler, Dramatiker 252.
Knoblauch, Jakob, Frankfrtr. Patricier 253.
Knoblauch, Karl Hermann, Physiker 256.
Knoche, Richard, Naturforscher 258.
Knoll, Konrad, Bildhauer 259.
Knoodt, Peter, kathol. Theol. 262.
Knosp, Rudolf, Großindustr. 273.
Knuth, Paul, Botaniker 274.
Kobbé, Wilh. Aug., Philantrop 275.
Kobelt, Karl Ulrich, ev. Theol. u. Pädag. 276.
Kober, Franz v., kath. Theol. 281.
Köberle, J. Georg, Dichter, Schriftst. 282.
Koberstein, Karl, Schauspieler, Dramatiker 289.
Kobler, Andr., Jesuit, Kirchenhistor. 292.
Koch, Ernst, Dichter 292.
Koch, Georg, Zeichn., Lithogr. 294.
Koch-Sternfeld, Jos. Ernst, Ritter v., Topogr., Histor. 294.
Koechlin, Elsäss. Fabrikantenfamilie (Andreas, Daniel, Nikolaus) 296.
Koechlin-Schlumberger, Jos., Fabrikant 298.
Koegel, Georg Rudolf, Germanist 518.
Kögel, Rudolf, ev. Prediger, 299.
Köhler, August, ev. Theol. 310.
Köhler, Gustav, pr. Generallieut. 311.
Köhler, J. Ch. K., Juwelier 312.
Koehler, K. F., Buchhändlerfirma 312.
Köhler, Louis, Musiker 314.
Köhler, Reinhold, Litterarhistor. 317.
Koehne, Bernhard, Numism., Archäolog 318.
Kohut, Alexander, Theol., Sprachforscher 320.
Kolbe, Hermann, Chemiker 321.
Kölbing, Eugen, Anglist, Skandinavist 329.
Koller, Alexander Frhr. v., öst. General 332.
Kompert, Leopold, Dichter 750.
Königsegg und Rothenfels, Christian Moritz Grf., öst. Feldm. 332.
Königsegg-Erps, Karl Ferd. Grf., öst. Staatsm. 333.
Konrad v. Diepholz, Bischof v. Osnabrück 334.
Kopp, Karl, Bildhauer 336.
Kops, Franz, Maler 337.
Korn, W. G., Verlagsbuchhandlung 338.
Koseritz, Karl v., Deutsch-Brasilianer 339.
Kössing, Friedrich, kath. Theol. 341.
Kössing, Joseph, kath. Theol. 342.
Köstlin, August, Brückeningenieur 342.
Köstlin, Karl (v.), Aesthetiker 343.
Köstlin, Otto, Arzt u. Naturf. 344.
Köstlin-Lang, Josephine, Liedercomponistin 345.
Koswick, Michael, Musiker 350.
Kotsch, Theodor, Maler 351.
Koetschet, Joseph, Publicist 352.
Kottwitz, Hugo Frhr. v., pr. General 354.
Kovács, Joseph, Arzt 355.
Krabbe, Heinrich Gustav, Botaniker 355.
Krafft, Joh. Wilh., ev. Theol. 356.
Krafft, Karl, ref. Theol., hist. Schriftst. 357.
Kraft, Jakob, Weihbischof v. Trier 358.
Krako zum Dringenberg, Hans, Bildh. 359.
Krassow, Karl Reinhold, Grf. v., pr. Beamter 359.
Kratz, Gustav, Historiker 360.
Kratzenstein, Ed., ev. Theol., Missionar 362.
Kratzer, Nikolaus, Humanist, Astron., Mathemat. 364.
Krause, Karl Ernst Hermann, Schulm., Sprachforsch. 368.
Kray, Wilh., Maler 370.
Krafft, Gerhard, Naturforsch. 373.
Kremer, Alfred Frhr. v., Orientalist, Staatsm. 374.
Kreß, v. Kressenstein, Christoph, Diplom., Feldhauptm. 376.
Kreßler, Karl, Stenograph 388.
Kringsteiner, Wiener Theaterdichter 389.
Krolop, Franz, Opernsänger 392.
Kronecker, Leopold, Mathematiker 393.
Krönlein, Georg, Missionar 395.
Kropf, Franz Xaver, Jesuit 397.

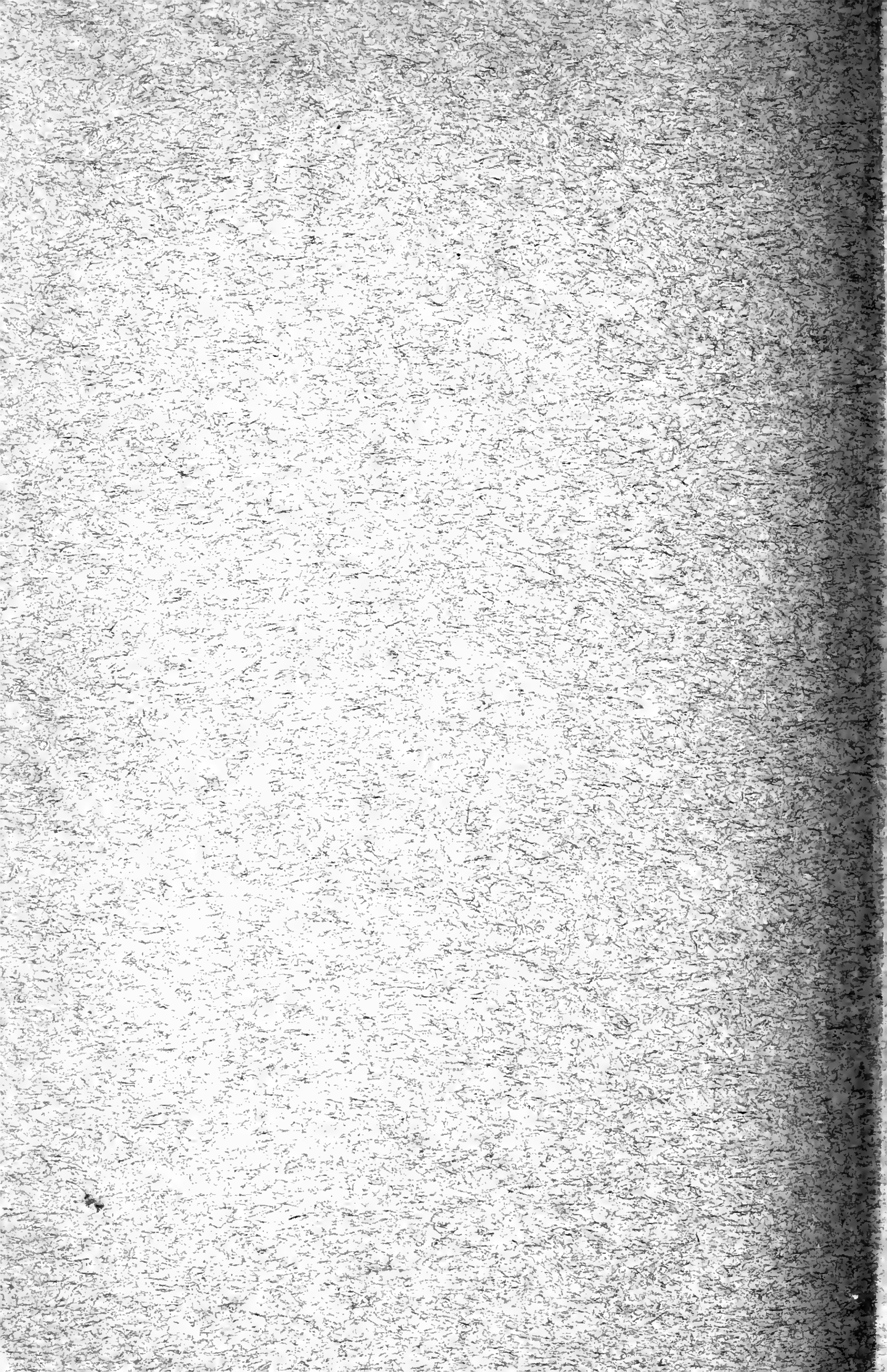
Krosigk, Anton v., anhaltin. Minister 397.
Krotschmit, Nikolaus, Annalist 400.
Krug, Leopold, Großkaufm. 401.
Krüger, August, Philol. u. Schulm. 403.
Krüger, Auguste, Freiheitskämpferin 404.
Krüger, Daniel Chrstn. Frdr., hanseat. Diplomat 404.
Krüger, Wilhelm, Maler 408.
Krummacher, Herm., ev. Theol. 408.
Krumme, Wilh., Schulmann 409.
Krüß, Gerhard, Optiker 410.
Kübel, Robert, ev. Theol. 412.
Küchener, Hermann, Mystiker 416.
Kugler, Bernhard (v.), Histor. 417.
Kuhn, Johannes v., kathol. Theol. 418.
Kuhn, Maximilian, Botaniker 421.
Kuhn v. Kuhnenfeld, Franz Frhr., öst. Feldzeugm. 422.
Kühn, Gustav, Landwirth 428.
Kühne, August, Bildhauer 430.
Kühne, Gustav, Dichter, Journalist 431.
Kühnelt, Anton, Stenograph 436.
Kulke, Eduard, Dichter u. Kritiker 436.
Kummer, Ernst Ed., Mathem. 438.
Kummer, Paul Gotthelf u. Eduard, Buchhdlr. 440.
Kunimund, König d. Gepiden 441.
Kuntze, Johannes Emil, Jurist 441.
Kuranda, Ignaz, Schriftst., Parlamentar. 445.
Kurtz, Joh. Heinrich, alttest. Exeget 450.
Küsel, Salomo, Reiseschriftst. 453.
Kusserow, Ferd. v., pr. Generallieut. 455.
Kutschker, Joh. Bapt., Kanonist, Erzbischof 458.
Kützing, Friedrich Traugott, Botaniker 460.

Lachmann, Wilhelm, Arzt, Blindenlehrer, Naturforsch. 523.
Lachner, Franz, Musiker 525.
Lachner, Ignaz, Musiker 530.
Lachner, Vinzenz, Musiker 531.
Lagarde, Paul Anton de, ev. Theol. u. Sprachforscher 531.
Lamlé, Reinhold, Stenograph 536.
Lammers, August, Publicist, Politiker 536.
Lampadius, Auctor, ev. Theol., Mus. 542.
Lampart, Joh. Georg, Buchhändler 543.
Landolt, Elias, Forstmann 543.
Lang, Heinrich, Maler 547.
Lang, Josef, Verlagsbuchhändler 553.
Lang, Paul, Dichter 554.
Lange, Henry, Kartograph 556.
Lange, Joh. Peter, ev. Theol. 558.
Lange, Ludwig, Philolog 573.
Lange, Max, Schachschriftst. 577.
Lange, Wichard, Schulmann 578.
Langenbeck, Bernhard v., Arzt 581.
Langenscheidt, Joh. Ludwig Aug., Verlagsbuchh. 581.
Langer, Karl, Ritter v. Edenberg, Anatom 588.
Langerhans, Paul, Arzt 588.
Langko, Diedrich, Maler 589.
La Nicca, Richard, Ingenieur 590.
Larisch, Alfred v., anhalt. Minister 593.
Lasaulx, Arnold v., Mineral., Geolog 595.
Latendorf, Friedr., Germanist 596.
Lattmann, Julius, Schulm., Philolog 597.
Laube, Heinr. Rud. Constanz, Schriftst., Schauspieldirector 752.
Lauer, Gustav v., pr. Generalstabsarzt 602.
Laurent, Johannes Theodor, Bischof 602.
Laurer, Joh. Frdr., Botaniker 604.
Lebert, Sigmund, Musiker 605.
Lebrun, Theodor, Schauspieler 608.
Lechler, Gotthard Viktor, ev. Theol. 609.
Lehfeld, Karl, Arzt 611.
Lehfeld, Otto, Schauspieler 611.
Lehmann, Christian, Histor. 616.
Lehmann, Christian, ev. Theol. 618.
Lehmann, Emil, Jurist 620.
Lehmann, Karl Frdr. Aug., Stenotachygraph 612.
Lehr, Julius, Cameralist 622.
Leibrock, August, Romanschriftsteller 623.
Leidesdorf, Max, Irrenarzt 625.
Leins, Chrstn. Friedrich, Baumeister 625.
Leitgeb, Hubert, Botaniker 627.
Leitner, Karl Gottfr., Ritter v., Dichter 629.
Leitzmann, J. L., Numismatiker 639.
Lemcke, Ludwig, Litterarhist. 639.
Lempertz, Heinrich, Antiquar 643.
Lender, Constantin, Arzt 645.
Lenz, Ludwig, Journalist 645.
Leo, Friedrich August, Dichter, Philantrop 646.
Leodigar, Sanct, Bischof von Autun 653.
Leopold, Erzh. v. Oesterreich 655.
Leova I., Westgothenkönig 657.
Leova II., Westgothenkönig 657.
Lepel, Bernhard v., Lyriker 658.
Lepsius, Karl Richard, Aegyptolog 659.
Leseberg, Friedrich, Dramatiker 670.
Leseberg, Joachim, Dramatik. 671.
Letzner, Karl, Entomologe 672.
Leu, Max, Bildhauer 790.
Leuckart, Karl Georg Friedr. Rud., Zoolog 672.
Leudesius, meroving. Hausmeier 675.
Leupolt, Karl Benj., Missionar 675.
Leuthari, alamannisch. Herzog 677.
Leuzinger, Rudolf, Kartograph 678.
Levinstein, Eduard, Arzt 680.
Levin, Georg Richard, Arzt 680.
Lexer, Mathias v., Germanist 681.
Leydensdorff, Franz Anton, Maler 684.
Leyser, Jakob Anton, evang. Geistl., Schulm. 687.
Lichtenheld, Wilhelm, Maler 691.
Lichtenstein, Franz, Germanist 694.

Lie, Sophus, Mathemat. 695.
Liebe, Friedrich (v.), Jurist, Staatsm. 698.
Liebe, Karl Theodor, Geolog 702.
Liebeherr, Maximil. v., Jurist 703.
Liebenow, Wilhelm, Topogr., Kartogr. 705.
Liebholdt, Zacharias, Dramatiker 707.
Liebrecht, Felix, Sagenforsch., Mythol. 708.
Liezen-Mayer, Alexander v., Maler 709.
Lilie, Dietrich, Osnabr. Chronist 715.
Liman, Karl, Arzt 716.
Linck, Hieronymus, Liederdichter, Dramat. 716.
Linde, Antonius von der, Schriftst. 717.
Linden, Joseph Frhr. v., württ. Minister 719.
Lindenschmit, Ludwig, Archäolog 721.
Lindenschmit, Wilh., Maler 728.
Lindner, Albert, dramat. Dicht. 735.
Lindner, Friedrich Wilhelm, Schulm. 737.
Lindner, Gust. Adolf, Schulm. 738.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.






A 000 159 026 4

